~~B. Hog 21~~
8
Enc. 256 y-4

<36642320240010

<36642320240010

Bayer. Staatsbibliothek

Conversations = Lexicon.

Vierter Theil.

G und H.

N a c h r i c h t.

Mit der Ablieferung dieſes Bandes iſt für die Empfänger, wenn ſie das Werk fortzuſetzen gedenken, eine neue Pränumerationszahlung für den 5ten—8ten Band mit 5 Rhlr. für Druckpapier, und 7 Rhlr. 12 Gr. für Schreibpapier fällig, und wird jeder Intereſſent dieſen Betrag an die Behörde, von der er den 4ten Band bezieht, ſofort entrichten, wenn ihm daran gelegen iſt, die Fortſetzung zu erhalten.

Vom erſten Januar 1815 an, bis zu welchem fünf Theile dieſes Handwörterbuchs, bis zum Buchſtaben L incl. reichend, vollendet ſind, kann der Pränumerations-Preis nicht anders als auf das ganze, auf 10 Bände berechnete und feſtgeſetzte Werk angenommen werden. Dieſer iſt auf ordinärem Papier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Xr. und auf Schreib-Papier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Xr. Einzelne Bände koſten im ordinären Laden-Preiſe 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Xr. — Privatperſonen, die ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf ſechs Exemplare das ſiebente frei. Den Buchhandlungen werden übrigens ſolche Vortheile gewährt, daß ſie, ohne den Pränumerations-Preis zu erhöhen, Exemplare um ſelbigen gegen baare Zahlung liefern können; jedoch wird man an ſie keine Anſprüche auf Frei-Exemplare oder Rabatt machen.

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Vierter Band.

G und H.

BIBLIOTHEK FREISING

Dritte Auflage des erſten bis vierten Bandes.

Leipzig und Altenburg,
F. A. Brockhaus.

1815.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G.

G, auf Franzöſiſchen Münzen bezeichnet die Münzſtätte Poitiers, auf den Preußiſchen Münzen Stettin.

G. Mit dieſem Buchſtaben bezeichnet man in dem modernen Tonſyſtem die fünfte diatoniſche Klangſtufe. Von dieſem Tone hat der G-Schlüſſel ſeinen Namen, wodurch die Linie des Linienſyſtems beſtimmt wird, auf welcher man das eingeſtrichne g vorſtellt. dd.

Gäa, die Erde als kosmologiſche Gottheit der Alten. Nach dem Chaos, ſagt Heſiod,

Ward die gebreitete Erd', ein dauernder Sitz der geſammten
Ewigen, welche bewohnen die Höhn des beſchneiten Olympos.

Was aus ihr, nach ihr und auf ihr ſich bildete, ward von ihr erzeugt. Ohne befruchtende Liebe gebar ſie den ſternichten Himmel (Uranos), die hohen Gebirge und den Pontos (das Meer); Uranos erzeugte mit ihr den Okeanos, Köos, Kreios, Japetos, Hyperion, Theia, Rheia, Mnemoſyne, Themis, Phöbe, Tethys, Kronos, (ſ. Titanen) die Kyklopen und Hekatoncheiren. Da Uranos jedes dieſer Kinder gleich nach der Geburt einkerkerte, ſann Gäa auf Rache, erfand die demantene Hippe, und beredete die Söhne, damit den Vater zu entmannen. Kronos verübte die That. Gäa empfing die der Wunde entrieſelnden Blutstropfen und gebar, dadurch befruchtet, die Erinnyen, Giganten und meliſchen Nymphen. Mit ihrem Sohn Pontos zeugte ſie nachher Nereus, Thaumas, Phorkys, Keto und Eurybia. Unzufrieden auch mit Kronos verhieß ſie ihrer Tochter Rheia, den neugebornen Zeus aufzuziehn, und trug ihn nach Kreta. Als er erwachſen war, half ſie ihm auf den Thron, indem ſie ihm rieth, die eingekerkerten Hekatoncheiren (Centimanen) und Kyklopen zu befreien.

Gabalis, (Graf v.). Unter dem Titel Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes erſchien in dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts ein Roman, deſſen Verfaſſer der Abbé de Villars war, ein Zweig der adlichen Familie v. Montfaucon in Languedoc und Verwandter des berühmten Archäologen Montfaucon. Er wurde 1640 geboren, und 1675, im 35 Jahr ſeines Lebens von einem ſeiner Verwandten auf dem Wege von Paris nach Lyon durch einen Piſtolenſchuß getödtet. Bei allen Anlagen der Natur und allen Anſprüchen des Talents gelang es ihm doch nicht, als Geiſtlicher ſein Glück zu machen, und daran hatte eben jener Roman die Schuld. Villars hatte die Cabbala lächerlich gemacht; die Freunde derſelben beſchuldigten ihn, heilige Wahrheiten angegriffen zu haben, und ſo wurde ihm die Kanzel verboten. Dem Roman liegt der Chiave del Gabinetto von Borry zum Grunde. Die Fabel deſſelben iſt ganz einfach. Ein berühmter Adept, der Graf v. Gabalis, meint in dem Verfaſſer natürliche Fähigkeiten für die Geheimniſſe der Cabbala gefunden zu

haben, und entwickelt ihm daher dieſe erhabne geheime Wiſſenſchaft in 5 Unterhaltungen. Wahrſcheinlich würden auch dieſe längſt vergeſſen, oder doch nur denen bekannt ſeyn, welche ſich mit der Geſchichte der myſtiſchen Philoſophie der Cabbaliſten, Gnoſtiker und Neuplatoniker, jenem Zuſammenfluß orientaliſcher Poeſie, griechiſcher Philoſophie und chriſtlicher Religion beſchäftigen, wenn nicht neuere Dichter die hier vorgetragene Dämonenlehre ſo zweckmäßig für ihre Fictionen gefunden hätten, daß ſie derſelben poetiſche Beglaubigung durch eingeführten Gebrauch gaben. „Dieſer unermeßliche Raum zwiſchen der Erde und den Himmeln, ſagt der Graf, hat viel edlere Bewohner als Vögel und Inſekten; dieſes ſo weit ausgedehnte Meer noch ganz andere Gäſte als Wallfiſche und Seehunde; die Tiefe der Erde iſt nicht allein für die Maulwürfe da, und das Element des Feuers, weit edler als die drei andern, iſt nicht gemacht um unnütz und leer zu bleiben.“ Man erwartet nach dieſem Eingang, daß der Graf die Elemente mit Geiſtern bevölkern werde, und findet ſich nicht getäuſcht, denn es wird das Syſtem von den 4 Elementargeiſtern vorgetragen, welche ſind die Sylphen, Luftgeiſter, die Ondinen, Waſſergeiſter, die Gnomen, Erdgeiſter, und die Salamander, Feuergeiſter. Die nähere Charakteriſtik jeder Claſſe behalten wir eignen Artikeln vor. Wie willkommen ein ſolches Syſtem der Geiſterlehre den Dichtern ſeyn mußte, die durch die chriſtliche Religion eine ſehr wirkſame Maſchinerie verloren, und in den Feen und Zauberern noch keinen hinlänglichen Erſatz gefunden hatten, mag man aus dem Ausruf des begeiſterten Grafen ſelbſt ermeſſen. „Du lernſt jetzt, ruft er aus, die ganze Natur Dir unterthänig machen; Gott allein wird Dein Herr, die Weiſen werden Dir nur gleich ſeyn. Weſen vom höchſten Verſtand wird es Ruhm ſeyn, Deinem Verlangen zu gehorchen; die Dämonen werden es nicht wagen, mit Dir an Einem Ort zu ſeyn, bei Deiner Stimme werden ſie zurück in den Abgrund ſchaudern, und alle unſichtbaren Bewohner der 4 Elemente ſich glücklich preiſen, die Diener deines Vergnügens zu ſeyn. Ich preiſe Dich, o großer Gott, daß Du den Menſchen mit ſo viel Ruhm gekrönt, und zum unumſchränkten Monarchen aller Werke Deiner Hand gemacht haſt!“ Es verſteht ſich, daß dies nur unter Bedingungen möglich iſt, aber eben dieſer Umſtand gibt dem Dichter wieder größeren Spielraum, ſo wie von der andern Seite die Vermiſchung dieſer Geiſterlehre mit den Feen und Zauberern ihr einen Reiz mehr gab. Wie viel aber die romantiſche Poeſie dadurch gewonnen habe, bedarf nicht erſt eines Beweiſes. dd.

Gabriel (Held Gottes), nach der Jüdiſchen Mythologie einer der 7 Erzengel, der dem Propheten Daniel ſeine Viſion auslegte und in der Novelle vom Tobias vorkommt. Nach der chriſtlichen Mythologie verkündigt er dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilands. Der Talmud und die Rabbiner beſtimmen ſeine Function genauer. Er iſt nach den Rabbinen der Todesengel für die Israeliten, und alle Israelitiſchen Seelen werden von den Unterſeeleneinnehmern (dies ſind Engel, welche bloß zum Abholen einer beſtimmten Seele geſchaffen worden und nach deren Ablieferung von der Welt vergehen) an ihn abgeliefert. Nach dem Talmud iſt Gabriel ein Fürſt des Feuers und über den Donner und das Reifen der Früchte geſetzt. Er brennte auf Jehovas Geheiß den Tempel mit an, ehe Nebucadnezars Krieger ihn

anzündeten und der Tempel ſtimmte über ſich ſelbſt ein Klaglied an. Einſt wird er Jagd auf den Fiſch Leviathan machen und ihn mit Gottes Hülfe überwältigen. Nach der Mahomedaniſchen Mythologie iſt er einer der 4 von Gott beſonders begnadigten Engel, mit Aufzeichnung der göttlichen Rathſchlüſſe beſchäftigt, und Engel der Offenbarung, als welcher er dem Mahomed den ganzen Koran eingab. Einſt verzuckte er den Mahomed in den Aether und führte ihn ſo ſchnell durch alle ſieben Himmel, daß der Prophet den bei der Hinfahrt umgeſtoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch vom völligen Umſturz abhalten konnte. A.

Gabrieli (Catharina), eine der berühmteſten Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Rom 1730, war eine Schülerin des großen Porpora. Im J. 1745 ſang ſie auf dem Theater von Lucca und war der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Kaiſer Franz I. berief ſie in der Folge nach Wien. Der Unterricht, den ſie von Metaſtaſio empfing, vollendete ihre Bildung für die Action und das Recitativ, und die Opern dieſes Dichters gewannen durch ſie mehr als durch irgend einen andern Virtuoſen. Das große Vermögen, welches ſie bei ihrer Ankunft auf Sicilien 1765 beſaß, bezeugt die Gunſt, deren ſie in Wien genoſſen. Ihr Talent war mit vielem Eigenſinn gemiſcht. Man erzählt unter andern folgende Anekdote. Der Vicekönig von Sicilien hatte die Künſtlerin nebſt dem vornehmſten Adel von Palermo einſt zur Tafel eingeladen. Als ſie ſich zur feſtgeſetzten Stunde nicht einfand, ſchickte er zu ihr, um ihr anzuzeigen, daß die Geſellſchaft ſie erwarte. Man fand ſie leſend im Bette. Sie ließ ſich mit gänzlicher Vergeſſenheit der Einladung entſchuldigen. Der Vicekönig war geneigt, ihr dieſe Unhöflichkeit zu vergeben, aber als die Geſellſchaft ſich in die Oper begab, ſpielte ſie ihre Rolle mit äußerſter Nachläſſigkeit und ſang alle ihre Arien sotto voce. Darüber entrüſtet, bedrohte ſie der Vicekönig mit einer Strafe. Aber ſie wurde nur noch hartnäckiger und erklärte, daß man ſie durch Zwang wohl zum Schreien, nicht aber zum Singen nöthigen könne. Der Vicekönig ſchickte ſie ins Gefängniß, wo ſie zwölf Tage blieb. Während dieſer Zeit gab ſie köſtliche Gaſtmäler, bezahlte die Schulden aller armen Gefangenen, und theilte mitleidig beträchtliche Summen Geldes aus. Man war gezwungen nachzugeben, und ſie wurde mitten unter dem Zujauchzen der Armen wieder in Freiheit geſetzt. Sie hat ſich nie entſchließen können nach England zu gehn. „Auf dem Londoner Theater, ſagte ſie, würde ich nicht Herrin meines Willens ſeyn; wenn ich mir in den Kopf ſetzte nicht zu ſingen, würde das Volk mich beleidigen, und vielleicht gar mishandeln; ich will lieber hier in gutem Wohlſeyn ſchlafen, wäre es auch im Gefängniß.“ Im J. 1765 berief die Kaiſerin Catharina ſie nach Petersburg und engagirte ſie auf zwei Monate. Als von ihrer Gage die Rede war, forderte ſie fünftauſend Ducaten. „Fünftauſend Ducaten! antwortete die Kaiſerin, ſo viel erhält keiner meiner Feldmarſchälle.“ So dürfen, antwortete die Sängerin, Eure Majeſtät ja nur einen ihrer Feldmarſchälle ſingen laſſen.“ Die Kaiſerin zahlte die verlangte Summe. Gegen das J. 1780 begab ſie ſich nach Mailand, wo ſie ihr äußerſtes that, um Marcheſi zu übertreffen und durchfallen zu laſſen. Die Sänger überhaupt ſcheuten ſich mit ihr zu ſpielen. Pacchierotti hielt ſich für verloren, als er das erſte Mal mit ihr auf der Bühne erſchien. Sie ſang eine ihrer Stimme durchaus angemeſſene Bravourarie,

und entwickelte dabei ihr ganzes Talent in ſolchem Umfang, daß der arme Pacchierotti mit lauten Seufzern hinter die Couliſſen floh, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, wieder aufzutreten. Er ſpielte die Rolle des Liebhabers und ſang mit ſo tiefem Ausdruck eine zärtliche Arie, die er an die Gabrieli richtete, daß ſie ſowohl als die Zuhörer davon innig bewegt wurden. Am vollkommenſten hat dieſe Sängerin unſtreitig die ſiegende Gewalt ihrer Stimme zu Lucca im J. 1745 entwickelt, als Guadagni ihr Held auf dem Theater und im Concert war. M.

Gaëta, eine in den Kriegsgeſchichten auch unſerer Tage berühmt gewordene Neapolitaniſche Feſtung, welche 25 Stunden von Rom und 15 von Neapel entfernt auf einer ſchroffen Landzunge liegt, und nach Virgil (Aen. 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Aeneas Amme, hat. Noch vor Rom wurde ſie gegründet, hatte nach dem Untergange des Römiſchen Reichs eine Zeitlang eine republikaniſche Verfaſſung, und wurde darauf von Herzogen regiert, die den Papſt als Lehnsherrn anerkannten. Sie iſt eine der ſtärkſten Feſtungen Europa's, wozu ihre iſolirte Lage, welche nur von der Seite der ſchmalen Landzunge den Angriff erlaubt, viel beiträgt. Ihre Umgebungen ſind höchſt reizend, und die vielen zierlichen Landhäuſer der Vorſtadt — ſchon die Römer hatten deren an dieſer fruchtbaren Küſte eine große Menge — machen das Ganze äußerſt romantiſch. Gaeta iſt ſchon im Mittelalter und namentlich im J. 1435 von König Alphons von Aragonien belagert worden; aber auch in der neuern Zeit hat es in einem Jahrhundert drei denkwürdige Belagerungen, durch welche es jedesmal erobert worden, erfahren. Die erſte 1702 von den Oeſtreichern, die es nach drei Monaten unter General Daun mit Sturm nahmen; die zweite 1734 von den vereinigten Waffen Frankreichs, Spaniens und Sardiniens, die vom Anfang Aprils bis zum 6ten Auguſt zubrachten, bis ſich die Beſatzung auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Seitdem noch mehr befeſtigt, wurde es zuletzt im J. 1806 von den Franzoſen belagert. Bei den ſchnellen Fortſchritten der Franzöſiſchen Heere in Neapel im Februar jenes Jahres wurde ihnen unter mehreren Feſtungen auch Gaeta von der Neapolitaniſchen Regierung zugeſichert, aber der Commandant derſelben, der heldenmüthige **Prinz Ludwig von Heſſen-Philippsthal**, verweigerte die Uebergabe und nöthigte durch ſeine tapfere Gegenwehr den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Mit unerſchütterlichem Muth hielt er ſich bis zum Juli, und nur eine faſt tödtliche Verwundung durch eine Bombe, die ihn nöthigte, ſich nach Sicilien überſchiffen zu laſſen, konnte es endlich dahin bringen, daß die Feſtung am 18. Juli capitulirte.

Gährung, nennen wir die von ſelbſt erfolgende Miſchungsveränderung, welcher alle organiſchen Körper, bei welchen die Lebensverrichtungen aufgehört haben, unterworfen ſind. Es ſind zur Gährung drei Bedingungen nothwendig: ein gewiſſer Grad der Wärme, ein beſtimmtes Maß von Feuchtigkeit, und der freie Zutritt der atmoſphäriſchen Luft. Die Körper verändern durch die Gährung ihre ganze Natur und Beſchaffenheit und gehen in andere Subſtanzen über, welche nach dem Grade und der Dauer der Gährung verſchieden ſind. Man unterſcheidet nämlich drei Grade oder Arten der Gährung: die **Weingährung**, die **ſaure Gährung** und die **faule Gährung**, welche letztere auch **Fäulniß** heißt.

Wenn ſchleimichte Flüſſigkeiten aus dem Pflanzenreiche, zu deren Beſtandtheilen auch der Zuckerſtoff gehört, z. B. der Moſt von Weintrauben und andern Beeren, desgleichen Obſtſäfte u. ſ. w. einer Temperatur von ungefähr 70 Gr. Fahrenheit ausgeſetzt werden; ſo nimmt man bald eine Veränderung der Miſchung ihrer Beſtandtheile wahr. Der Moſt leidet eine innere Bewegung, wird trübe in einen größern Umfang ausgedehnt, brauſet und entwickelt ein kohlenſaures Gas, welches durch Verbindung eines Theils des Sauerſtoffs mit einem Theile Kohlenſtoff entſteht und die Urſache des Brauſens iſt. Auf der Oberfläche der Flüſſigkeit ſondert ſich eine ſchleimartige Materie ab, welche man Gäſch oder Gäſcht nennt. Im Fortgange der Gährung bleibt ein anderer Theil des Sauerſtoffs mit dem Waſſerſtoffe und einem Theile des Kohlenſtoffs verbunden und dies gibt ein Alkohol (möglichſt gereinigten Weingeiſt). Das Alkohol und das kohlengeſäuerte Gas ſind alſo die Producte des erſten Grades der Gährung, der Weingährung. Die Flüſſigkeit, die vorher Moſt hieß und Zuckerſtoff enthielt, hat nun keinen Zucker mehr weil ſich dieſer in ſeine Beſtandtheile, Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, aufgelöſt hat, welche beide ganz andere Verbindungen eingegangen ſind. Der durch dieſen erſten Grad der Gährung entſtandene Wein verändert aber ſein Miſchungsverhältniß aufs neue, ſobald Wärme und Luft fortdauernd auf ihn wirken. Es erfolgt der zweite Grad der Gährung, die ſaure Gährung, wodurch der Wein in Eſſig verwandelt wird. Während der ſauren Gährung verbindet ſich der Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft mit dem Weine, wodurch der Eſſig entſteht. Die Beſtandtheile deſſelben ſind der aus der Luft eingeſogne Sauerſtoff, der in Verbindung getreten iſt mit dem Waſſer- und Kohlenſtoffe. Man bemerkt bei dem Uebergange des Weins in Eſſig auch ſichtbare Veränderungen. Die Flüſſigkeit trübt ſich, es ſetzt ſich eine fadenähnliche Materie auf der Oberfläche an und zugleich ſondert ſich eine fadenartige Maſſe ab. Der geiſtige Geruch und Geſchmack, ſo wie die berauſchende Kraft, welche beim Weine vom Alkohol herrührten, ſind nicht mehr vorhanden; das Alkohol iſt zerſetzt und die Flüſſigkeit ſchmeckt nun ſauer. Um indeß den Wein in Gährung zu bringen, iſt erforderlich, daß er noch nicht ganz von ſeinen ſchleimigten Beſtandtheilen befreiet, der freien Luft und einer Wärme von 75 bis 85 Grad Fahrenheit ausgeſetzt ſey. Die dritte Art der Gährung, die Fäulniß, erfolgt, wenn man den Eſſig ferner der Luft und Wärme ausſetzt. Es geht dabei der Waſſerſtoff in Gasgeſtalt, und der Sauerſtoff in Verbindung mit dem Kohlenſtoffe und Wärmeſtoffe, als kohlenſaures Gas fort. Der Geruch iſt nunmehr fade, ekelhaft und fauligt; der Geſchmack nicht mehr ſauer, ſondern faul. Die faule Gährung bietet nach Beſchaffenheit der Umſtände ſehr verſchiedene Phänomene dar. Ihr ſind alle Körper der beiden organiſirten Naturreiche unterworfen. Doch iſt wohl zu merken, daß keineswegs alle Körper nach und nach die Weingährung, die Eſſiggährung und die Fäulniß in einer nothwendigen Stufenfolge durchlaufen. Thieriſche Körper gehen ohne dieſe unmittelbar in Fäulniß über, weil ſie keinen Zuckerſtoff enthalten. Andere Subſtanzen gerathen in die Eſſiggährung und aus dieſer in Fäulniß, ohne daß die Weingährung vorausgegangen. Fourcroy nimmt noch eine Zucker- und eine Teiggährung an, und begreift unter der erſten die Bildung des Zuckerſtoffs in verſchiedenen Pflanzenkörpern, beſonders in Früchten, die grün abgenommen, nachher erſt reifen

und zuckerſüß werden, unter der letzten aber die Gährung des Mehlteiges, die nach ihm der Anfang einer von ſelbſt erfolgenden Zerſetzung iſt, die mit Fäulniß endigen würde, wenn man ſie nicht durch das Backen verhinderte. Die Gährung iſt überhaupt als diejenige Operation der Natur zu betrachten, durch welche ſie die organiſchen Körper wieder in ihre Grundbeſtandtheile auflöſt, um dieſe alsdann wieder zur Bildung neuer organiſcher Weſen anwenden zu können.

Gaillarde oder Ital. Gagliarda, ein veralteter italieniſcher Tanz von fröhlichem Charakter und lebhafter Bewegung, deſſen Melodie im ¾ Takt geſetzt iſt. Man nannte ihn auch Romaneske, weil er urſprünglich aus Rom ſtammen ſollte.

Galaktit, Milchſtein, ein grauer Stein von ſchönem Anſehn, der gepulvert einen Milchſaft gibt.

Galatea, eine Tochter des Nereus und der Doris. Der Cyklope Polyphem verfolgte die reizende Nymphe mit ſeiner Liebe, ohne für ſeine Seufzer und Wehklagen mehr als Spott zu gewinnen. Glücklicher war der ſchöne Schäfer Acis in Sicilien, welcher ſich ihrer Gegenliebe bis in den Tod erfreute, den er für ſie litt. Denn als ſie einſt von Polyphem in zärtlicher Umarmung überraſcht wurden, ſchleuderte derſelbe in eiferſüchtiger Wuth ein Felsſtück auf beide, welches den Acis zerſchmetterte, während Galatea ins Meer flüchtete. In einen Bach verwandelt, eilte nun Acis dem ſichern Aufenthalt ſeiner Geliebten zu, wo ſie fortan ungeſtört ihrer Liebe pflegen konnten. M.

Galba, der Nachfolger des Nero in der Kaiſerwürde, ſtammte aus dem alten und berühmten Sulpiciſchen Geſchlechte und wurde am 25. Dec. 750 (nach Erbauung Roms) geboren. Man ließ ihn vor dem geſetzlichen Alter zu Staatsämtern gelangen. Nach der Prätur ward er Statthalter von Aquitanien und ein Jahr darauf Conſul. Caligula ernannte ihn zum Feldherrn in Deutſchland an des Getulicus Statt. In dieſem Poſten erwarb er ſich nicht nur durch die ſchnelle Zurücktreibung der Deutſchen, die in Gallien eingefallen waren, ſondern auch durch die Herſtellung der alten Kriegszucht bei der Armee großen Ruhm und die Hochachtung des Kaiſers. Nach deſſen Tode ließ er ſeine Völker dem Claudius ſchwören, der ihn dafür in die Zahl ſeiner vertrauteſten Freunde aufnahm, und ihn als Proconſul nach Africa ſchickte, wo Unruhen ausgebrochen waren. Galba führte in zwei Jahren die Ordnung zurück, empfing nach ſeiner Rückkehr die Triumphsinſignien und wurde unter die Prieſter des Auguſt aufgenommen. Seitdem lebte er bis in die Mitte der tyranniſchen Regirung des Nero in ſtiller Eingezogenheit, um keinen Verdacht zu erregen. Aber Nero ernannte ihn aus eigener Bewegung zum Statthalter von Hiſpania Tarraconnenſis, ward jedoch bald ſo gegen ihn erbittert, daß er Befehl gab, ihn heimlich hinzurichten. Ehe noch der Befehl vollzogen werden konnte, empörte ſich Galba, fand aber größere Schwierigkeiten als er erwartet hatte, und fing ſchon an ſein Unternehmen zu bereuen, als auf einmal die Nachricht von Nero's Tode kam, und daß Er ſelbſt von den Prätorianiſchen Kohorten in Rom zum Kaiſer ſey ausgerufen worden. Bald erſchienen Geſandte vom Senat, ihm ſeine Erhebung bekannt zu machen. Er begab ſich nach Rom, und ließ verſchiedene Aufrührer mit Strenge hinrichten. Hiedurch aber, ſo wie durch die Nachſicht gegen ſeine

Freunde, die er unumſchränkt walten ließ, und durch übertriebe- n n Geiz erregte er bald allgemeine Unzufriedenheit. Kaum hat- te er ſein zweites Conſulat angetreten, als ſich die Legionen in Oberdeutſchland gegen ihn empörten. Dies bewog ihn, ſich unter dem Namen eines adoptirten Sohnes einen Mitregenten zu wäh- len. Statt des Otho, den die Soldaten liebten, ernannte er da- zu den Piſo Licinianus, der wegen ſeiner ſtrengen Tugend verhaßt war. Otho, durch dieſe Zurückſetzung beleidigt, faßte den Ent- ſchluß, ſich der Herrſchaft mit Gewalt zu bemächtigen. Die prä- torianiſchen Cohorten erklärten ſich zuerſt für ihn, und Galba, um- ſonſt bemüht, die Ordnung wiederherzuſtellen, wurde, als er ſich geharniſcht nach dem Prätorium tragen ließ, überfallen und nie- dergehauen. Er war 72 Jahr alt und hatte nur wenige Monate regirt. Unſtreitig würde er ein vortrefflicher Fürſt geweſen ſeyn, wenn er beſſere Rathgeber gehabt oder wenigſtens den böſen nicht ſo viel Gewalt über ſich verſtattet hätte. M.

Galeere, eine Art langer, ſchmaler Schiffe mit niedrigem Bord, auf welchen man ſowohl Segel als Ruder gebraucht. Die gewöhnliche Länge iſt 22 Klaftern. Nebſt zwei Kanonen von mit- telmäßiger Größe und zwei kleinern führt ſie auf dem Vordertheil noch e n ziemlich großes Stück, welches Corſiero, Courſier, heißt und eine 24pfündige Kugel ſchießt. Auf jeder Seite ſind 25 bis 50 Ruderbänke, und an jeder Ruderbank fünf bis ſechs Ruder- knechte. Außer dem mittelländiſchen Meere, wo die Galeeren am meiſten gebraucht werden, haben Frankreich dergleichen auch auf dem Ocean und Rußland und Schweden auf der Oſtſee. Die Türken und Barbaresken gebrauchen zur Arbeit auf den Galeeren, welche beſonders im Rudern beſteht, hauptſächlich Chriſtenſklaven; in den Europäiſchen Staaten hingegen müſſ n eigens dazu verurtheilte Verbrecher dieſe ſchwere Arbeit verrichten.

Gälen, berühmter unter dem Namen der Kelten oder Cel- ten, waren ein in der alten Welt weitverbreitetes Volk von un- gewiſſer Abkunft. Ihren Namen leitet man ab von Wallen, wie Wallia, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wan- derungen derſelben in Aſien und Italien. (Liv. 1, 33. 38, 16. Flor. 2, 11.) Gallien ward ihnen eigen, und von da aus dran- gen Schwärme von ihnen nach Britannien und den dazu gehörigen Inſeln. Die alten Kaledonier, Pikten und Skoten ſind mit ihnen einerlei Stammes, und die Provinz Wales zeugt noch mit dem Namen dafür. Außerdem war Oberitalien, der untere Theil von Deutſchland längs der Donau bis nach Pannonien und Illyrikum, ſo wie Helvezien, mit Kolonien von ihnen beſetzt. Zu der Zeit, wo die Geſchichte zuerſt ausführlicher von ihnen ſpricht, erſcheinen ſie ſchon nicht ganz ohne Kultur. Wir finden bei ihnen die merk- würdige Druiden-Religion, Geſänge der Barden, und eine Art Staats- und Kriegs-Einrichtung, die zuletzt den Römern unter- lag, weil die Uneinigkeit ihrer Fürſten ſie ſelbſt ins Verderben ſtürzte. Oefters waren ſie der Römer furchtbarſte Feinde; ein Zug von ihnen drang bis Griechenland, Thrazien, Kleinaſien vor, und wurde unter dem Namen der Galater (Paus. Att. 3.) mehr als einmal furchtbar. — In Frankreich dürfte indeß von den alten Galen wenig mehr übrig ſeyn. Früher auf der einen Seite von den Belgen und Kymren, auf der andern von den Römern verdrängt, wurden am Ende teutoniſche Nazionen ihre Ueberwinder, ſo daß Ga-

len und galiſche Sprache nur noch an den äußerſten Enden ihrer Beſitzthümer, in Irland, den Hebriden und dem ſchottiſchen Hochland gefunden wurden. (S. übrigens Gallier.) dd.

Galen (Chriſtoph Bernhard von), Biſchof von Münſter, war einer der berühmteſten Kirchenprälaten des ſiebzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht eben durch Thaten, die eines Biſchofs würdig ſind, doch durch ſolche, die einem Fürſten in der Geſchichte einen großen Namen verſchaffen. Er war aus einem alten Geſchlechte Weſtphalens, trug anfangs die Waffen, legte ſie aber, ohne ſeine Neigung dafür aufzugeben, nieder, um ein Canonicat von Münſter anzutreten. Zum Biſchof dieſer Stadt erwählt, die ſich ſeiner Autorität widerſetzte, belagerte und eroberte er ſie im J. 1661, und ließ eine Citadelle erbauen. Im J. 1664 wurde er zu einem der Directoren der Reichsarmee gegen die Türken in Ungarn ernannt, fand aber nicht Gelegenheit, ſeinen Muth zu beweiſen, da gleich nach ſeiner Ankunft der Friede geſchloſſen wurde. Im folgenden Jahre legte er den Harniſch für England gegen die Holländer an und trug mehrere Vortheile über ſie davon. Der Friede wurde 1666 auf Ludwig XIV. Vermittlung geſchloſſen, aber 1672 brach der Krieg um eine Herrſchaft, welche Holland ihm vorenthielt, von neuem aus. Im Bunde mit Frankreich entriß er den vereinigten Staaten mehrere Städte und feſte Plätze. Nachdem ihn der Kaiſer genöthigt hatte, Frieden zu ſchließen, verband er ſich mit Dänemark gegen Schweden, und machte neue Eroberungen. Im J. 1674 verband er ſich mit Spanien und lieferte den Holländern, ſeinen alten Feinden, Truppen. Er war ein Mann von ſeltenem Unternehmungsgeiſt, einer der größten Generale ſeiner Zeit, und würde, wenn er ſo viel Macht als Muth beſeſſen hätte, ein zweiter Alexander geworden ſeyn. Er ſtarb den 19. Sept. 1678 in ſeinem 74ſten Jahre.

Galenus (Claudius), ein berühmter Griechiſcher Arzt, wurde im J. Chr. 113 zu Pergamus in Kleinaſien geboren. Sein Vater, Nikon mit Namen, ein geſchickter Baumeiſter und Mathematiker, ließ ihm eine ſorgfältige Erziehung geben, und widmete ihn, durch einen Traum dazu bewogen, der Arzneikunſt. Nachdem Galenus den Unterricht mehrerer berühmten Aerzte genoſſen, unternahm er ſeine gelehrten Reiſen, beſuchte Lycien, Paläſtina und Alexandria, welches auch damals noch der Mittelpunkt der gelehrten Welt war. Er befleißigte ſich beſonders der Anatomie, und kehrte, 24 Jahre alt, in ſein Vaterland Pergamus zurück, wo er eine öffentliche Anſtellung erhielt. Ein Aufruhr aber bewog ihn in ſeinem 32ſten Jahre nach Rom zu gehen, wo er durch glückliche Kuren, beſonders durch ſeine große Geſchicklichkeit in der Prognoſtik großen Ruhm gewann, und den Neid der andern Aerzte in ſolchem Grade auf ſich zog, daß er ſeine öffentlichen anatomiſchen Vorleſungen, ihrer unabläſſigen Anfeindungen wegen, aufgeben, und endlich ſogar nach Griechenland gehen mußte, gerade als in Rom eine anſteckende Krankheit ausgebrochen war. Er durchreiſte wieder verſchiedene Länder, um merkwürdige Naturproducte und Arzneimittel an Ort und Stelle zu unterſuchen, und wurde nach einem Jahre von den Kaiſern Mark Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. Hier bereitete er nach ſeiner Ankunft den Theriak. Weil aber die Peſt in der Nähe war, ging er wieder nach Rom, um dem jungen Commodus als Leibarzt zu dienen. Wann er endlich in ſeine Heimath zurückgekehrt ſey, iſt wie ſein Sterbejahr ungewiß; er lebte noch unter Septimius Se-

verus, und Suidas ſcheint mit Recht ſein Alter auf ſiebenzig Jahre anzugeben. Galen hat als Arzt und Philoſoph große Verdienſte, beſonders dadurch, daß er die empiriſche Pathologie mehr aufklärte und zu einer richtigern Theorie der Empfindungen und der animaliſchen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Mit Recht kann man ihn den Urheber der Arzneiwiſſenſchaft nennen, denn er brachte ſie zuerſt in ein zuſammenhängendes Syſtem. Seine vielen Schriften zeugen von einer ſehr gründlichen, durchdachten, nicht bloß hiſtoriſchen, Kenntniß der ältern Griechiſchen philoſophiſchen Syſteme, und verbreiten ſich über alle Theile der Medicin. So zahlreich ſie auch ſind, ſo beſitzen wir doch nur einen Theil derſelben, denn viele verbrannten, als ſein Haus in Rom von den Flammen verzehrt wurde. Nach Fabricius haben wir noch von Galen 82 echte Schriften, 18, welche verdächtig, und 44, welche offenbar untergeſchoben ſind; ferner noch Fragmente aus 19 verloren gegangenen und Commentare über 18 Schriften des Hippokrates. Außerdem ſind noch viele bis jetzt ungedruckt gebliebene vorhanden. Von ſeinen verloren gegangenen Schriften werden in Fabricius Bibliothek 50 mediciniſche und 118 meiſt philoſophiſche angeführt.

Galeote oder Galiote, eine Art kleiner Galeeren, die zum geſchwinden Lauf geſchickt ſind und auf der Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, deren jede nur mit Einem Ruderknechte verſehen iſt. Die Ruderknechte ſind zugleich Soldaten, welche die Muskete führen. Eine Bombardiergaliote iſt ein plattes Schiff von ſtarkem Holze und ohne Verdeck. Man bedient ſich derſelben die Mörſer darauf zu führen, welche man auf ein falſches Verdeck unten in den Raum ſetzt. Der Erfinder dieſer Fahrzeuge war Bernard Renaud, ein Franzoſe, und der erſte Verſuch damit wurde im J. 1681 vor Algier gemacht.

Galiani (Fernando), als Staatsmann, origineller Denker, geiſtreicher Schriftſteller und witziger Geſellſchafter gleich ausgezeichnet, war der Sohn eines königl. Neapolit. Auditeurs. Sein Oheim, Cöleſtin Galiani, Erzbiſchof von Tarent und Großcaplan des Königs, ließ ihn ſehr jung nach Neapel kommen, damit er hier die erſten Elemente der Grammatik lernen ſollte, und vertraute ihn, als er im J. 1740 nach Rom gehen mußte, den Cöleſtinern zu Neapel, welche ihn in der Mathematik und Philoſophie unterrichteten. Als aber der Erzbiſchof zurückgekehrt war, nahm er ihn wieder zu ſich, um ihn die Rechte ſtudiren zu laſſen, und der junge Galiani wurde bald mit der großen Anzahl Gelehrter bekannt und vertraut, deren Beſuche ſein Oheim als Oberaufſeher der Studien täglich empfing. In einem Alter von zwanzig Jahren las er in einer academiſchen Geſellſchaft eine Abhandlung über den Zuſtand des Geldes zur Zeit des Trojaniſchen Krieges. Der Beifall, den dieſer von dem gelehrten Mazzochi gebilligte Verſuch erhielt, feuerte ihn an, dieſen Gegenſtand weitläuftiger in einem großem Werke über das Geld abzuhandeln, welches er, ohne ſich zu nennen, in dem folgenden Jahre herausgab. Er hatte das Vergnügen, ſeine Grundſätze von der Regirung angenommen zu ſehen. Um dieſe Zeit widmete er ſich dem geiſtlichen Stande, und ging, wohl ausgeſtattet mit Pfründen, nach Rom, wo er vom Papſt Lambertini freundlich aufgenommen wurde. Er beſuchte Padua, Turin und die übrigen Hauptſtädte Italiens, und trat allenthalben mit den ausgezeichnetſten Gelehrten in Verbindung. In der Folge erwarb er ſich einen Namen in Staatsangelegenheiten

In der Eigenſchaft eines Geſandtſchaftsſecretärs ward er nach Paris zu dem Grafen Catillana, damaligem Neapolitaniſchen Geſandten daſelbſt, geſchickt, und verwaltete die Geſchäfte allein, als bald darauf der Geſandte einen ſechsmonatlichen Urlaub erhielt, um Spanien zu bereiſen. Im J. 1765 hatte er mit vorgängiger Erlaubniß Paris verlaſſen, und wollte eben dahin zurückkehren, als ihm ſein Hof eine wichtige Sendung übertrug, durch welche er Mitglied des Commerzcollegiums ward. Er zog jedoch die Stelle eines Legationsſecretärs für einige Zeit vor. Von Paris ging er nach England und in der Folge nach Holland, die ſo verſchiedenen Conſtitutionen beider Länder zu ſtudiren. Im J. 1769 kehrte er nach Neapel zurück, um ſeinen Platz im Commerzcollegium einzunehmen, unterbrach aber nicht ſeinen Briefwechſel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Batteux, Arnauld, Barthelemy und andern Gelehrten, deren Briefe an ihn neun Bände ausmachen. Mit ſeinen ſeltnen Einſichten diente er dem Staate in den wichtigſten Angelegenheiten bis an ſeinen Tod d. 30. Oct. 1787, während er immer in mehreren Fächern der Wiſſenſchaften fortarbeitete. Die ungemeine Schnellkraft ſeines Geiſtes machte ihm leicht, was andern ſchwer fällt. Vieles, was er nie ſtudirt hatte, ergründete er ſo ſchnell, daß er vortreflich darüber ſprechen und ſchreiben konnte, ſchrieb aber am liebſten über neue, wenig bearbeitete Gegenſtände, und ſolche, die den Nutzen und Ruhm ſeines Vaterlands zum Zwecke hatten. In einem Brief vom 13. Dec. 1770 an Frau von Epinay ſagt er über ſich und ſeine Schriften folgendes: „Wenn bei dieſer Gelegenheit ein Zeitungsſchreiber über mein literariſches Leben etwas ſagen will, ſo wiſſe er, daß ich 1728 den 2. Dec. (zu Chieti in Neapel) geboren bin, daß ich 1748 durch eine poetiſche Pläſanterie und eine Leichenrede auf unſern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannaccone, ruhmwürdigen Andenkens, bekannt wurde, daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754 meine Geſpräche über das Getreide herausgegeben, im J. 1755 aber meine Diſſertation über die Naturgeſchichte des Veſuv geſchrieben habe. Sie iſt nebſt einer Sammlung Veſuviſcher Steine dem Papſt Benedict XIV. überſchickt und nie gedruckt worden. Ferner ſollen Sie wiſſen, daß ich im J. 1756 zum Mitglied der Academie von Herculanum ernannt wurde, und daß ich viel an dem erſten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich ſogar eine groſe Abhandlung über die Malerei der Alten geſchrieben, daß ich im J. 1758 die Leichenrede auf Papſt Benedict XIV. (welche mir von meinen Werken am beſten gefällt) herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden und in Frankreich nur Kinder und Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht geſehen. Sie kennen meinen Horaz und das Publicum kennt meine Geſpräche über das Getreide“ u. ſ. w. Die Schreibart dieſer Geſpräche bewunderte ſelbſt Voltaire. Die Anzahl der ungedruckten Werke Galiani's iſt ſehr groß und es befinden ſich darunter ſehr bedeutende, deren Bekanntmachung von ſeinem Erben, Namens Azaroti, zu wünſchen iſt. M.

Galiläa hieß zu den Zeiten Jeſu die nördlichſte Provinz von Paläſtina, welche gegen Morgen von dem Fluſſe Jordan, gegen Mittag von Samaria, gegen Abend von dem mittelländiſchen Meere und Phönicien und gegen Mitternacht von Syrien und dem Gebirge Libanon begränzt, und meiſt von armen, ungebildeten Fiſchern bewohnt war. Als die Wiege des Chriſtenthums hat dieß kleine Land allgemeines Intereſſe. Ueberall trifft man darin auf Stätten, die

durch merkwürdige Auftritte aus dem Leben des größten und rein= ſten aller Menſchen geweiht ſind. Hier lag Nazareth, in dem Jeſus aufwuchs, hier floß der Jordan, an deſſen Ufern er ſein Lehramt begann und ſeine Jünger ſammelte; Cana, wo er ſein er= ſtes Wunder verrichtete, Capernaum, am See Tiberias, das ihn oft in ſeinen Mauern ſah, Nain, wo er den Jüngling vom Tode erweckte, waren Galiläiſche Städte; hier lag der Hügel, auf dem er ſeine Bergpredigt hielt (jetzt der Berg Chriſti genannt), hier der Berg Tabor, wo ihn die Jünger in ſeiner Verklärung ſahen. Galiläa war der Schauplatz der meiſten Thaten und Wunder Jeſu. Die Bewohner dieſes Landes wurden wegen ihrer geringen Bildung und einfachen Sitte von den Judäern verachtet und daher auch die Chriſten anfangs, weil ihre Religion vorzüglich in Galiläa entſtan= den war, ſpottweiſe Galiläer genannt. Jetzt ſchmachtet Galiläa mit den übrigen Provinzen Paläſtinas als ein Theil der Statthal= terſchaft Damask in Syrien oder Soriſtan unter dem Drucke der Türkiſchen Oberherrſchaft, Beduinen und Räuberhorden ſchwärmen in ſeinen verödeten Thälern umher, und nur jene heiligen Oerter werden noch von wenigen, hart bedrängten Chriſten bewacht. E.

Galilei (Galileo). Dieſer um die Naturlehre durch die wich= tigſten Entdeckungen und Andeutungen unſterblich verdiente Mann wurde den 15. Febr. 1564 zu Piſa geboren. Sein Vater Vincenzo Galilei, ein Florentiniſcher Edelmann, widmete ihn den Studien, ſobald er die Fähigkeiten des Knaben bemerkte, und ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Muſik unterrichten, neben welchen Beſchäftigungen er ſchon früh eine lebhafte Neigung zu me= chaniſchen Arbeiten zeigte. Im J. 1581 beſuchte Galilei die Univer= ſität Piſa, um die Arzneiwiſſenſchaft und die ariſtoteliſche Philoſo= phie zu hören. Letztere, durch den Wuſt der Scholaſtik entſtellt, er= regte ſchon damals in ihm den Widerwillen, der ihn ſpäter zu ihrem erklärteſten Widerſacher machte. Früh entwickelte er jenen ſeltenen Beobachtungsgeiſt, der ihn auszeichnete; er war kaum neunzehn Jahre alt, als ihn die Schwingungen einer im Dom zu Piſa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Geſetze des Pendels leiteten, die er zuerſt beſtimmte und zur Abmeſſung der Zeit benutzte, wie= wohl die Idee von Anbringung des Pendels von ihm nur unvollkom= men gefaßt, und erſt ſpäter von ſeinem Sohn Vincenzo und beſon= ders von Huygens vervollkommnet wurde, welchen letztern man als den wahren Erfinder der Pendeluhren anzuſehen hat. Hierauf ſtu= dirte er unter dem geſchickten Oſtilio Ricci die Mathematik, erſchöpf= te bald den Euklides und Archimedes, und wurde durch letztern im J. 1586 auf die Erfindung der hydroſtatiſchen Wage geführt. Ma= thematik und Naturwiſſenſchaft beſchäftigten ihn ausſchließlich und ſchon 1589 wurde er Profeſſor der Mathematik zu Piſa. Unabläſſig war er bemüht, die Rechte der Natur gegen eine verkehrte Philoſo= phie geltend zu machen, wofür er jetzt als Vater der neuen Phyſik geprieſen wird, damals aber die härteſten Verfolgungen erdulden mußte. Vor vielen Zuſchauern zeigte er durch Verſuche, die er auf dem Thurme der Domkirche anſtellte, daß das Gewicht auf die Ge= ſchwindigkeit fallender Körper keinen Einfluß habe. Dadurch reizte er ſeine ariſtoteliſch geſinnten Freunde gegen ſich dergeſtalt an, daß er ſein Lehramt nach zwei Jahren niederlegen mußte. Er begab ſich zu Filippo Salviati, wo ihn Franceſco Sagredo, ein würdiger Ve= nezianer, kennen lernte, auf deſſen Empfehlung ihn der Senat von

Venedig 1592 als Lehrer der Mathematik nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall; aus den entfernteſten Gegenden Europa's ſtrömten ihm Zuhörer herbei, unter welchen ſich auch der große Guſtav Adolph befand. Er hielt ſeine Vorträge in Italieniſcher Sprache, und erwarb ſich das Verdienſt um ſie, zuerſt für die Philoſophie ſie gebildet zu haben. Im J. 1597 erfand er den Proportionalcirkel deſſen Gebrauch er neun Jahre nachher in einer eignen Schrift erläuterte. Wichtiger ſind die mathematiſchen Wahrheiten, die er ſeit dem Jahr 1602 entdeckte, z. B. daß die Räume, durch welche ſich ein fallender Körper in gleichen Zeittheilen bewegt, nach den ungeraden Zahlen wachſen. Ob ihm die Erfindung des Thermometers gehöre, iſt ſchwer zu beſtimmen; vielleicht hat er daſſelbe nur zweckmäßiger eingerichtet. Auch über den Magneten machte er intereſſante Beobachtungen. Wichtiger aber war die Erfindung des Fernrohrs und Mikroſcops (vergl. Fernrohr). Das Teleſcop, das in Holland nicht bloß unvollkommen, ſondern auch unfruchtbar blieb, wandte Galilei gen Himmel, und machte damit in kurzer Zeit eine Reihe der wichtigſten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erde, eine unebene Fläche habe, und lehrte die Höhen ſeiner Berge aus ihrem Schatten meſſen. Das Heer der Firſterne ſah er gränzenlos vermehrt; bloß im Sternbilde des Orion zählte er über 500 neue Sterne und 36 im Siebengeſtirn, wo das bloße Auge nur ſechs oder ſieben unterſcheidet. Den neblichten Fleck, welcher die Krippe heißt, löſte er in ſeine einzelnen Sterne auf, und ahnete, daß ſich die ganze Milchſtraße mit ſchärferen Fernröhren eben ſo werde auflöſen laſſen. Am merkwürdigſten war die Entdeckung der Jupiterstrabanten, die er am 7. Januar 1610 zuerſt beobachtete. Auch das Daſeyn des Saturnringes bemerkte er, ohne jedoch von der Geſtalt deſſelben eine richtige Vorſtellung zu faſſen. Die Sonnenflecken ſah er etwas ſpäter, hielt ſie ſogleich ganz richtig für etwas Atmoſphäriſches und ſchloß aus ihrer gemeinſchaftlichen Fortrückung von Oſten gegen Weſten auf eine Rotationszeit des Sonnenkörpers und auf die Neigung ſeiner Axe gegen die Ebene der Erdbahn. Doch hat Johann Fabricius, der dem Galilei die letztere Entdeckung ſtreitig macht, allerdings den Ruhm, ſie zuerſt durch den Druck bekannt gemacht zu haben. Galilei's Name war unterdeſſen ſo berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. in der Mitte des Jahres 1610 als großherzoglichen Mathematiker und Philoſophen und erſten Lehrer der Mathematik zu Piſa (wo er jedoch zu wohnen nicht verpflichtet war) mit einem anſehnlichen Gehalt zu ſich berief. Er hielt ſich theils zu Florenz, theils auf dem Luſtſchloſſe alle selve ſeines Freundes Salviati auf. Hier verſchaffte er im Jahre 1610 durch die Entdeckung der abwechſelnden Lichtgeſtalten der Venus und des Mars dem Copernicaniſchen Syſtem den vollſtändigſten Sieg, da durch dieſelbe die Bewegung dieſer Planeten um die Sonne und ihre Erleuchtung durch dieſelbe außer Zweifel geſetzt wurde. Bald darauf richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Schwimmen und Unterſinken der feſten Körper im Waſſer, und ſchrieb darüber ein wichtiges Werk, in welchem er, ſo wie in allen ſeinen übrigen Schriften, den Samen vieler neuen Lehren ausſtreute, die zum Theil erſt ſpäter zur Reife gediehen ſind. Während er ſich ſo bemühte, ungeachtet des Widerſtreits der Ariſtoteliker, die Gränzen der Naturlehre zu erweitern, zog ſich ein Ungewitter über ihn zuſammen, dem er zwar für dieß Mal entging, das aber ſpäter deſto furchtbarer über

ihn losbrach. Galilei hatte ſich in ſeinem Werke über die Sonnenflecken für die Copernicaniſche Weltordnung erklärt, und wurde deshalb von ſeinen Feinden, die das Anſehn der Bibel dadurch für gefährdet anſahn, verketzert. Die Mönche predigten wider ihn, und einer derſelben nahm die Stelle der Bibel zum Texte: Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum? Galilei ging nach Rom, um, wie er ſich ausdrückt, die Verleumdungen ſeiner drei größten Feinde, der Unwiſſenheit, des Neides und der Bosheit, zu vernichten; und wirklich begnügte man ſich mit der ihm abgefoderten Erklärung, daß er ſein Syſtem weder mündlich noch ſchriftlich weiter behaupten wolle. Nicht zufrieden damit, ſuchte er bei dieſer Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken, und wäre den Mißhandlungen des Inquiſitionsgerichts ſchwerlich entgangen, wenn nicht der Herzog, die Gefahr ahnend, ihn zurückberufen hätte. Im J. 1618 gab ihm die Erſcheinung dreier Cometen Veranlaſſung, ſeinen Freunden allgemeine Betrachtungen über dieſe Körper mitzutheilen. Sein Schüler, Mario Guiducci, bildete daraus eine Schrift, in der er den Jeſuiten Graſſi ſcharf beurtheilte. Dieſer, welcher Galilei für den Verfaſſer hielt, griff denſelben an. Galilei antwortete in ſeinem Saggiatore u. ſ. w., einem Meiſterſtücke von Beredſamkeit, welches nach Algarotti die ſchönſte Streitſchrift iſt, die Italien aufzuweiſen hat, und ungeachtet der darin enthaltenen Irrthümer noch immer geleſen zu werden verdient. Er machte ſeinen Gegner lächerlich, und zog dadurch die Feindſchaft der Jeſuiten auf ſich, die ihm in der Folge ſehr nachtheilig ward. Um dieſe Zeit arbeitete er ſein berühmteſtes Werk, die Geſpräche über die Ptolemäiſche und Copernicaniſche Weltordnung, aus, worin er, ohne eine Entſcheidung auszuſprechen, drei Perſonen redend einführt, darin eine das Copernicaniſche, die zweite das Ptolemäiſche Syſtem vertheidigt, die dritte aber beider Gründe dergeſtalt abwägt, daß die Sache dem Anſcheine nach problematiſch bleibt, ſo wenig auch das Uebergewicht der für Copernicus aufgeſtellten Beweiſe zu verkennen iſt. Mit dieſem unſterblichen Werke, in welchem die größte Eleganz und Präciſion des Styls mit dem ſtrengſten und zugleich faßlichſten Vortrage gepaart ſind, begab ſich Galilei 1630 nach Rom, und es gelang ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem er eine gleiche Erlaubniß in Florenz ausgewirkt hatte, gab er es daſelbſt, ohne etwas Arges zu ahnen, im J. 1632 unter dem Titel: Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congressi di quattro giornate si discorre de' due massimi sistemi Tolemaico e Copernicano, heraus. Kaum war daſſelbe erſchienen, als es von den Ariſtotelikern, am heftigſten aber von Scipione Chiaramonti, Lehrer der Philoſophie zu Piſa, angegriffen wurde. Urban VIII., der als Privatmann des Galilei Freund und Verehrer geweſen, wurde ſein grauſamſter Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, Galilei habe in der Perſon des Simplicio ſeiner Einfalt ſpotten wollen, weil er den Druck eines ſo anſtößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es ſeinen Widerſachern, beſonders den mächtigen Jeſuiten, nicht ſchwer werden, ihn den grauſamſten und ſchimpflichſten Mißhandlungen preis zu geben, zumal, da ſein Gönner, Cosmo II., ſchon 1621 geſtorben, und die Regirung zu Florenz in den Händen des jungen Fernando II. war, der die Feſſeln einer andächtigen Mutter noch nicht abgeworfen hatte. Eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, alle geſchworne Feinde Galilei's, unterſuchten ſein Werk, verdamm-

ten es als höchſt gefährlich, und foderten ihn vor das Inquiſitionsgericht nach Rom. Der Greis mußte, ungeachtet der rauhen Jahreszeit und ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, ſich im Winter des Jahres 1633 nach Rom begeben ſchmachtete einige Monate in den Gefängniſſen der Inquiſition, und wurde zur ewigen Schande des Römiſchen Hofes verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, dem Urſprunge aller Wahrheit, auf den Knien liegend, die Hand aufs Evangelium geſtützt, vor unwiſſenden Mönchen abzubitten. Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses, war die Formel, die er ausſprechen mußte. In dem Augenblicke, da er wieder aufſtand, ſoll er, beſchämt, ſeiner Ueberzeugung zum Trotz geſchworen zu haben, mit dem Fuße geſtampft und mit verbiſſener Wuth geſagt haben: E pur si move! (Und doch bewegt ſie ſich!) Dieß geſchah den 23. Juni 1633. Hierauf wurde ihm ſeine von ſieben Cardinälen unterzeichnete Sentenz vorgeleſen, worin er auf unbeſtimmte Zeit zum Kerker der Inquiſition, und 3 Jahre hindurch wöchentlich ein Mal die ſieben Bußpſalmen Davids zu beten verurtheilt, ſein Dialogo aber verboten und ſein Syſtem, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Man war ſo gnädig, die Kerkerſtrafe in eine Verweiſung in den biſchöflichen Palaſt zu Siena und bald nachher in das Kirchſpiel Arcetri unweit Florenz zu verwandeln. Hier verlebte er ſeine letzten Jahre hauptſächlich unter dem Studium der Mechanik und Balliſtik welches ihn keinen weitern Verfolgungen ausſetzte. Früchte davon waren zwei wichtige Werke, in welchen er die Geſetze der Bewegung lehrte, welche der Grund der jetzigen Phyſik und Aſtronomie ſind. Zugleich bemühte er ſich, die Jupiterstrabanten zu Längenbeſtimmungen zu benutzen; und wiewohl er damit nicht zu Stande kam, ſo war er doch der erſte, der ſyſtematiſch über ein Längenmaß nachdachte. Seine Augen wurden vom Staar befallen. Schon war das eine völlig blind und das andere faſt unbrauchbar, als er noch im J. 1637 die Libration des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit, Schlafloſigkeit und Gliederſchmerzen vereinigten ſich, dem großen Manne die letzten Lebensjahre zu verbittern. Er brachte ſie jedoch nicht müßig zu. „In meiner Finſterniß," ſchreibt er 1638, „grüble ich bald dieſem bald jenem Gegenſtande der Natur nach, und kann meinen raſtloſen Kopf nicht zur Ruh bringen, ſo ſehr ich es auch wünſche. Dieſe immerwährende Beſchäftigung meines Geiſtes benimmt mir faſt gänzlich den Schlaf." Er ſtarb 1642 (dem Geburtsjahre Newtons) den 8. Januar im 78. Jahre ſeines Alters an einem langſam zehrenden Fieber in den Armen ſeines jüngſten und dankbarſten Schülers, Vicenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce zu Florenz beigeſetzt, wo ihm im J. 1737 neben dem Denkmal des Michel Angelo ein prächtiges Mauſoleum errichtet worden. Galilei war klein von Geſtalt, ſein Körper aber geſund und feſt; ſeine Geſichtsbildung fand man einnehmend, ſeinen Umgang munter. Nur ſelten und mit vertrauten Freunden ſprach er von Mathematik und Philoſophie. Er liebte Muſik, Zeichenkunſt und Poeſie. Den Arioſt konnte er auswendig. Er beſaß wenig Bücher. Das beſte Buch, ſagte er, ſey die Natur. Sein Styl iſt bündig, natürlich und fließend.

Galizien und Lodomerien. Dieſes neue Königreich gränzt gegen Abend an das Oeſtreichiſche Schleſien, gegen Mitternacht und Morgen an Polen, und gegen Mittag an Ungarn. Ehedem waren

es Herzogthümer, die anfangs in einer gewiſſen Abhängigkeit von **Ungarn** ſtanden, dann an **Polen** kamen, bis ſie bei der **Theilung von Polen** im J. 1772 an Oeſtreich fielen, und mit Einſchluß verſchiedener anderer Stücke, die ſonſt zu Kleinpolen gehörten, zu einem eigenen Königreich erhoben wurden. Im J. 1786 kam die **Bukowina** hinzu, welche jedoch ſchon ſeit 1777 Oeſtreichiſch war. Das ganze Land hat einen größtentheils ſehr fruchtbaren Boden, und ungeachtet der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird, und die Bevölkerung beträchtlich iſt, ſo liefert es doch Weitzen und Roggen zur Ausfuhr. Der Obſtbau fängt erſt an ſich zu heben. Wilde und zahme Bienen geben Honig und Wachs als Gegenſtände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andere Gegenden verhandelt, und die zahlreichen Pferde zeichnen ſich durch ihre Leichtigkeit und Abhärtung aus; vorzüglich ſchöne Pferde gibt die Bukowina. An wilden Thieren findet man Auerochſen, Wölfe, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele Haſen; auch der Biber iſt hier einheimiſch, lebt aber wegen der geringen Anzahl nur nomadiſch in Höhlen, deren Ausgänge ſich in einem Waſſer endigen, in der Gegend von Grudeck und am Bugfluſſe. Eine Art Schildläuſe liefert die Polniſche zum Scharlachfärben benützte Kochenille. Unter den Mineralien iſt vorzüglich das Salz von großer Wichtigkeit; es verbreitet ſich durch alle bergichte Theile des Landes und wird als Steinſalz gegraben, oder auch aus Quellen ohne Gradirhäuſer verſotten. Auch Eiſen findet ſich in den meiſten Gebirgen, das Erz iſt aber nicht ſehr ergiebig. Gold wäſcht man aus der goldführenden Biſtriza; Flintenſteine brechen vorzüglich im Bochniaer und Stanislawower Kreiſe häufig und von vorzüglicher Güte. Die vielen Alaunſchiefer werden wenig benutzt. Das Bergtheer gebraucht der Einwohner zur Wagenſchmier und Arznei. Mineraliſche und Sauerquellen hat Galizien an vielen Orten, mehrere werden auch zu Badeanſtalten benutzt. Im J. 1784 war das Land in 16 Kreiſe abgetheilt, wozu noch im J. 1786 die Bukowina als der 17. hinzukam. Ihre Namen ſind nach den neueſten Anordnungen: 1) der Mysleniczer, 2) der Bochnianer, 3) Sandecer, 4) Tarnower, 5) Dunkler, jetzt Jasloer, 6) Rzeszower, 7) Sanoker, 8) Samborer, 9) Przemysler, 10) Zollkiewer, 11) Zloczower, 12) Lemberger, 13) der Brzezaner, 14) Stryer, 15) Stanislawower, 16) der Snyatiner und 17) die Bukowina oder der Czernowiczer Kreis. Bei jedem Kreiſe ſteht ein Kreishauptmann, 4 Kommiſſäre, 1 Sekretär u. ſ. w. Im ganzen Lande zählte man im J. 1810. 8 Städte, 69 Vorſtädte, 163 Märkte und 5384 Dörfer. Die Größe des Landes berechnete man, mit Einſchluß der Bukowina, auf 1360 geographiſche Quadratmeilen, und nach der Zählung im J. 1810 betrug die immer wachſende Menſchenmenge 3,309832 Seelen, darunter ſich 1,68255 Judenfamilien befanden. In Folge des Wiener Friedens von 1809 trat Oeſtreich ab und überließ an den König von Sachſen, um mit dem Herzogthum Warſchau vereinigt zu werden, ganz Weſt- oder Neugalizien, einen Bezirk um die Stadt Krakau, auf dem rechten Ufer der Weichſel, deſſen Rayon durch Wieliczka geht, und den Zamosker Kreis in Oſtgalizien, ein Areal von 957 Quadratmeilen mit 1,470,024 Einwohnern; und an Rußland von Alt-Galizien 164 Quadratmeilen mit 400,000 Einwohnern. Die Regirung des Landes wird zu Wien von der Galiziſchen Hofkanzlei mit beſorgt; zu Lemberg aber iſt der Sitz des Landesguberniums, welches den Gou-

Verneur zum Chef, 13 Räthe als Beiſitzer, ſonſt noch das nöthige Perſonale hat und alle Politika beſorgt. Die Juſtiz verwaltete ebenfalls das zu Lemberg errichtete Appellationsgericht, welches aus einem Präſidenten, 1 Vicepräſidenten, 15 Räthen ꝛc. beſteht. Seit 1775 hat Galizien ſeine eigenen Landſtände, den Herren- und Ritterſtand und die wichtigſten Städte; die Geiſtlichkeit macht keinen eigenen Stand. Biſchöfe und Aebte ſind unter dem Herren-Stand begriffen. Sie haben das Recht, über die Herbeiſchaffung, Vertheilung u. ſ. w. der vom Hofe gemachten Forderungen zu verordnen, auch, wenn es nöthig iſt, Vorſtellungen an das Landesgubernium zu machen. Für den hohen Adel hat man 17 Erzämter errichtet, ſie ſind aber nicht erblich. Die Kunſterzeugniſſe des Landes ſind noch nicht von großer Erheblichkeit; doch gibt es Tabaks-, Leinwand- und Harrastuchmanufakturen, auch viele Glashütten und zur Beförderung des Handels, welcher größtentheils in den Händen der Juden iſt, ſind gute Straßen angelegt. Die herrſchende Religion des Landes iſt die katholiſche; ein Erzbiſchof hat zu Lemberg ſeinen Sitz. Es gibt aber viele unirte und nicht unirte Griechen und Armenier, ſie ſtehen alle unter eigenen Biſchöfen; ſo wie auch die ſehr zahlreichen Juden, die ihre Synagogen und einen Ober-Rabbi haben. Die Angelegenheiten der Lutheraner, hier noch aus dem Polniſchen Zeitalter die Diſſidenten genannt, beſorgt der Superintendent von Lemberg. Zur gelehrten Bildung gehört die Univerſität zu Lemberg, das Lyceum zu Zamosk und 6 Gymnaſien in den wichtigſten Städten des Landes.

Gall (Joh. Joſeph), der berühmte Urheber der Schädellehre, wurde 1758 in Tiefenbrunn, einem meiſt katholiſchen Flecken, im Königreich Wirtemberg geboren, wo ſein Vater ein Krämer iſt, und beide Aeltern noch 1809 im hohen Alter lebten. Er ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaft, und lebte nachher zu Wien als Arzt, wo er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen anfing. Selten ſchenkte das nichtärztliche Publicum den wiſſenſchaftlichen Bemühungen ſelbſt des gelehrteſten Arztes eine ſolche Aufmerkſamkeit, als ihm. Durch das Neue, Auffallende ſeiner Unterſuchungen angelockt, denen der ungewöhnliche Weg, auf dem er ſie bekannt machte, nur noch mehr Anziehendes gab, und der zur weiteſten, allgemeinſten Verbreitung derſelben die reichlichſte Gelegenheit darbot, zeigte es die größte Theilnahme an allem, was Gall begann und was er lehrte. Schon früher war er den Aerzten durch eine Schrift (Philoſophiſch-mediciniſche Unterſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen. 2 Theile. Wien, 1791. 8.), in der er ſich größtentheils mit Unterſuchungen über das Weſen der Krankheit und andere wichtige Gegenſtände beſchäftigt, höchſt vortheilhaft bekannt geworden. Erſt ſpäterhin trat er mit ſeinen anatomiſch-phyſiologiſchen Unterſuchungen über das Gehirn und die Nerven auf, und ob dieß gleich ein Gegenſtand iſt, der wegen ſeiner Dunkelheit bloß den Arzt intereſſiren kann, ſo erregte er dennoch wegen mehrerer neuen Entdeckungen und pſychologiſchen Bemerkungen auch unter den Nachdenkenden des größern Publikums Aufmerkſamkeit, und dieſe Entdeckungen ſind es, die unter dem Namen der Organen- oder Gehirnſchädellehre allgemeiner verbreitet wurden. Wie ſie gemacht worden ſind, und worin ſie beſtehen, darüber hier einige Worte. Schon in ſeiner frühern Jugend erregte es Galls Aufmerkſamkeit, daß mehrere ſeiner Mitſchüler ihn,

trotz ſeiner angewandten Aufmerkſamkeit, im Auswendiglernen übertrafen. Er glaubte bald an jenen Knaben große Augen zu entdekken, wurde in der Folge auch bei großen Schauſpielern dieſelbe Eigenſchaft gewahr, und kam dann endlich auf das Reſultat, daß wohl die Anlage dazu gerade an dieſe Stelle gelegt ſeyn müſſe; und ungeachtet er nachher von dieſer Idee abging, ſo kam er doch zuletzt wieder darauf zurück: daß es bei einzelnen Anlagen wirklich auf den Bau einzelner Stellen des Kopfes ankomme. Jetzt fing er nun an, Schädel zu ſammeln, verglich ſorgfältig, welche Erhabenheiten ſie mit einander gemein und nicht gemein hätten, verglich auch die Schädel der Thiere, ſtudirte das Leben der Thiere und der Menſchen, den Bau ihres Körpers und Gehirns, und entdeckte ſo nach und nach die Anlage für einige 20 Organe, oder eben ſo viel verſchiedene Sitze der hervorragendſten Geiſtesverrichtungen. Denn er meint, daß die geiſtigen Anlagen, als angeborne Fähigkeiten, an einzelnen Stellen des Gehirns ihren Sitz haben, daß dieſe Stellen alſo die Organe dieſer Geiſtesfähigkeiten ſeyen; daß, je hervortretender dieſe einzelnen Punkte des Gehirns ſeyen, in deſto größerem Maße die ihnen zukommenden Geiſtesverrichtungen Statt finden, und daß der Theil des Gehirns, in welchem die Geiſtesverrichtung vorſticht, die Schädelmaſſe nach außen treibt, und auf der convexen Seite des Schädels eine Erhabenheit bildet, welche als äußeres Kennzeichen der Anweſenheit eines ſolchen Organs diene. Die Benennung dieſer Organe wird dann von der Fähigkeit oder der Leidenſchaft ſelbſt entlehnt. (S. Schädellehre.) Dieſe ſeine Lehre ſetzte Gall bisher nicht in eigenen Schriften auseinander, ſondern in mündlichen Vorträgen, die er umherreiſend in den größten Städten und Univerſitäten Deutſchlands hielt; jetzt aber arbeitet er in Geſellſchaft ſeines Freundes, des Doctor Spurzheims, der ihn auf ſeinen Reiſen begleitete, zu Paris, wo er ſich nun ſchon mehrere Jahre aufgehalten, und mit abwechſelndem Beifall ſeine Vorleſungen gehalten hat, an einem großen Werk in Franzöſiſcher Sprache, das, wenn es erſt ganz erſchienen iſt, den Gall'ſchen Entdeckungen ihren beſtimmten Werth ſichern wird, der vorzüglich in neuen anatomiſchen Entdeckungen beſtehen mag. Daß Galls Lehre ſowohl in Deutſchland als in Frankreich viele Gegner finden mußte, war natürlich. Gegen mehrere ihm gemachte Vorwürfe, vorzüglich von Pariſer Gelehrten, vertheidigt er ſich in ſeiner neueſten Schrift: Des dispositions innees de l'ame et de l'esprit, ou du Materialisme etc. Paris, chez Schöll. 1812. 8. ff.

Gallapfel iſt ein Auswuchs auf den Blättern mehrerer Eichengattungen, welcher von dem Stich der Eichenblattweſpe herrührt. Dieſe iſt etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, und auf der Bruſt ſchwarz und orangegelb geſtreift; der kugliche Hinterleib hat eine kaſtanienbraune Farbe. Dieſe Gallweſpen umſchwärmen im Frühjahre die Gipfel der Eichen und begatten ſich, worauf das Weibchen mit ihrem hinten befindlichen Stachel ein Loch in die untere Fläche eines Eichenblatts bohrt und ihr kleines Ei hineinlegt. Die Säfte ziehen ſich nach der verwundeten Stelle, häufen ſich daſelbſt an, treten hervor und erhärten an der Luft, wo ſie nach und nach um das Ei herum einen runden Auswuchs bilden, der grün oder röthlich gefärbt iſt. Das darin befindliche Ei wächſt mit dem Gallapfel. Hat es ſeine Reife erlangt, ſo ſchlüpft eine Made aus, welche ſich von dem wäßrichtſchwammigen Gewebe des Gallauswuchſes nährt, bald in den Nymphenſtand übergeht, und aus dieſem als ein

vollkommenes Inſekt erſcheint, welches die Galle durchfrißt. Merkwürdig iſt es, daß nicht der Stich einer Nadel oder eines andern Inſtruments dieſes Produkt hervorbringt, und daß es nicht von gleicher Güte iſt. Die Levantiſchen Galläpfel ſind viel vorzüglicher als die Europäiſchen. Sie ſind kleiner, aber von feſterer Subſtanz und ſchwerer. Ihre äußere Fläche iſt nicht glatt, ſondern höckerig, die meiſten haben eine ſchwarze, bald ins Grüne, bald ins Blaue ſpielende Farbe. Die über Cypern zu uns kommen, ſehen erbſengrau oder weißgrau aus. Die Levantiſchen Galläpfel ſind ein bedeutender Handelszweig, und werden von Smyrna, Tripoli, Saida, und insonderheit von Aleppo nach Europa gebracht. Sie beſitzen den allen Theilen der Eichen eigenen zuſammenziehenden Gewächsſtoff in einem weit höheren Grade, als unſere einheimiſchen Galläpfel, und ſind deshalb in der Färberei von äußerſter Wichtigkeit. Ferner widerſteht nach Hahnemanns Erfahrung kein Mittel dem kalten Brande ſo gut, wie ein concentrirter Abſud von Galläpfeln. Aeußerlich laſſen ſie ſich zu ſtärkenden Umſchlägen benutzen.

Galle iſt eine zähe gelblichgrüne Subſtanz von bitterm Geſchmack. Der Menſch und viele Thiere haben an einer eigenen Ausſchweifung der untern Leberfläche eine beſondere Blaſe, worin die durch die Leber aus dem Blute abgeſonderte Galle aufbewahrt wird (Gallenblaſe). Der Zweck dieſer Flüſſigkeit iſt die Beförderung der Verdauung, und zu dieſem Ende tritt die Galle aus der Gallenblaſe in den Gekrösdrüſengang und den erſten Darm. Hier zertheilt ſie die Speiſen noch mehr, widerſteht vermöge ihrer Bitterkeit der Säure, und hilft die überflüſſigen Theile der Speiſen in Nahrungsſaft verwandeln. In die Milchgefäße geht ſie nicht ſelbſt über, ſondern wird aus dem Körper mit abgeführt. Chemiſch unterſucht, hat man nach Gren in der Galle folgende Beſtandtheile gefunden: Waſſer, Fett, welches ſeine Bitterkeit wahrſcheinlich einem gewiſſen Grade von Ranzigkeit verdankt; Mineralalkali und Eiweißſtoff. Nach Girtanner enthält ſie Eiweiß, Soda, Harz und Wallrath. Die Gallenſteine, gewiſſe Concretionen, welche ſich nicht ſelten in der Gallenblaſe des Menſchen und mehrerer Thiere finden, ſind von bräunlicher, ſchwärzlicher Farbe, und beſtehen aus einer dem Wallrathe oder Wachſe ähnlichen Materie, welcher geronnener Eiweißſtoff beigemiſcht iſt.

Gallen ſ. Sanct Gallen.

Gallerie bedeutet in der Baukunſt ein langes, ſchmales Zimmer, deſſen Breite wenigſtens drei Mal, und höchſtens vierzig bis funfzig Mal in der Länge enthalten iſt, durch welches Verhältniß ſie ſich vom Saale unterſcheidet, ſo wie von der Bogenlaube dadurch, daß ſie nicht nach der vordern Anſicht offen, ſondern von vier Mauern geſchloſſen iſt und Fenſter hat. Bisweilen nennt man in großen Gebäuden wohl auch die langen ſchmalen Gänge, die zur Communication der Zimmer dienen, und ſonſt Corridors heißen, Gallerien. Der eigentlichen Gallerien bedient man ſich zu Spiel, Tanz, Muſik, und ſie ſind deshalb gemeiniglich mit Gemälden, Bildhauerarbeit und andern Kunſtwerken verziert. Daher kommt es, daß auch Sammlungen von Gemälden und andern Werken der bildenden Künſte Gallerien genannt werden, wenn ſie auch nicht in einem, ſondern in mehreren an einander ſtoßenden Zimmern ſich befinden. In Rom verſteht man unter Gallerie bloß einen Saal, wie z. B. der von Annibal Caracci ausgemalte Saal im Pallaſt Farneſe, welcher auch

la Galleria dei Caracci heißt. Dieſe, von der in Deutſchland üblichen, abweichende Bedeutung veranlaßte einſt ein ſonderbares Mißverſtändniß zwiſchen einem Künſtler in Rom und einem deutſchen Miniſter, der, weil ihm die römiſche Bedeutung unbekannt war, in der Meinung ſtand, der Künſtler habe verlangt eine ganze Bildergallerie zu malen. (S. Carſtens Leben von Fernow, S. 161). Dennoch wäre dies in gewiſſem Sinne nichts ganz Unerhörtes geweſen, indem mehrere Künſtler ſchon übernommen hatten, eine Reihe ſolcher Zimmer mit ihren Gemälden zu ſchmücken. Die berühmteſte Gallerie dieſer Art wäre dann unſtreitig die in den Vatikaniſchen Sälen und Logen, welche Rafael durch ſeine weltberühmten Meiſterſtücke zu Tempeln der Kunſt geweiht hat. Aber auch ſolche Gallerien ſind freilich noch in Italieniſchem Sinne. Sonſt pflegt man wohl auch einen Unterſchied zwiſchen Gallerie und Cabinet zu machen, indem man unter letzterem eine kleinere Kunſtſammlung verſteht, zu deren Aufſtellung es nur eines Zimmers bedarf, da die Gallerie hingegen mehrere erfodert. Das erſte Beiſpiel der Anlegung einer Gallerie aus dem Alterthum iſt das von Verres, dem bekannten Plünderer Siciliens, worüber ſich Cicero weitläufig verbreitet. In dem neueren Europa ſind eine Menge derſelben angelegt worden, unter denen die Florentiniſche, von Cosmus II. angelegt, lange Zeit als die berühmteſte und wichtigſte mit Recht gegolten hat. Jetzt macht unſtreitig die kaiſerliche zu Paris jeder andern den Rang ſtreitig, ſteht ſelbſt vor der Florentiniſchen und der des Palaſtes Pitti zu Rom. In Deutſchland ſind die berühmteſten zu Dresden, Wien, Düſſeldorf, München, Sansſouci. Die letzteren alle haben durch Franzöſiſche Kunſtdeportationen gelitten, und die Pariſer Gallerie iſt auch durch ſie bereichert worden. Bedenkt man, daß ſolche Gallerien, wenn ſie Werke großer Meiſter aus allen Schulen und Perioden enthalten, dem Künſtler vielfache Gelegenheit zu Vergleichungen geben, das Gute jeder Schule, jedes Meiſters kennen zu lernen, und ihn faſt nöthigen zu Betrachtungen über Werden, Blühen und Sinken der Kunſt, über Styl, Manier und Behandlung der verſchiedenen Künſtler; ſo muß man geſtehen, daß ſie von einem durch nichts anders zu erſetzenden Nutzen ſind. Freilich ſind ſie dies aber nur, wenn der ſich bildende Künſtler ſie recht zu benutzen verſteht; außerdem befördern ſie auch das Abſchreiben, das eigenthümliche Talent geht verloren und begnügt ſich am Copiſten-Ruhme. (S. Copiſt.) dd.

Gallert iſt eine weißgelbe, durchſichtige, etwas elaſtiſche Materie, welche durch ſtarkes Kochen mit Waſſer, beſonders in verſchloſſenen Gefäßen, aus verſchiedenen thieriſchen Theilen, z. B. aus den Muskeln, Sehnen, der Haut, und beſonders aus den Hirſchgeweihen erhalten wird. Sie iſt ein wahrer Leim, und von dem Tiſchlerleim nur durch größere Reinlichkeit bei der Bereitung und einen größern Antheil von Waſſer verſchieden. Man braucht ſie mit Wein und Waſſer vermiſcht als ein nährendes Mittel für Geneſende. Sonſt nennt man auch, wegen der ähnlichen Durchſichtigkeit und zitternden Conſiſtenz, mit Zucker eingedickte Früchte, Gallerte. Die thieriſche Gallerte kommt mit dem Pflanzenſchleime, einem Hauptbeſtandtheile der Gewächſe, im Aeußern überein. Sie löſt ſich im Waſſer gänzlich und klar auf, und hat wenig Geruch und Geſchmack. Von dem Pflanzenſchleime unterſcheidet ſie ſich weſentlich dadurch, daß ſie bei der Verdünnung mit Waſſer zwar zuerſt in die ſaure, bald darauf aber ſchnell in die faule Gährung übergeht.

Gallicaniſche Kirche iſt der Lateiniſche Name, mit welchem die katholiſche Kirche des Franzöſiſchen Reichs bezeichnet wird. Das Unterſcheidende dieſer Kirche beſtand von jeher darin, daß ſie in der Oppoſition gegen die Römiſchen Curialiſten eine größere Unabhängigkeit von dem päpſtlichen Stuhle behauptete. Der erſte Grund ihrer größern Freiheit ward durch die im J. 1438 geſchloſſene pragmatiſche Sanktion gelegt. Die in dieſem, zwiſchen dem Papſte und dem Könige geſchloſſenen Vergleiche feſtgeſetzten Beſtimmungen wurden durch die Quatuor Propositiones Cleri Gallicani vom Jahre 1681 beſtätigt und erweitert. Es entſtand nämlich zwiſchen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von den Königen ausgeübte Recht, während der Erledigung eines Bisthums die niedern geiſtlichen Stellen in demſelben zu beſetzen, la Regale genannt. Dieſer Streit hatte die Folge, daß der König im J. 1681 den Franzöſiſchen Clerus zu Paris verſammelte, welcher die erwähnten vier Grundſätze abfaßte, in denen feſtgeſetzt ward, daß zwar dem Statthalter Chriſti in geiſtlichen, nicht aber in weltlichen Dingen, Macht und Gewalt von Gott verliehen ſey, daß aber auch dieſe Gewalt durch die Kirchengeſetze und durch allgemeine Kirchenverſammlungen beſchränkt und gemäßigt werde, und daß das Urtheil des Papſtes nicht für unverbeſſerlich (irreformabile) erklärt werden könne, wenn nicht die Uebereinſtimmung der Kirche hinzukomme. Mehr als ein Mal hat ſich der Kaiſer der Franzoſen in den neueſten Streitigkeiten mit dem päpſtlichen Stuhle auf dieſe Grundſätze berufen. In der Lehre aber und in den Gebräuchen unterſcheidet ſich die Gallikaniſche Kirche nicht von den Dogmen und Ceremonien, welche im ganzen Umfange der katholiſchen Kirche eingeführt ſind. Bis auf die Zeiten der Revolution war die Gallikaniſche Kirche durch eine Menge großer Gelehrten, auch berühmter Kanzelredner, als Boſſuet, Bourdaloue, Maſſillon, Fenelon und Flechier ausgezeichnet. Die Revolution ſtürzte die kirchliche Verfaſſung Frankreichs um, raubte den Geiſtlichen ihre Güter und Einkünfte und zerſtörte ihre Schulen und Seminarien. Der Kaiſer Napoleon, damals erſter Conſul der Franzöſiſchen Republik, ſtellte durch das mit dem Papſte Pius VII. geſchloſſene Concordat die kirchliche Verfaſſung wieder her (ſ. Concordat). Auch ſind ſeitdem wieder Bildungsanſtalten für den Clerus errichtet worden. Den alten Ruhm der Gelehrſamkeit und Beredſamkeit aber hat der Franzöſiſche Clerus noch nicht wieder erlangen können, ob gleich mehrere ausgezeichnete Männer, als Gregoire und der Cardinal Maury, welcher als einer der vorzüglichſten Kanzelredner gilt und im J. 1810 eine leſenswerthe Schrift über die Kanzelberedſamkeit herausgab, die theologiſche Literatur bereichert haben. N.

Gallicismus oder Gallicism, eine Eigenheit der Franzöſiſchen Sprache in dem Ausdruck oder der Wortſtellung. Neuere Schriftſteller verſtehen darunter bisweilen auch die Eigenheit franzöſiſcher Sitte.

Gallien, Gallia, Land der Gallier erſtreckte ſich zu der Römer Zeiten von den Pyrenäen nach Deutſchland zu bis an den Rhein, gegen Italien aber über die Alpen bis ans adriatiſche Meer. Man theilte es ein in Gallien dieſſeit der Alpen, (nämlich von Italien her, Gallia cisalpina) und G. jenſeit der Alpen (G. transalpina.) I. G. dieſſeit der Alpen erſtreckte ſich von den Alpen bis ans adriatiſche Meer, umfaßte alſo alle Länder Ober-Italiens. Mit Italien am meiſten in Berührung nahm es römiſche

Sitten und Gebräuche an, und heißt von Annahme der römiſchen Toga auch Gallia togata. Es wurde eingetheilt in 1) Ligurien, das Gebiet von Genua und Lucca und ein Theil von Piemont, 2) Gallia transpadana und 3) G. cispadana, d. h. Gallien jenſeit und dieſſeit des Po (Padus). Das Land iſt eine weite fruchtbare Ebene, welche der Padus in 2 Theile theilt, von denen der nördliche Gallia transpadana, vorzüglich von den Taurinern, Jnſubrern und Cenamanen; der ſüdliche, Gallia cispadana, von den Bojern, Senonen und Lingonen, Völkern Galliſcher Abkunft, beſetzt war. Jn den Padus ergießen ſich v n Norden her der Duria (Durance), Ticinus (Teſſino), Addua (Adda) u. a.; von Süden her der Tanarus (Tanaro), die Trebia u. andere. Unmittelbar in das Adriatiſche Meer geht der Atheſis (Etſch) und eine Menge kleinerer Bergflüſſe. Unter den Seen zeichnen ſich der Verbaniſche (Lago Maggiore), der Lariſche (Lago di Como) und der Benacus (Lago di Garda) durch die Schönheit ihrer Ufer aus. Die Städte, größtentheils Römiſche Colonien, haben ihre alten Namen meiſt noch behalten; in Gallia transpadana: Tergeſta (Trieſt), Aquileja, Patavium (Padua), Vincentia (Vicenza), Verona, Mantua, Cremona, Brixia (Breſcia), Mediolanum (Mailand), Ticinum (Pavia), Augu ta Taurinorum (Turin); in Gallia cispadana: Ravenna Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma, Placentia (Piacenza). II. Gallien jenſeit der Alpen, im Gegenſatz d r G. togata auch G. comata genannt, weil die dortigen Völker ihr Haar (coma) wachſen ließen auch G. braccata, weil die Einwohner, beſonders d s ſüdlichen heils, Beinkleider (braccae) trugen, die den Römern fremd waren, war im Weſten von den Pyrenäen, im Oſten von dem heine, und durch eine Linie von deſſen Quellen bis zum kleinen Fluß Varus (Var), nebſt dieſem Fluß, im Norden vom atlantiſchen und im Süden vom mittelländiſchen Meere begränzt: umfaßte alſo das eigentliche Frankreich, die Niederlande, Helvezien, das linke Rheinufer und Holland. Hauptflüſſe: Garumna (Garonne), Liger (Loire), Sequana (Seine), Matrona (Marne), Scaldis (Schelde), Rhodanus (Rhone), Arar (Saone), Moſella (Moſel), Moſa (Maas). Gebirge: die Alpen, das Juragebirge, Vogeſus (die Vogeſen) und Cebenna (die Cevennen). Fabius hatte den Theil Galliens jenſeit der Alpen erobert, welcher zunächſt an Ober ta lien, ſüdlich am mittelländiſchen Meere nach den Pyrenäen hin liegt. Da er zuerſt Römiſche Provinz wurde, ſo erhielt er vorzugsweiſe den Namen Provincia (woraus ſpäter Provence geworden iſt). Die Landgrenzen machten die Alpen, Sevennen und der Fluß Rhone. Als hierauf Cäſar das transalpiniſche G. einnahm, fand er es, mit Ausnahme der Provinz, in 3 Theile eingetheilt: 1) Aquitanien, von den Pyrenäen bis an die Garonne, meiſt von iberiſchen Völkern beſetzt; 2) Gallia celtica von da bis an die Seine und Marne; 3) G. belgica im Norden des Landes bis an den Rhein. Der Kaiſer Auguſtus ließ durch Agrippa, wie andere Verhältniſſe des Landes, ſo auch die geographiſchen ordnen, und das Land ward nun folgendermaßen eingetheilt: 1) Aquitanien ward bis zu der Loire vergrößert, um dieſem Theil meh Proportion zu den übrigen zu geben; hier Hauptort Burdegala (Bordeaux). 2) Belgica, alles von Gallien, was zwiſchen den Flüſſen Seine, Saone, Rhone, dem Rheine und dem nördlichen Ocean lag. Hauptörter: Veſontio (Beſançon), Treveri (Trier) u. a. Es begriff dieſer Strich alſo auch die Rheinländer und Helvetien mit, welche man aber nachher unter dem Namen Germanica pri=

ma oder ſuperior, und Germanica ſecunda oder inferior, davon trennte; hier längs dem Rheine Colonia Agrippina (Cölln), Moguntiacum (Mainz), Argentoratum (Straßburg). 3) Gallia Lugdunenſis oder Celtica, umfaßte den noch übrigen Theil des Celtenlandes, alles was zwiſchen der Seine, Saone und der Loire liegt, bis ſüdlich an die Cevennen und den Rhone. Hauptörter: Lugdunum (Lyon), Aleſia (Aliſe), Vibracte, ſpäter Auguſtodunum (Autün); Lutetia Pariſiorum (Paris) auf die Seineinſel zu Cäſars Zeiten noch beſchränkt und unbedeutend, wurde bald durch ſeine Lage wichtig. 4) Gallia Narbonenſis, die vormalige Provincia Romana; hier die Städte Narbo Martius (Narbonne), eine alte Colonie der Römer; Toloſa (Toulouſe), Nemanſus (Nimes), Vienna (Vienne), Maſſilia (Marſeille), letztere eigentlich keine galliſche Stadt, ſondern eine uralte Griechiſche Colonie in dieſen Gegenden. ee.

Gallier. So heißt der Hauptzweig des großen Urvolks der Celten. Sie ſelber nannten ſich Gaël, oder Gail, daher vermuthlich der Name Gallier, Gallien. Die Celten ſcheinen im Ganzen eine große innere Gleichförmigkeit gehabt, und wie viele kleine Völkerſchaften ſie auch enthielten, kaum in wenige merklich verſchiedene Stämme getheilt geweſen zu ſeyn. Wahrſcheinlich nahmen ſie, vom Kaukaſus, dem großen Völkerherde, herabkommend, ihren Weg ſüdlich der Donau, den zahlreichen Stamm der Thracier hinter ſich und die Germanier zur Seite; aber wann dieß geſchehen, darüber läßt ſich in dem Dunkel ſo uralter Zeiten nicht einmal eine Vermuthung wagen. Unter verſchiedenen Namen beſetzte dieſes Volk bei ſeinem erſten Eindringen viele Länder, ſo als Umbrer und Auſoner zum Theil Italien, als Taurisker (nachmals Rhätier), Vindelicier, Noriker, Helvetier, die Alpenländer. Von den Rhätiern ging wahrſcheinlich ein neuer Schwarm, etwa 2000 vor Chriſtus, unter dem Namen Raſena durch das Tridentiniſche nach Italien, wo ſie von den benachbarten Völkern den Namen Tusker, Etrusker erhielten, und 300 Städte der vorher dort herrſchenden Umbrer erobernd, ſich über einen großen Theil Italiens ausbreiteten. Dieſer Etrusker frühe Kultur, alte Mythologie, kunſtvolle Kalendereinrichtung (die mit jener der Azteken in Meriko manches Aehnliche hat), ſo wie einige andere Spuren, möchten uns (was man auch von dem Einfluß der Griechen ſagen mag) beſtimmen, an eine uralte, vielleicht untergegangene oder doch verwiſchte Kultur dieſes Volksſtammes zu glauben. Manche Stämme der Celten blieben am Adriatiſchen Meere längs der Donau und im Süden von Deutſchland ſitzen, aber der Hauptſtamm ließ ſich zwiſchen den Pyrenäen und Alpen, dem Ocean und Rheine, in dem Lande, das von ihnen ſeinen Namen erhielt, nieder, von wo aus ſie auch Albion und Jerne (Großbritannien und Irland) beſetzten. Ueberfüllung des Landes (eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung bei halb rohen und zum Theil nomadiſchen Völkern), heftiges Andrängen Germaniſcher und Thraciſcher Völker, erregten um das Jahr 397 vor Chriſtus eine große Bewegung unter den Galliern. Colonien vieler Völkerſchaften zogen theils weſtlich über die Alpen nach Italien, theils öſtlich längs der Donau herauf. Dieſer Zug der Celtiſchen Gallier über die Alpen (gewöhnlich um 200 Jahre früher angeſetzt) führte dies Volk gleichſam erſt in die Geſchichte ein, und wir können uns ſeitdem ein anſchauliches Bild deſſelben verſchaffen. Wir finden es damals in viele Völkerſchaften getheilt, doch ſo, daß eine derſelben (damals die Bituriger) den Vorrang, der an Oberherrſchaft grenzte, ausübte. Mißbrauch

dieſes Vorrangs erregte Spaltungen, viele ſchloſſen ſich an einen andern Staat an; ſo wechſelten die vorherrſchenden Staaten, das Syſtem blieb. Dieſe Clientelarverfaſſung ging durch das ganze Volk. Freie waren eigentlich nur der Adel (vorzugsweiſe die Krieger genannt) und die Prieſter, Druiden; die Gemeinen lebten in demüthiger Abhängigkeit, und ſchützten ſich gegen Mißhandlungen nicht durch die Geſetze, ſondern indem ſie ſich an Mächtigere anſchloſſen. Unter dem Adel waren wieder die zahlreichen fürſtlichen Geſchlechter die erſten; bei großen Zügen ſcheint man einen Oberbefehlshaber gewählt zu haben. (Der Name Brennus bedeutet im Celtiſchen einen König, daher ihre Anführer auf den verſchiedenſten Expeditionen ſo genannt werden). Die Druiden und Druidinnen beſaßen eigenthümliche Kenntniſſe, die ſie im Dunkel dichter Haine und verborgener Grotten geheimnißvoll fortpflanzten; Aſtronomie, Naturkunde und Poeſie waren ihnen nicht fremd; aber ihre Religion war voll Prieſtergräuel und ſchrecklichen Aberglaubens (häufig Menſchenopfer). Zweikämpfe und wilde Völlerei waren bei ihnen gemein, Städte ſelten, zahlreich ihre Dörfer, armſelig und dürftig ihr Hausrath. Sie trieben wenig Ackerbau, und lebten vorzüglich von den Produkten ihrer Heerden. Eine Art Bier und Meth waren ihr Getränk, Weinbau ihnen fremd. Gold gaben den Vornehmern der Sand der Flüſſe und einige Bergwerke. Der angeſehene Gallier erſchien in der Schlacht mit einem bunten, gewürfelten und ſchimmernden Mantel (wie noch jetzt die Bergſchotten), übrigens nackt, aber mit dicken goldenen Ketten um Hals und Arm. Ihre lange Geſtalt, ihr wildes Antlitz und ſtruppiges gelbes Haar machten ihren Anblick furchtbar; ihr wilder blinder Muth, ihre unermeßliche Zahl, der betäubende Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Trompeten, die gräßlichen Verwüſtungen, welche ihren Zügen folgten (die Gefangenen wurden oft geopfert, die Schädel der Erſchlagenen dienten als Triumphzeichen, oft auch als Becher), machte ſie zu dem furchtbarſten Volke der alten Weſtwelt, und lähmte die Völker, welche ſie überzogen, mit Entſetzen. Doch ſo groß auch ihr Kriegsſinn war, fehlte es ihnen doch an Einheit, an Ausdauer und an guten Waffen; denn ihre Schilder waren leicht und ſchlecht, und ihre ungeheuern kupfernen Schlachtſchwerter bogen ſich nach jedem Hiebe auf Eiſen zuſammen, und mußten nach jedem Streiche erſt auf der Erde mit darauf geſetztem Fuße wieder gerade gezogen werden. Daher war für einen ſtandhaften Feind nur eigentlich ihr erſter Anprall fürchterlich. Dieſe furchtbaren Feinde, ſey es, daß der Genuß des Weins, oder ein Etrusker, den die Verführung ſeines Weibes von einem Fürſten des Landes zum Zorn gereizt hatte, ſie nach dem fruchtbaren Italien lockte, überfielen die gegen ſie weichlichen Etrusker, welche auf der andern Seite mit den Römern zu kämpfen hatten. Denn an demſelben Tage deſſelben Jahres (396), als Camillus Veji einnahm, ſollen die Gallier Melpum, eine anſehnliche Etruskiſche Stadt Oberitaliens, ſtürmend genommen haben. Aber der Sturm dieſer Völkerwanderung wandte ſich bald gegen Rom ſelbſt, das in dem Verderben der vorliegenden Etruskiſchen Städte ſein eigenes Schickſal vorahnend, durch Verhandlungen die Waffen der Gallier aufzuhalten verſuchte. Bei dieſen Unterhandlungen beleidigten die Römiſchen Geſandten das Völkerrecht; die erbitterten Gallier, denen man Genugthuung verſagt, marſchiren gegen Rom, und vertilgen am Flüßchen Allia, 11 Miglien vor der Stadt, am 16. Juli 389 vor Chriſtus den Kern und die Blüthe der Römiſchen Jugend, plündern

und verbrennen die wehrloſe Stadt und belagern die Burg (das Capitol), wo ſich der Reſt der Römiſchen Kriegsmänner noch wehrte. Mangel an Lebensmitteln, Seuchen, die den Heeren der Nordländer in den Herbſtmonaten in Roms Gegenden ſo oft den Untergang gebracht, ein Einfall anderer Völker in ihr Land, wie auch die Verluſte einiger ihrer herumſchweifenden Horden, bewogen die Gallier, für 1000 Pfund Gold den gebeugten Römern Frieden zu geben; am 13. Febr. 388 verließen ſie die Brandſtätte, und Rom rettete ſich, erſchöpft und gebrochen, wieder in Freiheit. Dieß iſt der wahrſcheinliche Hergang einer Begebenheit, deren tiefe und bittere Schmach ſpätere Römiſche Schriftſteller durch mancherlei Sagen und Ausſchmükkungen zu mildern und zu verſtecken geſucht haben. Von dem Zuge der öſtlichen Gallier an der Oberdonau haben wir nur ſpärliche Nachrichten, doch auch aus dieſen erſehen wir, daß er wichtige Veränderungen und Auswanderungen ganzer Völker verurſachte; ſchon damals, ſcheint es, vermiſchte ſich zum Theil ein Germaniſcher Stamm, die Kymrer oder Kymbern, mit den Celten. 109 Jahre nach der Verbrennung Roms brachen dieſe öſtlichen Gallier in drei Mal wiederholten Zügen 280 — 278 vor Chriſtus, in das durch viele Kriege an Männern arme Macedonien und Griechenland verwüſtend ein. Der Macedoniſche König Ptolemäus Ceraunus und der Feldherr Soſthenes blieben, und Griechenland zitterte. Als ſie aber hier den reichen und heiligen Tempel Apolls zu Delphi (durch ſeine natürliche Lage feſt) plündern wollten, kamen die Schreckniſſe der Religion und der Natur (Stürme und Hagelwetter) über ſie; geſchlagen, vollendete Mangel, Kälte und das Schwert der Griechen ihre Niederlage. Einige Stämme von ihnen gingen nach Kleinaſien, wo ſie unter dem Namen Galater noch lange ihre Eigenthümlichkeiten und bis in die ſpäteſten Kaiſerzeiten ihre Sprache beibehielten. Die Rückwirkungen dieſer Wanderungen auf das eigentliche Gallien ſcheinen bedeutend geweſen zu ſeyn, die Gallier längs der Donau und im Süden von Deutſchland verſchwinden ſeitdem, und Germaniſche Stämme beſetzen das ganze Land bis an den Rhein und zum Theil auch die jenſeitigen Ufer dieſes Fluſſes; jener von Galliern und Deutſchen gemiſchte Stamm der Cimbern, oder wie die Gallier ihn nannten, der Belgen, beſetzte den ganzen nördlichen Theil Galliens von der Seine und Marne bis zum Canal und Rheine, ging auch von da nach England über, wo er die früher eingewanderten Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hindrängte, wo ſie ſeitdem als Caledonier (Berg=Galen), ſpäter als Picten und Scoten in der Geſchichte erſcheinen. Dieſe Belgen in Gallien, oder Kimbern, ſind die eigentlichen alten Britten. Die Celten in Gallien ſchritten indeſſen, obwohl in ihren Hauptzügen ihre oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Verfaſſung und Sitten beibehaltend, zu größerer Civiliſation fort; der Umgang mit den Griechen in Maſſilia (Marſeille), mit deren Buchſtaben ſie ihre Sprache ſchrieben, ſo wie mit den Carthagern, in deren Heeren ſie häufig als Miethvölker vorkommen, mochte dazu viel mitwirken. Doch vermochten ſie auch jetzt kaum mehr, den Germanen jenſeit des Rheins zu widerſtehen; wilder und tapferer, als ſie, waren ihre Halbbrüder, die Belgen oder Kimbern, ſo wie die Britten, welche ſich zu bemalen pflegten, von Streitwagen herabſtritten, und bei denen Vielmännerei und Vielweiberei eingeführt war. Völlig roh und barbariſch waren die Hochgalen (Caledonier) in Schottland, und die Bewohner Irlands, die ſich nicht nur bemalten, ſondern auch künſtlich tättowirten,

und denen Menſchenfleiſch, beſonders die Brüſte der Mädchen und die zarteſten Theile der Knaben, ſelbſt in ſpätern Zeiten, ein köſtlicher Biſſen war, die aber auch ihre Freiheit kräftig zu vertheidigen wußten. Ihre überalpiſchen Brüder indeſſen (die dieſſeitigen Gallier, wie die Römer ſie nannten) hatten ſich, nachdem ſie die Etrusker zum Theil ſüdlich in das heutige Toskana, zum Theil nördlich in die Rhätiſchen Alpen zurückgedrängt, in den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens niedergelaſſen. Von hier machten ſie ſich den Römern, oft in eigenen Kriegen, oft als Soldtruppen anderer Völker, noch lange Zeit furchtbar, aber nachdem dieſe den erſten Puniſchen Krieg glücklich durchgekämpft hatten, ſchlug 172 Jahre nach der Einäſcherung Roms für ſie die Stunde der Rache. Vergebens riefen ſie kriegeriſche Völker von ihren Brüdern über die Alpen; nach einem ſechsjährigen Vernichtungskriege mußten ſich die Reſte dieſes Volks den Römern unterwerfen. Zwar verſuchten ſie, als der große Karthager Hannibal das Schrecken ſeiner Waffen bis vor die Thore Roms trug, das Joch wieder abzuſchütteln, aber die Römer, endlich auch in dieſem Kampfe Sieger, nöthigten ſie, ſich von neuem zu unterwerfen. 31 Jahre ſpäter (189 vor Chriſtus) traf daſſelbe Schickſal ihre Halbbrüder in Aſien, die Galater, auch dieſe wurden beſiegt und ihre Fürſten (Tetrarchen) wurden zinsbar; Dejotarus, für welchen Cicero die treffliche Vertheidigungsrede hielt, die wir noch beſitzen, war einer dieſer Fürſten in ſpätern Zeiten. Bald überſtieg der Ehrgeiz der Römer auch die Alpen; ſie hatten ſich Spanien unterworfen, und es mußte ihnen viel daran liegen, einen Weg zu Lande zu haben, um ihre Truppen bequem dorthin transportiren zu können. Durch die Beſiegung der Allobrogen und Arverner, welche letztere damals das herrſchende Volk in Gallien waren, unterwarfen ſich die Römer in den Jahren 128 — 122 den ſüdlichen Theil Galliens von den Alpen bis zu den Pyrenäen längs der See. Von der Pracht der Könige der Arverner wird uns keine geringe Beſchreibung gemacht; ſie hielten Dichter an ihrem Hofe, und ein großes Hoflager. Auch wird erzählt, daß ſie Hunde ſowohl zur Jagd als zum Kriege (wie die Spanier in Weſtindien) gehalten hätten. Noch ein Mal ſchien das Schickſal die Rechte zu Boden getretener Völker durch die Hände kraftvoller Barbaren an Rom rächen zu wollen. Der Zug der Teutonen und Cimbern, Germaniſcher Völker, bewegte Europa vom ſchwarzen Meere bis Spanien. Viele, beſonders Galliſche Völker, von Alters her mit den Cimbern verwandt und gemiſcht, ſchloſſen ſich an, vier conſulariſche Heere wurden von ihnen nach einander vertilgt. Das weltbeherrſchende Rom zitterte vor einem Einbruche der Barbaren in Italien, da rettete Cajus Marius, ein Mann von geringer Abkunft, aber geprüftem Feldherrnruhme, die Römiſche Republik; in zwei mörderiſchen Schlachten bei Aix 102 vor Chr. und Verona 101 vor Chr. vernichtete er dieſe Nationen; ihre Weiber, nachdem ſie vergebens gebeten, ſie den veſtaliſchen Jungfrauen und ewiger Keuſchheit zu weihen, gaben ſich und ihren Kindern den Tod. Ihre Leichname düngten für lange Zeit jene Gegenden. Nur diejenigen dieſer Völker, die, den Ausgang erwartend, in Gallien zurückgeblieben waren, entrannen dem allgemeinen Verderben. Drei und vierzig Jahre nach dieſer Begebenheit erhielt Cajus Julius Cäſar, der größte und ehrgeizigſte Feldherr ſeiner Zeit, die Statthalterwürde (das Proconſulat) über die Gallien benachbarten Landſchaften. Er beſchloß, ſich ganz Gallien zu unterwerfen, und führte dieß innerhalb 10 Jahren, 58 — 49 vor Chr., durch acht ſehr

blutige Feldzüge aus. Cäſar fand Gallien in viele Parteien zerriſſen; durch die Anfälle der Germanen, von denen ſich ein Haufen unter ihrem Könige Arioviſt (Ehrfeſt) jenſeit des Rheins niedergelaſſen hatte, geſchwächt; viele Völker, beſonders die Aeduer, alte Bundesgenoſſen Roms, ihm geneigt. Sein großes Genie ließ ihn alle dieſe Vortheile auf das Einſichtsvollſte benutzen. Er trat anfangs als Retter und Befreier der Gallier auf, indem er die auswandernden Helvetier in ihr Land zurückzukehren nöthigte, auch den Arioviſt nach Deutſchland zurücktrieb. Später bezwang er die wilden Belgen und trieb einige einwandernde Deutſche Völker wieder zurück. Noch aber war der alte Kriegsſinn der Gallier keineswegs erloſchen, und hatten ſie auch nicht mehr den wilden Muth ihrer Vorfahren, ſo waren ſie deſto geſchickter in Kriegsſachen vieles leicht anzunehmen und nachzuahmen. Ihr Freiheitsſinn wurde empört, als ſie fortdauernd Römiſche Truppen in ihrem Lande ſahen. So entſtanden häufige Inſurrektionen, welche, oft erſtickt, immer von neuem entflammten. Die Gallier ſtritten tapfer für ihre Freiheit, und mehr als einmal erlitten die Römer empfindliche Verluſte, aber der letztern ausgebildete Kriegskunſt und Cäſars Genie und Glück trugen doch endlich (nach Aufopferung einer Million Galliſcher Seelen) den Sieg davon. Der letzte allgemeine Anführer der Gallier, der tapfere Vercingetorix, mußte ſich im ſiebenten Feldzuge Cäſars, 52 v. Chr., in der Stadt Aleſia (jetzt Aliſe, ein Flecken nicht weit von Dijon), nachdem er eine der merkwürdigſten Belagerungen des Alterthums ausgehalten hatte, an die Römer ergeben. Einige ſpätere Verſuche waren fruchtlos und Cäſar vollendete die Unterjochung Galliens, mit deſſen Geld und Truppen er nachher ſich das ganze Römiſche Reich unterwarf. Durch viele Colonien, Beamte und indem nach und nach mehrere Galliſche Staaten das Römiſche Bürgerrecht erhielten, wurde die Herrſchaft der Römer in dieſem Lande immer ſicherer. Tiberius und Claudius unterdrückten die Religion der Druiden, die ſich mehr und mehr nach Britannien zog, wo dieſe Prieſter beſonders auf den kleinen Inſeln an der Engliſchen Küſte ihr geheimnißvolles Weſen trieben, von welchem ſich wunderbare und ſchreckende Sagen im Alterthum verbreiteten. (Ein beliebtes Thema zu Romanen in einer gewiſſen Periode der Franzöſiſchen Literatur). Doch traf auch bald die Britannier das Schickſal, von den Römern beſiegt zu werden. Nach dem Ausſterben der Familie der Cäſarn verſuchten die Gallier noch einmal, mit Hülfe der Deutſchen wieder ihre Freiheit zu erlangen, aber vergebens. Sie blieben hierauf größtentheils ruhig und wurden nach und nach alle Römiſche Bürger und völlig romaniſirt, ſo daß ſelbſt ihre alte Sprache, die Celtiſche, durch einen verdorbenen lateiniſchen Provincialjargon verdrängt wurde, doch ſo, daß viele Celtiſche Wörter, beſonders als Wurzeln, übrig blieben, woraus nachher vermiſcht mit einigen Fränkiſch-Deutſchen Worten die jetzige Franzöſiſche Sprache entſtanden iſt; denn um 486 bemächtigten ſich die Franken des größten Theils von Gallien und machten der Römiſchen Herrſchaft in dieſem Lande völlig ein Ende. Die eigentliche alte Celtiſche Sprache lebt noch am reinſten, wiewohl mannigfach geändert und modificirt, in dem Galic der Bergſchotten, oder der Erſiſchen Sprache in Irland, ſo wie in vielen Wurzeln der lateiniſchen Sprache; die Celtiſch-Germaniſche Sprache (der Belger oder Kymbern) in dem heutigen Wallis in Cornwallis und in Niederbretagne.
ee.

Gallimathias, ſo viel als Wortgewirr, Unſinn, Kauder-

wälſch. Der Ausdruck ſoll von einem Franzöſiſchen Bauer, Namens Mathias, herkommen, der über einen Hahn, Lat. Gallus, einen Rechtshandel hatte. Sein Advokat, der vor Gericht nach damaliger Sitte Lateiniſch ſprach, ließ dabei oft die Worte: Gallus Mathiae, der Hahn des Mathias, hören, verſprach ſich aber einige Mal, und ſagte Galli Mathias, der Mathias des Hahns. Weil dieß nun keinen vernünftigen Sinn gab, ſo nannte man daher jeden ſinnloſen Vortrag einen Gallimathias.

Gallizien oder Galicien, eine im Nordweſten von Spanien gelegene Provinz, welche den Titel eines Königreichs führt, meiſtens ein rauhes, feuchtes Clima, ein bergichtes, in der Mitte unfruchtbares, gegen die See zu aber an Weiden und gutem Wein fruchtbares, Erdreich hat, und unter ſeine bedeutendſten Häfen Corunna und Ferrol zählt. Die Größe beträgt 650 □ Meilen, die Zahl der Einwohner 1,354,000. Der Obriſt Cadalhaſo ſchildert in ſeinen Marokkaniſchen Briefen dieſe Einwohner alſo: „Sie ſind, trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens ihres Landes ſtark und arbeitſam, ziehen in ganz Spanien herum, und ſuchen durch die beſchwerlichſten Arbeiten etwas Geld zu verdienen, das ſie alsdann mit nach Hauſe nehmen. Die Haltung ihrer Soldaten iſt nicht ſo glänzend als in den übrigen Provinzen, dafür aber halten ſie vortrefliche Mannszucht, und ſind durch Strapatzen abgehärtet. Geduldig ertragen ſie Hunger und Durſt, und paſſen ganz vorzüglich zum Dienſt der Infanterie. Mehrere Spanier und Franzoſen nennen die Einwohner dieſer Provinz die Gascogner Spaniens, und wirklich iſt die Aehnlichkeit, ſowohl in Hinſicht auf Lächerlichkeiten als Talent und Geiſt, zwiſchen beiden Völkern auffallend.“ Die Hauptnahrung im Lande iſt Fiſcherei und Schiffahrt; in neueren Zeiten hat man Leinwandfabriken. Man zählt hier 7 Städte und 60 Flecken. Darunter zeichnen ſich aus Ferrol, la Corunna, Vigo, Orenſe, Lugo. Berühmt iſt San Jago de Compoſtella, in deſſen Dom der Körper des Apoſtels Jakob, des Schutzpatrons von Spanien, der hier zuerſt den chriſtlichen Glauben geprediget haben ſoll, der Sage nach aufbewahrt iſt. Während der Beſitznahme durch Napoleon war die Provinz in 3 Präfecturen, Lugo, Vigo und Orenſe, eingetheilt.

Gallo (Marquis von) war Neapolitaniſcher Botſchafter in Wien. Sein König gebrauchte ihn bei den ſchwierigſten Unterhandlungen während des Revolutionskrieges. Im Monat Mai 1795 wurde er zum Premierminiſter an Actons Stelle ernannt, lehnte aber dieſen Antrag ab. Als der König von Neapel 1797 ſeine Vermittelung zwiſchen Oeſtreich und Frankreich anbot, wohnte Gallo den Conferenzen zu Udine bei und unterzeichnete den 17. Oct. zu Campo Formio den zwiſchen Ungarn und Böhmen und der Franzöſiſchen Republik abgeſchloſſenen Frieden. Er erhielt zur Belohnung den Orden des goldenen Vließes. Sein Monarch benutzte abermals ſeine Dienſte 1798, 1799 und 1800 in verſchiedenen wichtigen Geſchäften mit Frankreich. In der Zwiſchenzeit hatte er einen Kampf mit Acton zu beſtehen, deſſen Syſtem der Strenge er ſich widerſetzte. Als ernannter Vicekönig von Sicilien erhielt er den Befehl, daſelbſt nur in Uebereinſtimmung mit Acton zu handeln. Gegen Ende des J. 1802 ging er als Botſchafter des Königs beider Sicilien zur Italiäniſchen Republik und von da nach Frankreich. Bei der Krönung Napoleons zum König von Italien war er im Mai 1805 in Mailand gegenwärtig und gegen Ende Septembers unterzeichnete er einen Vertrag mit Frank-

reich wegen Räumung des Neapolitaniſchen von den Franzöſiſchen Truppen, welcher in dem Augenblick der Unterzeichnung ſchon gebrochen wurde. Nach der Landung der Ruſſen und Engländer in Neapel nahm er ſeine Entlaſſung, mußte aber im Januar 1806, gleich nach der Rückkehr des Kaiſers, Paris verlaſſen. Der König Joachim hat ihn wieder zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Gallus (Cornelius), aus Gallien gebürtig, war ein Freund Virgils, der ſeine zehnte Ekloge an ihn richtete, und einer der glücklichſten Elegiendichter, nur von minder gefälligem Ausdruck als Tibull und Properz. Seine Gedichte ſind verloren gegangen, denn die ſechs Elegien, welche ihm beigelegt werden, ſind nicht von ihm, ſondern von einem ſpätern und geringern Verfaſſer.

Galmei iſt ein ſteinähnliches Zinkerz von brauner, gelber, grauer oder weißlicher Farbe, auch ziemlicher Feſtigkeit und Härte, das aber am Stahle keine Funken gibt. Es iſt ein Gemiſch von Zinkkalk, Thon und Eiſen auch wohl bisweilen noch Kalkerde und Blei, und kommt nur in Flötzen vor. Seine Anwendung iſt beſonders bei Bereitung des Meſſings; und in der Arzneikunſt wird er vorzüglich wegen ſeiner trocknenden, zuſammenziehenden und heilenden Kraft als fein präparirtes Pulver bei Wunden zum äußerlichen Gebrauch, auch zu Salben bei Augenentzündungen ꝛc. angewendet. Uebrigens wird er in Deutſchland ſowohl (beſonders bei Goslar, Aachen und überhaupt in Weſtphalen), als auch in Spanien, England, Böhmen, Polen und beſonders im Herzogthum Limburg häufig gefunden.

Galuppi (Baldaſſarre), dieſer berühmte Tonkünſtler wurde Buranello genannt von Burano, einer Inſel bei Venedig, wo er 1703 geboren wurde. Er lernte die Elemente ſeiner Kunſt zunächſt bei ſeinem Vater, nachher in dem Conſervatorio degli Incurabili. Der berühmte Lotti war ſein erſter Lehrer im Contrapunkt. Noch ſehr jung war er bereits ein fertiger Klavierſpieler und gab Proben ſeines Genies für die Compoſition. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er auf dem Theater von Venedig ſeine erſte Oper, Gli amici rivali, aufführen ließ. Sie wurde ungünſtig aufgenommen; aber Galuppi wurde dadurch nicht abgeſchreckt; er war vielmehr bemüht, die ihm vorgeworfenen Fehler für die Folge zu vermeiden. Er machte ſo reißende Fortſchritte, daß er ſich in kurzem ſo zu ſagen aller Theater Italiens allein bemächtigte. Er wurde Kapellmeiſter von St. Marcus, Organiſt mehrerer Kirchen und Lehrer am Conſervatorio degli Incurabili. In einem Alter von 65 Jahren, ward er als erſter Kapellmeiſter mit einem Jahrgehalt von 4000 Rubeln, wozu noch freie Wohnung und Equipage kam, nach St. Petersburg berufen. Die erſte Oper, die er hier von ſeiner Compoſition gab, war Didone abandonata. Nach der erſten Vorſtellung machte ihm die Kaiſerin ein Geſchenk mit einer goldenen mit Diamanten beſetzten Doſe und tauſend Ducaten, welche, wie ſie ſagte, Dido ihm in ihrem Teſtament legirt habe. Im Jahr 1768 kehrte er nach Venedig in den Schoß ſeiner Familie zurück, zugleich um ſeine dortigen Aemter wieder zu verwalten. Vor ſeiner Abreiſe von St. Petersburg gab er noch die Oper Iphigenia in Tauris. Doctor Burney lernte ihn 177 in Venedig kennen, er war noch voll Thätigkeit und Phantaſie, Vater einer zahlreichen und begüterten Familie und ſetzte ſeine Arbeiten ohne Unterbrechung bis an ſeinen Tod fort, welcher im Januar 1785 erfolgte. Man behauptet, daß der Geiſt, Geſchmack und Ideenſchwung, welche er in ſeinen letzten Opern und Kirchenmuſiken entfaltet, alles, was er früher her-

ausgegeben, bei weitem übertreffe. Einzelne Mängel in Anſehung der Reinheit der Compoſition werden durch die Originalität der Ideen und die Schönheit der Melodien hinlänglich aufgewogen. Seine Opern, deren Zahl ſich beinahe auf 50 beläuft, gehören faſt alle zur komiſchen Gattung, die er beſonders liebte, und in der er unerſchöpflich an Wendungen und Einfällen war. Aber auch ſeine heroiſchen Opern und ſeine Kirchencompoſitionen enthalten Arien und Chöre voll Feuer und Ausdruck. Gedruckt iſt von ihm nichts als der Clavierauszug von der Oper Il mondo alla rovescia und 4 Symphonien. M.

Galvani (Aloyſius), geb. zu Bologna im J. 1737, ſtudirte mit Erfolg die Medicin, und trat mit Auszeichnung in dieſe Laufbahn indem er eine Theſis über die Natur und Bildung der Knochen vertheidigte. Bald darauf bekam er den Auftrag, die Anatomie in dem berühmten Inſtitut ſeines Vaterlandes zu lehren, und gab ein Memoire über die Uringefäße der Vögel heraus, welcher Gegenſtand um ſo intereſſanter iſt, da dieſelben keine Urinblaſe haben. Der Beifall, den dieſe Schrift erhielt, führte ihn zu dem Entſchluß, die vollſtändige Phyſiologie der Vögel zu bearbeiten; allein er beſchränkte ſich auf eine Unterſuchung ihrer Gehörswerkzeuge, die bei ihnen ſo zart gebaut ſind. Er entdeckte zuerſt einen Gehörskanal und eine knocherne Höhle, die er mit dem Namen Veſtibulum belegte. Der Zufall führte ihn hierauf zu der Entdeckung mehrerer Phänomene, die einen neuen Zweig der mediciniſchen Phyſik bilden und von den Gelehrten nach ihrem Erfinder Galvanismus benannt worden ſind. (S. d. folg. Art.) Auf einer Reiſe, die er nach Sinigaglia und Rimini machte, war er auch ſo glücklich, die den Krampffiſchen eigenthümliche Electricität zu ergründen, und ſchrieb eine gelehrte Abhandlung darüber. Der Akademie von Bologna hat er in Manuſcript eine Denkſchrift über die Wirkung des Opiums gelaſſen. Einfach in ſeinen Sitten und Wünſchen und mit einem natürlichen Hang zur Melancholie, mied er zahlreiche Geſellſchaften. Der Verluſt ſeiner geliebten Gattin machte ihn troſtlos. Er zog ſich aufs Land zurück, um in ſeinem Schmerz nicht geſtört zu werden, pries ihre Tugenden in rührenden Verſen und ſtarb nicht lange darauf den 5. Dec. 1798. In Rom wurde eine Medaille mit ſeinem Bildniſſe geſchlagen. Sein Neffe Camillo Galvani hat Büffons Naturgeſchichte im Auszug herausgegeben und iſt der Verfaſſer einer Schrift über den Phosphorſtein von Bologna.

Galvanismus. In dem Hörſale Galvani's zu Bologna ſtand eine Electriſirmaſchine, aus welcher einer ſeiner Zuhörer zufälliger Weiſe Funken lockte, während ein anderer einen Froſch präparirte und die Schenkelnerven deſſelben entblößt hatte. Bei jedem Funken gerieth der Froſchſchenkel in Zuckungen. Galvani glaubte in dieſer ſonderbaren und damals ganz neuen Erſcheinung einen Fingerzeig zu ſehn, daß die Electricität das Mittel ſey, welches die Muskel-Bewegung hervorbringe. Er verfolgte daher dieſe Verſuche mit präparirten Fröſchen eifrig, verſuchte auch atmoſphäriſche Electricität auf ſie einwirken zu laſſen, wiederholte die Verſuche, welche glückten, mit präparirten Muskeln anderer, zum Theil lebender Thiere, und zog aus allen dieſen Verſuchen folgendes Endreſultat: Jeder Muskel des thieriſchen Körpers ſey eine electriſche Batterie im Kleinen, und jede Muskelfaſer ſtelle eine Kleiſtiſche Flaſche vor, deren Innerem die Nervenfäden Electricität zuführen. Dieſe Electricität werde während des lebenden Zuſtandes ununterbrochen in dem Gehirne erzeugt, ſtröme

von dort durch die Nerven dem Innern der Muskeln zu, und lade ſie, welche Ladung ſie auch nach Tödtung des Thieres eine Zeit lang behalten ſollen. Werden die äußern Theile des Muskels und der Nerve durch einen oder mehrere die Electricität leitende Körper in Verbindung geſetzt, ſo entlade ſich dieſe thieriſche Electricität; und ſo wie eine gläſerne Verſtärkungsflaſche beim Entladen erſchüttert werde und töne, ſo komme auch der Muskel durch das Entladen zum Zucken. Galvani nannte daher das Wirkungsmittel in dieſen ſeinen Verſuchen thieriſche Electricität, und machte ſie zuerſt im J. 1791 in ſeinem Werke über die Muskel-Bewegung bekannt. Der berühmte Phyſiker Volta aus Como, Profeſſor der Phyſik zu Pavia im Mailändiſchen, zeigte indeß bald durch entſcheidende Verſuche, daß Galvani durch vorgefaßte Meinung und unvollſtändige Verſuche verführt, eine völlig unhaltbare Lehre aufgeſtellt habe, und daß es keine thieriſche Electricität gebe, wie er ſie ſich gedacht hatte. Sind Nerve und Muskel des präparirten Froſches ganz rein und blutleer, und ſetzt man ſie durch einen Metallbogen, der durchgängig gleichartig iſt, mit einander in Berührung, ſo erfolgt keine Zuckung, obgleich auch in dieſem Falle die thieriſche Electricität des Muskels entladen werden müßte. Wenn man dagegen zwei Stellen des entblößten Nerven mit verſchiedenartigen Metallen berührt, z. B. mit Silber und mit Eiſen, ſo erfolgt im Augenblicke, in welchem man dieſe in Berührung ſetzt, heftige Muskelbewegung; indeß ſie nach Galvanis Theorie in dieſem Falle nicht erfolgen ſollte, da man bloß zwei Stellen des Leiters, der zum innern Belege der Muskeln führt, in leitende Verbindung geſetzt hat. Eben ſo erfolgen Zuckungen, wenn der entblößte Muskel mit dem einen, und eine Stelle des Nerven mit dem andern der beiden verſchiedenartigen, einander berührenden Metalle berührt werden. Aus den verſchiedenartigen Metallen ſchien daher das Agens in dieſen Verſuchen zu entſpringen, und dem zu Folge nannten einige dieſes Agens Metallreiz. Es gelang indeß Hrn. Volta darzuthun, 1) daß, wenn man durch den Nerven eines friſch präparirten Froſchſchenkels Mengen von Electricität durchſtrömen läßt, welche viel zu klein ſind, um das empfindlichſte Electrometer in Bewegung zu ſetzen, der Schenkel durch ſie in heftige Zuckungen verſetzt wird; und 2) daß, ſo oft zwei verſchiedenartige Metalle mit einander in Berührung gebracht werden, durch dieſe Berührung ihr electriſches Gleichgewicht aufgehoben, und das eine poſitiv, das andere negativ electriſch wird. Und daraus ſchloß er mit Recht, die, durch zwei verſchiedenartige ſich berührende Metalle erregte, Electricität ſey es, welche bei ihrem Durchſtrömen durch den entblößten Schenkelnerven des Froſches dieſen in Zuckungen bringe, ſo lange die Reizbarkeit des Froſchpräparats nach dem Tode noch nicht ganz erloſchen iſt. Galvani's vorgebliche thieriſche Electricität, oder was andere Galvanismus genannt hatten, ſey alſo nichts anders als Electricität, auf eine neue, bis dahin ganz unbekannte Art, nämlich in der Berührung zweier verſchiedenartiger Metalle, oder überhaupt zweier Leiter, erregt. Galvaniſche Electricität iſt daher auch der ſchicklichſte Name für ſie. Verhältnißmäßig die ſtärkſte Electricität erregen in ihrer Berührung Zink und Silber, daher man dieſe Metalle, oder in Ermangelung des Silbers Zink und Kupfer, zu Erregern bei den galvaniſchen Verſuchen zu nehmen pflegt. Die Wirkungen, zu welchen zwei ſolche Erreger hinreichen, machen den einfachen Galvanismus aus. Der Entdecker des verſtärkten Galvanis-

mus iſt Volta. Nimmt man mehrere Paare ſolcher Erreger, z. B. Zink- und Kupferplatten von gleicher Größe, wo in jedem der Zink nach einerlei Seite, z. B. unten, das Kupfer oben liegt, und baut aus ihnen eine Säule auf, indem man jedes Plattenpaar von dem nächſt folgenden durch einen poröſen in Salzwaſſer oder in ſehr verdünnte Säure getränkten Körper, (z. B. Platten von Pappe oder Tuch) trennt, ſo zeigt eine ſolche Säule an ihren Enden in dem Grade, in welchem der Plattenpaare mehrere ſind, ſtärkere electriſche Spannungen als ein einzelnes Plattenpaar; z. B. eine Säule von 100 Plattenpaaren an dem Zinkende eine 100 Mal ſtärkere poſitive, und an dem Silberende eine 100 Mal ſtärkere negative Electricität als ein einziges Plattenpaar. Man nennt eine ſolche Säule die electriſche Säule, oder zur Ehre ihres Erfinders die Voltaiſche Säule. Dem Apparate laſſen ſich noch andere Geſtalten geben; dahin gehören der Becher-Apparat, der galvaniſche Trog-Apparat, der Zellen-Apparat u. d. m. Man hat ſie in außerordentlichen Größen ausgeführt, z. B. von 2000 Plattenpaaren Zink und Kupfer, auch von ſehr großen Flächen z. B. von 20 Paaren 4 Fuß hoher und 2 Fuß breiter Zink- und Kupfer-Platten. Volta nennt alle dieſe Apparate Electromotore; andere haben ſie galvaniſche Batterien genannt. Sie geben eine Menge überraſchender Erſcheinungen electriſcher, chemiſcher und phyſiologiſcher Natur, durch welche nicht bloß unſere electriſchen, ſondern auch unſere chemiſchen Kenntniſſe in den letzten 10 Jahren außerordentlich erweitert worden ſind. In der Phyſiologie hat man zwar anfangs faſt alle Wirkungen, deren Urſachen wir nicht kennen, dem Galvanismus zugeſchrieben, reelle Bereicherungen hat indeß dieſe Wiſſenſchaft durch ihn bis jetzt nur ſehr wenige erhalten. Wer ſich von dieſen wundervollen Erſcheinungen und ihren Geſetzen einige Kenntniſſe verſchaffen will, muß ſie aus den Lehrbüchern der Phyſik ſchöpfen, und wir können dazu als das klarſte und gedrängteſte Gilberts Grundriß der Naturlehre, Leipzig 1813 empfehlen. Hier können nur einige der vorzüglichſten angedeutet werden. Die electriſche Spannung ſelbſt einer Säule von 100 Plattenpaaren iſt ſo gering, daß das nicht-leitende Oberhäutchen, womit der menſchliche Körper bedeckt iſt, wenn es trocken iſt, ihre Wirkungen nicht durch ſich hindurch läßt. Berührt jemand die beiden Enden der Säule mit ganz trocknen Händen, ſo empfindet er nichts. Hat er die Zeigefinger der beiden Hände genäßt und berührt mit dem einen das Zinkende, mit dem andern das Kupferende der Säule, ſo erhält er einen Schlag, der bis über die Handwurzel hinaus geht. Hat er beide Hände mit Salzwaſſer gehörig genäßt, faßt mit ihnen große Metallſtäbe, und berührt mit dieſen die beiden Enden der Säule, ſo gehn die Schläge bis in die Schultern und er iſt unvermögend die Arme ſtill zu halten. Bringt man das eine Ende der Säule mit einem Theil des Kopfes in Berührung, während man mit naſſer Hand das andere Ende der Säule berührt, ſo ſieht man Blitze vor den Augen und fühlt auf der Zunge einen Geſchmack. Führt man von den beiden Enden der Säule Gold- oder Platindrähte in ein Gefäß mit Waſſer, ſo wird das Waſſer ſogleich in die beiden gasförmigen Körper zerſetzt, aus denen es beſteht. Haben die Platten große Oberflächen und iſt die Anzahl der Platten nicht unbedeutend, ſo entſteht in dem Augenblicke, in welchem man die beiden Enddrähte mit einander in Berührung bringt, eine ſo ungeheure Hitze, daß ſehr kleine Metallmaſſen, z. B. Gold- und Silberblättchen, Eiſen- und ſelbſt Pla-

tindraht, dadurch nicht bloß geſchmolzen, ſondern ſelbſt mit dem hellſten, zum Theil farbigen Lichte verbrannt werden. Kohlenſtreifen laſſen ſich auf dieſe Art unter Waſſer weißglühend machen. Durch die Kraft mächtiger galvaniſcher Apparate ſind von Davy in London zuerſt die Alkalien und Erden zerſetzt, und die Metalle, aus denen dieſe Körper beſtehn, dargeſtellt worden u. d. m. U.

Gama (Vasco da). Das große, für den Gang des Handels, und ſelbſt für die Cultur und die Staatsverhältniſſe Europa's hochwichtige Ereigniß der Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien, ſichert dem Namen des Mannes, der zuerſt dieſen neuen Handelsweg zu Indiens Schätzen befuhr, und den erſten Grund zu Portugals Handelsmacht in dem Indiſchen Meere legte, ſeine weltgeſchichtliche Wichtigkeit. Vasco da Gama ward geboren zu Sines, einer kleinen Seeſtadt in Portugal, und ſtammte aus einem edlen Geſchlechte. Als der Zögling Heinrichs des Seefahrers, deſſen Kenntniſſen und warmem Eifer Portugal ſeine glänzendſte Zeit verdankte, König Emanuel der Glückliche, den Thron beſtiegen hatte, übernahm er mit dem Erbe der Herrſchaft auch die von ſeinem Vorfahr, Johann dem Zweiten, eifrig vorbereitete Ausführung des großen Gedankens, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 entdeckt und glücklich umſchifft hatte, nach Indien zu reiſen. Im zweiten Jahre ſeiner Regierung rüſtete er vier, nur mit 160 Soldaten und Seeleuten bemannte, Schiffe aus, zu deren Befehlshaber er Vasco da Gama ernannte, deſſen Muth und Klugheit ſchon lange erprobt waren. Emanuel übergab ihm feierlich die Fahne, die er mitnehmen ſollte; es was das Kreuz des Chriſtordens, deſſen Großmeiſter Heinrich der Seefahrer geweſen, darauf geſtickt. Vasco ſchwur auf die Fahne ſeinen Eid. Am 9. Juli 1497 beſtieg er das Admiralſchiff, das den Namen des heiligen Gabriel führte und 120 Tonnen hielt. Vasco's Bruder, Paul, hatte den Oberbefehl über das zweite, und Nicolaus Coelho über das dritte Kriegsſchiff. Das vierte, eine Barke mit Lebensmitteln, führte Gonzalo Nunez, ein Diener Gama's. Am 20. November umſchiffte Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, in den erſten Tagen des Jahres 1498 kam er an die Oſtküſte von Afrika, und am 1. März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo ſeine Mannſchaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die angekommenen Fremdlinge Chriſten wären. Sein Geſchütz rettete ihn. In Mombaza ward er eben ſo feindlich behandelt, aber deſto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf, der ihm verſprach, mit den rückkehrenden Schiffen einen Geſandten an den König von Portugal abzuſchicken. Der Admiral nahm von Melinde einen, der Schifffahrt ſehr kundigen, Muhammedaner aus Guzerat und einen erfahrnen Piloten mit, und gerade auf die Küſte von Malabar ſteuernd, kam er im Mai, zu Anfang des Winters dieſer Weltgegend, in Kalekut an, wo der mächtige Beherrſcher des Landes, den man Zamorin, d. i. Oberkönig oder Kaiſer, nannte, ſeinen Sitz hatte. Die Stadt war von Hindus bewohnt, und wurde ſehr häufig von muhammedaniſchen Kaufleuten beſucht. Als Gama dem Fürſten Nachricht von ſeiner Ankunft gegeben, ſandte dieſer ihm einen kundigen Piloten, um die Fremdlinge in den Hafen zu bringen. Die Portugieſen ſtiegen ans Land, da geſellte ſich ihnen ein Mann aus Tunis, Namens Monzaide, der erſt ſeit kurzem in Kalekut wohnte, und in Spaniſcher Sprache ſich mit ihnen unterhaltend, ſei-

net Freundſchaft ſie verſicherte. Er hielt Wort, und eröffnete dem Zamorin, die Fremdlinge gehörten zu einem tapfern und mächtigen Volke des fernen Abendlandes, das Freundſchaft mit ihm anknüpfen und mit ſeinen Unterthanen Handel treiben wollte. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft ward Gama durch einen Katual (Befehlshaber) zu dem Zamorin eingeladen. Er ging mit 12 ſeiner Gefährten, und gab ſeinem Bruder Paul Befehl, die Nachricht von der glücklichen Entdeckung nach Portugal zu bringen, wenn er ſelber in dem fremden Lande umkommen ſollte. Vasco und Zamorin's Abgeordneter wurden in Tragſeſſeln (Palankinen) von ſchnellfüßigen Malabaren leicht und ſicher getragen. Der Zamorin, auf einem prächtig geſchmückten Lager ruhend, empfing den Portugieſen freundlich, und nahm das Schreiben des Königs Emanuel aus Vasco's Hand. Dieſe günſtige Aufnahme machte die muhammedaniſchen Kaufleute beſorgt, welche ſich in dem Lande des Zamorin niedergelaſſen hatten, und in den kühnen Fremdlingen gefährliche Störer ihres Handels zu finden fürchteten. Sie erweckten Argwohn bei dem Fürſten, indem ſie die Beſorgniß äußerten, daß die Fremdlinge, die bittend ſich ihm nahten, bald mit Waffenmacht ſein Land angreifen würden. Man überredete ihn ſogar, die verwegenen Seefahrer wären Räuber, aber nicht Abgeſandte. Der Zamorin verrieth dieſen Verdacht laut, als Gama wieder vor ihm erſchien. Der Portugieſiſche Befehlshaber antwortete mit ſo viel Würde und Feſtigkeit, daß der Fürſt überraſcht ihn anhörte, und dem großherzigen Fremdlinge mehr, als den Einflüſterungen ſeiner Rathgeber traute. Er bat den Portugieſen, auf ſeine Schiffe zurückzukehren, und verſprach, unterdeſſen eine befriedigende Antwort an den König Emanuel zu entwerfen. Aber Gama's Feinde machten einen neuen Anſchlag, als ſie ſahen, daß die Fremdlinge der erſten Schlinge glücklich entkommen waren. Sie nahmen ſieben Portugieſen gefangen, und weder Bitten, noch irgend eine gelinde Maßregel konnte ſie bewegen, die Gefangenen frei zu laſſen. Einige Fiſcherkähne der Eingebornen gingen indeß in die See. Da ließ Gama Jagd auf ſie machen, und zwanzig Fiſcher wurden gefangen. Darauf ließ er ſogleich die Segel aufziehen, als ob er hätte abreiſen wollen. Dies wirkte. Der Zamorin ſchickte die Gefangenen zurück, und die Nachſtellungen, welche die Portugieſen von ſeinen Unterthanen erfahren hatten, entſchuldigend, ſandte er dem Oberbefehlshaber den Brief an den König Emanuel. Gama reiſete ab. Monzaide, der in Portugal ein Chriſt werden wollte, begleitete ihn freiwillig, und wider Willen mußten einige der gefangenen Indianer mit ihm reiſen, denn nicht alle wurden zurückgegeben, damit man dieſen Fremdlingen die Heimath zeigen konnte. Ehe aber Gama aus dem Indiſchen Meere ſegelte, ließ er durch Monzaide dem Zamorin ſchreiben, er wollte die Gefangenen nicht aus Rache für die erlittenen Kränkungen entführen, ſondern ſie ſollten gleichſam ein Unterpfand ſeyn, daß er eines Tages mit ihnen zu Indiens Küſten zurückkehren werde, wenn ſein König ſie geſehen und aus ihrem Munde genauere Nachrichten von ihrer Heimath erhalten hätte, wogegen ſie ihrem Fürſten Kunde von Portugal bringen könnten. Auf der Rückkehr beſuchte Gama wieder den König von **Melinde**, den erſten Bundesfreund der Portugieſen im Morgenlande, der die Fremdlinge auch dies Mal wohlwollend aufnahm. Nikolaus Coelho ſegelte den übrigen Schiffen voran und erſchien zuerſt im Hafen von **Liſſabon**, wo bald nachher auch Vasko da Gama einlief, als er ſeinen Bruder Paul, der an einer Krankheit

geſtorben war, auf der Inſel Tercera begraben hatte. Zwei Jahre und zwei Monate hatte er auf ſeiner Reiſe zugebracht, und von 160 Gefährten, die er mitgenommen, kehrten nur 55 mit ihm zurück. Nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt brachte er eine ganze Woche mit Andachtsübungen in dem Kloſter zu, welches der Infant Heinrich erbaut hatte. Der König ſandte einige der erſten Männer von ſeinem Hofe zu ihm, um ihn begrüßen zu laſſen, und als Vasco darauf ſeinen feſtlichen Einzug in die Stadt hielt, wurden ihm zu Ehren allerlei öffentliche Luſtbarkeiten angeſtellt. Emanuel ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Vasco ſelber erhielt für ſich und ſeine Nachkommen den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der öſtlichen Meere und 3000 Dukaten Einkünfte; ein Theil des Reichswapens ward in ſein Geſchlechtswapen geſetzt, und ihm erlaubt, bei jeder Reiſe nach Indien 200,000 Cruſados auf eigenen Gewinn einzulegen. Einige Zeit nachher verlieh er ihm noch die Würde eines Grafen von Vidigueira. Der Erfolg dieſes Unternehmens war ſo glücklich und verſprach ſo glänzende Vortheile, daß alle Gegner der Entdeckungsreiſen umgeſtimmt wurden, und bald nach Gama's Rückkehr ſandte der König Emanuel ein neues Geſchwader von 13 Segeln unter Pedro Alvarez Cabral nach Indien. Es wurden Bündniſſe und Handelsverträge mit Indiſchen Fürſten abgeſchloſſen, und Cabral's Geſchwader kam, ſo wie ein kleineres unter Juan Coelho, mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Es erwachte nun unter allen Ständen der regeſte Eifer, bei dem Handel nach Indien zu gewinnen, und der Hafen von Liſſabon füllte ſich immer mehr mit fremden Schiffen, welche die Waaren des Morgenlandes abholten. Der König rüſtete ein neues Geſchwader von 20 großen Schiffen aus, mit welchen Vasco da Gama, der den Oberbefehl über dieſelben erhielt, im März des Jahres 1502 zum zweiten Male nach Indien reiſete. Als er auf dieſer Fahrt den König von Quiloa, der bisher die Portugieſiſchen Seefahrer feindlich behandelt hatte, zinsbar gemacht hatte, ſteuerte er gegen die Indiſche Küſte, wo er die durch Cabral geſchloſſene Verbindung mit den Königen von Kananor und Kochim, welche gegen den Zamorin aufgebracht waren, noch mehr befeſtigte. Der Zamorin hatte ſeit Gama's erſter Reiſe ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen die Europäer noch auffallender verrathen, und es waren zwei Jahre vorher, während Cabral's Anweſenheit in Indien, 40 Portugieſen in Kalekut getödtet worden, als das Volk, durch die Ränke der Muhammedaner aufgereizt, das Faktoreihaus der Fremdlinge ſtürmte. Vasco da Gama, der ſchon gleich bei ſeiner zweiten Ankunft in dem Indiſchen Meere Gelegenheit gefunden hatte, durch Verbrennung eines Arabiſchen Schiffes Rache zu üben, beſchloß, den Zamorin noch härter zu züchtigen. Er erſchien an der Küſte von Kalekut, und die friedlichen Vorſchläge des beſtürzten Königs nicht achtend, griff er die Schiffe an, welche im Hafen lagen, und ließ die Stadt beſchießen. Die Kugeln ſeines Geſchützes verbreiteten Schrekken und Verwüſtung in der Stadt. Zugleich ließ er mehr als dreißig gefangene Araber an die Segelſtangen aufhängen, ſchickte darauf die abgeſchnittenen Köpfe, Hände und Füße derſelben dem Könige, und ließ die verſtümmelten Leichname ins Meer werfen, damit die Wogen auch ſie ans Ufer brächten. Als er dieſe Rache genommen, beſuchte er mit ſeinem Geſchwader den verbündeten König von Kochim, wo er Abgeordnete von den in der Nachbarſchaft wohnenden Anhängern des chriſtlichen Glaubens, den ſogenannten Thomaschriſten, erhielt,

welche ihn um Schutz und Beiſtand gegen die Heiden baten. Während er in Kochim beſchäftigt war, Waaren zu laden, erſchien vor ihm ein angeſehener Bramine, von zwei Verwandten begleitet, und verrieth den Wunſch, mit ihm nach Portugal zu reiſen, um ſich im chriſtlichen Glauben unterrichten zu laſſen. Einige Tage nachher wußte der Bramine den Portugieſiſchen Anführer durch ſcheinbare Gründe zu überreden, daß durch ſeine Vermittelung die Streitigkeiten der Portugieſen mit dem Zamorin vortheilhaft ausgeglichen werden könnten. Gama ließ ſich deſto leichter täuſchen, da der Bramine ſeinen Sohn und ſeinen Neffen ihm als Unterpfänder ſeiner Aufrichtigkeit übergab. Er übertrug den Oberbefehl über das Geſchwader einem erprobten Anführer, und ſegelte mit dem größten ſeiner Schiffe und einer Karavelle nach Kalekut, mit der Hoffnung, ſich unterwegs mit Vincent Sodre, der die Abgeordneten der Indiſchen Chriſten in ihre Heimath zurückgebracht hatte, zu vereinigen. Der Bramine ſtieg ans Land, unter dem Vorwande, die Unterhandlung mit dem Zamorin einzuleiten, und um die Portugieſen deſto ſicherer zu machen, kam er einige Male mit Vorſchlägen und Antworten zurück. Eines Tages aber erſchienen plötzlich hundert wohlbewaffnete Fahrzeuge, umringten das Schiff des betrogenen Gama, und verſuchten kühn, es zu verbrennen. Aber ſchnell ließ Gama die Ankertaue kappen, und als er ſich von dem Brandſchiffe losgemacht hatte, blieb dieſes unter den feindlichen Fahrzeugen zurück, welche, während ſie auszuweichen ſuchten, in eine Unordnung geriethen, die das Geſchütz der Portugieſen noch vermehrte. Vincent Sodre, der bei Gama's Ankunft eben abgeſegelt war, kam auf des Admirals Befehl zurück, und die vereinigten Geſchwader machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die nach einigem Verluſte entflohen. Im Angeſichte der Stadt wurden die Geißeln, welche der verrätheriſche Bramine gegeben, an die Segelſtangen aufgehängt, und darauf die Leichen in eine Barke gelegt mit einem Briefe an den Zamorin, worin man ihn bat, dies Geſchenk zum Danke für die Liſt ſeines Boten anzunehmen. Gama kehrte alsdann nach Kochim zurück, und als er dort eine Faktorei eingerichtet hatte, ſegelte er mit zehn Schiffen nach Kananor. Das Geſchwader des Königs von Kalekut, aus 29 Schiffen beſtehend, kam ihm entgegen. Man rüſtete ſich zum Kampfe. Gama ließ die leichteſten Schiffe gegen zwei feindliche Fahrzeuge, die ſich von den andern entfernt hatten, voranſegeln, und es wurden dieſe ſo muthvoll angegriffen, daß ſie faſt ſchon in der Gewalt der Portugieſen waren, als der Admiral mit den andern Schiffen ankam. Die übrigen feindlichen Schiffe flohen. Unter der reichen Beute, welche die Portugieſen mit den beiden eroberten Fahrzeugen gewannen, war auch ein berühmtes Götzenbild aus lauterem Golde, mehr als 30 Pfund ſchwer, von abenteuerlicher Geſtalt; die Augen waren zwei Smaragde, auf der Bruſt blitzte ein Rubin von ſeltener Größe, und der goldene Mantel, der das Bild zum Theil bedeckte, war mit Edelſteinen beſetzt. Der ſiegreiche Gama trat darauf die Rückreiſe nach Liſſabon an, wo er mit reich beladenen Schiffen ankam. Bei ſeinem feierlichen Einzuge ward in einem ſilbernen Becken der Tribut des Beherrſchers von Quiloa vor ihm hergetragen, woraus König Emanuel eine koſtbare Monſtranz machen ließ, welche er dem prächtigen Kloſter zu Belem (Bethlehem) ſchenkte, das er, ſtatt der von Heinrich dem Seefahrer errichteten kleinen Kapelle, erbaute, um das Andenken des großen Urhebers der neuen Länderentdeckungen zu verewigen. Franz de Almeida

und der große Alfonſo de Albuquerque hatten Portugals Macht in Indien glorreich befeſtigt, als der ehrenvoll ergraute Vasco da Gama von Emanuels Nachfolger, Johann dem Dritten, noch ein Mal auf den Schauplatz ſeiner ruhmvollen Thaten geſandt ward, wo, was er geſäet hatte, ſchon reiche Früchte trug. Er ſollte als Vicekönig die Verwaltung der Anſiedelungen übernehmen, welche ſchon vom Perſiſchen Meerbuſen bis zu den Moluckiſchen Inſeln reichten. Der edle Greis gehorchte dem Befehle des Königs, und ſchwur feierlich, daß er nicht aus irgend einer eigennützigen Abſicht, nicht aus ſtolzem Dünkel die Stelle angenommen hätte; daß er Gerechtigkeit handhaben und des Königs Gebote beobachten, daß er in der Wahl der Beamten nicht ſeine Verwandten und Freunde, ſondern des Königs treue Diener und jeden verdienſtvollen Mann vorziehen, und ſtets Beſtechungen verſchmähen wollte. Solche Schwüre, ſagt Faria de Souſa *), gleichen gewöhnlich Gelübden, welche von der Angſt ausgepreßt und bald vergeſſen werden, wenn die Noth vorüber iſt. Aber Vasco gab ein Manneswort, das er in der kurzen Zeit ſeiner Verwaltung männlich erfüllte. Er ſegelte mit einem Geſchwader von 14 Fahrzeugen im Jahre 1524 aus Portugal. Nach einer nicht ganz glücklichen Fahrt, auf welcher einige ſeiner Schiffe untergingen, kam er in das Meer von Kambaja. Die See war ruhig, es herrſchte völlige Windſtille, da fingen die Schiffe plötzlich an zu ſchwanken. Alle hielten ſich für verloren, jeder wollte ſich retten, als Vasco da Gama erkannte, daß dieſe ſonderbare Bewegung des Meeres die Wirkung eines Erdbebens war. Muth gefaßt, Freunde, Muth gefaßt! rief er unerſchrocken mit lauter Stimme: freut euch und ſeyd unbeſorgt, das Meer erbebt furchtſam, weil es euch trägt. — Der Vicekönig beſuchte gleich nach ſeiner Ankunft einige kleine Anſiedelungen, und traf kräftige Vorkehrungen zum Schutze derſelben und zur Erhaltung des Anſehns der Portugieſiſchen Waffen unter den Eingebornen, aber mitten unter den Siegen, welche ſeine Geſchwader erfochten, als er kaum drei Monate ſein Amt verwaltet hatte, erlag er den Schwächen des Alters, und am 24. December 1524 ſtarb er zu Goa. R.

Gambe (Ital. Viola di Gamba, Franz. auch Basse de Viole genannt), Bein-Geige, ein Saiten-Inſtrument, deſſen Bauart, Ton und Behandlung viel Aehnlichkeit mit dem Violoncell hat, nur daß bei jener ſechs, wohl auch ſieben Saiten ſich befinden; die Stimmung von der Höhe nach der Tiefe zu iſt: D, G, c, e, a, $\overline{d}$. Es iſt zuerſt in England aufgekommen (daher auch die Engliſchen wegen ihres ſchönen Klanges immer den Vorzug behalten haben), nachher aber in Italien, Frankreich und Deutſchland eingeführt worden, wo es, beſonders bei den Franzoſen, viel Liebhaber und Virtuoſen gefunden hat. Bei Concerten diente dieſes Inſtrument ehedem ſehr zur Verſtärkung des Baſſes; allein, ſeitdem man dem Violoncell mehr Vollkommenheiten gegeben hat, iſt jenes ziemlich außer Gebrauch geſetzt worden. Einer der berühmteſten Deutſchen Gambiſten war Ernſt Chriſtian Heſſe (ſ. Heſſe). Man hat übrigens auch ein Orgel-Regiſter, welches dieſen Namen führt, auch gibt es eine beſondere Art von Clavier unter dem Namen Gambenwerk oder Geigen-Clavicymbel, wo vermittelſt eines angebrachten

*) Asia portuguesa (Lisboa, 1666. Fol.) Bd. I. S. 230.

Rades zehn bis zwölf kleinere Räder, welche mit Pergament überzogen und mit Colophonium beſtrichen ſind, in Umtrieb geſetzt, und dadurch die mit denſelben in Verbindung ſtehenden metallenen Saiten ſtark oder gelind, je nachdem man das Clavier anſchlägt, angegeben, und auf eben die Art, wie die Saiten der Violine von dem Bogen, beſtrichen werden; daher auch der Name Geigenwerk. Der Erfinder war zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts Hans Hayden, ein Nürnbergiſcher Tonkünſtler (geſt. 1613), welcher auch über die Verfertigung deſſelben ein Privilegium vom Kaiſer Rudolph II. erhielt. Nachher ſind (ungefähr ums Jahr 1750) von Matth. Riſch zu Ilmenau wieder dergleichen Inſtrumente gefertigt worden.

Gambia oder Gambra, ein großer Fluß in Afrika, der ſich in den weſtlichen Ocean ergießt und 150 geographiſche Meilen aufwärts für größere Fahrzeuge ſchiffbar iſt. Doch iſt er in der Regenzeit vom Julius bis December ſo reißend, daß man ihn nicht befahren kann. Er entſpringt unter dem 9° L. und 11° Br. aus den großen Gebirgen, welche auch dem Senegal ſeine Quellen geben, und fließt erſt nordweſtlich, dann weſtlich. Fregatten von 40 Kanonen können ihn 42 geographiſche Meilen hoch befahren. Die Engländer ſind auf dieſem Fluſſe im Beſitz des Alleinhandels, und haben an demſelben mehrere Forts und Faktoreien. Unter erſtern iſt St. James an der Mündung das wichtigſte.

Ganerben (von dem alten Wort Gan, gemein, und Erben d. i. Herren) hießen in dem mittleren Zeitalter, beſonders in den Zeiten des Fauſtrechts, diejenigen Familien, welche ſich zur gemeinſchaftlichen Beſchützung und Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinſchaftlichen Schloſſe (Ganerbenſchloß oder Haus) vereinigten, wobei ſie zugleich unter einander über den Mitbeſitz jener Güter übereinkamen und ihre Gränzen beſtimmten, welche Verträge dann der Burgfriede genannt wurden. In der Folge, als nach und nach das Fauſtrecht aufhörte, erloſchen auch allmählich die Ganerbiade, und nur in einigen Gegenden bezeichnet der Name Ganerbe einen Miterben oder Mitbeſitzer, der mit andern an einem Gute Antheil hat.

Gang (Bergbau) ein; iſt eine aus flächenähnlichen Spalten beſtehende beſondere Lagerſtatt der Foſſilien, welche mit einer von der Gebirgsmaſſe mehr oder weniger verſchiedenen, in Lagen getrennten Maſſe angefüllt iſt, deren Breite im Verhältniß gegen ihre Ausdehnung in die Länge und Tiefe ſehr gering iſt, und die zwar in den Gebirgsmaſſen, welche ſie jederzeit unter gewiſſen Winkeln durchſchneidet, vorkommt, aber nicht unmittelbar zu denſelben gehört, auch auf eine ganz verſchiedene Art ihr Daſeyn erhalten hat. Die Entſtehung dieſer Benennung ward durch die Wahrnehmung jener Spalten auf der Oberfläche der Gebirge veranlaßt, indem der Bergmann wiſſen wollte, ob und wie weit ſich dieſelben ins Innere des Gebirges erſtreckten. Zu dieſem Behuf machte er ſich auf einer dergleichen Lagerſtatt einen horizontalen unterirdiſchen Eingang, jetzt ein Stollen genannt, in das Gebirge, und nannte nun von dieſem Eingange die mit fremdartigen Maſſen ausgefüllten Spalten, einen Gang. Die Länge und Teufe oder Tiefe eines Ganges ſtehen jederzeit mit einander in einem gewiſſen Verhältniſſe, ſo daß man faſt mit Gewißheit von der einen auf die andere ſchließen kann; jedoch iſt die Länge meiſtens größer als die Teufe, und zuweilen außerordentlich beträchtlich. Dehnen ſich aber die Gänge ſowohl in der Länge als auch in der

Teufe nur wenig aus, ſo heißen ſie in dieſem Falle Raaſenläufer. Die Mächtigkeit der Gänge ſteigt von ungefähr ½ Zoll bis zu 2, 3, 4, 14, 18, 20 bis 30 Lachtern. Iſt die Mächtigkeit der Gänge ſchmäler als ½ Zoll, ſie mögen ausgefüllt oder unausgefüllt ſeyn, ſo werden ſie in Sachſen nicht ganz ſchicklich Klüfte genannt. In Ungern heißt ein jeder Gang, der unter einer Elle mächtig iſt, eine Kluft. Uebrigens verhalten ſich die Klüfte in allen Stücken wie die Gänge. Es kommen auch Fälle vor, wo bei den Gängen eine noch größere Mächtigkeit, als oben angegeben iſt, Statt findet; aber dann iſt dieſes gewöhnlich nicht Ein Gang, ſondern es ſind mehrere, die zuſammenſtoßen, und entweder parallel mit einander fortlaufen, d. h. nahe liegende Nebengänge (Gefährten) haben, oder ſich mit einander ſchleppen, d. h. nur eine Strecke mit einander fortlaufen, und ſich dann wieder trennen. Die Mächtigkeit eines Ganges wechſelt bei den meiſten gar häufig ab. Die Urſache davon liegt theils in hinzukommenden Klüften, theils im Verſchieben des Hangenden und Liegenden bei hier und dort etwas gebogenen Spalten, wodurch an ſolchen Stellen zuweilen Concavität auf Concavität und Convexität auf Convexität kam, theils in Geſtein-Wänden, welche aus dem Hangenden ſich hereingezogen und ſodann über einander geſchoben haben. Wo ſie ſich losgezogen haben, muß der Gang mächtiger, wo ſie ſich hingeſetzt haben, ſchmäler geworden ſeyn. Im erſtern Falle ſagt der Bergmann: der Gang thut ſich auf; im letztern: der Gang iſt verdrückt worden. Um ſeine Lage und Richtung zu beſtimmen, hat die Bergmannsſprache eigene Ausdrücke. Man ſtellt ſich hiebei die Gänge als gerade Flächen vor, ohne auf die Krümmungen, die ſie gewöhnlich machen, Rückſicht zu nehmen. Sehr ſelten liegen dieſe Flächen ganz horizontal, oder in der Bergmannsſprache ſöhlig; gemeiniglich ſind ſie mehr oder weniger gegen den Horizont geneigt, und dieſe Neigung derſelben nennt man ihr Fallen. Man beſtimmt dieſes nach dem Winkel, welchen die Fläche des Ganges mit einer horizontalen oder ſöhligen Fläche bildet, und mißt dieſelbe mit einem Quadranten oder Gradbogen. Iſt nun dieſer Winkel klein d. h. von 15 bis 45°, ſo ſagt man: der Gang falle flach; beträgt der Winkel 45 bis 75°, ſo ſagt man: der Gang ſey dohnlegig; beträgt er 90°, ſo daß alſo die Gangfläche mit der ſöhligen einen rechten Winkel bildet, ſo ſagt man: der Gang falle ſeiger d. h. ſenkrecht; fällt der Gang endlich unter 15°, ſo heißt er ein ſchwebender Gang; nimmt er in zunehmender Teufe mehr Grade des Fallens an, ſo ſagt man: der Gang ſtürze ſich; fängt er hingegen unter weniger Graden zu fallen an: der Gang richte ſich auf. Außer den Graden des Winkels muß man auch noch beſtimmen, nach welcher Weltgegend der Gang fällt oder ſich neigt; und dann weiß man die eine Richtung deſſelben, nämlich ſeine Richtung in die Tiefe. Allein nun muß man auch die Richtung der Gangfläche in die Länge, oder die Lage ihrer ſöhligen Ausdehnung wiſſen, welche der Bergmann das Streichen des Ganges nennt. Hiebei ſtellt man ſich die Gangfläche als eine bloße ſöhlige Linie vor, und beſtimmt ihre Lage nach dem Winkel, den ſie mit der Mittagslinie macht. Dieſe Winkel werden aber nicht, wie die vorigen des Fallens, durch einen in 90° abgetheilten Quadranten, ſondern durch eine beſondere Art von Compaß gemeſſen, der aus einer kreisrunden in zwei Mal 12 Theile nach den 4 Weltgegenden abgetheilten Scheibe beſteht, auf welcher eine

Magnetnadel zur jedesmaligen Findung der Mittagslinie angebracht iſt. Jene Zwölftheile nennt man Stunden, und zählt ſie von Mitternacht nach Morgen, und von Mittag nach Abend herum, und zwar jedes Mal nur bis 12. Um die Winkel, welche die Gänge mit der Mittagslinie machen, noch genauer beſtimmen zu können, ſind die Stundenwinkel des Compaſſes wieder in Viertel, Achtel und noch kleinere Theile abgetheilt. Wenn daher ein Gang in Anſehung ſeiner Ausdehnung in die Länge mit der Mittagslinie parallel läuft, ſo ſagt man: er ſtreicht in der zwölften Stunde; macht er mit derſelben einen rechten Winkel, ſagt man: er ſtreiche in der ſechsten Stunde. Von Gängen hingegen, die nicht einerlei Streichen haben, ſagt man: daß der eine in einer höhern oder ſpätern Stunde, der andere aber in einer niedrigern oder zeitigern Stunde komme; von einem Gange, der durchaus einerlei Streichen beibehält, daß er in ſeiner Stunde bleibe; und von einem Gange endlich, der ſein Streichen verändert, daß er aus ſeiner Stunde komme. In Sachſen iſt außer dieſer noch eine allgemeinere und eben ſo alte Eintheilung der Gänge in Hinſicht ihres Streichens üblich, die zu gewiſſen Abſichten, beſonders zur Beſtimmung des geognoſtiſchen Verhaltens der Gänge, noch bequemer iſt, als jene. Man theilt ſie nämlich in ſtehende Gänge, Morgengänge, Spathgänge und flache Gänge ein. Stehende Gänge ſind alle diejenigen, welche ihr Streichen in der zwölften oder zwiſchen dieſer und der dritten Stunde haben; Morgengänge, die, welche in der dritten oder zwiſchen dieſer und der ſechsten Stunde ſtreichen; Spathgänge, die, welche in der ſechsten oder zwiſchen dieſer und der neunten Stunde ſtreichen; flache Gänge endlich die, welche mit ihrem Streichen in die neunte oder zwiſchen dieſe und die zwölfte Stunde kommen. Die dritte, ſechste, neunte und zwölfte Stunde nennt man daher die Wechſelſtunden. Sehr häufig ſtreichen die erzführenden Gänge eines Reviers alle in einer gewiſſen Hauptſtunde. Setzen aber in einem und demſelben Revier Gänge auf, die ein ganz verſchiedenes Streichen haben, ſo kann man mit der größten Wahrſcheinlichkeit daraus ſchließen, daß ſie von ungleichzeitiger Entſtehung ſind, wie auch ſchon die Verſchiedenheit ihrer Gangmaſſe hinlänglich beweiſet. Uebrigens muß man bemerken, daß die Gänge in der ganzen Erſtreckung in die Länge nie einerlei Mächtigkeit behalten, ſondern am Ende abnehmen. Wenn Gänge in einer gewiſſen Nähe bei einander liegen und in verſchiedenen Stunden ſtreichen, ſo müſſen dieſelben nothwendig bei dem weitern Fortſtreichen ſich irgendwo in einem Punkte durchſchneiden. Hierbei ereignen ſich beſondere Fälle. Sehr oft geht der eine Gang durch den andern durch; in dieſem Falle bilden ſie beide ein Kreuz und man ſagt deswegen: die Gänge durchkreuzen einander. Geſchieht dies unter einem rechten Winkel, ſo heißt dies das rechte Kreuz oder Winkelkreuz, welches ſich nur ſtehende Gänge, Spathgänge, Morgengänge und flache Gänge geben können; erfolgt dieß unter einem ſpitzigen Winkel, ſo ſagt man, daß ſich die Gänge ſchaaren oder das Schaarkreuz machen. Dieſes Durchkreuzen der Gänge nennt man auch das Durchſetzen; aber eigentlich liegt in dieſem Worte noch ein etwas anderer Begriff. Einer von den einander durchkreuzenden Gängen geht allezeit ununterbrochen durch den andern durch, und von dieſem kann man alſo eigentlich nur ſagen, daß er den andern durchſetze. Dieſer andere aber wird dagegen allezeit von jenem erſtern unterbrochen und in 2 Hälften

getheilt, die mehr oder weniger von einander entfernt ſind, je nachdem der durchbrechende mehr oder minder mächtig iſt. Letzterer wird der **Durchſetzende** und jener der **Durchſetzte** genannt. Auch dieſes Verhalten der Gänge gibt wichtige Aufſchlüſſe über die Entſtehungsart derſelben. Nothwendig muß der **Durchſetzende** ſpäter entſtanden ſeyn, als der **Durchſetzte**; und der letzte muß ſchon vorher ausgefüllt geweſen ſeyn, ſonſt würden beide einerlei Gangmaſſe führen, welches aber faſt nie der Fall iſt. Die beiden Hälften des durchſetzten Ganges ſind, im Falle der neuere ihn ſchaarkreuzweiſe durchſetzt, insgemein nach der Seite zu aus einander geſchoben, oder mit dem Bergmanne zu reden, **verdrückt**, **verrückt** oder **verworfen**, ſo daß man auf dem durchſetzenden ein Stück fortgehen, d. h. **auffahren** muß, um die andere Hälfte des durchſetzten Ganges wieder anzutreffen. Kommen viele Gänge an einem Orte zuſammen, ſo ſagt man, daß ſie ſich rammeln; und unter dieſen Umſtänden erlangt der Gang eine außerordentliche Mächtigkeit; ſind die gerammelten Gänge ſehr ſchmal und man muß zu ihrer Gewinnung das ganze Gebirge abbauen, ſo nennt man dieſes ein **Stockwerk**. Zuweilen durchſchneiden zwei auf einander zu ſtreichende Gänge ſich nicht in dem Punkte ihres Berührens, ſondern vereinigen ſich mit einander, und von dieſen ſagt man, daß ſie ſich mit einander **ſchleppen**, ehe der durchſetzende wieder ſeine vorige Richtung erhält. Da, wo ſich der eine an den andern anſchließt, ſagt man, er **ſchare** ſich an, wo er hingegen abgeht, er **ſetze ab**. Je ſchiefer der Winkel iſt, unter dem die beiden Gänge einander durchkreuzen, deſto gewöhnlicher iſt es, daß ſie ſich ſchleppen, und die Diſtanz ihres Schleppens iſt zuweilen ſehr beträchtlich. Beim Winkelkreuze kommt dieſes faſt niemals vor, ſo wenig als das Verdrücken. Aber in dieſem Falle iſt der durchſetzte Gang gewöhnlich in einiger Entfernung zertrümmert, doch kommen die Trümmer wieder zuſammen, d. h. **der Gang richtet ſich wieder ein**. Die Erſtreckung der Gänge in die Teufe oder das **Fallen derſelben** richtet ſich meiſtentheils nach dem Abfalle des Gebirges. So fallen z. B. in der Freiberger Revier die meiſten Gänge gegen Abend, als wohin ſich das ganze Gebirge verflächt, daher man ſie hier auch **rechtfallende**, ſo wie die nach der entgegengeſetzten Richtung fallenden, als Ausnahmen von der Regel: **widerſinnig fallende** zu nennen pflegt. Das Fallen der Gänge iſt immer mehr ſeiger als ſohlig, und die meiſten haben über 45°, die wenigſten hingegen darunter. Sie verhalten ſich alſo hierin gegen die Lager und Flötze gerade umgekehrt. So wie die Gänge dem Streichen nach mit einander zuſammenkommen können, eben ſo kann dies auch dem Fallen nach geſchehen, und dergleichen Gänge heißen dann **zufallende Gänge**. Allein dieſe Verbindung findet nur Statt, wenn Gänge entweder nach verſchiedenen Weltgegenden oder auch nach derſelben Weltgegend, doch unter verſchiedenen Winkeln ihr Fallen haben. Eine Haupteigenſchaft der Gänge iſt ihre **Zertrümmerung** oder Zertheilung, die der Bergmann auch das **Zerſchlagen des Ganges** nennt. Hierbei zertheilt ſich ein Gang entweder in mehrere Aeſte oder **Trümmer**, wo ſich alsdann zwiſchen den Trümmern Stücke Gebirgsmaſſen befinden, die man **Keile** nennt, welche keine ſcharfe Kanten haben und wahre Bruchſtücke des Nebengeſteins ſind. Dieſe Trümmer kommen entweder nie wieder zuſammen, oder es gehen nur beim Fortſetzen ſchwache Trümmer vom Gange ab, die ebenfalls nicht wieder dazu kommen; oder endlich der Gang geht zwar

auseinander, kömmt aber in einiger Entfernung wieder zuſammen, d. h. nach Bergmannſprache: die Trümmer legen ſich wieder an. Der Fall, daß ſich Gänge zerſchlagen, findet vorzüglich da häufig Statt, wo andere Gänge überſetzen oder vollkommen einander durchſchneiden. Setzen, wie dieſes oft geſchieht, ſchmale Gänge in geringen Entfernungen von mächtigern mit letztern parallel fort, ſo nennt man ſie Gefährten der mächtigern Gänge. Die ſchmalen Gänge hingegen werden nach ihrem Ende zu immer ſchmäler und ſchmäler, gehen in eine Kluft über, und verlieren ſich endlich in dem Geſtein, d. h. ſie keilen ſich aus. Mächtige Gänge endigen ſich gewöhnlich durch Trümmer, die in verſchiedenen Richtungen abgehen. Dieſe Trümmer ſind anfangs wohl einige Zoll mächtig, zertrümmern ſich aber noch ein oder mehrere Mal, bis ſie ſich endlich ebenfalls in eine ganz trockene Kluft verlieren. Unter der Dammerde gehen die Gänge auch gewöhnlich in Klüfte aus, welches ſich leicht erklären läßt, wenn man bedenkt, daß das Nebengeſtein von der Luft aufgelöſt wurde, worauf ſich ſodann Wände davon hereinziehen, und ſo den Gang in mehrere Trümmer zertheilen. Außer den Gangarten (ſ. d. folg. Art.) führen die Gänge meiſt auch Erzarten bei ſich; und faſt die meiſten Erze kommen auf dieſe Art vor. Die erzführenden Gänge heißen auch edle Gänge und die übrigen taube Gänge. Auf einem und ebendemſelben Gange brechen gemeiniglich auch mehrere Gang- und Erzarten, welche alsdann ſehr häufig in Schichten oder Ganglagen, welche mit den Saalbändern und unter ſich parallel laufen, übereinander liegen. Die Art der Verbindung des Ganges iſt dreifach: Er iſt 1) von dem Hangenden und Liegenden durch einen mehr oder minder breiten Streifen, der aus verſchiedentlich gefärbtem Thone oder Letten beſteht, und den man das Beſteg nennt, abgeſondert; 2) wenn der Gang von dem Nebengeſtein vermittelſt einer dürren Kluft ganz glatt abgelöſt iſt: in welchem Falle ſich zuweilen Steinmark zwiſchen den Saalbändern des Ganges und dem Nebengeſteine befindet. 3) wenn die Gänge unmittelbar mit dem Nebengeſtein verwachſen ſind, indem die Gangmaſſe mit dem Nebengeſtein homogen iſt, und dann ſagt man: der Gang iſt angewachſen. Die Oeffnungen in der Mitte der Gänge, welche meiſtens inwendig an den Seiten herum mit Kryſtallen beſetzt ſind, heißen Druſen. Die Erze füllen höchſt ſelten den ganzen Gang aus, und kommen meiſtens nur in gewiſſen Diſtanzen darin vor, welche man Erzpunkte oder Erzmittel nennt, und zuweilen wohl auf 100 Lachtern lang ſind; allein öfters ſind ſie kurz und folgen häufig aufeinander; in dieſem Falle heißt ſie der Bergmann Neſter oder Nieren. Oft ſind ſolche Erzpunkte an den Enden mit andern Foſſilien eingefaßt, und dieſe nennt der Bergmann Erzräuber und Erzmacher, weil er ſich irrig vorſtellt, daß dieſelben Schuld an dem Mangel oder an dem Daſeyn des Erzes ſeyen. X.

Gangarten nennt man das Innere der Gänge (ſ. d. vor. Art.), das entweder ganz oder zum Theil mit Geſteinarten ausgefüllt iſt, die von der Gebirgsart, worin ſie aufſetzen, meiſt gänzlich verſchieden ſind. Die gewöhnlichſten Gangarten ſind: Quarz, Kalkſpath, Baryt oder Schwerſpath, Braunſpath und Flußſpath; weniger gewöhnliche aber: Bergkryſtall, Amethyſt, Hornſtein, Feuerſtein, Chalcedon, Achat, Jaspis, Opal, Wacke, Steinmark, Speckſtein, Apatit, Topas ꝛc. Indeſſen trifft man bisweilen Gänge, die nur zum Theil mit Foſſilien oder Gangmaſſe ausgefüllt ſind, und

zum Theil ſich als offene, ſtellenweiſe von einem Saalbande bis zum andern leere und unausgefüllte Spalten darſtellen. Die Ausfüllung der Gänge oder die Gangmaſſe aber beſteht auch aus der Gebirgsmaſſe ſelbſt; welche jedoch alsdann aufgelöſet und verändert iſt, und vom Bergmann den Namen Ausſchram erhält. X.

Ganganelli ſ. Clemens XIV.

Ganges, einer der größten und wichtigſten Flüſſe Aſiens, welcher im nordweſtlichen Tibet entſpringt, durch das Gebirge bei Nazemal nach Hindoſtan dringt, dieſes Land durchſtrömt, und ſich in vielen Armen in den Bengaliſchen Meerbuſen ergießt. Der weſtliche, obwohl kleinere Arm wird durch die hochſteigende Fluth des Meeres ſo tief, daß Kriegsſchiffe gegen 30 Meilen den Strom hinaufkommen können. Der größere öſtliche Arm iſt weniger bekannt. In der Regenzeit ergießt ſich der Strom weit über die angrenzenden Ebenen Bengalens und macht ſie fruchtbar ohne andere Düngung. Dem Fluſſe, von deſſen wunderbarer Entſtehung die alte Indiſche Mythologie erzählt, erweiſen die Indier göttliche Verehrung. Am Tage des Vollmonds im April iſt es ſtrengſte Pflicht, ſich im Ganges zu waſchen und zu reinigen, und Almoſen auszutheilen. Der zehnte Tag des Neumonds im Monat Mai wird als der Geburtstag der Ganga gefeiert, weil man erzählt, daß ſie an dieſem Tage auf die Erde gekommen ſey. Der Tag des Vollmonds in demſelben Monat iſt der Tag des allgemeinen Waſchens im Ganges. Eben ſo iſt der Tag des Vollmonds im Junius und der zwölfte des Neumonds im Julius dazu beſtimmt, ſich im Ganges zu waſchen. Das größte Feſt der Ganga aber fällt auf den zehnten Tag des Neumonds im September, und iſt vorzüglich dadurch merkwürdig, daß beim Schluſſe deſſelben ihr Bildniß in den Ganges geworfen und von ihr geſagt wird, ſie ſey zu ihrem Gemal Schiwen zurückgekehrt. Daſſelbe geſchieht auch am letzten Tage des dreitägigen Feſtes, welches ihr zu Ehren im zwölften Monat d. i. unſerm März vom ſiebenten Tage des Neumonds an, gefeiert wird. Aber auch außerdem verehren die Indier den Ganges beſtändig, weil ſie glauben, er entſpringe unmittelbar aus den Füßen des Brama, und habe vermöge ſeines heiligen Urſprungs große Wunderkräfte. Wer an ſeinem Geſtade ſtirbt und vor dem Tode noch von ſeinem heiligen Waſſer trinkt, braucht nicht wieder in die Welt zurückzukommen, um ein neues Leben anzufangen. Sobald daher ein Kranker von den Aerzten aufgegeben iſt, eilen die Verwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, um ihm von ſeinem heiligen Waſſer einzuflößen oder ihn in daſſelbe zu tauchen. Die, welche zu weit von ihm entfernt wohnen, bewahren beſtändig etwas von dieſem koſtbaren Waſſer, als ein großes Heiligthum, in kupfernen Flaſchen auf, damit es ihnen in der Todesſtunde gegeben werden kann. Auch hebt man von den Todten, wenn ſie verbrannt ſind, die übriggebliebenen Knochen und die Aſche ſorgfältig auf, bis ſich eine bequeme Gelegenheit findet, ſie in den Ganges werfen zu laſſen. Daher wird das Waſſer des Ganges, wegen ſeiner großen Heiligkeit und Nutzbarkeit, durch ganz Indien in Geſchirren verführt und verkauft. M.

Ganggebirge, ſind Theile der weit verbreiteten Gebirgsmaſſen oder allgemeinen Lagerſtätten der Mineralien und enthalten in der Regel einzig und allein die Gänge oder beſondern Lagerſtätten der Foſſilien. Allein ganz falſch iſt es, wenn man die uranfänglichen Gebirgsarten oder Urgebirgsarten Ganggebirge nennt. Uebrigens ſcheinen die Gebirgsarten wenig Einfluß auf die

Gang- und Erzarten der darin aufgeſetzten Gänge zu haben: denn man trifft die nämlichen Gangarten in den verſchiedenſten Gebirgen an. X.

Gangraena, der heiße Brand, wo in den abſterbenden Gliedern noch Empfindung, Bewegung und Wärme iſt.

Gant oder Vergantung, (vom Lat. quanti, wie theuer,) der öffentliche Verkauf, welchen die Obrigkeit mit den Gütern eines verſchuldeten Unterthanen vornimmt; auch der Concurs des Schuldners ſelbſt. Ganthaus, ein Verſteigerungshaus. Gantmann, der Concursſchuldner. Gantmeiſter, der Verſteigerer, Auctionator. Gantproceß, der Concursproceß. Gantrecht, das Recht, nach welchem der Concurs eröffnet wird. Gantregiſter, das Verzeichniß derjenigen Sachen, die öffentlich verſteigert werden ſollen; der Auctionscatalog.

Ganymēdes, ein Sohn des Tros und Urenkel des Dardanus, des erſten Stifters von Troja, und der Kallirhoe, der Tochter des Skamandros. Er war

— der Schönſte der ſterblichen Erdebewohner;
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der ſchönen Geſtalt den Unſterblichen zugeſellet. —

Jupiter entführte ihn unter der angenommenen Geſtalt eines Adlers vom Berge Ida, und trug ihn ſanft ſchwebend in den Klauen von der Erde zum Wohnſitze der Götter empor. Hier lebte er in der Geſellſchaft der Unſterblichen, und ſein Geſchäft war, an der Tafel der Götter den Nektar einzuſchenken, da Hebe ſich dieſes Amtes verluſtig gemacht hatte. Zum Erſatz für den Ganymed ſchenkte Jupiter dem Tros ein Geſpann unſterblicher Pferde, die Herkules in der Folge für die Befreiung der Heſione vom Laomedon ſich bedung. Dichtern und Bildnern hat dieſer Mythus reichen Stoff zur Behandlung gegeben. Wir haben in Gemälden, Statüen, Kameen und Intaglio's noch Meiſterſtücke übrig, welche dieſen ſchönen, eben aus dem Knabenalter getretenen Jüngling in reizender Anmuth darſtellen. Man erkennt die Abbildungen des Ganymedes an der Phrygiſchen Mütze und an dem bei ihm befindlichen Adler, der entweder neben ihm ſteht oder ihn ergriffen hat, um ihn zum Olymp zu führen.

Ganz, ſ. Totalität.

Garamantit, ein edler Stein, der in Aethiopien und Ceylon gefunden wird, auswendig dunkelfarben und glänzend, inwendig durchſichtig und mit kleinen goldfarbenen Flecken bezeichnet iſt.

Garantie, die Gewährleiſtung, Bürgſchaft; daher die Garantie eines Friedens, wenn eine fremde Macht einen Friedenstraktat aufrecht zu erhalten, und demjenigen Theile, welcher ſich über einen Bruch dieſes Traktats beklagt, beizuſtehen verſpricht. Der Garant, d. h. diejenige Macht, welche die Garantie übernimmt, iſt jedoch nicht befugt, ſich demjenigen zu widerſetzen, was in der Folge die Theile, welche den Frieden geſchloſſen, in demſelben gemeinſchaftlich abändern; dagegen iſt er aber auch nicht gebunden, dieſen neuen Vertrag zu garantiren.

Garat (Pierre), Lehrer des Geſanges beim Conſervatorium in Paris, iſt von Geburt ein Gascogner. Von ſeiner früheſten Jugend an gewann er durch ſeine Mutter, die eine treffliche Sängerin war, Geſchmack an der Muſik, bekam den erſten Unterricht von Lamberti,

und vervollkommnete ſich zu Bordeaux unter der Anleitung des berühmten Franz Beck. Er war 15 Jahre alt, als er eine Sopranopartie mit der Todi ſang; und von jener Zeit an fühlte er die Gewalt der Muſik, und lernte die Kunſt, ſie Andern fühlbar zu machen. Die Stimme Garats iſt die bewundernswürdigſte, welche je die Natur gebildet hat. Sie vereinigt die verſchiedenen Eigenſchaften aller Organe und aller unter den beſondern Benennungen bekannten Stimmen. Er ſingt alle Vocal- und Inſtrumentalpartien mit gleicher Richtigkeit und Leichtigkeit. In den Bravourarien entwickelt er alle Hülfsmittel ſeines Talents und Organs, alle Wundergaben der Natur und Kunſt, aber auch für das Cantabile, für die Romanzen, für gefühlvolle Arien weiß er die Reinheit und Simplicität des Ausdrucks anzuwenden, welche ſie verlangen, und ſich auf ſolche Verzierungen zu beſchränken, deren ſie fähig ſind. Garat zeigte ſich zum erſten Mal im J. 1795 öffentlich zu Paris in mehrern Concerten, zu denen er alle Muſikfreunde hinzog. Die Bewunderung ſtieg aufs höchſte, wenn man ihn an einem Abend eine Italieniſche komiſche Arie und eine dramatiſche Arie von Gluck vortragen hörte. Piccini, Sacchini, Salieri und Gluck ſelbſt haben der Stimme Garats das glänzendſte Zeugniß gegeben, vor allen aber Beck. „Wie ſehr iſt es Schade,“ ſagte einſt Legros in Gegenwart des letztern, „daß Garat ohne Muſik ſingt!“ Ohne Muſik, rief Beck, iſt Garat die Muſik ſelbſt! Eine ähnliche Antwort wurde auch von Sacchini gegeben. Es iſt ein großer Irrthum, der lange geherrſcht hat, daß Garat ohne Muſik ſinge. Er hat auch zu der folgenden Anekdote Anlaß gegeben. Der Graf Guibert ſagte einſt vor dem Abbé Arnaud, indem er auf Asvedo und Garat zeigte: der eine iſt das Werk der Kunſt, der andere der Natur. Dieſe Bemerkung, ſagte Arnaud dagegen, iſt nicht richtig; um wie Garat zu ſingen, hat es eines langen Studiums bedurft, und die Kunſt iſt darin ſo nothwendig als die Natur. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſer große Künſtler ſeine Methode auf mehrere Schüler übertrüge, beſonders für die Oper. Niemand verſteht ſo vollkommen, wie er, den heutiges Tages faſt vergeſſenen Vortrag der Werke Glucks. M.

Garat (D. J.), der Jüngere, Mitglied des Inſtituts, Profeſſor der Geſchichte am Pariſer Lyceum, Deputirter des dritten Standes von Labour bei der Generalſtändeverſammlung. Er erſchien in der conſtituirenden Verſammlung ſelten auf der Tribune, legte aber ſeine Meinungen in der Analyſe der Sitzungen an den Tag, welche er in das Journal von Paris einrücken ließ. Den 5. Oktbr. 1792 wurde er zum Juſtizminiſter ernannt, und erhielt den Auftrag, Ludwig XVI. ſeine Verurtheilung anzukündigen. Den 18. März 1793 trat Garat in das Miniſterium des Innern über, in welcher Stelle er viel zur Annahme der Conſtitution von 1793 mitwirkte. Den 15. Auguſt verließ er das Miniſterium. Nach dem 9. Thermidor wurde er zum Mitgliede der Commiſſion für den öffentlichen Unterricht und zum Lehrer an der Normalſchule ernannt. Den 18. Fructidor kam er auf die Candidatenliſte für Carnots und Barthelemy's Stelle, und ward hierauf Mitglied der Central-Jury des Seine-Departements. Im Februar 1798 ging er in der Eigenſchaft eines Botſchafters nach Neapel, benahm ſich aber auf eine ſolche Art, daß ſeine Geſuche zu Gunſten der Sicilianiſchen Patrioten, welche verhaftet ſaßen, kein Gehör fanden. Er verließ dieſen Hof bald wieder und nahm im Rathe der Alten Platz. Später wurde er in den Erhaltungsſenat berufen und

zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt. Jetzt iſt er Graf und Mitglied des Inſtituts. M.

Garcilaſo de la Vega (eigentlich Garcias Laſo de la Vega), genannt der Fürſt der Spaniſchen Dichter, war im J. 1503 zu Toledo geboren. Sein Vater war Commandador Mayor von Leon des Ordens von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Katholiſchen und Geſandter deſſelben bei Leo X.; ſeine Mutter war Donna Sancha Guzman. Beide Familien ſind ſehr alt, und wenn einer Nachricht in der Historia de las guerras civiles zu trauen iſt, ſo erhielten die Garcilaſos ihre Zunamen von den Kämpfen, welche ſie in dem großen Thal von Granada, Vega genannt, mit mauriſchen Helden beſtanden. Mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet, welche zu einem Dichter gehören, fand Garcilaſo bald ſeine Beſtimmung. Die Lectüre der Alten, vorzüglich der Römer, entwickelte ſeinen Geiſt. Boscan hatte angefangen, die Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die Spaniſche Poeſie zu bringen. Garcilaſo ward ſein Nachahmer, vernichtete alle ſeine frühern Verſuche, und fing an, nur die Italiener zu kopiren. Dieß gelang ihm ſo gut, daß er noch jetzt zu den beſten Spaniſchen Dichtern gezählt wird, und zu denjenigen gehört, auf welche die Spanier ſtolz ſind. Seine Schickſale kann man zum Theil aus ſeinen eigenen Werken kennen lernen. Er hielt ſich eine längere Zeit in Italien auf, und durchreiſete darauf in den Dienſten Carls V. einen Theil von Deutſchland. 1529 wohnte er dem Feldzuge gegen Soliman und 1535 dem gegen Tunis bei. In dem letztern wurde er am Arme verwundet, und lebte hierauf eine Zeitlang in Neapel. Im J. 1536 kommandirte er 11 Compagnien Fußvolk und marſchirte mit dem Kaiſer gegen Marſeille. Auf dem Rückzuge hielt ein mit Mauren beſetzter Thurm die Armee auf, man ſagt, es ſey der Thurm Muy bei Frejus geweſen. Der Kaiſer gab den Befehl, ihn zu erobern. Garcilaſo wollte unter ſeines Herrn Augen nicht als feig erſcheinen. Unter einem Hagel von Steinen drang er mit der Pike in der Hand vor; kaum aber hatte er den Fuß auf die Leiter geſetzt, als er gefährlich am Kopfe verwundet zu Boden ſank. Man brachte ihn nach Nizza, und hier ſtarb er den 21ſten Tag nach ſeiner Verwundung im 33. Jahre ſeines Alters. Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Grabmal ſeiner Familie beigeſetzt, nachdem er 2 Jahre in der Kirche des heil. Dominicus zu Nizza war aufbewahrt worden. Bedenkt man Garcilaſo's kurze Lebensdauer bei einem unſtäten und mühevollen Leben, ſo muß man doppelt über die Vollkommenheit ſeiner Gedichte erſtaunen und ſeinem Genie die größten Huldigungen darbringen. Die Spaniſche Poeſie hat ihm unendlich viel zu danken, denn ohne ihn würde Boscan als Ausländer mit ſeinen Neuerungen um ſo weniger durchgedrungen ſeyn, da er an Chriſtoval de Caſtillejo einen ſo furchtbaren Gegner fand. Boscan war dafür ſo dankbar, die Werke ſeines Freundes mit der größten Sorgfalt zu ſammeln. Sie beſtehen aus Eclogen, Epiſteln, Oden, Liedern, Sonetten und einigen kleinern Gedichten. M.

Gardel (Pierre Gabriel), geboren zu Nancy im Departement de la Meurthe, war der Sohn C. Gardels, Balletmeiſters des Königs von Polen, und debutirte in der königlichen Akademie der Muſik in der Oper L'union de l'amour et des arts im J. 1774. Nach dem Tode ſeines ältern Bruders im J. 1781 wurde er zum erſten Balletmeiſter des Königs und der Akademie der Muſik ernannt. Das Studium der Tonkunſt und Pantomime hinderte ihn nicht, auch die

Muſik mit Sorgfalt zu treiben, für die er eine beſondere Neigung hatte. Imbault, ein Schüler des berühmten Gaviniés, war ſein Lehrer auf der Violine. Im J. 1781 ließ er ſich in einer Kirchenmuſik hören, und das Jahr darauf ſpielte er auf dem Theater von Hay-Market während einer Reiſe nach London. Nachher hat er ſich mehrere Mal in Paris hören laſſen, und unter andern in dem Ballet la Dansomanie, in welches er ein Solo eingelegt, das er bis zu dem Augenblick ausgeführt hat, wo er aufhörte auf dem Theater zu erſcheinen. Im J. 1802 wurde Gardel von Bonaparte, als erſtem Conſul, zu ſeinem Balletmeiſter ernannt. Die Zahl ſeiner Pantomimen und Ballets iſt ſehr groß, und die ausgezeichnetſten Componiſten, Mehul, Cherubini, Miller, Kreuzer, Catel u. A. haben ihr Talent mit dem ſeinigen vereinigt, um etwas Ausgezeichnetes und Treffliches zu leiſten.

Garrick (David), vielleicht der größte Schauſpieler, deſſen ſich je die Bühne erfreut hat, war 1716 zu Heresford geboren, wo ſein Vater, Capitain bei der Engl. Infanterie, auf Werbung lag. Seine urſprünglich Normanniſche Familie, welche La Garique hieß, hatte ſich zur Zeit des Edikts von Nantes nach England geflüchtet. Garricks Talente für die Schauſpielkunſt entwickelten ſich früh. In den Schulwiſſenſchaften machte er keine großen Fortſchritte, wiewohl er im J. 1735 dem Unterricht des gelehrten Johnſon übergeben ward; eben ſo wenig konnte er bei ſeiner lebhaften Phantaſie an dem trockenen Studium der Rechtsgelehrſamkeit Geſchmack finden. Sein wenig begüterter Vater ſchickte ihn darauf nach Liſſabon, wo er einige Zeit auf dem Comtoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach dem Tode des Vaters unternahm er mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich einen Weinhandel, gab aber auch dieſen bald wieder auf, und trat im Sommer 1741 in die Laufbahn, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte. Er ward Mitglied einer werdenden Schauſpielergeſellſchaft und debütirte zu Ipswich in der Rolle des Abran im Trauerſpiel Oronoko. Der Beifall, den ſein meiſterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbreitete ſich nach London, wohin man ihn berief. Er ſpielte nunmehr wechſelsweiſe in London und Dublin, bis er im J. 1747 in Verbindung mit Lacy das Eigenthum des Drury-Lane Theaters nebſt der Erneuerung des Privilegiums kaufte und die Direktion deſſelben übernahm. Hier ſpielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahre (1763 bis 1765) zu Reiſen anwendete. Den 10. Auguſt 1776 betrat er zum letzten Male in der Rolle des Don Felix in dem Wunder, einem Luſtſpiele der Madame Centlivre, das Theater. Hierauf begab er ſich auf ſein reizendes Landhaus bei London, konnte jedoch der Ruhe deſſelben nicht ungeſtört genießen, da er von heftigen Steinſchmerzen befallen ward, und ſtarb im J. 1779. In einem Alter von 30 Jahren hatte er ſich mit der berühmten und überaus ſchönen Tänzerin Violetti verheirathet. Er war klein von Perſon, aber wohl gebaut und gut gebildet; hatte ſchwarze lebhafte Augen und eine reine melodiſche Stimme. Seine Geſtalt, ſeine Mienen hatte er auf das bewundernswürdigſte in ſeiner Gewalt; jede Leidenſchaft ſtand ihm zu Gebote, alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derſelben. Daher war er auch gleich groß im Tragiſchen und im Komiſchen, wiewohl das letztere eigentlich ſein höchſter Triumph war. Lichtenberg, der ihn ſelbſt ſah, hat uns äußerſt ſchätzbare Bemerkungen über einige ſeiner Rollen mitgetheilt. Wie genau Garrick den Ausdruck der Leidenſchaften bis in die kleinſten Details kannte und beobachtete,

beweiſt folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben," ſagte er einſt zu einem franzöſiſchen Schauſpieler, „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anſtand geſpielt, nur — wenn ſie mir dieſen kleinen Tadel verzeihen wollen — Ihr linker Fuß war zu nüchtern." Von der Gewalt, die Garrick über ſeinen Körper hatte, zeugt folgende Anekdote, die er ſelbſt erzählt hat. Der berühmte Verfaſſer des Tom Jones war geſtorben, als man den Druck ſeiner Werke vollendete; man wünſchte ſein Portrait dazu zu beſitzen, und Garrick verſprach, es zu ſchaffen. Er ging hierauf zu ſeinem Freund Hogarth, begab ſich bei demſelben in ein Nebenzimmer, wickelte ſich in einen Mantel, den er zu dieſem Zwecke mitgebracht hatte, und nahm ganz die Phyſiognomie Fieldings an. Eben ſo veränderte er ſeine Stimme, rufte dann Hogarth, und bat ihn zu malen. Hogarth erſchrickt, er glaubt Fielding ſelbſt zu ſehen. „Eile, mich zu malen!" ſagt ihm Garrick. Dieſer thut es; und dieß iſt das Portrait, das in der Engliſchen Ausgabe vor Fieldings Werken ſteht. Außer ſeinen Verdienſten als Schauſpieler, trug Garrick als Schauſpieldirektor ungemein viel zur Verbeſſerung der Engliſchen Bühne bei. Auch als Schriftſteller bewies er ſich thätig, ſowohl in Verfertigung eigener Stücke, die nicht ohne Schönheiten ſind, als auch in Umarbeitung, Abänderung und Ueberſetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl ſeiner zum Theil trefflichen Prologen, Epiſteln und andern Gedichte iſt gleichfalls ſehr beträchtlich. Nach einer Nachricht im Deutſchen Muſeum (1777) ſoll er auch ein Werk über den mündlichen Vortrag hinterlaſſen haben. Sein Leichnam wurde von vier der vornehmſten Engländer getragen, und in der Weſtminſter Abtei an dem Fuße eines Denkmals, das dem Andenken Shakeſpears errichtet iſt, beigeſetzt. Er hinterließ ein ſehr großes Vermögen, das er theils ſeinem Glücke, theils ſeiner Sparſamkeit, die oft an den Geiz gegränzt haben ſoll, zu danken hatte. Eine Beſchreibung ſeines Lebens von Davies iſt auch ins Deutſche überſetzt.

Gartenkunſt. Gärten. Herder in ſeiner Kalligone nennt die Gartenkunſt die zweite freie Kunſt des Menſchen, Baukunſt die erſte. „Ein Bezirk," ſagt er, „wo jedes Land und Beet das Seine, in ſeiner Art das Beſte trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Moor, keine verfallene Hütte, keine unwegſame Wüſtenei von der Trägheit ihrer Bewohner zeugt; — wo dieſe ſchöne Kunſt ein Land verſchönt, bedarf es keiner Bildſäulen am Wege; lebend kommen uns mit allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan und Flora entgegen. Die Kunſt iſt zur Natur, die Natur zur Kunſt geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß. Glücklich die Menſchheit, die an Bemühungen und Gegenſtänden dieſer Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie zu unterſcheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und gebrauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur allenthalben zu erhöhen und zu verſammeln; wäre dieß keine ſchöne Kunſt, ſo gäbe es keine." Es wird darauf ankommen, was man unter ſchöner Kunſt verſteht. Das Schöne vergnügt, gefällt; nicht alles aber, was vergnügt und gefällt, iſt darum auch ſchön. Das Angenehme, das Nützliche, das Gute gefällt auch, ohne darum ſchön zu ſeyn. Ein wohlbepflanzter Gemüſegarten, ein gut beſtelltes Saatfeld, ſind unſtreitig ſehr nützliche Gegenſtände, können auch ſehr angenehm ſeyn durch den Eindruck, den ihr bloßer Anblick macht; ich werde mich dabei des menſchlichen Fleißes, der nützlichen Thätig-

keit freuen, durch den Gedanken an das Gedeihen deſſen, woran meine phyſiſche Erhaltung einmal geknüpft iſt, wohl gar gerührt werden: allein das alles macht dieſen Garten und dieſes Feld noch nicht zu ſchönen Gegenſtänden. Selbſt ein Blumengarten, worin ſich des eigentlich Nützlichen nichts, ſondern bloß eine Menge der lieblichſten Blumen fände, die den ſüßeſten Wohlgeruch ausdufteten, worin ich zwar gern verweilen werde, weil die Geſtalt, die Farben, die Düfte der Blumen mich ergötzen, erweckt an ſich allein noch nicht das Gefühl des Schönen, wie viele ſchöne Blumen auch darin ſeyn mögen. Dieß iſt ſo wahr, daß Herder ſelbſt nicht umhin konnte, über das Angenehme, Nützliche und Bequeme hinaus zu gehen. Wenn er fodert, daß die Gartenkunſt den Charakter der Gegend kenne und gebrauchen lerne, das Schöne der Natur erhöhe und verſammle, Harmonie und Disharmonie unterſcheide, ſo fodert er lauter Dinge, die von dem bloß Angenehmen, Nützlichen und Bequemen ſehr verſchieden ſind, die mit dem Bedürfniß der Sinne und der Sinnlichkeit, worauf er doch zuerſt hauptſächlich ſah, nichts gemein haben. Hätte er darüber nur etwas ſchärfer nachdenken wollen, ſo würde er ſich leicht überzeugt haben, daß die Gartenkunſt als ſchöne Kunſt der Entſtehung nach ſchwerlich die zweite geweſen ſey. Zwar hat man frühzeitig ſchon geſtrebt, die Gärten auch zu verſchönern: allein von da bis zur Entſtehung der wirklich ſchönen Gartenkunſt verſtrich doch in der That ein ungeheurer Zeitraum. Ein flüchtiger Blick auf die Geſchichte dieſer Kunſt wird dieß beweiſen. Die ſo geprieſenen ſchwebenden Gärten der Babylonier mochte man immerhin zu den Wundern der Welt zählen; das, worüber man ſich verwundert, braucht nicht eben ſchön zu ſeyn. Künſtliche Erhöhungen, unten auf Pfeilern ruhend, oben in dem aufgetragenen Erdreich mit Bäumen bepflanzt, in verſchiedene Abſätze vertheilt, und durch eine gewiſſe Waſſerkunſt befruchtet, ſind zwar etwas Seltſames, was Erſtaunen erregen kann, ſchwerlich aber ein Garten, oder gar ein ſchöner Garten. Die Gärten der Perſer (Paradieſe) nennt Xenophon luſtige Plätze, fruchtbar und ſchön; es ſcheint aber, daß ſie mehr natürlich angenehme Plätze, voll freiwillig wachſender Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als mit Abſicht und nach einer Regel angelegte Gärten waren. Ob die Griechen, Meiſter in allen übrigen bildenden, architektoniſchen und Verzierungskünſten, nur allein in der Gartenkunſt zurückgeblieben ſeyen, iſt eine noch unentſchiedene Frage, an die ſogar nur wenige Alterthumsforſcher gedacht haben, weshalb man um ſo mehr bedauern muß, daß der gelehrte und geſchmackvolle Böttiger ſeine Racemationen zur Gartenkunſt der Alten nicht fortgeſetzt hat (ſ. N. Teutſch. Merk. 1800. Stck. 2. 3.). Die geprieſenen Gärten des Alkinoos (Odyſſee 7. 112 — 132.) waren indeß doch nichts anders als gut angelegte, angenehme Obſt- und Weinpflanzungen, nicht ohne Blumen. Romantiſcher iſt allerdings die Grotte der Kalypſo (Odyſſ. 5, 63 — 73.), doch aber wohl nur Natur- nicht Kunſtanlage. Die gewöhnlichen Gärten, welche die Griechen an ihren Meiereien und Landgütern hatten, glichen mehr oder weniger denen des Alkinoos; für das Nützliche und Angenehme, Küchen- und Gartengewächſe, Obſt, Blumen, ſchattige Bäume und Bewäſſerungen war vor allem und allein geſorgt. Hohe, ſchattige Platanen, kühlendes Quellwaſſer, einige Statüen waren die einzigen Schönheiten in den Gärten der Philoſophen zu Athen. Selbſt die Beſchreibungen der Gärten in den ſpäteren Griechiſchen Romanſchreibern verrathen noch nichts von ſchöner Gartenkunſt, und es wäre

da wohl noch zu unterſuchen, ob nicht eben die Urſachen, welche bei den Alten die Landſchaftsmalerei verhinderten, auch auf Entſtehung einer ſchönen Gartenkunſt hindernd eingewirkt haben. Sie ſtanden zur Natur in einem andern Verhältniß, als wir. Selbſt die Grotten (Nymphäen) verdanken ihren Urſprung nur dem Bedürfniß nach Kühlung. Naturgrotten gaben die Veranlaſſung zu künſtlichen Grottenzimmern, dergleichen man in Rom auch in den Stadtpaläſten anlegte, und worin man die Natur, wie Plinius ſagt, mit hangendem und zerfreſſenem Geſtein nachkünſtelte. Eine angelegte Grotte iſt aber übrigens noch kein ſchöner Garten, und daß es den Römern daran mangelte, beweiſen mehrere Stellen ihrer Schriftſteller, und die Nachrichten, die uns von ihren Gärten ſelbſt übrig ſind. In der Vorzeit, ſagt Seneca, hatten ſie nicht Häuſer gleich Städten. Athem und freier Hauch im Offenen, und ſanfter Schatten von Fels und Baum, und durchſichtige Quellen und Bäche, nicht durch Arbeit noch Röhre, noch gezwungenen Weg veraltet, ſondern freiwillig laufend, und Wieſen in kunſtloſer Schönheit, und hiezwiſchen eine ländliche Wohnung, bäuerlich geſchmückt. Wie kontraſtirt mit dieſer Schilderung die Beſchreibung, welche Plinius von ſeiner Villa liefert. Wahr iſt es, man findet da alle Bequemlichkeit, Sicherheit, Schirm gegen jede üble Witterung, angenehme Miſchung von Kühle und Wärme; alles Lobenswerthe bezieht ſich aber lediglich auf die Gebäude, nicht auf den Garten, der mit ſeinen Legionen von Buchsfiguren und in der ganzen Behandlung des Terrains möglichſt geſchmacklos war. Von dem Garten Lucullś ſagt Varro, daß er nicht durch Blumen und Früchte, ſondern durch Gemälde der Villa ſich ausgezeichnet habe. Nicht ungegründet dürfte Hirſchfelds Vermuthung ſeyn, man habe geglaubt, ſich mit der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Reiz der Ausſichten, den beſonders die Villen auf den Aufhöhen und an den Meeresufern hatten, begnügen zu können, und der Verſchönerung der Gärten weniger Sorge ſchuldig zu ſeyn. Und als nachher die Menge der Villen den Boden zu verengen anfing, mußte es wenigſtens in vielen Gegenden an Raum zu ausgedehnten Gärten mangeln. Nachdem aber das Weſtrömiſche Reich durch Barbarenſchwärme umgeſtürzt war und ganz Europa eine neue Geſtalt erhielt, wobei Künſte und Wiſſenſchaften in Verfall geriethen, war keine Zeit, der Gartenkunſt einen Platz in der Reihe der ſchönen Künſte zu verſchaffen. Geſchah doch kaum etwas für die Landwirthſchaft, wie viel weniger für die Gartenkunſt im höheren Sinn. Carl der Große richtete ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf den Gartenbau, ſeine Anordnungen erſtreckten ſich aber nicht über einen Nutzgarten hinaus. (Antons Geſch. der Deutſch. Landwirthſchaft.) In Italien fing man, zur Zeit der Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften, auch wieder an, Luſtgärten anzulegen, deren einige ſo berühmt wurden, daß man ſie in Abbildungen dargeſtellt hat. Sie mögen angenehm genug geweſen ſeyn, es fehlt aber viel, daß ſie ſchöne Gärten geweſen wären. Aber auch dieſer beſſere Geſchmack verbreitete ſich nicht über die Gränzen Italiens hinaus, und ſo konnte im Zeitalter Ludwigs XIV. ein unbegreiflicher Ungeſchmack in der Gartenkunſt von dem tonangebenden Frankreich her über Europa herrſchend werden. Le Nôtre war der Urheber dieſes Ungeſchmacks. Der Charakter der ſogenannten Franzöſiſchen Gärten iſt eine abgemeſſene Regelmäßigkeit nach den Geſetzen der Symmetrie, Beet mußte gegen Beet, Baum gegen Baum, Hecke gegen Hecke ſtehen, alle Gänge einander

parallel laufen, und die eine Hälfte des Gartens genau ſo ſeyn, wie die andere. Darin herrſchte nun, bei einer lobenswerthen Reinlichkeit, die höchſte Unnatur. Bäume und Hecken mußten ſich dem Zwange der Scheere fügen, denn kein Zweig durfte länger, kein Baum höher wachſen, als der andere; auch mangelte es nicht an ausgeſchnittenen Figuren, und ſtatt der Blumen fand man Beete mit bunten Steinen und Porcellanſcherben. An dieſer Thorheit nahmen zuerſt die Engländer ein Aergerniß. Addiſon ſchrieb in dem Zuſchauer ſeinen berühmten Verſuch über die Gartenkunſt, Pope machte in ſeinem vierten kritiſchen Brief die Schnörkelwerke und Puppenſpiele dieſer ſchnurgerechten Gartenkunſt lächerlich, und legte den Garten in ſeiner kleinen Villa zu Twickenham in beſſerm Geiſte an; eine Menge folgte nach, und die Praxis eilte der Theorie voraus (ſ. die Geſchichte der neuern Gartenkunſt von Hor. Walpole in deſſen Werken überſetzt von A. W. Schlegel, S. 384). Dieſe neue Art von Gartenkunſt verwarf allen Anſchein von Regelmäßigkeit; überall ſollte nur die Natur zu ſehen ſeyn, und man entwarf ein Syſtem der verſchönerten Natur durch Nachahmung natürlicher Landſchaften, welches aber freilich ebenfalls, wiewohl von der entgegengeſetzten Seite, in Fehler verfiel. Beſonders ſeitdem man mit der orientaliſchen, eigentlich chineſiſchen, Gartenkunſt bekannt worden war (Chambers über die orientaliſche Gartenkunſt, überſetzt von Ewald. Gotha, 1775.), blieb Uebertreibung nicht aus, und eine wilde Unnatur trat an die Stelle der allzugeregelten Franzöſiſchen, worin es doch auch wieder an Spielereien und Puppenwerk aller Art nicht fehlt. Wer kennt nicht den Wuſt von Gebäuden, die man in ſogenannte Engliſche Anlagen ſtopfen zu müſſen glaubte! Nicht blos Urnen und Grabmäler, auch Chineſiſche, Türkiſche und Neuſeeländiſche Tempel, Häuſer und Hütten, Burgen, Klöſter, Einſiedeleien, Ruinen mußten da ſeyn, und um die Natur recht getreu zu haben, abgeſtorbene Bäume und Steinhaufen; eine Hundehütte wurde zum Palaſte, ein Stall zum Tempel, Hängebrükken, auf denen man den Hals zu brechen fürchtet, dumpfe Grotten, feuchte Gänge, ſtinkende Moräſte, welche Seen vorſtellen ſollten, alles das und weit mehr noch wurde öfters in einen engen Raum ſo zuſammengepreßt, daß es ſchien, als habe man eine Muſtercharte des Sonderbaren aller Nationen zur Schau ſtellen wollen. Und ein ſolches Machwerk ſchämte man ſich nicht, einen Naturgarten zu nennen. Man würde freilich Unrecht thun, wenn man alle Engliſchen Anlagen für ſo geſchmacklos halten wollte; allein wir haben doch geſehen, wozu ſie führen konnten. Und an dieſem Punkte ſtehen wir jetzt. Dürfen wir nun wohl ſagen, ſchöne Gartenkunſt ſey der Entſtehung nach die zweite ſchöne Kunſt? Scheint es doch faſt, als wäre ſie jetzt noch nicht vorhanden. Wenigſtens darf man es manchen Aeſthetikern ſo gar übel nicht nehmen, wenn ſie die Gartenkunſt lieber in die Reihe der angenehmen, als der ſchönen Künſte zählen. Sind doch ſelbſt mehrere ſolcher Aeſthetiker, welche die Gartenkunſt in der Reihe der ſchönen Künſte aufführen, in Verlegenheit, zu entſcheiden, welche Art von Gartenkunſt denn nun eigentlich die ſchöne genannt zu werden verdiene. Gewöhnlich entſcheiden ſie ſich für die, welche im Großen darſtellt, welche Landſchaften ſchafft. So könnte denn ein kleinerer Garten nicht auch ein ſchöner Garten werden? Iſt denn nur das Heldengedicht ein ſchönes Gedicht, nicht auch das kleine Idyll, das kurze Lied? Hier herrſchen, auf welche Seite wir uns auch hinwenden mögen, Vorurtheile der verſchiedenſten Art. Hätte man

nicht bisweilen gedacht, man müßte eben eine Landſchaft anlegen, ſo wurde man nicht darauf verfallen ſeyn, ſie in den Raum von einigen Morgen Land einzuſchließen, wodurch die Kunſt, ſtatt der beabſichtigten Natur, nur um ſo greller in die Augen ſprang. „Nichts,“ ſagt Aikin, „entfernt ſich mehr von der Natur, als wenn man ihre großen Werke im Kleinen nachbildet. Alle Täuſchung hört im erſten Augenblick auf, und der prächtigſte Garten erſcheint als ein Kinderſpiel.“ Laſſen wir aber vor der Hand dieß dahin geſtellt, und fragen: was iſt es, das der landſchaftlichen Natur Anſprüche auf Schönheit gibt? Auf keinen Fall etwas Anderes als ein gewiſſer äſthetiſcher Charakter derſelben, des Erhabenen, Großen, Schauerlichen, Furchtbaren, oder des Lieblichen, Anmuthigen, Niedlichen, des Romantiſchen, Idylliſchen, Schwärmeriſchen u. ſ. w., wodurch wir bei der Betrachtung in eine analoge Gemüthsſtimmung verſetzt werden. Fragen wir nach den Urſachen davon, ſo finden wir dieſe in der Verbindung einzelner Naturgegenſtände zu einer harmoniſchen Einheit, welche die Einbildungskraft leicht auffaßt. Dieſe Einheit iſt entweder Einheit der Anſicht des auf ein Mal Anſchaulichen für den auffaſſenden Sinn ſelbſt aus einem beſtimmten Geſichtspunkte, oder Einheit der Ueberſicht des ſucceſſiv Aufgefaßten für die Einbildungskraft des wandelnden Betrachters. Wenn nun die Natur in ihren Landſchaften dem Gartenkünſtler das Urbild darſtellt, folgt dann hieraus nicht nothwendig, daß er auf zweifache Weiſe ſeinen Zweck erreichen könne, entweder indem er eine auf ein Mal anſchauliche Einheit für den auffaſſenden Sinn, oder eine ſucceſſiv-wahrnehmbare für die Einbildungskraft darſtellt? Demnach brauchte es eben nicht eine Landſchaft ſelbſt zu ſeyn, in welcher die Gartenkunſt ſich als ſchöne Kunſt bewährt, ſondern ſchon in einer landſchaftlichen Partie kann ſie es, womit denn auch kleinere Gärten von den ſchönen Gärten nicht ausgeſchloſſen bleiben. Wir erklären mithin die Gartenkunſt als diejenige ſchöne Kunſt, welche mehrere Naturerzeugniſſe im Raume zuſammenſtellt, damit der Beobachter ſie entweder auf einmal, oder durch ſeine Bewegung nach und nach in der Zeit als ein Ganzes von einem beſtimmten äſthetiſchen Charakter in der Einbildungskraft auffaſſe. Die von der Natur entlehnten Materialien müſſen alſo dem Betrachter eben ſo wohl, wenn er in Ruhe einen beſtimmten Geſichtspunkt wählt, als wenn er im Umherwandeln den Geſichtspunkt fortwährend verändert, als ſchönes Ganzes gefallen, und er muß dadurch entweder in ein beſtimmtes äſthetiſches Gefühl verſetzt werden, oder wenn mehrere ſolche in ihm abwechſeln, müſſen ſich dieſe doch am Ende in Eine Harmonie auflöſen. Mag nun aber der Betrachter Einen Geſichtspunkt wählen, oder wandelnd dieſen verändern, ſo muß der Gartenkünſtler für ihn ſtets Landſchaftsmaler ſeyn, und wie dieſer nur ſolche Gegenſtände vereinigen, deren Daſeyn neben einander, durch Form, Gruppirung, Harmonie der Farben, Perſpektive u. ſ. w., ein beſtimmtes äſthetiſches Gefühl zu erregen fähig iſt. Erhalten dann unſere Ideen auch keine ſo beſtimmte Richtung als in der Poeſie und der Plaſtik, ſo erhalten ſie doch eine äſthetiſche Stimmung, ähnlich der, welche die Muſik erregt. Ob der Gartenkünſtler nicht ſogar in mancher Hinſicht Vortheile vor dem Landſchaftsmaler voraus habe, laſſen wir dahin geſtellt, genug, daß wir erkennen, es könne wohl noch einen andern Grund haben, als den, daß die Gartenkunſt Landſchaften ſchaffen ſolle, warum man ihr den Namen Landſchaftsgärtnerei

(Landscape-Gardening) ertheilt habe. Da die Brittiſchen Garten-Aeſthetiker dieſen Namen beliebt haben, ſo wollen wir ihn um ſo lieber benutzen, unter dieſem Artikel das hier Begonnene zu beendigen, weil dann, was über Landſchaft dabei zu wiſſen nöthig iſt, ſogleich damit verbunden werden kann. Uebrigens wollen wir dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne mit Dank eines Mannes zu gedenken, der um die Gartenkunſt ſich ſo vielfache Verdienſte erworben hat. Hirſchfelds Theorie der Gartenkunſt (Leipzig, 1779. 5 Bände. 4. Mit Kupf.) iſt im Ganzen immer noch ein unübertroffenes Werk. Wer nicht bloß in den Gärten, ſondern auch über die Gärten äſthetiſch unterhalten ſeyn möchte, der wird in den didaktiſchen Gedichten, welche über dieſen Gegenſtand Watelet, Maſon, Marnezia und Delille geliefert haben, mannigfaltigen Genuß finden.
dd.

Gärtner (Carl Chriſtian), wurde den 12. November 1712 zu Freiberg im Erzgebirgiſchen Kreiſe Sachſens geboren, wo ſein Vater Poſtmeiſter und Kaufmann war. Auf der Meißner Fürſtenſchule ſchloß er den Bund der Freundſchaft mit Gellert und Rabener, welche in der Folge immer inniger ward. In Leipzig fanden ſich die drei Freunde als akademiſche Bürger wieder zuſammen. Außer den Studien ihres Berufs waren alle drei von einer gemeinſchaftlichen Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften beſeelt. Gottſched ſtand damals an der Spitze der Reformatoren des Deutſchen Geſchmacks, und ſein Freund Schwabe gab die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes heraus, die ungeachtet ihrer großen Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit, doch bei dem damaligen Zuſtande der Deutſchen Literatur manches Gute wirkten. Hier deponirte Gärtner die Erſtlinge ſeiner Muſe, und ſeine Gedichte gehörten zu den beſten dieſer Sammlung. Unter Gottſcheds Aufſicht arbeitete er auch an der Ueberſetzung des Bayleſchen Wörterbuchs und verdeutſchte einige Bände von Rollins Geſchichte. Aber bald ſammelte er einen Kreis junger ſelbſtſtändig aufſtrebender Geiſter um ſich her, denen die Armſeligkeit der Gottſchedſchen Schule bald in ihrem rechten Lichte erſchien. In dem Gefühl, etwas Beſſeres leiſten zu können, vereinigte ſich Gärtner mit ſeinen Freunden Joh. Andr. Cramer, Adolph Schlegel und Rabener zur Herausgabe der Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, welche bald allgemeines Aufſehn erregten. Zu ihnen geſellten ſich nach und nach Ebert, Giſeke, Zachariä, Gellert, K. A. Schmid, Klopſtock u. A. Mit reger Kraft ſtrebten dieſe edelgeſinnten Jünglinge nach dem Lorbeer der Dichtkunſt, und bildeten ſchon in den Jahren eigenen Lernens einen Zirkel, der bald darauf ihr Vaterland belehrte. Wenn Gärtner von den Meiſten in der Folge an ſchriftſtelleriſchem Ruhm übertroffen ward, ſo hatte er in jener Bildungsperiode das große Verdienſt um ſie, durch Urtheil und Rath ſie geleitet und ermuntert zu haben. Um das Jahr 1745 verließ Gärtner Leipzig nach einem langen und thätigen Aufenthalt daſelbſt, und ging als Führer zweier jungen Grafen nach Braunſchweig, wo er ſich bald ſo viele Gönner erwarb, daß er zwei Jahre darauf an dem herzoglichen Collegium Carolinum als Profeſſor angeſtellt wurde. Ein günſtiges Schickſal führte mehrere ſeiner gelehrten Freunde an dieſes Inſtitut. Gärtner wurde hier Profeſſor der Beredſamkeit und Sittenlehre, und hielt zugleich Vorleſungen über den Virgil und Horaz. In dieſem Amte erwarb er ſich bleibende und fortwirkende

Verdienſte, und konnte, unabläſſig mit ſeinen Amtsarbeiten beſchäftigt, zumal bei ſeinen ſtrengen Foderungen, kein fruchtbarer Schriftſteller werden. Zufrieden mit ſeinem Schickſal, erreichte er ein hohes Alter, ohne die Beſchwerden deſſelben, und konnte ſeine Thätigkeit bis an das Ziel ſeines Lebens fortſetzen. Sein Fürſt, der ihn achtete, ernannte ihn 1775 zum Canonicus des Stifts St. Blaſii zu Braunſchweig, ſo wie er 1780 den Charakter eines herzogl. Braunſchweigiſchen Hofraths erhielt. Nachdem er ſein Lehramt faſt 43 Jahre lang mit muſterhafter Treue verwaltet hatte, ſtarb er den 14. Febr. 1791 in einem Alter von 81 Jahren.

Garve (Chriſtian), einer der würdigſten, durch ſeine Schriften verdienteſten Philoſophen des verfloſſenen Jahrhunders, geboren zu Breslau den 7. Jan. 1742, verlor ſeinen Vater, Beſitzer einer Färberei, frühzeitig; ſeine Erziehung war daher ſeiner Mutter, einer vortrefflichen Frau, überlaſſen, die ihre Pflichten als Mutter und Erzieherin gewiſſenhaft und treulich erfüllte. Garve war zum Theologen beſtimmt; allein ſeine körperlichen Umſtände nöthigten ihn, dieſen Plan aufzugeben. Im 21. Jahre ging er nach Frankfurt an der Oder, um Baumgartens Philoſophie zu ſtudiren; da dieſer aber bald ſtarb, ging er nach einem Jahre nach Halle, befleißigte ſich hier der Mathematik, ſtudirte dann noch eine geraume Zeit in Leipzig, wo Gellert, Weiße u. A. ſeine Freunde wurden. Im 25. Jahre (1767) verließ er die Univerſität und kehrte mit Kenntniſſen, Sittlichkeit und Tugend geſchmückt, zu ſeiner Mutter zurück, wo er von 1767 bis 1768 anhaltend fleißig arbeitete, ſo daß er ſich, nach dem Geſtändniß ſeiner Mutter, die erſten hypochondriſchen Zufälle zuzog. Nach Gellerts Tode wurde Garve außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, las einige Jahre Collegia über reine Mathematik, Logik u. ſ. w.; allein ſeine ſchwächlichen Geſundheitsumſtände bewogen ihn, nach einigen Jahren das Amt eines akademiſchen Docenten niederzulegen: und ſo begab er ſich 1772, ungern ſeine würdigen Leipziger Freunde, Weiße, Reitz, Zollikofer u. A., verlaſſend, wieder in ſeine Vaterſtadt Breslau zurück. In den Jahren 1770 bis 1780 ward er theils durch ſeine mit Anmerkungen bereicherten Ueberſetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne, der Moralphiloſophie von Ferguſon u. ſ. w., theils durch ſeine eignen 1779 geſammelten Abhandlungen in der philoſophiſchen Welt immer bekannter und beliebter, bis er endlich durch Friedrich II. (der, durch Herrn von Paczensky auf Garve aufmerkſam gemacht, dieſen ſelbſt zu ſich kommen ließ, und mehrere intereſſante Unterhaltungen mit ihm hatte) zu einer Ueberſetzung des Cicero von den Pflichten aufgefordert wurde, die er 1779 in Charlottenbrunn begann, aber, durch Kränklichkeit abgehalten, erſt 1783 erſcheinen laſſen konnte. Von der Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieſes Werkes zeugen die ſchnell hinter einander (von 1783 bis 1792 vier Mal) erfolgten Ausgaben. In den letzten Jahren ſeines Lebens drängten ſich die alten Uebel, Hypochondrie, Nervenſchwäche u. ſ. w. um ſo ſtärker herzu, da er nun auch ſeine würdige Mutter (1792) und mehrere ſeiner geliebteſten Freunde, ſeinen Zollikofer (ſchon 1788) und ſeinen Paczensky (ebenfalls 1792) durch den Tod verloren hatte. Seine körperlichen Leiden nahmen zu, dennoch ertrug er ſie mit der größten Standhaftigkeit; und dieſe ſelbſtändige Gottergebenheit behauptete er bis an ſeinen Tod, den 1. Dec. 1798, welcher durch eine eben ſo ſchmerzhafte als widrige Krankheit den

Geſichtskrebs) beſchleunigt wurde. Garve war überhaupt ein Mann von einem liebenswürdigen Charakter, geſtimmt für den Genuß der Freundſchaft und Geſelligkeit. An ſeiner Bildung hatte ſeine ſehr achtungswerthe Mutter vielen Antheil, welches er auch mit dankbarer Liebe anerkannte. Als Philoſoph hat er ſich nicht durch tiefſinnige Unterſuchungen und neue Entdeckungen oder Umgeſtaltungen, wohl aber durch feine Bemerkungen und wohlgefällige Darſtellungen ausgezeichnet. Seine Philoſophie war daher mehr Lebens- oder Popularphiloſophie, aber im edlern Sinne des Worts, indem er nicht bloß bei der Oberfläche ſtehen blieb, ſondern nach einer gründlichen und zuſammenhangenden Erkenntniß der Dinge ſtrebte. Als Schriftſteller hat er ſich nicht nur durch eine Menge eigner Schriften (worunter ſeine Abhandlungen über den Charakter der Bauern, über die Verbindung der Moral mit der Politik, über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben; über die allgemeinſten Grundſätze der Sittenlehre, desgleichen über Gellert's und über Zollikofers Charakter, die merkwürdigſten ſind), ſondern auch durch Ueberſetzung vortrefflicher Werke aus dem Griechiſchen (Ariſtoteles Ethik und Politik), dem Lateiniſchen (Cicero's Bücher von den Pflichten mit trefflichen Anmerkungen und Abhandlungen) und beſonders dem Engliſchen (außer den oben genannten Gerard's Verſuch über das Genie, Payley's Grundſätze der Moral und Politik u. ſ. w.) verdient gemacht. Seine Schreibart iſt richtig, klar, einfach und edel, ſo daß er mit Recht zu den klaſſiſchen Schriftſtellern unſers Volks gezählt werden kann. Seinen ſchriftſtelleriſchen Charakter hat Manſo in einem eignen Programm, das Garve's Namen an der Stirne trägt, und auch in den Schleſiſchen Provinzialblättern vom J. 1799 abgedruckt iſt, gut gewürdigt. Ausführlichere Nachrichten von ſeinem Leben findet man in Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1798. Bd. 2. S. 237 ff.

Gas. Mit dieſem Namen bezeichnet man alle bleibend-elaſtiſche Flüſſigkeiten, das heißt jede Flüſſigkeit, welche, unter einen größern Druck verſetzt, ſich in einen kleinern Raum zuſammenzieht, ohne dadurch tropfbar flüſſig zu werden, und beim Vermindern dieſes Drucks ſich wieder in einen größern Raum ausdehnt; und welche durch keinen bekannten Grad von Kälte in tropfbare Geſtalt gebracht werden kann: alſo luftförmige Körper, welche unter jedem Druck und in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch ſie ſich von den gleichfalls elaſtiſch-flüſſigen Dämpfen unterſcheiden. Alle Luft, glaubte man ehemals, ſey von einerlei Art und Natur. Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an ſich zu überzeugen, daß es unter den luftförmigen Flüſſigkeiten eben ſo weſentlich verſchiedene gibt, als unter den tropfbaren Flüſſigkeiten, von denen z. B. Niemand Waſſer, Oele, Queckſilber u. dergl. m. für dieſelbe Flüſſigkeit nehmen wird. Gewöhnt, unter Luft das Weſen zu verſtehen, welches das Luftmeer ausmacht, auf deſſen Boden wir leben, wie viele Seethiere auf dem Boden des Meeres, wollte man die neuen künſtlichen Luftarten anfangs nicht für eigentliche Luft erkennen, und nannte ſie Gas, ein Name, der von dem Deutſchen Worte Gieſch herſtammt (Gieſch des Biers u. ſ. f.), und den ſchon ein älterer Alchemiker, Johann Baptiſt von Helmont, gebraucht hatte, um ſeinen ſogenannten spiritus sylvestris zu bezeichnen. Je-

des Gas beſteht aus einem wägbaren Körper, welcher durch das Princip der Wärme expandirt iſt, und die elaſtiſche Flüſſigkeit erhalten hat. Die eigenthümlichen Eigenſchaften deſſelben hängen von dem erſtern Körper, die jedem Gas gemeinſchaftlichen Eigenſchaften von dem Wärmeſtoff ab. Jedes Gas hat ein ihm eignes ſpecifiſches Gewicht, und ſie ſind darin bedeutend verſchieden, wenn ſie gleich alle mehrere 100 Mal ſpecifiſch leichter als Waſſer ſind. Alle Arten von Gas ſind durchſichtig, die mehrſten auch farbenlos, und daher nicht anders ſichtbar, als wenn ſie in Blaſengeſtalt durch tropfbare Flüſſigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit jedes Gaſes iſt dem Drucke, unter welchem es ſteht, bei übrigens gleichen Umſtänden, proportional; und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung unter übrigens gleichen Umſtänden um gleiche Theile ſeines anfänglichen Raums ausgedehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Froſtpunkte bis zum Siedepunkte des Waſſers um 0,375 desjenigen Raums, den es bei der Temperatur des Froſtpunktes einnahm. Jedem Gas kann ſein wägbarer Beſtandtheil durch chemiſche Verwandtſchaft anderer Körper zu demſelben entzogen, und er dadurch fixirt werden, indem er mit einigen dieſer Körper Verbindungen von feſter Geſtalt, ſo gut als mit andern von flüſſiger Geſtalt, zu bilden vermag. Und dabei wird der Wärmeſtoff des Gas mehr oder weniger, und ſchneller oder langſamer in Freiheit geſetzt. Sehr viele Arten von Gas werden endlich vom Waſſer verſchluckt und durch Waſſer in die tropfbar flüſſige Geſtalt gebracht. U.

Gasarten. Von den luftförmigen Körpern zeichnen ſich mehrere durch wundervolle chemiſche Eigenſchaften aus, und es geben ſich uns in der Gasgeſtalt am reinſten einige der merkwürdigſten chemiſch-einfachen Körper; die verſchiedenen Gasarten ſpielen daher in dem chemiſchen Theile der Phyſik eine Hauptrolle, und wer ſie will kennen lernen, muß die phyſikaliſche Chemie ſtudiren. Hier etwas von einigen, die am mehrſten gekannt zu werden verdienen. 1) Die Atmoſphäriſche Luft iſt ein Gemeng aus mehrern Gasarten und aus Waſſerdampf, und nicht, wie man ehemals glaubte, ein einfaches Element. Wird in ihr Phosphor in einer Glocke verbrannt, welche in einer Schale mit Queckſilber ſteht, ſo kann man es ſelbſt durch wiederholtes Anſtecken des Phosphors doch nur höchſtens ſo weit bringen, daß von 100 Maß Luft 21 Maß verſchwinden, 79 bleiben zurück, und in dieſem Rückſtande vermag weder irgend ein brennender Körper fortzubrennen, noch ein Thier zu leben. Jene 21 Maß beſtehn aus einer Gasart, die man erſt in den Jahren 1771 und 1774 kennen gelernt hat, und die man anfangs Feuerluft oder Lebensluft nannte, jetzt aber allgemein mit dem Namen Sauerſtoffgas (gas oxygène) bezeichnet. Der Rückſtand beſteht aus einer weſentlich verſchiedenen Gasart, dem Stickgas (gas azôte). Verbrennliche Körper können nur, wenn ſie mit Sauerſtoffgas in Berührung ſind, verbrennen, und alles Verbrennen beruht auf chemiſcher Verwandtſchaft des verbrennlichen Körpers zum wägbaren Theile des Sauerſtoffgas; indem dieſer ſich mit dem brennbaren Körper vereinigt, wird der in dem Gas gebunden enthaltene Wärmeſtoff frei, und erſcheint als Licht und freie Wärme. In der atmoſphäriſchen Luft ſind die brennbaren Körper mit mehr Stickgas als Sauerſtoffgas in Berührung; im reinen Sauerſtoffgas verbrennen ſie daher mit einer weit größern Lebhaftigkeit, und ſcheiden in gleicher Zeit weit mehr Licht und Wärme ab, als in der atmoſphäriſchen Luft. Ein glimmender Holzſpahn oder ein

glimmendes Wachslicht in Sauerſtoffgas getaucht, entflammen ſich ſogleich; eine an der untern Spitze glühende Stahlfeder verbrennt darin mit Funkenwerfen und hellem Lichte, und brennender Phosphor verbreitet darin ein Licht, welches in einem dunkeln Zimmer gleich dem Sonnenlichte blendet. Thiere können nicht leben, wo es am Sauerſtoffgas fehlt, befinden ſich aber keineswegs im reinen Sauerſtoffgas beſſer als in der atmoſphäriſchen Luft, ſondern erkranken endlich darin. Die verbrennlichen Körper verwandeln ſich beim Verbrennen häufig in Säuren, ſo der Schwefel, der Phosphor, die Kohle u. a. Deshalb hat man den wägbaren Grundtheil dieſes Gas Sauerſtoff (oxygène) genannt, und daher rührt der Name dieſer Gasart, welche in der Natur eine ſo große Rolle ſpielt, daß man die ganze Chemie für eine Geſchichte der Eigenſchaften des Sauerſtoffs und des Sauerſtoffgas ausgeben könnte. Um dieſe Gasart rein zu erhalten, erhitzt man in einer, Weißglühhitze ertragenden, nicht poröſen, Retorte gepülverten ſchwarzen Braunſtein (Manganoxyd), oder rothes Queckſilber-Präcipitat (rothes Queckſilberoxyd), oder Salpeter, oder Alaun, oder Knallſalz (oxygenirt-ſalzſaures Kali). Das Ende des Halſes der Retorte oder einer darüber paſſenden Röhre muß unter dem Trichter der mit Waſſer gefüllten, zu Entbindungen von Gasarten beſtimmten Wanne, der ſogenannten pneumatiſchen Wanne, liegen, und über dem runden Loche des Bretes, an welchem der Trichter mit ſeiner engen aufwärts gerichteten Röhre befeſtigt iſt, muß ein umgekehrtes Gefäß voll Waſſer ſtehen, worin die ſich entbindenden Gasblaſen aufſteigen und zurückgehalten werden. Aus einem Pfunde Braunſtein laſſen ſich viele Berliner Quart Sauerſtoffgas erhalten. 2) Das reine Stickgas hat keine Eigenſchaften, welche auf eine ſo ausgezeichnete Art in die Augen fallen. Es kann ſich mit dem Sauerſtoffe verbinden, und je nachdem dieſes in verſchiedenen Verhältniſſen geſchieht, entſtehn dadurch Salpeterſäure, Salpetergas oder ſogenannte Wonneluft (oxydirtes Stickgas). Das Salpetergas hat die auffallende Eigenſchaft, Sauerſtoffgas, mit welchem es in Berührung kommt, augenblicklich zu verſchlingen und ſich damit in ſalpetrigſauren Dampf zu verwandeln. Beim fortgeſetzten Athmen der Wonneluft ſoll eine wundervolle, nie empfundene Wonne entſtehen; eine Wonne, welche man indeß nicht mit Unrecht mit der zuſammengeſtellt hat, welche bei den Erhängten dem Erſticken vorhergehn ſoll. 3) Läßt man Waſſerdämpfe über Eiſendraht oder Eiſendrahtſpähne in einer weißglühenden Röhre fortſteigen, und fängt die aus der Röhre hervorkommende Luft auf, ſo erhält man ein brennbares Gas, das die Erſcheinungen des Verbrennens auf eine ausgezeichnete Art zeigt. Es verbrennt nur, wenn es in Berührung mit Sauerſtoffgas angeſteckt oder erhitzt wird, und zwar nur in der Berührungsfläche mit dem Sauerſtoffgas oder der atmoſphäriſchen Luft, mit einer weißen Flamme. Im Innern deſſelben vermag kein brennender Körper fortzubrennen, ſondern erliſcht ſogleich. Das Produkt des Verbrennens iſt Waſſer, weshalb man dieſes brennbare Gas Waſſerſtoffgas (gas hydrogène) genannt hat. Es verzehren beim Verbrennen 2 Maß Waſſerſtoffgas 1 Maß Sauerſtoffgas, und bilden damit Waſſer. Sind beide Gasarten nach dieſem Verhältniſſe gemiſcht, und man entzündet ſie, ſo entſteht ein furchtbarer Knall, wobei ſelbſt ſehr feſte Gefäße zerſprengt werden können, daher man dieſes Gas chemiſch Knallgas genannt hat. In den ſogenannten elektriſchen Feuerzeugen (Tachypyrien, Gaſipyrien, Brennluftlampen

ꝛc.) wird ein Strahl Waſſerſtoffgas in dem Augenblicke, in welchem man ihn aus einem Gefäße in die atmoſphäriſche Luft durch Drehen eines Hahns entweichen läßt, von einem elektriſchen Funken oder einem Stahlfunken entzündet, und brennt ſo lange fort, bis man den Hahn wieder zudreht. Ganz rein iſt es 15 Mal leichter als die atmoſphäriſche Luft. Man füllt daher damit die Luftbälle, welche in der Luft aufſchwimmen ſollen, und wenn ſie groß genug ſind, mehrere Menſchen zu ſehr bedeutender Höhe mit hinaufheben können. Der Waſſerſtoff nimmt die Gasgeſtalt an, nicht bloß wenn er rein und für ſich vorhanden, ſondern auch wenn er mit Kohlenſtoff, mit Schwefel, mit Phosphor oder mit einigen Metallen verbunden iſt. In dieſem Fall entſtehen ſchwere brennbare Gasarten, die eben ſo ſchwer, oder etwa nur halb ſo ſchwer als die atmoſphäriſche Luft ſind: Kohlen-Waſſerſtoffgas, reines oder Sauerſtoff haltendes, Schwefel-Waſſerſtoffgas, Phosphor-Waſſerſtoffgas u. dergl. m. Mehrere dieſer letztern Gasarten haben merkwürdige Eigenſchaften; wer ſie indeß zu kennen begehrt, muß die phyſikaliſche Chemie ſtudiren. 4) Wenn Kohle in reinem Sauerſtoffgas verbrannt wird, ſo ändert dieſes zwar ſeinen Raum nicht, zeigt aber nach dem Verbrennen ganz andere Eigenſchaften als zuvor. Kein Körper kann darin weiter brennen, Thiere erſticken darin ſogleich (daher die Gefahr, brennende Kohlenbecken in ringsum verſchloſſenen Kammern zu haben), Waſſer ſchlürft das Gas ein, und erhält dadurch einen ſauren, pikanten Geſchmack, und reines, völlig durchſichtiges Kalkwaſſer trübt ſich ſogleich, und wird milchig, wenn es mit dieſem Gas in Berührung kommt. Dieſes Gas hat alle Eigenſchaften einer Säure. Es entſteht nicht bloß beim Verbrennen von Körpern, die Kohlenſtoff in ihrer Miſchung haben, ſondern auch beim Athmen, und iſt in ſehr geringer Menge (von einem oder einigen Tauſendtheilen) in der Atmoſphäre vorhanden, daher man es ehemals Luftſäure nannte, ein Name, den man ſpäter mit dem kohlenſtoffſaures Gas, oder kürzer, kohlenſaures Gas, vertauſcht hat. Kreide, Marmor, Kalkſpath, gemeiner Kalkſtein, Auſterſchalen u. dergl. m. ſind alleſammt kohlenſaurer Kalk. Durch Erhitzen in einer Retorte, oder durch Daraufgießen einer mächtigern Säure, kann man die Kohlenſäure vom Kalke austreiben, und dann entweicht ſie gasförmig, im letztern Falle unter heftigem Aufbrauſen. Dieſes iſt die gewöhnliche Art, wie man ſie ſich verſchaft. Sie iſt die erſte Gasart, welche man kennen gelernt hat, und damals (1755) nannte man ſie fixe Luft. Sie iſt um die Hälfte ſchwerer, als die atmoſphäriſche Luft; verbreitet ſich daher in dieſer nur langſam, und kann in tiefen eingeſchloſſenen Stellen (in Kellern, Brunnen, Höhlen, Gläſern) geraume Zeit bleiben, ehe ſie ſich in der Atmoſphäre verbreitet. Auch läßt ſie ſich aus einem hohen Gefäß in ein anderes, faſt wie tropfbare Flüſſigkeiten, ausgießen. Sie iſt das tödtliche Weſen in den Hundshöhlen bei Neapel und zu Pyrmont und in den Mofetten am Veſuv. Sie findet ſich in allen Säuerlingen oder ſäuerlich und pikant ſchmeckenden Mineralwaſſern, z. B. dem Selterſer, Fachinger, Feinsberger u. a., welche nichts anders als kohlenſaure Waſſer ſind, und ſich künſtlich ohne Schwierigkeit nachmachen laſſen. Dieſe Waſſer können Metalle auflöſen, und die Eiſen- oder Stahlwaſſer ſind eiſenhaltige kohlenſaure Waſſer, z. B. die Pyrmonter u. a. 5) Noch mehrere andere Säuren haben für ſich die Gasgeſtalt. Die Salzſäure iſt von ihnen die merkwürdigſte, beſonders die Abänderung

derſelben, welche entſteht, wenn man das Kochſalz, aus dem man das ſalzſaure Gas durch Daraufgießen von Schwefelſäure austreibt, mit gepülvertem Braunſtein zuſammengerieben hat. Dieſes oxygenirt-ſalzſaure Gas hat 2 köſtliche Eigenſchaften: erſtens zu bleichen, worauf die chemiſchen oder Bertholletiſchen Bleichen beruhen; und zweitens die Krankheitsſtoffe, welche ſich durch die Luft verbreiten, zu neutraliſiren und unſchädlich zu machen, daher es zu den Guyton'ſchen ſauern Räucherungen in den anſteckenden Fiebern u. dergl. m. gebraucht wird, worüber man ſehr belehrende und überzeugende Nachrichten findet, in Gilberts Annalen der Phyſik, Jahrg. 1813, Stück 1, oder Band 43, S. 1. Das flußſaure Gas kann zum Aetzen in Glas gebraucht werden. Noch gibt es eine große Menge anderer Gasarten, ihre Zahl ſteigt auf wenigſtens 24 weſentlich verſchiedene. Die Kenntniß derſelben iſt aber für den, der ſich nicht mit chemiſcher Phyſik beſchäftigt hat, ohne Nutzen und Werth.

Gasparini (Francesco), geb. zu Lukka um das Jahr 1650, einer der größten Componiſten des 18. Jahrhunderts. Er war Muſikmeiſter am Conservatorio della Pietà zu Neapel, und hat viele Kirchenmuſiken hinterlaſſen, die in großem Anſehn geſtanden. Auch hat er eine bedeutende Anzahl von Opern geſchrieben. Seine Compoſitionen unterſcheiden ſich durch eine gewiſſe Anmuth des Styls ſehr vortheilhaft von dem zu ſeiner Zeit herrſchenden Geſchmack. Noch in einem ſehr hohen Alter ſetzte er verſchiedene ſehr ſchöne und gefällige Madrigale. Seine kleine Schrift L'armonico pratico al cembalo iſt noch im Jahre 1802 in einer ſechsten Auflage aufs neue erſchienen. Es iſt ein nützliches Werk für den Praktiker, wiewohl es darin einigermaßen an Ordnung und Zuſammenhang fehlt.

Gaſſendi (Peter), Präpoſitus der Domkirche zu Digne und Profeſſor der Mathematik zu Paris, war am 22. Jan. 1592 zu Chanterſier bei Digne in der Provence geboren. Ein lebhafter und durchdringender Geiſt, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende Wißbegierde erregten früh bei ſeinen Aeltern die Hoffnung, daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werde leiſten können. Sie wandten daher, wiewohl ſie arm waren, alles auf ſeine Erziehung. Man erzählt, daß er ſchon in ſeinem vierten Jahre kleine Predigten hielt. Sein Geſchmack für die Aſtronomie entwickelte ſich faſt eben ſo früh, und wurde ſo heftig, daß er ſich den Schlaf entzog, um das Schauſpiel des geſtirnten Himmels zu genießen. Hierauf ſchickten ihn ſeine Aeltern nach Digne, um ihn daſelbſt ſeine Studien vollenden zu laſſen. Kaum waren ſie beendigt, als er ſchon ein Jahr lang Rhetorik lehrte. Er fand Beifall, obwohl er erſt 16. Jahre alt war. Im J. 1614 wurde er zum theologiſchen Lehrer in Digne ernannt, und 2 Jahre nachher nahm er den Lehrſtuhl der Theologie und Philoſophie auf der Univerſität zu Aix ein. Er verwaltete dieſe Aemter jedoch nur 8 Jahre. Die Liebe zur Einſamkeit führte ihn nach Digne zurück, wo er ein Werk gegen die ariſtoteliſche Philoſophie ſchrieb. Darauf ſtudirte er die Anatomie, und verfaßte eine Schrift, um zu beweiſen, daß der Menſch nur zu vegetabiliſchen Speiſen beſtimmt, und daß der Genuß des Fleiſches, als ſeiner Organiſation entgegen, ein gefährlicher Mißbrauch ſey. Er ſelbſt lebte nach dieſen Grundſätzen, in denen er jedoch wenig Nachahmer gefunden hat. Ein Proceß zog ihn nach Paris, wo er mächtige Freunde bekam, deren einer ihm den Lehrſtuhl der Mathematik an dem

königlichen Collegium verſchaffte. Descartes brach damals eine neue Bahn in der Philoſophie. Gaſſendi trat mit ihm in die Schranken, und griff ihn mit ſolchem Erfolg an, daß ſich die Philoſophen der damaligen Zeit in Carteſianer und Gaſſendiſten theilten. Als ein mit den Alten innig vertrauter Gelehrter und allen Neuerungen abhold, nahm er zur Grundlage ſeiner Phyſik die wichtigſten Lehrſätze des Epikur und Demokrit. Er erneuerte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum, aber eben dadurch zog er ſich gefährliche Feinde zu. Ungeachtet der Reinheit ſeiner Sitten, griff man ihn von Seiten der Religion an, wogegen er ſich aber zu vertheidigen wußte. Er ſtarb den 25. Oktober 1655. Sein Grab wurde mit ſeiner Büſte aus weißem Marmor und einer Inſchrift auf einer ſchwarzen Marmortafel geziert. Gaſſendi's Werke wurden im J. 1658 zu Lyon in ſechs Foliobänden, nebſt ſeinem Leben von Sorbière neu gedruckt, und enthalten: 1) La philosophie d'Epicure. 2) La philosophie de l'Auteur, 3) des Oeuvres astronomiques. 4) Les vies de Peiresc, d'Epicure, de Copernic, de Tycho-Brahe etc. 5) La réfutation des Méditations de Descartes. 6) Verſchiedene Traités. 7) Briefe. Alle verrathen einen Mann von tiefſter Gelehrſamkeit, aber eben dieſe Gelehrſamkeit ſchadet zuweilen ſeinen Raiſonnements und dem Zuſammenhange. Descartes ſteht in Anſehung des Styls und Geiſtes über ihm. M.

Gaßner (Johann Joſeph), geb. 1727 zu Bratz b. Pludenz in Schwaben, gehört zu den berühmteſten Teufelsbannern der neuern Zeit. Er war katholiſcher Pfarrer zu Klöſterle in dem Bisthum Chur. Die Erzählungen von den Beſeſſenen in der Bibel und ſein ununterbrochenes Forſchen in den geheimnißvollen Schriften der berühmteſten Magiker hatten ihm den Glauben in den Kopf geſetzt, daß die meiſten Krankheiten von böſen Geiſtern herrühren, deren Macht bloß durch Segenſprechungen und Gebete vertilgt werden könne. Er fing daher an, einige ſeiner Pfarrkinder zu kuriren, und erreichte damit wenigſtens ſo viel, daß er Aufſehen machte. Der Biſchof von Conſtanz berufte ihn in ſeine Reſidenz, wurde aber ſehr bald von der Charlatanerie des Wunderthäters überzeugt, und gab ihm den klugen Rath, zu der geiſtlichen Seelenſorge ſeiner Pfarrkinder zurück zu kehren. Allein Gaßner begab ſich zu einigen andern Reichsprälaten von ſtärkerm Glauben, und exorciſirte in ihrem Gebiete. Im J. 1774 erhielt er einen Ruf von dem Erzbiſchof zu Regensburg nach Ellwangen, wo eine zahlloſe Menge Hülfsbedürftiger und Neugieriger ſeiner warteten. Der heilige Mann fand dieſen großen Wirkungskreis ganz ſeinen Kräften angemeſſen, und heilte Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepſie behaftete Perſonen. Wenn er ſeinen allgewaltigen Machtſpruch, cesset (fahr aus), ausſprach, ſo waren die Teufel gehorſam genug, den Kranken augenblicklich zu verlaſſen. Man hat aber alle Urſache, zu glauben, daß er geſunde Perſonen ſehr oft die Rolle von Kranken ſpielen ließ, und daß ſeine Kur bei wirklich Leidenden nur ſo lange anſchlug, als ihre Einbildungskraft von den Ueberredungen des Beſchwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und ſein Anſehn fiel nach einiger Zeit um ein merkliches. Er ſtarb 1779, nachdem ihn der Biſchof zu Regensburg, ſein beſtändiger Gönner, in den Beſitz einer einträglichen Pfarre geſetzt hatte.

Gaſtfreiheit, Gaſtfreundſchaft. Die ſchöne Sitte der

Gaſtfreundſchaft ſcheint ſich in das höchſte Alterthum zu verlieren, denn wir finden ſie bei dem kaum aus dem Stande der Rohheit und Wildheit getretenen Menſchengeſchlechte. Den Fremdling, welcher ein fernes Land durchwandernd, hülfsbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrt, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu ſchützen, gebietet die innerſte Stimme des Herzens, um ſo mehr da in jenen Zeiten, wo noch kein gegenſeitiger Verkehr die Menſchen zu einander führte, nur eine harte Bedrängniß, ein Mißgeſchick oder Verluſt die Auffoderung ſeyn konnte, daß ein Einzelner die geliebte Heimath verließ und ſich in die Fremde hinauswagte, wo er ohne gaſtfreundliche Aufnahme verderben mußte. So lehrte die Natur die Tugend der Gaſtlichkeit. Wir finden ſie in den älteſten vorhandenen Nachrichten, in den Moſaiſchen Urkunden, in den Geſängen Homers, nicht minder bei den Arabern, den Germanen und faſt allen Völkern des Alterthums. Wenn im Allgemeinen die Gaſtfreiheit überall in der Aufnahme, Bewirthung und Beſchützung des Fremden beſtand, ſo waren doch die Begriffe von dem Maße der Dienſte, zu welchen man ſich gegen den Wandrer verpflichtet glaubte, verſchieden. Wohl keine Nation übertraf darin die Araber. Hier nimmt der Hauswirth — denn noch jetzt lebt dieſe Sitte unverändert in Arabiens Wüſten fort — den bei ihm einkehrenden Fremdling brüderlich auf und bewirthet ihn mit dem Beſten, was ſein Haus vermag. Er findet ſich geehrt durch den Zuſpruch des Gaſtes und freut ſich ſeiner Gegenwart. Iſt aber der Vorrath in ſeinem Hauſe aufgezehrt und begehrt der Fremde noch länger zu verweilen, ſo führt er ihn zu ſeinem Nachbar, der nun beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthet. Dieſe einfache Sitte wurde bei den Griechen zugleich durch die Religion geheiligt. Zeus, der deshalb den Beinamen des Gaſtlichen (Xenios) hatte, war der Schützer der Fremden, er wachte über ſie und rächte jede ihnen zugefügte Kränkung. Andere Götter thaten ein Gleiches. Wie wir aus Homer ſehen, hatte auch der fromme Glaube, daß die Unſterblichen ſelbſt zuweilen in menſchlicher Geſtalt auf Erden erſchienen, Antheil an der guten Aufnahme der Fremdlinge. Aber ſchon früh im Griechiſchen Alterthum entſtand aus der Gaſtfreiheit der Vertrag der Gaſtfreundſchaft. Einzelne, die bei dem zunehmenden Verkehr zu häufigen Reiſen genöthigt waren, gelobten einander gegenſeitige Aufnahme und Bewirthung, ſo oft ein Geſchäft ſie zu einander führen würde, und dieſe ſagten ſie einander zu, nicht nur für ſich, ſondern auch für ihre Kinder und Abkömmlinge. Schon bei Homer finden wir neben der allgemeinen Gaſtfreiheit auch die Gaſtfreundſchaft. Jedem Einkehrenden tönte die freundliche Begrüßung entgegen:

„Freude dir, Gaſt, ſey herzlich willkommen uns!“

er wird gebadet, umgekleidet, bewirthet, man erfreut ſich ſeiner Erzählung. Erſt nach 9 oder 10 Tagen, wenn ſich der Fremde nicht früher ſelbſt kund gegeben, ergeht an ihn die Frage:

„Wer, und woher der Männer? wo hauſeſt du? wo die Erzeuger?“

Kündigt er ſich als einen Gaſtfreund von Alters her an, ſo iſt man doppelt erfreut, durch die Erfüllung der gaſtlichen Pflichten ein altes heiliges Band erneuert zu haben. Zwiefach willkommen war der Gaſtfreund, der ſich durch die Hälfte des von den Vätern zum ewigen Wiedererkennungszeichen gebrochenen Ringes bewährte; und zum Beweiſe, daß ſeine Gegenwart erfreulich geweſen, entließ man

ihn nicht nur wohl verpflegt, ſondern auch mit Gaſtgeſchenken beehrt, welche in der Familie des Empfängers als Gegenſtände von beſonderem Werthe vererbt wurden. M.

Gaſtmäler der Alten. Schon Homer (Odyss. 1, 225 fg.) unterſcheidet deren 2 Arten: Gaſtmal und Gelag. Das Gaſtmal (Eilapine) gab Eine Perſon auf eigne Koſten, das Gelag (Eranos) ward auf gemeinſchaftliche Koſten der Theilnehmenden veranſtaltet. Beim Gaſtmal fanden ſich ein 1) wirkliche Gäſte, welche durch Sklaven dazu eingeladen, 2) Schatten (Skiai, Umbrä), welche von eingeladenen Gäſten mitgebracht wurden, und 3) Paraſiten, eine Art von ſchmarozenden Luſtigmachern, die ſich auch wohl einſtellten ohne gebeten oder mitgebracht zu ſeyn. Bei den Griechen erſchienen bloß Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Anzahl der Gäſte war unbeſtimmt. Ehe ſie zu Tiſche gingen, wurden ihnen die Füße gewaſchen und geſalbt. Bei Tiſche ſaß man in der älteſten Zeit, ſpäterhin lag man, auf folgende Weiſe. Um einen Tiſch waren, oft von Cedernholz verfertigte, oder mit Elfenbein ausgelegte, mit Silber und Gold verzierte, und mit köſtlichen Decken belegte, Ruhebetten (Ottomanen) geſtellt, welche Triklinien hießen, wenn drei, Pentaklinoi, wenn 5, Heptaklinoi, wenn 7, und Dekaklinoi, wenn 10 Perſonen darauf gelagert waren. Der Liegende hatte den Obertheil des Körpers auf den linken Ellenbogen geſtützt, den Untertheil gerade ausgeſtreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit bisweilen kleine Polſter. Der erſte am obern Theil des Ruhebetts ſtreckte ſeine Füße hinter dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopf nah an dem Schoos des Erſten, und ſtreckte ſeine Füße hinter dem Rücken des Dritten aus u. ſ. w. Daß unter den Plätzen ein gewiſſer Rang Statt fand, leidet keinen Zweifel, allein man iſt über die beobachtete Rangordnung nicht gewiß. Da die Tiſche nicht, wie bei uns, mit Tüchern überdeckt, und die Speiſen (die, weil man Meſſer und Gabeln nicht kannte, von den Vorſchneidern in kleine Stücke zerlegt waren) auf den bloßen Tiſch gelegt wurden; ſo wurde dieſer nach jedem Gange mit Schwämmen abgewiſcht, ſo wie auch für die Gäſte Waſſer zum Waſchen der Hände umhergereicht wurde. Seine Serviette brachte ſich jeder Gaſt mit. Der Gänge bei der Mahlzeit waren drei; das Vormahl, wobei man lauter den Appetit reizende Speiſen auftrug, das Hauptmahl, welches aus mehreren und beſſer zubereiteten Speiſen beſtand, und der Nachtiſch mit allerlei Delikateſſen. Während des Mahles trugen die Gäſte weiße Kleider, ſchmückten ſich mit Kränzen, und ſalbten ſich oft Haupt, Bart und Bruſt mit duftenden Eſſenzen. Das Speiſezimmer ſelbſt wurde mit Kränzen geſchmückt, und die Roſen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tiſche aufgehängt waren, haben das noch jetzo übliche Sprüchwort, einem etwas sub rosa (unter der Roſe) mittheilen, veranlaßt. *) Der Sympoſiarch (Tafelfürſt), entweder der Wirth ſelbſt, oder eine von ihm ernannte Perſon, ſorgte für alles zum

*) Die Roſe, die Blume der Venus, ſagt Ovid, weihte Amor dem Gott des Schweigens, Harpokrates, damit die Thaten der Mutter verborgen blieben. Deshalb hängt der Wirth ſie als Symbol über dem Gaſttiſch auf; der Gaſt ſoll ſich erinnern, daß er das hier Geſprochene verſchweigen müſſe.

Gaſtmahl Nöthige; der Schmaus-König oder das Auge führte die Aufſicht über das Trinken; der Austheiler theilte jedem ſeine Portion zu, und Weinſchenken, meiſt ſchöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar, an denen gewöhnlich Kunſt und Pracht wetteiferten, und die auch der Kränze nicht ermangelten. Den Wein trank man mit Waſſer gemiſcht, die Miſchung aber war unbeſtimmt, wahrſcheinlich weil nicht alle Weine gleich ſtark und feurig waren. Das eigens hiezu beſtimmte Miſchgefäß hieß Krater (Miſchkrug), aus welchem mit einem Schöpfkrüglein (cyathus) in die Becher (pocula) eingeſchenkt wurde. Der üppige Römer trank aus Kryſtall, Bernſtein und köſtlicher Murrha, einer Art Porcellan, die Pompejus einführte, aus Onyx, Beryll und künſtlich getriebenem Golde, mit Edelſteinen beſetzt, ſogar mit geſchnittenen. Gewöhnlich brachte man einen Becher dem guten Gott, einen dem errettenden Zeus, einen der Hygiea, und einen dem Merkur, oder wie Andre wollen, den erſten dem olympiſchen Zeus, den zweiten den Heroen, den dritten dem errettenden Zeus. Nur die Mäßigen aber begnügten ſich mit dieſer Zahl der Grazien, Andere gingen über die Zahl der Muſen hinaus, denn man trank nicht bloß in die Runde (Encyklopoſie), ſondern auch auf das Wohl abweſender Freunde und Geliebten, und dann ſo viele Becher als der Name Buchſtaben enthielt, ja man ſtellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgeſetzten Preiſen an. Natürlich machte es einen Unterſchied, wer ſich auf dem Gaſtmahl befand, denn ein Sympoſion von jungen Leuten und eins von Philoſophen oder Staatsmännern hatte freilich verſchiedne Unterhaltung. Außer der Unterhaltung durch Geſpräche, die oft, wie wir aus Platons und Plutarchs Sympoſien ſehen, ſehr ernſt und philoſophiſch war, öfter aber im Scherz und Witz ſich umhertrieb, wobei die Räthſel und Griphen (ſ. dieſe) eine große Rolle ſpielten, hatte man noch die durch Geſang, und das Skolion (ſ. Skolien) ſtimmte bald zu heiterer Freude, bald zu erhabenem Ernſt. Nach beendigtem Mahl erſchienen zur Beluſtigung der Gäſte Flötenſpieler, Sängerinnen, Tänzerinnen, Gaukler und Poſſenreißer aller Art, oder die Gäſte trieben ſelbſt allerhand Spiele, unter denen der Kottabos ſehr berühmt iſt. (S. Kottabos.) Bei feierlichen und prächtigen Gaſtmahlen theilte der Wirth zuletzt noch Geſchenke an ſeine Gäſte aus, welche Apophoreta hießen. Oefters wurden dieſe zu größerer Beluſtigung durch eine Lotterie verlooſt. dd.

Gaſton de Foix, Herzog von Nemours, Sohn Jean's de Foix, Grafen d'Eſtampes, geboren im J. 1488 von Marie von Orleans, der Schweſter Ludwigs XII., war der Liebling ſeines königlichen Oheims, der unabläſſig mit Wohlgefallen zu ſagen pflegte: „Gaſton iſt mein Werk, ich habe ihn auferzogen und ihn zu den Tugenden gebildet, die man ſchon in ihm bewundert." Und wirklich wurden dieſe Hoffnungen nicht getäuſcht; in einem Alter von 23 Jahren machte er ſeinen Namen unſterblich in dem Kriege, den Ludwig in Italien führte. Er ſchlug eine Schweizerarmee zurück, ging in reißender Schnelle über 4 Flüſſe, verjagte den Papſt aus Bologna, gewann am 11. April, am Oſtertage 1512, die berühmte Schlacht von Ravenna, und endigte hier im 24. Lebensjahre ſein kurzes aber glorreiches Leben. Er wurde nach der Schlacht getödtet, da er einen Haufen Spanier, der ſich zurückzog, einſchließen wollte. La Palice bot alles auf, um ihn von der weiteren Verfolgung abzu

halten; er ſtellte ihm vor, daß er befriedigt ſeyn könne, und daß es unklug ſey, tapfere Männer aufs äußerſte zu bringen, die ihr Leben theuer verkaufen würden. Aber dieſe verſtändigen Ermahnungen machten keinen Eindruck auf den jungen Prinzen, der ſich an die Spitze ſeiner Leute ſtellte und aufs neue gegen die Spanier vordrang. Als dieſe ſich verfolgt ſahen, boten ſie dem Feinde die Stirn und vertheidigten ſich wie Helden. Gaſton, der zu weit vorgedrungen war, wurde vom Pferde geſtürzt. Als ein Spanier, den er verwundet hatte, ihn in dieſer Lage erblickte, und wahrnahm, daß er ihm die rechte Seite unbewehrt bot, durchſtach er ihn mit ſeiner Pike und tödtete ihn. Ludwig XII. fühlte den tiefſten Schmerz, als er La Palice's Brief empfing, der ihm die Nachricht des Sieges und des Todes des Prinzen brachte. „Ich wollte keinen Zoll breit Land in Italien haben, rief er aus, könnte ich um dieſen Preis meinen theuern Neffen Gaſton de Foix und alle die Tapfern zurückkaufen, die mit ihm umgekommen ſind; möge Gott mir nie wieder ſolche Siege verleihen.“ M.

Gaſtriſch, ein aus dem Griechiſchen entlehnter Ausdruck, bezeichnet das auf die Verdauung Bezug habende. Gaſtriſches Syſtem begreift alle die Theile des Körpers, die die Verdauung möglich machen; Gaſtriſche Krankheiten ſind ſolche, in denen vorzüglich die Verdauung geſtört iſt. Da die Vorſchriften der Diätetik in Rückſicht des Eſſens und Trinkens ſo häufig übertreten werden, die Qualität der Nahrungsmittel ſelbſt oft fehlerhaft, das gaſtriſche Syſtem aus vielen Theilen zuſammengeſetzt, und der Einfluß der äußern Temperatur auf das gaſtriſche Syſtem ſehr bedeutend iſt, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß gaſtriſche Krankheiten häufig vorkommen müſſen. Ihre Zeichen, an denen man ſie erkennt, ſind Appetitloſigkeit, bittrer, widriger Geſchmack, dick belegte oder ſchleimigte Zunge, häufiges, unangenehmes Aufſtoßen, Ekel und Erbrechen, Druck und Schwere im Unterleibe, Durchfall oder Verſtopfung, u. ſ. w. Wegen der genauen Verbindung, in der die übrigen Theile des menſchlichen Körpers mit den Verdauungsorganen ſtehen, verbinden ſich die gaſtriſchen Krankheiten häufig mit andern, z. B. mit Fieber, daher gaſtriſches Fieber. Gaſtriſches Heilverfahren iſt kunſtmäßige Anwendung der die erwähnten Krankheiten hebenden Mittel; wir begreifen vorzüglich darunter Brechen oder Durchfall erregende Arzneien, und eine ſtrenge Diät. Ehedem wurde dieſes Heilverfahren, den herrſchenden Krankheiten und den daher reſultirenden Anſichten der Aerzte zufolge, häufiger angewendet, als jetzt. ff.

Gaſtromantie, war eine beſondere Art der Wahrſagerei bei den Griechen. Das Verfahren war folgendes. Man ſtellte gewiſſe runde Gläſer, mit klarem Waſſer gefüllt, auf einen Platz und brennende Fackeln rings umher. Dann betete man mit leiſer Stimme zu einem Dämon und legte ihm die Frage vor, deren Auflöſung man begehrte. Nun mußte ein keuſcher und unbefleckter Knabe oder eine ſchwangere Frau mit Sorgfalt alle in den Gläſern ſich ereignenden Veränderungen bemerken und zugleich von dem Dämon eine Antwort wünſchen, erbitten und auch fodern. Dieſer gab ſie endlich durch gewiſſe in den Gläſern ſich zeigende Bilder, welche die Zukunft verkündigen ſollten.

Gatterer (Joh. Chriſtoph), dieſer berühmte Hiſtoriker war geboren zu Lichtenau im Nürnbergiſchen den 13. Juli 1727, ſtudirte

zu Nürnberg und Altdorf hauptſächlich hiſtoriſche Wiſſenſchaften, erhielt eine Stelle an dem Gymnaſium in Nürnberg, kam 1758 als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Göttingen und ſtarb daſelbſt den 5. April 1799 mit dem Charakter als Hofrath. Er beherrſchte das ganze weite Gebiet der Geſchichte und ihrer Hülfswiſſenſchaften, der Geographie, Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Chronologie, hellte theils das Ganze, theils einzelne Theile derſelben durch wichtige Werke und Abhandlungen auf und führte in das Studium der allgemeinen Weltgeſchichte und in die akademiſchen Vorträge derſelben die beſſere Methode ein, welche die Erzählung nach der Zeitfolge mit Synchronismus verbindet. Aber vor allen hatte ſich die alte Geſchichte der wichtigſten Aufklärungen durch ſeinen Fleiß, ſeine gründliche Gelehrſamkeit und ſeinen hiſtoriſchen Forſchungsgeiſt zu erfreuen. Zu beklagen iſt es, daß viele ſeiner Werke unvollendet geblieben ſind. Ueber die einzelnen hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, Diplomatik, Chronologie, Genealogie, Erdbeſchreibung und Heraldik hat er ebenfalls eigene höchſt ſchätzbare Handbücher herausgegeben. Die königliche Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen hatte an ihm eines ihrer thätigſten Mitglieder; er ſelbſt ſtiftete 1764 das hiſtoriſche Inſtitut, deſſen Director er 1767 wurde. Heyne hat in einem Elogium auf Gatterer die Verdienſte deſſelben gebührend gewürdigt.

Gau (pagus, woraus pays, pagenses, paysans). Schon in den älteſten Zeiten war Deutſchland in Gaue eingetheilt, d. h. in Diſtricte von etlichen Quadratmeilen, nach gewiſſen Gränzen von Gebirgen, Gewäſſern u. ſ. w. abgetheilt. Mehrere Gemeinden lebten darin in einer gewiſſen Verbindung. Ueber die Gaue waren Grafen und Richter geſetzt; daher Gografſchaften. Mit der Veränderung der Grafen veränderte ſich auch dieſes. Gegen das zwölfte Jahrhundert kamen die Gaue als politiſche Eintheilung in Deutſchland ganz ab (ſ. Grafen), und nur in den Namen mehrerer Gegenden iſt eine Erinnerung an ſie geblieben. dd.

Gauner- oder Jauner- und Bettelweſen, das; bezeichnet die Lebensweiſe der Staatsglieder, welche ihren Unterhalt, obwohl ſie ſich ſelbſt denſelben erwerben könnten, bei Faulheit und Müßiggang andern entweder als Diebe oder als Bettler abnehmen. Das Wort Gauner, was auch unrichtig Jauner geſchrieben wird, ſtammt entweder vom Niederſächſiſchen Worte gau ab, welches flink, raſch, ſchlau, liſtig bedeutet; oder vom Altdeutſchen Gaw oder Gow (Pagus), und bezeichnet dann urſprünglich im Allgemeinen Landſtreicher, Vagabonden, ohne Rückſicht, ob ſie Diebe oder Bettler ſind. Die Gauner heißen in ihrer Geſellſchaftsſprache Jeniſcher, d. h. Leute, die nirgends einen feſten Wohnort haben; Tſchor, Kochumer und Cannover; in der Canzlei- und Volksſprache aber allgemein und zwar nach dem Sinne des Wortes Gauner nicht beſtimmt genug Vaganten, Vagabunden, Strolchen und Landſtreicher. Die Gauner machen eine aus mehrern Claſſen beſtehende Geſellſchaft aus. Jede Claſſe unterſcheidet ſich von der andern durch die beſondere Art, wie ſie ihr Handwerk treibt, weswegen ſie auch wieder ihren beſondern Namen erhält. Sie laſſen ſich unter zwei Hauptabtheilungen bringen, wovon die erſte die Diebe geradezu ohne alle Verſtellungskunſt, enthält, die andere aber diejenigen Diebe in ſich begreift, welche einen Schein von Rechtlichkeit angenommen haben. Zur er-

ſten Hauptabtheilung gehören 1) die Stubenräumer in der Jeniſchen oder Gaunerſprache Schrendefeger genannt, oder ſolche, die in Bauer- und andern Wohnungen Nachtlager zu erlangen ſuchen, dann die Stuben plündern und früh vor Tage heimlich ſich davon machen. 2) Die Scheinſpringer, Jamokener, Kuttenſchieber, Eskoker, Lohu, und Schrenziker ſind ſolche, die bei Tage unbemerkt in die Häuſer ſchleichen und geſchwind nehmen, was ihnen in die Hände fällt. 3) Die Marktdiebe, Weißkäufer oder G'ſchockgänger ziehen den Märkten oder Meſſen nach und ſtehlen daſelbſt allerhand Waaren. 4) Sackgreifer, Beutelſchneider, Bimuther oder Kißler nehmen den Leuten Uhren, Doſen, Geld, Pretioſen und alles von Werth aus den Taſchen und Strickbeuteln. 5) Die Kochmooren, Parforce-Mooren, Blatter, Achproſchen und Schränker machen Einbrüche und Diebſtähle mit Gewaltthätigkeiten und Mißhandlung, auch wohl Ermordung derer, die ſie berauben. 6) Die Betuchte, Kochemer oder Kochumer, ſtille Nachtdiebe, begehen nächtliche Einbrüche und Diebſtähle ohne alles Geräuſch und ohne gegen Jemanden Gewalt zu brauchen, außer in dem Falle, wenn ſie ertappt und angegriffen werden. Die andere Hauptabtheilung beſteht 1) aus den Marktſchreiern und Quackſalbern oder Felingern, welche durch Verkauf guter und ſchlechter Arzneien, durch vorgebliche Wunderkuren, durch Hexen- und Geiſterbeſchwörungen, Schatzgräbereien, die Leichtgläubigen vermittelſt eines Hanswurſts, auch ohne denſelben, an ſich locken und dann betrügen und beſtehlen. Sie theilen ſich a) in Staats-Felinger, die mit Privilegien und Zeugniſſen ihrer Kunſt verſehen ſind, oft eigene Equipagen mit einer zahlreichen Dienerſchaft haben, worunter gedachter Hanswurſt eine Hauptperſon iſt, und ſo in den Städten und auf Märkten als allesvermögende Aerzte ihr Weſen treiben; b) in gemeine Felinger, die in bürgerlicher Kleidung als Arzneihändler, Olitätenhändler, auch unter dem vom Städtchen Königſee erborgten Namen Königſeer mit einer Materialienkiſte auf dem Rücken, oder auch mit einem Karren auf den Dörfern und in Flecken herumziehen, ihre Waaren feil bieten und dabei ſtehlen. Dieſe letztern führen auch wohl den Namen von Scharfrichtern, Halbmeiſtern, Kammerjägern, Mäuſe- und Rattenfängern und Schindern; ja viele derſelben gehören auch zu den letztern. 2) aus Freiſchuppern oder kleinen und großen falſchen Spielern, worunter alle Pharoiſten, Rouge und Noir-Spieler, ihre Gelegenheitsmacher oder Zubringer ꝛc. gehören, welche durch ein ſchlau verabredetes Spiel, wozu ſie die Leute in Privat- und Wirthshäuſern, in und außer den Meſſen und Märkten, oder auch auf freiem Felde veranlaſſen, ihnen ihr Geld und andere Habſeligkeiten abgewinnen. Dieſe Claſſe beſteht von der gröbſten Dummheit an bis zum verſchmitzteſten Verſtande aus den mannigfaltigſten Subjecten. 3) aus Falſchmünzern oder Reißern, welche durch Vorſpiegelungen, Gold machen zu können, die Leute um ihr gut Geld durch geleiſtete Vorſchüſſe betrügen; theils auch wirklich falſches Metall- und Papiergeld verfertigen. 4) aus falſchen und herumziehenden Iſraelitiſchen Geldwechslern oder Marktkißlern, Margediſern, die auf den Dörfern Handwechſel treiben und gemeiniglich Sand, auch Kupfergeld in Paketen ꝛc. anſtatt guten Geldes geben. 5) aus Taſchenſpielern oder ſogenannten magiſchen Kunſtſtückemachern und Kartenkünſtlern, welche entweder ſelbſt ſtehlen oder doch we-

nigſtens einige Vithumer unter ihren Zuſchauern haben. Alle dieſe Claſſen aber bleiben ſelten den ihnen angewieſenen Gränzen treu, ſondern treiben gewöhnlich mehrere Arten des Stehlens und Betrügens bei Tage und bei Nacht, in den Häuſern und auf den Straßen. Indeſſen gehört dennoch jeder Gauner vorzugsweiſe zu irgend einer der genannten Claſſen. Ihre Entſtehung, Ergänzung und Ausbildung iſt folgende: Wer von Gaunern geboren und erzogen iſt, tritt gemeiniglich in die Fußtapfen ſeiner Aeltern und ſtiehlt auf ihre Weiſe. Wer hingegen erſt erwachſen den Gaunerſtand erwählt, tritt unter diejenige Claſſe, zu welcher ihn entweder der Zufall führt oder zu welcher ſeine Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen, Kräfte und Charakter der Nation, aus welcher er iſt, am paſſendſten ſind. Die Gauner ſind eine aus allen Europäiſchen Nationen und Juden zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die ſich in größere und kleinere Banden theils ohne theils unter beſondern Anführern abtheilt, welche meiſtens von einer Weltgegend zur andern in Verbindung ſtehen und beſonders mit den Bewohnern unſerer ſchlecht eingerichteten Zucht- und Arbeitshäuſer und der Gefängniſſe einen ſehr genauen Briefwechſel unterhalten und darin als auf hohen Schulen in ihren Gaunerränken vollends ausgebildet werden. In jedem Staate machen bald die einheimiſchen, bald die fremden Gauner die Mehrzahl aus. Das Bettelvolk und liederliche Manns- und Frauensperſonen aus allen Ständen, beſonders verlaſſene Soldatenkinder, ſind die unverſiegbaren Stämme, woraus ſie ſehr ſchnell ſich ergänzen, beſonders ſeitdem man angefangen hat, keinen offenbar Liederlichen mehr zum Soldatenſtande nehmen zu wollen. Sobald Einer unter die Gauner aufgenommen worden iſt, erhält er außer ſeinem Geſchlechtsnamen von ſeinen Genoſſen auch einen Geſellſchafts- oder Spitznamen, z. B. Lipstullian, Käſebier, Conſtanzer Hanß, Sulzer Jergle, der Baierſepp, Schul-Toni, Schleifer-Toni, einäugige Joſeph, Huren Mohrle ꝛc.; allein ſie ſind dieſen Spitznamen ſelbſt feind und nur Gewohnheit erhält dieſelben noch, weil ſie ihnen wirklich mehr ſchädlich als nützlich werden. Man kann mit vollem Recht annehmen, daß gegenwärtig und allein in den ſämmtlichen Staaten des Rheinbundes 12,00 Gauner ohne die in den Zucht- und Arbeitshäuſern und in den Gefängniſſen ſitzenden leben. Der Betrag ihrer Diebſtähle und die Unterſuchungskoſten derſelben betragen jährlich über 2 Millionen Reichsthaler. Die Urſachen von dem Daſeyn einer ſo großen Menge von Gaunern, Landſtreichern und Dieben, ſind ſehr mannigfaltig und gründen ſich theils auf die natürliche Beſchaffenheit, theils, und zwar noch weit mehr, auf die politiſche und religiöſe Verfaſſung eines Landes. In Rückſicht auf die natürliche Beſchaffenheit eines Landes begünſtigt jedes Land das Gauner- und Bettlerweſen, welches a) viele große ausgedehnte Waldungen, Berge und Schluchten, nebſt vielen einzelnen Häuſern beſitzt, die ihnen insgeſammt zu ſichern, ſchwer zu entdeckenden Schlupfwinkeln dienen; b) in welchem viele fruchtbare Felder, Wieſen ꝛc. und eine Menge daraus entſtandener Veredlungs-Gewerbe vorhanden ſind, wodurch eine große Anzahl fleißiger Einwohner Wohlhabenheit und Reichthümer erlangt haben. In ſolchen Ländern finden ſich Gauner und Bettler wegen des leichten Betriebes ihres Gewerbes am zahlreichſten ein. In politiſcher und religiöſer Hinſicht erleichtern die vielen ſouverainen Staatsgränzen den Gaunern gar ſehr, bei Verfolgungen in dem einen Lande, bald in dem andern einen neuen ſichern Aufenthalt zu finden, weil es ihnen an guten Päſſen nie fehlt, und weil in

Anſehung der Verfolgung dieſer peſtartigen Auswürflinge die Staaten nicht einerlei Grundſaz angenommen haben und denſelben befolgen. Ja was ſie in den gegenwärtigen Zeiten am allermeiſten begünſtigt, iſt der 1781 durch die Wiener Polizei eingeführte ſogenannte Schub, ſonſt Landesverweiſung, mit welchem jede Regirung die eingefangenen Landſtreicher partieenweiſe über ihre Gränzen bringt, und dem Nachbar zum weitern Fortbringen überliefert, wodurch dieſes Geſindel die beſte und leichteſte Gelegenheit erhalten hat, ſich in Freiheit zu ſetzen und wieder zurückzukehren. Endlich enthalten katholiſche Staaten wegen der vielen Gelegenheiten zu ſtehlen bei Wallfahrten und Prozeſſionen und wegen der Verſchwiegenheit der Beichte bei weitem mehr Gauner und Bettler, als die proteſtantiſchen, ſobald die Geiſtlichen jener Confeſſion nicht unmittelbar der Landesregirung für ihre Perſon und in Kirchenſachen unterworfen und verantwortlich ſind. Aus allen dieſen Urſachen iſt an der Donau am Main, am Rhein, an der untern Weſer und weniger an der Elbe, ſo wie auf dem Harze und dem Thüringer Waldgebirge mit ſeinen Zweigen, dem Rhöngebirge, Fichtelgebirge ꝛc. von jeher der Sammelplatz des Gauner- und Bettlerweſens geweſen, das ſich alsdann von hier aus von Zeit zu Zeit in die andern ebenen Gegenden herabzog und bei Verfolgungen dorthin zurückkehrte. Im Winter haben die Gauner ihren Aufenthalt entweder in gut und bequem eingerichteten Erdhöhlen, oder in den einzelnen weitentlegenen Dörfern und Häuſern; vom März an aber bis zum November bivouaquiren ſie. Ihre meiſten Einbrüche geſchehen während der Kohlſchaft, d. h. in der Zeit von 14 Tagen, wo der Mond nicht ſcheint, Tag vor Tag, und in den mondhellen Nächten halten ſie ſich ruhig. Ihr Hauptcharakter iſt Geſetzloſigkeit und die roheſte Gleichgiltigkeit gegen Recht und Unrecht. Sie berauben daher jeden, gleichviel ob er reich oder arm iſt, oder erſt durch ihre Beraubung in Armuth und Elend geſtürzt wird. Sie haben ſo wenig Gefühl von der Schändlichkeit ihrer Lebensart, daß ſie ſich ihrer Gaunerthaten geradezu überall rühmen, wo ſie es ohne Gefahr thun können. Aus Gaunerſtolz iſt jede Rückkehr zu einem ordentlichen geſetzmäßigen Leben bei ihnen durchaus unwahrſcheinlich und höchſt ſelten. Mit ihrem Stolze ſind ſelbſt gegen ihre Genoſſen immer genau verbunden Herrſchſucht über die Schwächern, und Rachſucht gegen ihre Beleidiger, Nachforſcher und meineidigen Genoſſen, dabei aber bezeigen ſie ſich, in der Hoffnung, irgend einmal Nutzen davon zu haben, zugleich auch gegen wirklich Arme mitleidig; nur nicht gegen die Bettler von Profeſſion, welche ſie verachten, ob ſie ſchon ſich ihrer theils zur Ausführung ihrer Diebesſtreiche, theils zu Ausſpähungen ihrer gefangenen Genoſſen häufig bedienen. Die Gauner haben auch ihre beſondere Wort- und Zeichenſprache, welche letztere ſie brauchen, wenn ſie nicht in voller Sicherheit ſind. Ganz anders verhält es ſich mit den Bettlern, ob ſie ſchon mit den Gaunern vieles gemein und auch gewiſſe Verbindungen unter einander haben. Die Bettler und Landſtreicher heißen in der Jeniſchen Sprache Jalcher, Schnurrer und Talfer. Sie ſind von verſchiedener Art. In Rückſicht auf ihren Stand und Aufzug muß man ſie in vornehme und gemeine, in Beziehung auf ihre Umſtände und Art ihrer Bettelei aber, in Bettler mit noch irgend einem Nebengewerbe und in Bettler von Profeſſion abtheilen. Die vornehmen und die Bettler von Profeſſion ſind entweder unverſchämte Straßen- und Haus-Bettler gerade-

zu, oder verſtellte, feine und verſchmitzte Bettler, auch Steig-, Straßen-, Hausbettler, Butzbettler, Butzſchnurrer und Stappler genannt, welche ſich irgend einer Liſt, eines Betrugs und gewiſſer Kunſtgriffe bedienen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Diejenigen Bettler, welche neben dem Betteln noch irgend ein Gewerbe treiben, ſind folgende: a) die eine Claſſe treibt einen Kleinhandel oder Hauſirerei. b) Die andere Claſſe hat ein ordentliches Handwerk erlernet, aber immer nur ein ſolches, das mit einer herumziehenden Lebensart zuſammenpaßt. c) Die dritte Claſſe endlich beſteht aus den ſogenannten Dilettantenbettlern, der liederlichſten von allen. Die Leichtigkeit, ſich durch das Betteln zu ernähren, hat die Anzahl der Bettler nur allein in den Staaten des Rheinbundes bis auf 200,000 Köpfe gebracht, deren Bettelertrag, auf jeden Kopf wöchentlich nur 16 gr. gerechnet, 6,933,333 Rthl. 8 gr. ausmacht; welche ungeheure Beſteurung der arbeitſamen Volksclaſſe, die nun noch obendrein ihre wirklichen Hausarmen durch Almoſen zu ernähren hat! Außer der gedachten Leichtigkeit ſich zu ernähren, vermehrt die landſtreichenden und ſeßhaften Bettler auch noch theils Mangelhaftigkeit der Geſetzgebung, theils die nicht buchſtäbliche Befolgung der gegebenen Geſetze, theils eine übel angebrachte Gutmüthigkeit und Furchtſamkeit der Einwohner ſelbſt, welche die Aufrechthaltung der Geſetze nicht gehörig unterſtützen. An Beſſerung der Bettler in ihrer Freiheit iſt eben ſo wenig zu denken, wie bei den Gaunern; denn die Hauptzüge im Bettlercharakter: Niederträchtigkeit, verbunden mit Stolz, Grobheit und Unverſchämtheit, kriechende Höflichkeit, wenn es die Erreichung ihres Zweckes erfordert; Schlauheit, Liſt und Betrug, üppiges Wohlleben, wollüſtige Ausſchweifung aller Art, Arbeitsſcheue, Trägheit und Faulheit, Zankſucht, Rachgier, Gewaltthätigkeit und Bosheit verhindern jeden Keim der Beſſerung. Solche Auswürflinge, wie die Gauner und Bettler ſind, darf daher kein Staat dulden, ſondern er muß ſie ausrotten, es mögen dabei noch ſo viele Schwierigkeiten eintreten, weil die Möglichkeit ihrer Ausrottung vorhanden iſt, nur muß man die richtigen Anſtalten treffen und zweckmäßigere Maßregeln nehmen als bisher genommen worden ſind. Die Hauptſchwierigkeiten bei der Vertilgung der Gauner und Bettler nebſt den mit ihnen überall in Verbindung ſtehenden Zigeunern ſind a) ihre faſt durchgehends tadelloſen Päſſe, welche ihnen gewiſſenloſe Obrigkeiten ausſtellen; b) die Entlaſſung der Gauner und Bettler nach einigen Jahren Gefängnißſtrafe, während welcher ſie ſich gebeſſert haben ſollen, aber in den meiſten Fällen ſchlimmer geworden ſind, weil zu einer wirklichen Beſſerung Freiheit des Handelns gehört, die ihnen aber in ihren Verwahrungsörtern fehlte; und c) die Fahrläſſigkeit in Anſehung ihrer Aufbewahrung, aus welcher es ihnen ſo leicht wird zu entſpringen. Der Plan dieſes Werkes erlaubt uns nicht, hier die Mittel zu ihrer Ausrottung, deren Möglichkeit jedoch vorhanden iſt, aus einander zu ſetzen. X.

Gauſſin, eigentlich Gauſſem (Jeanne-Catherine). Dieſe große, von Voltaire vielfach geprieſene Schauſpielerin, welche zu ihrer Zeit eine Zierde der Franzöſiſchen Bühne war, und ſich neben einer Clairon und Dumesnil zu behaupten wußte, war zu Paris im J. 1711 geboren. Ihr Geſchmack und ihre Talente für die Komödie entwickelten ſich früh, und ſie hatte ſchon in der Geſellſchaft des Herzogs von Gesvres, welche zu St. Ouen Schauſpiele gab, durch ihr Talent und ihre Schönheit entzückt, als ſie in einem Alter von

ungefähr 17 Jahren nach Lille ging, wo ſie gegen 2 Jahre lang in dem Trauerſpiel junge Fürſtinnen, und im Luſtſpiel Liebhaberinnen gab. Der Beifall, den ſie in dieſer Stadt einerntete, verbreitete ſich nach Paris, wohin man ſie berief. Hier debütirte ſie im J. 1731 im Britannicus mit der Rolle der Junia, welche ſie dreimal hinter einander ſpielte. Vor allen gelangen ihr die Rollen der Liebhaberinnen: in der Komödie war ſie ungleich vollkommener als in der Tragödie, wiewohl ſie ſich in dieſer lieber loben hörte. Im Oracle, in der Magie de l'amour, im Homme à bonne fortune, im Miſantrope und Turcaret konnte man nichts Schöneres ſehen als die Gauſſin. Naive Rollen waren ihr Triumph. In einem Alter von 40 Jahren erſchien ſie auf der Bühne noch als ein ſechszehnjähriges Mädchen. Eine unglückliche Ehe, welche ſie 1759 mit einem Operntänzer, Marie-François Tavlaigo geſchloſſen hatte, vollendete die Zerrüttung ihres Vermögens, das ihre angeborne Freigebigkeit ſchon erſchöpft hatte. Zwar ſtarb ihr Gatte ſchon 1765, aber ſie überlebte ihn nicht lange. Mit einer Penſion von 1500 Livres, welche den größten Theil ihres Vermögens ausmachte, verlebte ſie ihre letzten Jahre in der Zurückgezogenheit, und ſtarb 55 Jahre alt, den 6. Juni 1767. Ihr Bild wurde von Drouais gemalt.

Gaveaux (Pierre), Componiſt und Theilhaber am Theater der komiſchen Oper, und Mitglied der Capelle des Franzöſiſchen Kaiſers, wurde 1764 zu Béziers, Dep. de l'Hérault, geboren. Mit ſeinem 7. Jahre trat er als Chorknabe nebſt ſeinen beiden Brüdern in die Domkirche dieſer Stadt. Schon damals liebte er die Muſik ſo leidenſchaftlich, daß er des Nachts aufſtand um zu ſtudiren, während ſeine Mitſchüler ſchliefen. In weniger als 2 Jahren konnte er bereits jedes Muſikſtück in jedem Schlüſſel leſen, und in einem Alter von 10 Jahren hatte er ſeine muſikaliſchen Studien beendigt. Er begann nunmehr lateiniſch zu lernen und hörte den erſten philoſophiſchen Curſus. Der treffliche Organiſt und Componiſt Combes lehrte ihn die erſten Elemente der Compoſition und leitete ſeine Hände auf dem Clavier. Er war kaum 12 Jahre alt, als er ſeinen Muſiklehrer verlor. Glücklicherweiſe liebte ſein lateiniſcher Lehrer, der Abt Tindel, leidenſchaftlich die Muſik und ſpielte ſehr angenehm das Violoncell. Dieſer hatte aus Italien die Partituren des Stabat mater und der Serva padrona von Pergoleſi erhalten. Sie führten mit Hülfe eines Baſſes dieſe Meiſterwerke aus, und wurden ſo entzückt von den zauberiſchen Schönheiten derſelben, daß ſie am Ende jedes Stücks einmal über das andere ausriefen: In die Hölle mit jedem, der die Muſik nicht liebt! Dieſen beiden unſterblichen Werken verdankt der junge Gaveaux ſeinen entſchiedenen Geſchmack für die Compoſition. Er beſchloß bald darauf nach Neapel zu gehn, und hier ſeine muſikaliſchen Studien unter der Leitung des berühmten Contrapunktiſten Sala zu vollenden, aber Familienverhältniſſe beſtimmten ihn anders. Nach vielen Unannehmlichkeiten ging er nach Bordeaux und wurde als Tenoriſt bei St. Severin angeſtellt. Franz Beck, damaliger Organiſt dieſer Kirche, wurde ſein Lehrer in der Compoſition für die ganze Zeit, die er in Bordeaux zubrachte. Gaveaux componirte mehrere Motetten, die er unter ſeines Lehrers Augen ausführen ließ. Dieſer unterließ nicht, ihm jedesmal ſeinen Beifall zu bezeigen und zugleich das alte Sprichwort zu wiederholen: Fabricando fit faber. In der Folge wurde Gaveaux beim Theater zu Bordeaux angeſtellt, bis er ſich 1788 nach

Montpellier begab, um hier die erſten Liebhaberrollen in der großen und in der komiſchen Oper zu übernehmen. Im J. 1789 debütirte er auf dem Theater der Tuilerien als erſter Tenoriſt in der Franzöſiſchen Oper. Er war einer der Begründer und Erhalter dieſes Theaters bis zu dem Augenblick, wo das Theater Feydeau mit der komiſchen Oper im J. 1800 vereinigt wurde. Als Componiſt hat er mehrere Werke auf das Theater der komiſchen Oper gebracht, die ſich eines ausgezeichneten Beifalls erfreuten; unter allen aber iſt vielleicht L'amour filial diejenige, welche ſein Talent am ſchönſten und vollkommenſten bewährt. Außerdem hat er Italieniſche und Franzöſiſche Romanzen herausgegeben. Seine Compoſition des Pygmalion von Rouſſeau, die er für das Theater der komiſchen Oper beſtimmt hatte, wird als ein beſonders gelungenes Werk gerühmt. M.

Gaviniés (Pierre) wurde den 11. Mai 1726 zu Bordeaux geboren. Von ſeiner zarteſten Kindheit an nahm er Violinunterricht, ſchon aber in ſeinem 13. Jahre bedurfte er deſſen nicht mehr. Er war 14 Jahre alt, als er nach Paris kam und in dem Concert ſpirituel debütirte, wodurch er den erſten Grund zu ſeinem Ruf legte. Sein Spiel war ſicher und glänzend, aber was ihn ſo ungemein auszeichnete, war ein eigner an Reinheit und Ausdruck unnachahmlicher Ton; er ſchien ſeinem Inſtrumente Seufzer zu entlocken. Auch im Adagio excellirte er. Siegreich wetteiferte er mit Domenico Ferrari, Pugnani und Stamitz. Viotti nannte ihn den Tartini Frankreichs, und an Tartini erinnert auch ſein Privatleben. Als Jüngling verließ er heimlich Paris. Eine Liebesintrigue, die mit dieſer Flucht in Verbindung ſtand, machte ſie für ihn gefährlich. Er wurde vier Stunden von Paris arretirt und blieb ein Jahr im Gefängniß. Damals componirte er jene unter ſeinem Namen ſo allgemein bekannt und berühmt gewordene Romanze. Er ſang ſie zu ſeiner Violine mit einer unnachahmlichen Anmuth und variirte ſie eben ſo reizend. Noch kurz vor ſeinem Tode, in ſeinem 73. Jahre, exekutirte er ſie in einem öffentlichen Concert und entlockte Thränen den Augen ſeiner Zuhörer. Er iſt das Haupt der guten Franzöſiſchen Schule und gehörte zu den wenigen Freunden J. J. Rouſſeau's. Für das Theater hat er das Intermezzo, Le pretendu, geſchrieben, welches mit Beifall aufgenommen wurde. Im J. 1794 ernannte ihn das Conſervatorium zum Profeſſor der Violine, und er zeigte ſich in dieſem Amte ſo eifrig, daß jedes Jahr ſeine Schüler den Preis auf der Violine davon trugen. Er ſtarb den 10. Sept. 1800. Die Frau Gräfin von Salm hat im J. 1802 ein Werk zu ſeinem Lobe herausgegeben, welches ſehr intereſſante Details über ſeine Perſon und ſeine Werke enthält. M.

Gavotte, iſt ein vorzüglich zum Tanz angewandtes Tonſtück. Es beſteht aus zwei Repriſen, fängt im Auftakt an und ſteht im Allabrevetakt. Da die Bewegung wegen dieſes letzten Falles an und für ſich etwas lebhaft ausfällt, und der Charakter der Gavotte zwar munter, aber dabei auch zärtlich iſt, ſo ſind Achtel die geſchwindeſten Noten, die darin vorkommen. Die Gavotten waren ehemals auch in Sonaten, Suiten u. ſ. w. eingeführt, da man ſich nicht genau an diejenige äußere Form band, die ſie als Tanzſtücke hatten. Jetzt kommen ſie weder in dem einem noch in dem andern Falle vor, ſondern gehören unter die veralteten Gattungen von Tonſtücken.

Gay (John), 1688 zu oder bei Barnſtaple in Devonſhire gebo=

ten, erhielt von einem gewiſſen Luck, Schullehrer an dieſem Orte und Dichter, eine Erziehung, die zur Entwickelung ſeines natürlichen Talents zur Poeſie nicht wenig beitrug. Er ging in die Plane ſeines unbegüterten Vaters, der ihn zu einem Galanteriehändler beſtimmt hatte, nicht ein, da ihn ſeine Neigung zu ganz andern Beſchäftigungen hinzog. Man weiß nicht, in welchem Jahre er die Lehre angetreten und verlaſſen hat; doch iſt ſo viel gewiß, daß ihn die Herzogin von Monmouth im J. 1712 als Sekretair in Dienſte nahm. Hier blieb ihm Muße genug, die Dichtkunſt zu üben. Er machte ſeine Rural sports, a Georgic in two cantos bekannt, und widmete ſie dem ſchon damals berühmten Pope, welches die erſte Veranlaſſung zu der vertrauten Freundſchaft zwiſchen beiden Dichtern gab. Im J. 1713 ließ er ſeine Komödie The wife of Bath drucken, die auf der Bühne kein Glück gemacht hat, und gab um dieſelbe Zeit the Shepherd's week heraus, eine aus 6 Eklogen beſtehende, aus der gemeinen Wirklichkeit geſchöpfte Schilderung des Engliſchen Landmanns, welche jedoch dem Geſchmack ſeiner Landsleute trefflich zuſagte. Da er aber dieſes Werk dem Lord Bolingbroke zugeeignet hatte, mußten ihm bei der neuen Regirung die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförderung fehlſchlagen, ob er gleich als Sekretär des Grafen Clarendon, Engliſchen Geſandten am Hannöverſchen Hofe, im letzten Regirungsjahre der Königin Anna zu glänzenden Erwartungen berechtigt war. Bald nach ſeiner Rückkehr trat er mit der Tragikomödie What-d'ye-call-it und im J. 1717 mit der unter Pope's und Arbuthnot's Beihülfe geſchriebenen Komödie Three hours after marriage auf, konnte aber nur für die erſtere einigen Beifall gewinnen. Er begab ſich hierauf nach Achen und lebte einige Zeit auf dem Landſitze des Lord Harcourt. Hier veranſtaltete er die Herausgabe ſeiner Gedichte auf Subſcription, die ihm 1000 Pfund einbrachte. Im J. 1724 erſchienen The captives, ein gut aufgenommenes Trauerſpiel, und 1726 der erſte Band ſeiner, zum Unterricht des Herzogs von Cumberland geſchriebenen, Fabeln, durch welche er ſich bei den Engländern den Namen eines klaſſiſchen Dichters erwarb, wiewohl er auch hier mit La Fontaine keine Vergleichung aushält. Einen beiſpielloſen Beifall erhielt ſeine Beggar's Opera, welche in London 63 Mal hintereinander aufgeführt wurde, alle Theater von Großbritannien und Irland durchwanderte, und noch jetzt ein Lieblingsſtück der Engländer iſt. Ein zweiter Theil, der unter dem Titel Polly erſchien, wurde nicht auf die Bühne gebracht. Die Beggar's Opera gewann ihm das Wohlwollen vieler Großen, beſonders des Herzogs und der Herzogin von Queensberry, in deren Geſellſchaft er den letzten Theil ſeines Lebens zubrachte, nachdem er vergeblich auf eine Anſtellung von Georg II. und ſeiner Gemalin gehofft, die ihn vor ihrer Thronbeſteigung perſönlich gekannt und geſchätzt hatten. Er ſtarb am Ende des J. 1732 und wurde in der Weſtminſter-Abtei begraben. Der zweite Theil ſeiner Fabeln, meiſt politiſchen Inhalts, erſchien, durch den Herzog von Queensberry beſorgt, erſt nach ſeinem Tode. Gay war nach Pope's Urtheil ein gerader anſpruchsloſer Mann, der ſo redete wie er dachte, und immer zu mißfallen fürchtete. Johnſon ſpricht ihm mit Recht jene mens divinior ab, die das Eigenthum groſſer Dichter iſt, läßt ihm aber als einem Sänger einer niedern Sphäre volles Recht widerfahren. Er preiſet ihn als den Erfinder der Balladenoper, welche die Italieniſche verdrängte und über ein halbes Jahrhundert ſich mit Beifall auf der Bühne erhielt.

Gazometer, Gaſometer, Luftmeſſer, ein ziemlich zuſammengeſetzter Apparat, welchen Lavoiſier und Meusnier zu mancherlei Verſuchen mit den Gasarten, hauptſächlich aber zu genauen Abmeſſungen des Volumens derſelben erfunden hatten. Da man mit demſelben die Verſuche angeſtellt hat, welche der Erzeugung des Waſſers aus dephlogiſtiſirter und brennbarer Luft, mittelſt der Verbrennung dieſer Luftarten, zum Beweiſe dienen, ſo verſteht man jetzt gewöhnlich unter Gazometern Vorrichtungen, welche die Abſicht haben, theils das Abbrennen der genannten Luftarten bequem zu veranſtalten, theils die verhältnißmäßigen Quantitäten derſelben genau zu meſſen, theils auch das dadurch erhaltene Waſſer gehörig zu ſammeln und zu wägen. In der Folge iſt dieſe Maſchine von Martin van Marum in Harlem, dann von v. Hauch, von Seguin, Vogt und Pearſon verändert und vereinfacht worden.

Gazopyrion, eine von dem Doktor Faulſtich erfundene Feuermaſchine, deren Hauptheile eine mit brennbarer Luft gefüllte Kugel und ein electriſcher Apparat ſind. Der Bau der Maſchine iſt von der Art, daß man mit Leichtigkeit mittelſt des elektriſchen Funkens die Luft entzünden kann.

Gebälk werden bald die ſämmtlichen Balken eines Gebäudes, bald bloß der oberſte Theil oder das Hauptgeſims einer Säulenſtellung genannt, welches auf den Säulen ruht, und aus drei Theilen beſteht, dem Unterbalken oder Architrab, dem Fries und dem Kranze. Der Architrab liegt unmittelbar auf den Säulen, um ihnen einen feſten Stand zu geben und ſie mit einander zu verbinden; er läuft deshalb einförmig über die ganze Breite der Säulenſtellung weg. Der Fries ſoll ſeinen Urſprung von den Hauptbalken der hölzernen Gebäude haben, die auf den Unterbalken gelegt wurden. Dadurch entſtand hier ein Platz, den die Balkenköpfe und der leere Raum zwiſchen ihnen einnahmen. Von den Balkenköpfen ſollen die Triglyphen in dem Doriſchen Fries entſtanden ſeyn. Der Kranz, der den Sims des Gebäudes ausmacht, dient dem Ganzen zur Bedeckung. Man theilt ihn wieder in verſchiedene Theile oder Glieder, die insgeſammt den obern Theil des hölzernen Daches vorſtellen (ſ. Kranz). Die ſchicklichſte Höhe des Gebälks bei jeder Art von Säulen iſt der vierte Theil der Säulenhöhe ſelbſt; iſt es höher, ſo ſcheint es das Gebäude zu erdrücken, und niedriger gibt es dem Ganzen ein ärmliches Anſehn. Bei jeder Säulenordnung findet man übrigens Verſchiedenheit. Das Doriſche Gebälk hat meiſt den dritten Theil der Säulenhöhe, in ſeiner Zuſammenſetzung und Anordnung die größte Einfachheit, nur wenige, aber große Glieder. Der Architrab erhielt eine anſehnliche Höhe, war ganz glatt, und oben nur mit einem Riemchen verſehen, worauf die Triglyphen ſtehen. Der mit Trigliphen verzierte Fries wurde noch höher gemacht, der Kranz aber niedriger als Unterbalken und Fries, erhielt aber über die untern Theile einen mächtigen Vorſprung, ungefähr von dem vierten Theil der Höhe des Gebälks, wodurch das Ganze ein ehrwürdiges Anſehn erhält. Alle Glieder ſind glatt und ohne Schmuck. Dem Joniſchen Gebälk fehlen die Trigliphen und Sparrenköpfe des Doriſchen, mit dem es ſonſt in Anſehung der Verhältniſſe viel Aehnlichkeit hat. In der Folge der Zeit erhielt es immer mehr Verzierung, der Kranz wurde höher und mit mehr Gliedern beſetzt, deren einige mit Blumen, Blättern und Eiern verziert wurden. Das Korinthiſche Gebälk wurde eine Zuſammenſetzung aus dem Doriſchen und

Joniſchen, und erhielt weit mehr Reichthum, damit es gegen das reichgeſchmückte Kapitäl nicht allzuſehr abſtäche. dd.

Gebäude, wird bald im engern, bald im weitern Sinne genommen. Im engerern Sinne verſteht man darunter einen, nach den Regeln der Baukunſt eingeſchloſſenen, Raum, ſey es um ihn zu bewohnen, oder gewiſſe Verrichtungen darin zweckmäßig zu betreiben. Im weitern Sinne nennt man Gebäude alle Werke, welche die Baukunſt aufführt, von welcher Art ſie auch ſeien. Dann theilt man die Gebäude ein in öffentliche und Privatgebäude. Jene dienen 1) der Religion: Tempel, Kirchen, Kapellen; 2) der Staats- und Juſtizverwaltung: Schloß, Gerichtshof, Rathhaus, Arbeitshaus, Zuchthaus, Gefängniß: 3) der öffentlichen Sicherheit: Stadtthore, Mauer, Wall, Straßen, Brücken, Zeughaus, Spritzenhaus, Leuchtthurm, Hafen; 4) dem öffentlichen Nutzen: Schulen, Collegien, Bibliotheken, Obſervatorien; 5) dem öffentlichen Wohlſtande: Münzen, Börſen, Banken; 6) dem öffentlichen Verkehr und Bedarf: Märkte, Magazine, Manufacturgebäude, Schlacht- Brauhäuſer, Gaſthöfe; 7) der Geſundheit: Krankenhäuſer, Begräbnißplätze, Kloaken, Waſſerleitungen, Brunnen, Bäder; 8) der öffentlichen Pracht: freie verzierte Plätze, Promenaden, Rennbahnen, Theater, Odeen, Ballſäle, Ehrenpforten, Triumphbogen, Denkmale. Zu den Privatgebäuden gehören: 1) Häuſer und Paläſte; 2) Villen, Gartenhäuſer, ländliche Wohnungen; 3) landwirthſchaftliche Gebäude; 4) Mühlen; 5) Waſſerbaue. dd.

Geberde. Geberdenſpiel. Geberdenſprache. Unter Geberde verſteht man eine Art des phyſiognomiſchen Ausdrucks des Innern im Körper; es iſt aber nicht ganz leicht, dieſe Art genau zu beſtimmen. Beſonders hat die Unterſcheidung der Geberde von der Miene durch Verwechſelungen des Sprachgebrauchs Schwierigkeiten erhalten. Alles genau erwogen, findet man, daß beyde ſich in folgenden Punkten unterſcheiden: 1) Die Miene erſtreckt ſich bloß auf Ausdruck in Bewegungen, die Geberde, obſchon ſie auch ſich in Bewegungen äußert, drückt doch das Innere auch in der Ruhe aus, wenn es unverändert bleibt; 2) die Miene iſt deshalb bloß etwas Vorübergehendes, die Geberde auch etwas Beharrliches; 3) die Miene erſtreckt ſich bloß auf die Bewegungen des Geſichts, die Geberde auch auf den übrigen Körper; 4) die Miene iſt bloß Seelenausdruck im Geſicht vernünftiger, ſittlicher Weſen, Geberden zeigen ſich auch bei bloß ſinnlich-begehrenden Weſen; 5) die Miene drückt daher lediglich die Geſinnung, den bleibenden ſittlichen Charakter, Geberden die eben jetzt herrſchende Leidenſchaft, den vorübergehenden Affekt aus. So bemerkbar dieſe Unterſcheidungen hin und wieder ſind, ſo ſchwankt doch im Ganzen der Sprachgebrauch bald hinüber, bald herüber. Uebrigens iſt auch bei dieſen Unterſcheidungen nicht zu verkennen, daß Geberde bald in einem weiteren, bald in einem engeren Sinne genommen iſt. Im weiteren Sinne befaßt man darunter jeden phyſiognomiſchen Ausdruck des Innern im Körper, und dann ſind die Mienen mit darunter begriffen. Jene ſtumme Sprache mit ihren malenden, ausdrückenden und deutenden Zeichen, welche man die Geberdenſprache nennt, würde deshalb auch die Minenſprache unter ſich befaſſen, ſo daß die Geberdenſprache durch das Geſicht eben ſo wohl als durch die übrigen Glieder des Körpers ſich ausdrückte. Kurz, die Geberde wäre dem-

nach das Allgemeine, die Miene das Specielle, Beſondere. Beim Entwurf einer Theorie der körperlichen Beredſamkeit wird es dienlich ſeyn, dieſen alſo feſtgeſetzten Unterſchied anzunehmen, und zur Mienenſprache auch das mitzurechnen, was das Geſicht nach der obigen Beſtimmung von Geberden in veränderter Bewegung ausdrückt. Körperliche Beredſamkeit iſt aber die Kunſt, einem Andern ſeine Gedanken, mittelſt des Körpers und gewiſſer Modifikationen deſſelben, ſo mitzutheilen, daß ſie den verlangten Eindruck auf ihn machen. Dieſe Modifikationen des Körpers ſind entweder Bewegungen und Stellungen deſſelben, oder Töne. Man ſieht, daß die ganze Schauſpielkunſt ſich darauf gründet, indem von den Bewegungen und Stellungen des Körpers die Action, die mit der Plaſtik, und von den Tönen die Declamation, die mit der Muſik verwandt iſt, abhängt. die Action iſt nun eigentlich nichts anders als die Geberdenkunſt ſelbſt in jenem allgemeinen Sinne. Jene Bewegungen und Stellungen des Körpers ſind nämlich Veränderungen deſſelben oder ſeiner Theile, in Anſehung ihrer Lage und Figur, mit gewiſſen Veränderungen der Seele harmoniſch. Die Summe der Bewegungen iſt Geſticulation; aus der Stellung gehen die Attituden hervor, Tragen und Haltung des ganzen Körpers im Stehen, Sitzen nud Liegen während einer gewiſſen Situation. Hier iſt immer etwas Unbewegliches, Feſtes. Dieſe Attituden macht der ganze Körper; Geſticulation können nur die beweglichen Theile deſſelben machen, Kopf, Aerme, Hände, Füße, entweder alle zuſammen, oder jedes für ſich, weshalb es auch eine Kopf-, Arm-, Hände- und Füße-Sprache gibt, wovon freilich die meiſten Schauſpieler nichts verſtehen, die ſchon der Kunſt genügt zu haben wähnen, wenn ſie nur Arm und Bein ausſpreitzen, umherlaufen und mit den Aermen um ſich werfen. Von dieſen ſtummen Sprachen allen unterſcheidet man nun noch beſonders die Geſichtsſprache, und zwar nicht ohne Grund. Das Geſicht iſt kein ſo beweglicher Theil als Kopf, Arm, Hand und Fuß, theils aber durch die eigenthümliche Bildung und die bleibende Form ſeiner feſten, theils durch das veränderliche Spiel ſeiner beweglichen Theile, theils durch Züge, welche durch Gewohnheit in den beweglichen Theilen feſt und bleibend geworden ſind, tritt hier das Innere in dem Aeußern in den bedeutendſten, unzweideutigſten und unverkennbarſten Kennzeichen hervor. Hier iſt alſo eine Beweglichkeit ganz eigner Art, und von einer ſo großen Wichtigkeit, daß man wohl Urſache hatte, ihr eine vorzügliche und eigne Aufmerkſamkeit zu widmen, zumal, da es auch hier wieder faſt ſo viele eigne Sprachen gibt, als Theile des Geſichts. Wer eine Stirn-, Augen-, Naſen-, Lippen- und Wangenſprache lächerlich finden wollte, bewieſe damit nur, daß er die Natur hier niemals genugſam beobachtet hat. Dieſe Geſichtsſprache nennt man auch Mimik, ein Begriff, der freilich an ſich mehr umfaßt (ſ. Mimik). Wenn Engel die Mimik, in die ethiſche oder phyſiognomiſche eintheilt, welche die Eigenthümlichkeit eines Charakters, und in die pathognomiſche, welche die vorübergehenden Verwandlungen durch Affekte und Leidenſchaften in beſtimmten Situationen darſtellt, ſo liegt dieſer Eintheilung der Unterſchied zwiſchen Mine und Geberde im engern Sinne zum Grunde. Es war aber ſehr gut, daß Engel andere Bezeichnungen dafür wählte, weil ſonſt alle Augenblicke Zweideutigkeit und Mißverſtand entſtanden ſeyn würde. Beſonders würde dieß der Fall geweſen ſeyn, wenn man Minen- und Geberdenſpiel nach der weiteren und engeren Bedeutung jedes Mal hätte unterſcheiden ſollen. Es iſt auch hier am rathſamſten, das Minenſpiel auf die Geſichtsſpra-

che einzuſchränken, das Geberdenſpiel aber auf die ganze körperliche Beredſamkeit auszudehnen. Geberdenſpiel würde demnach ſeyn die vorübergehende Modifikation des ganzen Körpers, ſeiner unbeweglichen Theile, in Stellung und Bewegung, zum Ausdruck des Innern und Aeußern während einer gewiſſen Situation. Die Bezeichnung durch Spiel ſcheint mir bloß von dem Vorübergehenden in dieſer Thätigkeit herzukommen, und nicht etwa von der Leichtigkeit, womit ſie ausgeübt wird. Weit eher könnte man noch an Unwillkührlichkeit denken (wie bei dem Spiel der Muskeln), womit die äußern Organe der Thätigkeit der Seele zu einer naturgemäßen Aeußerung folgen. Wer durch Kunſt die körperliche Beredſamkeit üben will, und die naturgemäßen Aeußerungen nicht trifft, der verfällt in Grimaſſe. Die Natur, wie ſie für jeden Ausdruck der Leidenſchaft, für jede Stimmung der Seele ihren eignen Ton und eigne Bewegung in der Stimme hat, hat auch ihre eigenen Bewegungen und Stellungen in dem Körper dafür. Wehe dem Schauſpieler und bildenden Künſtler, dem dafür der feine Sinn mangelt. dd.

Gebern, in Indien Parſis, in Perſien aber Gebern, Guebern, Gauern, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter genannt. Sie ſelbſt nennen ſich Behendie oder Anhänger des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichſten Wohnſitze in den Wüſten von Karamanien gegen den Perſiſchen Meerbuſen, vorzüglich aber in den Provinzen Yerd Keram. Dieß wenig bekannte, in der Unwiſſenheit glückliche Volk, iſt arbeitſam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern ſind ſanft; ſie trinken Wein, eſſen alles Fleiſch, heirathen nur eine Frau, und leben ſtreng und mäßig. Eheſcheidung und Vielweiberei ſind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den erſten 9 Jahren unfruchtbar, ſo darf der Mann neben derſelben noch eine zweite nehmen. Sie verehren ein einiges höchſtes Weſen, das ſie den ewigen Geiſt oder Yerd nennen. Sonne, Mond und Planeten glauben ſie durch verſtändige Weſen belebt, erkennen das Licht als die Grundurſache des Guten, die Finſterniß als die des Böſen, und beten endlich, wie man ſagt, das Feuer an, wovon ſie auch den Namen erhalten haben. Sie ſelbſt aber ſagen, daß ſie es nicht anbeten, ſondern darin nur ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes hegen, weswegen ſie auch allemal ihre Gebete beim Feuer verrichten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches ihr Prophet Zoroaſter ſchon vor 4000 Jahren entzündet haben ſoll. Ihr heiliges Buch heißt Zend-Aveſta. (S. dieſes.) Eine eigenthümliche Gewohnheit der Gebern iſt es, die Todten, ſtatt ſie zu begraben, auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe den Vögeln preis zu geben; wobei ſie genau Acht geben, welchen Theil dieſe Thiere zuerſt verzehren, und daraus auf das Schickſal des Verſtorbenen ſchließen.

Gebet, das; iſt im weiten Sinne jede, mit frommen Gefühlen verbundene Richtung des Gemüths auf Gott, im engern Sinne der mündliche Ausdruck frommer Gefühle und Geſinnungen. Das Gebet kann Bitte ſeyn, Fürbitte, Dank und Lob Gottes. In den abergläubiſchen Religionen des Alterthums wurden die Gebete als Formeln von magiſcher Kraft betrachtet, deren Wirkſamkeit davon abhänge, daß ſie mit der größten Genauigkeit hergeſagt und durch keinen Unglück bedeutenden Umſtand unterbrochen würden. Weit würdigere Begriffe über das Weſen und den Zweck des Gebets hat das Chriſtenthum unter den Völkern verbreitet. Nach den Grundſätzen der kathol. Kirche kann der Menſch nicht bloß an Gott, ſondern auch an die Heiligen und an die

Engel Gebete richten; die proteſtantiſche Kirche dagegen erklärt Gott für den einzigen würdigen Gegenſtand der Anbetung. Die religiöſen Menſchen aller Zeiten haben in dem Gebet ein wirkſames Mittel der Geiſteserhebung, des Troſtes und der Befeſtigung in guten Geſinnungen gefunden. Je leichter der Menſch unter den Zerſtreuungen und Sorgen des Lebens ſeine höhere Beſtimmung vergißt, deſto mehr iſt ihm die Geiſtesſammlung, welche das Gebet gewährt, Bedürfniß, und es iſt eine heilſame Gewohnheit, mit dem frommen Andenken an Gott den Tag zu beginnen und zu beſchließen. Um das Gemüth in die Stimmung zu verſetzen, in welcher es geneigt und fähig wird, ſich zu Gott zu erheben, muß man ſich der Schrift, heiliger Geſänge (unter den neuern Liedern dieſer Art ſind beſonders die von Witſchel, welche unter dem Titel: Morgen- und Abendopfer in Geſängen. Sulzbach, 1809. erſchienen ſind; die Geſänge von Juliane Veillodter und die Schrift von Ziegenbein: Die Religion in Liedern, geſammelt aus den beſten Dichtern, zu empfehlen) guter Predigten und anderer Erbauungsbücher bedienen. Da die Richtungen, welche das jugendliche Gemüth nimmt, die bleibendſten zu ſeyn pflegen, ſo iſt es nöthig, daß man auch das Kind beten lehre, und die Pädagogen, welche meinten, daß die Bildung zur Religioſität einem reiferen Alter vorzubehalten ſey, verriethen Mangel an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Auch das Kind kann den Gedanken an ein Weſen, von welchen alles Gute komme, faſſen, und iſt frommer Gefühle fähig. N.

Gebirge. Gebirgslehre ſ. Orographie.

Gebirgsarten ſ. Oryktologie.

Gebirgshöhe. Um eine allgemeine und unwandelbare Baſis bei der Beſtimmung der Höhe eines Gebirgs zu haben, mißt man dieſelbe jedesmal von der Meeresfläche an, ſo daß die mehr oder minder hohe oder flache Umgebung eines Berges keinen Einfluß auf ſeine eigentliche Höhe haben kann. Daher kommt es, daß mancher Berg, z. B. der Brocken, der rings in einer bergigen Umgebung liegt, viel höher iſt als er ſcheint, da ſeine ganze Höhe dem Auge nicht ſichtbar iſt. S. Höhen-Meßung.

Gebläſe (Hüttenweſen) nennt man die Blaſebälge auf den Schmelzhütten aller Art. In den älteren Zeiten waren ſie den gewöhnlichen hölzernen Blaſebälgen mit Leder, wie ſie die Schmiede brauchen, ähnlich. Ganz hölzerne Blaſebälge, ohne Leder, die aus zwei Kaſten beſtehen, wovon der eine beweglich und der andere unbeweglich iſt, erfand nach Murr (Merkw. d. Stadt Nürnberg) der Nürnberger Bürger, Hanns Lobſinger, welcher ſchon 1550 aus lauter Holz und auch von Kupfer dergleichen Gebläſe verfertigte und ſolche bei Hüttenwerken und Orgeln anwandte. Ludwig Pfannenſchmidt machte dergleichen erſt 1621 zu Aſtfelde bei Goslar, und von den Müllern Martin und Nikolaus Schelhorn weiß man, daß ſie dergleichen erſt 1629 in dem Coburgiſchen verfertigten. Um ununterbrochen Wind in den Ofen zu bringen, hängt man zwei Bälge neben einander, die man ein doppeltes Gebläſe nennt, und macht die Einrichtung, daß er eine in die Höhe geht, indem der andere niedergedrückt wird. Sie ſtehen an der Brandmauer des Heerdes neben einander und ſind durch ihre Windröhren mit dem Heerde vereinigt. Die Welle des Waſſerrades ſetzt ſie in Bewegung. Jeder Blaſebalg wird aus zwei viereckigen Kaſten zuſammengeſetzt, die aber nach der Windröhre zu etwas ſchmäler zuſammenlaufen. Der unterſte iſt oben offen und liegt unbeweglich. Er hat zur Verhinderung des Ausgehens der

Luft Leiſten, vorn die Windröhre und in ſeinem Boden iſt der Windfang oder Windſchöpfer, ein Ventil von bewolltem Schaafleder, das die eindringende Luft nach dem Innern des Kaſtens zurückſchlägt. Der obere Kaſten liegt auf einem Bolzen nach dem Heerde zu und ſteht auf dem untern Kaſten. Er iſt unten offen, und wird wie der Deckel einer Schachtel auf den untern aufgeſetzt, und ſeine Bewegung vorwärts und rückwärts, hoch und niedrig, iſt dergeſtalt regelmäßig abgemeſſen, daß er den Rand des untern Kaſtens nicht überſteigen kann. Oben auf dem obern Kaſten iſt ein Loch, welches man öffnet oder verſtopft, je nachdem die Blaſebälge ſtark oder ſchwach wirken ſollen. Unter jedem Blaſebalge liegt nach ſeiner Länge eine Stange, die an der Wand der Eſſe an einem Ringe hängt. Ein Biegel, und an dieſem eine Kette, vereinigt die Stange mit dem Oberkaſten. Beide obere Kaſten der Blaſebälge aber hängen durch einen Wagebalken zuſammen, welcher an einer Kette hängt. Die Welle an einen Waſſerrade druckt durch zwei hölzerne ſtarke Zieharme die Stange hinab. Die Hebarme zu dem einen Blaſebalge machen mit den Hebearmen, welche den zweiten bewegen, einen rechten Winkel, damit eine abwechſelnde Bewegung der Blaſebälge entſtehe. Haben alſo die Arme der Welle von einer Seite die Stange und zugleich den oberſten Kaſten eines Blaſebalges niedergedrückt ſo zieht der Wagebalken den oberſten Kaſten des andern Blaſebalgs in die Höhe, und ſo umgekehrt, wenn dieſer niedergedrückt wird. Der hinabbewegte obere Kaſten preßt die Luft in dem Blaſebalge zuſammen, und nöthigt ſie, durch die Windröhre einen Ausgang nach dem Schmelzheerde zu ſuchen und die Kohlen anzublaſen. Fährt aber dieſer Kaſten in die Höhe, ſo wird die Luft in dem Kaſten verdünnt, und es dringt wieder ſo viel Luft durch den Windfang in den Kaſten, bis die äußere und innere Luft eine gleiche Dichtigkeit erhält. Noch iſt zu bemerken, daß an dem untern Kaſten auswendig Leder angeſchlagen iſt, das durch Drath an den obern angedrückt wird, damit die zuſammengepreßte Luft nicht zwiſchen den Kaſten einen Ausgang finde. Jeder Balg ruht auf einem Balggerüſte. Je größer die Oeffnung eines Balges iſt, um ſo leichter iſt er niederzudrücken, um ſo geſchwinder aber muß er auch gehen. Große Bälge ſind immer vortheilhafter, als kleine, weil das Rad, welches ſie bewegt, einen ſo ſchnellen Gang erfordert und alſo nicht ſo leicht Schaden nimmt. Es iſt gar ſehr darauf zu ſehen, daß das Gebläſe nicht zu geſchwind und nicht zu langſam gehe. Im erſtern Falle werden unnöthige Kohlen verbrannt und das Metall kann ſich nicht genug von den Schlacken abſondern; im letztern Falle aber kann das Geſchmolzene ſtehen bleiben und großen Schaden bringen. Wenn die Arbeit recht gehen ſoll, ſo muß jeder Balg in einer Minute vier Mal in den Ofen blaſen. Als beſondere Redensarten ſind anzumerken: das Gebläſe anlaſſen, d. h. die Waſſer anſchützen, daß das Waſſerrad das Gebläſe treibt und bewegt. Das Gebläſe arbeitet, d. h. die Blaſebälge gehen friſch und ſtark. Das Gebläſe bläſet kalt, d. h. der Wind der Blaſebälge iſt nicht auf die Kohlen, ſondern auf das Erz im Schmelzofen gerichtet, welches von der Richtung der Form abhängt. Das Gebläſe geht ſtille, d. h. es arbeitet matt und facht das Feuer nicht genug an. Das Gebläſe ſpielt, d. h. die Blaſebälge ſind angelaſſen und im Umgange. Die Gebläſe überſpannen d. h die Blaſebälge zu ſtark gehen laſſen. Zur Vermeidung der abwechſelnden Wirkſamkeit, die bei dem Gebläſe wegen des öftern Waſſermangels beim Umgange deſſelben eintritt, hat der Kammerrath Klipſtein 1785 Maſchinen er-

funden, in welchen das in Dünſte aufgelöſte Waſſer bei Schmelzöfen die Stelle des Gebläſes vertritt. X.

Gebrochen. 1) In der Muſik heißt ein gebrochner Accord ein ſolcher, deſſen Töne man nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, ſondern in einer gewiſſen Ordnung auf einander folgend, anſchlägt. Man nennt ſolche Accorde auch Arpeggiaturen. Gebrochener Baß iſt der, der auf einem Tone nicht ſo lange anhält, als der Geſang erfordert, ſondern entweder den Grundton wiederholt, oder andere ſchickliche Töne durchläuft. 2) In der Deklamation iſt die gebrochne Stimme das Zeichen der tiefſten Rührung. 3) In der Malerei ſind gebrochene Farben eine Art von Mittelfarben, ſ. Mezzotinto. 4) In der Baukunſt ſind gebrochene Treppen, gebrochenes Dach ſolche, welche mehrere Abſätze haben. dd.

Geburt iſt der Act bei den Säugethieren, da ſie ein Junges ihrer Art zur Welt bringen. Wenn nämlich die Frucht ihre gehörige Zeit in dem Fruchthälter der Mutter von dem erſten Moment ihrer Exiſtenz an (ſ. Empfängniß, Embryo), wo ſie, in inniger Verbindung mit der Mutter, in ſteter Fortbildung bis auf einen gewiſſen Punkt begriffen iſt, zugebracht hat, und alsdann im Stande iſt, ein ſelbſtſtändiges Leben zu führen, ſo reißt ſie ſich von der Mutter los, um das ihr nach ihrer Art zukommende Leben, unabhängig von jener, zu leben. Indem nämlich der Fruchthälter durch die zunehmende Größe der Frucht bis zu ſeinem Maximum ausgedehnt iſt, erwacht die ihm eigenthümliche Reizbarkeit, das Contractionsvermögen in ihm, er zieht ſich von dem Grunde nach der Oeffnung hin und von den Seiten zuſammen, verengt dadurch ſeinen innern Raum und treibt die reife Frucht von ſich. Die Zeit der Geburt iſt bei den verſchiedenen Geſchlechtern der Säugethiere ſehr verſchieden, bei jedem aber genau und bleibend beſtimmt, ſo daß die Zeit, da die Frucht ihre Fähigkeit zum ſelbſtſtändigen Leben, oder ihre völlige Reife erlangt, in der Regel genau mit derjenigen übereinſtimmt, da der Fruchthälter von dem Zuſtande der Ausdehnung in den entgegengeſetzten des Zuſammenziehens übergeht. Wir ſchränken uns hier auf die Geburtsgeſchichte des Menſchen ein. In dem Fruchthälter oder der Gebärmutter des Weibes fängt der Menſch als Embryo ſein Leben an, wird dann immer weiter ausgebildet, zunächſt als Fötus, dann als unreifes, endlich als reifes Kind. Mit ſeinem Wachsthum und zunehmendem Umfange wachſen zugleich die häutigen Hüllen, die es umgeben, und erweitert ſich der innere Raum des Fruchthälters durch deſſen Ausdehnung. Am Ende der 39ſten oder dem Anfang der 40ſten Woche iſt das Kind völlig ausgebildet, und fähig, ſein Leben unabhängig von der Mutter fortzuführen, daher erfolgt in der Regel nun die Trennung deſſelben von ihr, d. h. die Geburt. Es entſtehen nunmehr allmählig die Zuſammenziehungen der Gebärmutter, welche, da ſie mit ſchmerzhaften Empfindungen verbunden ſind, Wehen genannt werden. Man theilt dieſe ein in vorherſagende oder Rupfer (Vorwehen), welche den Anfang machen, nicht lange dauern, gelinde ſind, und das Gefühl einer unangenehmen Spannung und eines Drängens erregen. Wenn die Schwangere davon befallen wird, kann ſie oft nicht von der Stelle, bis dieſe Wehe vorüber iſt, da ſie denn wieder oft einige Stunden lang frei iſt. Dann folgen die wahren Wehen; dieſe dauern immer länger, kommen immer ſchneller zurück, werden immer ſchmerzhafter und heftiger. Die Zuſammenziehungen der Gebärmutter geſchehen in der Ordnung, wie die Ausdehnung derſelben vor ſich

ging, indem der obere Theil oder der Grund derſelben ſich zuerſt zuſammenzieht, während der untere Theil und die Oeffnung oder der ſogenannte Muttermund ſich ausdehnt und erweitert. Daher ſenkt ſich die Frucht bei dem allmählich ſich verengenden Raume des Fruchthälters gegen die Oeffnung deſſelben herab; die in den Häuten der Frucht eingeſchloſſene Flüſſigkeit, als der am wenigſten Widerſtand leiſtende Theil, wird vorausgetrieben, und bildet eine Blaſe, welche zur allmähligen Erweiterung des Muttermundes viel beiträgt. Es iſt daher nachtheilig, wenn voreilige und unwiſſende Hebammen durch Kneipen an der Blaſe das zu frühe Zerplatzen derſelben befördern. Bei wiederholten und kräftigern Wehen zerreißt endlich dieſe Blaſe, ergießt ſich, und ſogleich tritt der Kopf des Kindes ſelbſt ein. Da die Schädelknochen an demſelben noch nicht ganz vollendet, ſondern auf dem Wirbel nur durch eine feſte Membrane verbunden ſind, und einander genähert, ſogar ein wenig über einander geſchoben werden können, ſo kann der Kopf durch den Druck, welchen er erleidet, an ſeinem Umfang etwas vermindert und in eine mehr längliche Form gedrückt werden, daß er durch die Oeffnung des Fruchthälters und des Beckens, in welchem dieſer eingeſchloſſen iſt, ſo wie auch durch die äußern Geburtstheile hindurchgleiten kann, worauf alsdann bald der übrige Körper nachfolgt. Der Act der Geburt iſt demnach in der Regel kein widernatürlicher, gefährlicher oder krankhafter Zuſtand, wie ihn wohl Manche, beſonders aber zaghafte und erſtgebärende Frauen ſich vorſtellen. Es iſt ein der Natur gemäßes Entwickelungsgeſchäft, welches eben ſo wenig Krankheit iſt, als das Zahnen und die Entwikkelung der Pubertät, obgleich alle eine nicht unbedeutende Revolution im Körper verurſachen und zu Krankheiten Veranlaſſung geben können. Zwar erfodert das Geburtsgeſchäft eine heftige Anſtrengung der Natur, aber wie viele und wie höchſt zweckmäßige Vor- und Zubereitungen hat ſie auch getroffen, um es zu erleichtern. Doch bleibt immer für das Weib die Geburt in Rückſicht des Gemüths wie des Körpers ein äußerſt wichtiges Ereigniß. Welch ein Uebergang von Sorge, Schmerz, banger, angſtvoller Erwartung zum beglückenden Bewußtſeyn, einen Menſchen geboren zu haben! Aber auch welch eine Revolution im Körper, von der Bürde der Schwangerſchaft, von der ſchmerzvollen, höchſten Anſtrengung zur plötzlichen Erſchlaffung, Schmerzloſigkeit, Erſchöpfung und Abſpannung! Dazu kommt die Gemüthsbewegung ſelbſt, der Blutverluſt, die veränderte Richtung der Ernährungsfunktionen, erſt in dem Fruchthälter, dann in den Brüſten. Obgleich alſo Geburt ſelbſt nicht Krankheit iſt, ſo ſind doch gewiß Urſachen genug vorhanden, daß eine ſo plötzliche und gewaltige Revolution in dem Körper der Mutter leicht zu Krankheit Veranlaſſung geben kann, und alſo die größte Schonung derſelben nothwendig iſt. Geht die Geburt auf die oben beſchriebene Weiſe regelmäßig von Statten, ſo heißt ſie eine natürliche. Dazu wird erfodert, daß das Becken der Mutter gehörig gebaut ſey, und ſeine Oeffnung der reifen Frucht einen freien Durchgang geſtatte; daß die Ausbildung und Größe der Frucht dem Becken gemäß ſey, vorzüglich der Kopf deſſelben den von der Natur ſchon beſtimmten, den Durchmeſſern des Beckens angemeſſenen Umfang habe; ferner ein richtiger Stand des Fruchthälters in der Achſe des Beckens, richtige Lage der Frucht, nämlich der Kopf nach unten, der Hinterkopf nach der vordern Seite der Mutter und nach der Oeffnung des Fruchthälters, ſo daß der Hinterkopf zuerſt zur Geburt eintrete, endlich daß die äußern Geburtsglie-

der keine widernatürliche Beſchaffenheit haben. Leichte Geburt heißt diejenige, welche ohne übermäßige Anſtrengungen und Schmerzen, und in kurzer Zeit, nicht über 6 bis 8 Stunden (vom Anfang der wahren Wehen an) erfolgt. Schwer iſt die Geburt, wenn ſie zwar natürlich, doch mit übermäßigen Anſtrengungen und Schmerzen verbunden iſt und viel Zeit erfodert. Die Urſache davon iſt zuweilen Straffheit der Faſern der Mutter, vorgerückte Jahre derſelben, verhältnißmäßig zu großer Kopf des Kindes u. a. m. Auch dieſe Geburten vollendet die Natur, und Kreiſende ſollten daher nicht ſobald muthlos und ungeduldig werden. Widernatürliche (eigentlich nur unregelmäßige) Geburt iſt eine ſolche, wobei eine oder mehrere von den oben erwähnten Erfoderniſſen zur natürlichen Geburt fehlen, wenn z. B. das Becken des Weibes fehlerhaft gebaut, durch die ſogenannte engliſche Krankheit in der Kindheit verſchoben worden, die Oeffnung ſo eng iſt, daß der Kopf der Frucht auch bei der ſtärkſten Zuſammenpreſſung nicht hindurchgehen kann, wenn die Lage der Frucht falſch iſt u. ſ. w. Eine künſtliche Geburt iſt diejenige, welche durch Hilfe der Kunſt mit Inſtrumenten oder Handgriffen der Geburtshilfe bewerkſtelligt worden iſt. Frühgeburt heißt eine ſolche, welche einige Wochen eher erfolgt, als die gewöhnliche Zeit verlaufen iſt, nämlich nach dem 7ten und vor dem Ende des 9ten Monats. Obgleich der Frucht von der Natur die Zeit von 40 Wochen bis zu ihrer Reife beſtimmt iſt, ſo iſt ſie doch auch zuweilen einige Wochen vorher zu dem Grade von Ausbildung gelangt, daß ſie, von der Mutter getrennt, in einigen Fällen beim Leben erhalten werden kann. Daß ſie jedoch nicht völlig reif iſt, bemerkt man aus verſchiedenen Zeichen. Ein ſolches Kind nämlich ſchreit nicht wie andere reife Kinder, ſondern es gibt bloß einen dumpfen Laut von ſich, ſchläft beſtändig, muß beſtändig gewärmt werden, wenn nicht ſogleich Hände und Füße erkalten ſollen. Außerdem aber iſt auch bei einem unreifen Kinde — mehr oder weniger, je nachdem mehr oder weniger an der gehörigen Reife fehlt — die Haut am ganzen Körper roth, oft ſogar blau, mit einem weichen langen wolligen Haar, beſonders an den Seitentheilen des Geſichts und auf dem Rücken, bedeckt; die Fontanelle iſt groß, die Schädelknochen ſind leicht beweglich; das Geſicht iſt alt, runzlich; die Augen ſind meiſtens verſchloſſen; die Nägel an den Fingern und Zehen kurz, zart und weich, kaum eine Linie lang; das Gewicht eines ſolchen Kindes iſt unter 6, oft ſogar unter 5 Pfund. Unzeitig heißt die Geburt, wenn ſich die Frucht vor dem 7ten Monate trennt. Dieß iſt alsdann ein in dem Grade unreifes Kind, daß es nicht fortleben kann; doch wird nach den bürgerlichen Geſetzen geſtattet, ſelbſt ein Kind von 26 Wochen noch für lebensfähig, und z. B. bei Neuverehelichten für ein in der Ehe erzeugtes zu halten. Spätgeburt iſt die über die gewöhnliche Zeit von 40 Wochen erfolgte Geburt. Da dieſe Rechnung von dem Anfange der Schwangerſchaft an bis zur Geburt größtentheils und allein auf die Angabe der Mutter ſich gründet, ſo findet hier oft Selbſttäuſchung oder Betrug Statt. Gleichwohl ſind dieſe Geburten in der gerichtlichen Medicin von der größten Wichtigkeit indem oft viel darauf ankommt, ob ein nach dem Tode des Vaters und nach der 40ſten Woche gebornes Kind für ein rechtmäßig noch in der Ehe erzeugtes gehalten werden ſoll oder nicht. Die Wichtigkeit dieſer Unterſuchungen und die Unbeſtimmtheit in den Beweiſen hat eine große Verſchiedenheit der Meinungen der mediciniſchen Schriftſteller herbeigeführt. Manche bezweifeln die Wahrheit des Vorgebens der Mütter

über eine ſolche verzögerte Geburt, und geben als Gründe an, die Natur binde ſich an den beſtimmten Zeitraum der Schwangerſchaft, Gram, Krankheit u. a. m. könne das Wachsthum der Frucht nicht verhindern u. ſ. w. Andere behaupten dagegen, die Natur binde ſich an keine Regeln; mancherlei Urſachen könnten das Wachsthum der Frucht verzögern ꝛc. Plenk (in ſeinen Anfangsgründen der Geburtshülfe) ſagt, daß unwiderrufliche und aufs genaueſte unterſuchte Bemerkungen dargethan haben, daß die natürliche Zeit der Geburt zuweilen bis in den 10ten, ja 11ten Monat und drüber, verzögert werden könne. In Röderer's Opusc. med. iſt die Beobachtung von einem zu ſpät gebornen Kinde von 13 Monaten angeführt, deſſen Körper 8 Pfund wog. Man muß in einem ſolchem Falle mit großer Behutſamkeit urtheilen und alle Umſtände erwägen. Man hat beobachtet, daß dergleichen ſpät geborne Kinder Zeichen einer ausdrücklichen Bewegung über 6 oder 7 Monate vor der Geburt gegeben, auch Zeichen einer größern körperlichen Ausbildung als gewöhnlich mit ſich gebracht haben, denn überhaupt waren ſie größer, hatten härtere Knochen; einigen waren die Fontanellen der Hirnſchalen feſt verwachſen, die Kopfhaare waren länger und gefärbter, die Stimme ſtärker, die Augen und das Geſicht lebhafter, bei manchen ſogar ſollen ſich ſchon einige Zähne gezeigt haben, die von dem Zahnfleiſche blos waren. Fehlgeburt; wenn eine Frucht ſich ſo früh ablöſet, daß ſie nicht leben kann, vom Anfang der Schwangerſchaft bis zum 7ten, am öfterſten aber im 3ten Monat. Die Anlage der Mutter zur Fehlgeburt iſt in einer zu großen Reizbarkeit, auch zuweilen in Vollblutigkeit gegründet. Veranlaſſungen dazu geben hinzukommende Reizungen und Erregungen, z. B. Stoßen, Fallen, Tanzen, Krämpfe, Leidenſchaften u. a. m. H.

Geburtshülfe iſt die Ausübung der Entbindungskunſt, d. h. der Kunſt, durch beſtimmte mechaniſche, auf phyſiologiſche und pathologiſche Kenntniſſe gegründete Verrichtungen, die Geburt zu erleichtern, und ſowohl kurz vor als während und nach der Geburt für die Erhaltung der Geſundheit und des Lebens der Schwangern, Gebärenden und Neuentbundenen zu ſorgen. Sie iſt ein Theil der Chirurgie, ſo wie dieſe wieder ein Theil der Heilkunſt im Allgemeinen iſt. Hebammenkunſt iſt nur derjenige Theil der Geburtshülfe, welcher die natürliche Hülfe für die Mutter und das Kind bei der ſelbſt natürlichen und leichten Geburt beſtimmt, dagegen man unter Geburtshülfe nicht nur dieſe, ſondern auch die künſtliche Hülfe bei ſchweren und widernatürlichen Geburten begreift. Geburtshülfe im weiten Sinne hat wohl von jeher, ſelbſt bei den unkultivirten Völkern Statt gefunden, obgleich ſie ſehr mangelhaft geweſen iſt, und vielleicht nur in den unentbehrlichſten Handgriffen und Hülfleiſtungen beſtanden hat. Selbſt bei den gebildeteren Völkern der Vorzeit, von denen wir nähere Nachrichten haben, ſtand dieſe Kunſt noch auf einer niedern Stufe. In Aegypten waren bloß die Prieſter im Beſitz der Wiſſenſchaften und Künſte, daher übten auch ſie bloß die Heilkunſt aus, und höchſt wahrſcheinlich gaben ſie auch ihre Rathſchläge bei ſchweren Geburten. Die Iſraelitinnen hatten zwar ſchon Hebammen, aber ihre Kunſt ging nicht weit. Die erſten Nachrichten von künſtlicher und männlicher Geburtshülfe finden wir bei den Griechen; ſie ſind aus dem Zeitalter des Hippokrates († 357 vor Chr.G.). Die Aerzte ertheilten bei ſchweren Geburten ihren Rath, von Hebammen und Wundärzten aber wurde mit Händen ſowohl als mit Werkzeugen nach Regeln der Kunſt Hülfe geleiſ-

ſtet. Aus den Schriften jener Zeit erſehen wir, daß die Entbindungskunſt bei den Griechen auf einer höhern Stufe ſich befand, als ſie im vorigen Jahrhundert noch an den meiſten Orten in Europa ſelbſt war. Deſſen ungeachtet wurde auch bei ihnen vieles theils Schädliche, theils Unzweckmäßige vorgenommen, und nur wenig von dem, was nothwendig geweſen wäre, gethan. Vielmals begnügten ſie ſich damit, Eileithyia, ihre Göttin der Geburt, anzurufen. Die Römer waren im Anfange bloß ein kriegeriſches Volk, das Künſte und Wiſſenſchaften nicht achtete. So war alſo auch die Geburtshülfe ganz roh, und beſchränkte ſich auf wenige Hülfsleiſtungen und auf Opfer für Juno Lucina und andere der Geburt vorſtehende Gottheiten. Erſt ſpäter, zur Zeit der Monarchie, kam die Heilkunſt und mit ihr die Geburtshülfe in beſſern Zuſtand. Die Römerinnen hatten gewöhnlich Hebammen, bei ſchweren Geburten aber wurden die Aerzte zum Beiſtand gerufen. Dieſe waren entweder ſelbſt Griechen, welche unter der Herrſchaft der Römiſchen Kaiſer nach Chriſti Geburt in Rom lebten, oder ihre Kenntniſſe waren doch größtentheils aus den Griechiſchen Schriftſtellern geſchöpft. In dieſen Zeitraum gehören vorzüglich Celſus (40 J. n. Chr. Geb.), Soranus (100 J. n. Chr. Geb.), Moſchion, welcher das erſte Lehrbuch der Hebammenkunſt verfaßt hat, und Galen, zu eben der Zeit wie die vorigen beiden. Nach dem Verfall des Römiſchen Reichs im Occident, ſo wie der Auflöſung und Zerſtörung des Griechiſchen im Orient, folgte eine lange Reihe von Jahren, in welcher Wiſſenſchaften und Künſte im Dunkel begraben lagen. Nur bei den Arabern erhielt ſich noch einige Gelehrſamkeit, und ſo auch die Heilkunde und mit ihr die Geburtshülfe, wie wir aus den Schriften erſehen können, welche uns aus jener traurigen Epoche, z. B. von Rhazes († 932), Haly Abbas, Avicenna († 1036), Abulcaſis († 1122), übrig blieben. Jedoch ſehen wir auch aus denſelben, daß in der Wiſſenſchaft und Kunſt ſelbſt keine bedeutende Fortſchritte weiter gemacht wurden, ſondern ſie im Ganzen auf der Stufe ſtehen blieben, auf welcher ſie ſchon vorher zu den Zeiten des Hippokrates u. A. m. ſtanden. In Europa wurde zur damaligen Zeit die Heilkunſt von Arabern (in Spanien ꝛc.), von Juden, Mönchen und Weibern ausgeübt; Unwiſſenheit und Aberglauben war bei den meiſten an die Stelle der Wiſſenſchaft getreten, die künſtliche Geburtshülfe ſchien ſich auf das Ausſchneiden der Frucht aus dem Leibe verſtorbener Mütter zu beſchränken. Durch Conſtantin den Afrikaner (1087) wurden Sprachkenntniſſe und mediciniſche Wiſſenſchaft nach Italien gebracht. In Salerno wurde eine mediciniſche Schule geſtiftet, auf welcher im 12ten Jahrhundert die berühmte Civitas Hippocratica blühte, und welche nachher die Mutter der mediciniſchen Schulen in Montpellier und Paris (1220) und aller mediciniſchen Fakultäten in Europa wurde. Dadurch, daß die Päpſte den Mönchen die Ausübung der Heilkunſt und die Lehrerſtellen an den neu geſtifteten Schulen übergaben, hingegen die Ausübung der Chirurgie und Anatomie, ſo wie allen Aerzten, auch den Laien, aufs ſtrengſte verboten (1215), wurde auch die Entbindungskunſt mehr auf innere und abergläubiſche Mittel beſchränkt, und anatomiſche Kenntniſſe fehlten ganz. Obgleich in der Folge den Mönchen die Ausübung der Heilkunſt von dem Papſt wieder verboten wurde (1311), ſo blieb ſie doch mit andern Künſten immer in tiefer Barbarei verſunken, und die Entbindungskunſt war nach und nach ganz den Weibern, Mönchen, Hirten und andern dergleichen Perſonen überlaſſen. Waren dieſe mit ihrer

Kunſt zu Ende, ſo wurden die Heiligen angerufen, Bilder und Reliquien den Kreiſenden angehängt u. ſ. w., bis das Kind oder die Seele ihren Ausgang nahmen. So war der Zuſtand der Geburtshülfe bis in das 16. Jahrhundert. Jetzt wurde durch die Verbreitung der im 15. Jahrhundert erfundenen Buchdrucker- und Holzſchneidekunſt, wie für Wiſſenſchaften und Künſte überhaupt, ſo auch für die Entbindungskunſt, allmählich eine beſſere Zeit herbeigeführt, indem die noch übrigen Schriften der alten Griechen, Römer und Araber vervielfältigt werden konnten, der Geiſtesverkehr unter den Menſchen allgemeiner, der Forſchungsgeiſt erweckt und neu belebt wurde, und mehr Nahrung fand, als bisher. Zwar war um dieſe Zeit das Geſchäft der Geburtshülfe ſelbſt ſo ausſchließlich in den Händen der Weiber, daß es die größte Schande für einen Mann war, ſich damit zu befaſſen, und es gleichſam als ein verabſcheuungswürdiger Angriff auf die Ehre und Tugend des weiblichen Geſchlechts, derjenige aber, welcher es unternahm, ſelbſt als ein Abenteurer und Zauberer angeſehen wurde. Ja in Hamburg verurtheilte man (1521) einen gewiſſen Dr. Veites deswegen zum Feuertode. Doch wurde hie und da für einen beſſern Unterricht der Hebammen durch Abfaſſung und Verbreitung mehrerer Hebammenbücher geſorgt, unter denen das erſte von Eucharius Rößlin (Röslein) zu Worms unter dem Titel: Der ſchwangern Frauen und Hebammen Roſengarten 1513, herausgegeben wurde. Auch die nun wieder erlaubte und mehr begünſtigte Bearbeitung der Anatomie trug zur Verbeſſerung der Entbindungskunſt ſehr viel bei, in der vorzüglich Veſalius in Padua (1543) ſich auszeichnete. Die Aerzte und Wundärzte beſchäftigten ſich noch immer bloß mit dem Theoretiſchen der Entbindungskunſt, doch gingen die letztern allmählich dadurch zur Ausübung derſelben über, daß ſie das nicht nur erlaubte, ſondern ſchon früher geſetzlich befohlene Ausſchneiden der Frucht aus der verſtorbenen Schwangern, ſo wie auch allmählich andere bei Schwangern und Gebärenden vorfallende chirurgiſche Operationen verrichteten. Franz Rouſſet, ein Wundarzt in Paris, ſtellte in einer Schrift (1581) zuerſt mehrere Beweiſe von der Möglichkeit eines glückliches Erfolgs des Gebärmutterſchnittes an Lebenden auf, dem er den Namen Enfantement Césarien, Cäſariſche Kindergeburt, gab, woraus in der Folge der jetzt allgemeine Name: Kaiſerſchnitt, entſtand. Nach Verbreitung dieſer Schrift wurde auch dieſe Operation an Lebenden in und außer Frankreich oft, ſelbſt zuweilen ohne daß ſie unumgänglich nöthig war, gemacht. Pineau, Wundarzt in Paris, gab (1589) zuerſt nähere Veranlaſſung zum Schoßknorpelſchnitt, indem er auf das Ausdehnen der Schoßbeine zur Erleichterung der, wegen zu engen Beckens, ſchweren Geburten aufmerkſam machte. In Deutſchland kamen Männer noch äußerſt ſelten zur Geburtshülfe, dagegen in Italien und Frankreich es ſchon gebräuchlicher war, Aerzte und Wundärzte zur Hülfe zu rufen. Ein in der Geburtshülfe zu ſeiner Zeit berühmter Chirurgus in Paris, Julius Element, welcher der Madame de la Valiere, der Geliebten Ludwigs XIV., bei ihrer Entbindung beiſtand, erhielt zuerſt als Ehrentitel den Namen eines Accoucheurs (1711), der den Wundärzten ſo wohl gefiel, daß ſie nach und nach ſich alle ſo nennen ließen. Heinrich von Deventer war der erſte, welcher (1701) die Entbindungskunſt wiſſenſchaftlich zu begründen verſuchte. In Frankreich, wo überhaupt die Entbindungskunſt hö-

her geſtiegen war, als in andern Ländern, wurde das Hôtel-Dieu zu einer Unterrichtsanſtalt für Hebammen eingerichtet (1745). Die Geſchichte des Urſprungs und der Erfindung der Zange, dieſes ſo äußerſt wichtigen Inſtruments für die Geburtshülfe, iſt in einiges Dunkel gehüllt. Schon zwiſchen den Jahren 1660 bis 1670 wollte ein gewiſſer Chamberlaine, Wundarzt in London, ein Inſtrument erfunden haben, mit dem er im Stande ſey, die ſchwerſte Geburt mit dem Kopfe voran für Mutter und Kind glücklich zu beenden, aber er behielt dieſe Entdeckung als Geheimniß für ſich, ging 1688 nach Amſterdam, wo er ſein Arcanum an einige Geburtshelfer verkaufte, welche wieder in der Folge einen Handel damit trieben, der ſich unter den Beſitzern dieſes Geheimniſſes lange erhielt. Palfyn, ein berühmter Anatomiker und Chirurgus zu Gent in Flandern, kam endlich dieſem geheimen Inſtrumente auf die Spur und ließ eins zubereiten, das aus 2 ſtählernen Löffeln beſtand, welche einander gegenüber an den im Becken ſtehenden Kopf gelegt, und womit dieſer, gleichſam mittelſt zweier eiſerner Hände, hervorgezogen werden ſollte. Er kann alſo als der rechtmäßige Erfinder der erſten Zange (1723) angeſehen werden. In Deutſchland blieb immer noch die Geburtshülfe in unvollkommenem Zuſtande. Nur ſelten wurde männliche Hülfe von den Frauen zugelaſſen, die Hebammen waren größtentheils unwiſſend, die gemeinen Geburtshelfer gleichfalls in ihren Kenntniſſen beſchränkt und in ihrem Handeln grauſam (1745). Die Zange wurde nun immer mehr, beſonders von Plevier in Amſterdam (1750), Levret in Paris (1747) und Smellie in London (1752) verbeſſert. Die Geburtshülfe ſelbſt wurde durch dieſer Männer Schriften und Unterricht vervollkommnet. Auch in Deutſchland wurde nun die Liebe für dieſe Kunſt allgemeiner, und allenthalben bildeten ſich Geburtshelfer, welche nicht nur durch Geſchicklichkeit einen ausgebreiteten Ruf erhielten, ſondern auch zur Vervollkommnung der Entbindungskunſt durch ihre Beobachtungen, und zur Verbreitung derſelben durch mündlichen und ſchriftlichen Unterricht viel beitrugen. Unter dieſen zeichneten ſich aus: Kaltſchmidt in Jena (1750), Janke in Leipzig, Mohr in Giengen in Schwaben, Erfinder eines Fantoms (1750); Meckel in Berlin, Direktor der erſten Hebammenſchule Deutſchlands (1751); Röderer, Lehrer an dem zweiten Inſtitute dieſer Art in Göttingen (ebenfalls 1751 geſtiftet); Cranz in Wien (1757), vorzüglich durch Empfehlung und Verbreitung der Levretſchen Zange; Stein in Caſſel und Marburg (1763), Wrisberg in Göttingen (1764) und mehrere andere. Die Errichtung mehrerer Inſtitute für die Entbindungskunſt und Hebammenſchulen trug beſonders viel dazu bei, die Erlernung dieſer Kunſt zu erleichtern, ihre Vervollkommnung immer höher zu treiben, und auf den Grad von Ausbildung zu bringen, auf welchem ſie ſich jetzt befindet. Hiezu haben auch in der neuern Zeit mehrere Männer von vorzüglichen Verdienſten viel beigetragen, unter denen wir vorzüglich an die Namen eines Starke in Jena, Oſiander in Göttingen, Siebold in Würzburg und mehrere Andere erinnern. Man iſt jetzt durch die vereinten Bemühungen dieſer Männer auf den glücklichen Mittelweg gekommen, durch Ausbildung aller zu dieſer Kunſt gehörigen Kenntniſſe die Fälle mit hinlänglicher Ueberſicht beſtimmen zu können, wo die Kunſt ſich leidend verhalten und das Geburtsgeſchäft der Natur überlaſſen kann und muß, wo hingegen dieſe es nicht, oder nicht allein, oder nicht

ohne Nachtheil für Mutter oder Kind beendigen kann, und wo daher die Kunſt ſicher, entſchloſſen und beſtimmt handeln muß, gleich entfernt von der Unthätigkeit, der Unwiſſenheit, wie von der Grauſamkeit und der Gewaltthätigkeit voriger Zeiten. H.

Gedächtniß heißt das Vermögen des Geiſtes, gehabte Vorſtellungen und Gedanken zu behalten und willkührlich in ſich wieder zu erneuern. Etwas bald faſſen, ſich leicht worauf beſinnen, und es lange behalten, ſind die ſelten beiſammen befindlichen Vollkommenheiten des Gedächtniſſes. In Hinſicht des Faſſens iſt das Gedächtniß ſchnell oder langſam; in Hinſicht des Beſinnens iſt es treu oder untreu, in Hinſicht des Behaltens aber mechaniſch oder ſelbſtthätig. Man unterſcheidet in der letzteren Beziehung das Wort-Gedächtniß, welches von mechaniſch Auswendiglernen zeugt und keines ſonderlichen Aufwands von Geiſt bedarf, von dem Sachgedächtniß, wozu Urtheilskraft und alſo ſelbſtthätiger Geiſt gehört. Ungemeine Gedächtnißgaben machen den gelehrten Mann, Nachdenken den Mann von Geiſt, den Philoſophen. Selten ſind beide vereinigt. Beim Faſſen und Behalten hängt viel von der auf einen Gegenſtand verwendeten Aufmerkſamkeit ab. Mit träger Aufmerkſamkeit wird wenig oder ſchwer gefaßt, mit lebhafter viel und leicht; mit träger und zugleich zerſtreuter iſt das Faſſen ſchwerer, mit zerſtreuter und zugleich lebhafter zwar leicht, aber die gefaßten Ideen ſind, bei einer augenblicklichen Lebhaftigkeit, unrichtig und vergänglich. Mit träger aber ordentlicher Aufmerkſamkeit iſt Faſſen ſchwer, allein die gefaßten Ideen ſind richtig und dauerhaft; mit lebhafter und zugleich ordentlicher Aufmerkſamkeit iſt das Faſſen leicht, und die gefaßten Ideen ſind lebhaft, richtig und dauerhaft. — Das Gegentheil vom Gedächtniß iſt die Vergeßlichkeit, wo der Kopf, ſo oft er auch gefüllt wird, doch immer leer bleibt. Dieſes Uebel iſt bisweilen unverſchuldet, wie bei alten Leuten; oft aber auch die Wirkung einer habituellen Zerſtreuung. Etwas methodiſch dem Gedächtniß anvertrauen heißt memoriren, wovon in einem eignen Artikel wird gehandelt werden. S. übrigens Gedächtnißkunſt und Mnemonik. dd.

Gedächtnißkunſt (mit einem aus dem Griechiſchen ſtammenden Worte Mnemonik genannt) iſt die Kunſt, die Wirkſamkeit des Gedächtniſſes zu einer ſolchen Fertigkeit zu erheben, daß man alles, was dem Gedächtniſſe anvertraut werden ſoll, ſchnell auffaſſen und leicht wieder hervorrufen kann. Als Erfinder derſelben wird von den Alten der Griechiſche Dichter Simonides genannt (500 Jahre vor Chr.) Die Veranlaſſung zur Erfindung dieſer Kunſt wird ſo erzählt: Simonides befand ſich bei einem reichen und angeſehenen Manne, Namens Skopas, nebſt vielen andern Gäſten zu Tiſche, und ſang nach damaliger Sitte ein Loblied auf den Wirth, worin er aber zur Ausſchmückung des Gedichts, vielleicht auch, weil ſich vom Skopas eben nicht viel Rühmliches ſagen ließ, mehr zum Lobe des berühmten Heldenpaars, Kaſtor und Pollux, als zum Lobe des Skopas ſagte. Dieſer nahm das kärgliche Lob, das ihm der Dichter ſpendete, übel auf, und gab demſelben nur die Hälfte des verſprochenen Ehrenſoldes für ſein Loblied, mit der Aeußerung, die andre Hälfte möge er ſich vom Kaſtor und Pollux zahlen laſſen. Bald darauf wurde Simonides aus dem Speiſeſaale gerufen, weil ihn zwei junge Männer dringend zu ſprechen wünſchten. Er fand zwar, als er herauskam, Niemand, während ſeiner Abweſenheit aber ſtürzte der Speiſeſaal ein und erſchlug den Skopas mit allen ſeinen übrigen Gäſten. Als nun die

Verwandten der Erſchlagenen die aus den Ruinen hervorgezogenen Leichname wegen ihrer Entſtellung nicht erkennen konnten, um ſie gehörig zur Erde zu beſtatten, ſo wußte Simonides, indem er ſich erinnerte, in welcher Ordnung die Gäſte geſeſſen hatten, den Leichnam eines Jeden aus den Ruinen herauszufinden. Dieſe Begebenheit, der man das, wenigſtens beigemiſchte, Fabelhafte leicht anſieht, ſoll den Simonides auf den Gedanken gebracht haben, daß, wenn man dem Gedächtniſſe eine Reihe von Vorſtellungen einprägen wolle, man die Vorſtellungen in Bilder verwandeln und dieſe nach einer beſtimmten Ordnung in gewiſſe bekannt Theile des Raums oder Orte (z. B. die Wände eines Zimmers, die man in eine beſtimmte Anzahl kleinerer Vierecke eintheilt) vertheilen muſſe, indem alsdann dieſe der Seele vorſchwebenden Orte die Bilder und dieſe wieder die entſprechenden Vorſtellungen in der verlangten Ordnung hervorrufen würden. Simonides ſelbſt ſoll es auch in dieſer Kunſt zu einer ſolchen Fertigkeit gebracht haben, daß er nicht nur alle andere Menſchen an Gedächtniß übertraf, ſondern auch ſein Gedächtniß bis ins hohe Alter behielt. Doch behaupten einige alte Schriftſteller, er habe zur Stärkung ſeines Gedächtniſſes auch phyſiſche Mittel oder Arzeneien gebraucht. Man hat nun in neuern Zeiten die faſt in Vergeſſenheit gerathene Gedächtnißkunſt des Simonides wieder hervorgeſucht, und ſich beſtrebt, ihr mehr Vollkommenheit und Anwendbarkeit auf alles, was dem Gedächtniß anvertraut werden ſoll (Begebenheiten, Worte, Zahlen u. ſ. w.), zu geben. Beſonders haben ſich in dieſer Hinſicht Schenkel und ſein Schüler Sommer, die beide ſchon im Anfange des 17. Jahrhunderts mnemoniſche Verſuche machten, in den neueſten Zeiten aber Aretin, Käſtner, Feinaigle und ſein Schüler Guivart ausgezeichnet. Einige derſelben ſind auch als Gedächtnißkünſtler herumgereiſt, um Proben ihrer Geſchicklichkeit abzulegen und das Publikum zum Erlernen dieſer Kunſt zu ermuntern. Es ſcheint aber, als wenn dieſe Kunſt mehr darauf abzweckte, durch auffallende Gedächtnißkunſtſtücke Staunen zu erregen, als die Gedächtnißkraft ſelbſt dergeſtalt zu erhöhen, daß ſie alles leicht auffaßt, lange aufbewahrt und treu wiedergibt. Das natürlichſte und alſo auch das beſte Mittel hiezu bleibt wohl immer, daß man beſonders in jüngern Jahren durch fleißiges Auswendiglernen und Wiederholen des Gelernten das Gedächtniß übe; denn jede Uebung ſtärkt auch die geübte Kraft, und macht ſie zu den Verrichtungen geſchickt, wozu ſie von Natur beſtimmt iſt. Vergl. in der Folge Mnemonik. D.

Gedackt nennt man eine Orgelſtimme, bei welcher die Pfeife oben durch einen Deckel verſtopft iſt. Der Ton wird dadurch um eine Oktave tiefer, ſanfter, aber auch ſchwächer. dd.

Gedanke iſt ein Erzeugniß des Verſtandes, wiefern unter dieſem das Vermögen zu denken verſtanden wird. Durch das Denken werden die Anſchauungen und Empfindungen, welche der Sinn hervorbringt, zu Begriffen als allgemeinen Vorſtellungen erhoben und dieſe Begriffe wieder zu Urtheilen verknüpft. Daher iſt jeder Begriff und jedes Urtheil ein Gedanke. Im weitern Sinne werden aber auch die Schlüſſe und Ideen, welche die Vernunft bildet, und in der weiteſten Bedeutung ſogar alle Vorſtellungen überhaupt Gedanken genannt. Der Gedanke iſt das innerſte Eigenthum des Menſchen, worüber man nur Gott und ſeinem Gewiſſen Rechenſchaft ſchuldig iſt. Daher das Sprichwort: Gedanken ſind zollfrei.

Durch den Gedanken kann ſich der Menſch im Augenblick in eine andre Lage und ſelbſt auf den entfernteſten Weltkörper verſetzen. Daher ſagt man: Gedanken ſind ſchneller als der Blitz oder als das Licht. In dieſem Falle aber verſteht man unter Gedanken die Vorſtellungen des innern Sinnes oder der Einbildungskraft. Denn die Einbildungskraft iſt es eigentlich, welche uns auf ihren Flügeln an jeden beliebigen Ort und in jedes beliebige Verhältniß ſetzt. D.

Gedärm ſ. Darm.

Gedicht ſ. Poeſie.

Gediegen ſtatt gediehen, d. i. gewachſen, rein hervorgebracht, ohne Beiſatz oder Vermiſchung mit fremdartigen Theilen. Beſonders wird das Wort im Bergbaue gebraucht. Gediegenes Gold, Silber, Zinn, welches von der Natur in reiner Geſtalt erzeugt wird, zum Unterſchiede vom Erze, in welchem es noch mit allerhand fremdartigen Theilen vermiſcht iſt. In weiterer Bedeutung nennt man Geräthe von gediegenem Golde oder Silber, um anzuzeigen, daß ſie durchaus und ihrer ganzen Maſſe nach von reinem Golde oder Silber (maſſiv), und nicht bloß vergoldet oder verſilbert ſind. Endlich ſagt man auch gediegen von andern Dingen, die durch und durch aus denſelben Theilen beſtehn, und dabei rein, feſt, gedrungen, kräftig ſind, z. B. eine gediegene Rede u. ſ. w.

Gedike (Friedrich), wurde zu Boberow, einem Dorfe bei Lenzen, am 15. Jan. 1754 geboren. Sein Vater, Prediger daſelbſt, ließ den Knaben ohne beſondere Sorgfalt aufwachſen, da er der allerdings gegründeten Meinung war, daß durch einen zu frühen Unterricht die gehörige Entwickelung des Körpers verhindert werde. Er ſtarb, als ſein Sohn erſt 9 Jahre alt war. Dieſer befand ſich in der hülfsbedürftigſten Lage. Man brachte ihn anfänglich auf kurze Zeit nach Seehauſen, wo er die öffentliche Schule beſuchte, und von da in das Waiſenhaus nach Züllichau. Hier wurde er durch des würdigen Steinbart Sorgfalt 7 Jahre völlig frei verpflegt, unterrichtet und erzogen, ohne daß er ſich weder äußerlich noch durch beſondere Fähigkeiten und Fortſchritte empfohlen und den Mann hätte ahnen laſſen, der einſt eine Zierde ſeines Vaterlandes werden ſollte. Im J. 1766 errichtete Steinbart ein eigenes Pädagogium, deſſen Zögling auch Gedike wurde, und hier begann, beſonders durch Steinbarts trefflichen Unterricht geweckt, ſein gleichſam ſchlummernder Geiſt zuerſt ſich zu regen. Aber kaum hatte der leuchtende Funke ſein Innerſtes erhellt, als ihn plötzlich eine Thätigkeit beſeelte, die ſchnell ſeine glücklichen Anlagen entwickelte und ihn reißende Fortſchritte machen ließ. Im J. 1771 bezog er die Univerſität Frankfurt, um daſelbſt Theologie zu ſtudiren. Hier trat er mit Töllner und einigen andern Studirenden in eine literariſche Verbindung. Sie arbeiteten Abhandlungen aus und beurtheilten ſie in ihren Zuſammenkünften. Gedike erwarb ſich mancherlei philologiſche, humaniſtiſche und literariſche Kenntniſſe. Beſonders fand er an Töllner einen würdigen Lehrer und wohlwollenden Beförderer ſeines Fortkommens. Dieſer trug ihm ſogar während ſeiner letzten Krankheit auf, ſein metaphyſiſches Kollegium fortzuſetzen, und Gedike vollzog dieſen Auftrag ſo gut, daß er damals den Entſchluß faßte, ſich dem akademiſchen Lehramte zu widmen. Töllner ſtarb, und Steinbart, der deſſen Stelle bekam, wurde aufs neue Gedike's Lehrer und Wohlthäter. Im J. 1775 berief ihn der ehrwürdige Spalding zum Hauslehrer ſeiner beiden Söhne, und gewiß verdankte er es den in dieſem Hauſe

eingegangenen trefflichen Verbindungen, daß er im Jahre darauf als Subrector des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums angeſtellt wurde. 1778 wurde er Prorector und 1779 Director deſſelben. Hier fing er an, ſich als einen der größten Schulmänner Deutſchlands zu zeigen. Unerſchöpflich an neuen und beſſern Lehrmethoden und raſtlos thätig in Einführung zweckmäßiger Verbeſſerungen, führte er die geſunkene Anſtalt zu einer vorher nie erreichten Höhe empor, belebte die Gemüther der Lehrer und Lernenden, und hauchte Allen eine ungewöhnliche Thätigkeit ein. Ein Hauptbeſtreben dieſes hellſehenden Pädagogen war es, die Geiſteskräfte ſeiner Zöglinge durch eigenes Denken zu entwickeln, und ſie auch außer den Schulſtunden zu zweckmäßigen Arbeiten anzuhalten. Sein eigener Vortrag war gründlich, deutlich und bei vieler Lebhaftigkeit wohl geordnet, wobei ihm ein glückliches Gedächtniß und eine große Gewandtheit des Ausdrucks zu Statten kam. Im J. 1793 ward er Mitdirector, und 1795, nach Büſchings Tode, Director des Berliniſchen Gymnaſiums und der beiden davon abhangenden Schulen. Dieſe blühende Anſtalt erreichte unter ihm den Gipfel des Flores. Schon 1784 war er zum weltlichen Oberconſiſtorialrath mit Sitz und Stimme, ſo wie 1787 zum Oberſchulrath des von ihm organiſirten Oberſchulcollegiums ernannt worden. Auch das Seminarium für gelehrte Schulen, dem er vorſtand, und aus dem ausgezeichnete Lehrer hervorgegangen ſind, ward auf ſeinen Antrieb gegründet. Im J. 1790 ward er Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften und bald darauf auch der Akademie der Künſte, und 1791 ertheilte ihm die Univerſität Halle die theologiſche Doctorwürde. Im J. 1797 machte er eine Reiſe nach Italien, von der er aber kränklich zurückkehrte. In Schulangelegenheiten unternahm er 1802 eine Reiſe nach Südpreußen. So lebte Gedike glücklich im Kreiſe einer zahlreichen Familie, geliebt und hochgeachtet von ſeinen Freunden und allen Redlichen, und raſtlos thätig in ſeinen vielfachen Wirkungskreiſen, und durfte bei einer feſten und kräftigen Körperconſtitution ein beneidenswerthes Alter zu erreichen hoffen, als ihn eine ſchmerzhafte Krankheit befiel, die nach vielen Leiden ſeinem nützlichen Leben ein Ende machte. Noch 14 Tage vor ſeinem Tode erließ Friedrich Wilhelm III. ein in den huldreichſten und ermunterndſten Ausdrücken abgefaßtes Cabinetsſchreiben an ihn, worin er ihm ſeine Theilnahme an ſeiner Beſſerung bezeigte, und zugleich den Wunſch äußerte, daß er in der Schweiz Peſtalozzi's Lehranſtalt beſuchen und dem Monarchen von ſeinen Beobachtungen Bericht erſtatten ſolle. Dieß war Linderung ſeiner Schmerzen, die er nun wenig zu fühlen ſchien. Noch hielt er mit den Lehrern über den neuen Curſus Conferenz, redete ſelbſt am Tage vor ſeinem Ende mit den Gymnaſiaſten, und beſchäftigte ſich bis zum letzten Athemzuge mit ſeiner Lehranſtalt. Groß und bleibend ſind ſeine Verdienſte, und ſein Andenken lebt in den dankbaren Herzen Unzähliger, die ihm Bildung und Beförderung danken. Seine Kenntniß der Griechiſchen Sprache hat er durch ſeine Ausgaben des Philoctet von Sophocles, einiger Geſpräche des Plato und ſeine Ueberſetzung der pindariſchen Siegshymnen beurkundet. Mit ſeinem Freunde Bieſter gab er die ältere Berliniſche Monatsſchrift vom J. 1783 bis zum 17. Bande heraus. Seine pädagogiſchen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorſchläge, und ſeine Leſebücher und Chreſtomathien ſind die erſten von beſſerer Art. Als Schul- und Geſchäftsmann war Gedike vorzüglich, und Geradheit, Offenheit und Unbefangenheit die hervor-

ſtechenden Züge ſeines Charakters, der durch keine Flecken verdunkelt ward.

Gedritter Schein, heißt in der Sternkunde, wenn zwei Planeten im Thierkreiſe 120 Grad von einander entfernt ſind, und wird in den Kalendern mit einem Dreieck △ bezeichnet.

Gefäll, nennt man 1) die Höhe, um wie viel ein flüſſiger Körper bei ſeinem Abfluſſe fällt, d. h. um wie viel er der Meeresfläche an einem Orte näher iſt, als am andern, wo er herfließt. Man ſagt, der Fluß hat auf 100 Ruthen 1 Fuß Gefäll, die Waſſerfläche deſſelben iſt unterhalb dieſer Strecke 1 Fuß weniger über der Meeresfläche erhoben, als oberhalb derſelben. Das Gefäll finden und gehörig beſtimmen, iſt bei Waſſerbauen, als Schleußen, Canälen u. ſ. w. von höchſter Wichtigkeit. Bei den Mühlen verſteht man darunter die Höhe des Waſſerfalls vor dem Mahlgerinne. Bei niedrigem Gefälle werden unterſchlächtige, bei hinreichend hohem oberſchlächtige Räder angewendet. Im Hüttenbaue bezeichnet es den obern Theil des Planherdes. In weiterer Bedeutung wird in der Geometrie der Unterſchied, um wie viel ein jeder gegebener Ort tiefer liegt, als ein andrer, und welcher mit der Waſſerwage geſucht wird, das Gefäll genannt; 2) nennt man Gefälle dasjenige, was von einem Grundſtücke fällt, was daſſelbe einträgt, und in engerer Bedeutung dasjenige, was dem Grundherrn oder der Obrigkeit davon entrichtet wird.

Gefäße (Phyſiologie) ſind röhrenförmige Bildungen in belebten Körpern, um die zur Ernährung derſelben dienenden Flüſſigkeiten den einzelnen Theilen zuzuführen, oder von ihnen abzuleiten; im gemeinen Leben heißt der größte Theil derſelben Adern. In dem Körper des Menſchen und der meiſten Thiere kennen wir viererlei Arten dieſer Gefäße, die ſich durch hinreichende Kennzeichen von einander unterſcheiden: 1) Arterien oder Schlagadern; ſie führen hellrothes, ſauerſtoffhaltiges Blut von dem Herzen zu allen Theilen des Körpers, das ſie ſtoßweiſe weiter bewegen (woher der Puls). Sie beſtehen aus 3 Häuten, wovon die mittelſte eine ſehr ſtarke Muskelhaut iſt; ihre Lage iſt meiſtentheils ſehr tief unter den Muskeln, um vor allen äußern Schädlichkeiten geſichert zu ſeyn. Die Arterien endigen ſich meiſtentheils 2) in Haargefäße, dieſe ſind von ſehr zartem Baue, ſo daß ſie ſelten mit bloßen Augen erkannt werden, und dienen dazu, um die feinern Theile des Bluts an die feſtern Theile des Körpers abzuſetzen, oder ſie in die Höhlen des Körpers, wie wir ſie z. B. im Gehirn, im Herzbeutel, im Unterleibe u. ſ. w. finden, oder auf der Haut zu verdünſten. 3) Die Venen oder Blutadern dienen dazu, das entſäuerte, an die feſten Theile nicht abgeſetzte Blut, das nun eine dunklere Farbe bekommen hat, von den Arterien und Haargefäßen aufzunehmen, und zu dem Herzen zurückzuleiten (von wo es in die Lungen gelangt, und da wieder zu hellrothem Blut durch Sauerſtoff umgewandelt wird). Die Venen beſtehen ebenfalls aus 3 Häuten, beſitzen aber keine Muskelhaut, weswegen das Blut in ihnen viel langſamer und in einem Fluſſe, und daher ohne Pulsſchlag fließt; um aber auf eine andere Art den Blutfluß zu unterſtützen, ſind ſie inwendig mit Klappen verſehen, die das Zurücktreten der Blutſäule verhindern. Die Venen übertreffen die Arterien an Zahl; die Gefäße, die wir unter der Haut erblicken, ſind bloß Venen. 4) Die Lymphgefäße ſaugen im ganzen Körper, vorzüglich aber in den Gedärmen aus dem durch die Verdauung bereiteten Speiſebrei diejenigen Säfte auf, die zur Bereitung des Bluts tauglich ſind. Die

meiſten derſelben vereinigen ſich in ein einziges Gefäß, das längs der innern Seite der Rückenwirbel hinläuft, ſich mit der linken Axillarvene vereinigt, und ſo ſeine Lymphe zum Herzen und zu den Lungen gelangen läßt, wo ſie in Blut verwandelt wird. Weil der Durchmeſſer der Lymphgefäße ſehr klein und weil die Lymphe ſelbſt von weißlicher Farbe iſt, ſo erblickt man die Lymphgefäße ſehr ſelten, und daher ſind ſie erſt ſpät entdeckt worden. Ein mehreres hierüber ſ. in Hildebrands Lehrbuche der Anatomie des Menſchen. 4 Bde. 3te verbeſſerte Aufl. Braunſchweig, 1803. 8. Noch gibt es auch in den Pflanzenkörpern ernährende Gefäße, die Spiralgefäße heißen: es ſind feine, in Bündel geſammelte Röhren, die durch 1 oder 2 ſpiralförmig aufgewundne Fäden gebildet werden. In ihnen ſteigt der Saft, nachdem er von den letzten Wurzelenden aufgenommen iſt, in alle Theile der Pflanzen. In ſpäterm Alter der Pflanzen entſtehen aus dieſen Spiralgefäßen Treppengänge oder getäfelte Gefäße. Man leſe hierüber die Schriften von Link, Rudolphi, Treviranus, Meyer, Cotta. ff.

Gefolgsweſen. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man ein merkwürdiges Inſtitut, das Cäſar bei den Galliern (de bello gall. 3, 22. 6, 15), Tacitus bei den Deutſchen fand (de Germ. 13). Es ging hervor aus der im Fortgang der Zeit unvermerkt entſtandenen Ungleichheit des Vermögens, und davon abhängigen Anſehns, Ranges und Standes. Nachdem in der Volksmaſſe Ungleichheit durch Armuth und Reichthum entſtanden war, entſtand zuerſt eine Klaſſenabtheilung zwiſchen Freien und Abhängigen, und dieſer folgte bald eine zweite unter den Freien ſelbſt. Theils beleidigtes Selbſtgefühl, theils Mißgunſt und Habſucht brachten den Reichen in Bedrängniß, und dieſem mußte nun ſein Reichthum Schutz verſchaffen. Bewaffnung der eignen Knechte wäre zu unſicher geweſen, man warb alſo ärmere Freie zu Waffendienſt an, die gern bereit waren, ein reichlich belohntes Leben in Waffen der dürftig laſſenden Feldarbeit vorzuziehen. Dieſe Art von Leibwache für den Reichen nannte man ſein Gefolg. Der Reiche hatte daran, wie Tacitus ſagt, im Kriege Schutz, im Frieden Glanz. Anſehnliches Gefolg gehörte nun bald zum Luxus: „das iſt Anſehn, das iſt Macht, von einem großen Kreis erwählter Jünglinge umgeben zu ſeyn; das iſt Adel, das Ruhm, wenn ſie durch Anzahl und Tapferkeit des Gefolgs hervorſtrahlen." Allein eben dieß Gefolg erſchöpfte auch das Vermögen, und daher „zum Erſatz Raub und Fehde." So bildete ſich im alten Deutſchland neben dem Heerbannsdienſt noch ein zweiter, der Gefolgsdienſt. Jener gehörte für den National-, dieſer für den Privat-Krieg. Im Heerbann diente man aus Bürgerpflicht, im Gefolg aus Vertragspflicht. Die Reichen, in der Eigenſchaft von Schutz- und Gefolgsherren, bildeten natürlich bald einen höheren Stand, und dieſer hatte Mittel genug, auch die freie Wahl der Würden in der Nation auf ſich zu leiten. So entſtand der erſte Deutſche Adel. Als nun zu und nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, unter eines Königs Anführung, dieſer Adel mit ſeinem Gefolg, einem Geleit freier Wehrsmänner und Leibeigener, in fremde Länder wie auf Abentheuer auszog, bildete ſich durch ihn und ſein Gefolgsweſen eine Verfaſſung, die über ein Jahrtauſend von wirkſamen Folgen geweſen, und zum Theil noch iſt. Mit dieſem Adel nämlich, der ſammt ſeinem Gefolg wieder das Gefolg des Königs ausmachte, theilte ſich der König in die Eroberung; jedem fiel ein erbliches Grundeigenthum als Loos zu

(woher es Allodium genannt ward), und er vertheilte davon wieder Theile unter ſeine Treuen, wie man von da an das Gefolg nannte. Die Große des Looſes richtete ſich nach der Zahl freier Wehrmänner in Jedes Gefolge, der König ſelbſt erhielt um des größeren Gefolgs willen ein größeres Loos. Mit dem Grundeigenthum fielen aber, nach damaligem Kriegsrecht, den Eroberern auch die Eingebornen als Eigenthum zu, und wurden meiſt Leibeigene. Jedes ſolches Allodium war dann eine abgeſonderte Herrſchaft für ſich und ſeine Beſitzer nur im Kriegsfalle von dem König abhängig, denn jeder Edle mußte, nach erfolgten Aufgebot, mit dem Gefolge ſeiner Freien dem König folgen und ſich beim Heereszug ihm unterwerfen. Somit wurden Allodialſyſtem und Gefolgsweſen der Grund der Neu-Europäiſchen Staaten, in denen allen man, ſo weit Germaniſche Stämme zogen, König und Edle, Kriegsanführer und Gefolg, freie Gutsbeſitzer und Leibeigene unterſchied. Späterhin machten die unausbleiblichen Reibungen zwiſchen den Königen und den Beſitzern von Allodialgütern eine Abänderung nöthig. Denn da den Königen faſt nur der Titel als Vorzug blieb, ſo mußten ſie, wenn ſie ihr Anſehn behaupten wollten, auf Mittel bedacht ſeyn, die unabhängigen Güterbeſitzer in abhängige Vaſallen zu verwandeln. Dieß wurde Veranlaſſung zur eigentlichen Lehnsverfaſſung. Wer fragt nun aber noch, welchen Einfluß das Gefolgsweſen bis auf unſere Zeit gehabt hat! dd.

Gefrieren iſt der Uebergang einer Subſtanz aus dem Aggregatzuſtand der Tropfbarkeit in den Zuſtand der Feſtigkeit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche zeigt das Wort freilich nur die Verwandlung eines flüſſigen Körpers in Eis an; allein eigentlich kann man darunter auch das Feſtwerden der geſchmolzenen Metalle, des zerlaſſenen Talgs u. ſ. w. verſtehen; denn die Gefrierung ſteht überhaupt der Schmelzung entgegen, und bei allen dieſer Veränderungen fähigen Subſtanzen findet nur in den Graden der Temperatur, unter welchen ſie erfolgen, ein Unterſchied Statt. Ein jeder Körper erfodert, um flüſſig zu ſeyn, einen eigenen unveränderlichen Grad der Wärme; ſobald dieſer fehlt, geht er in den Zuſtand über, welcher im weiteſten Sinne Gefrierung genannt wird. Den Grad der Temperatur, bei welchem das reine, von allen fremden Zuſätzen befreite Waſſer gefriert, hat man als einen feſten Punkt bei Abmeſſung der Wärme überhaupt zum Grunde gelegt. Dieſer Punkt wird der Froſt-, Eis-, oder Gefrierpunkt genannt. Diejenigen Subſtanzen, welche bei einer Temperatur über den Gefrierpunkt ſchon geſtehen oder feſt ſind, pflegt man natürlich feſte Körper zu nennen. Dahin gehören alle Metalle (mit Ausnahme des Queckſilbers), Fette, Butter u. ſ. w. Dieſen entgegen ſtehen diejenigen Körper, welche bei dem Gefrierpunkte des Waſſers und viele Grade unter demſelben noch immer flüſſig bleiben. Dahin gehört das Queckſilber, welches bei uns nur durch einen künſtlich erzeugten Kältegrad, dergleichen ſelbſt in Sibirien nur ſelten eintritt, in eine feſte, glänzende metalliſche Maſſe verwandelt werden kann, die ſich unter dem Hammer und beim Schneiden noch weicher als Blei zeigt und einen dumpfen Schall hören läßt. Andere Körper gibt es, welche bei keinem uns bekannten Grade der Kälte gefrieren; dahin gehören alle ſpirituöſe Flüſſigkeiten, wenn ſie vom Waſſer frei ſind, z. B. Alkohol oder höchſt rektificirter Weingeiſt. Sind aber dieſe Liquore mit Waſſer vermiſcht, ſo gefrieren ſie nach Maßgabe des ihnen beigemiſchten Waſſers früher oder ſpäter. Gas-

oder Luftarten gefrieren ebenfalls nicht, und dadurch unterſcheiden ſie ſich von den Dämpfen, In Gefäße eingeſchloſſene Körper, ſelbſt das Waſſer, können noch unter ihrem gewöhnlichen Gefrierpunkt erkältet werden, bevor ſie gefrieren. Beim Gefrieren wie beim Geſtehen nach der Schmelzung ändert ſich der Umfang der Körper; bei einigen nimmt er zu, bei andern ab. Die meiſten, wo nicht alle Materien, kriſtalliſiren ſich beim Geſtehen ſowohl als beim Gefrieren.

Gefühl iſt körperlich betrachtet, entweder das über den ganzen Körper verbreitete Empfindungsvermögen (das Gemeingefühl) oder das inſonderheit den Finger= und Zehenſpitzen eigenthümliche, von der unmittelbaren Berührung anderer Körper abhängige Empfindungsvermögen (das Getaſt oder der Betaſtungsſinn). Dieſe organiſche Senſibilität, deren Sitz die durch den ganzen Körper bis an ſeine äußerſten Begrenzungen verbreiteten Nerven ſind, ſetzt aber auch ein inneres oder geiſtiges Empfindungsvermögen voraus, durch welches wir uns der auf die Nerven geſchehenen Eindrücke und der dadurch in ihnen erregten Veränderungen bewußt werden. Eben dieſe geiſtige Senſibilität wird auch oft ſchlechtweg das Gefühl genannt, und in das Gefühl der Luſt und der Unluſt eingetheilt, weil die Empfindungen bald angenehmer bald unangenehmer (zuweilen auch wohl gemiſchter) Art ſeyn können. *) Aber dieß Gefühl erſtreckt ſich viel weiter, als jenes. Denn es umfaßt 1) alle Empfindungen des äußern Sinnes, ſie mögen herkommen von welchem Organe ſie wollen, alſo auch die des Geſichts, des Gehörs u. ſ. w. 2) Alle Empfindungen des innern Sinnes, d. h. diejenigen, welche durch ſolche Veränderungen des Seelenzuſtandes entſtehen, die nur innerlich wahrgenommen werden können, z. B. durch Gebilde der Einbildungskraft, durch Begriffe und Ideen, welche von Verſtand und Vernunft erzeugt werden u. ſ. w. Hieher gehört alſo a) das ſittliche oder moraliſche Gefühl, welches nichts anders iſt als das eigenthümliche Wohlgefallen oder Mißfallen, welches wir bei der lebhaften Vorſtellung des Guten oder Böſen empfinden. Dieſe Vorſtellung iſt eigentlich eine Idee der Vernunft, welche durch das von ihr ausgehende Sittengeſetz beſtimmt, was gut und böſe iſt. Nehmen wir nun Geſinnungen und Handlungen wahr (bei uns ſelbſt oder Andern), die der Foderung jenes Geſetzes entſprechen oder widerſtreiten, ſo betrachten wir die einen mit Wohlgefallen oder Luſtgefühl und die andern mit Mißfallen oder Unluſtgefühl; und dieß Gefühl heißt ſittlich, weil es ſich auf das durch das Sittengeſetz beſtimmte (gebotene) Gute und (verbotene) Böſe bezieht. Von andrer Art iſt b) das äſthetiſche Gefühl, welches in dem eigenthümlichen Wohlgefallen (Luſtgefühl) am Schönen und Erhabenen,

*) Gefühl wird häufig mit Empfindung verwechſelt; beide ſind aber keineswegs einerlei. Empfindung iſt Bewußtſeyn eines empfangenen Eindrucks, und bezieht ſich mithin jederzeit auf einen Gegenſtand außerhalb unſers eigentlichen Ich. Beziehen wir nun aber die Empfindung auf unſer Subjekt, ſo werden wir uns des Zuſtandes bewußt, in den wir durch die gehabte Empfindung (Ein=findung; es findet ſich ein Aeußeres in unſer Bewußtſeyn ein) verſetzt worden ſind: wir fühlen. Man kann daher ſagen: ich empfinde einen Gegenſtand außer mir; muß aber ſagen: ich fühle mich. Gefühl iſt demnach Bewußtſeyn des Zuſtandes, in welchen ich durch eine Empfindung verſetzt worden bin. dd.

oder Mißfallen (Unluſtgefühl) am Häßlichen und Niedrigen beſteht. *) Eben ſo empfinden wir c) ein eigenthümliches Wohlgefallen am Wahren und Mißfallen am Falſchen, woraus das Wahrheitsgefühl entſpringt, das man auch ein logiſches Gefühl nennen könnte. Alle dieſe Gefühle ſind in dem Menſchen ſchon von Natur vorhanden, können aber durch Entwickelung und Ausbildung der natürlichen Anlagen des Menſchen ſehr verſtärkt und verfeinert werden, ſo wie im Gegentheil ſie auch durch Rohheit, Laſterhaftigkeit u. dergl. dergeſtalt geſchwächt und unterdrückt werden können, daß ſie in manchen Menſchen ganz erſtorben zu ſeyn ſcheinen. D.

Gefühlsmenſchen heißen diejenigen, welche in ihren Ueberzeugungen und Handlungen mehr durch Gefühle als durch Grundſätze beſtimmt werden, wogegen diejenigen, bei welchen das letzte der Fall iſt, Verſtandes- oder auch Vernunftmenſchen genannt werden, weil das Denken der Grundſätze eine Thätigkeit des Verſtandes und der Vernunft iſt. Es iſt indeſſen dieſer Gegenſatz ſehr unbeſtimmt. Denn unter den Gefühlen, welche den Menſchen in ſeinen Ueberzeugungen und Handlungen beſtimmen, verbergen ſich oft die Grundſätze, wenn ſie nicht mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit gedacht werden. Eben darum aber iſt es gefährlich, ſich blos nach Gefühlen zu richten, weil ſich dann leicht falſche (theoretiſche oder praktiſche) Grundſätze einſchleichen und die Maske ſchöner oder edler Gefühle annehmen können. Da es aber ſehr ſchwer iſt, Grundſätze deutlich und beſtimmt zu denken, und noch ſchwerer, nach ſo gedachten Grundſätzen zu urtheilen und zu handeln, ſo überlaſſen ſich die meiſten Menſchen lieber ihren Gefühlen und ſchwelgen in denſelben mit ſchwärmender Einbildungskraft. Solche Menſchen ſehen auch gewöhnlich mit einer gewiſſen Verachtung auf diejenigen herab, welche den Gefühlen nur in ſo fern huldigen wollen, als dieſelben auch vor dem Richterſtuhle des Verſtandes und der Vernunft ſich rechtfertigen laſſen. D.

*) Die Zuſtände, worein das Gemüth verſetzt werden kann, laſſen ſich auf drei Hauptarten zurückführen, zwei einfache und eine gemiſchte. Iſt nämlich der Zuſtand unſers Gemüths von der Art, daß in uns ein Verlangen entſteht, in ihm zu verharren, ſo iſt der Zuſtand uns angenehm, gewährt uns Vergnügen. Iſt hingegen unſer Gemüthszuſtand von der Art, daß in uns das Verlangen entſteht, ihn zu entfernen, zu fliehen, ſo iſt der Zuſtand uns unangenehm, gewährt uns Mißvergnügen, Unluſt, Schmerz. Es trifft ſich aber auch, daß das Gemüth zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Zuſtänden hin und her ſchwankt, weil die Empfindungseindrücke in einer Beziehung zwar angenehm, in einer andern aber unangenehm ſind, wohl gar ſchmerzlich. Daher jenes Schwanken, ob wir in dem Zuſtande verharren möchten oder nicht. Das Gemüth, nach entgegengeſetzten Richtungen gezogen, geht wechſelsweiſe bald in dieſen bald in jenen Zuſtand über. Man nennt Gefühle dieſer Art rührende, und die Bewegungen des Gemüths bei dieſen wechſelnden Uebergängen von Luſt zu Schmerz und von Schmerz zu Luſt Rührungen. Alle Gefühle ſind nun dieſem zu Folge Gefühle der Luſt, oder der Unluſt, oder aus beiden gemiſchte, rührende Gefühle. Wie das Leben, ſo theilt ſich auch die Kunſt in dieſe Gefühle, und man ſieht von ſelbſt, daß das Komiſche, das Tragiſche und das Sentimentale dadurch bedingt ſind. dd.

Gefühlsvermögen. Seit die kritiſche Philoſophie eine tiefere Erforſchung der geiſtigen Natur des Menſchen und eine ſchärfere Zergliederung der Thatſachen des Bewußtſeyns vermittelte, wurden auch, in Hinſicht der verſchiedenen Ankündigungen des geiſtigen Subjekts, drei Vermögen nach ihrer urſprünglichen Begründung und Geſetzmäßigkeit, von einander unterſchieden: das Vorſtellungsvermögen, das Gefühlsvermögen und das Begehrungsvermögen. Dieſe drei Vermögen ſind, nach ihrer Ankündigung im Bewußtſeyn, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet, weil ſie weder durch einander beſtehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können; ſie ſtehen aber auch gegen einander in Wechſelwirkung, weil Vorſtellungen eben ſo in Gefühle, wie Gefühle in Vorſtellungen, und Vorſtellungen und Gefühle in Beſtrebungen, ſo wie Beſtrebungen in Gefühle und Vorſtellungen übergehen können; es findet ſich endlich zwiſchen dieſen drei Vermögen ein harmoniſcher Zuſammenhang, weil keines derſelben das andere in ſeiner geſetzmäßigen Aeußerung hindert, und ſie gemeinſchaftlich den Geſammtzweck der geiſtigen Thätigkeit, den Endzweck der Sittlichkeit, zu realiſiren beſtimmt ſind. Das Gefühl iſt aber eben ſo weſentlich von der Empfindung, wie das Gefühlsvermögen von dem Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen verſchieden. Dem Urſprunge nach iſt die Empfindung ſinnlich, das Gefühl geiſtig. Jene geht aus dem Afficirtwerden der Sinne hervor; dieſes entſteht durch das Wirken unſers geiſtigen Princips auf ſich ſelbſt. Die Empfindung iſt mit einer Wahrnehmung der Nothwendigkeit des Eindrucks verbunden, das Gefühl iſt das Eigenthum eines Weſens, das Freiheit beſitzt. Die Empfindung hat die ganze organiſirte und belebte Welt, nach unzähligen Verſchiedenheiten und Graden, mit dem Menſchen gemein, und kann, nach ihrer Ankündigung, in jedem Geſchöpfe ſehr verſchieden ſeyn; das Gefühl iſt bloß das Eigenthum vernünftiger Weſen. Wir finden nämlich in unſerm geiſtigen Weſen die unmittelbare Ankündigung unſers Daſeyns überhaupt, unſers jedesmaligen individuellen Zuſtandes insbeſondere, und unſerer Perſönlichkeit, als Weſen, in welchem ein doppeltes Syſtem von Kräften zu Einem harmoniſchen Ganzen verbunden iſt, und die, nach dieſer Verbindung, eben ſo wohl der Naturwelt, als dem Reiche der Freiheit angehören. Wir nennen dieſe unmittelbare Ankündigung Gefühl, und unterſcheiden daſſelbe weſentlich von unſern Vorſtellungen und von unſern Beſtrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daſeyns in uns ſich bilden kann, verbürgt uns das Gefühl unſer Daſeyn, und bevor ſich noch die Begriffe von Individualität und Perſönlichkeit entwickeln, fühlen wir uns ſchon als Individuen, nach der innigſten Vereinigung von ſinnlichen und geiſtigen Anlagen zu dem Ganzen Einer Perſon. Bevor wir noch zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit, zwiſchen Tugend und Laſter im Begriffe unterſcheiden können, fühlen wir uns als freie Weſen, und die Stimme des Gewiſſens entſcheidet im Gefühle über den Werth oder Unwerth unſerer Handlungen. Das Gefühl iſt alſo nach ſeiner urſprünglichen geſetzmäßigen Ankündigung im Bewußtſeyn, weder Vorſtellung noch Beſtrebung, und an ſich betrachtet, weder die Urſache noch die Folge einer Vorſtellung, ſondern ein eben ſo unabhängiger Actus des geiſtigen Subjekts im Bewußtſeyn, wie die Vorſtellung, und ſeiner Einheit nach, in welcher kein Mannigfaltiges getroffen wird, keiner Zergliederung, ſondern bloß des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig. Das Gefühl, in wiefern es aus der Selbſtthä-

tigkeit des geiſtigen Subjekts hervorgeht, iſt, ſeiner Ankündigung und Richtung nach, unerſchöpflich und in einem gewiſſen Sinne unermeßlich; nie wird es in ſeinem ganzen Umfange befriedigt, nie kann der letzte Punkt deſſelben erreicht werden. Da noch keine **Kritik des Gefühlsvermögens** (nach der Analogie der Kritik des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens) verſucht worden iſt, und, wenn auch dieſer Verſuch gewagt werden ſollte, kein ähnliches Reſultat von dieſer Kritik, wie von der Kritik der beiden übrigen geiſtigen Vermögen zu erwarten iſt, weil das Unmittelbare des Gefühls nie durch Begriffe zergliedert werden kann, ſo müſſen wir in Hinſicht des Gefühls bei dem Reſultat ſtehen bleiben, daß es das zum Bewußtſeyn gebrachte **unmittelbare Reale** ſey, welchem, nach ſeinem Urſprunge aus der Selbſtthätigkeit des geiſtigen Subjekts, Unermeßlichkeit, aber unter den Begränzungen einer endlichen Individualität zukommt. Nur dadurch ſcheint es ſich erklären zu laſſen, wie der Menſch vermittelſt des Gefühls gleich ſtark theils von der Realität alles deſſen, was das Gefühl urſprünglich und unmittelbar verbürgt (vom Daſeyn, Individualität und Perſönlichkeit), theils von der Unermeßlichkeit der intenſiven Kraft des Gefühls, theils von den Gränzen und Schranken der Endlichkeit überzeugt werden kann, unter welchen ſich das menſchliche Daſeyn und die menſchliche Freiheit ankündigt. In **dieſem** Sinne iſt denn auch die Sprache in der That zu arm, die Unermeßlichkeit des ſubjektiven Gefühls auszudrücken, obgleich die **Darſtellung** des Gefühls der Grundcharakter der **poetiſchen** Sprache und das unterſcheidbare Merkmal derſelben von der Sprache der Proſa und der Beredſamkeit bleibt. So viel von der **Metaphyſik** über das Gefühlsvermögen; über Darſtellung deſſelben in der **empiriſchen Pſychologie**, ſ. **Gefühl**. Nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit und Beſtimmung ſcheint das Gefühlsvermögen ein **vermittelndes** Vermögen zwiſchen dem Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen zu ſeyn, weil die Stärke des Willens und die Kraft des Handelns zunächſt von der Belebung abhängt, welche das Gefühlsvermögen dem vorgeſtellten und zu realiſirenden Gegenſtande ertheilt. Da nun unter allen Objecten, welche der Wille zu realiſiren beſtrebt iſt, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die reinſten und höchſten ſind; ſo muß auch die Thätigkeit des Gefühlsvermögens in Hinſicht dieſer Ideale die höchſte und vollendetſte ſeyn. Selbſt die **Glückſeligkeit**, die in **einzelnen** ſinnlich angenehmen Zuſtänden beſteht, kann bei dem Menſchen, wegen des Zuſammenhanges der Empfindung mit dem Gefühle, zu einer **idealiſchen** Beziehung erhoben, und dadurch, als die Totalität der ſinnlich angenehmen Gefühle, mit den Gefühlen des Wahren, Schönen und Guten in Harmonie gebracht werden. Q.

Gegenbewegung, nennt man in der Muſik einen ſolchen Gang mehrerer Stimmen, bei welchem die eine ſteigt, indeſſen die andere fällt, oder deren Tonfolgen in einer nach der Höhe, in der andern nach der Tiefe, oder ſo auch umgekehrt, von der Höhe und Tiefe gegen die Mitte zu gerichtet ſind. Man kann dieſe Art von Bewegung von mehrern Seiten als die beſte betrachten, beſonders am Flügel beim begleitenden Generalbaß, weil man bei ſelbiger am ſicherſten iſt, manchen fehlerhaften Fortſchreitungen und unharmoniſchen Gängen zu entgehn.

Gegenbeweis, iſt die Handlung eines Prozeßtheils, wodurch derſelbe den Beweis, welchen der Gegentheil geführt hat, zu ent-

kräften ſucht. Die Friſt des Gegenbeweiſes gehet von der Inſinuation des Beweiſes an und in gleicher Form wie die Beweisfriſt. Hat der Beklagte den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt nächſt der Entkräftung des über die Klagen geführten Beweiſes, die Bewahrheitung der Einreden ſein Zweck. Hat der Kläger den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt nächſt der Entkräftung des Beweiſes die Bewahrheitung der Repliken ſein Zweck. Der Gegenbeweis wird nie vom Richter auferlegt, ſondern vorbehalten. In den Acten nimmt der Gegenbeweisführer den Namen Reproducent, der andere Prozeßtheil die Benennung Reproduct an. Die Gegenbeweisführung gewährt den Vortheil, daß man erſt die Kraft und Tendenz der Beweisführung abſehen und darnach den Gegenbeweis einrichten kann. A.

Gegenfüßler oder Antipoden (ſ. d. Art.) nennen wir in Beziehung auf einander diejenigen Bewohner der Erde, welche einander dem Durchmeſſer nach entgegenſtehn, weil ſie die Füße einander entgegenkehren. Der Scheitelpunkt der einen iſt der Fußpunkt der andern. Die Gegenfüßler wohnen in gleichen, aber entgegengeſetzten Breiten der Erde, und die Längen ihrer Standpunkte ſind um 180 Grad verſchieden; ihre Tageszeit weicht daher nur 12 Stunden von einander ab und ihre Jahreszeiten ſind einander entgegengeſetzt. Wenn bei uns der Frühling ſeinen Anfang nimmt, ſo geht bei ihnen der Herbſt an; ſie haben Mitternacht, wenn wir Mittag haben. Die Kugelgeſtalt der Erde führt von ſelbſt auf die Vorſtellung von Antipoden, deren man ſchon vor Cicero gedachte. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerſpruch mit der Bibel, und im achten Jahrhundert wurde der Erzbiſchof zu Salzburg Virgilius ihretwegen in den Bann gethan. Erſt als die Erdumſegler die Sache außer Zweifel ſetzten, hörte der Widerwille gegen die Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde und von den Antipoden auf. Der Ungebildete kann ſich noch bis jetzt nicht zu der Vorſtellung erheben, daß wir Gegenfüßler haben ſollten, deren Gegenfüßler wir wiederum ſind. Er meint, daß ſolche Menſchen mit dem Kopfe hinabhängen u. ſ. w. Allein dieſe ſchwachen Einwürfe bedürfen keiner Widerlegung, und wir verweiſen auf das in dieſer Hinſicht im Art. Erde geſagte. Nicht zu verwechſeln ſind mit den Gegenfüßlern die Gegenwohner, welche mit uns einerlei Mittagskreis und gleiche, aber entgegengeſetzte Breiten haben. Die Gegenwohner haben mit uns — ihren Gegenwohnern — einerlei Mittagszeit und einerlei Tageslänge, aber entgegengeſetzte Jahreszeiten.

Gegenſatz ſ. Antithese, Contraſt.

Gegenſchein (Oppoſition) iſt in der Sternkunde der Stand eines Planeten gegen einen andern im Thierkreiſe, wenn er 180 Grad von demſelben entfernt iſt.

Gegenwirkung oder Reaction beſteht, wenn ein in Bewegung begriffener Körper auf einen andern, bewegten oder nicht bewegten, Körper wirkt, und dadurch eine Veränderung in ſeiner Bewegung erleidet. Die Atomiſten ſtellen ſich vor, daß die Trägheit desjenigen Körpers, auf welchen die Einwirkung geſchieht, dem einwirkenden Körper einen Theil ſeiner Bewegung oder ſeine ganze Bewegung gleichſam entziehe, bis beide eine gleiche Geſchwindigkeit nach einerlei Richtung erhalten hätten; allein da Trägheit nichts anders iſt, als bloßes Unvermögen, ſich von ſelbſt zu bewegen, ſo kann ſie einem bewegten Körper nichts von ſeiner Bewegung entziehen, kann nicht

Urſach des Widerſtandes ſeyn. Nach der Lehre der Dynamiſten gibt es keine Materie ohne zurückſtoßende und anziehende Kräfte; ja, ohne dieſelben iſt gar keine Materie möglich. Da nur urſprüngliche Kräfte das Weſen der Materie ausmachen, ſo wird daraus dasjenige erklärbar, was wir Gegenwirkung nennen.

Geheimeraths=Verordnung oder Order of Council. Eine ſolche Verordnung wird auf eine, ſowohl dem Wortverſtande, als ihrem Geiſte widerſprechende Weiſe überſetzt, wenn man ſie in Deutſchen Staats= und andern Schriften Engliſche Cabinetsbefehle oder Cabinetsordern nennt. Die Orders of Council ſind Verfügungen, die über Staatsverwaltungs=Gegenſtände aus dem Geheimenrath des (unverantwortlichen) Königs von Großbritannien und im Namen deſſelben, nach vorgängiger Berathſchlagung und Abſtimmung der (verantwortlichen) Geheimenräthe, und zwar der Stimmenmehrheit gemäß, erlaſſen werden. Cabinetsordren, gleichwie ſie in Preußen oder in andern, an keine beſondere Conſtitution gebundenen, monarchiſchen Staaten ehemals Statt fanden oder noch Statt finden, werden zwar ebenfalls nach einer Berathſchlagung des Regenten mit ſeinen vertrauteſten, in das Cabinet berufenen Räthen erlaſſen; aber der Monarch iſt nicht verbunden, ein Gutachten derſelben einzuholen. Wenn er es dennoch thut, und ſeine Geheimeräthe ihm (ſogar einſtimmig) irgend eine Maßregel anrathen, ſo bleibt ihm dennoch gleichſam eine Berathſchlagung mit ſich ſelbſt übrig, vermöge welcher er, nach ſeinem Belieben, gerade das Gegentheil von der Geſammtmeinung ſeines Geheimenraths gebieten kann. In neuern Zeiten wurde daher das Wort: Cabinetsordres faſt eben ſo berühmt, ſeit der einzige Regent, Friedrich II., ſie, meiſt ohne Berathſchlagung mit ſeinen Räthen, als Beweiſe ſeiner, mit Blitzesſchnelle ſich äußernden, Regenten=Weisheit und Gewalt erließ. Dieſe willkührliche, monarchiſche Gewalt ſuchten die vormaligen Könige von Spanien und Frankreich mittelſt der Endformeln aller ihrer Verfügungen auszudrücken, indem die des erſten lautete: Ich, der König (will es ſo); die des Zweiten: Tel est notre plaisir! Dagegen hat ein König von Großbritannien faſt nur einen mittelbaren Einfluß auf die Verordnungen ſeines Geheimenraths, oder auf die Orders of Council, die in ſeinem Namen erlaſſen werden. Denn da er die Mitglieder ſeines Geheimenraths wählt: ſo kann und wird er in der Regel nur ſolche Männer wählen, die ſeinen Meinungen beypflichten, ſeinen Neigungen gemäß handeln, und ſeine Plane willig ausführen. Dieſe werden in einzelnen Fällen nach ſeinen Wünſchen ſtimmen, um ſeine Gunſt nicht zu verlieren, und um nicht, nach dem Verluſt derſelben, aus dem Geheimerath (Council) entfernt zu werden. Indeſſen findet ſich manchmal ein Engliſcher Regent genöthiget, der öffentlichen Volksmeinung (wenigſtens auf einige Zeit) nachzugeben; Männer aus der Oppoſitions= oder Volkspartei zu ſeinen Miniſtern zu machen und in ſeinen Geheimerath aufzunehmen; auch von ihnen ſolche volksbeliebte Grundſätze ausſprechen und in Anwendung bringen zu laſſen, die ſeinen eigenen Meinungen und Geſinnungen nicht zuſagen. In Zeitpunkten, in welchen der Council des Engliſchen Regenten auf die angeführte Weiſe zuſammengeſetzt iſt, kann es ſich daher ereignen, daß eine Geheimeraths=Verordnung nicht die perſönliche Meinungswillkühr des Regenten, ſondern manchmal das Gegentheil davon ausdrückt. Denn ſie iſt das Reſultat von der Abſtimmung der Geheimenräthe und geht aus der Mehrheit der Stimmen hervor, indem der Council eines Kö=

Bayerische Staatsbibliothek

nigs von Großbritannien gleichſam als ein Parliament anzuſehen iſt, das deſſen Beſchlüſſe beſtimmt. Daher ermangeln die Orders of Council jener eigenthümlichen Art von Willkühr, die den ſogenannten Cabinetsordren eigen iſt. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt demnach gerade ſo, wie ihn der Sprachgebrauch zwiſchen einem Council und einem Cabinet dergeſtalt macht, daß jener nie zu dieſem werden kann. Der erſte iſt nämlich vielſeitig und vielmänniſch; das letztere, ſeinem Weſen nach, immer Einmänniſch, und daher möglicher Weiſe, auch Einſeitig.

Gehirn iſt eine weiche, theils röthlich graue theils weißliche, in der Hirnſchale befindliche Subſtanz, mit vielen Adern durchwebt und von verſchiedenen Häuten umgeben. Es beſteht aus zwei, durch feine Adern und Faſern verbundenen, Haupttheilen. Das ſogenannte große Gehirn nimmt bei dem Menſchen den obern Theil des Kopfes ein, und iſt 7—8 Mal größer als das darunter liegende kleine Gehirn. Es ruht auf den Augenhölen, dem Grunde des Schädels und dem Zelte, und ragt nach hinten zu über das kleine Gehirn hervor. Auf der ganzen Außenſeite des großen Gehirns befinden ſich Furchen und jedesmal zwiſchen zweien derſelben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entſtehen, indem ſich die Gefäßhaut ins Gehirn einſenkt, um daſſelbe tiefer mit Blut zu verſorgen. Die röthlichgraue Subſtanz des Gehirns iſt durchſichtiger, ſaftiger, weicher und gefäßreicher, als die weiße, welche dagegen mehr Faſern hat. Letztere heißt das Mark des Gehirns. Die röthlichgraue Subſtanz, faſt ganz aus feinem Aderngewebe beſtehend, hat kein Empfindungsvermögen. Das Mark beſteht aus Faſern, die nach den einzelnen Gegenden ſehr verſchieden ſind. Uibrigens läßt ſich bei allen Thieren, ſogar bei den Bienen, die röthlichgraue Subſtanz von der weißlichen unterſcheiden. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eignen Kammer der Hirnſchale. Auf der Grundfläche ſieht man es in eine rechte und linke Hälfte durch das dazwiſchen liegende Rückenmark getheilt, nach oben und hinten aber zuſammenhängen. Es iſt eben ſo wie das große Gehirn mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlichgrau, inwendig aber größtentheils markigt. Nach Behältniß wird es viel tiefer und dichter von den Fortſetzungen der Gefäßhaut durchzogen als das große Gehirn. Schneidet man es in horizontaler Richtung ein, ſo ſieht man graue Ringe mit markigen, einigermaßen concentriſch, abwechſeln. Zwiſchen der röthlichgrauen und markigen Subſtanz findet ſich allenthalben im kleinen Gehirn eine dritte gelbliche Mittelſubſtanz. Alles Mark des kleinen Gehirnes kommt in der Mitte gleichſam in einen kurzen Stamm zuſammen. Die Erfahrung lehrt, daß in dem Bau des Gehirns viel ſeltener Abweichungen gefunden werden, als bei den andern Theilen des menſchlichen Körpers. Auch verdient die Symmetrie des Gehirns wohl bemerkt zu werden, vermöge welcher alles darin doppelt iſt. Selbſt die Theile, welche in der Mitte liegen, und darum einfach ſcheinen, wie z. B. das Rückenmark, beſtehen eigentlich aus zwei ſymmetriſchen Hälften. Das Gewicht des geſammten Gehirns beträgt beim Menſchen 2 bis 3 Pfund; es iſt um ſo größer und ſchwerer, je jünger der Menſch iſt, mit dem Alter wird es ſpezifiſch leichter. In Krankheiten, die mit Geiſteszerrüttung verbunden ſind, wird es zuweilen feſter, zuweilen auch lockerer und weicher. Das Gehirn iſt das eigentliche Werkzeug der Empfindung. Empfindung

iſt aber von der Vorſtellung untrennbar; ſie wäre ohne dieſelbe gar nichts. Indem alſo das Gehirn der Mittelpunkt von jener iſt, muß es auch der Sitz von dieſer, folglich der Sitz der Seele ſeyn. Dabei bleibt es freilich wahr, daß die Seele den Ort ihres Aufenthalts ſelbſt nicht kennt. Wenn wir aber den Theil des Körpers dafür halten müſſen, wo die Wirkungen von dieſer auf jenen anfangen, und wo die wechſelsweiſe Abhängigkeit von beiden am unmittelbarſten iſt, ſo leitet dieſe Spur unfehlbar zum Gehirn hinauf. Wo aber in demſelben der beſtimmte Ort, gleichſam das Allerheiligſte ſey, in welchem die unſichtbare unſterbliche Bewohnerin ſich aufhält und wie ſie daſelbſt wohne, das ſind Fragen, auf die wir keine Antwort haben *).

Gehör iſt der Sinn, durch welchen die animaliſchen Weſen Töne, Schall und Klang, empfinden vermittelſt der Luft und deren Schwingungen. Das Werkzeug des Gehörs iſt das Ohr, ein in ſeinem Baue ſehr zuſammengeſetzter, künſtlicher Theil des animaliſchen Körpers. Man theilt es in das äußere, mittlere und innere Ohr. Die beiden erſtern Theile ſind vornehmlich dazu beſtimmt, den Schall aufzufaſſen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Anklingung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem Innerſten bewerkſtelliget zu werden ſcheint. Zum äußern Ohre gehört die **Muſchel** und **der knorpliche Gehörgang**. Dieſer ſchließt ſich wiederum an die Gehörgangsröhre an, welche durch das **Trommelfell** begränzt wird. Das Trommelfell iſt ein nach innen convexes ſehr elaſtiſches Häutchen und bedeckt die **Trommelhöhle** oder ſogenannte Pauke. In dieſer ſind die Gehörknöchelchen, ihrer Geſtalt wegen **Hammer**, **Amboß** und **Steigbügel** genannt, befindlich. Das äußere Ohr iſt durchaus zweckmäßig gebildet, um die durch den Schall erregten, wellenförmigen Erſchütterungen der Luft aufzufangen, und ſie in die Muſchel und von da in den Gehörgang zu leiten. Da die Fläche dieſes letztern, z. B. beim menſchlichen Ohr, 50 Mal kleiner iſt als die Fläche des äußern Ohrs, ſo muß hier der Schall um 50 Mal ſtärker ſeyn, als wenn er ohne das äußere Ohr in den Gehörgang gekommen wäre. In der Trommelhöhle bilden ſich die Töne, und pflanzen ſich weiter fort durch die überſpannte Haut des Trommelfells und mittelſt der Gehörknöchelchen. Die innerſte Höhle des Ohrs nennt man den Labyrinth. Sie liegt über der Trommelhöle etwas nach hinten in der feſteſten Maſſe des Schläfeknochens, und beſteht aus dem **Vorhof**, 3 halbkreisförmigen Röhren, und der **Schnecke**, einem ſpiralförmigen Kanal, der ſich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt mittelſt einer kleinen Oefnung, das **runde** oder **ovale Fenſter** genannt, mit der Trommelhöhle zuſammen. Um das runde Fenſter läuft ein Kanal, genannt der **fallopiſche**, welcher den harten Theil des ſieben-

*) Man kann die Lehre von dem Gehirn nicht abhandeln, ohne **Galls** zu gedenken, welchem die Anatomie und Phyſiologie hierüber eine Menge neuer Entdeckungen verdankt. Um aber Wiederholungen zu vermeiden, verweiſen wir auf den Artikel **Schädellehre**. Hier nur ſo viel, daß Beobachtung der Waſſerköpfe dieſen Forſcher auf die Entdekkung leitete, jede Halbkugel des Gehirns laſſe ſich in eine breite Fläche oder Haut auseinander legen. **Loder** hatte daher ihr Recht zu ſagen man habe bis auf Gall das Gehirn wie einen holländiſchen Käſe zerſchnitten, und mithin nicht zur Erkenntniß ſeiner eigentlichen Struktur gelangen können.

ten Gehörnervens enthält. In dieſen künſtlichen Theilen, die man das innerſte Heiligthum des Gehörorgans nennen könnte, erhalten die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ferner fortgepflanzten Töne ihre Vollendung und erreichen endlich die Gehörnerven, denen ſie ihre Eindrücke mittheilen, um ſie zu dem Gehirn ſelbſt zu leiten, wo ſie zur Empfindung erhöht werden. Die Entſtehung dieſer Empfindung zu erklären hat man mehrere Hypotheſen erſonnen; allein die Natur wirkt hier hinter einem Schleier, den der Geiſt des Menſchen zu durchdringen vergeblich bemüht iſt. Eine Reihe der intereſſanteſten phyſiologiſchen Beobachtungen über das Gehör und deſſen Werkzeuge bei den verſchiedenen Claſſen der Thiere findet man in Chladni's Akuſtik.

Gehörwerkzeuge, künſtliche; Hörmaſchinen, Hörröhren, nennt man gewiſſe Inſtrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verſtärken. Die Formen derſelben ſind ſehr verſchieden, doch gehen im Ganzen genommen, alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, dieſen Mangel zu erſetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden iſt, die innern Gehörwerkzeuge aber erſchlafft ſind, oder auf irgend eine andre Weiſe leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verſtärken. Es hat aber das äußere Ohr des Menſchen und der Thiere hauptſächlich den Nutzen, daß durch ſeine trichterförmige Geſtalt die Schallſtralen gleichſam concentrirt, zuſammengedrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitz der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Alle Hörmaſchinen nun, welche, wie geſagt, die Wirkung des äußern Ohrs erſetzen oder verſtärken ſollen, ahmen mehr oder weniger deſſen Form nach. Die ältern Werkzeuge dieſer Art gleichen einem Nachtwächterhorn oder einer Trompete, ſie ſind meiſtens ziemlich groß und gewöhnlich mit Handgriffen verſehen, um ſie dann, wenn man etwas deutlicher zu hören wünſcht, an das Ohr zu halten, und zwar ſo, daß die engere Windung in den Gehörgang geſteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, von wo man den Schall erwartete. Dieſe Inſtrumente wurden aber, wie man leicht einſieht, durch ihre Größe und Schwere, ſo wie dadurch, daß ſie beſtändig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem und läſtig; auch verſteckten ſie den Fehler, gegen welchen ſie helfen ſollten, nicht genugſam, vertrugen ſich alſo nicht mit der Eitelkeit der Menſchen, und wurden deshalb bald verworfen. Einige neuere Hörmaſchinen leiden nicht an dieſen Mängeln und verdienen in jeder Hinſicht empfohlen zu werden. Das erſte ſtellt einen kleinen ſilbernen Trichter dar, auf deſſen innerer Fläche ſich eine ſchneckenförmig vielfach gewundne Leiſte befindet, wodurch ein eben ſolcher Gang gebildet wird, deſſen inneres Ende auf den Anfang des Gehörgangs trifft. An dem breiten umgebogenen Rande befinden ſich einige Löcher, wodurch Bänder gezogen werden, um die Maſchine an das äußere Ohr zu befeſtigen. Eine zweite ebenfalls ſehr brauchbare, beſteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von lackirtem Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das äußere weitere aber am äußern Ohre befeſtigt wird. Auch können zwei ſolche Inſtrumente durch einen elaſtiſchen Bügel vereinigt, und auf dieſe Weiſe in jedem Ohr eins angebracht werden. Ein drittes Inſtrument endlich beſteht aus einem hohlen blechernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Oeffnung befindlich iſt, und deſſen ſeitliche Schenkel in zwei ſich einwärts biegende Röhren auslaufen. Dieſer Bügel wird ſo auf dem

Kopfe unter den Haaren befeſtigt, daß die Mündung in ſeiner Mitte gleich über dem obern Rand der Stirne zu liegen kommt, die Röhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang geſteckt. Dieſes leztere Inſtrument hat den Vortheil, daß es ſehr gut die gerade von vorn kommenden Schallſtralen auffängt. ff.

Gehrung, heißt bei den Holzarbeitern die ſchräge, nach der Winkellinie eines rechtwinkligen Vierecks gehende Richtung und eine in ſolcher Richtung laufende Fläche. Daher Gehrhobel, ein Hobel, mit dem eine Gehrung gemacht wird; Gehrmaß, ein Richtſcheit mit einem Anſchlage oder Querbretchen am Ende, das nach einem Winkel von 45 Graden abgeſchrägt iſt. Man bedient ſich deſſelben, die Gehrung vorzuzeichnen.

Geige ſ. Violine.

Geißelungen, haben zur Züchtigung von Verbrechern allenthalben und zu allen Zeiten Statt gefunden. Daß aber auch Chriſtus und die Apoſtel gegeißelt wurden, war ein Umſtand, von dem die Andächtelei finſtrer Jahrhunderte Anlaß zu jenen willkührlichen Selbſtpeinigungen nahm, von denen hier die Rede ſeyn ſoll. Schon ſeit den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus hatten einzelne Schwärmer durch ſtrengere Enthaltſamkeit und freiwillige Martern des Leibes die für die begangene Sünden verwirkte göttliche Strafe abzubüßen und den gerechten Vergelter gleichſam zum Mitleid und zur Verzeihung zu reizen geſucht. Um an den Leiden Chriſti Theil zu nehmen und ſich der Entſündigung durch ihn deſto gewiſſer zu machen, wählten viele, wie der Abt Regino zu Prüm, im zehnten Jahrhunderte dazu die Geißelung; jedoch wurde dieſe Art von Büßung erſt vom eilften Jahrhundert an allgemeiner, da Petrus Damiani von Ravenna, Abt des Benediktiner-Kloſters Santa Croce d'Avellano bei Gubbio in Italien und ſpäter Cardinalbiſchof von Oſtia der ganzen Chriſtenheit und insbeſondre den Mönchen die Geißelung zur Buße für ihre Sünden und zur Rettung ihrer Seele vom hölliſchen Feuer auf das dringendſte empfahl. Sein Beiſpiel und der Ruf ſeiner Heiligkeit verſchaffte ſeiner Ermahnung bald Eingang: Geiſtliche und Laien, Männer und Weiber fingen an mit Ruthen, Riemen und Ketten gegen ihren Körper zu wüthen, man ſetzte gewiſſe Zeiten feſt, um dieſe apoſtoliſche Schlägezucht (disciplina) an ſich zu verrichten und in mehrern Klöſtern wurde ſie ein Theil der geordneten Disciplin. Fürſten bedienten ſich ihrer als Reinigungsmittel und ließen ſich entkleidet von ihren Beichtvätern geißeln. Der heil. Ludwig IX. von Frankreich trug zu dieſem Behufe eine elfenbeinerne Büchſe mit fünf kleinen eiſernen Ketten beſtändig bei ſich und ermunterte ſeinen Beichtvater recht derb zuzuſchlagen, auch theilte er dergleichen Kettenbüchſen an die Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes und andre gute Freunde als beſondre Gnadengeſchenke zu gleichem Gebrauch aus. Der Wahn, ſich durch dieſe Geißelungen von Sünden zu reinigen und die Seligkeit zu verdienen, wurde in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu einer Raſerei, die ganze Länder ergriff und die ſeltſamſten Schauſpiele darbot. „Um dieſe Zeit, ſchreibt der Paduaniſche Mönch in ſeiner Chronik beim Jahre 1260, da ganz Italien von Laſtern befleckt war, ergriff plötzlich ein unerhörtes Unternehmen erſt die Perugianer, dann die Römer und endlich alle Völker Italiens. Die Furcht Chriſti kam ſo ſtark über ſie, daß Edelleute und Unadeliche, Alte und Junge nackend ohne Scham durch die Straßen der Städte umherzogen: jeder trug eine

Geißel von Riemen, womit er ſich unter Seufzen und Weinen, unter Abſingung von Bußpſalmen und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes bis aufs Blut peitſchte. Nicht nur bei Tage, auch des Nachts liefen ſie ſo im härteſten Winter zu Hunderten und Tauſenden mit brennenden Wachslichtern durch Städte und Kirchen, durch Dörfer und Flecken, daß Felder und Wälder von ihrem Flehen zu Gott wiederhallten. Da ſchwiegen alle muſikaliſche Inſtrumente und kein Lied der Liebe ertönte mehr; man hörte nur den kläglichen Geſang der Büßenden. Steinerne Herzen wurden durch dieſen traurigen Ton gerührt, die Augen der Härteſten konnten ſich der Thränen nicht enthalten, Uneinige ſöhnten ſich mit einander aus, Wucherer und Räuber eilten, das ungerechte Gut wiederzugeben, noch unentdeckte Miſſethäter bekannten ihre Verbrechen und beſſerten ihren Wandel." Dieſe plötzliche Bewegung der Buße artete bald in ein tumultuariſches Schwärmen, ja ſogar in ein Gewerbe aus. Die Büßenden vereinigten ſich zu Brüderſchaften Flagellatori in Italien, Geißler, Geißelbrüder, Flegler und Bengler in Deutſchland genannt. (S. Flagellanten.) Nach der Coſtnitzer Kirchenverſammlung von 1414 wurden des Geißelns Geiſtliche und Laien nach und nach überdrüßig; die Franziscanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längſten getrieben. Daß ein ſo widerſinniger Gebrauch aufkommen und ſich ungeachtet der Mißbilligung der Vernünftigen ſo lange erhalten konnte, wird bei den außerordentlichen Wirkungen, die man ſich davon verſprach, nicht befremden können. Das Geißeln war nach den herrſchenden Begriffen des Mittelalters ein vollkommnes Surrogat für jede Art und Dauer der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Abſingung von 30 Pſalmen galten ein Jahr, 30000 Hiebe zehn Jahre Buße u. ſ. w. Eine Italieniſche Witwe im eilften Jahrhunderte rühmte ſich, durch Selbſtgeißelung für 100 Jahre Buße gethan zu haben, wozu nicht weniger als 300000 Streiche gehörten. Ueberdem gab die Meinung, daß man durch dieſe Selbſtpeinigung auch bei der größten Sündenſchuld der Hölle entfliehen und ſich den Ruf beſondrer Heiligkeit erwerben könne, dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz, der die körperlichen Schmerzen ſo lange überwog, bis die Schrecken des Aberglaubens und die Einbildungen der Andächtelei vor dem Lichte einer beſſern Erkenntniß verſchwanden. E.

Geiſt. Als Gegenſatz des Körpers, wird der Geiſt als ein Weſen gedacht, das mit Bewußtſeyn thätig iſt, deſſen Thätigkeit daher im Vorſtellen und Streben, oder, in einem höhern Grade gedacht, im Denken und Wollen beſteht. Wird ein ſolches Weſen in Verbindung mit einem organiſchen Körper, durch welchen es mit einer äußern Welt in Wechſelwirkung ſteht, gedacht, ſo heißt es Seele und jener organiſche Körper ſein Leib. Ob es reine d. h. körperloſe Geiſter gebe, iſt viel geſtritten, aber nie ausgemacht worden. Indeſſen hat man auf dieſe Vorausſetzung ſelbſt eine philoſophiſche Wiſſenſchaft, Namens Geiſterlehre oder Pneumatologie, erbaut, die aber mehr Träumereien der Einbildungskraft als Philoſopheme der Vernunft enthält. Dieſe angebliche Wiſſenſchaft hat jedoch von jeher viele Verehrer gefunden, beſonders unter den Schwärmern, deren Einbildungskraft ſich immer in einem exaltirten Zuſtande befand und die daher die Geiſter wohl gar in körperlicher Geſtalt zu ſchauen und mit ihnen in übernatürlicher Verbindung zu

ſtehen wähnten. Solche Geiſterſeher unterſchieden dann auch vermöge ihrer Bekanntſchaft mit dem Geiſterreiche verſchiedne Klaſſen und Ordnungen von Geiſtern, als gute und böſe Geiſter, nach ihrem Charakter und Einfluß auf den Menſchen, Luftgeiſter und Erdgeiſter, nach ihren Wohnungen u. ſ. w. (S. Dämonologie. Engel. Teufel. Gabalis.) Auch gaben dergleichen Perſonen oft vor, daß ſie die geheime Kunſt beſäßen, die Geiſter ſich unterwürfig zu machen, ſie erſcheinen zu laſſen u. ſ. w., wozu man ſich insgemein gewiſſer Formeln oder Zauberworte bediente. Daher entſtanden Geiſterbeſchwörer oder Geiſterzitirer, die aber oft nur verſchmitzte Betrüger waren, welche die Leichtgläubigkeit der Menſchen zu ihrem Vortheile benutzten durch angebliche Entdeckung verborgner Schätze u. d. g. Ob nun gleich das Grundloſe der Geiſterlehre und das Trügliche der Geiſterkunſt (Magie) theils durch Schriften (unter welchen vorzüglich Kant's Träume eines Geiſterſehers erläutert durch Träume der Metaphyſik zu bemerken ſind) theils durch Nachahmung der ſogenannten Geiſtererſcheinungen mittelſt der optiſchen Täuſchungen, welche die natürliche Magie lehrt, oft genug dargethan worden iſt: ſo hat doch der Aberglaube ſich noch immer nicht davon losreißen können, wie der Beifall beweiſt, den Jung's Schriften über die Geiſterwelt in unſern Zeiten ſelbſt unter den höhern Ständen gefunden haben. Man nimmt aber das Wort Geiſt oft auch in andern Bedeutungen, ſo daß man darunter nicht ein beſondres, mit Bewußtſeyn thätiges, Weſen verſteht, ſondern die inneren Beſtimmungen gewiſſer Dinge. So ſagt man von einem Menſchen, er habe Geiſt, wenn ſeine Denkkraft in einem vorzüglich hohen Grade wirkſam iſt; und wiefern ſich dieſe innere Beſtimmung auch äußerlich im Antlitz oder Auge des Menſchen abſpiegelt, legt man auch wohl dieſen Theilen des Menſchen Geiſt bei. Daher ſagt man ferner ein geiſtreicher oder geiſtvoller Menſch, Schriftſteller, Künſtler, desgleichen eine geiſtreiche Phyſiognomie, ein geiſtvolles Auge u. ſ. w. Ja man trägt die letzten Ausdrücke auch auf menſchliche Erzeugniſſe über, wiefern ſich in ihnen die innere Kraft des Menſchen, der ſie hervorbrachte, ankündigt, und ſagt daher ein geiſtreiches Buch, ein geiſtvolles Kunſtwerk, Gedicht, Gemälde u. ſ. w. Bei geiſtreichen Kunſtwerken kommt es aber nicht ſowohl auf die Stärke der Denkkraft, als vielmehr auf die Stärke der Einbildungskraft an, wiewohl dieſe allein noch kein wahres Kunſtwerk zu ſchaffen im Stande iſt, ſondern in Verbindung mit der Denkkraft oder dem Verſtande bei ihren Hervorbringungen wirkſam ſeyn muß. Endlich trägt man auch das Wort Geiſt ſelbſt auf Getränke über, wiefern ſie die Kraft haben, zu berauſchen und dadurch die Einbildungskraft zu beleben. Deshalb nennt man ſie geiſtige Getränke. Dasjenige Element derſelben, welches man als das eigentliche Prinzip jener belebenden Kraft betrachtet, nennt man ihren Geiſt, und bezeichnet die übrigen Beſtandtheile mit dem Worte Phlegma. In einer andern Bedeutung ſetzt man in Beziehung auf die menſchliche Rede dem Geiſte, d. h. dem innern oder höhern Sinne derſelben, den Buchſtaben, d. h. den bloßen Wortſinn, das Grammatiſch-Lexikaliſche der Rede, entgegen. Im Franzöſiſchen heißt Geiſt (esprit) oft nichts anders als Witz oder Laune, desgleichen die Gabe ein unterhaltendes Geſpräch zu führen. D.

Geiſt (der heilige) iſt nach dem Sinne des neuen Teſtaments die Gottheit ſelbſt, inſofern ſie als die höchſte Vernunft auf geiſtige und moraliſche Zwecke überhaupt und insbeſondre auf die Erhaltung und Ausbreitung des Chriſtenthums hinwirkt. Wenn Jeſus ſeinen Jüngern den Geiſt der Wahrheit, den Paraklet oder Tröſter verheißt und von ihm ſagt, er ſolle auf alle ausgegoſſen werden, die das Chriſtenthum annehmen würden; ſo verſteht er darunter dieſe göttliche Einwirkung, vermöge deren die Kraft der Wahrheit ſeiner Religion das menſchliche Gemüth ergreift, erleuchtet, überzeugt, zu großen Thaten begeiſtert und durch ihre himmliſchen Tröſtungen über jedes Leid der Erde erhebt. Sie rüſtete die Apoſtel Jeſu zu ihrem Berufe aus: wie ihr Blick nach dem Umgange mit dem Auferſtandenen und beim Antritte ihres weltumfaſſenden Unternehmens freier, ihre eigne Erfahrung von der Gewißheit und allſeitigen Anwendbarkeit der Religion Jeſu reifer und lebendiger wird, klärt dieſe göttliche Kraft des Geiſtes ſie über alle die Winke und Lehren ihres Meiſters auf, die ihnen in ihrer ſonſtigen Befangenheit dunkel geblieben waren und leiſtet ihnen und den Evangeliſten beim Niederſchreiben der Bücher des neuen Teſtaments den wunderbaren Beiſtand, der ſchon die Verfaſſer des alten Teſtaments geleitet hatte und allen Büchern der heiligen Schrift die Autorität und Untrüglichkeit einer göttlichen Offenbarung giebt; ſie theilt ihren Reden die lichtvolle Klarheit, das eindringliche Feuer, die hinreißende Zuverſichtlichkeit mit, durch die ſie nun fähig ſind, zu Menſchen von allen Nationen in der allgemeinverſtändlichen und überzeugenden Sprache des Herzens zu ſprechen und ihre Hörer mit dem Glauben zu erfüllen, deſſen ſie ſelbſt leben; ſie macht ſie ſiegreich gegen ihre Widerſacher und ſtandhaft unter den Streichen ihrer Verfolger, ſie ſtärkt und erquickt ihr Herz unter den ſchrecklichſten Qualen und zeigt ihnen in der Stunde des Todes ein Reich ewiger Seligkeit, in dem ihr Herr ſie erwartet. Dieß ſind die Gaben des heiligen Geiſtes, durch welche die Apoſtel, ſo wie die Ueberzeugten, Frommen und Kräftigen unter den Chriſten aller Zeiten Werke ausrichteten und Siege erkämpften, die für Menſchen, denen es ſelbſt an Aufſchwung des Gemüths, an Stärke und Innigkeit der Ueberzeugung, an Muth und Thatkraft fehlt, eben ſo unbegreiflich als unmöglich ſind. Daß aber dieſer einfache, dem wahren Verhältniſſe Gottes zu den Menſchen und der Entwikkelungsweiſe des menſchlichen Gemüths ganz angemeßne Begriff von dem Weſen und Wirken deſſen, was in der Bibel heiliger Geiſt genannt wird, in der Folgezeit mannigfaltig verkünſtelt und unkenntlich gemacht wurde, kann den nicht befremden, der es weiß, wie die Menſchen mit religiöſen Wahrheiten überhaupt umzugehen pflegen. Tertullian und Origenes, zwei vielgeltende Kirchenlehrer des dritten Jahrhunderts nannten den heil. Geiſt ein von Gott durch Chriſtum hervorgebrachtes, obwohl das allervortrefflichſte Geſchöpf, Macedonius in der Mitte des vierten Jahrhunderts, Biſchoff von Conſtantinopel, ſprach ihm die Gleichheit des Weſens und der Würde mit Gott dem Vater ab. Die Synode zu Alexandrien im Jahr 362 erklärte ihn und ſeine Anhänger — Pneumatomachi oder Geiſtesfeinde — für Irrlehrer und die allgemeine Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel im Jahre 381 ſetzte für die ganze chriſtliche Kirche ausdrücklich feſt, der heil. Geiſt müſſe als die vom Vater ausgehende dritte Perſon in der Gottheit mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und gött=

lich verehrt werden. Auguſtinus behauptete, der heil. Geiſt gehe vom Vater und vom Sohne aus und die Synode zu Toledo verdammte 589 alle Andersgläubigen. Dieſe kleine Abweichung von dem älteren Lehrbegriffe veranlaßte einen vom achten bis ins eilfte Jahrhundert währenden Streit zwiſchen der Abendländiſchen oder Lateiniſchen und der morgenländiſchen oder Griechiſchen Kirche, welcher endlich eine gänzliche Trennung zur Folge hatte. Die dem Papſte anhängigen Abendländer und mit ihnen die Proteſtanten behaupten, daß der heil. Geiſt vom Vater und vom Sohne ausgehe, die Morgenländer nehmen nur das Ausgehen vom Vater an. Die Verehrung des heiligen Geiſtes als der dritten Perſon in der Gottheit iſt übrigens beiden Kirchen und im Occidente den Proteſtanten wie den Catholiken als ein weſentliches Stuck des Glaubens an die göttliche Dreieinigkeit gemein. Von der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes in der chriſtlichen Kirche hat auf der einen Seite die Politik der Hierarchie, auf der andern der Myſticismus einiger Sekten überſpannte und ſchwärmeriſche Vorſtellungen in Umlauf gebracht, (S. Gnade, Hierarchie, Inſpiration,) und um ſeine Gegenwart zu verſinnlichen hat man ihm zufolge einer mißverſtandnen Viſion des Täufers Johannes bei der Taufe Jeſu ſogar in Geſtalt einer Taube abzubilden gewagt, und Kanzeln, Altäre und Taufſteine mit der Figur dieſes Vogels geſchmückt. Daß aber das Ueberſinnliche und Geiſtige ſich an kein beſtimmtes Bild und an keinen anſchaulichen Ausdruck der Sprache binden laſſe, wird gegenwärtig allgemeiner als ſonſt eingeſehen, und indem die Theologie nachgerade zu den urſprünglichen bibliſchen Beſtimmungen von dem Begriffe, den Gaben und dem Beiſtande des heiligen Geiſtes zurückkehrt, kömmt unſre Vorſtellung von dieſer göttlichen Kraft der Idee einer geſunden Religionsphiloſophie von dem Zuſammenhange des Geiſtigen im Menſchen mit Gott immer näher. Denn daß Gottes Geiſt aus der von ihm eingegebnen heiligen Schrift, in den Reden und Thaten frommer, für das Gute begeiſterter Menſchen, wie in unſrem Gewiſſen ſpreche und eine gefliſſentliche Widerſetzlichkeit gegen die anerkannte Wahrheit und innere Ueberzeugung — die Sünde gegen den heil. Geiſt — unverzeihlich ſey; daß man die durch Lehren, Beiſpiele und innern Gewiſſensdrang erweckten Vorſätze und geleiteten Fortſchritte unſrer ſittlichen Beſſerung als ein Werk dieſes Geiſtes, Weisheit, Scharfblick in die Zukunft, Enthuſiasmus für das Gute und religiöſe Beredſamkeit als Gaben von ihm, das prieſterliche Amt aber als einen Auftrag Gottes betrachten müſſe, der nicht ohne Mitwirkung, nicht ohne Empfänglichkeit für die Zuſprache ſeines Geiſtes würdig erfüllt und nutzbar werden könne: alles dieſes ſteht mit der menſchlichen Vernunft keinesweges im Widerſpruche. Vielmehr unterſcheidet dieſe genau von dem, was bei den Menſchen Geiſt genannt wird, den Geiſt Gottes, und die Erfahrung zeigt, daß ein geiſtvoller Menſch wohl ſehr unheilig denken und handeln, der heilige Geiſt aber mit ſeinen Gaben und Kräften nur in reinen, unſchuldigen Seelen wohnen kann.

E.

Geiſt der Zeit, iſt die in einem Zeitalter herrſchende Denkart und Handlungsweiſe der Menſchen. Es iſt alſo eigentlich nicht die Zeit, der man einen Geiſt beilegt, ſondern die in der Zeit, nämlich einem gewiſſen Theile derſelben (einem Zeitalter oder einer Zeitperiode) lebenden Menſchen. Wenn man alſo ſagt, der Geiſt der

Zeit iſt egoiſtiſch oder revolutionsſüchtig, ſo heißt dieß nichts anders, als die geiſtige Stimmung der in einer gewiſſen Zeit lebenden Menſchen iſt ſo beſchaffen, daß die Meiſten unter ihnen nur für ihr perſönliches Wohlbefinden ſorgen, oder einen großen Hang zu politiſchen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Menſchen einen gewiſſen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge deſſen das Beiſpiel Andrer ein äußerer Reiz oder ein Erregungsmittel für den Menſchen wird, daſſelbe zu thun, was Andre thun, ſo iſt hieraus begreiflich, daß jeder Einzelne, je nachdem ſein Nachahmungstrieb ſtärker oder ſchwächer iſt und er weniger oder mehr Selbſtſtändigkeit hat, auch dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes auf ſeinen Charakter und ſein Verhalten mehr oder weniger unterworfen iſt. Daher legt man dem Zeitgeiſte eine gewiſſe Herrſchaft bei, die aber doch nicht ſo allmächtig iſt, daß man ſich nicht durch eigne Geiſteskraft darüber erheben könnte. Die Urſachen, welche in einem gewiſſen Zeitalter einen eigenthümlichen Geiſt hervorbringen, können ſehr verſchieden ſeyn, werden aber doch faſt immer entweder aus ſo ausgezeichneten, kräftigen Geiſtern, welche in religiöſen, politiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Anſichten eine bedeutende Reform bewirkten, oder aus ſo ausgezeichneten Regenten, deren Einfluß ſich weit erſtreckt, vereint mit der friedlichen oder kriegeriſchen, glücklichen oder unglücklichen Lage der Nationen, hervorgehn. D.

Geiſteskrankheiten, ſind diejenigen Arten von Störungen des freien oder natürlichen Bewußtſeyns, in welchen der Menſch fortdauernd entweder keiner lebhaften und beſtimmten Vorſtellungen fähig iſt, oder verkehrte, d. h. dem geſunden Verſtande widerſprechende Vorſtellungen bei ſich unterhält, ohne ſich von ihrer Abſurdität überzeugen zu können. Im erſtern Falle iſt Blödſinn vorhanden, welcher, wenn er ſich als allgemeine Abſtumpfung des geiſtigen Apperceptions- und Reactions-Vermögens zeigt, Dummheit, wenn er aber als kindiſches Unvermögen, Vorſtellungen zu feſten Begriffen zu verbinden, erſcheint, Albernheit genannt wird. Im zweiten Falle führen die mancherlei krankhaften Erſcheinungen der geiſtigen Thätigkeiten den allgemeinen Namen der Verrücktheit, weil hier gleichſam der Geiſt aus ſeinen Fugen gerückt iſt. Trägt ſich der Kranke mit falſchen Vorſtellungen über die Gegenſtände und ihre Verhältniſſe herum, ſo iſt die Krankheit Wahnwitz, welcher, wenn er es mit überſinnlichen Gegenſtänden zu thun hat, Aberwitz genannt wird. So iſt z. B. ein Menſch, der alle Nahrungsmittel für vergiftet hält, wahnwitzig, einer der höhere Offenbarungen, wie etwa über das Welt-Ende, zu beſitzen glaubt, aberwitzig. Beziehen ſich die falſchen Vorſtellungen auf die eigene Perſon des Kranken, wähnt er z. B. Kaiſer, Admiral, vierte Perſon der Dreieinigkeit, zu ſeyn: ſo iſt ſeine Krankheit Narrheit. Die Narrheit und der Wahnwitz ſtehen daher einander entgegen, wie Perſon und Gegenſtand. Sehr häufig ſind dieſe verſchiedenen Krankheiten des Verſtandes und der Phantaſie, oder mit einem Worte, des Geiſtes, mit einander verbunden, oder haben wenigſtens, auch wo ſie einzeln erſcheinen, das Gemeinſame, daß ſie ſämmtlich den Krankheiten des Gemüths und Willens entgegen ſtehen, unter denen ſich beſonders Melancholie, Wahnſinn und Tollheit auszeichnen. Man darf dieſe verſchiedenen Gattungen von Krankheiten nicht mit einander verwechſeln, weil ſie alle einen verſchiedenen Sitz und Urſprung haben. Auch geſchieht dieß

von Laien weniger als von den gelehrten Syſtematikern, welche Gemüths- Geiſtes- und Willenskrankheiten unter einander werfen und mit den Namen Wahnſinn, oder Geiſteszerrüttungen, oder Narrheit u. ſ. w. umfaſſen, da hingegen der gemeine Sprachgebrauch Melancholie, Wahnwitz, Narrheit, Tollheit u. ſ. w., ſehr wohl von einander unterſcheidet. *) Der beſte allgemeine Name für ſie alle iſt: Seelenkrankheiten, von denen die Geiſteskrankheiten nur einen beſondern Zweig ausmachen, indem ſie die Erſcheinungen des krankhaften Vorſtellungs-Vermögens ausdrücken, aus deſſen Mißbrauche, z. B, durch überſpanntes Nachdenken, ſie entſpringen. So werden mechaniſche Künſtler über den Bemühungen das perpetuum mobile zu finden, Mathematiker über die Quadratur des Zirkels, Theologen über die Erklärung der Apokalypſe verrückt. Der Melancholie, dem Wahnſinn, der Tollheit geben heftige Leidenſchaften und überhaupt Störungen in den Gefühlen und Trieben voraus, als deren Producte jene Krankheiten zu betrachten ſind, zu welchen ſich die Verrückungen u. ſ. w. nur nebenbei geſellen. ff.

Geiſtik. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man denjenigen Theil der phyſiſchen Geographie, welcher die Kunde von den feſten Landmaſſen vorträgt. Es wird darin gehandelt von den Ebenen, Bergen, Gebirgen, Landrücken, Bergketten, Klippen, Inſeln, Landzungen, Landengen, Küſten, Vorgebirgen, Päſſen u. ſ. w., und man unterſcheidet folgende Abtheilungen derſelben; 1) Neſologiſche oder Inſel-Geographie, von den Inſeln und Halbinſeln, deren Ausdehnung, Lage und Entſtehung durch Feuer- oder Waſſerwirkungen, Trennungen vom feſten Lande, Korallenklippen; 2) Orologiſche oder Berg-Geographie, von den Gebirgen auf dem Kontinent und dem Seegrund, Verſchiedenheit derſelben (Eis- und Schneeberge, Gletſcher, Ferner, Vulkane, Alpen, Höhlengebirge, Ausdehnung, Zuſammenhang derſelben; 3) Oryktologiſche Geographie, welche die Gebirgsarten nach ihrer Formation, Alter und Beſtandtheilen betrachtet; 4) Planologiſche Geogra-

*) In der Claſſification der Geiſtes- und Gemüthskrankheiten überhaupt, ſo wie in der Erklärung einzelner weichen die Pſychologen gar ſehr von einander ab. Was die eigentlichen Geiſteskrankheiten betrift, ſo unterſcheidet Kant deren 4 Arten: 1) Verrückung der Sinnlichkeit, Unſinnigkeit, eine Träumerei im Wachen; 2) Verrückung des Verſtandes, Wahnſinn, wo zwar alles den formalen Geſetzen des Denkens gemäß iſt, aber durch falſch dichtende Einbildungskraft ſelbſtgemachte Vorſtellungen für Wahrnehmungen gehalten werden; 3) Verr. der Urtheilskraft, Wahnwitz, und 4) Verr. der Vernunft, Aberwitz, welcher, die ganze Erfahrungsleiter überfliegend, das Unbegreifliche zu begreifen wähnt. — Es würde zu weit führen, wenn wir die verſchiedenen Anſichten und Meinungen alle mittheilen wollten; wer ſich für Unterſuchungen dieſes wichtigen Gegenſtandes intereſſirt, findet, außer in Hofbauers Werke über die Krankheiten der Seele, noch in Flemmings Ideen zur Beurtheilung der Galliſchen Unterſuchungen, Carus Pſychologie Bd. 2. und einzelnen Aufſätzen in Wagners Beitr. zur phil. Anthrop. und Hufelands N. Journ. für prakt. Arzneik. reichen Stoff zum Vergleichen und eignen Nachdenken.

phie, von den Ebenen und Flächen, Thälern, Abdachungen; 5) Theriſche Geographie, von dem Innern der Erdrinde, Spalten, Klüften, Bänken, Gängen, Lagerungen u. ſ. w. dd.

Geiſtlich. Geiſtlich wurde ehedem ſehr oft mit geiſtig verwechſelt und zur Bezeichnung vieler die ewige Wohlfahrt des menſchlichen Geiſtes betreffender Dinge gebraucht, die der Sprachgebrauch unſrer Zeit geiſtig nennt. Mit dem erſt neu aufgekommenen Worte religiös wird geiſtlich zum Unterſchiede von weltlich, um eine beſondre Beziehung auf Gott und die Religion anzuzeigen, noch jetzt oft gleichbedeutend gebraucht, z. B. geiſtliches Buch, Geſpräch, Lied. Der gebildete Sprachgebrauch nennt aber nur ſolche Perſonen und Sachen geiſtlich, die mit der öffentlichen Religionsübung und der kirchlichen Verfaſſung in einer beſtimmten, öffentlich anerkannten Beziehung ſtehen und deshalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter von allen andern Dingen in der Welt ausgezeichnet ſind. Dieß iſt jedoch bloß eine äußere, Geſchäft, Beſtimmung und Verhältniß andeutende Beziehung, bei der, was geiſtliche Perſonen betrifft, eine innere, nähere Gemeinſchaft mit dem, deſſen Verehrung bei der Religionsübung und kirchlichen Verfaſſung bezweckt wird, zwar zu wünſchen und zu fordern, aber keineswegs nothwendig vorauszuſetzen iſt. Der geiſtlichen Tracht, d. i. die Amtskleidung der Prieſter und Prediger; geiſtlichen Gütern, d. i. Beſitzungen und Fonds der Kirchen, kann dieß Prädikat ſchon an und für ſich nur ihres Gebrauchs wegen zukommen. Geiſtliche Beamte aber, wie die den geiſtlichen Stand bildenden Prieſter und Prediger ſelbſt, geiſtliche Räthe, Beiſitzer der geiſtlichen Gerichte oder Conſiſtorien, welche dieſem Stande allemal angehören und ſein Intereſſe vertreten; geiſtliche Stifter, welche wie die Klöſter aus einer Corporation von Perſonen dieſes Standes beſtehen, ſollten allerdings durchgehends auch die innere Weihe der Religioſität und geiſtigen Gemeinſchaft mit Gott haben, die überhaupt das Merkmal wahrer Chriſten iſt, und das geiſtliche Recht (ſ. d. Art. Canoniſches Recht) hätte ſich viele genauere Beſtimmungen und Vorſchriften erſparen können, wenn alles, was geiſtlich heißt, auch mit dieſer Weihe geheiligt wäre. Denn alle Chriſten ſind im Grunde geiſtliche Brüder und Schweſtern, ſie nennen ihre Lehrer und Seelſorger mit Recht geiſtliche Väter, und werden von dieſen geiſtliche Söhne und Töchter genannt, und die katholiſche Kirche wendet dieß Prädikat auch zur Beſchränkung der Heirathsluſtigen (ſ. d. Art. Inceſt) auf den beſondern Fall an, wo ſie von einer geiſtlichen Verwandtſchft ſpricht, die zwiſchen Taufzeugen, ihren Pathen und Gevattern angeknüpft wäre. E.

Geiſtlicher Vorbehalt, ſ. Vorbehalt.

Geiſtliches Gericht, ein; iſt eine entweder bloß aus Geiſtlichen, oder aus Geiſtlichen und Rechtsgelehrten beſtehende Behörde, welche über die Geiſtlichen (in mehrern Ländern auch über die Schuldiener) die Jurisdiktion ausübt und in kirchlichen Angelegenheiten Recht ſpricht. In proteſtantiſchen Ländern werden die geiſtlichen Gerichte meiſt Conſiſtorien genannt, deren Cognition in mehrern Staaten, außer den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten, auch die Matrimonialſachen unterworfen ſind. N.

Geiſtlichkeit, die; iſt derjenige Stand, welchem das Geſchäft, den öffentlichen Gottesdienſt zu verwalten, die heiligen Gebräuche auszuüben und die Gemeinden im Chriſtenthum zu unterrichten,

übertragen iſt, wozu die Mitglieder deſſelben durch eine feierliche Handlung (Ordination) eingeweiht werden. Einige ſchwärmeriſche Secten, z. B. die Quäker, behaupteten, daß die chriſtliche Kirche eines beſondern geiſtlichen Standes gar nicht bedürfe, daß jeder Chriſt ein Geiſtlicher ſeyn müſſe, und geſtatteten allen ihren Mitgliedern das Recht, in den Verſammlungen zu reden. Die Erfahrung hat aber gelehrt, welche Inconvenienzen mit einer ſolchen Einrichtung verbunden ſind, und es iſt ſehr begreiflich, daß Perſonen ohne wiſſenſchaftliche Bildung nicht im Stande ſind, Predigten, welche auch den Gebildeten genügen können, zu halten und einen zweckmäßigen Religionsunterricht zu ertheilen. Selbſt die Quäker haben ſich in den neuern Zeiten genöthigt geſehen, Diener (ſo nennen ſie diejenigen, welche gewöhnlich in den Verſammlungen ſprechen) anzuſtellen, nachdem dieſes längſt ſchon von den Mennoniten, welche zu der Zeit ihrer Entſtehung ebenfalls die Entbehrlichkeit eines beſondern Lehrſtandes behaupteten, geſchehen iſt. Je vielſeitiger der Kanzelredner gebildet ſeyn muß, und je mehr Zeit und Fleiß die Ausübung ſeiner Kunſt fodert, je mehr gelehrte Kenntniſſe die wiſſenſchaftliche Kenntniß des Chriſtenthums, welche den populären Religionsunterricht leiten muß, vorausſetzt, und je nützlicher ſich der Prediger als Lehrer und als tröſtender und rathender Freund der Gemeinde machen kann; deſto weniger läßt ſich die Unentbehrlichkeit eines beſondern Standes bezweifeln, welcher dem Lehrgeſchäfte und der zu demſelben nöthigen Vorbereitung ſeine ganze Zeit und Kraft widme. Die Entſtehung des geiſtlichen Standes fällt in die früheſten Zeiten der chriſtlichen Kirche. Zwar hatten die von den Apoſteln beſtellten Aelteſten und Biſchöfe nicht das ausſchließende Recht, zu lehren, und es ſtand im apoſtaliſchen Zeitalter auch andern Chriſten frei, in den Verſammlungen zu ſprechen. Als aber bald die Gemeinden zahlreicher wurden, und Männer von Bildung und Kenntniß zu ihnen übertraten, mußte ſich ein Stand bilden, deſſen ausſchließendes Geſchäft es ward, in den Verſammlungen zu ſprechen und die heiligen Gebräuche zu verwalten. Seit dem zweiten Jahrhundert wurden die Ideen des jüdiſchen Prieſterthums auf die chriſtliche Lehre übergetragen, der geiſtliche Stand ward ſcharf von den übrigen Gemeindegliedern getrennt, und es entſtand der Unterſchied zwiſchen dem Klerus (ein Griechiſches Wort, welches Erbtheil, Eigenthum, Erbtheil und Eigenthum Gottes im beſondern Sinne bedeutet) und den Laien. Als das Chriſtenthum ſeit Conſtantin die herrſchende Religion im Römiſchen Reiche ward, erlangte die Geiſtlichkeit wichtige Privilegien und große Reichthümer. Im Mittelalter wuchs ihr Anſehn und ihr Reichthum noch mehr, der Umfang ihrer Rechte erweiterte ſich, und unter dem Schutze des Pontificats ward ſie immer unabhängiger von der Staatsgewalt. Unter allen abendländiſchen Völkern ward die Geiſtlichkeit Landesſtand, und viele Biſchöfe und Erzbiſchöfe wurden weltliche Herren. Es war dieß die Folge theils des hierarchiſchen Syſtems, theils der Ueberlegenheit, welche der geiſtliche Stand, der im ausſchließenden Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe war, über andere Stände behauptete, theils der Politik der Fürſten, welche die Geiſtlichkeit hoben, um den Adel zu beſchränken. So gewiß es iſt, daß die Nachtheile, welche hieraus entſprangen, von den Feinden des geiſtlichen Standes und der Hierarchie in übertreibenden Schilderungen dargeſtellt worden ſind, ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß

die weltliche Herrſchaft und die Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten viele Geiſtliche von ihrer eigentlichen Beſtimmung entfernte, und daß der Reichthum und der Ueberfluß ein großes Sittenverderben unter dem Klerus verurſachte. Daher war es wohlthätig, daß die Reformation die Verhältniſſe des geiſtlichen Standes änderte und ihn zu ſeiner wahren Beſtimmung zurückführte. Jetzt laſſen ſich die verſchiedenen Vorſtellungen von dem geiſtlichen Stande auf zwei Hauptanſichten, auf die des Katholicismus und die des Proteſtantismus, zurückbringen. Nach der erſten Anſicht iſt der Geiſtliche nicht bloß Lehrer und Volksredner, ſondern auch Prieſter und Richter der Gemeindeglieder in geiſtlichen Dingen. Durch die heilige Weihe theilen ſich ihm, nach der Anſicht des Katholicismus, die höhern Gaben mit, welche die Apoſtel auf ihre Nachfolger fortpflanzten, und darum beſitzt er eine von dem erworbenen Verdienſt unabhängige Würde und eine von der erworbenen Kenntniß unabhängige Einſicht in die göttlichen Dinge; er ſteht in einer nähern Verbindung mit Gott, er ruft gleichſam das Himmliſche in das Irdiſche herab, und wirkt in der Meſſe durch ſein Gebet die wunderbare Verwandlung des Brotes in den Leib Jeſu Chriſti, ſein Segen bringt Heil und ſein Fluch Verderben; durch einen eigenthümlichen prieſterlichen Charakter, durch eine eigenthümliche prieſterliche Würde iſt er von den Laien ausgezeichnet. Dieſe Anſicht von dem geiſtlichen Stande geht aus der dem Katholicismus eigenen Lehre von der Kirche nothwendig hervor, und iſt der Grund theils der Rechte, welche der katholiſche Geiſtliche behauptet, theils der beſondern Heiligkeit, welche die öffentliche Meinung an ſeine Perſon knüpft, und der Entbehrungen, welche von ihm gefodert werden. Nach der Anſicht des Proteſtantismus dagegen iſt der Geiſtliche nicht Prieſter, nicht Vermittler zwiſchen Gott und dem Menſchen, ſondern nur Lehrer und Freund der Gemeinde; nicht durch höhere, auf übernatürliche Weiſe mitgetheilte Gaben, nur durch eine tiefere Kenntniß des Chriſtenthums und der Wiſſenſchaften, und durch die Fähigkeit, durch die Kraft der Rede die Menſchen zu belehren und zu erbauen, unterſcheidet er ſich von andern Gemeindegliedern, und wenn von ihm ſtrengere Sitten gefodert werden, ſo liegt der Grund davon nicht in einer beſondern Heiligkeit ſeiner Perſon und ſeines Verhältniſſes, ſondern lediglich darin, daß er, wie durch die Lehren, ſo auch durch den Wandel die Gemeinde erbauen ſoll, und daß manche Beſchäftigungen und Vergnügungen mit der Würde eines öffentlichen Lehrers zu ſtreiten ſcheinen. Beide hier beſchriebene Vorſtellungsarten indeß ſind verſchiedentlich modificirt worden, und wenn in den frühern Zeiten nicht wenig von der katholiſchen Anſicht in der öffentlichen Meinung der Proteſtanten fortdauerte, ſo hat dagegen in den ſpätern Zeiten die proteſtantiſche Anſicht bei vielen Katholiken Eingang gefunden. Im vorigen Jahrhundert traten erſt in Frankreich, dann auch in Deutſchland viele Feinde des geiſtlichen Standes auf, welche die großen Verdienſte, die er ſich durch Beförderung der Volksbildung und Pflege der Wiſſenſchaften erworben hat, verkannten, ihn mit dem ungerechteſten Tadel überhäuften und ihm alle ſeine Rechte und Vortheile entzogen wiſſen wollten. Auch iſt der geiſtliche Stand in den neuern Zeiten von mehrern Regierungen ſehr ungerecht behandelt worden. Die öffentliche Meinung indeß hat ſich ſchon wieder zu ſeinem Vortheile geändert, man erkennt ſeine Nutzbarkeit wieder an,

läßt ausgezeichneten Geiſtlichen Gerechtigkeit wiederfahren, und darf daher erwarten, daß die Regirungen die Rechte und Einkünfte der Geiſtlichen nicht noch mehr, als bereits ſchon geſchehen iſt, beſchränken werden, damit das Verdienſt auch in dieſem Stande Auszeichnung und Belohnung finde und der Geiſtliche den äußern Anſtand behaupten könne, den ſein Verhältniß fodert. N.

Geiz iſt eine Ausartung des Selbſterhaltungstriebes, vermöge deren man das Mittel zur Befriedigung dieſes Triebes mit dem Zwecke verwechſelt, und daher am bloßen Beſitze des Mittels ein ſo großes Vergnügen findet, daß man nicht nur Andern, ſondern auch ſich ſelbſt den davon zu machenden Gebrauch oder Genuß verſagt. Da das Geld in kultivirten Staaten das vornehmſte Mittel zur Befriedigung des Selbſterhaltungstriebes und auch andrer mit ihm verwandter Triebe iſt, wiefern wir uns dadurch Nahrung, Kleidung, Wohnung, und ſogar Freunde, Ehre, Macht u. dergl. erwerben können, ſo iſt auch das Geld der vorzüglichſte Gegenſtand, nach welchem der Geizige ſtrebt. Doch wird das Wort Geiz auch auf andre Arten des übermäßigen Strebens bezogen, beſonders auf das übermäßige Streben nach Ehre. Daher unterſcheidet man den **Ehrgeiz** vom **Geldgeiz**. Wird aber das Wort Geiz ſchlechtweg gebraucht, ſo verſteht man darunter gewöhnlich die oben bezeichnete Ausartung des Selbſterhaltungstriebes. In dieſer Bedeutung wird auch der **Geiz eine Wurzel alles Uebels** genannt; denn er macht den Menſchen ungerecht und lieblos ſowohl gegen Andre als gegen ſich ſelbſt. Wegen der theils niedrigen, theils ungereimten Mittel, die der Geizige zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft braucht, wird er in den Augen Andrer auch verächtlich und lächerlich. Die trefflichſte Schilderung dieſer häßlichen Leidenſchaft hat **Moliere** in ſeinem Luſtſpiele L'avare gegeben. D.

Geiz, iſt eine Benennung verſchiedener Pflanzenauswüchſe, ſproſſender Keime und Seitenſproſſen, z. B. an den Tabakspflanzen. **Geizen**, den Geiz an den Pflanzen und Gewächſen, z. B. am Weine abbrechen, welches in Oberſachſen um Johannis zu geſchehen pflegt.

Gekrönte Poeten, ſ. **Poeten** (gekrönte).

Gekünſtelt, ſ. **Künſtelei**.

Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und Schaftgeſimſe ſich berühren. Bei den Griechen kommen ſie nicht vor, ſondern erſt unter dem Antoninus Pius wurde die gekuppelte Säulenſtellung eingeführt, um dadurch dem Gebäude das Anſehen eines größeren Reichthums zu geben. Es kann Fälle geben, wo dieſe nahe Säulenſtellung durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird; wenn nämlich die Laſt für Eine Säule zu groß ſeyn würde und die Verhältniſſe es nicht erlauben, ihr eine dazu hinreichende Dicke zu geben. Ein geſchickter Baumeiſter weiß indeß dieſe Fälle zu vermeiden.

Gelbes Fieber, ſ. **Fieber**.

Gelbſucht, eine menſchliche Krankheit, deren hervorſtechendes Symptom iſt, daß die Haut des damit Befallenen am ganzen Körper gelb wird. Der Sitz der Krankheit iſt in der Region der Verdauung, und zwar in der Leber ſelbſt, oder in den ihr zunächſt benachbarten Theilen, der Gallenblaſe, dem Ausführungskanal der Galle ꝛc. Die erſten Aeußerungen der Krankheit ſind ein gewiſſes unbehagliches Gefühl in der Herzgrube und nach der rechten Seite zu

dann Mangel an Appetit, Drücken nach dem Eſſen u. a. m. Allmählich färbt ſich die Haut gelb, und zwar zuerſt an ihrem zarteſten undurchſichtigſten Theile, im Auge, daher das Weiße in demſelben gelb erſcheint. Von da pflanzt ſich dieſe Färbung über den ganzen Körper fort, ſo daß dieſer, wenn die Krankheit im hohen Grade Statt findet, ſchmutziggelb erſcheint. Zugleich ſtellt ſich gewöhnlich ein heftiges Jucken in der Haut über den ganzen Körper mit ein. Dauert die Krankheit lange, ſo fällt die Farbe der Haut immer mehr ins Dunkle, und wird endlich die ſogenannte ſchwarze Gelbſucht. In dem Verlaufe dieſer Krankheit bleibt die Verdauung geſtört. Die nächſte Urſache der Gelbſucht iſt eine Umkehrung der Thätigkeit des Lebensſyſtems, indem die abgeſonderte Galle, anſtatt aus der Leber und der Gallenblaſe durch den gemeinſchaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm ſich zu ergießen, um ihrer Beſtimmung gemäß zur Verdauung zu dienen, durch die einſaugenden Gefäße in die Speiſeſaftröhre, und von da ins Blut übergeht. Hieraus laſſen ſich die Zufälle von Mangel an Galle und den davon abhängenden Beſchwerden der Verdauung, ſo wie das Daſeyn des fremdartigen Gallſtoffes im Blute, und die davon entſtehenden Erſcheinungen in der Haut, leicht erklären. Die entfernten Urſachen dieſer Krankheit ſind ſehr mannigfaltig, z. B. krankhafte Erhöhung der einſaugenden Gefäße der Leber und Gallenblaſe, zu häufige Abſonderung der Galle, Verſtopfung der Lebergänge oder des gemeinſchaftlichen Gallenganges durch Gallenſteine u. ſ. w. Unter die vorzüglichſten Gelegenheitsurſachen gehört bekanntlich heftiger Aerger und Zorn, welche Affekten beſonders auf die Leber wirken. Bei den neugebornen Kindern iſt die Gelbſucht eine ziemlich gewöhnliche Krankheit, welche jedoch auf keinen bedeutenden Unordnungen im Organismus beruhen kann, da ſie meiſtens leicht und bald wieder verſchwindet, ohne beſonderer Arzneimittel zu bedürfen. H.

Geld (von gelten, werth ſeyn), iſt das unter den meiſten civiliſirten Völkern eingeführte allgemeine Tauſchmittel. Man ſah bald ein, daß das Tauſchen der einen Waare (oder brauchbaren Sache) gegen die andere mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft wäre, welche ſich leicht vermeiden ließen, wenn man einen Stellvertreter aller Waaren hätte, ſo daß jeder für ſeine Waare zunächſt nur dieſen allgemeinen Stellvertreter empfinge, mit welchem er dann beliebig jede andre Waare wieder kaufen könnte. Auch zeigte ſich bald, daß man eben dieſen Stellvertreter aller brauchbaren Dinge ſehr gut zur Vergütung für aufgewendete Zeit und Mühe, oder als Lohn der Arbeit benutzen könnte. Natürlich mußte aber jener Stellvertreter alles deſſen, was irgend einen Werth für den Menſchen hat, ſelbſt auch etwas Werthvolles ſeyn, oder in ſich ſelbſt einen gewiſſen Werth als nutzbar für gewiſſe Zwecke haben. Hier boten ſich nun die Metalle, und zwar die vorzugsweiſe ſogenannten edeln, wie von ſelbſt dar, indem ihr Glanz, ihre Dichtigkeit, ihre Dehnbarkeit, ihre Schmelzbarkeit, ihre Theilbarkeit, ihre Empfänglichkeit für jede beliebige Form u. ſ. w. ſie zu jener Stellvertreterſchaft am geſchickteſten machen. Dieſe Metalle wog man anfangs dar; nach und nach aber prägte man ſie auch unter öffentlicher Autorität nach einer beſtimmten Regel aus. Und ſo entſtand das eigentliche Geld, Münze (ſ. dieſe), denn das Papiergeld iſt nur uneigentliches Geld, indem es ein willkührlich angenommener Stellvertreter von jenem Stellvertreter iſt, und ſeinen eingebildeten Werth nur dadurch erhält, daß man glaubt,

man könne leicht dieſen echten Stellvertreter für jenen unechten erhalten. Sobald daher das Papiergeld dieſen Glauben (Kredit) verliert, kann ſein Werth leicht auf Null herabſinken, wie dieß der Fall bei den Aſſignaten war. D.

Geldern, eine anſehnliche Provinz der Niederlande, in Ober- und Niedergeldern eingetheilt. Obergeldern, von dem letztern ganz abgeſondert, lag zwiſchen Cleve, Cöln, Lüttich und Brabant. Es wurde in das Oeſtreichiſche, von welchem Röremonde der Hauptort war, in das Preußiſche mit der Hauptſtadt Geldern, und das Holländiſche, mit der Hauptſtadt Venlo, eingetheilt. Niedergeldern oder Niedergelderland, die erſte und größte der vereinigten Provinzen von Holland, hat einen ſehr fruchtbaren Boden, auch Waldungen, und faßt die wichtige Feſtung Nimwegen in ſich. Obergeldern kam ſchon im J. 1801, Niedergeldern aber mit Holland 1810 an Frankreich. Im gegenwärtigen Augenblicke (Febr. 1814) iſt Niedergeldern mit Holland von Frankreich wieder getrennt, und Obergeldern, durch welches die ſiegreichen Heere der Alliirten vordringen, wird bald mit den Niederlanden ebenfalls wieder davon getrennt ſeyn.

Geleckt. Dieſes Wort wird in der Malerei gebraucht, um einen Fehler zu bezeichnen, der durch einen übertriebenen Fleiß in der Ausarbeitung entſpringt, und durch den die dargeſtellten Gegenſtände aller Friſchheit und alles Lebens, mithin ihrer ganzen Wirkung beraubt werden.

Gelée iſt eine Gattung durchſichtiger Confituren, und eigentlich bloß der Saft von unterſchiedlichen Früchten, worin man Zucker zergeben und ihn nachher zu einer ziemlich dicken Conſiſtenz aufſieden und kochen läßt, ſo daß er, erkaltet, eine Gallerte macht.

Gelée, Claude, bekannter unter dem Namen Claude Lorrain (Claudius von Lothringen). Dieſer nie genug geprieſene Landſchaftsmaler wurde 1600 in dem lothringiſchen Schloß de Champagne geboren. Er war von niedriger Herkunft und zeigte in früher Jugend ſo wenig Talente, daß er in der Schule kaum leſen und ſchreiben lernte, und Gehilfe eines Paſtetenbäckers wurde. Im 12ten Jahre ſeiner Aeltern beraubt, kam er nach Freiburg zu ſeinem Bruder, einem Holzſchneider, von welchem er die Anfangsgründe der Zeichenkunſt lernte. Bald darauf nahm ihn ein Anverwandter mit nach Rom, wo er, ohne Geld und Schutz ſeinem Schickſal überlaſſen, von dem vortreflichen Landſchaftsmaler Agoſtino Taſſi als Farbenreiber und Küchenjunge angenommen wurde. Nebenher erhielt er aber doch auch einigen Unterricht in der Malerei. Einige Bilder von Gottfr. Vals entzückten ihn ſo, daß er, trotz ſeiner Armuth, zu dieſem Künſtler nach Neapel reiſte, um an ſeinen Muſtern zu lernen. Und nun entwickelte er ein ſo vorzügliches Genie, daß er ſelbſt bald in der Reihe der erſten Landſchaftsmaler ſtand, beſonders nachdem er in der Lombardei und in Venedig die muſterhaften Landſchaften von Giorgione und Tizian ſtudirt, und ſich die Art der Beleuchtung und des Kolorits dieſer Meiſter eigen gemacht hatte. Nach einer Reiſe in ſeinem Vaterlande ließ er ſich 1627 zu Rom nieder, wo er, von den Vorzüglichſten geehrt, mit dem Beifall der Kenner gekrönt, und, da ſeine Werke ſehr geſucht wurden, im Wohlſtand lebte, bis er i. J. 1682 am Podagra ſtarb. Die großen Gallerien in Italien, Frankreich, Spanien und Deutſchland beſitzen von ihm ſchätzbare Werke. Vier ſeiner beſten befinden ſich in der Gallerie zu Caſſel, zwei in der Dresd-

ner. Von allen aber das vorzüglichſte, und worauf er ſelbſt den meiſten Werth legte, iſt ſeine Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Clemens XI. machte ſich anheiſchig, es ganz mit Goldſtücken zu bedecken, der Künſtler aber wollte es durchaus nicht geben, da er es, nach der Natur kopirt, als Studium brauchte. Bei einem ungemeinen Reichthum der Erfindung, kraft deſſen er in den Gegenſtänden einen beſtändigen Wechſel anzubringen wußte, hatte er ein ernſtes, tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verſchiedenen Stunden des Tages, und die ſanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinſpielen und in das Gemurmel eines, unter dem Schatten ſich hinſchlängelnden, Baches flüſternd einſtimmen, täuſchend auszudrücken wußte, ſteht ihm nur Caspar Dughet zur Seite. Alle ſeine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er einigen dunkel beſchatteten Stellen eine thauige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unnachahmlich iſt. Unvollkommen waren dagegen ſeine Figuren, und er wußte dieß ſelbſt ſo gut, daß er zu ſagen pflegte, er verkaufe die Landſchaften und gebe die Figuren zu. Bei einem großen Theil ſeiner Bilder ſind ſie aber von Lauri und Francesco Allegrini. Am liebſten und daher auch am öfterſten, wählte er angenehme, grenzenloſe Ausſichten, in deren täuſchende Ferne das Auge ſich verliert. dd.

Gelehrſamkeit, oder **Gelahrtheit**, wie man ſonſt ſagte, hat ihren Namen vom Lehren, und bezieht ſich daher urſprünglich auf alles, was gelehrt, und folglich auch gelernt werden kann. Man nennt aber eigentlich nur denjenigen gelehrt, der einen bedeutenden Theil der menſchlichen Erkenntniß oder irgend ein Hauptfach des menſchlichen Wiſſens ſich durch ein methodiſches Studium zu eigen gemacht hat. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zuſammenhang ſind daher die charakteriſtiſchen Merkmale, welche die gelehrte Erkenntniß von der gemeinen unterſcheiden. Die **Gelehrſamkeit** aber wird entweder ſubjektiv, als die **Eigenſchaft eines Gelehrten**, oder objektiv, als der **Inbegriff aller der Kenntniſſe** gedacht, die man von demjenigen fodert, der in einem Hauptfache des menſchlichen Wiſſens als **Lehrer** auftreten will. Hiezu gehört insonderheit die Kenntniß der **Griechiſchen** und der **Lateiniſchen** Sprache, welche daher auch vorzugsweiſe **gelehrte Sprachen** genannt werden. Denn da die neuern Gelehrten einen großen Theil ihrer Kenntniſſe den Gelehrten der Griechen und Römer verdanken, ſo wird von einem heutigen Gelehrten mit Recht gefodert, daß er aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen im Stande ſey, und alſo die Schriften der alten Gelehrten nicht bloß in Ueberſetzungen, die oft ſehr unzuverläſſig ſind, ſondern in den Originalen ſelbſt leſen und benutzen könne. Es haben übrigens die Gelehrten unter allen gebildeten Völkern ſtets einen bedeutenden Einfluß auf die Geſellſchaft behauptet, welcher Einfluß um ſo ſtärker war, wenn, wie bei den Aegyptern und andern orientaliſchen Völkern, die Prieſter zugleich den Stand der Gelehrten bildeten. Dieſe Verbindung des Prieſterthums mit dem Gelehrtenſtande war aber den Wiſſenſchaften nicht förderlich, da die Prieſter gewöhnlich ihre gelehrten Kenntniſſe verheimlichten und den Laien (d. i. dem Volke, Laici) nur ſo viel davon mittheilten, als ſie für gut fanden. Daher nennt man die **Ungelehrten** auch jetzt noch zuweilen **Laien**. Seitdem aber durch die Griechen, bei denen ſich der Gelehrtenſtand gänzlich vom Prieſterthume trennte, die Gelehrſamkeit ein Gemeingut der Menſchheit geworden, hat auch das

Studium der Wiſſenſchaften einen humanern und liberalern Charakter angenommen. Durch die Buchdruckerkunſt ſind die Quellen der Gelehrſamkeit dergeſtalt vervielfältigt und verbreitet worden, daß es möglich iſt, auch ohne mündlichen Unterricht durch bloße Lectüre eine Menge gelehrter Kenntniſſe zu erwerben. Einen ſolchen Gelehrten nennt man mit einem Griechiſchen Worte einen Autodidaktos. Streng genommen aber iſt kein Gelehrter ein wirklicher Autodidaktos (durch ſich ſelbſt gelehrt); denn in den Jahren der Kindheit empfing doch jeder mündlichen Unterricht, und ſpäterhin vertraten Bücher die Stelle der mündlichen Lehrer. D.

Geleit. In den Zeiten der innern Befehdungen Deutſchlands konnte der Reiſende, beſonders der Kaufmann, ſich nicht ſicher von einem Orte zum andern begeben; er mußte fürchten, von den Raubrittern niedergeworfen und geplündert zu werden. Zu dem Ende ließ er ſich geleiten, d. h. von Bewaffneten begleiten, welche dafür, daß er ihrem Herrn ein Geleitsgeld entrichtete, ihn bis zu dem beſtimmten Orte gegen jeden Angriff vertheidigen mußten. Ein ſolches Geleit iſt zwar in unſern Tagen nicht mehr üblich noch nöthig, dennoch läßt ſich der Landesherr das Geleitsgeld oder Geleite fortbezahlen, weil er auf andere Weiſe für die Sicherheit der Straßen ſorgt. Ein Geleitsbrief iſt die ſchriftliche Vergünſtigung, ſicher und an ſeiner Perſon ungekränkt, durch ein Gebiet zu reiſen, an einem Orte zu erſcheinen, oder auf der See unter dem Schutze der Escorte zu ſtehen. In unſerer juriſtiſchen Sprache kommt das Wort Sicheres Geleit (salvus conductus) vor, wodurch einer Perſon zugeſichert wird, daß ſie ſicher an einem Orte erſcheinen dürfe, ohne verhaftet werden zu können. Ein ſolches ſicheres Geleit wird höheren Orts jedem redlichen Falliten gegen ſeine Wechſelgläubiger auf eine beſtimmte Zeit bewilligt, damit er, ohne Wechſelarreſt fürchten zu dürfen, perſönlich an Ort und Stelle erſcheinen und die Regulirung ſeiner Angelegenheiten betreiben könne. Auch pflegt ein Wechſelgläubiger ſeinem Wechſelſchuldner wohl ein ſicheres Geleit auf gewiſſe Zeit zuzugeſtehen, indem er eine Schrift ausſtellt, worin er ſich für die bewilligte Friſt des Wechſelrechts gegen ihn begibt, und zugleich verſpricht, den Wechſel bis dahin nicht aus den Händen zu geben, oder falls dieß geſchehen, den Schuldner gegen jeden Dritten zu vertreten. M.

Gellert (Chriſtian Fürchtegott) wurde den 4. Juli 1715 zu Haynichen, einem kleinen Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo ſein Vater zweiter Prediger war, geboren, und erhielt daſelbſt den erſten Unterricht. Die mittelmäßigen Einkünfte ſeines Vaters, der 13 Kinder zu ernähren hatte, nöthigten ihn, ſchon in ſeinem eilften Jahre durch Abſchreiben für Advokaten ſich einigen Erwerb zu verſchaffen. Früh äußerte ſich ſeine Neigung zur Dichtkunſt. Sein erſter Verſuch, den er in ſeinem dreizehnten Jahre machte, war ein Geburtstagsgedicht für ſeinen Vater. Die baufällige Wohnung deſſelben wurde von 15 Stützen vor dem gänzlichen Einſturz geſichert, und eben ſo viel waren damals der Gellertſchen Kinder und Kindeskinder. Dieſe Zufälligkeit brachte er in Verbindung, indem er jedes der letztern als eine Stütze des Vaters und ſeines Namens aufführte und ſeinen Glückwunſch abſtatten ließ. Da dieſer erſte Verſuch gelobt wurde, folgten demſelben bald mehrere andere nach. Im J. 1729 kam Gellert auf die Fürſtenſchule zu Meißen, um ſich daſelbſt für die Univerſität vorzubereiten. Hier wurde er zwar mit dem todten Buchſtaben der Griechi-

ſchen und Römiſchen Schriftſteller, aber nicht mit ihrem Geiſte bekannt gemacht. Glücklicher Weiſe lernte er jetzt Gärtner und Rabener kennen, und ſchloß mit ihnen den Bund einer innigen Freundſchaft. Die drei Jünglinge ſpornten einander gegenſeitig zum Eifer in den Wiſſenſchaften und zur Berichtigung ihres Geſchmacks an. Im J. 1734 bezog er die Univerſität zu Leipzig, um Theologie zu ſtudiren, kehrte nach 4 Jahren zu ſeinem Vater zurück, und wagte ſich auf die Kanzel. Gewiß würde er unter den geiſtlichen Rednern Deutſchlands ſich durch Leichtigkeit und Popularität ausgezeichnet haben, hätte er weniger Aengſtlichkeit, eine beſſere Geſundheit, eine ſtärkere Bruſt und ein getreueres Gedächtniß gehabt. Im J. 1739 übernahm er die Aufſicht und Erziehung zweier junger Edelleute nicht weit von Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang den Sohn ſeiner Schweſter, bereitete ihn auf die Univerſität vor, und begleitete ihn im J. 1741 nach Leipzig. Hier beſchäftigte er ſich mit dem Unterricht junger Leute, vorzüglich aber mit der Erweiterung ſeiner eigenen Kenntniſſe. Der Umgang mit Gärtner und den übrigen Verfaſſern der Bremiſchen Beiträge, an welche er ſich anſchloß, gaben ſeinem Geſchmack die beſſere Richtung. Gottſched, deſſen Vorleſungen er gehört, und an deſſen Bayleſchem Wörterbuch er mitgearbeitet, ſank ſehr bald in ſeiner Meinung. Er war ungefähr 1 Jahr in Leipzig geweſen, als J. J. Schwabe 1742 die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes herauszugeben anfing, wozu er Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte und ein Schäferſpiel, das Band, wie auch verſchiedene proſaiſche Abhandlungen lieferte. Nachher zog er ſich davon zurück, und gab mit ſeinen Freunden die Bremiſchen Beiträge heraus. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, und ſeine Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger geleſen. Gellert widmete ſich daher dieſer Dichtungsart vor allen andern. Weil er aber zu Aemtern, die mit anhaltenden Berufsarbeiten verbunden ſind, keine zuverläſſige Geſundheit zu haben glaubte, faßte er den Entſchluß, ſich dem Unterricht der akademiſchen Jugend zu widmen, ward zu dem Ende 1744 Magiſter, und vertheidigte 1745 ſeine Abhandlung de poesi apologorum eorumque scriptoribus. Die Faßlichkeit und Anwendbarkeit ſeines Unterrichts erwarb ihm den ausgebreitetſten Beifall. Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, Erneſti's Rhetorik, Stockhauſens Bibliothek für Liebhaber der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften, in der Folge ſeine eigene Abhandlung über den guten Geſchmack in Briefen und die Moral waren die Gegenſtände ſeiner Vorleſungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen ſeiner Zuhörer beurtheilte. Aber auch durch Schriften wollte er nützen. Er arbeitete neue Fabeln und Erzählungen aus, ſuchte darauf ſein Talent auch zur Verbeſſerung des Theaters anzuwenden, und verfaßte zu dieſem Ende ſeine Luſt- und Schäferſpiele. Ferner ſchrieb er, um zu verſuchen, ob er nicht dem Roman mehr Ernſt, Würde und Nutzbarkeit geben könne, ſeine Schwediſche Gräfin. Seinen Landsleuten das Beiſpiel einer freien und ungezwungenen Schreibart in Briefen aufzuſtellen, gab er eine Sammlung Briefe nebſt einer Abhandlung vom guten Geſchmack in Briefen heraus. Darauf ließ er ſeine Lehrgedichte, geiſtliche Oden und Lieder, und eine Sammlung vermiſchter Schriften in Verſen und Proſa folgen. Sehr ſchmerzhaft war es für Gellert, ſich um das J. 1751 von allen ſeinen Freunden bis auf Rabener getrennt zu ſehn. Auswärtige Anſtellungen hatten ſie von ihm gerufen, der ihrer um ſo mehr bedurfte, als er ſeine Hypochondrie nur in ihrer

Geſellſchaft zu bannen gewohnt war. Zwölf Jahre hatte Gellert mit Beifall in Leipzig gelehrt, ohne ſich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerkſam auf ſeine Verdienſte, verlangte, daß er um eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie anhalten möchte. Gellert folgte darin dem Rathe ſeiner Freunde, und erhielt dieß Amt 1751 mit einem Gehalte von 100 Thalern. Er trat es mit einem Programm de comoedia commovente und einer Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten an und las nun auch öffentlich über die Dichtkunſt und Beredſamkeit. Seine Vorträge wurden ſo zahlreich beſucht, daß er ſie in den öffentlichen Hörſälen der Univerſität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen ſtrömten ihm zu. Unbegränzt war die Achtung, in der er überall ſtand, und der Wunſch, ſeine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt die Studirenden von vielen Ausſchweifungen zurück. Angeſehene Perſonen beeiferten ſich, durch ihre Freigebigkeit ſein Leben ſo kummerlos und ſorgenfrei als möglich zu machen. Aber während er die Augen des ganzen Deutſchen Publikums auf ſich zog und ſein Lob auf allen Zungen war, litt er immer heftiger an der Hypochondrie. Wiewohl eine außerordentliche Traurigkeit ſich über ſein ganzes Gemüth ausbreitete, ſo hütete er ſich doch ſorgfältig, Andern damit beſchwerlich zu fallen. Er entſagte für die Folge der Dichtkunſt, da er nicht mehr die Kraft dazu fühlte, und entſchloß ſich dagegen, beſondere Vorleſungen über die Moral auszuarbeiten. Der glückliche Mittelweg, den er zwiſchen Syſtem und Deklamation zu treffen wußte, und ſein rührender Vortrag erwarben dieſen Vorleſungen den größten und ungetheilteſten Beifall. Während des ſiebenjährigen Kriegs ward Gellert von unzähligen Fremden beſucht, welche ſich beeiferten, dem Manne ihre Hochachtung zu beweiſen, der der Liebling ſeiner Nation war. Die Preußiſchen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten ſich öfters mit ihm, und letzterer machte ihm durch den General von Kalkreuter das Pferd zum Geſchenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf Gellert ſeit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. Im J. 1760 ließ ihn Friedrich II. zu ſich rufen, und der König war mit der Unterredung Gellerts ſo wohl zufrieden, daß er ihn le plus raiſonnable de tous les ſavans allemands nannte. Eine ordentliche Profeſſur, die ihm mehreremal angeboten wurde, ſchlug der beſcheidene und genügſame Gellert jedes Mal aus. Er bedurfte wenig, und vertraute der göttlichen Vorſehung, die ſein Vertrauen auch belohnte. Einer ſeiner geliebteſten Schüler, der treffliche Graf Moritz von Brühl, gab ihm ſeit 1762 eine jährliche Penſion von 150 Thalern, ohne daß Gellert ſeinen Wohlthäter entdecken konnte. Häufige Geſchenke wurden ihm von ehemaligen Schülern, ja oft von Fremden zugeſchickt, als Beweiſe der Liebe und Dankbarkeit. Nach des Geſchichtſchreibers Maſcov Tode erhielt Gellert deſſen Gnadengehalt von 450 Thlr. Der Kurfürſt Friedrich Chriſtian ehrte ihn nicht allein durch die höchſte Achtung, ſondern auch durch anſehnliche Geſchenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn eben ſo wohlwollende Geſinnungen. So hätte Gellert ſehr glücklich ſeyn können, wenn ſein Körper weniger gelitten hätte. Allein die Leiden deſſelben ließen ihn zu keiner anhaltenden Heiterkeit kommen. Das geheime Uebel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Bädern und keinen Arzeneien. Seine Geſundheit wurde von Zeit zu Zeit immer ſchwächer, und er war auf die Bitte ſeiner Freunde beſchäftigt, ſeine Moral durch eine ſorgfältige Durchſicht ſo in Stand zu ſetzen, daß ſie nach ſeinem Tode dem

Publikum mitgetheilt werden konnte, als ihn im December 1769 eine hartnäckige Verſtopfung überfiel, die auch die geſchickteſten Aerzte nicht zu beſiegen vermochten. Der Kurfürſt ſchickte, ſobald er von der Gefahr hörte, die dem Leben des theuern Mannes drohte, ſeinen Leibarzt nach Leipzig; allein nichts war im Stande, die Entzündung im Unterleibe zu hintertreiben. Er ſtarb, mit freudigem Vertrauen, den 13. December 1769 in ſeinem 55. Lebensjahre. Gellert war (wie Göthe ihn im 2. Bande ſeines Lebens beſchreibt) nicht groß von Geſtalt, zierlich, aber nicht hager; ſanfte, eher traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Geſichts; alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth. Sein moraliſcher Charakter war durchaus ohne Flecken. Geſinnungen wahrer Gottſeligkeit beſeelten ihn; er hatte ein liebreiches, menſchenfreundliches, dienſtbegieriges Herz gegen alle Menſchen. Die größte irdiſche Glückſeligkeit ſeines Lebens war die Freundſchaft. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtſchaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet; dabei war Niemand williger, die Gaben und Verdienſte Anderer zu erkennen, Niemand geneigter, Andern den Vorzug vor ſich ſelbſt zuzugeſtehen. Als Schriftſteller concentrirte Gellert die Neigung des geſammten Volks auf ſich in einem Grade, den nur ſehr wenige erreicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürreſten aller literariſchen Zeiten Deutſchlands erſchienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verſtändliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die Liebe des Volks, und während es ſie liebte, ward es auch durch ſie gebildet: eine gewiſſe Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwäſſerung derſelben mag daher um ſo eher entſchuldigt werden. Seine geiſtlichen Gedichte bemächtigten ſich des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Ahndungen von Religioſität ſelbſt bei dem großen Haufen zu retten. Er erreichte zwar nicht die Tiefe eines Flemming und Gerhard, aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch ſeine geiſtlichen Gedichte vortheilhaft aus. Dennoch ſcheint es, als habe er das meiſte Talent für die Gattung der kleineren fröhlichen Erzählung gehabt, wobei es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewiſſe Schwatzhaftigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit ſelbſt oft, ihrer Natur nach, witzig iſt. Sein ſpaßhafter Weiberhaß und ſeine komiſche Scheu vor der Ehe machen ſich ſtets ſo zierlich und gutmüthig, daß er wohl nie eine Frau im Ernſt erzürnt hat. Für den Roman hatte Gellert kein Talent, davon hat er in ſeiner Schwediſchen Gräfin den klarſten Beweis gegeben. Erfreulicher und wichtiger, wiewohl auch mißlungen, ſind ſeine Schauſpiele. Sie mögen in ihrer zierlichen Weitſchweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit als ein merkwürdiger Beitrag zur Kulturgeſchichte der Deutſchen beſtehen. Auch ſeine Briefe ſind für die Zeit, in der ſie geſchrieben wurden, alles Lobes und Beifalls würdig, wenn ſie auch von den böſen Fehlern eben jener Zeit nicht ganz befreit ſind. M.

Gellius (Aulus), ein berühmter Römiſcher Schriftſteller, welcher unter Antoninus Pius und Antoninus Philoſophus lebte, die Redekunſt zu Rom ſtudirte, dann nach Athen ging, hier Philoſophie ſtudirte, und in der Folge die Würde eines Centumvir erhielt. Wegen ſeiner mannigfaltigen Kenntniſſe und ſeiner gebildeten richtigen Schreibart ſtand er in großem Anſehen. Auf uns iſt nichts als ſeine Attiſchen Nächte (Noctes Atticae) gekommen, welche ſehr intereſſan=

te, beſonders für den Sprachforſcher, Philologen und Kritiker wichtige, zerſtreute Bemerkungen, die er während ſeines Aufenthalts zu Athen aus den beſten Griechiſchen und Lateiniſchen Schriftſtellern in den Winternächten geſammelt hatte, enthalten.

Gelon, der Sohn des Dinomedes, einer der berühmteſten unter den Syrakuſiſchen Tyrannen. Nachdem er ſich der Oberherrſchaft um das Jahr der Welt 3500 ohne Schwierigkeit bemächtigt hatte, wandte er alle Sorgfalt auf die Erhebung des neuen Staats. Er vergrößerte die Stadt und vermehrte die Zahl ihrer Einwohner. Als Griechenland von Xerxes mit Krieg bedroht wurde, ſchickten Athen und Lacedämon Geſandte an ihn, um ein Bündniß mit ihm gegen den Perſerkönig zu ſchließen. Gelon erbot ſich, 200 Galeeren, 20,000 Schwerbewaffnete, 4000 Reiter, 2000 Schützen und eben ſo viel Schleuderer zu ſtellen, und mit Mundvorrath während des Krieges zu verſehen, wenn man ihm den Oberbefehl zu Waſſer und zu Lande überlaſſen wollte. Dieſe Bedingungen verwarfen die Spartaniſchen Geſandten, worauf Gelon die Hälfte des Commando's verlangte. Aber auch dieſe Foderung wollten ihm die Athener nicht zugeſtehn. Gelon verſagte ihnen daher die gebetene Hülfe, und ſchickte dagegen einen gewiſſen Kadmus nach Delphi, mit dem Befehl, hier den Ausgang der Schlacht abzuwarten, und wenn die Griechen überwunden würden, dem Xerxes in ſeinem Namen zu huldigen und koſtbare Geſchenke zu überreichen. Damals wußte er noch nicht, daß Xerxes die Karthager veranlaßt hatte, während er die Griechen in ihrem Vaterland angriffe, dieſelben auch in Sicilien und Italien anzugreifen. Hamilcar erſchien zu dem Ende mit einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Laſtſchiffen, worauf ſich 300,000 Mann Landtruppen befanden, ſtieg bei Panormus ans Land und belagerte Himera. Dieſer ungeheuern Macht zog Gelon mit 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern entgegen. Ein aufgefangener Brief belehrte ihn, daß am folgenden Tage Hamilcar ein feierliches Opfer bringen und zugleich Hülfsvölker ins Lager einlaſſen wolle. Es gelang Gelon, ſtatt derſelben einen Theil ſeiner Reiterei ins feindliche Lager rücken zu laſſen, welche den Hamilcar während des Opfers überfiel, ihn ſelbſt tödtete und die Schiffe in Brand ſteckte. Zu gleicher Zeit griff Gelon ſelbſt die Karthager an, welche, durch den Tod ihres Feldherrn und den Verluſt ihrer Schiffe muthlos gemacht, eine gänzliche Niederlage erlitten. Dieſe merkwürdige Schlacht geſchah im J. 3505 an demſelben Tage, wo die Griechen bei Marathon ſiegten, und iſt von Pindar verherrlicht worden. Gelon machte unermeßliche Beute, und geſtand den Karthagern nur unter der Bedingung den Frieden zu, daß ſie 2000 Talente Silber zahlen, 2 Tempel zur Aufbewahrung der Friedensbedingungen erbauen und die Menſchenopfer abſchaffen ſollten. Noch hatte Gelon nicht den königlichen Titel angenommen; er wünſchte, daß er ihm übertragen würde, und berief zu dem Ende eine Volksverſammlung, der er unbewaffnet beiwohnte und erklärte, daß er die Oberherrſchaft niederlegen wolle. Alles gerieth in Erſtaunen und Bewunderung, ein allgemeiner Zuruf nannte ihn den Wohlthäter und Retter von Syrakus. Mit einhelliger Stimme trug man ihm den Königstitel an, und ließ nicht eher ab, bis er ihn annahm. Eine Statüe, die ihn in Bürgerkleidung darſtellte, verewigte dieſes Ereigniß. Gelon verwaltete die Regirung mit vieler Sanftmuth und Güte, und war bemüht, ſein Volk zu beglücken. Er ſtarb an der Waſſerſucht im 7ten Jahre ſeiner Regirung. Ihm folgte ſein Bruder Hiero. M.

Geltung iſt in der Muſik die Dauer der Noten nach dem Verhältniß der für Tonſtücke angenommenen Bewegung. Jedes Zeichen der Töne oder jede Note hat daher außer ihrem Standorte auf dem Notenſyſtem, welcher den Ton ſelbſt bezeichnet, auch eine gewiſſe beſtimmte Figur nöthig, wodurch ihre Geltung oder Dauer angezeigt wird. Statt der ehemaligen Geltung der Noten und ihrer Eintheilung in maxima, longa, brevis u. ſ. w. ſind für das heutige Syſtem eingeführt: Ganze Schläge, halbe Schläge, Viertel, Achtel u. ſ. w., deren geringere Theile ſich gegen die größern in Beziehung auf Zeit ſo verhalten, wie die kleinern Theile eines getrennten Körpers zu den größern in Rückſicht auf Umfang oder Gewicht. Die Pauſen haben mit den Noten in Beziehung auf Dauer der Zeit einerlei Geltung, nur mit dem Unterſchied, daß hinzugeſetzte Punkte ihre Dauer verlängern, ohne eine Veränderung in ihrer Benennung zu veranlaſſen.

Gelübde, das; iſt eine Zuſage, durch welche man ſich zu einem willkührlichen, von Gott nicht gefoderten, Verhalten, in der Erwartung verbindlich macht, daß daſſelbe Gott angenehm ſey. Manche Gelübde beziehen ſich auf einen einzelnen Fall, wie wenn z. B. ein Fürſt im Mittelalter einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen gelobte, andere auf eine das ganze Leben hindurch zu wiederholende Handlung, wie wenn manche z. B. ſich verbindlich machten, an einem beſtimmten Tage der Woche zu faſten oder an einem beſtimmten Tage im Jahre eine Summe unter die Armen auszutheilen. Die meiſten Gelübde ſind unter der Bedingung, daß man aus einer Gefahr gerettet werde oder eine Wohlthat von Gott empfange, geleiſtet worden; zuweilen aber waren ſie auch die Wirkung frommer Dankbarkeit und Liebe. Nur wer auf der einen Seite unvollkommene Religionsbegriffe hegt, indem er Gott als ein menſchenähnliches Weſen ſich vorſtellt, welches er durch angenehme Dienſte erfreuen und zu der Erfüllung ſeiner Wünſche bewegen könne, auf der andern Seite aber von frommer Geſinnung und lebendigem Glauben an Gottes Regirung durchdrungen iſt, wird Gelübde leiſten. Dem aufgeklärten Gottesverehrer aber wird es nicht in den Sinn kommen, ein Gelübde zu thun, weil er weiß, daß er zu allem, was wirklich gut iſt, auch ohne ein beſonderes Gelübde verbunden ſey und daß Gott nicht durch willkührliche Dienſte, ſondern durch einen tugendhaften Lebenswandel, verehrt werde, und weil er einſieht, daß es thöricht ſey, bei der Wichtigkeit und Menge der gewöhnlichen Obliegenheiten, ſich neue und unnöthige Laſten aufzubürden. Jeſus Chriſtus und die Apoſtel haben die Gelübde weder durch Lehre noch durch ihr Beiſpiel empfohlen. Bei den unwürdigen Vorſtellungen, welche die heidniſchen Völker von den Göttern hegten, kann es nicht befremden, daß oft die thörichtſten Gelübde geleiſtet wurden, daß man den Göttern ſogar Menſchenopfer verhieß, wenn ſie den Sieg verleihen oder die drohende Gefahr abwenden würden. In der chriſtlichen Welt ſind die Kloſtergelübde am merkwürdigſten, die Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der Armuth, welche die Mönche und die Nonnen leiſten mußten. N.

Gemälde iſt ein Werk der Malerei, d. h. der Kunſt, welche ſichtbare Gegenſtände mit ihren eigenthümlichen Formen und Farben auf einer Fläche darſtellt. Form, Rundung, Beleuchtung, Haltung, Helldunkel müſſen zu ihren Darſtellungen angewendet werden, ſind aber der Malerei nicht eigenthümlich, weil auch die

Zeichenkunſt die Gegenſtände auf dieſe Weiſe darſtellt. Die Zeichnung iſt daher die Baſis der Malerei; werden aber alle jene Gegenſtände durch Farben ausgedrückt, ſo wird die Zeichnung zum Gemälde. Die Farbengebung iſt demnach ganz eigentlich das, was ein Gemälde zum Gemälde macht. Macht ſie aber gleich das Gemälde, ſo wird dieſes doch durch ſie allein nicht zum Werke ſchöner Kunſt. Die Malerei erfodert als ſchöne bildende Kunſt Ausdruck äſthetiſcher Ideen durch Bilder, und darum hat man bei der Schätzung eines Gemäldes auf Compoſition, Zeichnung und Ausdruck nicht weniger als auf die Farbengebung zu achten. Nur durch Beobachtung aller dieſer Punkte wird das Gemälde zum Bilde, welches ſtets zweierlei Eigenſchaften haben muß, artiſtiſche und äſthetiſche. Durch die artiſtiſchen werden die Wirklichkeitsfoderungen für den äußeren Sinn, durch die äſthetiſchen wird der Schönheitsſinn befriedigt. Der Künſtler hat alles gethan, wenn ſeine Darſtellung anſchaulich, rein objectiv, alſo wahr, in ihrem Weſentlichen treu und in ihren Verhältniſſen richtig iſt: der äſthetiſche Künſtler ſoll zwar dies alles auch, weil ohne dies ſeine Darſtellung ein Unding ſeyn würde; allein er ſoll auch über dieſes alles uns eine Totalanſchauung verſchaffen, durch welche allein ſeine Darſtellung als ein in ſich beſchloſſenes Ganzes erſcheint, welches in dieſer Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm iſt, und das Gemüth durch Bedeutſamkeit anſpricht. Zu den Bedingungen der Wahrheit gehört Richtigkeit der Perſpektive, zu den Bedingungen der Schönheit das Gruppiren und der Contraſt in Figuren, Gruppen und Kolorit, aber freilich nur ein ſolcher Contraſt, der Einformigkeit und Einerleiheit verhütet, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun. So viel wird hier hinreichen über das Gemälde; das Weitere iſt in den angegebenen Artikeln enthalten. 2) In der Poeſie nennt man ein Bild die Zuſammenfaſſung anſchaulicher Merkmale eines Gegenſtandes, nach Erfoderniß der jedesmaligen, durch den Zweck der Darſtellung nöthigen, Charakteriſtik; ein ausgeführtes Bild dieſer Art nennt man ein poetiſches Gemälde. 3) In der Muſik nennt man ein muſikaliſches Gemälde ſolche einzelne Stellen oder ganze Stücke, wo der Tonkünſtler Töne und Bewegungen aus der lebloſen Natur, z. B. Donner, Sturm, Brauſen des Meeres, Säuſeln des Windes u. dergl. nachzuahmen geſucht hat. dd.

Gemappe (Jemappe) ein Dorf, im Oeſtreichiſchen Hennegau, eine Stunde von Mons gelegen, berühmt durch die am 6. Nov. 1792 dort gelieferte Schlacht zwiſchen der Franzöſiſch-Republicaniſchen Armee unter Dümouriez und den Oeſtreichern unter den Generalen Clerfait, Latour, Sachſen-Teſchen und Condé. Aus der biographiſchen Notiz über Dümouriez (m. v. d. Art.) wiſſen wir, daß dieſer erſte der republicaniſchen Generale nach ſeiner zweiten Anſtellung bei der Franzöſiſchen Armee eine Proclamation an die Belgier erließ, worin er ſie auffoderte mit Frankreich gemeine Sache zu machen. Doch nur nach einem entſcheidenden Siege über die ihm gegenüberſtehenden Oeſtreicher konnte er eine Ernte von jener Ausſaat hoffen. Einen ſolchen Sieg zu erringen ſuchte er nun mit aller Kraft und das Schickſal wollte, daß er ihn errang. Beurnonville, Egalité (älteſter Sohn des Herzogs von Orleans), Bourdonnaye, Miranda und Valence waren die Generale, die unter ihm den in Paris entworfenen Plan zum Winterfeldzuge mit ausführen ſollten. Achtzigtauſend Mann, mehr von wildem Geiſte des Mars befeuert, als in die

Regeln der Taktik eingeweihet, harrten des Winkes zur Offenſive. Der Moment des Kampfes und Sieges erſchien am 6. Nov. 1792, nachdem in den Tagen vorher die Vorpoſten der Oeſtreicher bis gegen Mons zurückgedrängt worden waren und die Franzoſen ſich zu Herren der Ebene von Gemappe gemacht hatten. Auf den waldigſten Höhen von Gemappe ſtand das wohlgerüſtete Heer Oeſtreichs in Verſchanzungen, welche dreifach hinter- und übereinander jedem Angriff zu trotzen ſchienen; unter dem Schutze dichter Batterien erwartete es, 20,000 Mann ſtark, die anrückenden Neufranken. Aber ungeachtet dieſer entgegengeſetzten Kräfte griff Dümouriez mit kühner Zuverſicht an, und bald waren, trotz des muthigſten Widerſtandes, trotz der Vortheile, welche die Oeſtreichiſche Cavallerie gegen die Franzöſiſche auf einige Augenblicke erkämpfte, unter dem Geſang der Marſeiller Hymne, die erſte und zweite Etage jener Verſchanzungen mit dem Bajonnette genommen; die Eroberung der dritten erleichterte der ſchon dort beginnende Rückzug der Oeſtreicher. Die Franzoſen hatten geſiegt und verfolgten die fliehenden Oeſtreicher durch Mons. Nur Clerfaits Talent hielt den raſchen Rückzug in Ordnung. Der Widerſtand der Oeſtreicher bei Andernach konnte die ſiegreichen Gegner nicht aufhalten. Brüſſel, Mecheln, Löwen, Lüttich und Aachen fielen nun in der Sieger Gewalt. Die Bemächtigung von Brügge, Gent, Antwerpen, Oſtende gehörte unter die Reſultate dieſes erſten großen Sieges der Neufranken — alle Oeſtreichiſchen Niederlande wurden von ihnen überſchwemmt. — Die Schelde ward, nach einer Sperre von faſt 150 Jahren, wieder geöffnet und die zweite Eroberung der Niederlande war vollendet. So lange ſie dem franzöſiſchen Reiche einverleibt blieben, nannte man zum Andenken an jene Begebenheit ein ganzes Departement nach jenem Dorfe. Dieſes Departement begriff den größten Theil von Hennegau, und einige Stücke von Brabant, Lüttich und Namur. Es enthielt die 3 Bezirke von Mons oder Bergen, Tournay oder Dornik und Charleroy oder Libre-ſur-Sambre, 80 Quadratmeilen, 412,000 Einwohner, 423 Gemeinden und 32 Friedensgerichte. I.

Gemarke, ein durch ſeine Induſtrie merkwürdiger Ort von ungefähr 350 Häuſern in dem angenehmen Thale Barmen, eine kleine Stunde von Elberfeld, im Großherzogthum Berg. Die Leinengarnbleichen ſind von beſonderer Wichtigkeit. Ein klares und zur Bleiche beſonders geeignetes Berg- und Felſenwaſſer, die Wupper oder Wipper genannt, ſo wie die bequemen Ufer derſelben haben die Bewohner zuerſt eingeladen, ſich dieſem Geſchäft zu widmen, welches theils für ſich ſelbſt, theils dadurch ſo wichtig für ſie geworden, weil ſie dadurch auf das Weben des Leinen- und Wollenbandes, und ſpäterhin der Schnürrieme und Schnüren geleitet wurden.

Gemein, wird im Leben, der Wiſſenſchaft und Kunſt dem Edlen, dem was feinere Sitten zeigt, entgegengeſetzt. Das Gemeine hat kein anderes Intereſſe als Befriedigung der Sinnlichkeit, der Naturbedürfniſſe, das Edle opfert dieſe dem Sittlichen auf, und zwar auf eine Weiſe, die dem Gemüth des Beobachters wohl thut, weil dieſe Aufopferungen anſpruchlos und beſcheiden geſchehen, ohne auf Wiedervergeltung, Dank und Ruhm zu rechnen. In dem Edlen iſt demnach jederzeit etwas Großes, der imponirende Eindruck des Großen aber iſt gemildert durch Anſpruchloſigkeit. Demnach erſcheint in äſthetiſcher Hinſicht das Edle dem Schönen, das Große dem Erhabnen näher verwandt. Daher auch die verſchiedene Wirkung bei-

der. Wenn das Große *Ehrfurcht* einflößt durch ſeine überlegene Stärke, die wir zugleich ehren und fürchten; ſo flößt im Gegentheil das Edle *Zutrauen* ein, eine Hochachtung mit Liebe gemiſcht; es gefällt. In der ſchönen Kunſt kann man das Edle und das Gemeine auf zweierlei Weiſe zeigen, entweder ſchon durch den Stoff oder durch die Behandlung. Es gibt tauſend Dinge, die ſchon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein ſind. Künſtler, die ſolche zu Gegenſtänden ihrer Darſtellung wählen, kann man den Malern vergleichen, die ſchon von den Alten Rhyparographen, Kothmaler genannt wurden, weil ſie Gegenſtände darſtellten, die einer äſthetiſchen Würde unfähig waren. Wem fällt nicht hiebei aus den Rittergeſchichten des vorigen Jahrzehnds all das Freſſen, Saufen, Balgen, Dirnenſchänden, Fluchen und Schimpfen ein, das man für Ausbrüche kräftiger Natur hielt! Eben dieſe Produkte des äſthetiſchen Troſſes zeigen aber auch, daß mancher edle Stoff nur durch die Behandlung gemein ward. „Ein gemeiner Kopf, ſagt Schiller mit Recht, wird den edelſten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren, ein großer Kopf und ein edler Geiſt hingegen wird ſelbſt das Gemeine zu adeln wiſſen.“ Ein großer Kopf und ein edler Geiſt! Nicht ohne Grund hat Schiller beides mit einander verbunden, denn ein großer Kopf, wenn er nicht zugleich auch ein edler Geiſt iſt, kann ebenfalls das Edle zum Gemeinen herabziehn. Ich darf ja nur an die Pucelle von Voltaire, an Grecourt und ähnliche erinnern. Durch ſie wird ein Unterſchied, den man unter dem Gemeinen machen muß, beſonders auffallend. Man pflegt nämlich bisweilen in einer poetiſchen, redneriſchen, hiſtoriſchen, philoſophiſchen Darſtellung das gemein zu nennen, was nicht zu dem Geiſte ſpricht, weil es geiſtleer iſt, und nichts anders ſagt, als was auch der Ungebildetſte ſagen könnte, und dies ſo, wie es dieſer auch ſagen würde, kurz das Alltägliche, das Flache, das Platte. Dieſes Gemeine kann ſich über die edelſten und erhabenſten Gegenſtände verbreiten, und es entehrt weder den Gegenſtand noch den Darſteller. Dagegen kann der Darſteller ſeinen Gegenſtand entehren, wenn er ſelbſt ſich von Seiten des Geiſtes auch noch ſo ſehr auszeichnet, wofern wir dabei einen Mangel des feineren ſittlichen Gefühls wahrnehmen, und einſehen, daß aller Aufwand des Geiſtes nur gemacht ſey, um die Sinnlichkeit zu reizen. Dieſes iſt das wahre Gemeine. In Hinſicht auf den Geiſt ſteht es allerdings höher als jenes; auch laſſen ſich Fälle denken, wo es nicht als verächtlich erſcheint, z. B. in gewiſſen Arten des Komiſchen. Wahrhaft verächtlich aber iſt das Niedrige, das immer etwas Grobes und Pöbelhaftes bezeichnet, Roheit des Gefühls, ſchlechte Sitten, verächtliche Geſinnung. Das Gemeine iſt bloß dem Edlen, das Niedrige dem Edlen und Anſtändigen zugleich entgegengeſetzt. Jeden ſinnlichen Trieb befriedigen, iſt gemein; ihn ohne Wohlſtand, Sittlichkeit und Scham befriedigen, niedrig. dd.

Gemeingefühl nennen die Aerzte die Empfindung von dem innern Zuſtande unſers Körpers. Die Kenntniß der Dinge außer ſich kann die Seele nicht unmittelbar erlangen, ſondern ſie wird ihr durch die Sinne mitgetheilt. Fünf Sinne dienen dazu, die Verhältniſſe der Dinge, die außer den äußern Gränzen des Körpers liegen, bemerklich zu machen, ſie heißen äußere; das Gemeingefühl iſt der ſechste, der innere Sinn, der, was im Körper ſelbſt vorgeht, dem Bewußtſeyn darſtellt. Was das Gemeingefühl auffaßt, iſt das Gefühl von Geſundheit und Krankheit, von Ermattung und von Kraft,

von Leichtigkeit und von Schwere, von Wärme und von Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Beißen, von Schärfe, Trockenheit u. ſ. w.; alle die verſchiedenen Arten von Schmerzen, der Hunger und Durſt, die Gefühle der phyſiſchen Liebe u. ſ. w. Aus allem dieſem ſieht man, daß das Gemeingefühl eben ſo wohl die Quelle angenehmer Empfindungen als auch großen körperlichen Ungemachs ſeyn kann. Das Gemeingefühl hat nicht wie die übrigen Sinne einen eignen beſtimmten Sitz, ein beſondres Organ, (wie z. E. der Sinn des Sehens das Auge,) ſondern er iſt einer beſondern Art von Nerven eigen, die weiche oder Gangliennerven genannt werden. Die Beſchaffenheit dieſer Nerven bringt es mit ſich, daß die Eindrücke dieſes Sinnes nur dunkel, unbeſtimmt ſind. Eben von dieſer Dunkelheit des Eindrucks rührt auch der Name des Gemeingefühls her, um es ſo von dem eigentlichen Sinne des Gefühls zu unterſcheiden, der Empfindung mit Vorſtellung der Eigenſchaften eines Körpers iſt, der den unſrigen unmittelbar berührt (ſ. Autenrieths Handbuch der empiriſchen menſchlichen Phyſiologie. Tübingen 1802. 8. 3 Theile.) ff.

Gemeinheit, Gemeinde, bezeichnet bald eine geſellſchaftliche Vereinigung mehrerer Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen fortdauernden und vom Staate gebilligten Endzwecke; bald das einer ſolchen Gemeinheit eigenthümlich zuſtehende Vermögen und die Gemeinheitsgüter. Es gibt verſchiedene Arten von Gemeinheiten, z. B. Geiſtliche, Innungen ꝛc. und alſo auch verſchiedene Arten ihres Vermögens; aber hier iſt nur von Land- oder Dorfgemeinden und deren Vermögen die Rede. Als Geſellſchaft haben ſie alle Rechte und Befugniſſe, die aus der Natur und dem Zwecke ihrer Verbindung herfließen. Der Grund ihrer Rechte ſind theils die Geſetze und Verleihungen des Landesherrn, theils die beſondern Erwerbungstitel. Als moraliſche Perſon hat die Gemeinde dieſelben activen und paſſiven Rechte, welche einzelnen Bürgern und Menſchen im Staate zukommen, inſofern ſie nur möglicher Weiſe von ihr ausgeübt werden können und die Geſetze keinen Unterſchied zwiſchen einer moraliſchen Perſon und einzelnen Menſchen gemacht haben. Die Gemeindeglieder, als moraliſche Perſon, genießen die Rechte der Minderjährigen oder Unmündigen (Pupillen); ſie können zu Erben eingeſetzt werden, Verträge ſchließen, daraus klagen und verklagt werden; ja ſogar Verbrechen begehen, und daraus verbindlich werden; ferner haben ſie das Recht ein gemeinſchaftliches Vermögen zu beſitzen, zu erwerben, und zur Beſtreitung ihrer Erhaltungskoſten eine Gemeindecaſſe zu führen; Dorfſtatuten und Gemeindeordnungen (Bauernſprachen, Bauernköhren) zu machen und die Uebertreter zu beſtrafen ꝛc. Allein der Begriff eines wirklichen Gemeindegliedes mit Rückſicht auf den Genuß und die Beſchwerden, die Gemeinheitsvortheile und Laſten, iſt nicht an allen Orten gleich. In der Regel ſind nur diejenigen wahre Gemeindeglieder, welche zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht einen Bauerhof, er mag 100 Acker oder 1 Acker enthalten, beſitzen und bearbeiten. Die Theilnahme an den Gemeindevortheilen und Beſchwerden richtet ſich alsdann entweder nach der Größe und dem Umfange des Guts, oder nach dem Herkommen. Der bloße Beſitz einer Wohnung ohne die zu einem pflichtigen Hofe gehörigen, in der Dorffeldmark liegenden Grundſtücke, oder eine ſonſtige Art von Verbindung, worin Jemand mit

der Gemeinde ſteht, macht an ſich Niemanden zu einem wahren Gemeindemitgliede. Man kann daher die adelich freien Gutsbeſitzer, die Prediger, Schullehrer, Forſtbedienten, die bloßen Brinkbeſitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbewohner nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde in obiger Rückſicht anſehen, wenn ihnen der Mitgenuß an den Gemeindegütern und Vortheilen, vermöge eines andern Rechtstitels, z. B. Vertrag, Geſetz, rechtliches Herkommen, Verjährung ꝛc. nicht beſonders eingeräumt oder von ihnen erworben worden iſt. Aus dem beſondern Verbande mit der Gemeinde pflegen indeß die adlichen Gutsbeſitzer, beſonders wenn ihre Güter urſprünglich aus pflichtigen Höfen zuſammengeſetzt ſind, die Prediger und Schullehrer an den Gemeinheitsvortheilen mit den wahren Gemeindegliedern einen verhältnißmäßigen Antheil zu genießen; die übrigen genannten Einwohner aber nur meiſtens an der Gemeinweide einen eingeſchränkten Mitgenuß zu haben; aber aus dieſem Rechte des Mitgenuſſes der Gemeinweide folgt durchaus nicht das Recht, auch an andern Gemeinderechten z. B. Gemeinholz ꝛc. den Mitgenuß zu beſitzen. Ueberhaupt beruhet hiebei faſt Alles auf der Verfaſſung einer jeden einzelnen Gemeinde. Das **Vermögen** oder **Gemeinheitsgut** einer Gemeinde iſt ſehr verſchieden und ungleich und das **Eigenthum** daran gehört der ganzen Gemeinde als einer **moraliſchen Perſon** oder **juriſtiſchen Einheit**. Die Güter derſelben ſind in Rückſicht ihrer Beſtimmung oder ihres Gebrauchs und des von den Gemeindegliedern daraus zu ziehenden Nutzens zweifacher Art. a) **Grundſtücke, Holztheile, Obſtpflanzungen, Capitalien, Pachtgelder, Zinſen** und andere dergleichen Einkünfte, welche das Patrimonium der **Gemeinde** oder den **Schatz** derſelben ausmachen, woraus alle Bedürfniſſe der Gemeinde, als moraliſche Perſon, beſtritten werden, z. B. Kriegscontributionen ꝛc., b) **gemeine Huth**= und **Weideplätze**, oder **Anger** und **Lehden, Zehnten, Haiden, Moore, Brüche, gemeine Holzungen**, Maſtung, Wege, Stege, Brücken, Brunnen, Seen, Teiche, Bäche, Fiſcherei, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back= und Brauhäuſer, Bier= und Branntweinſchank, Gottesäcker oder Kirchhöfe, Kirchen, Schulen ꝛc., welche insgeſammt **gemeine Gut** oder **öffentliche Sachen einer Gemeinheit** im engern Sinne genannt werden. Die Verwaltung der Gemeinheitsgüter geſchieht nach den darüber vorhandenen geſetzlichen Vorſchriften oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde, und es muß darüber jährlich nach Ausgabe und Einnahme eine Gemninderechnung abgelegt werden. Allein in Anſehung der Benutzung der Gemeindegüter sub a) iſt es am vortheilhafteſten für die Gemeinde, mit Ausnahme der Holztheile für den Selbſtgenuß, wenn dieſelben, ſo wie aus b) die Seen, Teiche, Bäche, Fiſchereien, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back= und Brauhäuſer, Bier= und Branntweinſchank, öffentlich an den Meiſtbietenden auf Zeit verpachtet, oder von den letztern, z. B. Mühlen, Schmieden, Back= und Brauhäuſer nebſt dem Schankrechte gegen einen jährlichen Canon in Erbpacht gegeben werden. Die Gemeindehölzer kann die Gemeinheit wegen ihrer Natur und Fortdauer nicht anders als forſtwirthſchaftlich, unter Aufſicht der Forſtpolizei, ohne Pachtung, ſelbſt benutzen. Da die ſämmtlichen Gemeinheitsgüter die Rechte der Güter von Unmündigen genießen, ſo iſt auch die Staatsregierung Obervormund über dieſelben, und es muß daher dem Staate vorzüglich daran liegen, daß dieſe Güter zum Be=

ſten der Gemeinheit auf die vollkommenſte Weiſe benutzt, erhalten und keine der Gemeinheit ſchädlichen Veränderungen damit vorgenommen werden. Die Gemeinheit kann deswegen ohne obrigkeitliche Beiſtimmung ihre Güter weder verpfänden noch veräußern und ſelbſt die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder iſt hier nicht rechtsgültig, weil ſie eine moraliſche Perſon ſind. Was hingegen die sub b) genannten Gemeinweiden, Viehweiden, Allmanden, Anger, Haiden, Moore, Brüche und Maſtung anbelangt, ſo ſind dieſe Ueberbleibſel der Altdeutſchen, beſonders Fränkiſchen Landwirthſchaftseinrichtung, nach welcher die Gemeinſchaft der Felder, Wieſen und Weiden üblich war. Dieſe hörte nach und nach dadurch auf, daß die in alten Zeiten einzeln und zerſtreut angebauten Wohnungen der Landleute mehr an einander gerückt und Dörfer, im heutigen Sinne, angelegt wurden, welche eine neue Abtheilung der Güter und Grundſtücke nothwendig machten. Aus dieſer erfolgten Theilung der urbargemachten unterm Pflug getriebenen Grundſtücke und Heuwieſen, wobei jeder ſeinen Antheil gern nahe bei ſeiner Wohnung haben wollte, oder aus dem nach und nach geſchehenen Neubruch, Rodeland, Kaufe, Tauſche, Erbtheilung ꝛc. entſtand der Umſtand, daß jene urbar gemachten Grundſtücke der einzelnen Dorfhöfe oder Ackerbautreibenden Städte und Flecken ſelten aus großen Breiten, ſondern meiſtentheils nur aus langen und ſchmalen Streifen beſtehen. Hierauf konnte nun nicht jeder Beſitzer, ohne ſteten Streit mit ſeinem Nachbar zu haben, ſein Vieh weiden, weil durch gedachte Austheilung die Huth und Weide überhaupt etwas eingeſchränkt ward, und die Beſitzer dieſer Dorfsfluren mußten daher ihre ſämmtlichen Aecker in Winter= Sommer= und Brach= oder Huthungsfelder abtheilen, (welche Eintheilung in der Folge die Dreifelderwirthſchaft genannt wurde,) um dadurch den gemeinſchaftlichen Heerden eine freie und offene Weide zu verſchaffen. Da nun aber auch dieſe Plätze nicht hinreichend waren, ſo mußten noch theils nahe, theils entfernt liegende unangebaute Plätze für immer und in vielen Fällen auch ſelbſt die getheilten Aecker und Wieſen in der Dorfsflur zu gewiſſen Zeiten der Gemeindeheerde zur Weide eröffnet werden. Jene unausgetheilten, öden, und unangebauten, meiſtens in Lehden, Aengern, Haiden, Holzungen, Brüchen und Mooren beſtehenden Weideplätze werden nun entweder a) von einer und ebenderſelben Gemeinheit, in deren Feldmark ſie liegen, nach gleichen ungetheilten oder nach verſchiedenen Verhältniſſen als volles privatives Eigenthum beſeſſen und benutzt; oder b) ſie werden von mehrern Gemeinheiten aus dem einen oder andern Rechtstitel bald auf gleiche, bald auf verſchiedene Weiſe in Hinſicht auf Weide, Holztheile, Torfſtich, Plaggenhieb oder Raſenſtich ꝛc. beſeſſen und benutzt. Allein dieſer gemeinſchaftliche Gebrauch und die Benutzung ſolcher Gemeindegüter iſt nicht nur nach der Erfahrung aller Orten eine unverſiegbare Quelle von Uneinigkeiten und koſtbaren Rechtshändeln, ſondern es werden auch dadurch die Vortheile, welche aus dem Anbau wüſtliegender Plätze und Gegenden ſowohl für den Staat entſtehen, als auch für die Beſitzer durch einen freien und ſelbſt eigenen, von keinem Mitgebrauch anderer eingeſchränkten Anbau erwachſen, faſt ganz zerſtört und gehindert. Mehrere Staaten haben daher alle dieſe Vortheile durch

Gemeinheitstheilung oder Aufhebung der Gemeinheit zu erreichen geſucht; die aber von Seiten der Regirung in den

möglichen Fällen nicht erzwungen, ſondern nur durch weiſe Geſetze und Darſtellungen von der Nützlichkeit dieſes Unternehmens befördert werden darf, wenn ein glücklicher Erfolg daraus entſtehen ſoll. Die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten ſelbſt iſt aber von zweifacher Art. Die eine beſchäftigt ſich allein mit der Theilung und Auseinanderſetzung der von mehrern Gemeinden bisher gemeinſchaftlich beſeſſenen und genutzten Räume oder Bezirke unter die dabei intereſſirten Ortſchaften, und man nennt ſie daher die allgemeine Gemeinheitsaufhebung oder die Generaltheilung. Bei der andern hingegen wird der einer jeden Gemeine bei der Generaltheilung zugefallene Antheil, und die ihr ſchon ausſchließlich bisher zugehörte Gemeinheit unter die eingeſeſſenen Gemeindemitglieder nach ihren verſchiedenen Theilungsbefugniſſen einzeln vertheilt. Dieſe heißt die Specialtheilung oder beſondere Gemeinheitsaufhebung; und inſofern mit derſelben die Aufhebung und Theilung der Feld= und Wieſengemeinheit verbunden, und der Acker in Schläge oder Koppeln, wie in Mecklenburg, Holſtein ꝛc., gelegt wird, ſo entſteht daraus diejenige Wirthſchaftseinrichtung, welche man die Verkoppelung nennt. Die Generaltheilung muß der Specialtheilung allemal voran gehen, und man kann beide nicht zugleich mit einander vornehmen, weil die Grundſätze, nach welchen jede geſchehen muß, verſchieden ſind. Bei der Regulirung derſelben iſt es zwar ein unabänderlicher Rechtsſatz: daß ein jeder in quali et quanto (Güte und Menge) dasjenige, was er bis zur Theilung gehabt hat, wieder erhalten muß; aber nicht immer iſt es möglich, daß ein jeder gerade diejenigen Grundſtücke, welche er bisher eigenthümlich oder nach Colonatrechte beſeſſen hat, wieder empfängt. Im letztern Falle kann der Landesherr, vermöge ſeines landesherrlichen Oberaufſichtsrechts und des allgemeinen Wohls, die bisherigen Beſitzer zwingen, andere Grundſätze anzunehmen, wenn ſie dadurch völlig entſchädigt werden, und ſie mithin weder in quali noch quanto in Hinſicht ihres vorigen Beſitzes zu kurz kommen. Entſtehen daher vor, während und nach der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten Fragen und Streitigkeiten unter den Theilnehmern über ſtreitiges oder verletztes Recht, ſo gehört die Beurtheilung und Entſcheidung nach der Regel nicht der Oekonomie= oder Theilungsbehörde, ſondern es muß jede ſolche Angelegenheit im ordentlichen Rechtsgange verhandelt und vom competenten Richter als wahre Juſtizſache entſchieden werden. *) Iſt hierüber alles berichtigt, dann erſt ſchrei=

*) Die erheblichſten bei Gemeinheitstheilungen vorkommenden Rechtspunkte ſind nachſtehende: 1) Manche Rechtslehrer behaupten, daß die Gemeindegüter und Allmanden gar nicht aufgehoben werden dürfen, weil die Subſtanz derſelben ein Eigenthum aller künftigen Gemeindeglieder ſey. Allein dieſe Behauptung iſt falſch, weil die Gemeinheitstheilung den Rechten nicht entgegen, und jedes neue Mitglied der Gemeinde verpflichtet iſt, ſich den Zuſtand derſelben gefallen zu laſſen, wie er bei deſſen Eintritt in die Gemeinde war. 2) Die Theilung der Gemeinheiten kann nicht ſtets nach einerlei Verhältniſſen und Grundſätzen gefodert und eingerichtet werden, ſondern es treten ſehr verſchiedene Fälle ein. a) Hat eine Gemeinheit unbeſtritten oder nach erfolgter rechtskräftigen Entſcheidung das Miteigenthum an mehrern Gemeinden oder einer Gemeinde und eines adli=

tet die Oekonomie- und Theilungsbehörde zur Theilung ſelbſt, zudem dieſelbe das zu theilende Grundſtück geometriſch vermeſ-

chen Guts, Kloſters ꝛc. ſo kann jeder Miteigenthümer nach den Römiſchen Rechtsgrundſätzen auf die Abtheilung und Herausgabe ſeines Antheils dringen, weil hier von der Abtheilung eines Miteigenthums die Rede iſt. b) Befindet ſich die Gemeinheit in dem privativen Eigenthume einer einzelnen Gemeinde, einer Corporation oder eines adlichen Gutes; aber ein anderes Individuum oder eine andere Gemeinheit beſitzt unbeſtritten darauf z. B. die Mitweide, den Torfſtich ꝛc. als Servitut; ſo kann der Servitutberechtigte niemals eine Theilung des dienſtbaren Grundſtücks fodern; oder ſtatt der Dienſtbarkeit einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Eigenthume des dienſtbaren Gemeindeguts verlangen. Aber die Gemeinde, in deren privativen Eigenthume das dienſtbare Gemeindegut ſich befindet, iſt kraft des Eigenthums berechtigt, eine Abtheilung in dem Maße zu fodern, daß dem Servitutsberechtigten ein gewiſſer Raum zur nothwendigen Alleinbehütung oder Benutzung des Torfmoors, der Haide ꝛc. ausgeſetzt, der übrige Theil hingegen der Gemeinde zur freien unbeſchränkten Anbauung und Benutzung überlaſſen wird. c) Iſt eine Gemeinheit dergeſtalt im vollen, unbeſchränkten und privativen Eigenthume einer Gemeinde, daß kein anderes Individuum oder Corporation gewiſſe Dienſtbarkeitsrechte jemals darauf hatte, oder deshalb bereits abgefunden iſt, ſo kann kein einzelnes Gemeindeglied nach dem gemeinen Rechte auf die Aufhebung der Gemeinheit dringen, und ſeinen Antheil vom Gemeindegute fodern, weil die Subſtanz deſſelben ſich im Eigenthume der ganzen Gemeinde und nicht der einzelnen Gemeindeglieder befindet. d) Die Theilung der Gemeinheit hängt vom freien Willen der Gemeinde ab und nur die wirklichen Gemeindeglieder können ſie entweder freiwillig oder auf landesherrliche und andere Veranlaſſung verlangen; und die Theilung kann nach der Verfaſſung und dem rechtlichen Herkommen in Gemeinheitsangelegenheiten erfolgen, wenn nur zwei Drittheile dafür ſind; nicht aber wenn bloß 21 gegen 20 die Theilung wollen. 3) Allein über die Art, in welcher die Vertheilung einzurichten ſey, gibt es verſchiedene Meinungen ſowohl in Anſehung der General- als auch der Specialtheilung. aa) Der Eine verlangt die Theilung nach der Qualität der Höfe, weil dieß die leichteſte Art ſey, die zugleich dem Zwecke am beſten entſpreche, welchen man ſich bei Anlegung der Höfe gedacht hätte. Allein als Grundlage der Theilung kann man die Qualität der Höfe nicht annehmen, weil ſie faſt unüberwindliche Schwierigkeiten hat, und zu Ungerechtigkeiten verleitet; nur Hülfsmittel darf die Qualität der Höfe bei der Theilung ſeyn. bb) Ein anderer will, daß nach dem Maßſtabe des Viehſtandes getheilt werde, der mit dem von eigener Länderei gewonnenen Winterfutter den Winter durch gefüttert werden kann. Auch dieſer Theilungsgrund darf nicht ſtatt finden, weil er von der Willkühr der Hofbeſitzer abhängt und die größte Weitläuftigkeit macht. cc) Ein Dritter hält dafür, daß es am rathſamſten ſey, nach dem Fuß der zu entrichtenden Contribution zu theilen, weil dieſe bei Tragung vieler gemeinen Laſten den gewöhnlichen Maßſtab abgebe. Allein dieſer Maßſtab würde die hergebrachten Weidenutzungsverhältniſſe zu ſehr verändern und ſowohl Ungleichheiten, als Ungerechtigkeiten wider Willen der Theilungsbehörde herbeiführen. dd) Ein Vierter hingegen findet

ſen, eine Charte machen, die Vermeſſungs= und Bonitirungs=Regiſter ausarbeiten, den Theilungs= und Sepa=

den Contributionsfuß vom Vieh am zweckmäßigſten, weil danach ſeit undenklichen Zeiten die Weidenutzung verſteuert werde. Dieſer Theilungsfuß hat abermals viele Willkühr, weil der Viehſtand von den Beſitzern vermehrt oder vermindert werden kann. ee) Ein Fünfter endlich iſt überzeugt, daß der beſte Theilungsmaßſtab derjenige wirklich vorhandene Viehſtand ſey, womit die Theilnehmer das zu theilende gemeinſchaftliche Gut aus dem Rechte der Dienſtbarkeit oder Mithüthung, oder aus dem Rechte der Gemeinſchaft zwiſchen den Eigenthümern verſchiedener Ortſchaften bisher genutzt haben. Denn der Viehſtand iſt das Mittel, wodurch das gemeinſchaftliche Gut bisher genutzt wurde. Er beſtimmt mithin naturaliter den Werth der Nutzung für jede intereſſirte Ortſchaft. Und dieſe Beſtimmung iſt der Wichtigkeit der Sache, der Heiligkeit des Eigenthums auf die genaueſtmögliche Weiſe angemeſſen. Sie hat auch immer da, wo das Eigenthum unter dem Schutze der Geſetze ſteht, unter den Theilungsmaßſtäben jederzeit obenan geſtanden. Zuletzt endlich fragt es ſich 4) wer zur Theilnahme an der aufzuhebenden Gemeinheit berechtigt iſt? Zu den Theilnehmern gehören folgende drei Claſſen: Erſtlich die wahren Miteigenthümer oder eigentlichen Gemeindeglieder des zu theilenden Gegenſtandes. Zweitens diejenigen, welche mit der Gemeinde in einer gewiſſen Verbindung ſtehen und in dieſer Eigenſchaft volle oder eingeſchränkte Gemeinde=, Nachbar= oder Genoſſenſchaftsrechte beſitzen. Dahin ſind zu rechnen: die adlichen Gutsbeſitzer, inſofern ſie keine Gemeindeglieder wegen ihrer Güter ſind, die Dorfbeamten, Forſtbediten, Prediger, Schullehrer, Predigerwittwen, Kirchengutsbeſitzer Klöſter, Brinkſitzer, Anbauer und Häuslinge, wenn ſie wirklich Acker= und Wieſenland beſitzen, ob ſie ſchon bei der Frage: ob getheilt werden ſoll? keine Stimme haben. Daher ſind todte Hände, als Kirchen, Kapellen, Stifter, Klöſter ꝛc., welche nur einzelne Ackerländereien, Wieſen, Gärten, Zehnten ꝛc. in der Feldmark beſitzen, aber weder ökonomiſche Gebäude, noch einen Viehſtapel, der Natur der Sache nach, haben und halten können, bei der Theilung der Gemeinheitsweide zu keiner Theilnahme an derſelben berechtigt; hingegen unbeſetzte Höfe ſind wegen der Möglichkeit ihrer Beſetzung zu einer Theilnahme befugt. Allein von einer Gattung des Mitgenuſſes der Theilung darf man nicht auf alle übrigen ſchließen. So haben z. B. die Häuslinge, Anbauer, Brinkſitzer ꝛc. gewöhnlich den Mitgenuß der Huth und Weide; aber dieſer berechtigt ſie zu keiner Theilnahme an der Holzung und andern Gemeinheitsvortheilen. Denn es gilt dabei ſtets die Rechtsregel: tantum praescriptum, quantum possessum. Wer ſich aber in dem wirklichen rechtlichen Beſitze des Mitgenuſſes, bei beſtehender Communion, in dem zu theilenden Gegenſtande befindet, iſt ſo lange als Berechtigter anzuſehen, bis der Grundeigenthümer oder die Gemeine ein Precarium oder den unrechtmäßigen Beſitz vollſtändig erwieſen hat. Dritens endlich diejenigen, welche außer aller ſonſtigen Verbindung mit dem Grundherrn oder einer Gemeine, als auswärtige Servitutsberechtigte auf oder an dem zu theilenden Gegenſtande gewiſſe Rechte und Nutzungen, als Dienſtbarkeit, beſitzen. Obgleich ihre Einwilligung zur Theilung nicht nöthig iſt, ſo haben ſie doch das Recht volle Abfindung für ihre Berechtigung zu fodern.

rationsplan vorlegen und ein Theilungsprotocoll oder einen förmlichen Theilungsreceß entwerfen läßt. Nach vollendeter Theilung wird deren Beſtätigung vom Landesherrn nachgeſucht. Den ganzen Gang dieſer wichtigen Verhandlung zu beſchreiben erlaubt der Zweck dieſes Werkes nicht; und daher verweiſen wir diejenigen, welche ein Theilungsgeſchäft auszuführen den Auftrag erhalten ſollten, auf Jacobi Beſchäftigungen mit Gemeinheitstheilungs-Materien. Hannover 1803. 8. Gemeinheitstheilungsverordnung für das Fürſtenthum Lüneburg, mit einer Vorrede v. Hofrath Jacobi, Hannover 1803 und Ueber die Gemeinheitstheilung und zwar von den Grundſätzen, wornach zu theilen ꝛc. von dem Commiſſair Joh. Friedr. Meyer. 2 Thle. Celle, 1801. in 4. X.

Gemenge, beim Bergbau, das unter einander gemiſchte Erz, insbeſondere die Miſchung mehrerer Erzarten beim Probiren, welches auch gemeine Probe genannt wird.

Gemmen ſ. Steinſchneidekunſt.

Gemmingen (Otto Heinrich Freiherr von) war ehedem kurpfälziſcher Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der Kurpfälziſchen Deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim, privatiſirte ſeit 1784 zu Wien und lebte ſeit 1797 zu Würzburg. Er hat ſich beſonders durch ſeinen, Diderots Père de famille nachgebildeten Deutſchen Hausvater eine nicht unrühmliche Stelle unter den Deutſchen dramatiſchen Dichtern erworben. Großmann und Gemmingen machten zu Anfang der achtziger Jahre die erſten bedeutenden Verſuche ſceniſcher Darſtellungen aus dem Kreiſe des häuslichen Lebens, und beide fanden eine um ſo dankbarere Aufnahme, je mehr ſchon damals der Geſchmack an dem Wilden und Ausſchweifenden ſich merklich verloren hatte und die Gattung, was eigentlich ihr Glück entſchied, um die nämliche Zeit in Iffland einen Dichter erhielt, der gleichſam für ſie geboren zu ſeyn ſchien. Außerdem haben wir von Gemmingen ein Luſtſpiel, die Erbſchaft betitelt, eine Mannheimiſche Dramaturgie, ein Magazin für Wiſſenſchaften und Literatur, Wiener Ephemeriden, eine Wochenſchrift unter dem Titel der Weltmann und verſchiedene andere Werke, zum Theil Ueberſetzungen.

Gemſenjagd iſt ein äußerſt beſchwerliches Geſchäft, indem die Gemſe Fels auf und ab und über Felſenſpalten hinweg mit unglaublicher Behendigkeit ſetzt, und die drohende Gefahr mit ihren großen hellen Augen gewöhnlich frühzeitig entdeckt. Bemerkt eine der geſellſchaftlich weidenden Gemſen etwas Gefährliches, ſo gibt ſie durch einen durchdringend pfeifenden Ton ein Warnungszeichen, ſtampft mit dem Fuße, und im Nu iſt die ganze Geſellſchaft auf der Flucht. Dennoch wiſſen die Gemſenjäger ſich ihrer zu bemächtigen. Mit einer Flinte und einem Waidſack auf dem Rücken, einem eiſenbeſchlagenen Stock in der Hand, mit Fußeiſen und einem Fernglas verſehen, treten ſie ihre Reiſe aufs Gebirg an. Um auch da übernachten zu können, tragen ſie eine Pelzjacke und führen die nöthigſten Lebensmittel bei ſich. Sorgfältig bemerken ſie, ob ihnen der Wind in das Geſicht oder in den Nacken geht, denn im letztern Falle wittern die Gemſen des Jägers Ankunft zu früh. Mit dem Fußeiſen bewafnet ſetzt er nun den fliehenden Gemſen über alle Felſen und Eisfelder nach. Jeder Schritt vor- oder rückwärts iſt oft mit Lebensgefahr verbunden. Gelingt es ihm endlich, die Thiere in einen engen Bergſtrich hinein zu treiben, wo ihnen nur auf ſeine Perſon zu der Ausweg noch offen ſteht, ſo ſchießt er unter ſie. Wiederholt er dieß

öfter, ſo ſehn die geängſteten Thiere ſich gezwungen über das Haupt des Jägers wegzuſetzen oder ihn durch einen gewagten Sprung in den Abgrund zu ſtürzen, und nicht ſelten findet einer, bloß über dem Nachklettern, zwiſchen ſchroffen Felſenklippen ſein Grab. In Graubünden und Wallis findet man viele ſolche Wagehälſe, die mit den Tyroliſchen und Savoyiſchen Gemſenjägern immer im Kriege leben. Ein Gemſenfell wird mit 6—9 Gulden verkauft, und außerdem erhält man noch etwa 10—12 Pfunde Talg von einem ſtarken Thiere. Dies iſt der ganze Gewinn für eine ſo namenloſe Gefahr.

Gemüth, das; hat ſeinen Namen vom Muthe und bedeutet eigentlich das innere, den Menſchen zur Thätigkeit aufregende, Prinzip. Daher wird dieſes Wort oft auch gleichbedeutend mit Geiſt oder Seele gebraucht (z. B. Gemüthskräfte für Geiſtes- oder Seelenkräfte). Im engern Sinne aber bezieht man den Ausdruck Gemüth hauptſächlich auf das Begehrungsvermögen und die damit zuſammenhängenden Gefühle. Daher ſagt man, ein Menſch habe kein Gemüth, wenn ihm die dem menſchlichen Herzen ſonſt ſo natürlichen Gefühle der Liebe, der Achtung, der Mitfreude, des Mitleids u. ſ. w. fremd zu ſeyn ſcheinen. Im Gegentheil nennt man einen Menſchen gemüthvoll, auch wohl gemüthlich. Doch hat man den letzten Ausdruck oft auch von Dingen gebraucht, die außer dem Menſchen ſind, aber ſeinem Gemüthe dergeſtalt zuſagen, daß ſie es in eine behagliche Stimmung verſetzen (z. B. ein gemüthliches Plätzchen). D.

Gemüthsbewegungen, Affecten nennt man gewiſſe vorübergehende Stimmungen des Gefühlvermögens, welche, ſo lange ſie herrſchend ſind, das Gemüth gleichſam aus ſeinem ruhigen Gleichgewicht (Gemütsruhe) heben, die Faſſung ſtören, und mithin freie Ueberlegung und Selbſtbeſtimmung durch Grundſätze unmöglich machen. Sie ſind theils angenehme, theils unangenehme, reine oder gemiſchte. Freude, das angenehme übermannende Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; Traurigkeit, das unangenehme Gefühl über erhaltenes Misvergnügen; Hofnung, das angenehme Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen; Furcht, das unangenehme Gefühl über zu erhaltendes Misvergnügen; Schrecken, das Gefühl plötzlich erregter Furcht; Bangigkeit und Angſt, die peinlichen Gefühle der Furcht vor eintretendem Uebel; Zorn, plötzlich erregtes Gefühl über erlittenes Unrecht; Scham und Reue, unangenehme Gefühle über begangenes Unrecht: dies ſind die Affecten, welche man reine nennet, weil immer nur ein beſtimmtes, angenehmes oder unangenehmes, Gefühl herrſchend iſt. In andern hingegen ſind dieſe beiderlei Gefühle gemiſcht. So iſt Erwartung eine Miſchung von Furcht und Hofnung, Beſtürzung von Freude und Traurigkeit; eben ſo Mitleid, Beſorgniß, Sehnſucht. Uebrigens finden bei mehreren verſchiedene Grade ſtatt, bei der Freude das Entzücken, bei dem Schrecken das Entſetzen, bei der Traurigkeit der Gram, bei dem Zorne die Wuth. Von einigen wird das Herz mithin nur in ſanfte Regung gebracht, von andern heftig erſchüttert; jene wirken wohlthätig, dieſe zerſtörend auf die Organiſation, denn ſie erſchöpfen durch Uebermaaß der Erregung die Lebenskraft. Aus dem moraliſchen Geſichtspunkt betrachtet gilt im Allgemeinen der Grundſatz, daß man ſeine Affecten beherrſchen ſolle, weil doch immer die Vernunft dadurch ihrer Herrſchaft beraubt wird; hauptſächlich gilt dies aber doch von

denen, die leicht ins Unmoraliſche ausarten, z. B. Zorn, Rache u. a. In äſthetiſcher Hinſicht führen die, ſo von Kraft und Stärke zeugen, wenigſtens einen Schein von Erhabenheit bei ſich, und es kann dann wol auch einen edlen Zorn, eine edle Rache geben, die von Schwäche zeugenden hergegen gehören mehr in die Sphäre des Schönen, z. B. alle ſogenannten ſchmelzenden Affekte, wie Wehmuth, Mitleid, Schmerz, der ſich ſelbſt den Troſt verſagt u. a. m. dd.

Gemüthskrankheiten, ſind Seelenkrankheiten ſolcher Art, bei welchen das Gemüth oder Begehrungsvermögen, was man gewöhnlich das Herz nennt, urſprünglich leidet und Urſache von beſtimmten Krankheits-Erſcheinungen iſt. Es fragt ſich, ob nicht ſchon heftige Leidenſchaften aller Art, welche die Ruhe und den Frieden des Herzens ſtören und dadurch die ganze Oeconomie der Seele in Verwirrung bringen, wahre Gemüthskrankheiten ſeyen, z. B. heftige Liebe, Eiferſucht u. a. m. Gewiß aber iſt es, daß aus den Leidenſchaften nicht ſelten Zuſtände entſpringen, denen man den Namen der Gemüthskrankheiten nicht abſprechen darf. Wir nennen hier nur die zwei vorzüglichſten, die übrigens, wiewohl ſie in Ein Gebiet gehörig, dennoch von ganz entgegeſetzter Art ſind, Wahnſinn und Melancholie. Die Liebe macht wahnſinnig und melancholiſch, nachdem der Charakter und das Temperament des Individuums, und die Umſtände beſchaffen ſind. Auch Stolz und Ehrgeiz können Wahnſinn, anhaltender Kummer, Gram über ſchweren Verluſt und geſcheiterte Hoffnungen können Melancholie erzeugen. Der Wahnſinn als Gemüthskrankheit von Exaltation, rückt das Gemüth gleichſam aus ſich ſelbſt heraus, in eine fremde, in eine Traumwelt, wo nur die Gegenſtände ſeines Begehrens dem wahnſinnigen Gemüth vorſchweben, und wo Sinn, Verſtand und Phantaſie, in den Dienſten des kranken Gemüths, aus ihrer Bahn weichen. Die Wahnſinnige aus Liebe ſieht ſich überall in der Geſellſchaft ihres Geliebten, alle ihre Umgebungen ſtehen in Bezug auf ihn. Ganz anders die Melancholie. Der Melancholiſche iſt wie abgeſchnitten von der Welt, und lebt nur in ſeinem hohlen, leeren Ich, das durch Druck und Kummer eingeengt, nichts mehr wünſcht und ſucht als den Tod. Tiefe Nacht umſchattet ſeinen Geiſt, und ſeine Willenskraft iſt erſtorben. Und dieſer ganzen innern Zerrüttung Quelle iſt das kranke Gemüth. Hieraus läßt ſich abnehmen, daß Melancholie und Wahnſinn wahre Gemüthskrankheiten ſind, und daß es unrecht iſt ſie Geiſteskrankheiten zu nennen, weil der Geiſt oder das Vorſtellungs-Vermögen hier nur mittelbarer Weiſe angegriffen iſt *). Siehe den Art. Geiſteskrankheiten. ff.

*) Einerlei Urſachen können, unter andern Umſtänden, verſchiedene Wirkungen haben. Das geſtörte Gemüth kann demnach Melancholie oder Wahnſinn bewirken, deshalb aber ſind bedie nicht Gemüthskrankheiten. Bei dem Wahnſinn iſt es doch vornehmlich der Geiſt, welcher leidet, bei der Melancholie hingegen das Gemüth, dort das Vorſtellungs- hier das Begehrungsvermögen, und dies durfte wol einen Unterſchied unter beiden begründen. Der Wahnſinnige kann ſich, je nachdem ſein Wahn iſt, noch glücklich fühlen, der Gemüthkranke fühlt ſich allemal unglücklich. Zu den Gemüthskrankheiten gehört Niedergeſchlagenheit, Mismuth, Schwermuth, Vertiefung, Selbſtpeinigung und Lebensmüde, Hypochondrie, Melancholie.

Genannte des großen bürgerlichen Raths waren in der ehemaligen Reichsſtadt Nürnberg gewiſſe aus der Bürgerſchaft von dem innern und kleinern Rath erwählte und ernannte Perſonen, welche den äußern oder größern Rath bildeten. Nur bei außerordentlichen Vorfällen und beſondern wichtigen Handlungen wurden ſie verſammelt und um ihre Meinung befragt.

Genealogie, die wiſſenſchaftliche Darſtellung von dem Urſprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtſchaft der Geſchlechter, wird, weil ſie einzelne Theile des hiſtoriſchen Studiums weſentlich unterſtützt und erleichtert, nicht ohne Grund zu den hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften gerechnet. Die genealogiſchen Kenntniſſe haben aber eine doppelte Bedeutſamkeit: eine individuelle und eine hiſtoriſche. Jene Kenntniſſe ſind in individueller oder rechtlicher Beziehung wichtig, ſobald gewiſſe aus der Verwandtſchaft abzuleitende Anſprüche geltend gemacht werden ſollen; ſie erhalten aber auch zugleich hiſtoriſches Intereſſe, wenn nach den Verwandtſchaftsverhältniſſen hiſtoriſchmerkwürdiger Individuen gefragt wird, obgleich der Begriff merkwürdig in dieſer Hinſicht immer relativ bleiben muß, theils weil manche an ſich unbedeutende Familie nur bisweilen wegen einer einzigen Perſon aus ihrer Dunkelheit gezogen werden muß, theils weil ſelbſt merkwürdige Individuen oft auch für einzelne Diſtricte, Provinzen und Länder ein hiſtoriſches Intereſſe haben. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Genealogie zerfällt in zwei Theile: in den theoretiſchen, welcher die Lehre von den genealogiſchen Grundſätzen überhaupt enthält, und in den practiſchen, welcher die hiſtoriſch merkwürdigen Geſchlechter darſtellt. Gewöhnlich wird der Letztere nur auf die fürſtlichen Familien eingeſchränkt. Der theoretiſche Theil der Genealogie geht von dem Begriffe eines Geſchlechts, einer Familie aus. Perſonen, die von einem gemeinſchaftlichen Vater abſtammen, bilden ein Geſchlecht. Durch den Begriff des Grades bezeichnet man die Nähe oder Entfernung der Verwandtſchaft, worin eine Perſon zu einer andern ſtehet. Eine Reihe mehrerer, von einem gemeinſchaftlichen Ahnherrn abſtammender, Perſonen heißt eine Linie. Die Linie iſt entweder die gerade (linea recta), oder Seitenlinie (linea obliqua oder collateralis). Die gerade Linie wird eingetheilt in die aufſteigende oder abſteigende. Bis zum ſiebenten Gliede werden die Vorfahren (pater, avus, proavus, abavus, atavus, tritavus, protritavus), und die Nachkommen (filius, nepos, pronepos, abnepos, atnepos, trinepos, protrinepos) mit beſondern Namen belegt; die übrigen Aſcendenten heißen im Allgemeinen majores (Vorfahren, Ahnen), und die ſpätern Deſcendenten, im Allgemeinen posteri (Nachkommen). Uebrigens bilden bloß die Söhne die männliche Linie; alle übrige Nachkommen gehören zur weiblichen Linie. Die linea obliqua umſchließt die Seitenverwandten, welche nicht von einander, ſondern nur von einem gemeinſchaftlichen Stammvater abſtammen. Sie iſt entweder gleich (aequalis), oder ungleich (inaequalis), ſobald auf der einen Seite mehr Individuen als auf der andern gezählt werden. Von väterlicher Seite heißen die Seitenverwandten agnati, von mütterlicher Seite cognati. Die Geſchwiſter ſind entweder leibliche oder Stiefgeſchwiſter, je nachdem ſie entweder theils von beiden Aeltern, theils von einem Individuum der Aeltern abſtammen, oder nur durch neugeſtiftete Ehen mit einander verwandt worden ſind. Zur Verſinnlichung der Abſtammung und Verwandtſchaft werden ge-

nealogiſche Tafeln entworfen, deren Einrichtung und Umfang von dem vorgeſetzten Zwecke abhängt. In den eigentlichen Geſchlechts- oder Stammtafeln hebt man gewöhnlich vom älteſten Stammvater an, und ſtellt alle bekannten Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts aus einer Familie in abſteigender Linie und nach deren Seitenlinien dar. Bei den Ahnentafeln beabſichtigt man die Verſinnlichung der Abſtammung einer einzelnen Perſon in aufſteigender Linie, ſowohl von väterlicher als mütterlicher Seite. Auf dieſe Weiſe werden 4, 8, 16 ꝛc. Ahnen bewieſen. Die Regirungsſucceſſionstafeln enthalten bloß die Abſtammung der Perſonen, welche nach einander zur Regirung gelangt ſind, oder Anſprüche auf dieſelbe haben. Mit ihnen ſtehen die Erbfolgeſtreitstafeln in Verbindung, welche mehrere Linien einer Familie, oder mehrere Familien neben einander ſtellen, um aus den Graden der Verwandtſchaft das Erbfolgerecht abzuleiten. Die ſynchroniſtiſchen Tafeln werden aus neben einander geſtellten Stammtafeln mehrerer Familien gebildet, um Verwandtſchaften, Heirathen, Erbverbrüderungen ꝛc. deutlich zu vergegenwärtigen. Die hiſtoriſchen Stammtafeln unterſcheiden ſich von den eigentlichen Stammtafeln dadurch, daß ſie nebſt der Abſtammung auch noch Biographieen der Stammglieder beifügen, ſo wie bei den Ländervereinigungs- oder Trennungstafeln neben der Fortpflanzung der Stämme auch die Ab- und Zunahme des Länderbeſtandes oder des Familienvermögens verzeichnet wird. Die gewöhnliche Form der genealogiſchen Tabellen iſt, daß der Stammvater oben an geſetzt und bei jedem der Nachkommen die Abſtammung durch Striche angegeben wird; doch hat man auch ſolche Tabellen in der Geſtalt eines Baumes, nach dem Vorbilde des canoniſchen Rechts, (arbor consanguinitatis), wo der Stammvater, gleichſam als Wurzel, unten geſetzt wird, eine Form, in welcher ſich beſonders die ältern Genealogen gefielen. Die Kenntniß der Genealogie ward im ausgehenden Mittelalter wichtiger, als der Adel ſich von den übrigen Ständen abſonderte, ſich gewiſſe Aemter, Stellen in Stiftern u. ſ. w. ausſchließend vorbehielt, und jeder, der dazu gelangen wollte, eine feſtgeſetzte Anzahl von Ahnen nachweiſen mußte. In dieſem Zeitalter entſtand auch die Sucht, die Stifter der Europäiſchen Regentenhäuſer im fernſten Alterthume, oder doch wenigſtens in den Römiſchen Familien nachzuweiſen, welche erſt durch die hiſtoriſche Kritik in ihrer Blöße dargeſtellt, und vermittelſt derſelben auch die Genealogie in ihre eigentliche Gränze und auf ein feſtes hiſtoriſches Princip zurückgeführt wurde. Die wiſſenſchaftliche Behandlung der Genealogie gewann erſt nach der zweckmäßigeren Behandlung der Geſchichte überhaupt, und vorzüglich durch Deutſche. Im 17. Jahrhundert war Andreas Duchesne († 1640) ein Hauptverbeſſerer der genealogiſchen Methode, und Rittershuſius (Prof. d. Rechte zu Altorf, † 1670) bemühte ſich, Unſinn in der Genealogie zu vermeiden; ihn ergänzte Imhof (1683. 85.) Mehr geſchah im 18. Jahrhundert. Gebhardi gab die älteren Lohmeierſchen Stammtafeln (1730) verbeſſert heraus. Durch Hübners mühevolle genealogiſche Tabellen (4 Bde. Qfol. 1725 — 33. und Sam. Lenzens Erläuterungen dazu 1756. 4.) machte die Wiſſenſchaft bedeutende Fortſchritte; doch führten ſie erſt Gatterer (Abriß der Geneal. Gött. 1788. 8.), Pütter (Tabb. geneal. Gött. 1768. 4.) und Voigtel (1810) zu einer höhern Vollkommenheit. Q.

General, eine militäriſche Charge; bei den Deutſchen Armeen

iſt der General mindeſtens Chef eines Regiments, bei den Franzöſiſchen Heeren gibt es nur Brigade= und Diviſionsgenerale, da jedes einzelne Regiment von einem Oberſten commandirt wird. Generallieutenant iſt der nächſte nach dem General, und Generalmajor der nächſte nach dieſem. General en chef, der Obergeneral, der Oberfeldherr; Generaladjutant, der Gehülfe des Generals, der ſeine Befehle empfängt und zur Vollziehung bringt. Generalſtab, Etat=Major, beſteht aus dem Oberbefehlshaber, dem Generallieutenant, Generalmajor, den Adjutanten, dem Generalquartiermeiſter, dem Oberwagenmeiſter, dem Generalgewaltiger und dem Oberkommiſſär mit ihren Unterbedienten; überhaupt verſteht man unter Generalſtab ſämmtliche zum Hauptquartiere gehörige Stabsoffiziere. Generalquartiermeiſter iſt derjenige Officier des Generalſtabs, der die Märſche und Bewegungen der Armee anzuordnen hat. Er bildet mit den ihm Untergeordneten den Generalquartiermeiſterſtab. General, in der Zuſammenſetzung mit Admiral, Feldmarſchall, Feldzeugmeiſter, Feldwachtmeiſter: der oberſte Admiral, Feldmarſchall ꝛc. ſ. auch Feldmarſchall, Feldzeugmeiſter ꝛc. General=Feldmarſchallieutenant, der nächſte nach dem Generalfeldmarſchall, z. B. bei der Kaiſerlich Oeſtreichiſchen Armee. Generalauditeur, der Oberkriegsrichter. Generalcapitain war in Holland der oberſte Kriegsbefehlshaber, ſoviel als bei andern Mächten der Generalfeldmarſchall. Generalat, das Amt und die Würde eines Generals; auch die Abtheilung einer Armee; desgleichen ein Landesbezirk, deſſen Verfaſſung militäriſch iſt. Generaliſſimus, der Oberbefehlshaber der geſammten Kriegsmacht; beſonders dann, wenn eine Armee aus Truppen verſchiedener Mächte zuſammengeſetzt iſt. Generalität, die ſämmtlichen Generale, die Generalſchaft.

General, generalis, allgemein, was allen Arten einer Gattung (genus) zukommt, wird in Zuſammenſetzung mit vielen andern Worten gebraucht: Generalacciſe, die allgemeine Steuer, die von allen Einwohnern und für alle Waaren entrichtet werden muß. Generaladvokat war ſonſt in Frankreich ein bei den Gerichtshöfen angeſtellter Sachwalter, der in allen den König, den Staat, die Kirche, oder einzelne Gemeinheiten, auch Minderjährige betreffenden Sachen dem von den Parteien ſelbſt erwählten Advokaten beiſtehen und mit gutem Rath an die Hand gehen mußte. Generalcapitel, eine allgemeine Verſammlung aller Stifts= oder Ordensmitglieder. General=Controleur war in dem vormaligen Frankreich der oberſte Staatsminiſter, an welchen alle königliche Einkünfte abgeliefert werden mußten. Generalfiskal, der Oberfiskal. Generalgewaltiger, der Oberfeldpolizeirichter. Generalinſpector, der Oberaufſeher. General=Intendant, der Oberaufſeher über das Finanz=, Juſtiz= und Kriegsweſen; bei der Marine insbeſondere über die Häfen, Magazine und Zeughäuſer. Generalmarſch, der allgemeine Aufbruch oder Marſch des ganzen Heers oder Regiments. Generalpacht, der Pacht aller Einkünfte ganzer Provinzen oder großer Diſtrikte. Generalpauſe, in der Muſik, allgemeine Pauſe, wo alle Stimmen ſchweigen. Generalrevüe, die allgemeine Muſterung. Generalſturm, ein allgemeiner, von der ganzen Belagerungsmannſchaft unternommener Sturm auf den zu erobernden Ort. Generalſuperintendent, der Oberaufſeher der geſammten Geiſtlichkeit eines Landes. Generalvikar, der Stellvertreter des Bi=

ſchofs in der ganzen Diöces. Generale, ein allgemeiner Landesbefehl.

Generalbaß nennt man den Vortrag der Grundſtimme eines Tonſtücks, verbunden mit der Intonation aller einzelnen Accorde, aus denen die Harmonie des Ganzen hervorgeht. Gewöhnlich ſpielt man ihn auf einem Claviatur-Inſtrument, theils zur Verſtärkung der Harmonie, theils zur Erſetzung der Intervallen manches Accords, die in den wenigſtimmigen Sätzen noch fehlen, und zur Ausfüllung der harmoniſchen Lücken, die öfters zwiſchen den Stimmen vorkommen. Wer demnach den Generalbaß ſpielen will, muß die Fertigkeit beſitzen, mit der Grundſtimme eines Tonſtücks zugleich die Folgen aller Accorde, woraus die Harmonie deſſelben beſteht, vorzutragen. Da dieſe Accorde und die in ihnen enthaltenen Hauptintervallen über den Noten durch Zahlen und Zeichen, die Signaturen, angedeutet ſind, ſo muß er auch eine genaue Kenntniß dieſer Bezifferung haben, die man bei Marpurg, Albrechtsberger, Bach, Türk und Müller findet. Erfinder dieſer Bezifferung war Viadana, zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts Kapellmeiſter an der Domkirche zu Mantua. Deshalb nennt man auch dieſe Bezifferung öfters die Italieniſche Tabulatur. dd.

Generalitätslande, hießen ſonſt in Holland diejenigen Lande, die nicht zu den vereinigten ſieben Provinzen, ſondern unmittelbar unter die Generalſtaaten gehörten, z. B. das Holländiſche Flandern, oder Brabant, der Holländiſche Antheil an Limburg und Geldern.

Generalſtaaten ſ. Holland.

Generation, Geſchlechtsfolge, Menſchenalter-Kreis, iſt eine der unbeſtimmten Rechnungsarten der alten Chronologie, wo man nach dem Alter der Menſchen im Durchſchnitt rechnet. Herodot rechnet auf drei Menſchengeſchlechter 100 Jahre, andere Schriftſteller rechnen auf Ein Menſchengeſchlecht 30, 28, 22, Dionys von Halikarnaß 27 Jahre. Gewöhnlich rechnet man 30 Jahre. Wenn demnach Neſtor bei Homer ſagt, er habe bereits zwei Menſchengeſchlechter ſterben ſehen, ſo muß man, um ſein Alter zu beſtimmen, alſo rechnen: als er 30 Jahre alt war, war die Generation, oder das Menſchengeſchlecht ausgeſtorben, das 30 Jahre vor ihm geboren war; als er 60 Jahr alt war, war das Geſchlecht ausgeſtorben, das mit ihm zugleich geboren war, und nun lebte er mit dem dritten Geſchlecht, das geboren wurde, als er 30 Jahre alt war. Neſtor mußte demnach gegen 80 Jahre alt ſeyn. S. übrigens Menſchenalter. dd.

Geneſis, die; wird darum das erſte Buch Moſis genannt, weil in demſelben von der Entſtehung der Dinge die Rede iſt. In der Griechiſchen Sprache nämlich bedeutet das Wort Geneſis: Zeugung, Geburt, Entſtehung. Die Alexandriniſchen Dolmetſcher, welche ungefähr 300 Jahre vor Chriſti Geburt das Alte Teſtament ins Griechiſche überſetzten, brauchten dieſes Wort, das erſte Buch Moſis zu bezeichnen, und aus dem Griechiſchen iſt dieſes Wort, in wiefern es von dem erſten Buche Moſis gebraucht wird, in die Lateiniſche und ſelbſt in die Deutſche Sprache übergegangen. S. darüber Hebräiſche Literatur. N.

Geneſung. Im Allgemeinen der Uebergang von Krankheit zur Geſundheit. Die krankhafte Thätigkeit eines einzelnen Organs oder Syſtems im Körper hat ihr Ziel gefunden, die unterdrückt geweſenen heben ſich wieder. Die Disharmonie der verſchiedenen Verrichtungen des Körpers löſt ſich allmählig wieder in die vorige Harmonie auf, die überſpannten Thätigkeiten laſſen durch Erſchöpfung ihrer Kräfte oder

durch Arzneimittel beſchränkt, allmählich nach, die ſchadhaften, dem organiſchen Körper fremdartig gewordenen Stoffe werden ausgeſchieden und fortgeſchafft; Ruhe und Harmonie der Verrichtungen des Organismus lehren wieder zurück. Dieſer Zuſtand fängt folglich ſogleich nach der glücklichen Kriſis (ſ. dieſ. Art.) der Krankheit an, und endigt da, wo völlige Geſundheit wieder eingetreten iſt. Die Krankheit verſchwindet nicht plötzlich aus dem Körper, ſondern nur allmählich. So wie im Innern des Organismus gewiſſe Veränderungen vorgingen, mittelſt welcher die Krankheit von Stufe zu Stufe bis zu ihrer Höhe ſtieg, eben ſo iſt ihr Gang auch ſtufenweiſe wieder rückwärts, oft durch die nämlichen innern Vorgänge, daher die Krankheitsſymptome nur eins nach dem andern abnehmen, und zwar in umgekehrter Ordnung ihres Eintretens, ſo daß die zuletzt erſchienenen zuerſt verſchwinden. Dieſer Rückgang von dem kranken Zuſtande zum geſunden geſchieht bald in langſamern bald in ſchnellern Schritten, daher der Zeitraum der Geneſung bald länger bald kürzer ausfällt, je nachdem die Krankheit ſchwer, oder nur leicht, ihr Verlauf langſam oder ſchnell, die Lebensenergie des Kranken ſtark oder ſchwach war, die Hülfe der Kunſt weniger oder mehr, unpaſſend oder zweckmäßig angewendet wurde u. ſ. w. Der Geneſungszuſtand ſelbſt iſt auch verſchieden nach dem Charakter und der Form der Krankheit. So iſt er z. B. anders nach einem Entzündungs-, anders nach einem Faulfieber, oder nach einem Nervenfieber, anders nach einem Catarrh, anders nach einer Lungenentzündung u. ſ. w. Es erhellet aus allem dieſem, daß Geneſung noch nicht Geſundheit ſelbſt iſt; es iſt ein eigner, zur Geſundheit hinführender Zuſtand, der jedoch eben ſo leicht theils zur vorigen, theils zu einer andern Krankheit wieder übergehen kann. In die vorige Krankheit kann er zurückfallen (ſ. Recidiv), wenn die Mittel zu bald ausgeſetzt werden, welche die Krankheit beſchränkten, oder wenn Diätfehler begangen wurden, welche den vorigen Krankheitszuſtand begünſtigten. In eine andere Krankheit kann er übergehen, wenn die dem vorigen Krankheitszuſtande entgegengeſetzten Mittel, welche den der Krankheit entgegengeſetzten Zuſtand hervorrufen ſollen, zu lange fortgeſetzt werden. Hiedurch kann der Kranke gerade in die entgegengeſetzte Krankheit verfallen, der von einem entzündlichen Fieber Geneſene kann z. B. durch Uebermaß von Blutentziehung oder ſchwächenden Arzneimitteln in ein ſogenanntes Faulfieber oder in ein hectiſches Fieber verfallen u. ſ. w. Ferner kann durch Mangel an gehörigem diätetiſchen Verhalten, Uebermaß in Speiſen und Getränken, Erkältung, Störung der kritiſchen Ausleerungen u. a. m., der Uebergang in eine andere Krankheit befördert werden. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, daß der Geneſende den Vorſchriften ſeines Arztes noch treulich nachkommen, und das ſeinem Zuſtande gemäße diätetiſche Verhalten genau beobachten muß. H.

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht. Genethliacus, ein Nativitätſteller.

Genetiſch heißt eigentlich die Erzeugung betreffend, z. B. genetiſche Kraft, die Zeugungskraft. Genetiſche Erklärung iſt eine ſolche, die nicht bloß die Merkmale einer Sache angibt, ſondern zugleich ihre Entſtehung darthut.

Genf, Franzöſ. Genève, an dem reizenden Genfer See, im ehemaligen Herzogthum Genevois gelegen, iſt noch jetzt eine große, ſchöne, volkreiche und durch Handel und Fabriken wohlhabende Stadt. Der Rhone, welcher den See durchſtrömt, tritt bei Genf aus demſel-

ben heraus, und ſondert die Stadt in drei ungleiche Theile, welche durch Brücken zuſammenhängen. Vor der Franzöſiſchen Revolution zählte Genf über 26,000 Einwohner; in den Gärten und nächſten Bezirken lebten 4000, und auf dem übrigen Stadtgebiete von 1¾ Quadratmeilen 46,000 Seelen; dagegen zählte man 1802 nur noch 23,000 Einwohner in der Stadt. Genf iſt befeſtigt. Die herrſchende Religion iſt die reformirte. Den wichtigſten Nahrungszweig verſchaffen der Stadt die Uhrmacher; in der blühendſten Periode des Handels zählte man 480 Meiſter und gegen 6000 Arbeiter, welche Uhren aller Art, und zwar mit getheilter Arbeit, verfertigten. An ſie ſchließen ſich die übrigen Metallarbeiter, welche die zur Uhrmacherkunſt erforderlichen und andere mathematiſche und chirurgiſche Inſtrumente arbeiten. Sehr bedeutend ſind auch die Kunſtwerke der vielen Gold-, Silber- und Bijouteriearbeiter. Außerdem werden hier Zitze, Wollentücher, Muſſeline, Goldborten, ſeidene Zeuge, auch Porcellan verfertigt. Wenn dieſe anſehnlichen Fabriken den Wohlſtand der Stadt emporbrachten, ſo erzeugte zugleich die vortheilhafte Lage am Genfer See einen bedeutenden Tranſitohandel; die Nähe der Franzöſiſchen Gränze aber begünſtigte einen einträglichen Schleichhandel. Genf erwarb auf dieſe Weiſe ſo anſehnliche Reichthümer, daß es vor der Revolution 120 Millionen Livres meiſt in den Franzöſiſchen Fonds ſtehen hatte, die bei dem Umſturz aller beſtehenden Einrichtungen in Frankreich größtentheils verloren gingen. Im Mittelalter war Genf einem Biſchofe und einem Grafen unterworfen, welche ſich gegenſeitig ihre Rechte ſtreitig machten. Das Recht der Grafen kam endlich an die Herzoge von Savoyen, welche auch die Biſchöfe auf ihre Seite zu ziehen wußten. Aber auch die Bürger hatten von den Kaiſern viele Privilegien, und fügten ſich nicht unbedingt den Herzogen und Biſchöfen. Dadurch entſtanden Streitigkeiten, welche die von den Franzoſen gedrängten Herzoge nicht mit ſonderlichem Nachdruck gegen die von den Schweizern begünſtigten Genfer führen konnten. Im J. 1524 entledigte ſich die Stadt des herzoglichen Vicedoms, und 9 Jahre darauf auch des Biſchofs, indem ſie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Mehrere herzoglich geſinnte Familien wurden verbannt. Dafür hatte ſie lange gegen die Anſprüche der Herzoge zu kämpfen, welche im J. 1602 den letzten Verſuch machten, die Stadt durch eine Ueberrumpelung in ihre Gewalt zurückzubringen. Das Unternehmen mißlang, und jährlich wurde ſeitdem zum Andenken daran am 12. December das Escaladefeſt gefeiert. Im J. 1603 endlich kam unter Vermittlung von Bern, Zürich und Heinrich IV. von Frankreich ein Vergleich zu Stande, kraft deſſen Savoyen allen Anſprüchen entſagte, und jene drei Vermittler Genfs freie Verfaſſung garantirten. Dieſe Verfaſſung war ein Gemiſch von Demokratie und Ariſtokratie. Die Bürger bildeten das Conſeil general oder ſouverain, welches die geſetzgebende Macht haben und über die wichtigſten Staatsangelegenheiten entſcheiden ſollte. Aus dieſen Bürgern war ein großer Rath, anfangs von 200, und ſpäter von 250 Perſonen, und aus dieſem wieder ein kleiner Rath von 25 Perſonen unter dem Vorſitz des Syndicus gezogen. Dieſe hatten die vollziehende Macht, die Verwaltung der öffentlichen Kaſſe und die Beſorgung der täglichen Geſchäfte. Schon 1536 ward feſtgeſetzt, daß eine Sache, um an den großen Rath zu kommen, erſt im kleinen Rath genehmigt, und um an die Bürgerſchaft zu kommen, zuvor im kleinen und großen Rath gebilligt ſeyn müſſe. So beſtand die Regirung lange zur Zufriedenheit der Bürger, bis ſie allmählig in

Herrſchſucht und Oligarchie auszuarten anfing; einzelne bedeutende Familien bemächtigten ſich der wichtigſten Aemter ausſchließlich und behandelten die Bürger als Gebieter. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit äußerte ſich im Laufe des 18. Jahrhunderts anfangs in Murren und nachher häufig in thätlichen Ausbrüchen, und in dem Wunſche nach einer gerechtern Verfaſſung. Man nannte die Klagenden Repreſentans, die Anhänger der Rathsfamilien aber Negativs. Das Uebel mehrte ſich noch durch die alte Verfaſſung Genfs, vermöge welcher die Einwohner in drei Klaſſen getheilt waren, nämlich in Citoyens, oder ſolche Bürger, die von ihren Voreltern her Bürger waren und zu allen Aemtern und Würden gelangen konnten; in Bourgeois, die von neuen, aus der Fremde gekommenen, Bürgern, deren Nachkommen man erſt die vollen Bürgerrechte ertheilte, abſtammten, und zwar in der allgemeinen Verſammlung erſcheinen, aber weder in den Rath kommen, noch Würden bekleiden konnten; und endlich in Habitans oder ſchutzverwandte Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten; die Nachkommen der letztern hießen Natifs, Eingeborne. Alle dieſe Klaſſen hatten Urſach zur Unzufriedenheit, und eben dadurch gelang es dem kleinen Rath, ſich lange in ſeinen Vorrechten zu erhalten. Endlich aber gewann 1781 der allgemeine Unwille gegen die Ariſtokratie einen heftigen Ausbruch. Er wurde jedoch von den vermittelnden Mächten, vorzüglich von dem Franzöſiſchen Miniſter Vergennes, mit gewaffneter Hand zum Vortheil der Oligarchie entſchieden, und die Folge davon war, daß viele Familien nach Coſtanz, Neufchatel, England und Amerika auswanderten und ihren Kunſtfleiß dahin brachten. Eine ſpätere Revolution im Jahre 1789 ſtellte zwar die Bürgerrechte mit mehr Beſtimmung, als bisher der Fall geweſen, wieder her, und mehrere Ausgewanderte und Verwieſene kehrten zurück, aber ſchon zeigten ſich die nachtheiligen Wirkungen der Franzöſiſchen Revolution, und während der Schreckenszeit (1792) wußte der Reſident Soulavie, von ſeiner Regirung unterſtützt, die abſcheulichen Scenen, welche damals in Frankreich wütheten, auch hier hervorzubringen. Viele Bürger verloren ohne Proceß Heimath, Vermögen und Leben. Nachdem auf dieſen Sturm eine Ruhe von wenigen Jahren gefolgt war, beſetzten 1798 Franzöſiſche Truppen die Stadt, welche nunmehr der Republik Frankreich einverleibt ward. Genf ward die Hauptſtadt des Departements Leman, und man bemühte ſich, den ehemaligen Flor wieder herzuſtellen. Die Univerſität, welche 1368 geſtiftet und 1538 erneuert worden, wurde durch ein Lyceum erſetzt und 1802 ein Seminarium errichtet, in welchem alle Reformirte ſtudiren mußten, die in Frankreich zu geiſtlichen Aemtern gelangen wollten. Am 30. December 1813 ging Genf nach kurzer Kanonade mit Capitulation an die Verbündeten über. Es hat ſeitdem aufgehört zu Frankreich zu gehören; doch welche Verfaſſung nun der Staat erhalten werde, wird der Friede zeigen. Unter den Sehenswürdigkeiten in und um Genf zeichnen wir noch aus: das Haus, in welchem Rouſſeau geboren worden, neben dem ſogenannten Chateau royal am Eingang einer breiten Straße; Calvins Grabmal, ohne Inſchrift und Monument; das Cabinet von Sauſſüre, das ſchönſte in der Schweiz, und Ferney, anderthalb Stunden von Genf, welches allmählig verfällt, deſſen untere Zimmer aber noch unverändert ſo ſind, wie ſie Voltaire bewohnte; die Gletſcher von Chamouny, eine Tagereiſe von Genf u. ſ. w. Der Genfer See, deſſen Länge 20 und deſſen größte Breite 5 bis 6 Stunden beträgt, hieß bei den Römern Lacus Lema-

nus, weshalb ihn die Franzoſen Lac Leman nennen. Er iſt ſehr tief und fiſchreich, und friert nie zu.

Gengis=Khan (Dſchingis=Khan), einer der größten Eroberer und Länderverwüſter, der Sohn des Mongolenkhans Yeſu=Kai († 1176), wurde im J. 1163 zu Dilun geboren, und trat in einem Alter von 13 Jahren die Regirung an. Eine faſt allgemeine Verſchwörung aller der mongoliſchen Horden, die ſein Vater ſich unterworfen hatte, nöthigte ihn, ſich zu Aveek=Khan, einem Tatariſchen Fürſten, zu flüchten. Des Schutzes, den dieſer ihm gewährte, machte er ſich dadurch werth, daß er ihm in den Kriegen ſowohl gegen ſeine Nachbarn als auch gegen ſeinen Bruder, der ihm die Krone entriſſen hatte, die ausgezeichnetſten Dienſte leiſtete. Gengis=Khan ſetzte ihn wieder auf den Thron, und erhielt von ihm die Hand ſeiner Tochter. Er hatte ſich jedoch einen Undankbaren verpflichtet, der ſeinen Untergang beſchloß. Gengis=Khan nahm die Flucht, und wurde von Aveek=Khan und Schokun, deſſen Sohne, verfolgt. Er ſchlug einen und den andern. Dieſer Sieg weckte ſeine Herrſchſucht; in weniger als 22 Jahren bezwang er das Reich Tangut und einen großen Theil von China, brachte das mächtige Chowaresmiſche Reich in Perſien und Indien (das aus einer Statthalterſchaft der Seldſchukiſchen Türken erwachſen war) unter ſeine Gewalt, und machte Eroberungen bis tief in Rußland hinein und bis an den Dnieper. Nie, weder vor noch nach ihm, hat ein Eroberer mehr Völker ſich unterworfen. Seine Herrſchaft erſtreckte ſich über ein Land, das von Mittag nach Mitternacht 500 Meilen, und von Morgen nach Abend faſt noch einmal ſo viel maß. Aus dieſem Grunde nahm er i. J. 1206 den Titel Dſchingis=Khan, d. i. der größte Khan, an, unter welchem er bekannter iſt, als unter ſeinem eigentlichen Namen Temudſchin. Seine 4 Söhne, die er zu ſeinen Generalſtatthaltern ernannte, wetteiferten mit einander in der pünktlichſten Vollziehung ſeiner Befehle, und waren die Werkzeuge ſeiner Siege. Er rüſtete ſich, die Eroberung von China zu vollenden, als ihn eine Krankheit in der Mitte ſeiner Triumphe hinwegraffte. Er ſtarb im Jahre 1227. Groß als Fürſt und Feldherr verſtand er eben ſowohl Völker zu beherrſchen als zu unterwerfen. Er gab den Tataren Geſetze. Der Ehebruch wurde ihnen um ſo härter verboten, als ihnen die Vielweiberei erlaubt war. Eine ſtrenge Disciplin ward bei der Armee eingeführt. Dennoch war ſeine Regirung eine faſt ununterbrochene Reihe von Verwüſtungen. Städte wurden zerſtört, aber nicht wieder aufgebaut, wenn man Bokhara, das er gründete, und einige andere, die er herzuſtellen erlaubte, davon ausnimmt. Er theilte ſeine Staaten unter ſeine vier Söhne. Zum Groß=Khan der Tatarei erklärte er Otkai, ſeinen dritten Sohn, deſſen Nachkommenſchaft in dem Norden von China bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts herrſchte. Tuſchi bekam Turkeſtan, Bactriana, Aſtrakan und das Land der Usbeken. Ein Sohn deſſelben, mit Namen Batou=Khan, drang bis nach Polen, Dalmatien, Ungarn und bis vor die Thore von Conſtantinopel. Die Tatariſchen Fürſten der Krimm und die Usbeken=Khans ſtammten von ihm ab. Tuli, oder Tuli=Khan, ein anderer Sohn Gengis=Khans, erhielt ſchon bei Lebzeiten des Vaters Perſien, Choraſan und einen Theil von Indien. Zagathai endlich, der vierte Sohn, herrſchte in Transoxiana, einem Theil von Indien und in Tibet. Gaubil hat die Geſchichte Gengis=Khan's mit vieler Gelehrſamkeit geſchrieben.

Genie, das; iſt etwas ſo Geheimnißvolles in der menſchlichen

Natur, daß ſich nur mit Schwierigkeit eine deutliche und beſtimmte Erklärung davon geben läßt. Seinen Namen hat es vom Lateiniſchen Worte Genius, indem man ſich einbildete, daß gewiſſen mit vorzüglicher Energie des Geiſtes wirkenden Menſchen ein höheres Weſen oder ein Genius beiwohne, der ſie begeiſtere. Das Genie äußert ſich nämlich dadurch, daß es in einer gewiſſen Art menſchlicher Thätigkeit mehr als das Gewöhnliche leiſtet, das Alte neu geſtaltet oder ganz Neues erfindet, und überhaupt in ſeinen Hervorbringungen original iſt. Daher iſt Originalität eine nothwendige Folge der Genialität, und es iſt eigentlich ein Pleonasm, wenn man ſich des Ausdrucks Originalgenie bedient. Die Genialität ſetzt alſo voraus, daß der Menſch, in welchem ſie angetroffen wird, mit einer weit höhern Geiſteskraft, als andre Weſen ſeiner Gattung, von der Natur ausgeſtattet worden iſt. Sie gehört alſo nicht zu den allgemeinen Beſtimmungen der menſchlichen Natur, ſondern zu den beſondern Modifikationen der Kräfte, wodurch ſich einzelne Menſchen vor andern auszeichnen und ſie in ihrer Wirkſamkeit übertreffen. Mit einem Worte, die Genialität gehört zu der Individualität, und da dieſe unbegreiflich iſt (denn es läßt ſich auf keine Weiſe erklären, wie es zugeht, daß ein Subjekt, welches zu einer Gattung von Weſen gehört, ſich doch von den übrigen Weſen ſeiner Gattung durch eigenthümliche Merkmale unterſcheidet): ſo iſt auch die Genialität etwas Unbegreifliches, und wird daher als etwas Urſprüngliches oder Angebornes betrachtet. Das Genie zeigt ſich aber nicht in allen Arten menſchlicher Wirkſamkeit als Genie, ſondern erſcheint oft, aus ſeiner Sphäre herausgeriſſen, als ein Weſen ganz gewöhnlicher Art. Der geniale Dichter z. B. iſt darum nicht auch ein genialer Philoſoph, und der geniale Staatsmann iſt darum nicht auch ein genialer Kriegsmann. Man unterſcheidet daher mit Recht verſchiedene Arten der Genialität, als: Künſtlergenie, wiſſenſchaftliches, politiſches, militäriſches Genie u. ſ. w.; und ſelbſt dieſe Arten laſſen ſich wieder in Unterarten zerfällen, ſo daß z. B. Mozart ein muſikaliſches, Klopſtock ein dichteriſches, Raphael ein maleriſches, Newton ein mathematiſches, Kant ein philoſophiſches Genie u. ſ. w. heißt. Ein Univerſalgenie im ſtrengſten Sinne hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben, da die intenſive Stärke, mit der eine Geiſteskraft in ihrer Wirkſamkeit über die übrigen hervorragt, eben dieſe in ihrer Wirkſamkeit beſchränkt. Daher haben große Künſtler ſelten oder nie etwas Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften geleiſtet. Doch hat es Männer gegeben, welche in mehrern Zweigen der Kunſt oder der Wiſſenſchaft zugleich mit Genialität arbeiteten. So war Michel Angelo ein eben ſo genialer Bildhauer als Maler, und Leibnitz ein eben ſo großer Mathematiker als Philoſoph. Uebrigens ſagt man eben ſowohl, es habe Jemand Genie, als es ſey Jemand ein Genie. Dort bedeutet Genie ſo viel als Genialität, hier ein Subjekt, dem dieſe zukommt. — Die Genieſucht iſt eine Krankheit, an der unſer Zeitalter ſehr zu leiden ſcheint. Sie kündigt ſich vornehmlich durch ein affektirtes Weſen in der Behandlung der Kunſt oder Wiſſenſchaft an. Doch gab es zu allen Zeiten ſolche affektirte Genies. Daher ſagte ſchon Leſſing: Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken ſoll, es ſind vier. Und der Wandsbecker Bote gab in ſeinen Werken (Thl. 3. S. 28) folgende Nachricht vom Genie:

Ein Fuchs traf einen Eſel an.
Herr Eſel, ſprach er, jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann.
Das wäre! fing der Eſel an,
Hab' doch nichts Närriſches gethan? D.

Genien. Was bei den Griechen die Dämonen (ſ. Dämon), waren bei den Römern die Genien, über welche wir, zur Vollendung dieſes Artikels, nichts beſſeres thun können, als Wieland ſprechen zu laſſen. Nach einem Glauben der Römer, ſagt er, der ihnen faſt mit allen Völkern des Erdbodens gemein war, hatte jeder Menſch ſeinen eigenen Genius, d. i. einen Naturgeiſt, der ihn ins Leben einführte, ihm im Laufe deſſelben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demſelben hinaus geleitete. Die Genien der Weiber hießen Junonen; die Knechte ſchwuren bei dem Genius ihrer Herren, die Mägde bei der Juno ihrer Frauen, und das ganze Römiſche Reich beim Genius Auguſts und ſeiner Nachfolger. Wie die Religion der Griechen und Römer überhaupt an keinen feſten Lehrbegriff gebunden, ſondern in ihrem Glauben alles unbeſtimmt, ſchwankend und willkührlich war, ſo war auch über dieſen Artikel nichts feſtgeſetzt; und wer Luſt hatte, glaubte entweder zwei Genien, einen weißen und guten, dem er alles Glückliche, und einen böſen, ſchwarzen, dem er alles Widerwärtige, was ihm begegnete, zuſchrieb; oder nur Einen, der, wie Horaz (Briefe II, 2.) ſagt, weiß und ſchwarz zugleich, und, je nachdem ſich der Menſch aufführte, ihm hold oder unhold ſey. Daher die Redensarten, einen erzürnten Genius haben, ſeinen Genius beſänftigen, ſeinem Genius gütlich thun u. dergl. Je nachdem der Genius eines Menſchen ſtärker, mächtiger, verſtändiger, wachſamer, kurz, je vollkommener er ſeiner eignen Natur nach, und je gewogner er dem Menſchen war, der unter ſeinem Schutze und Einfluſſe lebte: je beſſer ſtand es um dieſen Menſchen, und je größer waren ſeine Vorzüge vor Andern. So warnte z. B. ein Aegyptiſcher Geiſterſeher den Antonius vor ſeinem Collegen und Schwager Octavius. Dein Genius, ſagte er, fürchtet den ſeinigen. Zwar iſt er von Natur groß und hohen Muthes, aber ſo wie er ſich dem Genius dieſes jungen Menſchen nähert, ſchrumpft er zuſammen, wird klein und feig. Der Glaube der Alten an die Genien (denn nicht nur jeder Menſch, ſondern jedes andere natürliche Weſen hatte den ſeinigen) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorſtellungsart von dem allgemeinen, ſich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiſt. Das, was jedem Dinge Beſtandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieſes gemeinſchaftlichen Naturgeiſtes; daher nennt Horaz den Genius den Gott der menſchlichen Natur. Er iſt nicht der Menſch ſelbſt, aber er iſt das, was einen Jeden zum individuellen Menſchen macht. Seine Perſönlichkeit iſt an das Leben dieſes Menſchen geheftet; und ſo wie dieſer ſtirbt, verliert ſich ſein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geiſter, aus welchem er, bei deſſen Geburt, ausgefloſſen war, um der Portion von Materie, woraus dieſer Menſch werden ſollte, ſeine individuelle Form zu geben, und dieſes neue Gebilde zu beleben und zu beſeelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput. Da die Griechen alle unſichtbaren Dinge und alle abgezogenen Begriffe mit ſchönen menſchen-

ähnlichen Geſtalten zu bekleiden gewohnt waren: ſo erhielt auch der Genius der menſchlichen Natur die ſeinige. Er wurde als ein Knabe, oder in dem Alter zwiſchen Knaben und Jüngling mit einem geſtirnten Gewande leicht bekleidet, und mit Blumen oder einem Zweige von Maßholder umkränzt, oder auch nackt und geflügelt abgebildet, wie der Genius in der Villa Borgheſe, von deſſen Schönheit Winkelmann ſo entzückt war.

Genlis (Brulart von Sillery, Gräfin von). Dieſe berühmte und fruchtbare Schriftſtellerin war ehemalige Gouvernante der Kinder des Herzogs von Orleans, Schweſter des Marquis Ducreſt und Gemahlin des Grafen Sillery, eines Mannes von vielem Verſtande und durchdringendem Beobachtungsgeiſt, der ein Vertrauter von Orleans und muthmaßlich ein Beförderer ſeiner ehrgeizigen Abſichten war. Als Conventsdeputirter erhielt er verſchiedene wichtige Aufträge, wurde aber, da er die Girondepartei zu begünſtigen ſchien, mit den Häuptern derſelben am 31. Okt. 1793 zum Tode verurtheilt. Er ſchleppte ſich auf ſeinen Krücken zum Blutgerüſte, und brachte ſeinen mit Narben bedeckten Körper, mit dem er in Indien eben ſo glücklich als rühmlich gefochten hatte, dem Vaterlande mit Standhaftigkeit zum Opfer dar. Seine Gemahlin hatte ſchon früher Frankreich verlaſſen. Als eine Dame, die bei ihrem Eintritt in die Welt ſich durch empfehlende Talente, gebildeten Geiſt und angenehme Geſtalt bemerkbar machte, und ſich früh vermählte, hatte ſie Gelegenheit, ſich bei guter Zeit die Farben zu ihren ſpätern Gemälden zu miſchen. Gemacht zur Beobachterin der Geſellſchaft, von der ſie auf eine bewunderswürdige Art die Lächerlichkeiten aufzufaſſen, mit Feinheit alle Nüancen zu unterſcheiden, und geſchickt alle Treuloſigkeit zu ahnden verſteht, lieferte ſie Schriften, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden. In das Gewebe der Revolution war ſie nie verwickelt geweſen; vielmehr hatte ſie ſich ſeit Ende des Jahrs 1791 mit ihren Zöglingen in England aufgehalten; allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute ihres Vaters war ſie verdächtig geworden, und würde in Frankreich nie haben ſicher leben können. Sie ging daher nach den Niederlanden, kam daſelbſt in abermaligen Verdacht, mit Dumouriez in Verbindung zu ſtehen, und mußte nach der Schweiz flüchten. Dort lebte ſie eingezogen in einem Kloſter zu Bremgarten, einige Meilen von Zürich. Als ſich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzeſſin von Condé, nach Freiburg begab, reiſte ſie mit ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henriette Sercey, ab, und traf im Juli 1794 in Altona ein, wo ſie in einem abgelegenen Hauſe in klöſterlicher Einſamkeit für die Wiſſenſchaften lebte und einige Schriften ausarbeitete. Daß ihr der Aufenthalt in den Preuſſiſchen Staaten verſagt wurde, war eine Folge der dort beſtehenden Verordnungen gegen alle Franzöſiſche Ausgewanderte. Als Bonaparte an die Spitze der Regirung trat, kehrte ſie nach Frankreich zurück und erhielt 1805 von der Regirung eine Penſion von 6000 Franken. Die Verdienſte der Frau von Genlis ſind entſchieden. Sie iſt eine liebenswürdige Schriftſtellerin, deren Werke im Fache der Erziehung deſto größeres Aufſehen machten, je weniger man etwas vorzügliches in dieſer Art in Frankreich erwartete. Ihre Werke charakteriſiren ſich durch eine leichte und gefällige Schreibart und durch edle und moraliſche Grundſätze, welche die Verfaſſerin überall zu ver-

breiten ſucht. Die meiſten davon ſind auch ins Deutſche überſetzt worden.

Genoveva, die heilige, (Ste Geneviève): 1) geb. zu Nanterre 3 Meilen von Paris 422, um die Zeit Pharamunds, des erſten Königs von Frankreich. St. Germain, der Biſchof von Auxerre, bemerkte frühzeitig an ihr einen beſondern Beruf zur Heiligkeit, und rieth ihr, das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit abzulegen, welches ſie auch dem Biſchof von Paris ablegte. Nach ihrer Eltern Tode begab ſie ſich ganz nach Paris. Jedermann wollte hier flüchten, als Attila mit ſeinen Hunnen nach Frankreich brach; Genoveva trat auf mit der Verkündigung völliger Sicherheit, wofern man ſie nur durch eifriges Gebet erflehe. Attila zog aus der Champagne nach Orleans, ging von da nach Champagne zurück, ohne Paris zu berühren, und wurde 451 geſchlagen: dies gründete denn der Genoveva Ruf für immer. Bei einer großen Hungersnoth fuhr ſie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und brachte bald 12 große Schiffe voll Korn zurück, das ſie unentgeltlich unter die Nothleidenden vertheilte: dies befeſtigte ihr Anſehn, und ſie wurde von Merovaus und Chilperich ſehr hoch gehalten. Zum Rufe ihrer Heiligkeit trug übrigens nicht wenig bei, daß ſie von ihrem 15ten bis zum 50ſten Jahre nichts als Gerſtenbrod und Bohnen, und auch dieſe nur alle zwei bis drei Wochen einmal, nach ihrem 50ſten Jahre aber erſt etwas Fiſch und Milch genoß. Im Jahr 460 erbaute ſie über die Gräber des heil. Dionyſius, Ruſticus und Eleutherius bei dem Dorfe Chaſtevil eine Kirche, und Dagobert ſtiftete nachher hier die Abtei St. Denys. Im Jahr 499 oder 501 ſtarb ſie, und wurde in der unterirdiſchen Kapelle beigeſetzt, welche St. Denys den Apoſteln Paulus und Petrus geweihet hatte. Chlodwig hatte auf ihre Bitte eine Kirche darüber erbaut, welche nachher, ſo wie die dabei geſtiftete Abtei, nach der Genoveva ſelbſt benannt wurde. Eine andre Kirche dieſer Heiligen wurde an die Kirche de notre Dame angebaut: Ihre Reliquien werden in der erſtern verwahrt. Mit dieſer Heiligen darf man nicht verwechſeln — — 2) die heilige Pfalzgräfin Genoveva, geborne Herzogin von Brabant, welche von ihrem Gemahl Siegfried, angeſchuldigten Ehebruchs halber, zum Tode verurtheilt, aber gerettet ward, worauf ſie 6 Jahre lang in einer Höhle von bloßen Kräutern lebte, bis ihr Gemahl ſie wieder fand, und heimführte. Von ihr erzählt unſer Volksbuch: Eine ſchöne, anmuthige und leſenswürdige Hiſtorie von der unſchuldig betrengten heil. Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abweſenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen. Cöln und Nürnberg. „Unter allen den verſchiednen Büchern dieſer Gattung — ſagt Görres — iſt die Genoveva durchaus das geſchloſſenſte und am meiſten ausgerundete, ſtellenweiſe ganz vollendet, und in ſeiner anſpruchloſen Natürlichkeit unübertreflich ausgeführt, im Ganzen in einem rührend unſchuldigen Ton gehalten, kindlich, ungeſchmückt und in ſich ſelbſt beſchattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl. Und ſo war es denn werth, zwei trefliche Dichter zu begeiſtern. Tiek, daß er uns in ſeinem Gedichte, wie ein Zauberer im Kriſtalle, die ganze romantiſche Liebe in einem zarten Luft- und Glut- und Farbengewebe aus einer lichtklaren Morgenröthe kunſtreich zur Geſtalt gebildet, zeigt, und der Maler Müller, in ſeinem Fragmente, die Heilige als eine Hünenjungfrau vom Rieſengebirge malt. Unendlich beſcheiden ſteht das Volksbuch hinter dieſen Efulgurationen der poetiſchen Kraft, aber

in dem ruhigen, ſtillen, lieblichen Schein, in dem es ſtrahlt, bricht derſelbe poetiſche Geiſt, nur leiſe phosphorescirend hervor, der in Tieks und Müllers Werken in lichten Flammen aufbrennt und glüht." Das Volksbuch iſt gearbeitet nach der Schrift des Pater Cerizier's: L'innocence reconnue, das in einem preziöſen, geſchraubten Tone die Begebenheiten erzählt, und ſich dabei auf des Puteanus St. Genovevae Iconismus, Raderi Bavaria pia und Aubert le Mires Chronicon belgicum a Jul. Caesare ad annum 1656, als ſeine Gewährsmänner beruft. Der deutſche Bearbeiter, indem er das Buch zum Grunde legte, hat eine ganz verſtändige Auswahl, und zugleich mit ihr den Ton getroffen, der einer Schrift dieſer Art zukommt. — dd.

Gensd'armes. Mit dieſer Benennung bezeichnete man in Frankreich anfänglich die Maſſe des bewaffneten Volkes (gens armata), nachher aber, als ein ſtehendes besoldetes Heer errichtet ward, erhielt dieſen Namen ein Corps ſchwerer Cavallerie, in welchem die Hauptſtärke der Armee beſtand. Dieſe Gensd'armes waren mit Helmen, Cüraſſen, Piſtolen, gepanzerten Pferden ꝛc. verſehen, wovon ſie ſeit Ludwig XIV. Carabiner, Piſtolen und Degen beibehielten. Sie hatten theils die Dienſte beim König zu verſehen, theils machten ſie das erſte Corps der Franzöſiſchen Cavallerie aus; übrigens waren es lauter Edelleute und gehörten zu den königlichen Haustruppen. Zur Zeit der Revolution wurden ſie aufgehoben. Seitdem bekam den Namen der Gensd'armerie ein anderes Corps bewaffneter Leute im Dienſte der Nation, welches an die Stelle der ehemaligen Maréchauſſée zur Sicherheit der Republik, beſonders der Landſtraßen errichtet wurde, und welche vorzüglich Landſtreicher, Räuber ꝛc. aufſuchen, Zuſammenrottungen zerſtreuen, und überhaupt auf alles, was der öffentlichen und perſönlichen Sicherheit nachtheilig ſeyn könnte, genau Acht haben mußten. Sie dienten zu Fuß und zu Pferde, ſtanden unter den adminiſtrirenden Corps und waren erſt in 28 Legionen getheilt, wurden aber nachher (18..) auf 34 Legionen, meiſt von 2—3 Schwadronen, vermehrt, welche in die verſchiedenen Departements vertheilt waren. Bei der kaiſerlichen Garde ſtand ein Regiment Eliten-Gensd'armerie von 2 Schwadronen, und 6 Legionen hatte man in Spanien. Ihr Anſehen geht ſo weit, daß jeder, beſonders auch vom Militär, dem ſie Arreſt oder überhaupt Ruhe ankündigten, ſogleich gehorchen muß. Dagegen ſollten auch nur Leute von erprobter Rechtſchaffenheit, die 10 Jahre lang ohne Tadel gedient haben, zu ſolchen Stellen genommen werden. Die in vielen Deutſchen Staaten eingeführte Gensd'armerie unterſcheidet ſich von der Franzöſiſchen darin, daß ſie nicht aus ehemaligen Militärs beſteht und eine allgemeine Polizei repräſentirt.

Genſerich (Geiſerich, Gaiſerich, Gizerich, Ginzerich) war ein unehelicher Sohn des Vandalenkönigs Godegisklus. Nach deſſen Tode kam (im 2ten Jahrzehend des 5ten Jahrhunderts nach Chr.) ſein ehelicher Sohn Gunderich zur Regirung. Da dieſer aber noch ſehr jung und wenig regſam war, Geiſerich hergegen ein erwachſener und eben ſo kluger als tapferer Jüngling, ſo ward Er in der That, was jener nur hieß, König. 428 ſtarb Gunderich, wie es ſcheint, nicht ohne Geiſerichs Zuthun. Die Schriftſteller ſeiner Zeit entwerfen von ihm folgendes Gemälde: „der Bau ſeines Körpers verſprach nicht viel; er war von mittlerer Größe und durch einen Sturz vom Pferde hinkend. Nichts deſtoweniger verſtand er alle

Waffenübungen aufs vollkommenſte, und was die Natur dem Körper entzogen, das hatte ſie an Geiſteskräften ihm erſetzt. Er war der ſcharfſichtigſte Sterbliche. Viel ſprach er nie, aber ſeine Seele drang in das Innere der Gegenſtände. Schwelgerei war ihm verhaßt, den Zorn aber konnte er nicht bändigen: etwas zu erhaſchen benutzte er jede Gelegenheit; Völker an einander zu hetzen, Samen der Uneinigkeit auszuſtreuen und Haß zu brüten, war er immer bereit." Seine Zeit bot ihm dazu genug Gelegenheit. Zu Rom regirte im Namen des minderjährigen Valentians III. ſeine Mutter Galla Placidia, und zwar, bei des Aëtius und Bonifacius Leitung, ziemlich glücklich. Zum Unglück des Staates jedoch waren beide die ärgſten Feinde, und jeder lauerte heimlich auf Gelegenheit, den andern zu ſtürzen. Als Bonifacius nun von Placidien, zur Belohnung ſeiner wirklich großen Verdienſte um ihre Perſon, die wichtige Statthalterſchaft von Afrika erhalten hatte, gelang es des Aëtius Intrigue, der Regentin ſeine Treue verdächtig, dem Bonifacius aber glauben zu machen, ſein Leben ſey gefährdet. Da er ſich auf ergangene Zurückberufung nicht ſtellte, ſendete man Truppen gegen ihn, und er, wohlwiſſend, daß ſeine Macht der römiſchen nicht gewachſen ſey, ſah ſich nach Hilfe um. Die nächſten Nachbarn von Afrika waren die Vandalen in Spanien. Deren Regenten Gunderich und Geiſerich ſchlug er vor, nach Afrika zu kommen, das Land in 3 Theile zu theilen, und gemeinſchaftlich einander gegen jeden auswärtigen Feind zu ſchützen. Während dieſer Zeit ſtarb Gunderich, und Geiſerich, der die Regirung an ſich geriſſen hatte, rüſtete ſich mit Macht zu dieſem Zuge. In Spanien war er durch die Nachbarſchaft der übermächtigen Gothen ſtets bedroht, in Afrika, deſſen glückliche Lage nicht wenig reitzte, hatte er keinen Feind zu fürchten; Bewegungsgrund genug zu einem Abenteuer, das noch obenein die Gedanken von dem unrechtmäßigen Beſitz ſeiner Herrſchaft abzog. Er ſammelte demnach alle Vandalen und Alanen nebſt ihren Familien an der Küſte von Bätika, und ſegelte im Mai 429 unweit Gibraltar ab ins gegenüber liegende Mauretanien. Schrecken verbreitete ſich bei ſeiner Ankunft durch ganz Afrika. Die Einwohner flohen in Wüſten, Gebirge und Höhlen, denn die Vandalen verwüſteten, verheerten und ermordeten was ihnen aufſtieß. Mittlerweile aber war des Bonifacius Unſchuld entdeckt, und gern wäre nun dieſer der vandaliſchen Hilfe überhoben geweſen. Da Bitten und Drohungen bei Geiſerich nichts vermochten, ging Bonifacius ihm entgegen, ward aber geſchlagen, und ſo ein zweites Mal mit allen von Rom und Conſtantinopel erhaltenen Verſtärkungen. Geiſerich blieb Meiſter des eingenommenen Landes, und ein mit Valentinian geſchloßner Friede beſtätigte ihm den Beſitz. Etliche Jahre darauf griff er auch, mitten im Frieden, Karthago an, eroberte es, und ſtiftete nun in Afrika ſein neues Vandalenreich. Auf Befehl des Land- und Waſſerkönigs, (welchen Titel Geiſerich annahm, wurden in Karthago ſogleich alle goldnen und ſilbernen Kirchengefäße auf die Burg gebracht, die katholiſchen Kirchen verſchloſſen, oder den Vandalen (die als Arianer die Katholiken eben ſo haßten als ſie von ihnen gehaßt wurden) zum Privatgebrauch angewieſen, und die Geiſtlichen aus ihren Wohnungen vertrieben. Die Einwohner mußten bei Lebensſtrafe Geld und Koſtbarkeiten nach Hofe liefern, wobei Geiſerich ſich ſo ſtreng gegen den Adel, als vorher gegen die Geiſtlichkeit, bewies; das Volk ſcheint er mehr geſchont zu haben. Um ſich vor äußerm Ueberfall zu ſichern, raſtete er jetzt nicht, bis er eine

Flotte geſchaffen und ſeine Vandalen zu Seeleuten umgebildet hatte, womit er nun häufig nach Sicilien und Italien überſetzte, verheerte und plünderte. Dieſe unaufhörlichen Einfälle bewogen zwar endlich den morgenländiſchen Kaiſer Theodoſius II. dem abendländiſchen, Valentinian III, zu Hilfe zu kommen, und es erſchien eine anſehnliche griechiſche Flotte auf Sicilien: allein da Attila, zur Unterſtützung Geiſerichs, mit einem Einfall ins griechiſche Reich drohte, ſo blieb dies ohne Erfolg. Mittlerweile aber hatte ſich eine Verſchwörung der Vandalen ſelbſt gegen Geiſerich entſponnen. Er entdeckte und unterdrückte ſie, ſchnell aber ſtreng, denn nicht die wirklichen Theilnehmer nur, auch alle wahrſcheinlichen Mitwiſſer wurden getödtet. Dies Loos traf auch Gunderichs Gemalin, die erſäuft, und ihre 10 Kinder, die auf andre Weiſe hingerichtet wurden, denn es ſcheint, daß zu deren Gunſten die Verſchworung gemacht war. Die Zeit des Friedens benutzte er zu vielen nützlichen und ſtaatsklugen Einrichtungen, zugleich aber auch zu Verfolgung und Unterdrückung der Katholiken. Dreizehn Jahre lang dauerte dieſer Friede, nach Valentinians Tode aber begannen neue Kriege, die erſt wenige Jahre vor Geiſerichs Tode endeten. Maximus hatte, aus Rache für die verletzte Keuſchheit ſeiner Gemalin, den wollüſtigen Valentinian ermordet, ſich auf den Thron geſchwungen, und mit der Kaiſerin Eudoria vermählt. Dieſe jedoch, wenig zufrieden hiemit, hatte an Geiſerich heimlich geſendet mit der Bitte, er ſolle kommen, ſie von dem Mörder ihres Gemals und Rom von ſeinem Tyrannen zu befreien. Um ſo etwas ließ Geiſerich ſich nicht zweimal bitten; er landete in Italien, und drang ohne Widerſtand auf die Hauptſtadt los. Hier hatten ſich inzwiſchen die Umſtände ſo verändert, daß man ihn lieber nicht geſehen hätte, allein er ging nicht, ſondern kam nach Rom, und ſuchte in den 14 Tagen ſeines Aufenthalts alle Schätze zuſammen. Den kaiſerlichen Ornat und Schatz, das ſtark vergoldete Dach des Jupitertempels, die herrlichſten Zierrathen anderer Tempel, die ſchönſten Statuen nahm er als Beute, mehrere tauſend junge Römer, die Kaiſerin Eudoria ſelbſt und ihre 2 Töchter als Gefangene mit, und plünderte und verheerte auf dem Rückzug noch Flecken und Dörfer. Auf die gefangenen Prinzeſſinnen, die letzten Sproſſen aus der Familie des großen Theodoſius, gründete er nun Anſpruche auf einen Theil der theodoſianiſchen Güter, zumal da er die älteſte Prinzeſſin Eudoria mit ſeinem Sohne Hunerich vermählt hatte. Von Conſtantinopel aus hatte man ihn auch wirklich befriedigt, und da es nun von Rom aus nicht geſchah, ſo fiel er unaufhörlich in Sicilien und Italien ein, plünderte und verbrannte Dörfer, Flecken, Städte, führte Sachen und Menſchen hinweg, und wurde der Schrecken des Landes. Verträge, die er öfters ſchloß, hielt er nur ſo lange es ihm beliebte. Da beſchloß endlich Majoran, ihn in Afrika ſelbſt anzugreifen. Er ſah recht gut, daß die Flotte, die man in einem Hafen Spaniens ausrüſtete, gegen ihn gerichtet ſey, und ließ deshalb am Seeufer hin viele Meilen breit alles verheeren, damit der eindringende Feind, durch Mangel an Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen bedrängt, wieder zurückkehren oder aufgerieben werden mußte. Sogar die Brunnen ließ er vergiften. Bald aber erfuhr er, die römiſchen Schiffe würden ſchlecht bewacht, und ſchnell ſegelt er hin, überrumpelt den Hafen und ſchleppt die Fahrzeuge mit ſich hinweg. Italiens Bedrängniſſe wurden nun weit härter als je, aber auch an das Jllyrikum, an den Peloponnes

und das übrige Griechenland kam die Reihe. Leo, der jetzt auf dem Throne von Byzanz ſaß, bot, da weder Verträge noch Geſandſchaften, weder Bitten noch Drohungen halfen, alle Kräfte ſeines Reichs auf, Afrika zu erobern. Eine Flotte von mehr als 1000 Segeln, mit 100,000 Mann beſetzt, ſchloß den Hafen von Karthago ein. Geiſerich, wirklich bedrängt, ſtellte ſich furchtſam, und ließ um einen fünftägigen Waffenſtillſtand bitten, nach welcher Zeit er ſich ganz in des Kaiſers Willen fügen wolle. Unklug willigte man ein, denn Geiſerich benutzte die Friſt, durch Liſt die feindliche Flotte in Brand zu ſtecken, worauf er ſie angrif, ſchlug und zerſtreute. Doch dauerte der Krieg fort, bis 474 nach Leo's Tode Zeno mit Geiſerich Frieden ſchloß. Noch 4 Jahre lebte dieſer hierauf, und ſtarb, nachdem er 49 Jahre lang in Afrika geherrſcht hatte, als achtzigjähriger Greis. Ueberlegene Geiſteskraft iſt ihm nicht abzuſprechen. Jede Sache überſah und durchſchaute er ſchnell, und dem Anſchlag folgte ſtets ſchnelle Ausführung. Oft dachte der Feind noch nicht auf Gegenwehr, und Geiſerich griff ſchon an. Schnelle Benutzung günſtiger Umſtände verſchaffte ihm ſein Glück. Im Krieg ließ er dem Feinde nie Ruhe. Durch Angrif kleinerer Haufen an verſchiedenen Punkten zertheilte er die feindliche Macht, und verhinderte ſie, mit Nachdruck gegen ihn zu verfahren. Nicht eben ſo vortheilhaft erſcheint er von Seiten des moraliſchen Charakters. Selten hielt er ſein Wort, wenn er es mit Vortheil brechen konnte, war rauh und trotzig gegen ſeine Feinde, ein unverſöhnlicher Verfolger der anders Glaubenden, argliſtig, verrätheriſch, grauſam, wenn es ſein Zweck erfoderte. Indeß verdient ein Barbar des 5ten Jahrhunderts hierin wohl mehr Entſchuldigung als der Barbar des 19ten. Er hinterließ ein mächtiges, den Römern äußerſt furchtbares Reich, und ſeinem Nachfolger ſo vollkommene Zurüſtungen, daß er ſie nur zu erhalten brauchte. dd.

Gent, (Gand) Hauptſtadt der Grafſchaft Flandern, eine feſte und wohlgebaute Stadt am Einfluß der Lys, Lievre und Moers in die Schelde (51° 24′ nördl. Br.). Die hindurchlaufenden Flüſſe und Kanäle theilen ſie in 26 Inſeln ab. Der Umfang der Stadt iſt ſehr weitläufig, und konnte zu den Zeiten Philipps von Valois und Karls VI 50,000 Mann ins Feld ſtellen. Sie verlor durch Kaiſer Karl V, welcher hier (im Prinzenhofe) geboren wurde. Als 1539 die Einwohner zu ſtarker Abgaben halber ſich empörten, trugen ſie Franz I. an, ſich unter ſeinen Schutz zu begeben. Dieſer entdeckte dies Karln, welcher deshalb an 30 der vornehmſten Bürger hinrichten ließ; viele in die Acht erklärte, die öffentlichen Gebäude einzog, alle Privilegien zurücknahm, eine Strafe von 1,200,000 Thlr. ausſchrieb, und eine Citadelle anlegte, um die Stadt noch mehr im Zaum zu halten. Jetzt rechnet man 55,000 Einwohner, welche viele Manufacturen und Fabriken in wollenen und baumwollenen Zeuchen, Leinwand, Tuch, Hüten u. a. haben. Unter die merkwürdigen öffentlichen Plätze und Gebäude gehören die Domkirche, 55 andre Kirchen, das Stadthaus, die Citadelle, das Grafenkaſtell, der Prinzenhof, die Börſe u. a. m. Als die Niederlande dem großen franzöſiſchen Reich einverleibt wurden, ward Gent eine der 4 Bezirksſtädte des Departements der Schelde. Man ſehe über dieſe Stadt Ge. Forſters Anſichten am Niederrhein, Bd. 2. S. 266—283.

Gentleman. Die Engländer beſtehen überhaupt aus Adel und Bürgern: zwiſchen beiden ſtehen die Gentlemen in der Mitte, zu welchen diejenigen Bürgerlichen gehören, welche Gelehrte, oder

ſonſt Leute von Erziehung oder einem gewiſſen Range ſind. Dahin gehören ſolche, denen der König bei beſondern Gelegenheiten die Ritterwürde ertheilt; die Ritter von Bath; die Baronets, welche das Wort Sir vor ihrem Taufnamen führen; und die Esquires. Das Wort Gentleman wird aber auch oft überhaupt von einem Manne von Erziehung und guten Geſinnungen gebraucht.

Gentry, der niedere Adel in England.

Genua (Italien. Genova, Franzöſ. Gènes), ſeit 1805 die Hauptſtadt des gleichnamigen Franzöſiſchen Departements, welches größtentheils aus dem mittlern Theile des Gebietes der ehemaligen Liguriſchen Republik beſteht. Sie liegt am Mittelländiſchen Meere, das hier den Meerbuſen von Genua bildet, hat 80000 Einwohner und 1 Stunde im Durchſchnitt. Auf der Landſeite iſt ſie mit doppelten Befeſtigungen umgeben, von welchen die äußern über die Anhöhen, welche der Stadt ſchaden könnten, geführt worden ſind; ſie fangen bei dem Leuchtthurm am Meer an und endigen ſich bei der Mündung des in den Meerbuſen fallenden Fluſſes Biſogno. Der geräumige, in Geſtalt eines Halbkreiſes ſich um die Stadt ziehende, gut befeſtigte, durch zwei ſchöne Dämme eingeſchloſſene Hafen ward 1805 zu einem Freihafen erklärt. Bei demſelben befinden ſich 2 Thürme; der eine dient zur Beſchützung, in dem andern, oben mit ſtarkem Glaſe umgebenen, brennen des Nachts 35 große Oellampen. Nur in dem innern kleinen Hafen (Darſena genannt) finden die Galeeren Sicherheit bei jedem Winde. Genua führt den Beinamen die Prächtige, theils wegen ihrer ſchönen amphitheatraliſchen Lage am Meer und dem Abhange des Gebirges, theils wegen der prächtigen Gebäude, welche der reiche prachtliebende Adel aufführte. Von der Seeſeite bietet die Stadt eine herrliche Anſicht, aber im Ganzen iſt ſie nicht ſchön, noch im beſten Geſchmack erbaut. Wegen des engen Raums, den ſie einnimmt, und wegen der abhängigen Lage ſind die meiſten Straßen enge, ſchmutzig und ſo ſteil, daß man in wenigen fahren oder reiten kann. Daher macht man hier die Beſuche in Sänften, welche man bei gutem Wetter ſich nachtragen läßt. Doch gibt es auch breite gerade Straßen, beſonders die Straße Balbi und die prächtige neue Straße, wo viele herrliche, von außen mit Marmor bekleidete Paläſte glänzen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: die Domkirche, der Palaſt des ehemaligen Doge, die Paläſte Doria und Balbi, das ehemalige Jeſuiterkollegium. Die Stadt hat eine Waſſerleitung, welche durch Springbrunnen ſie mit Waſſer verſorgt, und ſchöne öffentliche Spaziergänge. Es herrſcht noch immer viel Gewerbſamkeit; beträchtlicher Handel wird mit gutem Olivenöl und edlen Baumfrüchten getrieben, und es gibt anſehnliche Fabriken von Seidenwaaren, Sammet, Damaſten, Stoffen, Spitzen, Handſchuhen, Wollenzeugen, Leinwand, Bleiweiß, Seife, Kunſt- und Galanteriewaaren. Alle Sammet- und Seidenwebereien befinden ſich außerhalb der Stadt, und dieß hat Einfluß auf die Wohlfeilheit der Preiſe. Die Seide wird theils im Lande ſelbſt gewonnen, theils aus dem übrigen Italien, beſonders aus Calabrien, aus Palermo, ſo wie aus Syrien und der Inſel Cypern gezogen. Genua wurde nach der Vereinigung mit Frankreich der Sitz eines Erzbiſchofs, der obern Verwaltungsbehörden des Departements, eines Handelsgerichts, des Generalſtabs der 28ſten Militärdiviſion, eines Seepräfekts und eines Seearſenals. Der ehemalige Freiſtaat Genua gränzte gegen Abend und Mitternacht an Savoyen und Piemont und die Lombardei, gegen Morgen an Lucca und Toscana, ge-

gen Mittag ans Meer. Das Land ward in den öſtlichen und weſtlichen Theil, oder die Riviera di Levante und Riviera di ponente abgetheilt. In jenem, dem wichtigſten, lagen Genua, Rapallo, Seſtri di Levante; in dieſem Vintimiglia, San Remo, Savona, Finale. Längs der ganzen Nordſeite des Freiſtaats zogen ſich die Apenninen, und erſtreckten ſich in einzelnen Nebenäſten bis zur Küſte. Dieſer Landſtrich iſt, ungeachtet ſeines gebirgigen Bodens, ſehr fruchtbar. Der Adel zeichnet ſich durch Kenntniſſe und feine Sitten, das Volk überhaupt durch Arbeitſamkeit und Muth aus. Die älteſten Bewohner dieſes Landes waren die Ligurier, welche zwiſchen dem erſten und zweiten Puniſchen Kriege von den Römern beſiegt wurden. Nach dem Untergange des Weſtrömiſchen Reiches gehörten ſie zu dem Longobardenreiche, und kamen mit dieſem, als Carl der Große den Longobardiſchen König Deſiderius bezwungen hatte, unter Fränkiſche Herrſchaft. In den folgenden Zeiten, nach dem Verfalle des Reichs Carls des Großen, ſetzte Genua ſich in Freiheit, und theilte bis ins eilfte Jahrhundert das Schickſal der Lombardiſchen Städte. Die Lage der Stadt begünſtigte das frühe Gedeihen des Handels, und früher noch als Venedig, trieb ſie Levantehandel. Erwerbungen auf dem feſten Lande gaben ſchon im Anfange des 12ten Jahrhunderts Anlaß zu blutigen Kriegen mit den gewerbfleißigen und handelsluſtigen Bewohnern von Piſa, welche ihre Gränznachbarn wurden, ſobald Genua des Golfo de la Spezzia ſich bemächtigt hatte. Im Jahre 1174 beſaß die mächtige Stadt ſchon Montferrat, Monaco, Nizza, Marſeille und faſt die ganze Küſte der Provence. Der Kampf mit den Piſanern dauerte über 200 Jahre, und es ward nicht eher Friede geſchloſſen, bis die Genueſer die Inſel Elba erobert und den Hafen von Piſa zerſtört hatten. Nicht minder heftig wurden die Fehden gegen Venedig geführt, die erſt im Jahre 1382 durch einen Frieden geendigt wurden. So wie die Herrſchaft über den weſtlichen Theil des Mittelländiſchen Meeres der Gegenſtand des Kampfes mit Piſa war, ſo ward in dem Kriege gegen Venedig um den Beſitz des öſtlichen Theils, nach welchem beide Freiſtaaten ſtrebten, gekämpft. Die Genueſer ſchloſſen Handelsbündniſſe mit den Morgenländern, um bei dem Einkaufe der reichen Landeserzeugniſſe ſich Begünſtigungen zu verſchaffen. Am höchſten ſtieg ihre Handelsmacht zur Zeit der Erneuerung des Griechiſch-Byzantiniſchen Reichs nach der Mitte des 13ten Jahrhunderts. Schon lange hatte die Unthätigkeit der reichen Bewohner von Conſtantinopel, die zu träge waren, ſich ihrer eigenen Schiffe zur Verführung der Morgenländiſchen Waaren in die übrigen Länder Europa's zu bedienen, den Genueſern großen Antheil an dem Handel der Griechiſchen Staaten verſchafft; ganz Conſtantinopel ſtand unter dem Druck der kühnen Kaufleute aus Genua. Um ſich aber einen unmittelbaren Antheil an dem gewinnvollen Oſtindiſchen Handel zu verſchaffen, bemächtigten die Genueſer ſich der Stadt Kaffa (jetzt Feodoſia) auf der Krimiſchen Halbinſel, gaben dem Hafen von Kaffa eine beſſere Einrichtung, verſtärkten und vermehrten die Befeſtigungen, und verſchönerten die Stadt mit vielen Gebäuden, von welchen noch jetzt die Trümmer ſichtbar ſind. Kaffa ward einer der ſchönſten und reichſten Handelsplätze in Europa. So lange die Genueſer die Stadt beſaßen, hatten ſie auch die Herrſchaft über das ſchwarze Meer, und erhielten auf dem Handelswege, der ſich über das Kaspiſche Meer zog, die köſtlichen Waaren Indiens. Man kann wohl behaupten, hätte Genua ein weiſes Colonialſyſtem eingeführt, und ſeine nahen und fernen Niederlaſſungen zu

einem Ganzen zu verbinden und feſt an den Mutterſtaat zu knüpfen gewußt, ſo würde es vielleicht ſchon im 14. Jahrhunderte die Rolle als Handelsmacht geſpielt haben, die ſpäterhin Holland zufiel. Als Conſtantinopel von dem großen Muhammed II. bezwungen war, empfingen die Genueſer bald ihre Strafe für den unklugen Beiſtand, welchen ſie den Türken geleiſtet hatten. Muhammed nahm ihnen (1475) ihre Niederlaſſung am ſchwarzen Meere. Sie trieben zwar, auch nach dem Verluſte der Herrſchaft über dieſes Meer, noch geraume Zeit als Kaufleute einen gewinnreichen Handel mit den Anwohnern deſſelben, aber endlich wurde ihnen von den Türken der Zugang zu dieſem Handelswege ſo ſtrenge verſchloſſen, daß ſie ſich auf dem ſchwarzen Meere nicht mehr ſehen laſſen durften. Selbſt die Handelsverbindung, welche die Krimiſchen Tatarn noch eine Zeitlang durch ihre eigenen Schiffe mit Genua unterhielten, ward bald von der eiferſüchtigen Beſorgniß der Türken für immer aufgehoben. — Während Genua's äußere Macht und Handelsrang durch Ländererwerbungen und regſamen Gewerbfleiß ſich ſo hoch erhoben, ward das Innere des Staats von Unruhen und Parteiungen geſtört. Demokraten und Ariſtokraten, und unter den Ariſtokraten ſelbſt verſchiedene Parteien, unterhielten fortdauernd unruhige Bewegungen. Im J. 1339 ward ein lebenslänglicher höchſter Staatsbeamter, der Doge, von dem Volke erwählt. Aber er hatte nicht Macht genug, der Parteiwuth zu ſteuern. Es wurden ihm endlich Räthe zur Seite geſetzt, und doch ward bei allen Verſuchen, eine feſte Staatsordnung einzuführen, kein Friede im Innern, ja man unterwarf ſich ſogar, um aus der unglücklichen Anarchie, die der ſtete Parteikampf herbeiführte, ſich zu retten, einige Male fremder Herrſchaft. Mitten unter dieſen Unruhen ward (im J. 1407) die Georgsbank (compera di S. Georgio) geſtiftet, welche ihre Entſtehung den Anleihen, die der Staat zu ſeinen Bedürfniſſen von reichen Bürgern machte, zu danken hatte, und von den abwechſelnd herrſchenden Parteien gewiſſenhaft aufrecht erhalten wurde. Im J. 1528 erhielt endlich der gährende Staat Ruhe und eine bleibende Ordnung, welche bis zu Ende des 18. Jahrhunderts fortdauerte. Die Regierungsform war ſtreng ariſtokratiſch. Das Oberhaupt des Staats war der gewählte Doge. Er mußte 50 Jahre alt ſeyn, und wohnte im Palaſte der Republik (palazzo della signoria), wo auch der Senat ſich verſammelte. Der Doge hatte den Vortrag im Senate, der ſich in demſelben Palaſte verſammelte. Ohne ſeine Einwilligung konnte kein Rathſchluß gefaßt werden, und die Staatsverordnungen wurden in ſeinem Namen gegeben. Er blieb nicht länger als zwei Jahre im Amte, dann ward er wieder Senator und Procurator, und nach 5 Jahren konnte er wieder zum Doge erwählt werden. Ihm zur Seite ſtanden zwölf Governatori und acht Procuratori, nicht gerechnet diejenigen, welche Dogen geweſen waren. Jede dieſer Würden hatte eine Dauer von 2 Jahren. Von den Governatori wohnten drei, von den Procuratori zwei mit dem Doge im Palaſte der Republik, ſo daß ſie von drei zu drei Monaten durch andere Amtsgenoſſen abgelöſet wurden. Sie bildeten den geheimen Rath, der mit dem Doge alle Staatsſachen beſorgte. Die Procuratori waren die Aufſeher des öffentlichen Schatzes und der Staatseinkünfte. Die ſouveraine Gewalt ſtand erſtens bei dem aus 300 Gliedern beſtehenden großen Rathe, zu welchem alle Genueſiſche Edelleute, die 22 Jahre alt waren, gehörten; zweitens bei dem kleinen Rathe von 100 Gliedern. Beide hatten das Recht, mit den Governatori und Procuratori über Geſetze, Zölle, Auf-

lagen und Steuern zu berathſchlagen, und in dieſen Fällen ward durch Stimmenmehrheit entſchieden. Ueber Krieg, Frieden und Bündniſſe ward nur im kleinen Rathe verhandelt, und wenigſtens 4 Fünftheile der Glieder mußten einſtimmig ſeyn, wenn ein Schluß abgefaßt werden ſollte. Der Adel ward in den alten und neuen abgetheilt. Zu dem alten gehörten, außer den Geſchlechtern Grimaldi, Fieſchi, Doria, Spinola, noch 24 andere, die an Alter, Reichthum und Anſehen jenen am nächſten ſtanden; zu dem neuen Adel aber 437 Geſchlechter. Der Doge konnte aus dem alten wie aus dem neuen Adel genommen werden. Im J. 1797 ward die alte Staatsordnung zerrüttet. Die Franzoſen hatten ſich die benachbarten Länder unterworfen. Die Parteiloſigkeit, welche die Republik ſtrenge beobachtet hatte, konnte das ſchwankende Staatsgebäude nicht vor dem Untergange ſchützen. Der Franzöſiſche Oberfeldherr (Bonaparte), der glückliche Eroberer Italiens, gab ihr eine neue Verfaſſung, welche auf die Grundſätze des Franzöſiſchen Repräſentativſyſtems gebaut war. Zwei Jahre ſpäter fiel ein Theil des Genueſiſchen Gebietes wieder in die Gewalt der Oeſtreicher, aber der Sieg von Marengo entſchied auch Genua's Schickſal. Es ward anfangs eine proviſoriſche Regirung eingeführt, bis endlich im J. 1802 eine neue Verfaſſung für die Liguriſche Republik gegründet wurde. Die höchſte Regirungsgewalt erhielt ein Doge. Ihm ſtanden zur Seite 29 Senatoren und als Volksrepräſentation eine Conſulta von 72 Mitgliedern, welche ſich jährlich verſammelte, Staatsrechnungen unterſuchte, und die Geſetze genehmigte, welche ihr von dem Senate vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Conſulta wurden von 3 Collegien, nämlich von 300 Gutsbeſitzern, 200 Kaufleuten und 100 Gelehrten gewählt. Die Republik ward zugleich durch Länderzuwachs vergrößert, und hatte (1804) auf einem Flächenraume von 97 Quadratmeilen eine Volksmenge von mehr als 600,000 Bewohnern. Ihre Seemacht, im Mittelalter ſo furchtbar, beſtand nur noch aus 4 bis 6 Galeeren und einigen bewaffneten Barken; ihre Landmacht aus 2 Deutſchen Garderegimentern für das Oberhaupt der Regirung, 5000 Mann Nationaltruppen und 2000 Mann Landmiliz. — Die Handelsſchiffahrt war zu der Zeit, wo die Republik dem Franzöſiſchen Reich einverleibt wurde, zwar nur ein Schatten von dem, was ſie einſt geweſen, aber immer noch wichtig, obgleich die Genueſer nicht weiter gingen, als nach Italien, nach Frankreichs ſüdlichen Küſten, nach Spanien und Portugal. Es waren 40 größere und viele kleinere Fahrzeuge mit dieſem Handel beſchäftigt. Die Genueſer verſahen vor dem Seekriege einen großen Theil Italiens mit Oſtindiſchen Gewürzen, welche ihnen von den Holländern gebracht wurden, ſo wie mit Zucker und Kaffee, die theils von Liſſabon, theils von Marſeille kamen, und mit Fiſchwaaren und Salze. Schiffe aus Hamburg brachten Sächſiſche Leinwand und Tücher, die größtentheils nach Spanien und Amerika verführt wurden. Der Speditionshandel war daher bedeutend, die wichtigſten Zweige des Handels aber waren der Handel mit baarem Gelde und das Wechſelgeſchäft. Mehrere Staaten Europa's, beſonders aber Spanien, waren Schuldner der Bank zu Genua und einzelner reichen Staatsbürger. Die Bank war zum Theil eine Leihbank, zum Theil eine Depoſiten- und Staatsbank. Sie beſaß anſehnliche liegende Gründe und über 10 Millionen Franzöſiſche Livres Einkünfte. Die Verwaltung derſelben wurde von 8 Protectoren beſorgt, und die Bank hatte eigene Richtergewalt über die zu ihr gehörigen Beamten. Je häufiger aber der Staat bei drin-

genden Bedürfniſſen ſeine Zuflucht zu der Bank nahm, deſto mehr verlor ſie allmählig an Anſehen und Vertrauen. Die Republik hatte, um die Zinſen für die aus der Bank genommenen Kapitalien zu bezahlen, verſchiedene Abgaben und Auflagen angewieſen, die immer erhöht wurden, wenn ſie zur Bezahlung der Zinſen nicht hinreichend waren. Bei der Vereinigung der Republik mit dem Franzöſiſchen Reiche ward die Bank ganz aufgehoben, und die Renten von 3,400,000 Genueſiſche Lire, welche ſie ihren Gläubigern zu zahlen hatte, wurden auf das Schuldbuch von Frankreich übergetragen. — Das Gebiet des Freiſtaats ward, mit Einſchließung einiger Bezirke von Piemont und Parma, in die drei Departements Montenotte auf der Weſtſeite, Genua in der Mitte und der Apenninen auf der Oſtſeite getheilt. R.

Genz (Friedrich v.). Dieſer berühmte politiſche und hiſtoriſche Schriftſteller, als Gegner des franzöſiſchen und eifriger Anhänger des brittiſchen Syſtems, von Frankreich eben ſo verläſtert als von England geprieſen, wurde geboren 1764 zu . . . . . Der große Antheil, welchen er an den Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution nahm, und das Intereſſe, welches er an den darüber erſcheinenden Schriften hatte, entfalteten ſein Talent zum politiſchen Schriftſteller auf eine vorzügliche Weiſe. Gleich vom Anfang trat er mit Eifer auf die Seite der Gegner der Franzöſiſchen Revolution. Nicht nur verbreitete er Hauptſchriften darüber durch Ueberſetzungen, unter denen Burke's Betrachtungen über die franz. Revol. (2 Thle. 1793. N. A. 1794), Mallet's du Pan über das Charakteriſtiſche und die lange Dauer der franz. Revol. (1794), Ivernois Geſchichte der franz. Finanzadminiſtration (1796. 97.), Mounier's Entwickelung der Urſachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen (4 Thle. 1799) die vorzüglichſten ſind, ſondern wirkte auch durch eigne Schriften fortwährend für die Partei, die er für die gerechte anerkannt hatte. Dahin gehören ſein Essai actuel de l'administration des finances de la grande Bretagne (1801), ſeine Schrift von dem politiſchen Zuſtande von Europa vor und nach der franz. Revol. (1801), ſeine Betrachtungen über den Urſprung und Charakter des Kriegs gegen die franz. Revol. (1801) und ſeine Fragmente aus der Geſchichte des polit. Gleichgewichts in Europa (1804). Bei den verſchiedenen Kriſen, welche ſeit 10 Jahren die politiſchen Verhältniſſe Europa's beſtanden, ſuchte er mit der Gewalt der Ueberzeugung und Ueberredung auf die öffentliche Meinung einzuwirken, und in dieſem Sinne ſind ſeine Authentiſche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien vor und bei dem Ausbruch des Kriegs (1806), ſo wie ſeine Darſtellung der Rechtmäßigkeit des öſterreichiſchen Kriegs gegen Frankreich (1805) wichtig für die Geſchichte. Die antifranzöſiſchen Regierungen haben ſein Wirken und ſeinen Einfluß auch anerkannt und belohnt. Nie iſt in England ein deutſcher Schriftſteller gefeiert worden wie Genz, während ſeines Aufenthalts daſelbſt i. J. 180.; der Kaiſer von Oeſterreich ernannte ihn nicht bloß zum Hofrath, ſondern beehrte ihn auch mit dem Adelsdiplom, ſo wie der Kaiſer von Rußland mit dem Alexander Newsky Orden (1814). Wäre dieß noch nicht hinreichend zum Beweiſe des Einfluſſes ſeiner Schriften, ſo würden ihn die unaufhörlichen Schmähungen beweiſen, welche das Cabinet von St.

Cloud gegen ihn ausſtieß. Ueber den Geiſt, Charakter und Gehalt dieſer Schriften theilen wir das Urtheil eines Kenners hier mit. „Wie die franzöſiſche Revolution manches ſchriftſtelleriſche Talent in Frankreich weckte, welches ſich für ſie begeiſterte, hat in Deutſchland der Eifer wider ſie einige Talente gelockt, nach der Autorenwürde zu ſtreben, um welche ſie vielleicht ohne dieſen Anlaß nicht Sorge getragen hätten. So viel wir wiſſen, hatte Friedrich Genz ſich noch nicht als Schriftſteller gezeigt, als er als Ueberſetzer des beredteſten, tiefſten Gegners der Revolution, der ſich mit ſtarkem brittiſchen Gemüth dem Strome verderblicher Meinungen entgegenwarf, und als Commentator Burke's auftrat. Seitdem hat er ſich mehr, als irgend ein andrer in Deutſchland, die blühende, weithinwallende Schreibart ſeines Urbildes, und mancher engliſchen Rhetoren, eigen gemacht. Im Feſthalten der einmal ergriffnen politiſchen Partei und Geſinnung, in künſtlicher Beleuchtung der Thatſachen zu einem politiſchen Zweck, in Geſchicklichkeit, über manche Punkte einen ſophiſtiſchen Schleier zu weben, und dabei Tugend, Anſtändigkeit und Geſundheit des Urtheils feierlich in Anſpruch zu nehmen, iſt er ihnen gleichfalls ähnlich geworden. An Stärke des Gemüthes ſtünde er vielleicht nicht ſo weit hinter ihnen, wenn er in einem Vaterlande, wie das ihrige, geboren wäre und gewirkt hätte. Aus dem Geſichtspunkt der politiſchen Rhetorik muß man die Arbeiten von Genz ſchlechterdings betrachten, um nicht ungerecht gegen ihn zu ſeyn, und daß er ſich in ihr zum Rang der Engländer erhob, in Deutſchland, in ſeinen Verhältniſſen, ohne irgend eine Gunſt des Schickſals für Ausbildung der Art, da ſie den Britten hundertfältig zuſtrömt, iſt kein geringer Ruhm ſeines Talents und ſeiner Anſtrengung. Dieſes, ſein wahrhaftes Verdienſt, ſcheint man aus Gründen, deren Entwicklung nicht hieher gehört, im Preußiſchen nicht genug geachtet zu haben; wenigſtens ward Genz nicht ſeinem Talent angemeſſen im Staatsdienſte befördert. Man ſcheint ihn richtiger im öſtreichiſchen Kaiſerſtaat gewürdigt zu haben, und ihn für die politiſche Rhetorik zweckmäßig zu brauchen. Iſt das letzte Manifeſt Oeſtreichs, als es der Coalition wider Frankreich beitrat, von ihm verfaßt, ſo hat er einen neuen Beweis gegeben, wie gut er verſtehe, nach dem Geſichtspunkte, den Verhältniſſen, der Würde eines Hofes, deſſen Geſinnungen mit Anſtand auszudrücken. Weit weniger erſcheint Genz von einer glänzenden Seite, wenn man ihn als Hiſtoriker betrachtet. In dem hiſtoriſchen Journal, welches er herausgab, ſind Betrachtungen über die Entwicklung Europa's in den letzten Jahrhunderten, und wiewohl ein geſchichtliches Raiſonnement durch Rhetorik manche Blöße verhüllen kann, blickt eine ſehr mangelhafte Einſicht in die Hiſtorie durch jene Betrachtungen zum öftern durch. Sein biographiſcher Verſuch über das Leben der unglücklichen Königin Maria von Schottland hat faſt alle Fehler, die eine Biographie haben kann. Weitläufige Auseinanderſetzung des ſchottiſchen Feudalweſens, bei welcher man fühlt, daß ſich der Geſchichtſchreiber ſelbſt erſt daſſelbe deutlich machen wollte, drückt ſo die Hauptgeſtalt, als die übrigen handelnden Figuren in einen Winkel. Von einer menſchendarſtellenden Kraft, wie von echter Compoſition des Hiſtorikers, iſt keine Spur zu entdecken.“

Geocentriſch, was ſich auf den Mittelpunkt der Erde bezieht, oder von dem Mittelpunkt der Erde aus betrachtet wird. S. **Heliocentriſch**.

Geodäſie, ſ. **Geometrie**.

Geoffrin (Madame). Dieſe mit allen geſelligen Tugenden ausgeſtattete, durch Geiſt und Herz gleich ausgezeichnete Frau, welche 50 Jahre hindurch die feinſten und gebildetſten Zirkel der Franzöſiſchen Hauptſtadt zierte, war im Jahr 1699 geboren, und ſchon in der Wiege verwaiſt. Ihre Großmutter erzog ſie, und gewöhnte früh ihren Geiſt, richtig zu denken und zu urtheilen. Darauf ward ſie die Gattin eines Mannes, von dem nichts mehr zu ſagen iſt, als daß ſein Tod ſie in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens ſetzte, welches ſie theils dazu benutzte, Hülfsbedürftige zu unterſtützen, theils einen auserleſenen Kreis gebildeter und ausgezeichneter Perſonen um ſich zu verſammeln. Die Wohlthätigkeit, die ihrem fein fühlenden Herzen Bedürfniß war, iſt nie auf eine ſchönere und zartere Weiſe geübt worden, denn durch die Art, wie ſie gab, wußte ſie den Werth der Gabe zu verdoppeln; keinen Leidenden ließ ſie ohne Troſt, und kein Opfer war ihr zu groß, wenn ſie dadurch Schmerz in Freude verwandeln konnte. Einige Züge werden am beſten die Art, wie dieſe treffliche Frau handelte, ins Licht ſetzen, und zugleich darthun, daß ſie mit einem lebhaften Charakter, was ſo ſelten der Fall iſt, den hellſten Verſtand und das gefühlvollſte Herz vereinigte. Sie hatte bei dem berühmten Bouchardon zwei marmorne Vaſen beſtellt. Zwei Arbeiter bringen ſie ihr. Sie bemerkt, daß der eine Deckel zerbrochen iſt. Ach ja, gnädige Frau, ſagten ihr die Träger, unſer Kamerad, der das Unglück gehabt hat, iſt ſo außer ſich, daß er ſich nicht hergetraut hat; er iſt zu bedauern, denn wenn es der Herr erfährt, ſchickt er ihn fort, und er hat eine Frau und vier Kinder. Gut, gut, ſagte Madame Geoffrin, ich werde nichts davon ſagen, er mag ruhig ſeyn. Aber als die Träger fort waren, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: der arme Mann hat gewiß Unruhe und Kummer gehabt; ich muß ihm dafür einen Troſt ſenden. Sie ruft einen von ihren Leuten. Geht, ſagte ſie, zu Herrn Bouchardon, fragt nach dem und dem, und bringt ihm dieſe 12 Livres, und 3 Livres für ſeine Kameraden, die ſo gut von ihm geſprochen haben. Ein andermal ward ſie aufmerkſam gemacht, daß ihre Milchfrau ſie ſchlecht bediene. Ich weiß es wohl, ſagte ſie, aber ich kann ſie nicht abſchaffen. Warum nicht, Madame? Ich habe ihr zwei Kuhe gegeben. Man wundert ſich über dieſen ſonderbaren Grund. Ei wohl, fuhr ſie fort, ſie verkaufte Milch an meiner Thür: meine Leute kamen zu mir, und ſagten mir, daß ſie in Verzweiflung ſey über den Verluſt ihrer Kuh: und da ſie es mir zu ſpät geſagt hatten, gab ich ihr zwei, eine für die eingebüßte, die andre zum Erſatz für den Kummer, den ſie ſeit acht Tagen gehabt hatte. Sie ſehen wohl, daß ich ſie nicht abſchaffen kann. Dieſe beiden Anekdoten ſind von der l'Eſpinaſſe in Sterne's Manier erzählt worden. Man hat geſagt, ſchreibt d'Alembert, in welchem Grade die Güte der Madame Geoffrin thätig, raſtlos, beharrlich war, aber man hat vielleicht nicht geſagt, was doch ſo unendlich ihr Lob vermehrt, daß bis in ihr höchſtes Alter ihre Güte ſich von Tag zu Tag vermehrte. Zum Nachtheil der menſchlichen Geſellſchaft erzeugen Alter und Erfahrung nur zu oft die entgegengeſetzte Wirkung, ſelbſt bei tugendhaften Perſonen, wenn die Tugend nicht in ihnen von ungewöhnlicher Stärke iſt. Je mehr ſie anfänglich Wohlwollen für ihre Mitmenſchen gefühlt haben, um ſo mehr bereuen ſie, wenn ſie täglich ihre Undankbarkeit erfahren, ihnen gedient und ſie geliebt zu haben. Ein beſonneneres, durch Vernunft und Gerechtigkeit erleuchteteres Stu-

dium der Menſchen hatte Madame Geoffrin gelehrt, daß dieſelben mehr ſchwach und eitel als bös ſind, daß man ihrer Schwäche nachſehen und ihre Eitelkeit ertragen müſſe, damit ſie wieder die unſern ertragen. Ich fühle mit Vergnügen, ſagte ſie mir, daß je älter, deſto gutmüthiger ich werde, denn beſſer will ich nicht ſagen, da meine Gutmüthigkeit, wie bei ſo vielen andern die Bosheit, vielleicht nur aus Schwäche entſpringt. Ich habe mir zu Nutze gemacht, was mir der gute Abbé Saint Pierre ſo oft ſagte, daß die Wohlthätigkeit ſich nicht darauf beſchränken ſoll, Leidenden zu helfen, ſondern daß ſie ſich auch in der Nachſicht gegen ihre Fehler, deren ſie ſo ſehr bedürfen, zeigen muß, und ſo iſt meine Deviſe: Geben und Vergeben. Die Leidenſchaft, zu geben, die das Bedürfniß ihres ganzen Lebens ausmachte, war mit ihr geboren, und ließ ihr von frühester Jugend auf keine Ruhe. Schon als Kind, wenn ſie einen Bettler aus ihrem Fenſter ſah, warf ſie hinab, was ſie eben zur Hand hatte, ihr Brot, ihre Wäſche, ſelbſt ihre Kleider, und weder Scheltworte noch Strafen änderten ſie. Sie wünſchte ihre Wohlthätigkeit durch die Hände ihrer Freunde fortzuſetzen. Man wird ſie ſegnen, ſagte ſie, und ſie werden mein Andenken ſegnen. So ſtellte ſie 1200 Livres auf den Kopf eines Freundes, der unbegütert war. Wenn ſie reicher werden, ſagte ſie, ſo ſpenden ſie das Geld mir zu Liebe, wenn ich es nicht mehr kann. Dem Danke wich dieſe ſeltene Frau auf das ſorgfältigſte aus, ja ſie pflegte den Undankbaren oft eine ſcherzhafte Lobrede zu halten: Man iſt nicht gerecht gegen ſie, ſagte ſie, und ſchätzt ſie nicht nach Verdienſt. La Harpe ſagt folgendes von ihr: Madame Geoffrin hat weder Geburt noch Titel: ſie iſt die Witwe eines Beſitzers einer Spiegelmanufaktur, und hat etwa 40,000 Livres jährlicher Renten, aber Ordnung und Oekonomie verdoppeln dieſe mäßige Einnahme. Ihr Haus iſt der Sammelplatz des Talents und Verdienſts aller Art geworden; ihre Geſellſchaft wird geſucht, weil die berühmteſten Männer daſelbſt gefunden werden. Man fragt oft, ob dieſe Frau, die mit ſo geiſtreichen Perſonen umgebt, ſelbſt geiſtreich iſt; das eben nicht, aber ſie hat einen geſunden Verſtand, und eine weiſe Mäßigung liegt in ihrem Charakter. Sie hat jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgang erwirbt, und Niemand hat einen richtigern Takt für das Schickliche. Sie iſt gut, wohlthätig und mit Neigung dienſtfertig. Unter den vielen Fremden, denen ſie die wichtigſten Dienſte erwies, war der ausgezeichnetſte der Graf Poniatowsky, nachmaliger König von Polen. Er machte ihr ſeine Thronbeſteigung mit den Worten bekannt: Maman, votre fils est roi, und lud ſie zu ſich nach Warſchau ein. Als ſie im Jahre 1768 auf ihrer Reiſe dahin nach Wien kam, fand ſie bei dem Kaiſer und der Kaiſerin den ſchmeichelhafteſten Empfang. Die Kaiſerin, die ihr einſt zu Wagen mit ihren Kindern begegnete, ließ ſogleich halten und ſtellte ihr dieſelben vor. Bei ihrer Ankunft in Warſchau fand ſie daſelbſt ein Zimmer, dem vollkommen ähnlich, welches ſie in Paris zu bewohnen pflegte. Mit den ausgezeichnetſten Ehren überhäuft, kam ſie nach Paris zurück und ſtarb daſelbſt im Jahre 1777. Zwei Tage vor ihrem Tode, als ſie heftig litt, hörte ſie einem Geſpräche zu, welches an ihrem Bette über die Mittel geführt wurde, die eine Regirung zur Beglückung ihrer Unterthanen habe. Nachdem ſie lange geſchwiegen hatten, ſagte ſie: „Sie vergeſſen ſämmtlich, daß die Regirungen mehr für das Vergnügen ſorgen ſollten.“ Drei ih=

ter Freunde, Thomas, Morellet und d'Alembert, haben ihrem Andenken Schriften gewidmet, die noch jetzt ein ſo lebhaftes Intereſſe erwecken, daß ſie ganz neulich nebſt der kleinen Abhandlung der Madame Geoffrin sur la conversation nachgedruckt worden ſind. Um mit einem Worte den verſchiedenen Charakter jener drei Schriftſteller zu bezeichnen, hat man geſagt, daß der erſte reflektirt, der zweite erzählt und der dritte geweint habe. M.

Geogenie iſt eine griechiſche Benennung für die Lehre von der Entſtehung und uranfänglichen Bildung unſrer Erde.

Geognoſie, Geognoſtik iſt die griechiſche Benennung für die Wiſſenſchaft von der Beſchaffenheit unſers Erdkörpers, der Erzeugung ſeiner Beſtandtheile, der verſchiedenen Miſchungen und Verhältniſſe derſelben.

Geographie, Erdkunde, Erdbeſchreibung enthält die Darſtellung des Zuſtandes und der Beſchaffenheit unſers Weltkörpers, der Erde.*) Da nun unſere Erde betrachtet werden kann entweder als ein Weltkörper im Verhältniß zu andern Weltkörpern, oder als ein Körper von eigenthümlichen Beſtandtheilen, Beſchaffenheiten und Erſcheinungen, der zugleich ein Wohnplatz von Weſen verſchiedener Art iſt, oder als ein Wohnplatz freier Vernunftweſen, die ſich in ſeine Oberfläche getheilt haben, und durch deren Macht er mannichfaltige Veränderungen erleidet; ſo geht daraus eine dreifache Eintheilung der Geographie hervor in die mathematiſche, phyſikaliſche und politiſche. Die beiden erſten zuſammen nennt man auch die allgemeine Geographie. Die mathematiſche Geographie iſt eigentlich ein Theil der angewandten Mathematik. Sie betrachtet die Erde nach ihrem Verhältniſſe zur Sonne und dem Sonnenſyſtem, welchem ſie zugehört, nach ihrer Geſtalt und Bewegung, und entwickelt im Einzelnen die Begriffe der Erdaxe, der Pole, des Aequators, der Länge und Breite, der Ekliptik, der Coluren, der Zonen, des Klima, des Horizontes, der Weltgegenden, der geographiſchen Maße, der Größe der Erde, der Unterſchiede der Zeit u. ſ. w., und gibt eine richtige Anſicht von der Verfertigung und Beſchaffenheit der Globen und Charten. Die phyſikaliſche Geographie befaßt unter ſich 1) die Geiſtik mit ihren verſchiedenen Theilen (ſ. Geiſtik), 2) die hydroiſtiſche Geographie, welche handelt a) von den Meeren (Tiefe, Farbe, Temperatur, Bewegungen, Boden, Dünen, Klippen, Untiefen, Sandbänken, Barren,) und b) von dem Landgewäſſer, den Quellen (Ausfluß, Gehalt, Temperatur), Strömen, Flüſſen (Urſprung, Richtung, Waſſerfälle, Mündungen u. ſ. w.), Landſeen; 3) metrorologiſche Geographie, a) von Luft- und Aethermeere, b) von den Regionen der Atmoſphäre, c) von der Lufttemperatur, (Abweichungen der Schnee-Grenzlinie in verſchiedenen Klimaten, d) von den Luftbewegungen, Winden, Paſſat-Strich-Winden, e) von den Lufterſcheinungen; 4) Produkten-Geographie, a) zoologiſche, b) botaniſche, c) mineralogiſche; 5) anthropologiſche Geographie. In der politiſchen Geographie betrachtet man darauf die Erde als einen Inbegriff von Wohnplätzen vernünftiger Weſen, nach den verſchiedenen Verhält-

*) Bisweilen wird der Ausdruck Geographie auch im engern Sinne genommen als Darſtellung von dem Zuſtand und der Beſchaffenheit eines Theils unſerer Erde, z. B. Geographie von Europa, Rußland, Preußen, Sachſen u. ſ. w.

niſſen und Bedingungen ihrer Ausbreitung über den Erdboden und ihres Nebeneinanderſeyns auf demſelben in einzelnen größern oder kleinern geſellſchaftlichen Verbindungen. So gründlich und vortrefflich nun auch beſonders ſeit Büſching dieſe politiſche Geographie behandelt worden war, ſo hatte ſie doch zu vieles in ihre Mitte gezogen, was ausſchließend der Statiſtik angehört, die freilich erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in einer ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Form ausgearbeitet wurde. Da nun die Statiſtik als Wiſſenſchaft, welche die gegenwärtige innere und äußere Form der Staaten nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange darſtellt, genau von der Geographie, welche ihr vorantritt, unterſchieden, und im Vortrage ſelbſt getrennt werden muß, ſo war es allerdings von hoher Wichtigkeit, die Gränzlinie zwiſchen der politiſchen Geographie und der Statiſtik genau zu ziehen, und aus der Geographie alles zu entfernen, was bloß der Statiſtik angehört. Denn wenn die Statiſtik den einzelnen Staat als ein in ſich zuſammenhängendes Ganzes mit ſteter Hinſicht auf Staatsrecht, Staatswirthſchaft und Politik ſchildert, weil nur nach dem Maßſtabe dieſer Wiſſenſchaften, die Verfaſſung, die Verwaltung und das politiſche Verhältniß des einen Staats zu den übrigen Staaten mit Sicherheit entwickelt werden kann, ſo hängt die Geographie ausſchließend am Locale. Sie ſtellt das Einzelne dar, wo ſie es findet; ſie durchgeht die einzelnen Departemente, Kreiſe und Provinzen der Staaten und Reiche, und charakteriſirt die natürlichen Verhältniſſe des Bodens, die Berge, die Flüſſe, die Städte, die wichtigſten (oder ſämmtliche) Dorfſchaften, die verſchiedenen Nahrungs- und Erwerbszweige, und die einzelnen Merkwürdigkeiten, durchgehends nach dem Locale. Wäre immer dieſe Grenzbeſtimmung zwiſchen Statiſtik und Geographie feſtgehalten worden, ſo würde die Amalgamirung beider Wiſſenſchaften vermieden worden ſeyn. Man entlehnte aber aus den eigentlichen ſtatiſtiſchen Notizen für die Geographie wahrſcheinlich nur deshalb ſo viel, um dieſe für den Jugendunterricht intereſſanter, oder die Handbücher derſelben für die Bedürfniſſe der Leſer aus verſchiedenen Ständen und Volksklaſſen genießbarer und reichhaltiger zu machen. Dieſes Mißverhältniß in den geographiſchen Hand- und Lehrbüchern, und die fortdauernden Veränderungen in dem politiſchen Zuſtande der Europäiſchen Staaten und Reiche, welchen ſelbſt die in kurzer Zeit einander verdrängenden Lehrbücher der Geographie, und die wiederholten Auflagen oder Ausgaben derſelben, nicht immer ſchnell genug folgen, und den jedesmaligen neueſten Zuſtand der politiſchen Geographie beſtimmt darſtellen konnten, veranlaßte mehrere denkende Männer, nach Gatterers früherer Andeutung, eine ſogenannte reine Geographie vorzuſchlagen und auszuführen, in welcher man die natürliche Beſchaffenheit des Erdbodens, nach ſeinen Meeren, Bergketten und Flüſſen, als Baſis der Geographie behandelte, ſie als Princip der Eintheilung der Erdoberfläche feſthielt, und die Wiſſenſchaft ſelbſt nach dieſem Masſtabe vollſtändig durchführte. Ob nun gleich dieſe Behandlung der Geographie durch die Einfachheit ihres Princips und durch ihre genaue Sonderung von der Statiſtik ſich empfiehlt, ſo dürfte ſie doch, beſonders wenn ſie beim Jugendunterrichte die einzig gültige werden ſollte, die Lücken nicht erſetzen, welche nothwendig aus der gänzlichen Verdrängung der wohlverſtandenen politiſchen Geographie entſtehen müßten. Auch ſind die in dieſer

Hinſicht gemachten Verſuche im Ganzen zwar nicht mißlungen, aber noch nicht hinreichend begründet und erſchöpfend durchgeführt. Die politiſche Geographie kann ſich natürlicher Weiſe nicht in allen Zeitaltern gleich ſehen; man theilt ſie daher hiſtoriſch in die alte, mittlere, neue und neueſte ein. Im weitern Sinne umſchließt die alte Geograhie nicht allein die Darſtellung des Zuſtandes der hiſtoriſch bekannten Erde und ihrer Bewohner ſeit der erſten beglaubigten hiſtoriſchen Kunde bis zum Umſturze des Römiſchen Weſtreichs, ſondern auf die einzelnen Spuren der dahin gehörenden Nachrichten in den mythiſchen Zeitaltern. In ihren Umfang gehören alle Völker des Alterthums. Die mittlere Geographie, welche mit dem Umſturze des Römiſchen Weſtreichs anhebt, reicht herab bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils, Amerika (von 476—1492). Die neuere Geographie umfaßt die Periode von der Entdeckung Amerika's bis auf den Presburger Frieden, und die neueſte wird mit dem bevorſtehenden Friedensſchluſſe beginnen. Damit man aber eine zu geographiſchen Anſchauungen ganz unbequeme Zeitlänge vermeide, hat man in den erſten 3 Hauptabſchnitten mehrere Unterabtheilungen gemacht. In der alten Geſchichte unterſcheidet man 7 Perioden: 1) Zeitpunkt der erſten Staatenvereine (2000 J. v. Chr.) 2) Zeitpunkt des aſſyriſchen Reichs in ſeinem größten Umfang (1000 J. v. Chr.). 3) Zeitpunkt des perſiſchen Reichs in ſeiner größten Blüthe (500 J. v. Chr.) 4) des macedoniſchen Reichs unter Alexander (320 J. v. Chr.) 5) der Karthager, als ſie das Principat des Handels hatten (218 J. v. Chr.) 6) des römiſchen Reichs zur Zeit ſeiner Weltherrſchaft (100 J. n. Chr.) 7) der Theilung des römiſchen Reichs in das morgen- und abendländiſche (400 J. n. Chr.) — In der mittlern Geographie unterſcheidet man 8 Perioden: 1) Untergang des weſtrömiſchen Kaiſerthums (476 n. Chr.) 2) Anfang des arabiſchen Chalifats (622 n. Chr.) 3) Periode des fränkiſchen und arabiſchen Reichs in ſeiner Verbreitung (800 J. n. Chr.) 4) Vereinigung des römiſchen Kaiſerthums mit dem Deutſchen Reiche (962 J. n. Chr.) 5) Normanniſche Herrſchaft in einem großen Theil Europa's und Osmaniſche in Aſien (1110 J. n. Chr.) 6) Germaniſche Hanſa vom atlantiſchen Meer bis zu den ruſſiſchen Gewäſſern (1400 J. n. Chr.) 7) Untergang des morgenländiſchen chriſtlichen Reichs zu Stambul (1453 J. n. Chr.) 8) Entdeckung Amerika's und Folgen davon 1540. — Die neuere Geographie theilt man in folgende Perioden: 1) Regirungsende Karls V. 1556. 2) Zeit nach dem weſtphäliſchen Frieden 1648. 3) Entdeckung des fünften Welttheils durch Cook 1770. 4) Franzöſiſche Revolution bis zum Tilſiter und Preßburger Frieden 1809.

Geographie — Geſchichte und Literatur derſelben. Es begreift ſich leicht, daß Geographie als Wiſſenſchaft ſich nur ſehr langſam entwickeln konnte. Sieht man auf die Darſtellung der Geographie in jenen verſchiedenen Zeiträumen, ſo kann man die Geſchichte derſelben als Wiſſenſchaft ebenfalls in mehrere Perioden abtheilen: 1) Mythiſche Periode von der älteſten Zeit der Tradition bis auf Herodot. Quellen ſind hier Moſes, Homer und Heſiod. Das Meiſte iſt dunkel und unſicher, der Nachrichten nur wenige, und mehr chorographiſch als geographiſch. 2) Periode des einzelnen Sammelns von Herodot bis Eratoſthenes 270 J. v. Chriſtus. Hanno, Scylax, Pytheas, Ariſtoteles, Dikäarchus liefern von einzelnen Ländern intereſſante Beſchreibungen. 5) Syſtema-

tiſche Periode von Eratoſthenes bis Claudius Ptolemäus 161 J. n. Chriſtus. Polybius, Hipparchus, Artemidorus, Poſidonius, Strabo, Dionyſius Periegeta, Pomponius Mela, Plinius gehören hieher. 4) Geometriſche Periode von Ptolemäus bis Nic. Copernicus 1520 J. n. Chriſtus. Länge und Breite der Oerter werden beſtimmt. Man kann hier unterſcheiden a) die Zeit vor den Arabern (Pauſanias, Marcianus, Agathemerus, Peutingeriſche Tafel, Kosmas); b) Zeit ſeit den Arabern vom J. 800 n. Chr. (Al-Marun, Abu Iſchak, Sherif Edriſi, Naſſir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh. Der einzige chriſtliche Geograph iſt Guido von Ravenna). 5) Aechtwiſſenſchaftiche Periode von Copernicus bis auf uns. Man findet hier genauere aſtronomiſche Beſtimmungen, zweckmäßige Berichte von Reiſen zu Waſſer und zu Lande, genauere und zweckmäßigere Topographien, beſtimmtere Ländermeſſungen und Angabe des Flächeninhalts nach Quadratmeilen, und zweckmäßigere geographiſche Syſteme und Lehrbücher. Auch iſt erſt in dieſen Zeiten der Verſuch einer ſyſtematiſchen Geographie des Alterthums mit einigem Erfolg unternommen worden, doch im Ganzen mehr für die Bearbeitung der alten, als der mittlern Geographie geſchehen. Chriſtoph Cellarius brach hier eigentlich die Bahn. Seine Schrift erſchien zuerſt zu Leipzig 1686 in Duodez: Geographia antiqua ad veterum Historicorum faciliorem explicationem apparata. Umgearbeitet zu einer Quartausgabe führte ſie den Titel: Notitia orbis antiqui (2 Theile. Leipzig, 1701). Die neueſte Ausgabe iſt vom Jahre 1773. Darauf ſchrieb Johann David Köhler eine Anleitung zu der alten und mittlern Geographie, mit 57 Charten in drei Bänden. Nürnb. 1730 ff. 8. Das Handbuch der alten Geographie von d'Anville, in fünf Theilen, erhielt ſeine höhere Brauchbarkeit in der neuen Ausgabe, welche von mehrern Deutſchen Gelehrten trefflich bearbeitet und reichlich ausgeſtattet wurde, (Nürnberg, 1800 ff. 8.). Der erſte und zweite Theil enthält Europa von Heeren; der dritte Theil Aſien von Bruns; der vierte Theil Afrika von Bruns und Paulus, und der fünfte Theil die mittlere Geographie. Zu dieſem ſchätzbaren Werke gehört ein ſehr brauchbarer Atlas von 12 Charten in Folio. Noch unvollendet, aber mit ſorgfältigem Fleiß und Quellenſtudium ward von Konrad Mannert bearbeitet: Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargeſtellt. Bis jetzt ſieben Theile (doch beſteht der ſechste aus drei ſtarken Bänden). Nürnberg, 1788—1812. 8. Sehr brauchbare Unterſuchungen über Gegenſtände der alten Geographie enthalten Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. In der neuen Auflage dieſes Werkes enthält der erſte Theil Aſien; der zweite Theil Afrika; die erſte Abtheilung des dritten Griechenland (Götting. 1804—1812. 8.). Anwendbar beim Jugendunterricht iſt Funke's Atlas der alten Welt, beſtehend aus zwölf Charten mit erklärenden Tabellen. Weimar, 1800. 4. und für den erſten Anlauf ausreichend: Nitſch Wörterbuch der alten Geographie, herausgegeben von Höpfner. Halle, 1794. 8. Die geſammte Geſchichte der Geographie, bis herab zum Jahre 1800, umfaßt in einer faßlichen Geſammtüberſicht Malte Bruns Geſchichte der Erdkunde, aus dem Franzöſiſchen. Herausgegeben mit Zuſätzen von E. A. W. v. Zimmermann. Zwei Abtheilungen. Leipzig, 1812. 8. Doch iſt durch das Werk von Malte Brun Sprengels Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Ent-

deckungen bis zur Ankunft der Portugieſen in Japan (2te Auflage. Halle, 1792. 8.) nicht entbehrlich gemacht worden. Noch fehlt es an einem mit Kritik und umſchließender Gelehrſamkeit geſchriebenen Werk über die mittlere Geographie; denn Chriſtoph Junkers Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten (Jena, 1712. 4.) macht jenes Bedürfniß erſt recht fühlbar. Für die vergleichende Geographie haben die Schriften von Goſſellin und Mentelle Werth. Die neue Geographie, ſo unvollkommen auch ihre Bearbeitung und ſo unſicher ihre damalige Baſis war, gewann doch bereits in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Hübners vollſtändige Geographie, die viele Auflagen erlebte; durch des Rectors Hager geographiſche Schriften, und durch die in 16 Theilen fleißig zuſammengeſtellte neue europäiſche Staats- und Reiſegeographie (Leipzig und Görlitz, 1750 ff. 8.). Der Vater und Begründer der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Geographie ward aber Anton Friedrich Büſching, deſſen neue Erdbeſchreibung zum erſten Mal im Jahre 1754 zu Hamburg erſchien. Die neueſte achte Auflage dieſes klaſſiſchen Werkes iſt vom Jahre 1787, und enthält im ganzen eilf Bände. Freilich iſt daſſelbe, nach den großen Veränderungen der neueſten Zeit, nicht ganz mehr in ſeiner damaligen Geſtalt brauchbar; auch hat es, für ein geographiſches Syſtem, zu viele Beimiſchungen aus der Statiſtik, und iſt in Hinſicht des Planes und der Folge nicht geordnet genug. Obgleich eine völlig neue Bearbeitung dieſes Werks von der Verlagshandlung angekündigt worden iſt; ſo iſt von dieſer doch nur die Geographie von Portugal von Ebeling, und die von Schweden von Rühs, ſo wie Amerika (aber noch unvollendet) in ſieben Theilen von Ebeling, Afrika von Hartmann, und die Fortſetzung von Aſien von Sprengel und Wahl erſchienen. In Verbindung mit der Geſchichte der dargeſtellten Länder und Provinzen behandelte die Geographie, doch auch mit zu vieler Einmiſchung von ſtatiſtiſchen Notizen, Normann in ſeinem geographiſchen und hiſtoriſchen Handbuche der Länder- Völker- und Staatenkunde, von welchem aber ſeit 1785 bloß Deutſchland in fünf Abtheilungen, und die Schweiz in vier Abtheilungen erſchienen ſind. Ein vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung begann Gaſpari im Jahre 1797, welches in der erſten Abtheilung des erſten Bandes die mathematiſche, phyſiſche und politiſche Geographie überhaupt, in der zweiten Abtheilung den Oeſtreichiſchen, Bairiſchen, Schwäbiſchen und Fränkiſchen Kreis, in den beiden Abtheilungen des zweiten Bandes größtentheils das übrige Deutſchland, und in der erſten Abtheilung des vierten Bandes Portugal, Spanien und Frankreich (von Ehrmann bearbeitet) enthält. Noch reſtirt der dritte Band, und die Fortſetzung von der zweiten Abtheilung des vierten Bandes an. Nach einem nicht ſo ausführlichen Plane, aber zweckmäßig angelegt, und nur nicht beendiget, war Friedrich Gottlieb Canzlers Abriß der Erdkunde nach ihrem ganzen Umfange zum Gebrauche bei Vorleſungen, in drei Theilen. Göttingen, 1791 ff. 8. In compendiariſcher Form lieferte Gatterer die erſten geographiſchen Werke mit kritiſchem Geiſte, in ſeinem Abriſſe der Geographie, Göttingen, 1775. 8. und in ſeinem kurzen Begriffe der Geographie, in zwei Theilen, Göttingen, 1789. 8. (Neue Auflage, 1793. 8.). Für den Vortrag der Geographie auf Akademien und Gymnaſien ſorgte Fabri in ſeinem Handbuche der neueſten Geographie, in zwei Theilen, wo-

von zu Halle im Jahre 1805 die neunte Auflage, und für niedere Schulen in ſeinem Abriſſe der Geographie, wovon im Jahre 1811 die dreizehnte Auflage erſchien. Sein großes geographiſches mit vielem Fleiß eröffnetes, Werk: Geographie für alle Stände, hat bis jetzt bloß die allgemeine Erdkunde und den größten Theil Deutſchlands, nach der ehemaligen Kreiseintheilung, in fünf ſtarken Octavbänden (Leipzig 1786 — 1808.) dargeſtellt. In der Folge ſorgte Gaſpari durch zwei Lehrbücher der Geographie für den erſten und zweiten Curſus dieſer Wiſſenſchaft beim Jugendunterrichte (Weimar, ſeit 1792.) für die beſſere Methode in der Behandlung derſelben, beſonders da mit jedem Curſus ein beſonderer, auf die Fähigkeiten der Zöglinge berechneter, Schulatlas ausgegeben ward. Sehr brauchbar zum Unterricht iſt auch das Lehrbuch der Geographie von Galletti (Gotha, 1804. N. A.) Mit Rückſicht aber auf die neueſten Veränderungen und Umbildungen bearbeitete Profeſſor Stein in Berlin nicht nur ſein Handbuch der Geographie nach den neueſten Anſichten, welches für Vorträge auf Schulen und Akademien in zwei Theilen 1808 (Leipzig) und in einer zweiten Auflage 1811 (doch mit dem veränderten und etwas unzweckmäßigen Titel: Handbuch der Geographie und Statiſtik) erſchien; ſondern auch ſeine kleine Geographie (Leipzig, 1808. 8.), welche bereits im Jahre 1811 die dritte Auflage erlebte. In den meiſten genannten Handbüchern und Compendien der Geographie ward in der Einleitung die mathematiſche und phyſikaliſche Erdbeſchreibung in einer mehr oder weniger gedrängten Ueberſicht vorausgeſchickt. In einer ſelbſtſtändigen Form behandelten aber auch die mathematiſche Geographie zweckmäßig: Walch in ſeiner Einleitung in die mathematiſche Geographie, ein Lehrbuch für die Jugend, 3te Auflage, Götting, 1807. 8. Joh. Tob. Mayer in ſeinem Lehrbuche über phyſiſche Aſtronomie, Theorie der Erde und Meteorologie. Götting, 1805. 8., und Schmidt in ſeinem Lehrbuche der mathematiſchen Geographie, Leipzig, 1810. 8. Eben ſo ward die phyſikaliſche Erdbeſchreibung iſolirt behandelt von Friedr Wilh. Otto in dem Syſteme einer phyſiſchen Erdbeſchreibung nach den neueſten Entdeckungen, Berlin, 1800. 8., von J. Ernſt Fabri in ſeinem Abriſſe der natürlichen Erdkunde, Nürnberg, 1800. 8., und in Kants phyſiſcher Geographie, herausgegeben von Rink, in zwei Theilen, Königsberg, 1802. 8. Zu der ſogenannten reinen Geographie hatte bereits Gatterer in dem kurzen Begriffe der Geographie die erſten Grundlinien gezogen. In der neueſten Zeit verfolgten dieſe Anſicht: Zeune, in der Gea (Berlin, 1808), welche im Jahre 1811 in einer zweiten Auflage mit der veränderten Schreibart: Göa, Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Erdbeſchreibung, erſchien; Kaiſer, in dem Lehrbuche der Länder- und Staatenkunde, auf eine einfachere Methode gebaut, (München, 1810. 8.); Stein, in ſeiner Geographie für Real- und Bürgerſchulen nach Naturgränzen (Leipzig, 1811. 8.); Hommeyer, in der reinen Geographie von Europa (Königsberg, 1812. 8.), und Kunz, in dem Lehrbuche der reinen Geographie (Tübing, 1812. 8.). Von den neueſten geographiſch-ſtatiſtiſchen Wörterbüchern ſind die ſchätzbaren Werke von Winkopp und Ehrmann (fortgeſetzt von Schorch) noch nicht beendigt. Der alte Hübner erſchien zwar 1804 vollſtändig in einer neuen Auflage: neues Staats-Zeitungs und Converſationslexicon; wie vieles hat ſich aber ſeit 1804 verändert! Deshalb ſcheint

das Jägerſche geographiſch=hiſtoriſch=ſtatiſtiſche Zeitungslexicon, in der neuen Bearbeitung von Mannert (3 Theile, 8. und Nachträge zum erſten und zweiten Bande) wegen ſeiner Reichhaltigkeit und weil es vollendet iſt, für jetzt den Vorzug zu verdienen; denn Steins Zeitungs=Poſt=und Comptoirlexikon in 2 Theilen (Leipz. 1811) iſt im Ganzen zu flüchtig gearbeitet, und dient, ſo wie Galletti's vollſtänd. geogr. Taſchenwörterbuch, das ſich aber durch ſeine Wohlfeilheit empfiehlt, höchſtens für den erſten Anlauf. Unter den Handbüchern für Reiſende iſt das Franzöſiſche und Deutſche Werk von Reichard (Guide des Voyageurs en Europe, sixième edit. 1812. 12. und der Paſſagier auf der Reiſe in Deutſchland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg, vierte Aufl. Berl. 1811) das vorzüglichſte; doch wird man Becks praktiſches Handbuch für Reiſende durch Europa und Nordaſien, (Leipz. 1810, 2 Theile) nicht ohne Nutzen gebrauchen. (Die wichtigſten geographiſchen Werke über die einzelnen Erdtheile und über die einzelnen Staaten Europa's ſ. unter denſelben). Q.

Geologie, die wiſſenſchaftliche Unterſuchung von der Entſtehung und urſprünglichen Bildung unſers Erdkörpers. Geolog heißt ein Gelehrter, der ſich mit dieſen Unterſuchungen beſchäftigt. Im Allgemeinen kann man deren 2 Claſſen unterſcheiden, Neptuniſten, welche die Bildung der Erde aus Waſſer, und Vulkaniſten, welche ſie durch Feuer annehmen. Uebrigens herrſchen noch viele Verſchiedenheiten, welche man ausführlich mitgetheilt findet im 3. Bd. von De la Métherie's Theorie der Erde.

Geomantie, die vorgebliche Kunſt, aus gewiſſen, in Sand oder auf Papier gemachten Punkten zu wahrſagen; die Punktirkunſt.

Geometrie, Erdmeßkunſt, eine Wiſſenſchaft des Raums, den die körperlichen Dinge nach ihrer Länge, Breite und Höhe einnehmen, erhielt ihren Namen daher, weil ſie von der Ausmeſſung der Felder, der Längen, Breiten und Höhen auf dem Erdboden ihren Anfang nahm, oder doch zuerſt darauf angewandt wurde. Sie verdankt alſo ihren Urſprung der Theilung der Ländereien oder der Entſtehung des Eigenthums, beſonders in Anſehung des Bodens. Jetzt macht die Ausmeſſung des Feldes nur einen Theil der Geometrie aus, den man Geodäſie nennt. Die Geometrie ſelbſt iſt von weiterem Umfang, indem man mehrere Gegenſtände, z. B. die Geſchwindigkeit der Bewegung, die Zeiten u. a. m. durch Linien vorſtellt und ſolche geometriſch behandelt. Man theilt ſie in die gemeine, welche von den geraden Linien, geradlinichten Figuren, dem Zirkel und den daher entſtehenden Körpern handelt, und in die höhere Geometrie, welche ſich mit den krummen Linien und den daher entſtehenden Körpern beſchäftigt. Die erſtere wird wieder in die theoretiſche, die die Eigenſchaften der Linien und Figuren erweiſt, und in die praktiſche abgetheilt, welche die Beſchreibung, Ausrechnung und Theilung der Linien, Flächen und Körper, ſowohl auf dem Papier als auf dem Felde lehrt. Die vornehmſten Theile derſelben ſind die Longimetrie, welche Linien zu meſſen, zu berechnen und zu theilen lehrt; die Planimetrie, die eben dies mit den Flächen vornimmt, daher dieſe beiden Theile zuſammen auch den Namen Geodäſie oder Feldmeßkunſt führen; die Stereometrie, welche den Inhalt der Körper ermißt; die Trigonometrie, welche lehrt, aus den bekannten Größen an einem Dreiecke die unbekannten, welche durch jene beſtimmt werden, durch

Rechnung zu finden, und das Nivelliren oder Waſſerwiegen. Mit Recht kann man auch die Markſcheidekunſt zur praktiſchen Geometrie rechnen. Ob die Erfindung dieſer Wiſſenſchaft den Babyloniern oder Aegyptern gehöre, iſt wohl nicht genau zu beſtimmen. Thales und Pythagoras brachten ſie nach Griechenland. Letzterer erfand den nach ihm benannten Pythagoräiſchen Lehrſatz, wegen ſeiner Wichtigkeit Magiſter Matheſeos genannt, daß in einem rechtwinklichten Dreieck das Quadrat der Hypothenuſe den Quadraten der Katheten gleich ſey. Hippokrates Chius, ein Pythagoreiſcher Philoſoph, ſchrieb die erſten Anfangsgründe der Geometrie. In der gemeinen Geometrie that ſich vorzüglich Euklides in Alexandrien durch ſeine Elementa geometriae hervor, in denen er alle Sätze in einer ſtreng ſyſtematiſchen Folge vortrug. Er zeigte zuerſt die Verhältniſſe der Kugeln unter einander und erwies, daß ſie ſich zu einander wie die Würfel ihrer Durchmeſſer verhalten; auch zeigte er zuerſt, daß ein Kegel und ein Cylinder von gleicher Höhe und Grundfläche ſich wie 1 zu 3 verhalten. Faſt 100 Jahre nach ihm bereicherte Archimedes die gemeine Geometrie durch ſeine Erfindungen von der Zirkel- und Kugelrechnung. Er lehrte zuerſt den Inhalt einer Kugel und ihrer Fläche ausrechnen, und fand, daß ſich eine Kugel zu dem umſchriebenen Cylinder, wie 2 zu 3 verhalte, welche Erfindung er ſo hoch ſchätzte, daß er ſie auf ſeinem Grabmal verewigt wiſſen wollte. Um die höhere Geometrie machte ſich zuerſt Ariſtäus verdient, der über die Kegelſchnitte ſchrieb; nach ihm ſchrieb Euklides über denſelben Gegenſtand, und nach ihm Archimedes ſeine Bücher de conoidibus et sphaeroidibus, de linea spirali, de quadratura parabolae; aber alle dieſe übertraf Apollonius von Perga, der alles Vorhandene ſammelte und zuerſt die Namen Hyperbel, Parabel, Ellipſis gebrauchte. Im Mittelalter wurde die Geometrie von den Arabern mit Eifer und Erfolg bearbeitet, wie mehrere vorhandene ſehr ſchätzbare Werke von ihnen beweiſen. Bei dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften im Mittelalter fand auch die Geometrie ſehr früh ihre Bearbeiter. In Italien werden genannt Nic. Tartaglia zu Venedig (ſt. 1557), Fed. Commandin aus Urbino (ſt. 1575), Franc. Maurolycus aus Meſſina (ſt. 1575) und Lucas Valerius zu Rom (ſt. 1618), welche auf der Bahn der Alten fortſchritten und die Wiſſenſchaft mit neuen Entdeckungen bereicherten. In Frankreich blieb man im ſechszehnten Jahrhundert bloß bei den Anfangsgründen ſtehen. Des-Cartes hat durch die Einführung der Analyſis in die höhere Geometrie die alten Gränzen derſelben ungemein erweitert, worauf ſie durch die im 17. Jahrhundert von Newton und Leibnitz erfundene Analysis Infinitorum, um welche ſich der verſtorbene Leipz. Prof. Hindenburg ſehr verdient machte, zur größten Vollkommenheit geſtiegen iſt. Franz Vieta von Fontenay (ſt. 1603) machte ſich auch durch eigene Erfindungen verdient. Darauf folgten Niederländer, Deutſche und Engländer, von denen wir jedoch nur diejenigen anführen können, die ſich durch wichtige Fortſchritte ausgezeichnet haben. Wir nennen demnach: Johann Prätorius (ſt. 1616), erſter Prof. der Mathematik zu Altorf, erfand 1611 den Meßtiſch, von ihm Mensula Praetoriana genannt; D. Erasmus Reinhold (ſt. 1574) ſchrieb zuerſt vom Markſcheiden und Nicolaus Voigtel gab 1686 die zweite Schrift über die Markſcheidekunſt heraus; Georg Purbach (ſt. 1461) erfand das geometriſche Quadrat beim Feldmeſſen; Mich. Stiefel (geb. 1496 zu Eßlingen), ein Deutſcher Prediger, entdeckte 1530 die Logarithmen und machte ſie 1544 in ſeiner Arithmetica

integra bekannt; der zweite Erfinder derſelben auf eine andere Art war der Schotte Joh. Neper, Baron von Merchiſton, welcher ſeine Erfindung 1614 bekannt machte; Regiomontanus oder Joh. Müller (ſt. 1476), Schüler von obigem Purbach, ſchrieb 1464 de triangulis, welches das älteſte, auf unſere Zeiten gekommene Buch von der Trigonometrie iſt; Pascal ſtellte 1643 zu Clermont in Auvergne die erſten Verſuche an, die Höhen der Berge und anderer Gegenſtände durch den Stand des Barometers zu meſſen, welche Meſſungen in den neuern Zeiten durch Einführung der Schichttafeln ſehr erleichtert und zur größtmöglichen Vollkommenheit gediehen ſind. Die beſte Abhandlung über das Höhenmeſſen mit dem Barometer hat Daubuiſſon geſchrieben, der nur die Abhandlung von Biot zur Seite geſetzt werden kann. Am allermeiſten aber iſt die Vermeſſung der Länder und Seen und das Nivelliren oder Waſſerwiegen ſowohl in Anſehung der dabei anzuwendenden Theorie, als auch der Inſtrumente ſelbſt vervollkommnet worden. Das praktiſche Vermeſſen theilt ſich ab: 1) in das Vermeſſen gerader Linien, 2) in das Aufſuchen der Lage der geraden Linien gegen die übrigen, 3) in das Uebertragen dieſer Lage und des Maßes auf Papier; und 4) in die Berechnung der Oberfläche des gemeſſenen Landes, wobei alle Flächen, aus ſo viel Seiten ſie auch beſtehen mögen, in Dreiecke reducirt werden. Die vorzüglich nothwendigen Inſtrumente zum Land- und Seevermeſſen ſind: Ein gutes Taſchenbeſteck von Inſtrumenten; ein Stangenzirkel; ein Satz Maßſtäbe zum Uebertragen; 3 oder 4 Parallellineale; ein Proportionalzirkel; ein dreiſchenklichter Zirkel; ein Pantograph oder Storchſchnabel; ein Kreuzmaß; eine Bouſſole mit Dioptern; ein Hadleyſcher Sextant; ein Scheibeninſtrument oder Theodolit; ein Vermeſſungscompaß; Meßketten; hölzerne Meßſtäbe; eiſerne Spitzen; King's Vermeſſungsquadrant; ein Schrittzähler; eine Weingeiſtwage; Stationsſtäbe für die Wage; ein Transporteur mit oder ohne Nonius; ein aſtronomiſcher Quadrant; ein gutes refrangirendes oder reflectirendes Teleſcop; ein Copirglas; und vorzüglich noch zur Seevermeſſung: ein Stationstheiler; ein Azimuthalcompaß und ein oder zwei Bootcompaſſe. Zum Nivelliren endlich eine vorzüglich gute Spirituswage, z. B. die von Keith, und die vom Prof. Mayer in ſ. prakt. Geometrie Theil III. beſchriebenen Inſtrumente. Am gemeinverſtändlichſten findet man dieſe obgenannten verſchiedenen Meſſungsarten beſchrieben in Georg Adams geometriſchen und graphiſchen Verſuchen ꝛc. aus dem Engl. überſ. mit Anmerk. von J. G. Geißler mit 39 Kupfſt. Leipz. 1795. 8.

Georg (der heilige Ritter St.) nach der Legende ein Cappadociſcher Prinz. Seine berühmteſte Heldenthat war die Beſiegung eines Lindwurms und dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter (der chriſtliche Perſeus). Der Moskowitiſche Zaar führt in ſeinem Herzſchild als Wappen den heiligen Georg wie er den Lindwurm erſticht.

Georg I., (Ludwig) König von Großbritannien, geb. zu Hannover, am 28. Mai 1670, geſt. zu Osnabrück am 11. Juni 1727, eine wahre Zierde des Engliſchen Thrones. Er erbte zuerſt von ſeinem Vater, Ernſt Auguſt, dem erſten Kurfürſten von Hannover, 1698 dieſes ſchöne Land, und von ſeiner Gemahlin, Sophie Dorothea, Tochter des letzten der Herzöge von Zelle (Wilhelm) die Lüneburgiſchen und Zelliſchen Lande. Wenige Jahre nach dem Tode ſeines Vaters (1701) überbrachte der Graf Macclesfield *) ſeiner Mutter, der

*) Dieſer erhielt dafür von der Kurfürſtin ihr reich mit Diamanten be-

gefeierten Kurfürſtin Sophia (einer Enkelin Königs Jacob von England) die Acte, welche ihr und ihrem Hauſe die Nachfolge auf den Engliſchen Thron verlieh. Doch die Kurfürſtin Mutter, die damals faſt ſchon 73 Jahr alt war *), erlebte ihre Thronbeſteigung nicht, denn ſie ſtarb 9 Wochen früher als Anna, die letzte Königin aus dem Hauſe Stuart **). So ward nun Kurfürſt Georg Ludwig unter dem Namen Georg der Erſte König der vereinigten Reiche von Großbritannien. Kraftvoll wußte er ſein neuerworbenes Recht gegen die Anfälle des Prätendenten (Jacob III.) und deſſen Anhänger zu behaupten, wie denn überhaupt Kraft, weiſe Politik und hohes Intereſſe für die Nation, die ſich ihm anvertraut hatte, jeden ſeiner Schritte bezeichnen. Seine Verbindung gegen Carl XII. von Schweden erwarb ihm zu ſeinen Hannöver'ſchen Landen die Herzogthümer Bremen und Verden. In dem Frieden, der den, in Verein mit Frankreich gegen Spanien von Georg I. geführten, Krieg beendigte (1720), ward hauptſächlich von ihm die Bedingung, den Spaniſchen Miniſter, Kardinal Alberoni, der ganz Europa ſeinen coloſſalen Plänen unterwerfen wollte, zu entlaſſen, dictirt, nachdem er das ganze ſchlauverſtrickte Gewebe dieſes herrſchſüchtigen Mannes durchſchaut und mit dem Herzoge von Orleans, dem damaligen Regenten Frankreichs, zugleich entwickelt hatte. Durch eine kluge Benutzung der Marine imponirte er allen übrigen Mächten; die Vernichtung der Spaniſchen Flotte im Mittelländiſchen Meer erhob den Muth, Glanz und Einfluß des Engliſchen Cabinets auf die Entſchließungen des übrigen Europa's, der von ihm an mit immer wachſender Stärke ſich geltend zu machen gewußt hat. Im J. 1727 unternahm er eine Reiſe in ſeine Erbländer; da ereilte ihn am 11. Juni der Tod zu Osnabrück. Sein Nachfolger I.

Georg II. (Auguſt) geb. als Kurprinz von Hannover am 10. Nov. 1683, geſt. 25. Okt. 1760, begleitete ſeinen Vater 1714 nach England, wo er zum Prinzen von Wallis und Graf von Cheſter ernannt wurde. Er erwarb ſich in den Herzen der Engländer ein Vertrauen und eine Achtung, die noch jetzt von ihm rühmt: daß er der edelſte Mann im ganzen Königreiche geweſen ſey. Seine Gemahlin ward am 2. Sept. 1705 Caroline, des Markgrafen Johann Friedrich zu Anſpach Tochter, welche am 1. Dec. 1737 ſtarb. Georg entwikkelte früh einen kriegeriſchen Geiſt, von dem, ſo wie von ſeiner Tapferkeit, er zuerſt in dem Kriege gegen die Niederlande (1708) glänzende Proben ablegte. Die erſten ruhigen Jahre ſeiner Regirung widmete er den Beſchäftigungen des Friedens; die Univerſität Göttingen, nach ihm Georgia Auguſta genannt, ward in jener Zeit von ihm geſtiftet. Aber ſeine Liebe zu den Waffen rief ihn im ausgebrochenen Oeſtreichiſchen Succeſſionskriege zu Thaten auf dem Schlachtfelde.

ſetztes Bildniß (mehrere Tauſend Pf. Sterl. am Werth) und von ihrem Sohne, dem Kurfürſten, eine große maſſivgoldne Gießkanne nebſt Becken. Dreißig bis vierzig Engländer wurden die ganze Zeit ſeines Aufenthaltes über tractirt und in allem frei gehalten, deren Bedienten aber erhielten täglich ein Jeder eine halbe Krone. Großbritanniens Krone war freilich einer großen Freigebigkeit werth!

*) M. ſ. über dieſe intereſſante Frau den ihr beſonders gewidmeten Art. „Sophia."

**) Man vergl. „Großbritannien" und „Anna".

Der Sieg bei Dettingen am 27. Juni 1743 umſchlang ſein Haupt mit einem Lorbeerkranze und den unvergänglichſten Ruhm der Großmuth erwarb er ſich durch die bedeutenden Opfer, die er der großen Maria Thereſia brachte *). Der Aachner Friede gab ihm wieder Muße zu der segenvollſten Fürſorge für die innere Wohlfahrt ſeines Reiches. Der über die Amerikaniſchen Angelegenheiten entzündete Krieg zwiſchen Großbritannien und Frankreich entriß ihm zwar auf eine Zeitlang Minorca, allein die Kraft, welche England im Laufe jener großen Begebenheiten, unter denen der ſiebenjährige Krieg und Georgs Antheil an demſelben, im Bunde mit dem erhabenen Friedrich, immer ſichtbarer entwickelte, führte dies Reich zu deſto größerem Glanze. Da entriß der Tod Georg den Zweiten ſeinen ihn verehrenden Unterthanen, am 25. Oktober 1760. Ihm folgte ſein Enkel I.

Georg III. (Wilhelm Friedrich) geb. 4. Juni 1738, Sohn von dem, 9 Jahre vor Georg II. verſtorbenen, Friedrich Ludwig, Prinzen von Wallis und Auguſte, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachſen-Gotha. Seine Gemahlin iſt die Prinzeſſin Soph. Charlotte, Tochter Herzogs Carl zu Mecklenburg-Strelitz, geb. 19. Mai 1744, vermählt 8. Sept. 1761. Er, der ſein funfzigjähriges Jubiläum auf Großbritanniens Throne ſchon gefeiert hat, beſtieg mitten im Kriege den Thron, und ſetzte ihn mit Vortheil und Nachdruck fort. Seine Flotten machten in der neuen Welt anſehnliche Eroberungen, und der Friede von 1763 ſicherte England den Beſitz von Canada und unterwarf Frankreich der ſchimpflichen Clauſel, auf ſeine Koſten einen Engliſchen Commiſſär zu Dünkirchen zu unterhalten, welcher Acht haben mußte, daß der Hafen dieſer Stadt nicht hergeſtellt werde. Die glorreiche Adminiſtration des Lord Chatam verbreitete über die erſten Regirungsjahre Georgs II. einen heitern Glanz; weniger glücklich aber war er in dem nordamerikaniſchen Kriege, der 1778 ausbrach, und England einen Theil ſeiner ſchönſten Colonien koſtete. Im J. 1787 hatte der König den erſten Anfall jener Krankheit, die in der Folge mehrere Mal wiedergekehrt iſt, und hauptſächlich in einer Geiſteszerrüttung ſich äußerte. Damals wurde er von dem Doctor Willis faſt augenblicklich wieder hergeſtellt. Allein 1792 war eine ſo ſchnelle Heilung des Uebels nicht möglich, und es wurde damals zum erſten Mal die wichtige Frage wegen einer Regentſchaft in dem Parlament zur Sprache gebracht. Die Oppoſitionspartei, an deren Spitze der Prinz von Wallis ſtand, wollte dieſen zum Regenten erklärt wiſſen, allein die Miniſterialen unter Pitts Anführung, welche durch den Prinzen geſtürzt zu werden fürchteten, behaupteten, daß die Regentſchaft kein mit der Perſon verbundenes Recht ſey, ſondern willkührlich von dem Parlement ertheilt werden könne. Die Bill, welche Pitt in dieſem Sinne vorſchlug und das Unterhaus annahm, blieb indeß ohne Wirkung, da der König inzwiſchen genaß. Man behauptet, daß die weſentlichen Dienſte, welche Pitt bei dieſer Gelegenheit dem Könige erwieſen, hauptſächlich ihm die unwandelbare Gunſt deſſelben für die Folge geſichert hätten. Mehr als einmal haben ſich Attentate gegen das Leben des Königs geäußert, namentlich bei dem von Gordon angeſtifteten Aufruhr im J. 1780, dann 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine Flinte auf ihn abgedrückt ward, und zuletzt im Theater, wo ein gewiſſer Athfield, der nachher für wahnſinnig erklärt wurde, eine Pi-

*) Man ſ. „Oeſtreich. Succeſſions-Krieg.“

ſtole gegen die königliche Loge abſchoß, ohne jedoch jemand zu verwunden. Die königliche Gewalt hat ſich unter der Regirung Georgs III. beſonders durch die Fremdenbill und die Suſpenſion der Habeas=corpusacte (ſ. beide Art.) anſehnlich erweitert. Sein Einfluß im Parlement iſt entſchiedener als je, theils durch die Spaltungen der Oppoſitionspartei, theils durch die Vermehrung der Mitglieder im Oberhauſe, deren Anzahl im J. 1760 nur 181, im J. 1800 aber gegen 500 betrug. Bei Georgs Thronbeſteigung war die Civilliſte auf 800000 Pfund feſtgeſetzt; allein 1769 bezahlte das Parlement mehr als eine Million Schulden, und 1777 wurde daſſelbe aufs neue wegen einer Schuld von 618000 Pfund in Anſpruch genommen. Damals erhöhte man auf den Antrag des erſten Lords der Schatzkammer die Civilliſte um 100000 Pfund, aber dennoch waren 1780 auf 60000 und 1784 auf 30000 Pfund Schulden vorhanden. Die Hofhaltung des Königs war dabei keineswegs glänzend und prächtig, allein die königliche Familie war zahlreich, und die geheimen Ausgaben im In= und Auslande ſehr bedeutend. Als Georg in ſeinem 22ſten Jahre den Thron beſtieg, beſaß Lord Bute, ſein ehemaliger Erzieher, ſein unbeſchränktes Vertrauen, welches in den von dieſem empfohlenen Lords Ankesbury und Liverpool gewiſſermaßen fortgelebt hat. Der König genehmigte leicht die Plane, die ſeinen Grundſätzen entſprachen, und verfolgte ſie mit größter Beharrlichkeit, aber eben ſo unbeugſam war er auch in ſeiner Abneigung; kein Souverain verabſcheute ſo ſehr wie er, die Grundſätze der Franzöſiſchen Revolution, ſelbſt als die herrſchende Partei der conſtitutionirenden Verſammlung die Brittiſche Verfaſſung laut erhob. Eben ſo hat er ſich beharrlich geweigert, den Irländiſchen Katholiken die Aufhebung der Teſt zuzugeſtehen, welche ihnen Pitt verſprochen hatte. Er liebte die Künſte und Wiſſenſchaften und beſchützte ſie mehr als ſeine Vorgänger aus dem Hauſe Braunſchweig gethan haben; doch hat er ſie eigentlich nicht in dem Grade aufgemuntert, wie von einem ſo großen Monarchen hätte erwartet werden können. Faſt alle ſeine Schenkungen und Penſionen hatten mehr einen politiſchen Zweck. Uebrigens war ſein Charakter ſtets ſanft und leutſelig; ſein Geſicht hat das Gepräge der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens. Als Gatte und Vater war er muſterhaft; er lebte ſtets wie ein einfacher Privatmann in dem Schoße ſeiner Familie, vornehmlich zu Windſor, wo er ſelbſt ſeine Miniſter nicht empfing. Als er 1804 einen abermaligen Anfall ſeiner Krankheit hatte, beſchäftigte man ſich aufs neue mit den Maßregeln zu Einſetzung einer Regentſchaft; aber auch dießmal wurde ſie durch ſeine Geneſung überflüſſig gemacht. Seitdem litt er beſonders an der Abnahme des Geſichts, wodurch er verhindert ward, das Parlement perſönlich zu eröffnen und häufige Audienzen zu geben. Im Jahr 1810 kehrte ſeine Geiſteskrankheit heftiger als je und mit Symptomen begleitet zurück, welche das Ende ſeines Lebens anzukündigen ſchienen. Dennoch gelang es der Kunſt ſeiner Aerzte, ſein Leben zu erhalten, wiewohl zur Heilung ſeiner Geiſteszerrüttung die Hoffnung verſchwunden iſt. Die Regentſchaft wurde daher nun wirklich am 6. Febr. 1811 in die Hände des Prinzen von Wallis, Georg Friedrich Auguſt, gelegt. Dies gnüge von ihm ſelbſt; eine Darſtellung ſeiner ſo merkwürdigen Regirung werden wir unter Großbritannien liefern.

Georges Cadoudal, Chef der Chouans, war der Sohn eines Müllers zu Brake, einem Dorfe zwei Stunden von Auray in Morbihan. Kaum hatte er ſeine Studien zu Vannes geendigt, als

die Revolution ausbrach. Anfangs nahm er keinen Antheil daran. Bei dem Aufſtande in Bretagne aber nahm er als Reiter Dienſte, vereinigte ſich nebſt einigen Bretagnern zu Caval mit den Vendeern, als ſie über die Loire gegangen waren, und wurde bei der Belagerung von Grandville zum Officier ernannt. Er zeichnete ſich durch Körperkraft und Muth aus, und erwarb ſich ſeitdem einen Namen. Als ſie bei Mans und Savanay zurückgeſchlagen wurden, flüchtete er ſich in ſein Geburtsland, konnte ſich aber nicht wieder an die ſtille Lebensart gewöhnen und warb Bauern und müßige Matroſen, an deren Spitze er ſich ſtellte. Man ſchickte ihm Truppen entgegen; eine republikaniſche Colonne überraſchte ihn und brachte ihn nebſt ſeinem Vater in Verhaft nach Breſt. Nach einer ziemlich langen Gefangenſchaft entkam er in Matroſenkleidung und übernahm wieder das Commando ſeines Cantons. Da er den Adel nicht liebte, ſuchte er die Adlichen fortwährend vom Commando zu entfernen und wurde ſelbſt als Chef einer Plebejerpartei betrachtet. Erſt im J. 1795 fing er an ſich bemerkbar zu machen; er commandirte 1796 die Diviſion von Morbihan. Als er 1799 die Waffen aufs neue ergriff, war er einer der Chefs, welche die größte Macht um ſich verſammelten; und nach den Berichten der Republikaner genoß er das ganze Zutrauen ſeiner Truppen; es war ſogar die Rede davon, ihn zum Generaliſſimus zu ernennen. Um dieſe Zeit beſetzte er wieder Nieder-Bretagne, und war der einzige nicht adliche General en Chef. Seine Diviſion war diejenige, welche den Republikanern die meiſten Treffen lieferte, und er war es, der im December die Expedition an den Ufern der Vilaine commandirte, um einen anſehnlichen Transport von Flinten und Kanonen in Empfang zu nehmen, welchen die Engländer daſelbſt ausſchifften. Lange ſchlug er den Frieden aus, welchen die Conſuln damals anboten; doch in Folge mehrerer Treffen, namentlich bei Grandchamp und Elven den 25. und 26. Jan. 1800, die ziemlich blutig waren, und da er ſah, daß alle Chefs, Frotté allein ausgenommen, ſich den Geſetzen der Republik unterworfen hatten, dachte auch er daran, den Frieden abzuſchließen, da es noch Zeit war. Den 9. Februar, wo er wußte, daß der General Brüne recognoscirte, ging er ihm bei dem Dorfe Their entgegen, nur von 2 Chouans begleitet, ließ durch einen derſelben dem General melden, daß er ihn zu ſprechen wünſchte, und hielt unter freiem Himmel eine Unterredung mit ihm. In einer Stunde waren ſie einig. Georges machte ſich anheiſchig, ſeine Truppen zu entlaſſen und ſeine Artillerie und Gewehre auszuliefern. Nachdem der Friede von den Conſuln genehmigt und abgeſchloſſen worden, kam er nach Paris, wo ihm Dienſte in der republikaniſchen Armee angeboten wurden. Nach einigem Zaudern reiſte er plötzlich nach London ab und fand bei den Prinzen und Engliſchen Miniſtern eine ſehr günſtige Aufnahme. Die Idee der Höllenmaſchine ſoll er angegeben haben. Er ging ſelbſt nach Frankreich, um die Ausführung anzuordnen, kehrte darauf nach England zurück und kam zum zweiten Mal nach Frankreich, um den Tod zu finden. Er war nämlich im Monat Auguſt 1803 mit Pichegrü und Andern auf der Franzöſiſchen Küſte gelandet, um den Streich gegen das Leben des erſten Conſuls, den er im Sinne hatte, auszuführen, und hielt ſich bis zum Monat März in der Hauptſtadt verborgen. Um dieſe Zeit hatte die Polizei von einigen Agenten dieſer Verſchwörung Winke erhalten und ließ ihm mit außerordentlicher Thätigkeit nachſpüren. Bei ſeiner Gefangenneh-

mung in der Nähe des Palaſtes Luxemburg vertheidigte er ſich mit zwei Piſtolenſchüſſen, die zwei Diener der Policei zu Boden ſtreckten, ſprang aus ſeinem Cabriolet und ſuchte zu entkommen; allein der Pöbel umringte ihn und ein Fleiſcher hielt ihn feſt; man führte ihn auf die Präfectur und von da in den Tempel. Das Criminalgericht machte ihm und einer großen Anzahl ſeiner Mitverſchwornen den Proceß und erkannte ihm, als eines Mordanſchlags gegen das Leben des erſten Conſuls überwieſen, den 11. Mai 1804 den Tod zu, welches Urtheil auch am 24. Juni vollzogen wurde. Er war 35 Jahr alt, zeigte während des ganzen Verlaufs ſeines Proceſſes die äußerſte Kaltblütigkeit, hütete ſich ſtandhaft ſeine Parteigänger in ſeinen Antworten zu belaſten und bekannte laut ſeine Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons.

Georgien, Perſiſch Gurgiſtan, bei den Ruſſen Gruſinien, iſt eine Landſchaft in Aſien, welche von Circaſſien, Dagheſtan, Shirwan, Armenien und dem ſchwarzen Meere eingeſchloſſen und durch Gebirge in den weſtlichen und öſtlichen Theil getrennt wird. Die Größe beträgt gegen 900 Quadratmeilen. Die einzelnen Theile von Georgien ſind Imirette, Mingrelien, Guria (deren jedes einen eignen Fürſten oder Czar hatte) Cardweli (Kartalinien) und Kacheti (Kachetien), beide letzteren ehemals unter einem gemeinſchaftlichen Fürſten. Im J. 1783 erkannte der Czar von Kachetien und Kartalinien, Heraklius Teimuraſowitſch, für ſich und ſeine Nachkommen, die Oberherrſchaft Rußlands an, deſſen Monarch jeden neuen Regenten beſtätigen ſolle. Er verſprach, mit ſeinen Nachbarn keine geheime Unterhandlung zu pflegen, dagegen ihm die mit der innern Regirung verbundene Gewalt, die Rechtspflege und Hebung der Auflagen allein verblieb. Der Adel des Landes ſoll dem Ruſſiſchen gleich geachtet werden. Die gedachten zwei Landſchaften machen übrigens das eigentliche Georgien aus, und geben 300000 Fl. jährlicher Einkünfte. Im J. 1784 folgte der Czar von Imirette dieſem Beiſpiel auf gleiche Bedingungen. Der Czar von Mingrelien ſteht dem Namen nach unter der Pforte, iſt aber in der That unabhängig. In näherer Verbindung mit den Türken ſteht der Guriel, oder Beherrſcher von Guria. Das Land iſt zwar gebirgig, da es im Norden vom Kaukaſus begränzt wird; aber zugleich auch äußerſt fruchtbar an Holz, Getreide, Seide, Vieh, Wein, Obſt und Gartenfrüchten. Im J. 1801 erklärte Kaiſer Paul ſich, auf Bitte des Czars Georgius Irakliewitſch, für den unmittelbaren Beſitzer von Georgien, und Kaiſer Alexander verband durch ein Manifeſt vom 24. Sept. 1801 Georgien förmlich mit ſeinem Reiche, um es beſſer gegen alle äußeren und inneren Beunruhigungen ſchützen zu können. Die Einkünfte des Landes ſollen, nach Abzug der für die Verwaltung erforderlichen Koſten, auf die Wiedererbauung der Städte und Dörfer verwendet werden. Die noch vorhandenen Prinzen ſind penſionirt, und Tiflis zum Sitz der Regirung gemacht worden.

Georgien, eine Provinz der vereinigten Nordamerikaniſchen Staaten, welche von dem Fluß Savannah, Oſt- und Weſtflorida, dem Nordmeer und den freien Indianern begränzt iſt. Im J. 1732 wurde ſie von Südcarolina abgeſondert und mit einer aus Britten, Schotten, vertriebenen Salzburgern, Schwaben und Pfälzern beſtehenden Colonie bevölkert, welche dem König Georg II. zu Ehren Georgien genannt ward. Aus mancherlei gegründeten und ungegründeten Urſachen zerſtreute ſich aber bald der größte Theil der Pflanzer, und die Kolonie gewann ſo ſchlechten Fortgang, daß 1752 die Vor-

ſteher derſelben ihr Recht an die Krone abtraten, die das Land nach und nach emporbrachte. Seit 1763 gewann der Handel, und 1783 ward Georgien nebſt den übrigen Provinzen unabhängig. Im Jahr 1801 zählte man ſchon 162000 Seelen. Das Clima iſt mild, aber an den Küſten ungeſund. Produkte des Landes ſind Reis, Tabak, Indigo, Holz, Maiz, Pommeranzen und Feigen, auch etwas Seide. Die Hauptſtadt iſt Auguſta.

Georgika, Landbau. Dieſen Titel führen zwei didaktiſche Gedichte über den Landbau, von Virgil und Delille. S. beide. dd.

Gera, eine fürſtlich Reußiſche Herrſchaft und Stadt an der weißen Elſter im Voigtlande. Die ſehr angenehme Stadt enthält außer dem Schloſſe Oſterſtein, das eine Viertelſtunde vor derſelben liegt, gegen 800 Häuſer mit 7000 Einwohnern, und hat vortreffliche Wollenmanufakturen. Es befinden ſich hier das gemeinſchaftliche Gymnaſium und die Landes-Collegien der Fürſten Reuß jüngerer Linie.

Gerade, heißt in den Deutſchen Rechten der Inbegriff gewiſſer durch Geſetz und Herkommen beſtimmter beweglicher Sachen, welche in dem Eigenthum und dem Gewahrſam eines Frauenzimmers ſich befinden, und nach ihrem Tode nur auf Frauenzimmer vererbt werden können: dahin gehören die Kleider, der Schmuck, gewiſſer Hausrath u. ſ. w., jedoch pflegt man ſich meiſtentheils in Beſtimmung alles deſſen, was zur Gerade gehört, nach jedes Orts Statuten zu richten. Sie wird in Witwen- und Niftelgerade eingetheilt: jene, wenn nach des Mannes Tode die Witwe die zur Gerade gehörigen Stücke von der übrigen Verlaſſenſchaft abſondert und als ihr Eigenthum hinwegnimmt; dieſe, wenn nach dem Tode einer Weibsperſon deren nächſte weibliche Verwandte (Niftel) die Gerade erbt. (Eine andere Eintheilung in adeliche und bürgerliche Gerade beruht bloß auf einem Irrthum und kommt hier nicht weiter in Anſchlag). Ob nun gleich eigentlich nur Frauenzimmer die Gerade erben können, ſo gibt es doch Ausnahmen, wo theils nach beſondern Statuten auch der Ehemann entweder ganz oder zum Theil gerade-erbfähig iſt (z. B. in Leipzig), theils auch nach gemeinen Sächſiſchen Rechten gewiſſe Perſonen, z. B. die Geiſtlichen *) die Gerade erben können.

Gerard, Alexander, ein ſchottiſcher Geiſtlicher und Prof. der Theol. beim Kings-College zu Aberdeen (geb. 17.. geſt. 1795), gab 1758 einen Essay on Taste (Verſuch üb. d. Geſchmack. Ueberſ. Bresl. 1766) heraus, worin er zur Abſicht hatte, eine feſte Grundregel des Geſchmacks feſtzuſetzen. Er entlehnte dazu manche Bemerkungen aus den Schriften eines Shaftesbury, Hutchinſon und Hume, erweiterte ſie aber durch neue gründliche Erörterungen. Sehr ſcharf-

*) Warum die Geiſtlichen? wird man mit Recht fragen. Die Urſache iſt dieſe: Bei den alten Deutſchen folgten ehedem die Söhne allein in die Allodial-Grundſtücke ſowohl als in die Lehen: mit dieſen waren auch zugleich alle Waffen als Pertinenz-Stücke der Aecker verbunden (daher das Heergeräthe). — Da nun aber diejenigen Söhne, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, keine Waffen führen durften, weil die Kirche niemals nach Blut dürſten darf (ecclesia non sitit sanguinem), folglich auch keine Erbſchaft darin Statt finden konnte, ſo mußten ſie doch einige Entſchädigung dafür genießen, und man gab ihnen das Recht, mit den Weibern — in die Gerade zu ſuccediren.

ſinnig ſetzt er den beiderſeitigen Antheil der Natur und Kunſt an der Entſtehung und Bildung des Geſchmacks aus einander, den er in die Entwickelung der Kräfte der Phantaſie ſetzt, und alſo mehr vom innern Gefühl als von den äußern Sinnen abhängig glaubt. Ein würdiges Seitenſtück zu dieſem Werke iſt ſein Essay on Genius (1774. 1784. Verſ. üb. d. Genie, überſ. v. Garve Lpz. 1776), welcher aus 3 Theilen beſteht, worin zuerſt die Natur des Genies, dann die allgemeinen Quellen ſeiner Verſchiedenheiten, und endlich die verſchiedenen Arten des Genies unterſucht werden. Vornehmlich wird der große Einfluß der Ideenverknüpfung in die Erweiſungen menſchlicher Geiſteskräfte trefflich entwickelt. Außerdem hat ſich Gerard noch durch Predigten und einen Verſuch über Geiſt und Evidenz des Chriſtenthums vortheilhaft bekannt gemacht.

Gerber, Ernſt Ludwig, Hofſekretair zu Sondershauſen (geb. 1746) hat ſich durch ſein Hiſtoriſch-biographiſches Lexikon der Tonkünſtler ein Verdienſt um dieſen Zweig der Literatur erworben.

Gerbert ſ. Sylveſter II.

Gerberei, iſt das Gewerbe, die thieriſchen Häute, Felle und Bälge zum menſchlichen Gebrauche dergeſtalt zuzurichten, daß ſie nicht mehr in Fäulniß übergehen. Die Hauptverfahrungsart bei dem Gerber iſt folgende: Zuvörderſt wird das Fell, die Haut ꝛc. vom Blut, Fleiſchtheilen und Schmutz gereinigt, und deswegen einige Zeit in fließendes Waſſer gehangen, nachher aber heraus genommen und auf der Waſch- und Schabebank bearbeitet. Hierauf ſucht man die Haare oder die Wolle wegzuſchaffen, wobei die Behandlungen nach den verſchiedenen Zwecken gleichfalls verſchieden ſind. Drittens wird die Haut, das Fell ꝛc. aufgetrieben, wodurch deſſen Zwiſchenräume erweitert werden, damit das Fett und der Schleim, welche die Fäulniß unterhalten, herausdringen. Viertens ſucht man dem Leder durch zuſammenziehende Mittel Haltbarkeit, Dichtigkeit und Dauer zu verſchaffen. Endlich ertheilt der Gerber dem Leder noch eine gewiſſe Appretur oder Zurichtung, die abermals von dem Zwecke und der Beſtimmung des Leders abhängt. Werden zuſammenziehende Pflanzenſäfte zur Ledergerberei angewendet, ſo heißt ſie Roth- oder Lohgerberei; wird Alaun ohne Pflanzenſäfte gebraucht, Weißgerberei; nimmt man weder Lohe noch Alaun, ſondern blos Fett und walkt die Felle, Sämiſchgerberei, bearbeitet man endlich die Felle mit Kalk, Pergamentgerberei. Allein Gerberei bezeichnet auch insbeſondere noch die Gebäude, worin die Leder gegerbt werden, und worin der benöthigte Raum nebſt den erforderlichen Geräthſchaften vorhanden iſt. Die Lohgerberei erfodert wegen der Loh- oder Treibegruben, dem Trocknen ꝛc. den meiſten Raum; weniger der Weißgerber ꝛc., weil das Meiſte in hölzernen Gefäßen verrichtet wird, die im Nothfall auch in einer Stube, Kammer oder Keller ſtehen können. Allein immer muß jede Art von Gerberei nicht weit von einem Fluſſe liegen, damit die Felle ꝛc. erforderlich ausgewäſſert werden können und die Geſundheit der Einwohner jedes Orts, wo es Gerbereien gibt, nicht in Gefahr kommt. X.

Gerbini (Luigia) aus Turin, iſt eine Schülerin des berühmten Viotti und eine ausgezeichnete Virtuoſin auf der Violine. Von 1799 bis 1801 hielt ſie ſich in Liſſabon auf, wo ſie zugleich bei dem Italiäniſchen Theater als Sängerin engagirt war, und zeigte, daß ſie nicht minder in der Vokalmuſik geübt ſey. Von Liſſabon ging ſie nach Madrid. Sie hat nachher verſchiedene Reiſen gemacht, und al-

lenthalben ihren Ruf beſtätigt. Im J. 1810 war ſie in Luzern und im Begriff nach Rußland zu gehn. Es iſt vorzüglich das markige, kühne, kräftige Spiel, ſagt ein Kunſtrichter, die Gewalt des Bogens und des Tones, welche ihre Manier charakteriſiren. Mit dieſen verbindet ſie eine außerordentliche Fertigkeit in Ausführung der ſchwerſten Stellen im geſchwindeſten Zeitmaße, mit der ſeltenſten Reinheit, Richtigkeit und Klarheit. Alle Stricharten, Akkorde, Doppelgriffe in allen Tonarten ſcheinen ihr ganz geläufig, ſind nie dumpf, ſondern klingen immer hell, leicht und gleichmäßig; mit einem Worte, die Deutlichkeit in der Ausführung läßt nichts zu wünſchen übrig, und der Geiſt der genaueſten Regelmäßigkeit und Ordnung herrſcht in ihrem Spiel.

Gerechtigkeit, hat ihren Namen vom Rechte, und iſt daher diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden reſpectirt, oder, wie man auch zu ſagen pflegt, Jedem das Seine gibt. Sie iſt die Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt und daher die erſte Pflicht des Staats gegen ſeine Unterthanen und des Staatsbeamten gegen ſeine Mitbürger. Vorzugsweiſe aber wird ſie vom Richter gefodert, weil dieſer über das Recht nach den Geſetzen des Staats ſprechen ſoll. Doch muß ihr die Billigkeit zur Seite ſtehen, welche vom Rechte in ſolchen Fällen nachläßt, wo die ſtrenge Handhabung deſſelben das Gefühl der Menſchlichkeit gegen ſich aufregen würde. Daher pflegt man auch zu ſagen: das höchſte Recht iſt oft das höchſte Unrecht. Sinnbildlich wird die Gerechtigkeit dargeſtellt als eine Göttin, die in der einen Hand das Schwert, in der andern die Wage hält und der zugleich die Augen verbunden ſind, damit ſie ohne Anſehn der Perſon richte. D.

Gerhard, Paul; dieſer vorzügliche geiſtliche Liederdichter wurde geboren zu Gräfenhainichen im Meißniſchen Kreiſe 1606. Er wurde 1651 Probſt zu Mittenwalde in der Mark, von da aber 1657 als Diakonus an die Nikolaikirche in Berlin berufen. Bei den unter dem großen Kurfürſten zwiſchen den Lutheranern und Reformirten im Brandenburgiſchen ausgebrochenen Streitigkeiten zeigte er ſich ſo unwandelbar in Geſinnung und Meinung, daß er deshalb i. J. 1666 jene Stelle wieder verlor. Voll Gottvertrauens wanderte er aus, und dichtete in dieſer bedenklichen Situation das Lied voll Troſtes: Befiehl du deine Wege. Sein Vertrauen täuſchte ihn nicht. Der Herzog Chriſtian von Merſeburg gab ihm eine Zeitlang Penſion und berief ihn, als damaliger Beſitzer der Niederlauſitz, i. J. 1669 zum Diakonat nach Lübben, wo er nachher Oberpaſtor wurde und als ſolcher 1676 ſtarb. Von ſeinen Liedern hat man eine ſiebenfache Sammlung: 1) zu Berlin mit 6 Stimmen in Fol. 2) zu Frankfurt a. d. O. 3) zu Berlin 1676. 4) zu Nürnberg 1683, herausg. von J. G. Ebeling. 5) zu Eisleben 1700 in 12. 6) zu Zerbſt 1707 in 12. von D. J. H. Feuſtking. 7) zu Augsburg 1708. 8. von Treuner. Es ſind dieſer Lieder 120, und wer gedenkt nicht mit Rührung an ſein: Nun ruhen alle Wälder; nicht mit Andacht an ſein: Nun danket all' und bringet Ehr! Mit Feuſtking wird man gern geſtehen: „Kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern; es fällt und fleußt ihnen alles aufs lieblichſte, voller Geiſtes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da iſt nichts Gezwungenes, nichts Eingeflicktes, nichts Verbrochenes; die Reime ſind auserwählt, leicht und auserleſen ſchön; die Redensarten ſchriftmäßig, die Meinung klar und verſtändig, die meiſten Melodien, nach Luthers und anderer alter Meiſterſänger Tone, lieblich und herzlich; in Summa,

alles iſt herrlich und tröſtlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficirt und tröſtet. „Vielleicht nimmt unſer Zeitalter weniger Anſtoß an einigen ſpielend-myſtiſchen Ausdrücken, als an Härten, welche unſre Lieder-Ariſtarchen zu tilgen bemüht geweſen ſind. dd.

Gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft iſt derjenige Inbegriff von Kenntniſſen aus der ſämmtlichen Arzneiwiſſenſchaft, welche nöthig ſind, um ſtreitige Gegenſtände des Rechts, die nur der Naturforſcher oder der Arzt zu unterſuchen fähig iſt, aufzuhellen. Von dem Staate eigens dazu angeſtellte Aerzte (Physici) ſind dazu beſtimmt, die in die gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft gehörigen Fragen dem Richter zu beantworten. Dahin gehören z. B. die beſondern Rechte der Schwangern, die geſetzmäßigen Geburten, Beurtheilung ſolcher Fälle, in welchen die Eheſcheidung gewiſſer Krankheiten wegen ſtatt findet, die Beſichtigung todter Körper und Beurtheilung der Wunden. Dieſe Fälle gehören für das Gericht, andere für die Polizei, dasjenige nämlich wegzuſchaffen, was der Geſundheit nachtheilig werden kann, die Verbreitung herrſchender Krankheiten zu hindern u. a. m. An manchen Orten hat man dazu eigne Sanitäts-Collegia oder Geſundheitsräthe.

Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'Amour, Corti d'Amore. In den Zeiten der langen abenteuerlichen und oft phantaſtiſchen Liebſchaften, d. h. in der Ritterzeit des Mittelalters, wo die Liebe ſich nicht begnügte, ein heiliges Geheimniß des Herzens zu bleiben, und in der Stille zu beglücken, ſondern öffentlich auftrat; wo die liebenden Ritter durch ihre Treue und durch auffallende Proben ihrer Ergebenheit allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und die Damen mit ihren Anbetern prunken wollten; wo man durch ſpitzfindige Unterſuchungen über Gegenſtände der Galanterie ſich häufig in Geſellſchaften unterhielt: wurden oft Streitfragen aus dieſem Gebiete aufgeworfen und von den Troubadours oder Dichtern in ihren Tenſons oder Tenzonen wetteifernd behandelt; z. B. was kann uns erträglicher ſeyn, ob unſre Geliebte ſtirbt, oder ſich an einen andern anſchließt? Wenn du ein Rendezvous bei deinem Mädchen haſt, wäre es dir lieber, mich von ihr gehn zu ſehn, wenn du kommſt, oder mich kommen zu ſehn, wenn du gehſt? Wer leidet mehr, ein Ehemann, deſſen Frau, oder ein Liebhaber, deſſen Geliebte untreu wird? (S. Sophia's Lieblingsſtunden von Gruber.) Da man nun doch endlich die Entſcheidung eines Tribunals über dieſe Fragen, oder andre wirkliche Fälle wünſchte, ſo ward, (wie Schiller ſingt)

„Ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.“

Man errichtete alſo gleichſam Spruchcollegien der Liebe, wahrſcheinlich zuerſt in der Provence im zwölften Jahrhundert, (nicht etwa in Deutſchland, wo die Liebe von jeher inniger, und mehr Sache des Herzens als pedantiſcher Grübeleien auf der einen und der Sinnlichkeit auf der andern Seite geweſen iſt; vergl. den Artikel Minne). Sie beſtanden aus Rittern, Dichtern und Damen, die ihre Ausſprüche als Arrêts d'Amour gaben, nach Art der Beſchlüſſe des Parlements. Herr von Aretin hat 1803. ſolche Ausſprüche aus alten Handſchriften herausgegeben. Dieſe Unterhaltung ward ſo beliebt, daß

nicht leicht ein fürſtlicher Galatag ohne Wettſtreit in einer Cour d'Amour verging; die Uebungen des Witzes wurden ſo beliebt, als die Waffenkämpfe. Ihr größtes Anſehn erlangten dieſe Cours d'Amour in Frankreich unter Carl VI. durch ſeine frivole Gemahlin Iſabella von Baiern, da Männer des erſten Ranges ihre Titel bei den 1380 von ihr errichteten Cours d'Amour bekamen. Noch unter Ludwig XIV. errichtete der Cardinal Richelieu eine Akademie der Liebe*), die wohl eine Nachahmung jener Gerichtshöfe ſeyn ſollte, und bei welcher die Prinzeſſin Maria von Gonzaga das Amt einer Präſidentin bekleidete, und Mademoiſelle de Scudery die Geſchäfte eines Generaladvocaten führte. F.

Gerichtsordnung, ſ. Proceßordnung.

Gerichtsverfaſſung, die geſetzliche Art und Weiſe der Rechtsverwaltung ſteht in genauem Zuſammenhang mit den verſchiedenen Rechtsbehörden, welche in einem Staat exiſtiren. So vielfach und zerſtückt dieſe letzteren in Deutſchland noch ſind, ſo abweichend von einander und inconſequent ſind die Gerichtsverfaſſungen der Deutſchen, zumal der Duodez-Staaten. In den Sächſiſchen Territorien, wo unzählige Patrimonialgerichtsbarkeiten exiſtiren, ſtößt man oft auf die ſonderbarſten Verfaſſungen. Es gibt Städte, ja Dörfer, welche zehnerlei Gerichtsbarkeiten neben einander enthalten, und oft hat ein Gerichtsſtuhl ſeine Gerichtsunterthanen wieder in zehn verſchiedenen Dörfern vereinzelt. Dieß rührt aus der alten Zeit her, wo die Gerichtsherren ihre Bauern mit den Sitzen nach Belieben veräußerten. Die Inconſequenz zu vermehren, exiſtirt bei uns eine kirchliche Gerichtsbarkeit, welche noch obenein die Eheſachen und die Perſonalia der Kirchenbeamten an ſich geriſſen hat, und in den mehrſten Staaten gibt es keine beſondern Criminalgerichte und Polizeibehörden, ſondern dieſe ſind gewöhnlich mit den Civiljuſtizbehörden vereinigt. Nimmt man hiezu die mannigfachen Geſetze und Geſetzfragmente, welche zwiſchen dieſen oft collidirenden Behörden durch die Geſchäftsparteigänger, die Advokaten, und durch die vermummten Vehmſchöffen — die Urtelsverfaſſer, hin und her getrieben werden, und denkt ſich dabei, daß hie und da die Cabinetsjuſtiz beliebige Machtgriffe in dieſes regelmäßige Chaos thut, ſo hat man ein Bild von der Deutſchen Gerichtsverfaſſung, welches jedoch hie und da durch die Individualität der Fürſten und der kleinen und großen Machthaber in lichteren Farben erſcheint, aber oft auch ein Abdruck des Egoismus und der Anarchie iſt. Uebrigens ſind in thesi faſt alle Deutſche Gerichtsverfaſſungen Nachbildungen der ehemaligen Deutſchen Reichsgerichtsverfaſſung und auch ſeit Wetzlars Hinſchied gibt es noch manchen Deutſchen Olymp der Proceſſe **). Neben dem obern Landesjuſtizcollegium exiſtiren hie und da allgemeine Hofgerichte, welche mit ihm concurriren, wie ſonſt Reichskammergericht und Reichshofrath, und die Verſendungen der Akten an auswärtige unparteiiſche Spruchcollegien beurkunden das Princip rechtlicher Freiheit in den Deutſchen Proceſſen. Zahlloſe Specialgeſetze und Proceßordnungen haben den Mängeln der Deutſchen Gerichtsverfaſſungen abhelfen ſollen, allein das ganze Rechts-

*) Assemblée galante zu Ruel.

**) Nach Käſtners Sinnſpruch: Wetzlar iſt der Olymp der Deutſchen Proceſſe, denn im Olymp wohnen die Unſterblichen.

ſyſtem iſt ein Flick= und Stück = oder reſpective Saug= und Schneckenwerk, und alle neue Mandate ſind nichts als neue Flecken auf einen alten Mantel. Es bedarf aber einer Radikalkur. Nach der franzöſiſch = Napoleoniſchen Gerichtsverfaſſung wird in bürgerlichen Rechtsſachen die ordentliche Gerichtsbarkeit zunächſt ausgeübt von den Friedensgerichten, ſodann von den Tribunalen erſter Inſtanz, und endlich von den Appellationsgerichten. Von den Friedensgerichten iſt bereits in einem eignen Artikel gehandelt worden. Von den Tribunalen erſter Inſtanz findet ſich in jedem Diſtrikte eins. In einigen Diſtrikten beſtehen ſie aus 3 Richtern und 2 Suppleants, in andern hingegen aus 4 Richtern und 2 Suppleants, oder aus 7 Richtern und 4 Suppleants. Bei jedem Tribunal findet ſich ein Sicherheitsbeamter und ein kaiſerlicher Prokurator, auch hat ein jedes ſeinen Greffier und die nöthigen Huiſſiers. Der Kaiſer wählt alle 3 Jahre unter den Richtern einen zum Präſidenten. Die Tribunale erkennen in den von den Friedensgerichten an ſie gebrachten Sachen in letzter, in den übrigen bürgerlichen Sachen aber, wo Appellation Statt findet, in erſter Inſtanz. Die Appellationshöfe endlich ſind nach dem Umfange und der Bevölkerung der Gerichtsſprengel beſetzt. Außerdem hat jeder Appellationshof mehrere Auditoren, einen kaiſerlichen Generalprokurator und einen Greffier. Die Auditoren werden zu Inſtruktionen und andern gerichtlichen Geſchäften gebraucht. Die kaiſerlichen Generalprokuratoren führen aber zugleich die Aufſicht über die kaiſerlichen Prokuratoren bei den Tribunalen. Die Appellationsgerichte erkennen übrigens bloß in Sachen, welche, wie der Name ſchon ſagt, durch Appellation (Berufung) von den Tribunälen erſter Inſtanz und von den Handelsgerichten an ſie gebracht werden, und führen zugleich über die untergeordneten Gerichte die Aufſicht. Bei ſtrafwürdigen Handlungen iſt die gerichtliche Policei und peinliche Gerichtsbarkeit wohl zu unterſcheiden. Die für die Policeivergehen beſtimmten Gerichte ſind entweder niedere, die bei geringern Vergehungen Statt finden und von den Friedensrichtern verwaltet werden, oder höhere Policeigerichte (Gerichte der correctionellen Policei), welche mit den Tribunälen erſter Inſtanz in Verbindung ſtehen und bei Vergehungen Statt finden, die mit mehr als drei Tagen Gefängniß oder Arbeit belegt werden. Die eigentlich peinlichen Gerichte auf der andern Seite haben über alle Verbrechen zu erkennen, welche eine Leibes= oder entehrende Strafe nach ſich ziehen. Die ordentlichen Criminalhöfe (cours de justice criminelle), welche ſich in jedem Departement befinden, beſtehen aus einem Präſidenten, 2 Richtern und 2 Beiſitzern, und bei jedem findet ſich wieder ein kaiſerlicher Generalprokurator, dem ein Subſtitut beigegeben werden kann. Um ſehr häufig vorfallende Verbrechen zu unterdrücken, iſt die Regirung befugt, in jedem Departement einen Specialcriminalhof zu etabliren. Es beſteht derſelbe außer dem Präſidenten und 2 Richtern des ordentlichen Criminalhofes aus 3 Militairperſonen vom Capitains=Range und 2 zum Richteramte tauglichen Bürgern. Nur bei den ordentlichen Criminalhöfen genießt der Angeſchuldigte den Vortheil, durch Geſchworne gerichtet zu werden. Das Geſchwornengericht (Jury) muß nämlich unter dem Vorſitz eines Direktors ſowohl vor Einleitung des peinlichen Gerichts über die Statthaftigkeit deſſelben entſcheiden (Jury d'accusation) als nachher den Thatbeſtand des Verbrechens

und die Schuld des Angeklagten ausmitteln (Jury de jugement). Die Anwendung des Geſetzes auf den Thatbeſtand geſchieht nach vorgängigem Antrage des öffentlichen Prokurators von dem Gerichte ſelbſt. Dem Angeſchuldigten wird natürlich ein Vertheidiger gegeben, das einmal gefällte Urtheil aber iſt unveränderlich. Zu den Ausnahmsweiſe angeordneten außerordentlichen Gerichten gehört 1) der hohe kaiſerliche Gerichtshof, der über Verbrechen der hohen Staatsbeamten, über Staats- inſonderheit Majeſtätsverbrechen u. ſ. w. zu erkennen hat; 2) die Militairgerichte ſowohl für die Land- und Seemacht; 3) die Handelsgerichte. O.

Germain (Graf Saint), iſt ſeinem Herkommen nach unbekannt, aber als Abenteurer und Schwarzkünſtler ſehr berüchtigt. Er nannte ſich zuweilen Aymar oder auch Marquis de Betmar, und war wahrſcheinlich ein geborner Portugieſe. Caglioſtro machte auf ſeiner erſten Reiſe nach Deutſchland in Holſtein Bekanntſchaft mit ihm, und benutzte ſeinen Unterricht zu neuen Betrügereien. Saint Germain beſaß wirklich chemiſche und andere Kenntniſſe; aber ſeine unwiderſtehliche Neigung, als Magiker zu glänzen, erlaubte ihm nicht, die gewöhnlichen Wege zum Ruhme zu ſuchen. Er war beſtändig auf Reiſen, und verſchaffte ſich durch Dreiſtigkeit und Großſprechereien, und durch die Gabe, Jedem die ſchwache Seite abzugewinnen, ſogar Zutritt an Höfen. Seinem Vorgeben nach war er 350 Jahre alt, und hatte noch einen Denkſpruch des berühmten Montaigne in ſeinem Stammbuche aufzuweiſen. Ein köſtliches Lebenswaſſer erhielt ihn immer bei guten Kräften, und war ſo ſtark in ſeinen Wirkungen, daß er eine alte Frau damit verjüngen konnte. Das verzweifelte Problem aller Adepten, die Verfertigung von Edelſteinen, war ihm auf ſeiner zweiten Reiſe nach Indien, die er im Jahre 1755 gemacht haben wollte, geglückt: und er zerſchlug im Jahre 1773 bei dem Franzöſiſchen Geſandten im Haag einen koſtbaren Diamant von ſeiner Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen für 5500 Louisd'or verkauft hatte. Auch die Geheimniſſe der Zukunft enthüllten ſich vor ſeinen Augen, und er verkündigte den Tod Ludwigs XV. den Franzoſen voraus. Er war ſogar ſo mächtig, daß er auf das Thierreich wirkte, und den Schlangen Gefühl für Muſik beibrachte. Unter die wirklichen Fertigkeiten, die er beſaß, gehörte unſtreitig die ſeltne Gabe, daß er mit beiden Händen zugleich auf zwei verſchiedenen Bogen etwas, das man ihm diktirte, aufſchreiben konnte, ohne daß es möglich geweſen wäre, die Handſchriften zu unterſcheiden. Die Violine ſpielte er ſo meiſterhaft, daß man mehrere Inſtrumente zu hören glaubte. Ueberhaupt fehlt es ihm weder an Talenten noch Gelehrſamkeit, und er würde berühmt geworden ſeyn, wenn es ihm nicht lieber geweſen wäre, berüchtigt zu werden.

Germanicus (Cäſar); dieſer große Feldherr der Römer, berühmt durch ſeine ſiegreichen Kriege mit den Germanen, war ein Sohn des Claudius Druſus Nero und der jüngern, für ihre Tugenden geprieſenen, Antonia, einer Nichte Auguſts, deren große Eigenſchaften ihm zum Erbtheil geworden waren. Tiberius, ſein Oheim von väterlicher Seite, adoptirte ihn. Er verwaltete in der Folge die Quäſtur und noch vor dem geſetzlichen Alter das Conſulat. Eben ſtand er mit Tiberius an der Spitze zahlreicher Heere in Deutſchland, als Auguſt ſtarb und dieſer ihm in der Regirung folgte. Vergebens wurde er von einigen aufrühreriſchen Legionen aufgefodert,

die höchſte Gewalt ſich zuzueignen; er drohte, ſich ſelbſt umzubringen, wenn ſie nicht von ihrem Entſchluß abſtehn und zum Gehorſam zurückkehren würden. Er ging hierauf über den Rhein, überfiel die Marſen, welche ſich bei einem Feſte der Trunkenheit ergeben hatten, richtete ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen an und zerſtörte den Tempel der Tanfana. Auf gleiche Weiſe ſchlug er im folgenden Jahre die Katten, verbrannte ihre Stadt Mattium (nach Mannert Marburg), und kehrte ſiegreich nach dem Rheine zurück. Hier erſchienen Abgeordnete des Segeſtes bei ihm, durch welche derſelbe ihn um Hülfe gegen Arminius, ſeinen Schwiegerſohn, bat, der ihn belagert hielt. Germanicus eilte herbei, entſetzte den Segeſtes, und nahm dabei des Arminius Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Arminius rüſtete ſich hierauf zum Krieg und Germanicus ſammelte ſeine Macht an der Ems. Nachdem er die von des Varus Niederlage noch unbegrabenen Leichen der Römer in dem nahen Teutoburger Wald begraben laſſen, zog er dem Arminius entgegen und lieferte ihm ein blutiges Treffen. Schon wichen die Römiſchen Legionen, als Germanicus mit neuen Truppen den Kampf erneuerte und glücklich die ihm drohende Niederlage abwandte. Arminius zog ſich zurück, und Germanicus war zufrieden, die Ems wieder zu gewinnen und ehrenvoll aus einem Kampfe zu gehen, dem ſein Heer nicht mehr gewachſen war. Nachdem er noch einen Theil ſeiner Krieger auf dem Rückzuge durch die Flut des Meeres verloren hatte, erreichte er nur mit geringen Ueberreſten ſeines Heeres die Mündungen des Rheins, und wandte den Winter zu neuen Rüſtungen gegen die Germanen an. Er ließ eine Flotte von tauſend Fahrzeugen erbauen, um die beſchwerlichen Märſche zu Lande durch Wälder und Moräſte zu vermeiden, und landete ſein Heer an der Mündung der Ems. Von hier aus rückte er gegen die Weſer, hinter welcher er die Cherusker verſammelt fand, um ihm den Uebergang zu wehren. Er bewirkte ihn dennoch, und lieferte ihnen eine Schlacht, die mit dem Tage begann und ſich ſiegreich für die Römer endete. Auch am folgenden Tage, als die Deutſchen den Kampf mit Wuth erneuerten und Unordnung in die Römiſchen Reihen brachten, behauptete Germanicus doch das Schlachtfeld. Die Deutſchen kehrten in ihre Wälder zurück, Germanicus aber ſchiffte ſich wieder ein, beſtand einen furchtbaren Sturm, der ſeine Flotte zum Theil zerſtreute und verſchlug, und bezog die Winterquartiere, nachdem er noch einen Einfall in das Land der Marſen gemacht hatte. Dieſer Feldzug war zugleich ſein letzter in Deutſchland. Tiberius, eiferſüchtig auf die Verdienſte und den wachſenden Ruhm des jungen Helden, wollte ihm nicht vergönnen, die Unterwerfung der Deutſchen zu vollenden, ſondern rief ihn zurück, bewilligte ihm mit erheucheltem Wohlwollen einen Triumph, und ſann auf ein ſchickliches Mittel, ſich von einem Manne zu befreien, der ihm furchtbar ſchien durch die Liebe des Volks. Er ſandte ihn zu dem Ende mit faſt unbeſchränkter Gewalt bekleidet in die Morgenländer, um die dort ausgebrochenen Unruhen beizulegen; ernannte aber zugleich den Piſo zum Statthalter von Syrien, in deſſen ſtolzem, herriſchen und unbeugſamen Charakter er ein erwünſchtes Mittel fand, dem Germanicus entgegenzuwirken. Beide mußten bald zerfallen, und Piſo faßte einen ſo wüthenden Haß, daß er, um ſich von ſeinem Gegner zu befreien, ihn wahrſcheinlich vergiften ließ. So ſtarb Germanicus im Jahre Roms 772, in einem Alter von 34 Jahren, und Rom verlor in ihm einen ſeiner tapferſten und edelſten Männer. M.

Germanien und Germanen. Nicht allein das unwirthliche, mit ungeheuern Wäldern, Sümpfen und Moräſten bedeckte Land, begränzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichſel, nannten die Römer **Germanien**, ſondern auch Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen ſchloſſen ſie in dieſe Benennung ein, da alle dieſe Länder, welche ein Drittheil von Europa ausmachen, von Volksſtämmen bewohnt wurden, deren Geſtalt, Sitten und Sprache einen gemeinſamen Urſprung ankündigten. Die Bewohner des ſchönen Italiens, die kein rauheres Land je kennen gelernt hatten, konnten nicht glauben, daß irgend ein Volk ſeine freundlichen Wohnplätze habe verlaſſen können, um in Germaniens Wüſten zu hauſen, wo ein ſo ſtrenger Winter den größten Theil des Jahres herrſchte, daß ſelbſt das Rennthier, das nur auf den eiſigen Felſen von Spitzbergen und in dem ewigen Schnee von Lapland und Sibirien ſich fortzupflanzen vermag, damals in Deutſchland einheimiſch war, und wo undurchdringliche Waldungen auch im Sommer dem wärmenden und erquickenden Strahle der Sonne Hohn ſprachen. Die **Germanen** (Heer- d. i. Kriegsmannen), oder wie ſie ſich nach ihrem Nationalgotte Teut nannten, die **Teutonen**, mußten nach ihrer Meinung vom Anbeginn dort gelebt haben. Sie nannten ſie daher Indigenae, dort entſproſſene, und liefern uns von ihren Sitten und ihrer Lebensweiſe Nachrichten, aus denen wir folgendes hervorheben. Rein von fremder Vermiſchung, wie die eigenthümliche Nationalbildung bewies, lebte in den Ländern jenſeit des Rheins ein Volk mit trotzigen blauen Augen, hochgelbem Haar, von ſtarkem Körperbau und rieſenhaftem Wuchs, abgehärtet gegen Kälte und Hunger, nicht gegen Durſt und Hitze, von kriegeriſchem Geiſte, bieder, treu, freundlich und arglos gegen den Freund, gegen den Feind liſtig und verſtellt, das jedem Zwange trotzend, die Unabhängigkeit als ſein edelſtes Gut betrachtet, und eher das Leben als ſeine Freiheit aufzugeben bereit war. Unbekannt mit allen, das Leben verſchönernden Künſten; unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauch der Metalle und der Buchſtabenſchrift, nährte ſich der Germane in ſeinem Lande voll Wälder und Weiden armſelig von Jagd und Viehzucht, und theilte ſein Leben zwiſchen träger Ruhe, ſinnlichen Genüſſen und harten Beſchwerden. Zur Zeit des Friedens waren Schlaf und Unthätigkeit Tag und Nacht das einzige Labſal des träg verdroſſenen Kriegers, indeß ſein hinſchmachtendes, in eigener Kraft ſich verzehrendes, Gemüth nur des Augenblicks harrte, wo Krieg und Gefahr ihn zu männlichen Werken aufrieſen. Er nahm inzwiſchen ſeine Zuflucht zum Becher und zum Spiel, beiden mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeines ungezähmten Herzens ſich hingebend. Ein mit geringer Kunſt aus Weitzen und Gerſte bereitetes Getränk erſetzte ihm den von der Natur verſagten Traubenſaft, und berauſchte ihn bei ſeinen lärmenden Feſten. Weit entfernt, die Trunkenheit ſich zum Vorwurf zu machen, fühlte er vielmehr durch den Rauſch ſeine Sinne geſchärft und erleuchtet; er rathſchlagte alsdann am liebſten, und der im Rauſche gefaßte Beſchluß wurde als eine höhere Eingebung unabänderlich ausgeführt. Gleich unbegränzt war ſeine Neigung zum Spiel; nicht der Verluſt ſeiner ganzen Habe konnte dem Spiel ein Ende machen. Seine Perſon und Freiheit waren ihm nicht zu koſtbar, um ſie nicht aufs Spiel zu ſetzen, und, treu ſeinem Worte, ließ er ſich ohne Weigerung von dem glücklichen Gewinner feſſeln und in entfernte Sklaverei ver-

kaufen. Die Regirungsform war in dem größten Theile Germaniens demokratiſch. Man gehorchte weniger allgemeinen und poſitiven Geſetzen, als dem zufälligen Uebergewicht der Geburt oder Tapferkeit, der Beredſamkeit oder des Aberglaubens. Nur an den Ufern des Baltiſchen Meeres erkannten einige Stämme das Anſehn von Königen, ohne jedoch die dem Manne gebührenden Rechte aufzugeben. Da gegenſeitige Vertheidigung das Band war, welches die Germanen zuſammenhielt, ſo hatte man früh die Nothwendigkeit gefühlt, daß der Einzelne ſeine Meinung von der Mehrzahl ſeiner Verbundenen abhängig machen müſſe, und dieſe wenigen rohen Grundzüge einer politiſchen Geſellſchaft gnügten einem Volke, dem jeder höhere Ehrgeiz noch fremd war. Der von freien Aeltern geborne und zur Mannbarkeit gereifte Jüngling ward eingeführt in die allgemeine Verſammlung ſeiner Landsleute, mit Schild und Lanze ausgeſtattet und zu einem gleichen und würdigen Mitgliede ihres kriegeriſchen Freiſtaats angenommen. Dieſe Verſammlungen der wehrbaren Männer eines Stammes wurden theils zu beſtimmten Zeiten, theils bei plötzlichen Ereigniſſen zuſammenberufen. Ueber öffentliche Beleidigungen, die Wahl der Obrigkeiten, über Krieg und Frieden entſchied in denſelben die freie Stimme. Denn wenn auch den Vorſtehern eine vorläufige Erwägung der Sache verſtattet war, ſo konnte doch nur das Volk beſchließen und ausführen. Der Zögerung feind und, ohne Rückſicht auf Gerechtigkeit und Politik, der augenblicklichen Leidenſchaft gehorchend, faßten die Germanen raſche und heftige Beſchlüſſe, und das Zuſammenſchlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigte ihren Beifall oder ihre Abneigung an. Zur Zeit der Gefahr ward ein Anführer gewählt, dem ſich in dringenden Fällen, wo vereinte Kraft vonnöthen war, wohl mehrere Stämme unterwarfen. Der Tapferſte ward erkoren, daß er mehr durch Beiſpiel als Befehl ſeine Landsleute führe. War die Gefahr vorüber, ſo endigte ſeine dem freigeſinnten Germanen verhaßte Gewalt, denn zur Zeit des Friedens kannte man kein anderes Oberhaupt, als die in den Verſammlungen erwählten Fürſten, die in ihren Bezirken Recht ſprachen und Streitigkeiten ſchlichteten, und ihr Amt mehr der Geburt als eigener Würdigkeit dankten. Zugeordnet war dem Fürſten eine Wache und ein Rath von hundert Perſonen, und obwohl manchen derſelben die Römer den Königstitel beilegen, ſo hatten ſie doch nicht einmal das Recht, mit dem Tode, mit Gefängniß oder Schlägen einen freien Mann zu beſtrafen. (Vergl. Fürſt und Herzog.) Ein Volk, das allem Zwange ſo abgeneigt war und keine Oberherrſchaft anerkannte, achtete nur die Verpflichtungen, die es ſich ſelbſt auferlegt hatte. Freiwillig weihten die edelſten Jünglinge einem bewährten Anführer ihre Waffen und Dienſte, und wie dieſe unter einander wetteiferten, die tapferſten Genoſſen um ſich zu verſammeln, ſo wetteiferten jene um die Gunſt ihres Anführers. Ihm war es Pflicht, in der Stunde der Gefahr der erſte zu ſeyn an Muth und Kühnheit, aber ſeinen Gefährten war es Pflicht, nicht hinter ihm zurückzubleiben. Seinen Fall überleben, war unauslöſchlicher Schimpf, denn die heiligſte Pflicht gebot, ſeine Perſon zu ſchützen und ſeinen Ruhm durch die Trophäen eigener Thaten zu verherrlichen. Der Führer kämpfte für den Sieg, die Gefährten für den Führer. Wie Tapferkeit die Zierde des Mannes, ſo war Keuſchheit die Tugend des Weibes. Vielweiberei war nur den Fürſten verſtattet, um dadurch ihre Verwandt=

ſchaften zu vervielfachen; Scheidungen verbot mehr die Sitte als das Geſetz. Ehebruch war ein durch nichts abzubüßendes, aber auch höchſt ſeltenes Verbrechen, und die Verführung weder durch Sitte noch Beiſpiel zu rechtfertigen. Die religiöſen Begriffe ſo barbariſcher Horden konnten nur roh und unvollkommen ſeyn. Die Sonne und der Mond, das Feuer und die Erde waren ihnen Gottheiten, die ſie zugleich mit gewiſſen eingebildeten Weſen verehrten, denen ſie die Leitung der wichtigſten Geſchäfte des Lebens zuſchrieben, und deren Willen die Prieſter durch geheime Künſte erforſchen zu können vorgaben. Ihre Tempel waren Felſengrotten, geheiligt durch die Verehrung vieler Geſchlechter. Die Gottesurtheile, ſo berüchtigt im Mittelalter, galten ſchon ihnen als untrügliche Entſcheidungen in allen zweifelhaften Fällen. Ihren Muth zu entflammen und zu befeuern, lieh die Religion die wirkſamſten Mittel. Die heiligen, im Dunkel gottgeweihter Höhlen aufbewahrten Fahnen wurden auf dem Schlachtfeld aufgepflanzt, und das feindliche Heer mit ſchrecklichen Verwünſchungen den Göttern des Kriegs und des Donners zum Opfer geweiht. Nur dem Tapfern ward die Gunſt der Götter, und ein kriegeriſches Leben, und der Tod in der Schlacht waren die ſicheren Mittel, um zu den Freuden der andern Welt zu gelangen, wo die Erzählung ihrer Thaten beim frohen Schmauſe ſie ergötzte, während ſie köſtliches Bier aus den mächtigen Hörnern oder den Schädeln ihrer Feinde ſchlürften. (Man vergl. hierüber den Art. Nordiſche Mythologie.) Aber was die Prieſter nach dem Tode verſprachen, fröhliche, ehrenvolle Fortdauer, das verliehen die Barden ſchon auf Erden. In der Schlacht und an Siegesfeſten prieſen ſie den Ruhm der Helden vergangener Tage, die Vorfahren der Tapfern, die ihren kunſtloſen, aber feurigen Strophen lauſchten, und ſich zur Todesverachtung und zu Thaten dadurch begeiſtert fühlten. So war das Volk, das frei und unbeſiegt einſt Deutſchlands Boden bewahrte, und deſſen Nachkommen wir uns nennen dürfen. Forſchen wir nach ſeinem Urſprunge, ſo werden wir auf Aſien, die allgemeine Wiege des Menſchengeſchlechts, zurückgeführt, wiewohl wir nur dunkle Spuren ihrer Einwanderung aus dieſem Welttheile bei den alten Geſchichtſchreibern finden. Ehe die Scythen oder Scotelen von den Maſſageten an den Pontus Euxinus verdrängt wurden, wohnten die Cimmerier, ein mit den Deutſchen verwandtes Volk, in der heutigen Krimm und Europäiſchen Tatarei, und vereinigten ſich, von den Scythen an die Weichſel zurückgedrängt, mit den dortwohnenden Teutoniſchen Stämmen, über welche uns hiſtoriſche Angaben fehlen. Von hier aus ward Skandinavien und Deutſchland bevölkert, daher ſich unter den Bewohnern dieſer Gegenden die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Muttervolk an den Ufern der Weichſel gewohnt habe. Es werden uns drei Hauptſtämme der Germanen genannt, die Iſtävonen, Ingävonen und Hermionen. Die Hermionen, zwiſchen der Elbe und Weichſel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen und Semnonen; von ihnen waren die Ingävonen nach Weſten, die Iſtävonen nach Norden ausgewandert. Dieſe drei Hauptſtämme waren ſehr weſentlich von einander verſchieden, und wenn es ſich erweiſen läßt, daß von den Ingävonen die Weſtphalen, Niederſachſen, Dänen und Schweden; von den Iſtävonen die Rheinländer, Franken und Heſſen; und von den Hermionen die Baiern und Oeſtreicher abſtammen, ſo beſtehen dieſe Verſchiedenheiten wenigſtens in Anſehung der Sprache noch jetzt. Iſtävoniſche Völkerſtämme waren die Cha=

mavi, Tubantes, Uſipii, Anſibarii und Bructeri, zwiſchen der Weſer und dem Rhein; die Sygambri und Marſi von der Lippe bis Cöln, doch nicht gleichzeitig; die Dulgumnier, Chaſuarii, Tencteri und Ingriones auf der Weſtſeite der Weſer bis in den Harz; ferner die Katten, vom Urſprung der Weſer längs des Thüringer Waldes bis an den Main und die Fränkiſche Saale, und die mit ihnen verbundenen Nertereanes, Danduti, Turoni, Marvingi und Mettiaci, letztere um Wisbaden und Marburg, erſtere im Fürſtenthum Waldeck bis Hanau ſich verbreitend; endlich die Cherusci, die Bewohner des Harzes und der umliegenden Gegenden, und die mit ihnen vereinigten Foſi im Braunſchweigiſchen, ſo wie die bereits genannten Marſen, Chaſuarier, Tubanten, Dulgumnier, Anſibarier u. a., die aber ſpäter ſich von dem Bund der Cherusker trennten. Dieſe geſammten Iſtävoniſchen Völker erſcheinen in drei großen Völkerbunden vereinigt, dem Bunde der Sygambrer, Cherusker und Katten, woraus in ſpäterer Zeit die beiden mächtigen Bündniſſe der Franken und Alemannen hervorgingen. Die Ingävonen wohnten von den Mündungen des Rheins bis an die weſtlichen Ufer der Oſtſee, vom Suyderſee bis an die Travenitz in Holſtein, und breiteten ſich über die Cimbriſche Halbinſel und das große Scandinavien aus. Zu ihnen gehörten die von der Schelde bis zur Eider wohnenden mächtigen Frieſen mit den Friſabonen, Sturiern und Narſaciern; die Chaucen in Oſtfriesland, Oldenburg und Bremen; die Angrivarier, in Verden, Lüneburg und Calenberg; ferner die Saxen im heutigen Holſtein, mit ihren drei Stämmen, den Oſtphalen, Weſtphalen und Angariern, und den zu ihnen gehörigen Bewohnern der Halbinſel, den Nordalbingern, die, in Verbindung mit den Saxen, Normannen, und ſpäterhin Dänen genannt wurden. Zu den Ingävonen gehörten auch die Völker Scandinaviens und Preußens; dieſes bewohnten die Oſtiäer, die Venedi und Scirri, jenes die Hellevionen, im heutigen Schonen; oder wie ſie Tacitus ordnet: die Suionen und Sitonen (die heutigen Schweden) die Fenni, (Finnen) die Aeſthi (Eſthen) die Venedi (Wenden). Nach Ptolemäus bewohnten die Weſtſeite Scandinaviens die Chadeni, die Oſtſeite die Phavones und Phiräſi, die Südſeite die Gota und Dauciones, das Mittelland die Levoni. Die Stämme der Hermionen, die in herumſchweifenden Parteien auch Sueven hießen, waren die Varini zwiſchen den Mündungen der Travenitz und Warne, die Sideni, von der Warne bis zur Oder, die Teutanoardi und Viruni im Lauenburgiſchen und Meklenburgiſchen, die Rugier, Turcilingier und Sirri in Pommern und an der Oſtſee; die Heruler, Nachbarn der Gothonen, und dieſe ſelbſt mit ihren Nebenzweigen im heutigen Herzogthum Warſchau; ferner die Vandalen mit den Silingi im Rieſengebirge und der Lauſitz, die Burgundiones und die Ligier, die nebſt den Buriern und Andern hinter den Vandalen in Schleſien und Polen ihre Wohnſitze hatten. Als einzelne Stämme der Hermionen, welche ſich unter den Ingävonen und Iſtävonen niederließen, werden die Longobarden und Angeln genannt. Jene wohnten an der Elbe und nachher im Lande der Cherusker, dieſe vereinigten ſich von der Oſtſeite der Elbe her mit den Saxen. Im Süden von Deutſchland finden wir nur Auswanderer, die erſt ſpäter, aus mehrern Muttervölkern zuſammengeſchmolzen, zum Theil große Reiche ſtifteten. Dergleichen ſüdliche Coloniſten waren die Quaden, die Markomannen, die von denſelben abſtammenden Bojoarier, die Hermunduren und die aus ihnen entſproſ-

nenen Sueven. Die Römer lernten zuerſt im Jahre der Stadt 640 die Germanen kennen, als ein wilder Völkerſchwarm, der ſich Cimbern nannte, neue Wohnplätze ſuchend, an den Alpen erſchien, den Conſul Papirius Carbo ſchlug, und ſich von da im Verein mit den Tigurinern gegen die Allobrogen wandte. Nachdem ſie auch hier die Römer in zwei großen Schlachten geſchlagen, fielen ſie vereint mit den Teutonen und Ambronen in das transalpiniſche Gallien, ſchlugen die Römer nochmals am Rhodanus, verbreiteten ſich dann nach Weſten, kehrten ſich aber, durch die Tapferkeit der Iberer und Belgier in ihren Fortſchritten gehemmt, nach Italien, in welches die Teutonen und Ambronen über die weſtlichen, die Cimbrer und Tigurier über die nördlichen Alpen einzudringen ſuchten. Marius ward Roms Retter; er beſiegte die Erſtern bei Aix im J. Roms 651 und zwei Jahre nachher auch die Letztern. Die Ueberreſte zerſtreuten ſich theils in Gallien, theils kehrten ſie an die Donau zurück. Nachdem Cäſar Gallien unterworfen und ſeine ſiegreichen Waffen bis an den Rhein getragen hatte, lernte er hier zuerſt ein Volk kennen, das man ihm Germanen nannte. Arioviſt, der daſſelbe führte und früher auf der Südſeite der Donau gewohnt hatte, wollte ſich in Gallien niederlaſſen, mußte aber, von Cäſar geſchlagen, wieder über den Rhein flüchten. Nur die Bricocci und Nemetes, die zu jenen Heerhaufen gehört hatten, blieben auf der Weſtſeite des Rheins; aus den über den Rhein zurückgekommenen Ueberreſten ſcheint ſich der Schwarm der Markomannen gebildet zu haben. Cäſar ging zwei Mal über den Rhein, doch nicht um in dem wüſten Lande Eroberungen zu machen, ſondern nur um Gallien vor den verheerenden Einfällen der Barbaren zu ſchirmen. Er nahm ſogar Deutſche in Sold, zuerſt gegen die Gallier, dann gegen Pompejus. Kennen lernte er nur die zunächſt wohnenden Ubier, Sygambrer, Uſipeter und Tenkterer. Das übrige Deutſchland werde, ſagte man ihm, von den Sueven in hundert Gauen bewohnt, deren jeder tauſend Mann auf Freibeuterei ausſchicke, welche jährlich abgelöſt würden. Sie lebten mehr von Jagd und Viehzucht als vom Ackerbau, beſaßen die Felder gemeinſchaftlich und hielten alle fremde Völker durch Verwüſtung der Gränzen von ſich ab. Dieſe Nachrichten ſind wahr, wenn wir ſie auf die Deutſchen überhaupt ausdehnen und unter den hundert Gauen die einzelnen Volksſtämme derſelben verſtehen. Roms Bürgerkriege und innere Unruhen zogen jetzt die Aufmerkſamkeit von den Deutſchen ab. Der Bund der Sygambern fiel ungeſtraft in Gallien ein, und die von ihnen hart bedrängten Ubier verſetzte Agrippa an die Weſtſeite des Rheins. Als aber die Sygambern Auguſts Legaten, Lollius, im J. der Stadt 738 geſchlagen hatten, eilte er ſelbſt herbei, erbaute, um ihnen beſſer widerſtehen zu können, Feſtungen am Rhein, und gab ſeinem Stiefſohn Druſus den Oberbefehl gegen ſie. Dieſer tapfere Feldherr richtete ſeine Waffen gegen Nordweſten, rüſtete ſich, beunruhigt von den Batavern, Frieſen und Chaucen, zu einem nachdrücklichen Feldzuge, und drang in das Land der Uſipeter, und da ſie es verlaſſen hatten, weiter ſüdlich gegen die Sygambern vor, welche ebenfalls bei ſeinem Anzuge zurückgewichen waren. Zu vorſichtig, ſich in ein unbekanntes, waldiges, von kriegeriſchen Horden durchſtreiftes Land zu tief zu wagen, begnügte er ſich, daſſelbe zu verwüſten, und kehrte zurück. Er ſchiffte ſich mit ſeinem Heere ein und erreichte zwar den Ausfluß der Ems, ward aber durch die Ebbe dem Untergange nahe gebracht, und verdankte ſeine Ret-

tung nur den dort wohnenden Frieſen. Im folgenden Jahr erſchien Druſus an der Lippe, ging über den Fluß, und rückte nach Oſten vor bis an die Weſer zu den Cheruskern. Aber während ſeines Marſches dahin hatten ſich die Sygambern, Uſipeter, Tenkterer und Bructerer in ſeinem Rücken vereinigt, und nöthigten ihn zum Rückzug. Plötzlich ſah er ſich auf demſelben von allen Seiten umringt und angefallen, und eine völlige Vernichtung ſeines Heeres wäre unvermeidlich geweſen, wenn die Deutſchen ihn planmäßiger und übereinſtimmender angegriffen hätten. Die Römiſche Kriegskunſt ſiegte über die rohe Tapferkeit der Barbaren, und die Niederlage der Deutſchen war ſo vollſtändig, daß Druſus, ſtatt ſeinen Rückzug fortzuſetzen, die Römiſche Herrſchaft an der Lippe durch Anlegung der Feſtung Aliſo (bei Lisborn im Münſterſchen) befeſtigte. Nachdem er den Winter über am Rhein geſtanden hatte, erſchien er im folgenden Jahre wieder an der Lippe, ſchlug die Bructerer aufs neue, und wandte ſich gegen die Katten, welche, die Eroberungsplane der Römer ahnend, ihre Feinde geworden waren. Er ſchlug ſie, und im folgenden Jahre beſiegte er ſie und mehrere benachbarte Völker nach ſchweren und blutigen Kämpfen. Durch das Land der Katten fiel er in das Gebiet der Sueven, oder, nach Andern, der Markomannen ein, zog dann gegen die Cherusker, welche er auf der Weſtſeite der Weſer gefunden hatte, und drang, da ſie vor ihm wichen, bis an die Elbe vor, wo, wie man erzählt, die Erſcheinung eines rieſenhaften Weibes ihn zum Rückzug bewog. An den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde ſtarb er zu Mainz im Jahre Roms 745. Nach dieſem für die Deutſchen furchtbaren Römer führte zwei Jahre lang Tiberius das Commando am Rhein, und übte mehr Liſt als Gewalt gegen die Germanen. Er bewog ſie zu Kriegsdienſten im Römiſchen Heere. Auguſts Leibwache ward aus Deutſchen gebildet, und der Cherusker Arminius ſchwang ſich bis zur Würde eines Ritters empor. Von den Jahren 748 bis 755 kommandirten verſchiedene Römiſche Feldherren in dieſen Gegenden, von denen Domitius, des Nero Großvater, bis an die Elbe vorgedrungen ſeyn ſoll. Als im J. 756 Tiberius aufs neue den Oberbefehl bekommen hatte, drang er bis an die Elbe vor, und damals wäre es vielleicht gelungen, Deutſchland zur Römiſchen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbeſonnenheit ſeines Nachfolgers, des Quinctilius Varus, plötzlich alle errungene Vortheile wieder vernichtet hätte. Seine gewaltſamen Maßregeln, die Sitten und Verfaſſungen der Deutſchen umzuändern, bewirkte eine allgemeine Verſchwörung, an deren Spitze der in Rom erzogene Cherusker Arminius (ſ. dieſen Art.) ſtand. Mit ſeinem aus drei vollen Legionen beſtehenden Heere in den Teutoburger Wald gelockt, ward Varus von den erbitterten Deutſchen angefallen und aufgerieben. Wenige Flüchtlinge rettete der bei Cöln mit drei Legionen ſtehende Legat Asprenas. Dieſer im 763 Jahre Roms von den Deutſchen erfochtene Sieg führte den gänzlichen Verluſt aller Römiſchen Beſitzungen jenſeit des Rheins herbei; die von Druſus erbaute Feſte Aliſo wurde zerſtört. Jetzt traten die Cherusker als das Hauptvolk in Deutſchland auf. Erſt vier Jahre nachher zogen die Römer unter Germanicus (ſ. dieſen Art.) wieder gegen die Deutſchen ins Feld, und wie tapfer und kriegserfahren dieſer jugendliche Held auch ſeine Unternehmungen leitete, ſo gelang es ihm doch nicht, die Herrſchaft der Römer zu befeſtigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Deutſchen auf, deren Streifzüge auf ihr Gebiet ſie

leicht verhinderten, und von deren ernſtlichern Angriffen ſie ſich durch die innern Streitigkeiten derſelben geſichert ſahen. Eine wichtige Revolution in Deutſchland hatte dazu den Anlaß gegeben. Marobodnus, ein am Hofe Auguſts erzogener Markomanne, vereinigte durch Güte und Gewalt mehrere Sueviſche Stämme in einen Bund, welcher unter dem Namen des Bundes der Markomannen bekannt iſt. An der Spitze dieſes mächtigen Völkervereins überfiel er das im ſüdlichen Böhmen und heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Bojer, eroberte daſſelbe und ſtiftete hier einen furchtbaren Staat, welcher ſich über die Markomannen, Hermunduren, Quaden, Longobarden und Semnonen ausdehnte, und ein reguläres Kriegsheer von 70,000 Streitern darbot. Auguſt hatte dem Tiberius befohlen, mit zwölf Legionen den Marobodnus anzugreifen und ſeine Macht zu brechen, aber ein allgemeiner Aufſtand der Dalmatiſchen Völkerſchaften nöthigte ihn, einen Frieden zu ſchließen, der ihm keine Vortheile gewährte. Die darauf folgenden Unfälle der Römer in Weſtdeutſchland hinderten auch nachher jeden Verſuch gegen die Markomannen, welche ihrer Seits häufige Streifereien in Süddeutſchland wagten. So gab es jetzt zwei vor den übrigen mächtige Völkerſchaften in Deutſchland, die Markomannen und die Cherusker, welche ſich aber bald unter einander entzweiten, als einer Seits die Longobarden und Semnonen, der Bedrückungen des Marobodnus müde, den Bund deſſelben verließen und zu den Cheruskern übertraten, und anderer Seits Arminius Oheim, Inguiomerus, aus Eiferſucht gegen ſeinen Neffen, zum Marobodnus überging. Nachdem der Krieg zwiſchen beiden Nebenbuhlern nach allen Regeln der Kriegskunſt, welche Arminius und Marobodnus in Roms Schule erlernt hatten, geführt worden war, blieb der Sieg endlich den Cheruskern. Tiberius, ſtatt dem ihn um Beiſtand bittenden Marobodnus zu helfen, ließ ihn vielmehr zwei Jahre darauf von dem Gothen Catualda überfallen, der ihn zwang, ſein Land zu verlaſſen und bei den Römern Zuflucht zu ſuchen. Bald aber erfuhr Catualda das gleiche Schickſal durch die Hermunduren, welche jetzt als Hauptvolk unter den Markomannen auftraten. Die Cherusker verloren mit ihrem großen Feldherrn Arminius ebenfalls ihr Anſehn; durch Zwieſpalt unter ſich ſelbſt geſchwächt, nahmen ſie endlich von Rom einen König, Italicus mit Namen, an, den letzten Sprößling des Arminius. Unter dieſem zerfielen ſie noch mit ihren Bundesgenoſſen, den Longobarden, und ſanken zu einem unbedeutenden Volke, die Südſeite des Harzes bewohnend, herab. Dagegen erhoben ſich im Weſten Deutſchlands die Katten. Während einer Seits die Frieſen ſich wegen des ihnen auferlegten Tributs gegen die Römer empörten, und nur mit Anſtrengung zurückgeſchlagen wurden, griffen am Oberrhein die Katten die ihnen gegenüber gelegenen Röm. Feſtungen an. Galba aber (ſ. d. Art.) demüthigte ſie, und bewog ſie, das Land zwiſchen der Lahn, dem Main und Rhein zu verlaſſen, welches darauf die Römer verdienten Kriegern zutheilten. Achtzehn Jahre darauf (812 der Stadt) geriethen die Hermunduren und Katten in Streit über die Salzquellen der Fränkiſchen Saale. Des Marobodnus und Catualda zahlreiche Begleiter hatten ſich indeß jenſeit der Donau zwiſchen den Flüſſen Gran und Morava angeſiedelt, und dort unter Vannius, den ihnen die Römer zum König gegeben, ein neues Reich begründet, das den benachbarten Völkern durch Bedrückungen läſtig zu werden anfing.

Obgleich Vannius ſich mit den Sarmatiſchen Jazygen verbunden hatte, erlag er doch der vereinten Macht der Hermunduren, Lygier und weſtlichen Quaden (im Jahre Roms 804), und mußte ſich zu den Römern flüchten. An der Spitze des Reichs aber ſtand ſein Schweſterſohn Sido, der, ein Freund der Römer, dem Veſpaſian wichtige Dienſte leiſtete. Im Weſten erſchütterten die Bataver durch einen hartnäckigen Krieg die Macht der Römer, welche nur mit äußerſter Anſtrengung ſich behaupteten. Jetzt aber entzündete ſich ein Krieg, der erſt mit dem Untergange Roms endigte. Die Sueven, von den Lygiern angefallen, baten den Domitian um Beiſtand, welcher ihnen hundert Reiter ſchickte. Eine ſo armſelige Macht beleidigte die Sueven. Sie verbanden ſich mit den Jazygen in Dacien, und bedrohten Pannonien. Domitian ward geſchlagen, Nerva zügelte ſie und Trajan ſchlug ſie aufs Haupt; allein ſeit Antoninus Philoſophus loderte der Krieg in dieſen Gegenden. Auf zwei Seiten beunruhigten die Barbaren unaufhörlich das Röm. Reich; von der einen Seite die durch die Gothen verdrängten kleinen Stämme, welche gezwungen in Dacien einfielen, neue Wohnſitze ſuchend. Man befriedigte ſie, als man ihnen die ſüdlichen Gegenden dazu anwies. Aber wichtiger war der Krieg, welchen von der andern Seite die Markomannen, Hermunduren und Quaden vereint mit aller Kraft gegen Rom führten, und welcher gewöhnlich der Markomanniſche genannt wird. Mark Aurel kämpfte ſein ganzes Leben gegen ſie und Commodus erkaufte durch Geld den Frieden. Indeß verwüſteten die Katten Gallien und Rhätien, und die Cherusker drängten die Longobarden an die Elbe zurück und traten jetzt unter dem Namen Franken auf. Neue Barbaren erſchienen 220 nach Chr. in Dacien, die Viſigothen, Gepiden und Heruler, und bekämpften die Römer. Zu eben der Zeit, unter Caracalla, trat ein neues Volk in Süddeutſchland hervor, die Alemannen, ein Gemiſch iſtävoniſcher Stämme. Gegen ſie erbaute Rom die berühmte Valla Romanorum, deren Ueberreſte von Jarthauſen bis Oehringen noch ſichtbar ſind. Aber die Macht der Römer ſank immer mehr, theils durch den unaufhörlichen Kampf mit den Barbaren, theils durch innere Unruhen verzehrt. Als dreißig Kaiſer das Reich zerrütteten und ſpalteten, drangen die Franken bis Spanien vor, und unter Kaiſer Probus eroberten ſie auch die Bataverinſel. So waren jetzt Franken und Alemannen die mächtigſten Deutſchen Völker. Erſtere verloren unter Julian die Bataverinſel an die Saxen, und letztere wurden von Roms Heeren gedemüthigt. Aber das war Roms letzter Sieg. Mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts ſtrömten Barbaren von allen Seiten auf das Römiſche Kaiſerthum an. Die Vandalen, Sueven und Alanen bemächtigten ſich Galliens und Spaniens; ihnen folgten die Burgundier nach Gallien, die Weſtgothen nach Italien und Spanien; den Burgundiern folgten die Franken, den Weſtgothen die Oſtgothen, und dieſen die Longobarden. So begannen jene Züge zahlloſer Völkerhorden, welche ſich aus dem Norden und Oſten erobernd über Europa ergoſſen. Die Geſchichte bezeichnet ſie mit dem Namen der großen Völkerwanderung, und unter dieſer Rubrik werden wir den hier abgeriſſenen Faden wieder aufnehmen. M.

Germanismus nennt man jede Eigenthümlichkeit der Deutſchen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch ſie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen ſind daher

in jeder fremden Sprache andere, wiewohl es gewiſſe Germanismen gibt, die es für alle, oder doch die meiſten Sprachen ſind, wenn ſie auf Eigenthümlichkeiten beruhen, welche die Deutſche Sprache ausſchließlich hat.

Gerona (Belagerung von). Gerona, an der Küſte von Katalonien, beim Einfluſſe des Onhar in den Ter, welcher wenige Meilen von der Stadt ins mittelländiſche Meer ausſtrömt, iſt in der neueſten Spaniſchen Geſchichte durch eine faſt beiſpielloſe Vertheidigung gegen die Franzöſiſchen Waffen im Jahre 1809 beſonders merkwürdig geworden. Zur Befeſtigung des Orts hat die Natur das meiſte, die Kunſt ungleich weniger gethan; der Boden rund um die Stadt iſt felſicht und von unzähligen Schluchten, Hohlwegen und Vertiefungen durchſchnitten, welches regelmäßige Eröffnungen und Fortführung von Laufgräben und Circumvallationslinien faſt unmöglich macht; überdem erſchwert das Zuſammenſtrömen zweier Flüſſe die gänzliche Einſchließung des Orts. Die Stadt ſelbſt hat ſchlechte Feſtungswerke, wird aber von fünf Forts vertheidigt, unter welchen die Felſenfeſte Montjoui das vorzüglichſte iſt. Minder bedeutend ſind die Forts Connetable, Anna und Calvaria, nebſt den Redouten de Capitolio. Gerona's Bewohner behaupten den allgemeinen Charakter der Katalonier; ſie gelten von Alters her für ein kühnes ſtreitbares Volk, das, einmal exaltirt, für ſeine Vorrechte, Freiheiten und Meinungen, ſein Leben für nichts im erbittertſten, hartnäckigſten und ausdauerndſten Kampfe achtete. Haß gegen den Franzoſen iſt des Kataloniers Erbtheil; er zeigte ſich auch ſchon im Spaniſchen Succeſſionskriege (im Anfange des letztverfloſſenen Jahrhunderts), denn damals hielt feſt und mit unglaublichem Steifſinn Katalonien des Oeſtreichiſchen Carls Partei gegen den Franzöſiſchen Philipp von Anjou. Gerona fiel nach der für Carl unglücklichen Schlacht bei Villa Viciosa, im Februar 1711 von Noailles erobert, in Franzöſiſche Gewalt, und mußte auch im folgenden Jahre eine der ſchrecklichſten Belagerungen aushalten, als Brancas es gegen Stahrembergs Angriffe glücklich vertheidigte. Mit unſäglicher Härte wurden ſeine Bewohner von den Siegern behandelt. Die Tradition erhielt jene Grauſamkeiten in friſchem Andenken, und Gerona war der Brennpunkt der Kataloniſchen Inſurrektion in den Jahren 1808 und 1809. Nachdem Palafox Lazan die Vertheidigung der Feſtung dem tapfern Mariano Alvarez überlaſſen, und Theodor Redings Heer von Gouvion St. Cyr im Hornung 1809 völlig aus dem Felde geſchlagen war, ward Gerona von Gouvion St. Cyr's Corps, wobei auch die Deutſchen Bundestruppen und eine Italieniſche Diviſion unter Pino ſich befanden, eng eingeſchloſſen. Berennt war die Stadt bereits im Mai, eröffnet wurden die Laufgräben in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni. Allein Mariano Alvarez ſchrieb am 16. Juli an die Central-Junta: „Ich habe an der Spitze meiner tapfern Garniſon geſchworen und ich wiederhole mein Gelübde, daß der Feind nicht anders als über meinen Leichnam in die Stadt dringen ſoll. Schon am 2. April verordnete ich die Todesſtrafe für Jeden, der von Uebergabe des Platzes ſprechen würde." Angriff und Vertheidigung waren in gleichem Maße ſchrecklich. Zwei Mal wurde der Montjoui vergeblich geſtürmt, obgleich die Belagerer den zweiten Sturm in drei verſchiedenen Abſätzen wiederholt hatten. Die Elitencompagnien der Weſtphäliſchen Diviſion litten dabei entſetzlich, und

erſt nachdem der Montjoui ein Haufen von Schutt und Steinen geworden, man mit unſäglichen Beſchwerden ſich in dem felſigten Boden à la sappe volante bis zum bedeckten Wege vorgeſchoben und den Halbmond des Angriffspunkts mit Sturm genommen hatte, ward das Fort von der Beſatzung, deren Rückweg in die Stadt die Belagerer nicht zu hindern vermochten, verlaſſen. Die Britten, Herren der See, brachten der tapfern Beſatzung ſo oft ſie konnten Lebens- und Kriegsbedürfniſſe, Inſurgentenhaufen umſchwärmten das Belagerungsheer, erbeuteten oft die Zufuhr, ließen, in unwegſamen Schluchten lauernd, ſelten eine Nacht Ruhe, und jede Entfernung der einzelnen Mannſchaft vom Belagerungsheer (außerhalb der Linien) brachte den Tod. Dennoch riß Mangel ein bei Geronas Beſatzung, und Blake, Cataloniens Oberfeldherr in jener Periode, hatte oft vergeblich Entſatz mit Gewalt verſucht. Endlich bediente er ſich der Liſt, um wenigſtens den Ort zu verproviantiren, und dieſe gelang. Blake griff nämlich am 30. Auguſt das Belagerungsheer in der Richtung von Brunola mit ſolcher Macht an, daß Gouvion St. Cyr bewogen ward, ſich mit allen disponiblen Truppen zu verſtärken, ſelbſt den größten Theil des eigentlichen Belagerungscorps herbeizuziehen, und nur eine geringe Macht zur Deckung der Belagerungsarbeiten zurückzulaſſen. Das eben wars, was Blake beabſichtigte, er hatte 1500 Maulthiere mit Proviſionen aller Art beladen, unter Escorte von 4000 Fußgängern und 500 Reitern gegen die Feſtung auf anderm Wege geſandt. Garcia Conde, welcher dieſen Transport führte, warf das ſchwache Neapolitaniſche Detaſchement in den Belagerungswerken leicht über den Haufen, zerſtörte die Arbeiten, brachte den ſehnlichſt erwarteten Transport in die Feſtung, und befeuerte dadurch den Muth der Beſatzung außerordentlich. Sobald der Zweck erreicht war, zog Blake ſich ſchnell zurück, das Treffen mit dem getäuſchten Gouvion St. Cyr klüglich vermeidend. Mißmuthig verließ dieſer Katalonien, unter dem Vorwand ſeine geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen, und an ſeine Stelle übernahm Augereau den Oberbefehl. Er fand ein Heer, von langen Anſtrengungen ermattet, durch Krankheiten zuſammengeſchmolzen, und ſelbſt an den unentbehrlichſten Bedürfniſſen Mangel leidend, in dem verödeten Lande. Er ſorgte ſchnell für Erquickung, ließ die Belagerung eifrigſt fortſetzen, und Blaken, der auf den Höhen von St. Colonna und St. Itazia im feſten Lager ſtand, durch den Unterfeldherrn Souham am 1. November deſſelben Jahres zurücktreiben. Dennoch ſetzte Blake ſich wieder bei Hoſtalrich, ſüdlich von Gerona am Meere, häufte dort mit Hilfe der Engländer Vorräthe, und machte neue Anſtalten, der belagerten Stadt zu Hilfe zu kommen. Aber Verdier und Pino marſchirten gegen ihn, warfen ſeine Schaaren, drangen ſtürmend in Hoſtalrich und zerſtörten die Magazine, obgleich ſie das ſtarke Fort bei der Stadt nicht zu nehmen vermochten. Geronas Beſatzung ſah nun zwar, daß nahe Hülfe von den befreundeten Scharen nicht zu erwarten ſey, denn ſelbſt die Engländer waren von der Küſte am Ausfluſſe des Ter vertrieben; dennoch blieb ihr, durch den tapfern Commandanten und den eignen Fanatism befeuert, des Widerſtandes entſchloſſener Muth. Wüthender wurden die Angriffe der Belagerer in eben dem Maße, als ſie die Feſtung ſich ſelbſt überlaſſen erblickten. Der General Mazuchelli nahm am 2. Decbr. mit ſeiner Italieniſchen Brigade ſtürmend die Marien-Vorſtadt, nur einen halben Flintenſchuß von der Stadt entfernt; in der Nacht vom 6. auf den 7. Dec.

erſtürmte Pino die Redoute, welche die Verbindung der Stadt mit den Forts beherrſchte, und die Weſtphäliſche Diviſion behauptete die mit Sturm genommene Vorſtadt Gironelle. Alvarez verſuchte nun am 7. Decbr. den letzten Kampf. Er ließ in der Nacht einen ſtarken Ausfall in allen Forts vorbereiten, und that ſolchen, als es Tag ward, mit ſo vielem Nachdruck, daß wirklich das Unternehmen, die verlornen Poſten wieder zu nehmen, dem glücklichſten Erfolge nahe war, als General Amely, der mit ſeiner Brigade unterhalb Montjoui ſtand, im entſcheidenden Augenblick herbeieilte, den Spaniern in die Flanke fiel und ſie dadurch zum ſchnellen Rückzuge nöthigte. In dem allgemeinen Getümmel wurden noch von den Belagerern die Calvarien- und Kapitols-Redoute genommen, und nun war Gerona völlig preis gegeben. Vertheidigung hinter bloßen Trümmern und Schutthaufen wäre Raſerei geweſen, der Beſatzung Muth war gebrochen, und Alvarez verlangte zu kapituliren. Am 10 Decbr. wurden die Kapitulationsbedingungen von beiden Theilen unterzeichnet. Die Beſatzung zog mit Kriegsehren aus und wurde nach Frankreich geführt. Die Einwohner der Stadt ſollten verſchont, die katholiſche Religion geehrt, die Magazine einem Franzöſiſchen Commiſſair treulich angezeigt und ausgeliefert werden. Dennoch verfuhren die Sieger mit Strenge gegen die aufhetzenden Mönche, zwei wurden gehenkt und die andern mit Spott überladen und abgeführt. Dagegen richtete man auch ſtreng über die Soldaten des ſiegenden Heers, die ſich verbotene Plünderung erlaubten. Augereau hielt am 11. Dec. ſeinen feierlichen Einzug. Des Siegers Beute waren 5000 Gefangene, 200 Kanonen und 8 Fahnen. zz.

Geronten (die Alten) waren obrigkeitliche Perſonen in Sparta, welche nebſt den Ephoren und Königen die höchſte Gewalt im Staate hatten. Sie konnten vor dem 60. Jahre nicht zu dieſer Würde gelangen, und ohne die wichtigſten Urſachen nicht abgeſetzt werden. Ihre Zahl betrug 28, nach Andern 32. — Gerontocomium, ein Verſorgungshaus für alte Leute.

Gerſtenberg (Heinrich Wilhelm von), hat einſt nicht bloß als Lieblingsdichter der Nation, ſondern auch als Kritiker eine bedeutende Rolle in der gelehrten Welt geſpielt, und auf den Literaturzuſtand ſeines Zeitalters kräftig eingewirkt. Er iſt am 3. Januar 1737 zu Tondern in Schleswig geboren. Nachdem er in Altona bis ins 18te Jahr auf Schulen geweſen und in Jena ſtudirt hatte, fand er ſich bald nach ſeiner Rückkehr veranlaßt, in die Kriegsdienſte ſeines Vaterlandes zu treten, ſtieg in dem unblutigen Feldzuge gegen die Ruſſen unter dem Grafen von St. Germain bis zum Rittmeiſter, ging aber, als er nach Friedrichs V. Tode 1766 die Ausſichten auf dieſer Laufbahn verlor, in den Civilſtand über. Der Staatsminiſter, Graf Hartwig von Bernſtorf, nahm ihn 1768 als Mitglied der wöchentlichen Kanzleiſeſſionen in die Deutſche Kanzlei hinüber. Gerſtenberg durchwanderte verſchiedene Civildepartements, wurde 1775 als Reſident ſeines Vaterlandes bei der freien Reichsſtadt Lübeck angeſtellt, begab ſich 1783 nach Eutin zu ſeinem Freunde Voß, und lebt ſeit 1785 als Mitdirektor des Lottojuſtizweſens in Altona. Sein erſtes ſchriftſtelleriſches Produkt war **Turnus**, ein Trauerſpiel, welchem er die Bekanntſchaft und Freundſchaft mit Weiße, dem er es geſchickt hatte und der ihm daſſelbe mit einer ſehr günſtigen Beurtheilung zurückſchickte, verdankte. Gerſtenberg beſchäftigte ſich inzwiſchen ſchon mit den **Tändeleien**, und legte den Turnus bei Seite, ohne ihn

jemals drucken zu laſſen. Die Tändeleien hingegen beförderte Weiße zum Druck. Dieſe lieblichen Scherze fanden allgemeinen Beifall, und gewannen ſelbſt Leſſingen eine günſtige Kritik ab. Hierauf erſchienen ſeine ſchon früher verfertigten proſaiſchen Gedichte, woraus ſpäterhin ſeine Dithyramben entſtanden. Als Militair ſchrieb er die Kriegslieder eines Däniſchen Grenadiers und ſein Handbuch für Reiter (unter dem Namen Ohle Madſen). Als er nach dem Kriege nach Kopenhagen kam, lernte er daſelbſt J. A. Cramer, Reſewitz, H. Schlegel, Klopſtock, Sturz, Baſedow u. A. kennen. Im vertrauten Umgang mit ſolchen Männern, reich an Jugend und Liebe, ſang Gerſtenberg ſeine Ariadne auf Naxos, ſein Gedicht eines Skalden und mehrere kleine Lieder. Zugleich gab er den Hypochondriſten, ein beliebtes Holſteiniſches Wochenblatt, und in den Jahren 1766 und 1767 Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur heraus. In dieſelbe Zeit fällt auch ſein Trauerſpiel, die Braut, nach Beaumont und Fletcher, und ſein berühmter Ugolino, der ſelbſt auf der Bühne Glück machte. Seiner Muße in Eutin verdankt das Publikum die Minona, ſeine jüngſte dramatiſche Arbeit, und 1795 erſchien noch ſeine Theorie der Kategorien. So lebt dieſer würdige Veteran im Kreiſe einer glücklichen Familie in ſtiller Zufriedenheit. Seine erſte Gattin verlor er 1783; im J. 1796 verheirathete er ſich zum zweiten Male mit einer Engländerin. Noch im J. 1808 konnte ſich Jacobi die Freude machen, ihn mit dem Diplom eines auswärtigen ordentlichen Mitgliedes der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften zu überraſchen. Bisher exiſtirte keine rechtmäßige Sammlung ſeiner ſämmtlichen Schriften; erſt im vorigen Jahre ward eine angekündigt, die nun hoffentlich, da die Zeit nicht mehr hindert, bald erſcheinen wird.

Geruch nennen wir denjenigen Sinn, mittelſt deſſen wir die feinen Ausflüſſe der Körper (Düfte) empfinden. Die Schleimhaut im Innern der Naſe iſt das eigentliche Organ dieſes Sinnes. Hiemit ſteht der Geruchsnerve in Verbindung, welcher ſich in mehrere Fäden durch die Siebplatte in die Naſe herabſenkt und ſich inſonderheit auf der Scheidewand derſelben verbreitet. Hier liegen jene Nervenzweige faſt nackt da. Weil ſie durch das Austrocknen zur Verrichtung ihrer Dienſte unbrauchbar werden würden, ſo wird ihnen durch eigene Kanäle ein Schleim zugeleitet, der ſie ſtets feucht erhält. Mit der Luft, die durch die Naſe eingezogen wird, ſtrömen zugleich die Ausflüſſe oder riechbaren Theile der Körper herbei, berühren im Innern der Naſe die nackten Nerven, und dieſe pflanzen die empfangenen Eindrücke auf das Gehirn fort, wo ſie auf eine unerklärliche Weiſe zur Empfindung werden. Das Wort Geruch bezeichnet aber auch jene riechbaren feinen Ausflüſſe der Körper ſelbſt, welche von unglaublicher Feinheit ſind. Parfümirte man z. B. — was uns die tägliche Erfahrung als möglich zeigt — mit den Ausflüſſen einer Kubiklinie Lavendelöl ein Zimmer von 18 Fuß Länge, eben ſo viel Breite und 10 Fuß Höhe, alſo von 3240 Kubikfuß, d. i. von 466,560 Kubiklinien Inhalt, und nähme dabei an, daß in einer Kubiklinie Raum nur 4 riechbare Theilchen ſchwebten, ſo würde ſich eine Kubiklinie des Oels in 1,866,240 riechbare Theilchen trennen. Läßt man ein Stück Ambra, welches 100 Gran wiegt, auf einer Wage, die der kleinſte Theil eines Grans merklich bewegt, in einem Zimmer frei liegen, ſo wird daſſelbe, ungeachtet beſtändig friſche Luft von außen zuſtrömt, mit den riechbaren Ausflüſſen angefüllt, und dennoch bemerkt man nach 3½

Tagen noch nicht den mindeſten Verluſt an dem Ambra, woraus man auf die Feinheit ſeiner Ausflüſſe ſchließen kann.

Geryon oder Geryones, Chryſaors und der Kallirrhoe Sohn, ein dreiköpfiger Rieſe, der nach Einigen in Spanien, nach Andern auf den Baleariſchen Inſeln, nach noch Andern aber auf der fernen Inſel Erythia herrſchte, wo er zahlreiche und ſchöne Heerden beſaß, die er von dem zweiköpfigen Hunde Orthrus und dem Rieſen Eurytion hüten ließ. Die geprieſene Schönheit dieſer Heerden war durch den Ruf in Griechenland bekannt geworden, und Euryſtheus befahl dem Herkules, ſie hinwegzuführen und nach Mykene zu bringen. Dieſer unternahm den weiten Zug, erſchlug den Orthrus ſammt dem Eurytion, und trieb die Rinder fort. Geryon, durch Plutons Hirten Menötius von dem Vorfalle benachrichtigt, traf ihn beim Fluſſe Anthemus, und begann einen heftigen Kampf mit ihm, in welchem Juno ſelbſt ihm zu Hülfe eilte. Dennoch ſiegte Herkules, verwundete die Göttin in die Bruſt, und befreite die Erde von dem furchtbaren Geryon, indem er ihn erlegte.

Ges bezeichnet die ſiebente Stufe der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter, wenn ſie zu Es die kleine Terz macht.

Geſammte Hand, die Mitbelehnſchaft, da Mehrere zugleich mit einerlei Grundſtück belehnt werden. Geſammt-Stimme, eine Stimme, an welcher Mehrere gemeinſchaftlich Antheil haben. So hatten z. B. die ſämmtlichen zu Einer Bank gehörigen Reichsgrafen auf den Reichs- und Kreistagen nur Eine Geſammtſtimme.

Geſandten. Geſandtſchaftsrecht. Ein Geſandter iſt eine öffentliche Perſon, von einem Fürſten oder ſonſtigen Staatsoberhaupt mit Vollmacht und Inſtruktion verſehen, um des Staates Angelegenheiten bei auswärtigen Mächten zu betreiben. Solche, die bloß wegen Privatangelegenheiten eines Fürſten abgeſendet ſind, heißen gewöhnlich Agenten, und führen bisweilen den Titel der Reſidenten, Legationsräthe u. a., haben aber mit den Geſandten nichts gemein. Unter dieſen iſt jedoch ſelbſt ein nicht geringer Unterſchied; es gibt Geſandten der erſten, zweiten und dritten Klaſſe. Die Geſandten der erſten Klaſſe repräſentiren ihren Souverain nicht nur in den ihnen aufgetragenen Geſchäften, ſondern auch in ſeiner Perſon ſo, daß ſie auf die Vorzüge Anſpruch machen können, die er bei eigner Anweſenheit genießen würde. In dieſe Klaſſe gehören die Großbotſchafter oder Ambaſſadeurs, und ehedem die Kardinäle, wenn ſie als legati a latere abgeſendet wurden, ſo wie die päpſtlichen Nuntien und der Venezianiſche Bailo zu Conſtantinopel. Die Geſandten des zweiten Ranges repräſentiren ihr Staatsoberhaupt nur in Geſchäften. Zu ihnen gehören die Envoyés, die bevollmächtigten Miniſter (ministres plenipotentiaires) und ehedem die kaiſerlichen und päpſtlichen Internuntien. Zu den Geſandten des dritten Ranges, gegen welche die Höfe nicht daſſelbe Ceremoniel beobachten, wie gegen die vorigen, gehören die Miniſter, Ministtes residens, Reſidenten und Ministres chargés d'affaires. Die bloßen Geſchäftsträger, chargés d'affaires, haben nicht den Charakter als Miniſter. Nach dem Range des Geſandten iſt auch ſein Gefolge verſchieden, zu welchem bei einem Geſandten des erſten Ranges gehört: mehrere Geſandtſchafts-Cavaliere und Edelknaben, mehrere Geſandtſchafts-Sekretaire (Secretaires d'ambassade), Kanzelliſten, Schreiber, Dolmetſcher (Secretaire interprète, bei der Pforte Trucheman, Dragoman), Geſandtſchafts-Prediger (aumônier), Hausofficianten, Livreebediente u. ſ. w.

Bei Geſandten des zweiten Ranges ſind ſelten Geſandtſchafts-Cavaliere oder mehr als ein Legations-Secretair (Secr. de la legation), und noch weniger zahlreich iſt das Gefolge bei einem Geſandten des dritten Ranges. Jeder Geſandte muß, um als ſolcher anerkannt zu werden, dem Hofe, an den er geſandt iſt, ein Beglaubigungs-ſchreiben, Creditiv (lettre de creance) von ſeinem Souverain überreichen, wovon er eine offene, beglaubigte Copie zum Vorzeigen beim Staatsſecretair erhält, und eine Vollmacht, aus welcher erhellt, wie viel Gewalt ihm ertheilt ſey. Für ſich erhält er eine Inſtruktion, worin ihm ſein Verhalten gegen den Hof und die da anweſenden Geſandten, ſo wie der Wille ſeines Hofs in Anſehung ſeines Geſchäfts angedeutet iſt; das Weitere wird ihm, wenn nicht eine neue Inſtruktion nöthig iſt, durch Depeſchen ſeines Hofes bekannt gemacht. Iſt er am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt, ſo überreicht er dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſein Beglaubigungsſchreiben und bittet um Audienz. Dieſe iſt bei Geſandten des erſten Ranges eine öffentliche, bei den andern eine Privat-Audienz, nach welcher er bei den übrigen Geſandten förmliche Beſuche abſtattet, um von ihnen als Geſandter anerkannt zu werden. Seit dem Weſtphäliſchen Frieden erhalten alle Geſandten des erſten Ranges den Titel Excellenz, denen des übrigen Ranges wird er nur bisweilen aus Politik oder Höflichkeit gegeben. Von dem Augenblick an, wo ein Geſandter das Landesgebiet des Souverains, an den er geſendet iſt, betritt, wird ſeine Perſon für heilig und unverletzlich gehalten, und er genießt in dem Staate, worin er ſich aufhält, bedeutende Vorrechte. Zu dieſen gehört vor allen andern die Exterritorialität, d. h. er wird nicht als ein Inländer betrachtet, ſondern ſeine Perſon, ſein Gefolge, ſein Hotel, ſeine Wägen werden ſo beurtheilt, als ob er den Staat, der ihn geſendet, nicht verlaſſen habe, und außerhalb des Gebiets lebe, worin er reſidirt. Daraus folgt denn eine perſönliche Befreiung des Geſandten von der Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit, eine gleiche für ſein Gefolg, und Befreiung der Güter, die ihm als Geſandten zuſtehen, von der Gerichtsbarkeit. In ſein Hotel dürfen demnach gemeine Poilcei-, Zoll- und andere Staatsbedienten nicht eindringen, und hier Durchſuchungen anſtellen, wie im Hauſe eines Privatmanns. Ob er aber ſein Hotel zum Zufluchtsorte für Verbrecher machen, und der Obrigkeit des Staats die Auslieferung derſelben verweigern dürfe, iſt ein eben ſo bedenklicher als zweifelhafter Fall; (ſ. Freiſtatt). Ein eben ſolcher Fall iſt die ſogenannte Quartierfreiheit der Geſandten, kraft deren ſie an einigen Orten das ganze Quartier der Stadt, worin ſich ihr Hotel befindet, durch Aufhängung der Wappen ihres Souverains von der Gerichtsbarkeit des Landes ausnehmen wollten. Jetzt iſt dieſer Mißbrauch abgeſchafft. Zu den Befreiungen eines Geſandten und ſeines Gefolgs gehören Zoll- und Accisfreiheit für alle geſandtſchaftlichen Güter, wobei jedoch wegen erfolgten Mißbrauchs manche Beſchränkungen Statt gefunden haben. Von Wegegeldern, Brückengeldern, Briefporto ſind ſie nicht frei. Als ein beſonderes Vorrecht der Geſandten muß man noch ihren Hausgottesdienſt betrachten, in Ländern, wo ihre Religion nicht geübt wird. In Verhandlungen treten ſie bisweilen unmittelbar mit dem Souverain ſelbſt, und machen ihm mündlich in Privataudienzen, oder ſchriftlich durch Ueberreichung von Memorialen, Vorträge, gewöhnlich aber treten ſie mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Conferenz. Alles dieß dauert bis zur Been-

digung der Geſandtſchaft, welche auf verſchiedene Weiſe herbeigeführt werden kann, durch Erlöſchung der Creditive, durch Zurückberufung (Rappel), durch freiwillige oder gezwungene Abreiſe, und durch den Tod des Geſandten. Die Zurückberufung erfolgt, wenn entweder der Zweck der Sendung erreicht oder vereitelt iſt, oder wegen entſtandener Mißverſtändniſſe, bisweilen auch aus Privaturſachen. Freiwillig verläßt öfters ein Geſandter einen Hof ohne Rappel, wenn er Beſchwerde über völkerrechtswidrige Verletzung ſeiner Perſon führen zu können glaubt; es gibt aber auch Fälle, wo ein Geſandter gezwungen wird, einen Staat zu verlaſſen, was man Ausſchaffung deſſelben nennt. Sonſt wird die Geſandtſchaft von dem Augenblick an für beendigt angeſehen, wo der Geſandte entweder ſein Rappelſchreiben übergeben, oder Päſſe zu ſeiner Abreiſe erhalten hat. Sind ihm dieſe ausgefertigt, ſo muß er den Staat verlaſſen, ſeine Perſon aber bleibt, ſelbſt im Falle des Kriegs, unverletzlich, und er kann ungehindert das Land verlaſſen. Nur die Ottomanniſche Pforte macht hierin eine rohe Ausnahme, indem ſie Geſandte von Staaten, mit denen ſie in Mißhelligkeit gerathen iſt, in die ſieben Thürme wirft. Gleicher Unverletzlichkeit erfreuen ſich in den übrigen Europäiſchen Staaten, jedoch nur in Friedenszeiten, die Couriere oder Eilboten, wie auch ſolche Perſonen, die, ohne einen eigentlichen geſandtſchaftlichen Charakter, bisweilen als Vertraute zu Betreibung geheimer, wichtiger und eiliger Geſchäfte abgeſendet werden. Nur fällt bei ſolchen das geſandtſchaftliche Ceremoniel weg, und in Beziehung auf andere Staatsbürger werden ſie als bloße Privatperſonen betrachtet. Alle dieſe Verhältniſſe unter den Europäiſchen Mächten haben ſich natürlich erſt ausgebildet, ſeitdem es ſtehende Geſandtſchaften gibt, das heißt, ſeit der Zeit des Weſtphäliſchen Friedens. Für Politik, Völkerrecht und Culturgeſchichte würde eine Geſchichte des Geſandtſchaftweſens ſeit dieſer Zeit ein ſehr wichtiges Werk ſeyn, an dem es bis jetzt noch mangelt. Flaſſan liefert dazu treffliche Beiträge. dd.

Geſang, iſt Vortrag einer Rede in abgemeſſenen, und ihrer Höhe nach beſtimmten, Tönen, mittelſt eines beſondern Gebrauchs unſrer Stimme. Warum dieſe Töne abgemeſſen und ihrer Höhe nach beſtimmt ſeyen, wird der Artikel Muſik zeigen. Fragen wir hier bloß: wie kam der Menſch darauf zum Vortrag einer Rede ſich dieſer beſondern Modification ſeiner Stimme zu bedienen? Da er es im gewöhnlichen Leben, im alltäglichen Verkehr nicht thut; ſo läßt ſich daraus auf eine beſondere Stimmung ſchließen, die ſo etwas veranlaßt. Und ſo iſt es. Wenn der Menſch ſingt; ſo will er muſikaliſch den Ausdruck eines inneren Gefühls darſtellen. Geſang iſt alſo muſikaliſche Sprache des Gefühls. Bei dieſer hat man zwei Punkte wohl zu unterſcheiden, den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht ſich auf die unmittelbare Darſtellung innerer Zuſtände, dieſer auf die Stimme. Der Geſang vereinigt demnach aufs innigſte die lyriſche Poeſie und die Muſik. Dieſelbe Urſache alſo, welche zur lyriſchen Poeſie und zur muſikaliſchen Darſtellung begeiſtert, wird auch veranlaſſen, daß ſich die Stimme des Menſchen in Geſang ergießt, auf den Wellen der Melodie hinſchwebt und nach Harmonie ſtrebt. (S. Lyriſch und Muſik). Man unterſcheidet den natürlichen und künſtlichen Geſang. Jener bezeichnet einen muſikaliſchen Stimmenvortrag ohne Kunſtübung, dieſer iſt ausgebildet durch die Kunſt, der Sänger übt ihn nach Anleitung der Tonſchrift. Zum künſtlichen Geſange wird erfodert 1) eine ſchöne und biegſame Stimme von anſehnlichem

Umfang, 2) Fertigkeit, die Tonſchrift richtig zu leſen und die Töne nach derſelben rein zu intoniren, 3) deutliche Ausſprache der Sylben und Wörter, und 4) Angemeſſenheit des Vortrags zum Inhalt, der Punkt, wobei der Sänger ſeinen Geſchmack und ſein Gefühl allein bewähren kann. Nur wo dieſe Angemeſſenheit ſich findet, ſagt man, der Sänger habe mit Gefühl, mit Ausdruck geſungen. dd.

Geſangſchulen oder Singeſchulen der Meiſterſänger waren Conſervatorien der Metrik und der Melodieen im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert. Als der freie Minnegeſang des Deutſchen Adels verhallt war, und die Poeſie nur noch von Bürgern, die zugleich als Handwerker ſich nähren mußten, und zwar ziemlich handwerksmäßig, ohne Ahnung ihres wahren Weſens, betrieben ward, legten dieſe, bei denen man freilich mehr den guten Willen und das emſige Streben, als die That, anſehen muß, Schulen der Metrik, der Reimkunſt und des muſikaliſchen Recitirens an, wie dieß z. B. in Augsburg, Mainz, Nürnberg und Ulm geſchah. Die Norm des Verſificirens war eine, aus 32 vor dem Verſingen warnenden Geſetzen beſtehende, ſogenannte Tabulatur, die auch gewiß, als Hüterin der Sprachrichtigkeit, ſo wie überhaupt jene Anſtalt um den Kirchengeſang, ihr Verdienſt gehabt hat. Wer dieſe Tabulatur inne hatte, ward aus einem Schüler ein Schulfreund; wer einige Weiſen ſingen konnte, hieß nur ein Singer; Dichter hingegen, wenn er ſich die gangbaren Metra und Melodien ſo zu eigen gemacht hatte, daß er ſie nachahmen konnte; Meiſter endlich, wenn er ſelbſt neue aufzubringen vermochte. Dieſe Geſangsweiſen bekamen dann ihre Namen von ihren Erfindern. So hatten ſie z. B. Heinrich Frauenlobs blühenden, goldnen und überzarten Ton, Menzens Freudenweiſe, Vogels Lilienweiſe und Rebenweiſe, Nachtigals ſanften Ton, Maienſcheins langen Ton u. ſ. w. Die Nürnbergiſche Meiſterſängerzunft hatte an Sonn- und Feſttagen nach der Nachmittagspredigt in der dortigen Katharinenkirche ihre regelmäßigen Zuſammenkünfte. Sollte Singſchule gehalten werden, ſo übernahmen vier, als Merker oder Vorſteher, die Inſpection, und ſaßen deshalb auf einem mit Vorhängen umzogenen Gerüſte, das Gewerke genannt; der Singende aber ſaß auf einem Singſtuhle, der einer Kanzel glich. Einer der Merker gab nun Acht, ob auch der Geſang recht bibliſch ſey, ein anderer wachte über die Reime, ein dritter über die gehörige Haltung der Melodie. Den Anfang machte ein Freiſingen, wobei jeder ſich hören laſſen konnte, dann ward von den Meiſtern ein neues Lied angeſtimmt, ſo daß Einer vorſang und die Andern mit einſtimmten: endlich begann das Hauptſingen. Einzelne ſangen Lieder, deren Stoff aus der Bibel genommen war, bei allgemeiner Stille, worauf nach der Prüfung der Preis, genannt die Zierde des Geſanges, ausgetheilt ward. Der erſte Preis war eine Medaille, worauf David als Harfner ausgeprägt war, der zweite ein Kranz von ſeidnen Blüten. Im dritten Bande von Gräters Bragur findet man eine ſolche Singſchule, nebſt einer Sitzung der Meiſterſänger, nach einem Gemälde eines alten Deutſchen Malers, Franz Hein, vom Jahre 1521, abgebildet. Uebrigens vergl. den Art. Meiſterſänger. F.

Geſchäftsſtyl. Unter Geſchäften verſtehen wir alle diejenigen Aeußerungen unſrer Thätigkeit, die aus unſern Verhältniſſen hervorgehen, inwiefern wir Bürger des Staates und Mitglieder eines gewiſſen Standes in demſelben ſind. Dieſe Geſchäfte ſind aber

ſo verſchiedenartig, als die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens ſelbſt verſchiedenartig ſind. Der Geſchäftsſtyl umſchließt daher diejenigen ſtyliſtiſchen Formen, welche den gegenſeitigen Verhältniſſen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens angemeſſen ſind, und ſeine Unterabtheilungen müſſen den ganzen Kreis dieſer Verhältniſſe und Beziehungen erſchöpfen. Im Allgemeinen zerfällt der Geſchäftsſtyl in den Styl für die öffentlichen Geſchäfte (der höhere Geſchäftsſtyl) und in den Styl für die Privatgeſchäfte (der niedere Geſchäftsſtyl). A) Der höhere Geſchäftsſtyl, welchen man auch den Curial- oder Kanzleiſtyl nennt, wird eingetheilt in den Hofſtyl und in den Gerichtsſtyl. Der Hofſtyl enthält den Ausdruck und die Bezeichnung derjenigen Verhältniſſe, in welchen der Staat, als eine moraliſche Perſon, theils gegen andere Staaten, theils gegen ſeine eigenen Bürger ſteht. Er betrifft alſo die ausländiſchen und die inländiſchen Angelegenheiten. Zu den Schriften, welche an andere Staaten gerichtet werden, gehören aber ſowohl die öffentlichen Verhandlungen und gegenſeitigen Bekanntmachungen (Verträge, Vergleiche, Bündniſſe, Manifeſte, Kriegserklärungen, Friedensſchlüſſe u. ſ. w.), als auch die geheimen Negotiationen, welche ein Hof dem andern, oder den Geſandten auswärtiger Höfe über Angelegenheiten mittheilt, die nicht zur Publicität gelangen ſollen. Der Hofſtyl für die innern Staatsangelegenheiten faßt in ſich theils die Verhandlungen der Regirung mit allen Bürgern ihres eigenen Staates zur Begründung und Sicherſtellung der Rechte derſelben (Wahlcapitulationen, Landtagsordnungen, Receſſe, Vergleiche mit einzelnen Ständen, Mandate zur Feſtſetzung von Steuern und Abgaben, Reſcripte, Beſtallungen, Decrete, Privilegien u. ſ. w.), theils die Verhandlungen der Bürger eines Staates mit der Regirung (Bittſchriften, Geſuche, Memoriale, Berichte, Klagen, Anhaltungsſchreiben u. ſ. w.) Im Gegenſatze des Hofſtyls enthält der Gerichtsſtyl die Bezeichnung und Form der rechtlichen Verhältniſſe der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter ſich ſelbſt unter der Garantie und im Namen der Regirung. Durch den Gerichtsſtyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander beſtimmt, und die ſtreitigen Rechte gegen einander entſchieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Juſtiz und Polizei (Citationen, Protocolle, Relationen, Klagſchriften, Proteſtationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Atteſtate, Conſenſe, Contracte, Steckbriefe, Kundſchaften, Geburtsbriefe, Teſtimonia, Vollmachten, Teſtamente, Trauſcheine, Todtenſcheine u. ſ. w.) B) Im Gegenſatze gegen den höhern Geſchäftsſtyl enthält der niedere oder der Styl für die Privatgeſchäfte den Ausdruck aller derjenigen rechtlichen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwiſchenkunft der Obrigkeit, zwiſchen den Staatsbürgern, als ſolchen, ſelbſt verhandelt werden können. Dahin gehören Obligationen, Quittungen, Zeugniſſe, Reverſe, Vollmachten, Abſchiede, Miethverträge, Annoncen, Avertiſſements u. ſ. w., ſo wie der Geſchäftsbrief, der mit dem eigentlichen Briefe bloß die zufälligen äußern Merkmale gemein hat, übrigens aber ganz nach den Regeln des Geſchäftsſtyls entworfen wird. Unbeſchadet des Eigenthümlichen im Geſchäftsſtyle könnte doch die veraltete Form deſſelben größtentheils verjüngt, und die Dunkelheit und Schwerfälligkeit in demſelben vermieden werden. Warum ſollte eine edle und

kräftige Diction der Würde, mit welcher ſich die Regirungen und Höfe gegenſeitig behandeln müſſen, widerſtreiten? warum ſollte der Staat mit ſeinen eigenen Bürgern nicht deutlich, kurz, bündig und wohlwollend, ohne Einmiſchung von Terminologieen und ſchwerfälligen Verbrämungen reden können? Freilich wird die ſogenannte Courtoiſie im Geſchäftsſtyle nie völlig vermieden werden dürfen. Sie iſt eine Eigenthümlichkeit deſſelben und beſteht in dem beſtimmten Feſthalten der, durch gewiſſe willkührlich angenommene Ausdrücke und Formeln, feſtgeſetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenſeitigen Verhältniſſe der verſchiedenen Staatsmitglieder gegen ſich ſelbſt, gegen das Staatsoberhaupt und deſſen Diener, ſo wie der letztern gegen die verſchiedenen Claſſen der Staatskörper, ohne weder aus Unwiſſenheit, noch aus Abſicht gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältniſſen recipirten Formen der Convenienz zu verſtoßen. Die Courtoiſie zeigt ſich aber nicht bloß in dem Gebrauche der herkömmlichen bürgerlichen Titel, ſondern auch theils in gewiſſen hergebrachten Wendungen des Ausdrucks im Contexte, ſowohl bei der Einleitung, als bei den Uebergängen und dem Schluſſe; theils in der äußern Form der Geſchäftsaufſätze, in Hinſicht auf Format, Feinheit des Papiers, Unterzeichnung, Aufſchrift u. ſ. w. Die beſten neuern Schriften, welche den Geſchäftsſtyl behandelt haben, ſind: Biſchoffs Handbuch der Deutſchen Kanzleipraxis für angehende Staatsbeamte und Geſchäftsmänner (Helmſtädt, 1793), von welchem aber bloß der erſte Theil und das erſte Buch des zweiten Theils erſchienen ſind; von Sonnenfels über den Geſchäftsſtyl, vierte Auflage, (Wien, 1802), und Rambachs theoretiſch-practiſche Anleitung zum Geſchäftsſtyle (Berlin, 1799). Q.

Geſchenkte Handwerke, ſind ſolche, deren Geſellen auf der Wanderſchaft von ihren Zunftgenoſſen ein Geſchenk erhalten müſſen.

Geſchichte. Die Geſchichte enthält die wiſſenſchaftliche Darſtellung des ganzen Kreiſes der äußern Erfahrung, welcher die Gegenwart und Vergangenheit, d. i. alle Erſcheinungen neben einander im Raume und alle Veränderungen nach einander in der Zeit umſchließt. Die Darſtellung der Gegenwart heißt Beſchreibung, die Darſtellung der Vergangenheit Erzählung. Die Beſchreibung ſtellt die Erſcheinungen und Veränderungen im Raume, die Erzählung die Facta der Vergangenheit nach der Zeitfolge dar. Nach dieſer allgemeinen Bezeichnung enthält der beſchreibende hiſtoriſche Styl in ſich die Naturbeſchreibung (nicht Naturgeſchichte) und die Geographie; der erzählende hiſtoriſche Styl aber die Naturgeſchichte und die Menſchengeſchichte. Zur Naturgeſchichte gehören die Geſchichte des Continents, die Geſchichte des Meeres, die Geſchichte der Thierarten und die Geſchichte der Menſchenſpecies, nach den Verſchiedenheiten und Veränderungen des phyſiſchen Organismus; die Menſchengeſchichte hingegen begreift alle Veränderungen und Thatſachen in ſich, welche eine unmittelbare Wirkung der Freiheit ſind. Sie iſt in dieſer Hinſicht entweder Geſchichte der Individuen, oder Specialgeſchichte (einzelner Geſchlechter, Geſellſchaften, Corporationen, Völker, Reiche und Staaten), oder Univerſalgeſchichte (Geſchichte der Allheit des menſchlichen Geſchlechts). Verſucht man die Geſchichte nach Zeitabſchnitten einzutheilen, ſo ergeben ſich vier Hauptabſchnitte derſelben: die alte, die mittlere, die neue

und die neueſte Geſchichte. Die alte Geſchichte beginnt mit der Entſtehung des menſchlichen Geſchlechts auf dem Erdboden, oder, wenn von der durch Kritik und Urkunden beglaubigten Geſchichte ausgegangen werden ſoll, mit der Bildung der erſten Reiche und Staaten, und reicht bis zum Untergange des Römiſchen Weſtreichs (bis 476 nach Chr.). Die mittlere Geſchichte geht von der Zerſtörung dieſes Reiches bis zur Entdeckung von Amerika (von 476 — 1492 nach Chr.). Die neuere Geſchichte umſchließt die drei letztern Jahrhunderte, von der Entdeckung Amerika's bis zur Franzöſiſchen Revolution (von 1492 — 1789), und die neueſte den Zeitraum der Umbildung Europa's ſeit der Franzöſiſchen Revolution bis auf unſere Tage. Will man aber die Menge der einzelnen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ſyſtematiſch ordnen, und ihr gegenſeitiges Verhältniß mit Sicherheit beſtimmen; ſo muß man dieſelben in hiſtoriſche Grundwiſſenſchaften, in vorbereitende, in abgeleitete und in Hilfswiſſenſchaften eintheilen. Nach dieſem Eintheilungsprincip erſcheinen bloß Univerſalgeſchichte und Statiſtik als hiſtoriſche Grundwiſſenſchaften; denn durch dieſe beiden Diſciplinen werden die beiden hiſtoriſchen Grundbegriffe der Vergangenheit und Gegenwart erſchöpft. Die Univerſalgeſchichte enthält die Geſammtheit aller durch die Freiheit des Menſchen bewirkten Thatſachen im nothwendigen Zuſammenhange, und die Statiſtik die gegenwärtige politiſche Form der Staaten und Reiche des Erdbodens nach den nothwendigen Bedingungen ihres innern und äußern Lebens. In dieſem Sinne ſagt Schlözer in ſ. Theorie der Statiſtik: „Geſchichte iſt eine fortlaufende Statiſtik, und Statiſtik iſt eine ſtillſtehende Geſchichte.“ Sind dieſe beiden die hiſtoriſchen Grund- und Hauptwiſſenſchaften; ſo werden dann diejenigen Diſciplinen den Kreis der propädeutiſchen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften bilden, ohne welche jene Grundwiſſenſchaften nicht zu einer wiſſenſchaftlichen Form erhoben und im innern nothwendigen Zuſammenhange dargeſtellt werden können. Quellenkunde und Kritik der Quellen würde daher die erſte, alte, mittlere und neuere Geographie, die zweite, und Chronologie die dritte hiſtoriſche Vorbereitungswiſſenſchaft ſeyn. Zu dem Kreiſe der abgeleiteten hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gehören darauf alle diejenigen, welche als einzelne Theile in den beiden Hauptwiſſenſchaften enthalten ſind, die aber durch die Zuſammenſtellung des Gleichartigen und in ſich Zuſammenhängenden zu einer ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Form erhoben werden. Man kann dieſe abgeleiteten hiſtoriſchen Wiſſenſchaften unter vier Rubriken vertheilen: a) Ethnographie (Völkergeſchichte, abgeſehen von dem Leben der Völker in Reichen und Staaten, zugleich Darſtellung aller derjenigen erloſchenen und exiſtirenden Völker, welche nicht in das geſellſchaftliche Band des bürgerlichen Lebens übergegangen ſind); b) Staatengeſchichte oder Specialſtatiſtik (der erloſchenen und der exiſtirenden — der kleinen und großen — Staaten); c) Kulturgeſchichte (nach allen Verzweigungen der Kultur, in Hinſicht auf öffentliches und Privatleben, auf Wiſſenſchaft und Kunſt — alſo: Archäologie, allgemeine und beſondere Literärgeſchichte, Geſchichte der einzelnen Wiſſenſchaften, der einzelnen Künſte, der einzelnen Stände und Corporationen, Geſchichte der Menſchheit u. ſ. w.); d) historia specialissima, zu welcher die Biographieen, Charakteriſtiken, überhaupt die hiſtoriſchen Darſtellungen des individuellen Lebens nach

allen ſeinen Abſtufungen und Schattirungen gehören. Die hiſtoriſchen Hilfswiſſenſchaften endlich ſind diejenigen, durch welche überhaupt und zunächſt das Studium der beiden hiſtoriſchen Hauptwiſſenſchaften, und dann im Beſondern auch das Studium der übrigen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften erleichtert und unterſtützt wird. Sie ſind für die Univerſal- und Specialgeſchichte: 1) Mythologie (die älteſte Religionsgeſchichte im mythiſchen Zeitalter der Völker und Staaten des Erdbodens); 2) Genealogie (die Wiſſenſchaft von dem Urſprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtſchaft merkwürdiger Geſchlechter und Familien); 3) Heraldik (Wappenkunde); 4) Numismatik (Münzenkunde); 5) Denkmälerkunde — dieſe faßt in ſich a) Epigraphik (die Kenntniß der Aufſchriften auf Denkmälern, mit Einſchluß der Hieroglyphik); b) Diplomatik (Urkundenlehre, mit Angabe der Regeln, nach welchen die Echtheit der Urkunden beurtheilt werden muß); c) Sphragiſtik (Siegelkunde, als Unterſtützung der Diplomatik); d) Archivwiſſenſchaft (enthält die Regeln, wie Urkunden in Archiven zu ordnen und zu erhalten ſind). Die hiſtoriſchen Hilfswiſſenſchaften für die Statiſtik ſind: 1) die Kameralwiſſenſchaften (Oekonomie, Technologie, Forſt- und Bergwiſſenſchaft, Handelskunde); 2) die politiſchen Wiſſenſchaften (das Staatsrecht für die Baſis der Staatsverfaſſungen; die Nationalökonomie, die Polizei und Finanzwiſſenſchaft für die Baſis der Staatsverwaltungen; die Politik überhaupt für die Entwickelung der Bedingungen des innern und äußern Lebens der Staaten); 3) das poſitive Europäiſche Völkerrecht (für das unter den einzelnen Staaten beſtehende Herkommen, für die Verträge, auf welchen ihre gegenſeitigen Relationen beruhen u. ſ. w.) Da allen einzelnen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften in dieſem Lexikon beſondere Artikel beſtimmt ſind, ſo kann, nach der Ueberſicht über das ganze Gebiet derſelben, an dieſem Orte nur noch der Begriff und die verſchiedenartige Methode für die Darſtellung der Weltgeſchichte überhaupt näher beſtimmt werden. Die Weltgeſchichte iſt die Darſtellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche den äußern geſellſchaftlichen Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts gebildet und verändert haben, nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange. In der Weltgeſchichte iſt daher nur der Menſch der einzig würdige Gegenſtand der Darſtellung, inwiefern er Freiheit beſitzt, und durch dieſe Freiheit ſeinen äußern geſellſchaftlichen Zuſtand bildet und verändert. Aus der unermeßlichen Reihe der Begebenheiten aber, welche die geſammten Individuen und Völker des Erdbodens verlebt haben, hebt die Univerſalgeſchichte nur diejenigen aus, welche in Hinſicht des äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes des menſchlichen Geſchlechts beglaubigt und merkwürdig ſind. Beglaubigt ſind diejenigen Begebenheiten, welche in reinen und ſicheren Quellen aufbewahrt wurden; merkwürdig aber iſt jede Begebenheit, welche einen weſentlichen Einfluß auf die Bildung und Veränderung des äußeren geſellſchaftlichen Zuſtandes des menſchlichen Geſchlechts bewirkt hat. Soll nun die Weltgeſchichte dieſe beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange darſtellen, ſo muß die Darſtellung die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging und die Baſis neuer Ereigniſſe wurde, lebhaft verſinnlichen, und zugleich muß, vermittelſt der Darſtellung, ſowohl von den einzelnen zuſammenhän-

genden Theilen der Geſchichte, als von dem Gange derſelben, ein vollſtändiges Bild für die Anſchauung bewirkt werden. Der Hiſtoriker ſoll daher nach einer doppelten Function erſcheinen: als Geſchichtforſcher und als Geſchichtſchreiber. Als Geſchichtforſcher muß er die Quellen, aus welchen die Begebenheiten hervorgehen, nach ihrem Umfange, nach ihrem Inhalte und nach ihrem Werthe kennen; er muß ſie mit Unparteilichkeit und ohne vorgefaßte Anſichten, aber mit der ganzen Strenge der hiſtoriſchen Kritik benuzzen; er muß endlich die einzelnen, aus jenen Quellen hervorgehenden, beglaubigten Facta zweckmäßig unter die verſchiedenen einzelnen Zweige der Geſchichtsdarſtellung vertheilen. Als Geſchichtſchreiber hingegen muß er der hiſtoriſchen Kunſt mächtig ſeyn, d. h. er muß die Darſtellung zu einem organiſchen Ganzen erheben, das als Ganzes aufgefaßt werden kann, ſo daß man nicht nur das Verhältniß aller einzelnen Theile zu dem Ganzen genau zu bemerken im Stande iſt, ſondern auch zu einer beſtimmten und vollſtändigen Uebersicht über das Ganze ſelbſt zu gelangen vermag. *) Ob nun gleich die Facta der Geſchichte bei jeder Behandlung derſelben immer dieſelben bleiben, ſo iſt es doch nicht gleichgiltig, wie ſie dargeſtellt werden. Die hiſtoriſche Methode entſcheidet aber über die Art

*) Unter den hinterlaſſenen ſchriftlichen Denkmälern der alten Völker finden wir keine Nation, die ſich mit ſolchem Fleiße der Geſchichte gewidmet, und, ſeit mit der Bildung der Proſa die Geſchichte ſich von der Sage und Dichtung zu ſcheiden anfing, nicht nur im Sammeln geſchichtlicher Thatſachen mit einer gewiſſenhaften Genauigkeit verfahren, ſondern auch ein ſolches Talent der einfachen und klaren Darſtellung in dieſem Gebiete bewieſen hätte, als die Griechen und nach ihnen die Römer; (ſ. Creuzers vortreffl. Werk: die hiſtoriſche Kunſt der Griechen in ihrer Entſtehung und Fortbildung, Lpz. 1803. und Conz über die hiſtor. Kunſt der Alten. Muſ. für Griech. u. Röm. Lit. St. 2.) Allein man überſchätzt das Alterthum, wenn man den klaſſiſchen oder gar allen Geſchichtſchreibern dieſer Völker den Ruhm beilegt, das Ideal der hiſtoriſchen Kunſt erreicht zu haben. Denn wenn gleich die Darſtellung der Alten überhaupt objectiver und hierin, dem herrſchenden Kunſtſinn dieſer Völker gemäß, anſchaulicher, ja wegen des öffentlicheren Lebens, der einfacheren politiſchen Verhältniſſe einfacher, und belebter durch die Herrſchaft der öffentlichen Beredſamkeit, die ſich auch hier offenbaren durfte, ſeyn konnte; ſo hat die neuere Geſchichtſchreibung, deren Muſter wir bei den Engländern und Italienern finden, wegen des entgegengeſetzten Geiſtes der neuern Zeit, der verwickelteren politiſchen Verhältniſſe in den monarchiſchen Staaten, der Herrſchaft des Privatlebens u. ſ. w. zwar einen ſubjectiveren Charakter, iſt aber darum durch Tiefe der pragmatiſchen Reflexion, durch Kunſt der Charakterentwickelung und Schärfe der hiſtoriſchen Kritik, welche bei dem antiken Hiſtoriker nicht in dem Maße dringendes Erforderniß wurde, ausgezeichnet, und der ältern Geſchichte an die Seite zu ſetzen. Dort wird uns mehr ein anſchauliches, faſt poetiſches Bild der Zeit und der Menſchen gegeben; hier eine reflectirte Schilderung, die wir aus Maſſen von Materialien nach beſtimmten Principien ſich bilden und künſtlich zuſammenſetzen ſehen. (S. Beck's Programme über die hiſtoriſche Kunſt der Alten, wo auch die hieher gehörige Literatur angeführt worden. Vergl. übrigens den Art. Hiſtoriſch.)

und Weiſe der Anordnung, Stellung, Vergleichung und Verbindung der dargeſtellten Begebenheiten. Sie iſt a) geographiſch, wenn man entweder von der vormaligen alten, oder von der gegenwärtigen politiſchen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, und daran die Darſtellung der Thatſachen anknupft, durch welche der Zuſtand derſelben in frühern Zeitabſchnitten gebildet wurde. Dieſer Unterricht muß für die ältere und mittlere Geſchichte durch zweckmäßige Karten verſinnlicht werden (d'Anville, Funke, Kruſe); b) chronologiſch oder annaliſtiſch, wenn die unmittelbare Folge der Jahre und Jahrhunderte, nach einer vermittelſt der hiſtoriſchen Kritik feſtgeſetzten Zeitrechnung, als leitendes Princip für die Darſtellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird; (Büſch, Bredow, Hegewiſch); c) ethnographiſch, wenn man, nach Feſtſetzung der allgemeinen Perioden für die Behandlung der Univerſalgeſchichte, in den einzelnen Perioden jedes Volk, ſelbſtſtändig und nach dem Gange ſeiner ſpeciellen Geſchichte während dieſer Periode, darſtellt, ſo daß nach dieſer Methode in der Darſtellung ein Volk auf das andere folgt, (Gatterer, Beck); d) ſynchroniſtiſch, wenn man das Gleichzeitige ſowohl in den einzelnen Perioden der Geſchichte, als auch überhaupt in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, chronologiſch geordnet, zuſammenſtellt, um dadurch die Ueberſicht über das zu bewirken, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern und Reichen geſchah. Für dieſe ſynchroniſtiſche Darſtellung ſind ſynchroniſtiſche Tabellen unentbehrlich. (Jäger, Bredow, Kruſe); e) pragmatiſch, wenn man den innern und nothwendigen Zuſammenhang der Begebenheiten, nach welchem ſie ſich gegenſeitig wie Urſache und Wirkung verhalten, aufſucht, und nach dieſem Prinzip die Folge der Begebenheiten ſo anordnet, daß auch durch die Form der Darſtellung das Bild eines zuſammenhängenden Ganzen vermittelt wird. (Schlözer, Heeren, Spittler). Q.

Geſchichtforſcher nennt man den, der ſich, um eine gründliche, wahrhaft beglaubigte Geſchichte der Welt und Menſchheit möglich zu machen, dem ſchwierigen und mühſamen Geſchäft des Sammelns der Thatſachen und der nur großem Scharfſinn und ausgebreiteter Gelehrſamkeit gelingenden hiſtoriſchen Kritik, d. i. der Prüfung der Angaben nach ihrer Wahrheit und Beſchaffenheit, unterzieht. Der

Geſchichtſchreiber, (Hiſtoriograph) hat zum Geſchäft die eigentliche Darſtellung der Geſchichte, wozu die hiſtoriſche Compoſition erfodert wird, d. i. Anordnung der Materialien in Beziehung auf den Haupt- oder Mittelpunkt des Darzuſtellenden, (worin vorzüglich die hiſtoriſche Kunſt beruht). Oft findet man, vorzüglich in neuerer Zeit, den Sammler und Kritiker von dieſen nothwendigen Eigenſchaften des Geſchichtsdarſtellers entblößt; doch kann auch das ausgezeichnetſte Talent, welches dieſe Eigenſchaften vorausſetzen, namentlich ein philoſophiſcher, d. i. tiefer Blick in den Geiſt und Zuſammenhang der Dinge und Begebenheiten, ruhige Einbildungskraft, treues Gedächtniß, reges, aber nicht überwallendes Gefühl, unterſtützende Welt- und Menſchenkenntniß, endlich Geſchmack und Gewandtheit in dem Gebrauche ſeiner Sprache (ſiehe Heeren's Johann von Müller. Leipzig 1809. 8. und Woltmann über denſelben. Berlin, 1810.) den Sammlerfleiß und die

genaue Kritik der Materialien nicht unentbehrlich machen. Zu einem echten Hiſtoriker gehört beides, daß er Geſchichtforſcher und Geſchichtdarſteller ſey. Daß man aber das Sammeln und Aufbewahren einer Maſſe von Thatſachen und Angaben, welche ohne Prüfung und lebendige Anordnung todt und werthlos iſt, — wiewohl auch kein bloß willkührliches Räſonniren, einſeitiges Vergleichen und Zuſammenſtellen derſelben zu einer wahrhaft pragmatiſchen Geſchichtsdarſtellung verhilft, — oft, beſonders unter den Deutſchen, zur Hauptſache machte, hat dem Ehrentitel des Hiſtorikers die üble Nebenbedeutung eines Gedächtnißgelehrten zugezogen; da doch der Hiſtoriker zwar von dem Philoſophen, der dem geſetzmäßigen Verfahren des Verſtandes, und dem Künſtler, der dem freien Bilden der Phantaſie ſich hingibt, verſchieden iſt, aber mit ihnen auf gleicher Stufe des geiſtigen Ranges ſteht. Die älteſte Geſchichte aller Völker liegt in dem Dunkel von Traditionen und Mythen. Früher, als die beglaubigte Geſchichte, beginnt bei den Völkern die Dichtkunſt; ſelbſt die älteſten Religionsbegriffe ſind nur in poetiſchen Schilderungen auf uns gekommen. Mag über das Alter des Vedam, der Bücher des Moſes, der Geſänge Homers und Orpheus, und über die Art und Weiſe der Erhaltung und Zuſammenſtellung derſelben der Streit der Kritiker noch lange nicht beendigt werden; ſo viel iſt entſchieden, die Grundlage derſelben reicht hinaus über die erſte Morgenrothe der beglaubigten Geſchichte. Dieſe beginnt für die Hebräiſche Nation und für Vorderaſien mit Moſes; für die Griechen mit Herodot aus Halikarnaß. Die neuere Geſchichtforſchung hat dieſen Vater der Geſchichte nach ſeinem hohen Werthe gewürdigt, und die Gelehrten, welche die Franzöſiſche Expedition nach Aegypten begleiteten, haben Herodots Angaben über dieſes Wunderland des Alterthums genauer und zuverläſſiger gefunden, als die des ungleich jüngeren Strabo. Denn Herodot war viel gereiſet; er hatte viel ſelbſt geſehen; durchgehends berückſichtigt er Länder- und Völkerkunde. Seine in neun Bücher eingetheilte Geſchichte umſchließt einen Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren. Sie hebt an mit dem Könige Gyges von Lydien und endigt mit der Flucht des Xerres aus Griechenland. Ernſtvoll, mit Tiefe des Gemüths und mit dem vollen Kolorit der pragmatiſch-äſthetiſchen Schilderung beſchrieb nach ihm Thucydides aus Athen die erſten ein und zwanzig Jahre des peloponneſiſchen Krieges, in welchem er ſelbſt als Feldherr aufgetreten war. Dieſem folgte der vielſeitige, geiſtvolle und gewandte Xenophon, deſſen Grundſätze aus der Schule des Sokrates ſtammten; der Welt und Menſchen viel geſehen und an dem Gange der Begebenheiten ſeines Zeitalters lebhaften Antheil genommen hatte; ein Mann, deſſen hiſtoriſche Schilderungen das Gepräge ſokratiſcher Weisheit und eines jugendlichen beredten Styls tragen. Die Griechiſche Geſchichte erzählt er von da, wo Thucydides den Faden fallen ließ, bis zur Schlacht von Mantinea; den Feldzug des jüngern Cyrus beſchrieb er als Augenzeuge; ſeine Cyropädie aber iſt nicht Geſchichte, ſondern der älteſte Fürſtenſpiegel. So ſchätzbar dieſe Begründer der hiſtoriſchen Darſtellung ſind; ſo enthalten ſie doch nur, wie auch die Römiſchen Hiſtoriker, Cäſar, Livius, Salluſt, Tacitus u. a., Special- und Particulargeſchichte. Univerſeller war ſchon Polybius, der durch Erziehung, Reiſen, Antheil an Staatsgeſchäften und durch ſeinen Aufenthalt in Rom vielſeitig gebildet worden war, und der, abwei-

chend von dem einfachen Tone ſeiner Vorgänger, in ſeiner Darſtellung des Zeitraumes vom zweiten Puniſchen Kriege bis zur Auflöſung des Macedoniſchen Reiches, zuerſt den Pragmatismus und eine rhetoriſch-kraftvolle Diction auf die Behandlung hiſtoriſchen Stoffs übertrug. Im Zeitalter Auguſts folgte Diodor ſeiner Bahn. Er begann ſeine Erzählung einige Jahrhunderte nach der großen Ueberſchwemmung und führte ſie fort bis auf ſeine Zeit; doch haben ſich von ſeinen vierzig Büchern nur funfzehn ganz und fünf in Fragmenten erhalten. Später (ums Jahr 228 nach Chr.) gab der Biſchoff Euſebius zu Cäſarea in ſeiner Umarbeitung des von dem Syrer Julius Afrikanus hinterlaſſenen Chronicon, der Geſchichte eine feſtere chronologiſche Baſis. Es haben ſich aber von dem Griechiſchen Original deſſelben nur Bruchſtücke erhalten, die Hieronymus in einer freien und bis zum Jahre 378 fortgeführten lateiniſchen Ueberſetzung verarbeitete. Während des Mittelalters fehlte völlig die hiſtoriſche Kunſt; doch ſind die Chroniken dieſes Zeitraums wichtig für die gleichzeitige Geſchichte, ſo gering auch ihr ſtyliſtiſcher Werth angeſchlagen werden darf. Im Zeitalter der Reformatoren ward endlich das Studium der Univerſalgeſchichte auf Univerſitäten belebt. Wie ſehr aber der Charakter in der Behandlung derſelben noch in der Kindheit zurück blieb, beſtätigt Carions Chronicon, welches nach den ſogenannten vier Monarchieen bearbeitet war, und über welches Melanchthon nicht bloß las, das er ſogar als Compendium der Geſchichte neu herausgab. Länger als ein Jahrhundert blieb die Methode, die Geſchichte, nach einer mißverſtandenen Stelle im Propheten Daniel, nach den vier Monarchieen des Aſſyriſchen, Perſiſchen, Griechiſchen und Römiſch-Deutſchen Reiches vorzutragen und zu bearbeiten, die herrſchende, und verhinderte jeden freien Aufflug des hiſtoriſchen Geiſtes. Da kam endlich in England eine beſſere Zeit für die Behandlung der Univerſalgeſchichte in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Swinton, Sale, Bower und andere vereinigten ſich zu einer allgemeinen Welthiſtorie, welche ſeit dem Jahre 1744 Anfangs unter Baumgartens, dann unter Semlers Leitung ins Deutſche überſetzt wurde. Doch bald fühlte man in Deutſchland die Unvollkommenheit des Brittiſchen Originals. Schon in den früher erſchienenen Theilen hatte man daſſelbe, wegen des Mangels an hiſtoriſcher Kritik, beſtändig verbeſſern müſſen; vom ein und dreißigſten Theile an banden ſich die Deutſchen gar nicht mehr an daſſelbe. Schlözer, der eine allgemeine Ueberſicht des Nordens gab, Meuſel, der Frankreich, le Bret, der Italien, Galleti, der Deutſchland, Rühs, der Schweden bearbeitete, folgten ihrem eigenen Plane. Freilich iſt das bereits auf 78 Quartbände angewachſene Werk noch nicht beendigt; auch iſt es zunächſt in den neuen Theilen Specialgeſchichte der Europäiſchen Reiche und Staaten; es enthält aber eine große Materialienſammlung für die Geſchichte, und einzelne Theile ſind mit tiefem hiſtoriſchen Geiſte bearbeitet und eine wahre Bereicherung des großen hiſtoriſchen Gebietes. Noch zweckmäßiger ward ſogleich vom Anfange an die Ueberſetzung der von Guthrie und Gray eröffneten allgemeinen Weltgeſchichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit geleitet. Sie erſchien ſeit 1765 zu Leipzig im Octav; die Redaction der erſten Theile geſchah durch Heyne. Die Fehler des Engliſchen Originals wurden ſorgfältig verbeſſert; in der Folge verließen auch bei der Bearbeitung dieſes Werks die Deutſchen

Hiſtoriker die Grundlage ihrer Brittiſchen Vorgänger. Heyne ſchrieb in dieſem Werke die alte Aſiatiſche, Griechiſche und Römiſche Geſchichte, und die Geſchichte der Araber, der Mongolen und Türken; Ritter bearbeitete die Zeit der Römiſchen und Byzantiniſchen Imperatoren, und der erſten durch Germanen geſtifteten Reiche; Schröckh gab Italien, Frankreich, England und die Niederlande; Heinrich behandelte in neun Bänden die Geſchichte der Deutſchen und des Deutſchen Reichs; Dieze ſchrieb die Geſchichte von Spanien und Portugal, Wagner ſchilderte den Norden Europens, Gebhardi Ungarn und die damit verbundenen und angränzenden Reiche und Staaten, und Johannes von Müller begann die Geſchichte der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft für dieſes Werk, ohne ſie zu vollenden. Ein mannigfaltiger Ertrag hiſtoriſcher Forſchung iſt in dieſer Weltgeſchichte niedergelegt; doch auch von ihr gilt, was bei dem vorhergehenden Werk erinnert wurde, daß ſie zunächſt Specialgeſchichte in den einzelnen Theilen, und keine zu einem gemeinſamen Ueberblick verbundene Univerſalgeſchichte enthält. In der Form von Compendien und Handbüchern wagte Gatterer den erſten Verſuch dieſer Art. Mit tiefer hiſtoriſcher Gelehrſamkeit reinigte er, beſonders in der alten Geſchichte, das Feld, das noch voller Unkraut und Stoppeln war; er brachte Licht und Zuſammenhang in die einzelnen hiſtoriſchen Hilfswiſſenſchaften, und trug dieſes Licht auf die Weltgeſchichte über, die unter ſeinen Händen aber mehr zu einer Völkernomenclatur erwuchs, als daß ſie Univerſalgeſchichte, mit politiſchem Blick aufgeſtellt und nach den Geſetzen des Pragmatismus entwickelt, geworden wäre. Dieſen politiſchen Blick, frei von Mikrologie und entbunden von allen theologiſchen und recipirten Nebenrückſichten, beſaß Gatterers College, der unſterbliche Schlözer in reichem Maße. Er brach, mit Genialität, mit Kraft und gründlicher Gelehrſamkeit ausgeſtattet, eine neue Bahn in der Darſtellung der Geſchichte. Angefeindet von den Freunden des Herkommens, die ihm das, was vielleicht zu excentriſch — oder eigentlich nur ganz individuell — in ſeinen Schriften war, nicht verzeihen, und dem Fluge ſeines Geiſtes nicht folgen konnten, mußte er ſeine Anſichten lange durchkämpfen, bevor ſie, mit den nöthigen Modificationen, die herrſchenden bei der jüngeren Generation Deutſcher Hiſtoriker wurden. Er war es, der zuerſt die blinde Bewunderung des Alterthums vernichtete, und unterſtützt von ſeinem ſchöpferiſchen Geiſt in der Statiſtik und von ſeinem ſicheren Tacte in der Staatslehre und Staatswirthſchaft, die aus den letztern reſultirenden Bedingungen des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche auf die Geſchichte übertrug, die Wichtigkeit der neuern und der neueſten Geſchichte fühlbar machte, die Maſſe von fremdartigen literäriſchen Stoffen aus der Univerſalgeſchichte verdrängte, das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander richtiger abwog, beſſere Zeiträume feſtſetzte, und die Chronologie nach ihrem wahren Werthe würdigte. Geiſt, Leben, innerer Zuſammenhang und freie, kraftvolle Sprache, die ſich beſonders mit Nachdruck gegen allen kleinen und großen Deſpotismus erklärt; das ſind die Eigenthümlichkeiten ſeiner hiſtoriſchen und ſtatiſtiſch-politiſchen Schriften. Neben ihm ging mit moderatem Geiſte, und zwar mit individueller Vorliebe für die älteren Anſichten, aber nicht ohne Rückſicht auf die Verbeſſungen des hiſtoriſchen Studiums zu ſeiner Zeit, Schröckh den Weg ſeiner Vorgänger in ſeiner Bearbeitung des Hil-

mar Curas, in ſeiner (ethnographiſchen) Weltgeſchichte für Kinder, und in ſeiner neuen Bearbeitung und Ergänzung des am Faden der Jahrhunderte hinlaufenden (und lateiniſch geſchriebenen) Compendiums der Weltgeſchichte von Offerhaus. Faſt ganz in demſelben Geiſte, wie Schröckh, doch heller in den Anſichten der älteren Zeiträume und durchgehends mit vieler Einmiſchung von literäriſchen, archäologiſchen und geographiſchen Notizen, ſchrieb Remer in Helmſtädt ſeine univerſalhiſtoriſchen Handbücher und Compendien. Sie ſind treu, ſorgfältig und fleißig zuſammengeſtellt; es fehlt ihnen aber der Geiſt des höhern Lebens. (Remers Handbuch der älteren Geſchichte von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwandrung. Vierte Aufl. Braunſchweig, 1802. Handbuch der mittleren Geſchichte. Handbuch der neuern Geſchichte. Darſtellung der Geſtalt der hiſtoriſchen Welt in jedem Zeitraume. Berlin, 1794. Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte, Halle, 1800). Nach einem ihm eigenthümlichen Plane behandelte Beck die Geſchichte in ſeiner Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte für Studirende, welche in den ſeit 1787 erſchienenen vier Theilen noch nicht beendigt iſt. Er drängte in den Text der Paragraphen die Reſultate ſeiner eignen tiefen hiſtoriſchen Forſchungen zuſammen; den Reichthum der Belege für die in den Paragraphen gezogenen Reſultate gibt er aber in den Noten mit einem Umfange von Gelehrſamkeit und Literatur, der Bewunderung erregt. Denn nicht bloß die Quellen der einzelnen Theile der Univerſalgeſchichte ſind von ihm mit gewiſſenhafter Genauigkeit verzeichnet und benutzt; er verbreitet ſich auch über faſt alle größere und kleinere Producte der Literatur, in welchen die Specialgeſchichte der einzelnen Reiche und Völker, und die Geſchichte der Literatur ſelbſt behandelt worden iſt. Wer mag da mit dem Reichen rechten, der mehr gibt, als man erwartet hat, und als man verlangen kann! Immer wird dieſe Anleitung ein Handbuch bleiben, deſſen der Geſchichtforſcher eben ſo, wie der angehende Studirende der Geſchichte bedarf, wenns gleich nicht in dem Sinne ein Handbuch zu nennen iſt, in welchem man gewöhnlich die Behandlung einer Wiſſenſchaft in ſolchen Schriften ſucht, welche die Mitte zwiſchen Compendien und ausführlichen Syſtemen halten. Streng nach der annaliſtiſchen Methode, mit Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, doch nicht ohne eine gewiſſe Trockenheit und mit zu weniger Berückſichtigung der Forderungen an einen guten Styliſten ſchrieb Büſch ſeinen Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel neuerer Zeit, ſeit dem Jahre 1440. Die vierte Auflage ergänzte von dem Jahre 1796 an, nach Büſchens Tode, der geiſtvolle Bredow, und Hegewiſch ſchrieb, um Büſchens Werk vollſtändig zu machen, auch die Geſchichte des Alterthums und des Mittelalters in derſelben Manier, in ſeinen Grundzügen der Weltgeſchichte in der Manier des ſel. Prof. Büſch (im Jahre 1804). Als treffliche Ueberſicht über die große Maſſe von Individuen und Thatſachen, die zu dem Umkreiſe der Univerſalgeſchichte gehören, mit weiſer Auswahl des Wichtigern, mit ſicherem politiſchen Tacte und in einer lebenvollen, kräftigen Sprache ſchrieb Eichhorn eine Weltgeſchichte in zwei Bänden, die er in der zweiten Auflage (vom Jahre 1804) auch in literäriſcher Hinſicht reichlich ausſtattete. Ausführlicher und beredter gab er in ſechs Theilen die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Doch nä-

her kam dem Ideale einer politiſchen Behandlung der Geſchichte, das Schlözer aufgeſtellt hatte, Keiner als Heeren in ſeinem Handbuche der Geſchichte der Staaten des Alterthums und in ſeinem Handbuche der Geſchichte des Europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonieen von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung des Franzöſiſchen Kaiſerthrons. Möge der Mann, deſſen heller Blick die Bedingungen des politiſchen Lebens der Staaten ſo rein auffaßt und der die neue Zeit ſo glücklich in der alten, die alte in der neuen wieder zu erkennen verſteht, das Mittelalter, das noch in der Reihe ſeiner hiſtoriſchen Handbücher fehlt, mit demſelben Geiſte behandeln, und dadurch ſeine Anſicht der Weltgeſchichte durch das ganze Syſtem derſelben durchführen. Gefeiert wegen ſeiner Geſchichte der Schweiz wird Johannes von Müller nicht bloß im Munde der Gegenwart leben; die Nachwelt wird ihn hoch unter denen ſtellen, welche die Specialgeſchichte bei den Deutſchen mit ſicherem Tacte behandelten; ein unpartheiiſches Urtheil wird aber ſeine vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichte, beſonders der Europäiſchen Menſchheit, hinter jene Geſchichte der Schweiz ſtellen, obgleich auch in dieſer Behandlung der Univerſalgeſchichte ſeine geiſtvolle Individualität, beſonders in vielen gelungenen einzelnen Partieen, hervorleuchtet. Könnte eine angenehme Form der Darſtellung das nur zu oft vermißte Quellenſtudium und die zu häufigen Lücken in der Erzählung erſetzen, und das Urtheil der Nachwelt mit den abſichtlich eingewebten Rückſichten auf eine augenblickliche Modephiloſophie und der auf die Weltgeſchichte nur gewaltſam übertragenen Lehre eines blinden Schickſals verſöhnen; ſo würden Dippolds Skizzen der allgemeinen Geſchichte (Berlin, 1812, 2 Theile) in der Reihe der Schriften der bereits genannten hiſtoriſchen Altvordern einen Platz verdienen. [Pölitz hat in ſeiner Weltgeſchichte für gebildete Leſer und Studirende (4 Bde. 1813. 2te Auflage), mit zweckmäßiger Benutzung des Beſten ſeiner Vorgänger, eine geiſtvolle Zuſammenſtellung geliefert, wodurch in der That die Bedürfniſſe und Anſprüche des gebildeten Publikums befriedigt werden.] Das beſte akademiſche Compendium der Univerſalgeſchichte iſt, nach der gedrängten Darſtellung, nach der weiſen Auswahl des Wichtigſten, und nach der ebenmäßigen Behandlung der alten, mittlern und neuern Geſchichte, Wachlers Grundriß der Geſchichte der ältern, mittlern und neuern Zeit. (Marburg, 1806. 8.) Fragt man nach den Männern, welche in neuerer Zeit die ſpecielle Staatengeſchichte im Geiſte echter hiſtoriſcher Forſchung und nach dem Charakter und den Foderungen der reinen, blühend kräftigen Schreibart dargeſtellt haben; ſo treten uns Italiener zuerſt entgegen. Muſter der hiſtoriſchen Darſtellungskunſt gaben der neueren Zeit Machiavelli in ſeinen 8 Büchern der Istorie Fiorentine, Guicciardini in ſeiner Istoria d'Italia, welchen die ſpäteren, Paolo Sarpi (Istoria del concilio Tridentino), Davila (Storia delle guerre civili di Francia) und Bentivoglio (della guerra di Fiandra) zwar nicht gleich, doch mehr oder minder nahe kommen. Nächſt den Italienern zeichneten ſich die Britten aus: Robertſon mit ſeiner Geſchichte des Zeitalters Carls V. und mit ſeiner Geſchichte von Amerika und Schottland, Hume mit ſeiner Geſchichte Großbritanniens, Gibbon mit ſeinem

Meiſterwerke über den Umſturz des Römiſchen Weltreiches, und Fox mit ſeinem Fragment über Jakob II. Von Deutſchen Männern begann bereits Pufendorf in ſeiner Geſchichte der Thaten der Schweden, in ſeiner Schilderung des großen Churfürſten von Brandenburg, und in ſeiner Einleitung in die Hiſtorie der vornehmſten Reiche und Staaten, eine beſſere Methode und einen friſcheren Geiſt auf die Specialgeſchichte überzutragen. Unter Achenwalls Händen fing die Europäiſche Staatengeſchichte an, ein in ſich zuſammenhangendes Ganzes zu werden, und was Meuſels Fleiß und kritiſcher Blick in dieſer Diſciplin (Anleitung zur Kenntniß der Europäiſchen Staatenhiſtorie) noch vernachläſſigt hatte, das Hervorheben der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der Verfaſſung der einzelnen Reiche und Staaten im Mittelpunct ihrer Geſchichte, das vollendete Spittler mit Meiſterhand in ſeinem Entwurfe der Geſchichte der Europäiſchen Staaten (2 Theile), welchen Sartorius in demſelben Geiſte bis auf unſere Zeiten fortſetzte, und das verſuchte Pölitz für die Geſchichte der Staaten des Rheinbundes in ſeinem Handbuche über dieſelben (Leipzig, 1811. 2 Theile) zu leiſten. Auch für die Darſtellung der Geſchichte der einzelnen Staaten begann allmälig eine beſſere Zeit. Treu, ruhig und nüchtern ſchrieb Heinrich eine Geſchichte von Frankreich (3 Theile, Leipzig, 1802); doch konnte er Flaſſans reichhaltiges Werk (Histoire générale et raisonnée de la diplomatie Françoise ou de la Politique de la France, 7 Theile, in der zweiten Auflage, Paris, 1811) noch nicht dabei benutzen. Zu einer noch immer fehlenden Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution und des Franzöſiſchen Revolutionskrieges trug der geiſtvolle, nur bisweilen zu excentriſche, Poſſelt in ſeinen Europäiſchen Annalen und in ſeinen Taſchenbüchern für die neueſte Geſchichte (neun Jahrgänge) intereſſante Materialien zuſammen. Den langen zweideutigen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit ſchilderte in einem ſeelenvollen Gemälde Schiller in ſeiner Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regirung, die aber unvollendet blieb, während ſein Deutſchgeſinnter Geiſt den dreißigjährigen Krieg mit Vorliebe für das Vaterland bis zu dem großen Reſultate des Weſtphäliſchen Friedens durchführte. Woltmanns Geſchichte Frankreichs und Großbritanniens ſtreben beide nach dem Kranze hiſtoriſcher Kunſt. Noch aber fehlte es der Deutſchen Nation an einer Darſtellung ihrer Geſchichte, in welcher die Nation ſelbſt den Mittelpunkt des Ganzen bildete, und die in ſtyliſtiſcher Hinſicht den Foderungen des gereiften Geſchmacks entſpräche. Denn in beiden Beziehungen läßt Schmidts Geſchichte der Deutſchen, und Pütters hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des Deutſchen Reiches noch manchen Wunſch unbefriedigt. Galletti tödtet das Leben der Geſchichte durch die Breite ſeiner Darſtellung, und Heinrich konnte in ſeiner Deutſchen Reichsgeſchichte (Leipzig, 9 Theile) nur redlich und geordnet wiedergeben, was er durch Fleiß und Gründlichkeit ſich angeeignet hatte. Ein höherer Geiſt waltet in Poſſelts unvollendet gebliebener Geſchichte der Deutſchen für alle Stände. Daß auch Deutſche Specialgeſchichte mit Geiſt aufgefaßt und geſchildert werden konnte, beſtätigte Feßmaier in ſeiner Geſchichte von Baiern (Landshut, 1804), und Spittler in ſeiner Geſchichte Wirtembergs unter der Re-

girung der Grafen und Herzoge (Götting, 1785), ſo wie in ſeiner Geſchichte des Fürſtenthums Hannover ſeit der Reformation (2 Theile, neue Aufl. Hannover, 1798). Nur Gründlichkeit, Fleiß und Gelehrſamkeit, nicht aber die lebensvolle Form der Darſtellung berückſichtigten Schöpflin, Wenck und Weiße in ihren Werken über die Geſchichte von Baden, Heſſen und Sachſen. Selbſt Oeſtreich und Preußen erwarten noch aus ihrer Mitte den Mann, der für die Geſchichte dieſer Monarchieen werde, was Spittler für ſein erſtes und zweites Vaterland, und Johannes Müller für ſeine auch in der Ferne nie vergeſſene Heimath wurde. Die Menſchheit ſelbſt, nach ihrer Entwickelung und Ausbildung im bürgerlichen Leben, und nach ihren Fortſchritten und Verirrungen in der Cultur, in Wiſſenſchaft und Kunſt zu ſchildern; dies konnte erſt dann geſchehen, als das Licht der Philoſophie ſeine Stralen auch über die einzelnen Theile des unermeßlichen Gebietes der Geſchichte ausgegoſſen hatte. Schon Goguet, Ferguſon, Home, ſelbſt der unkritiſche Voltaire, faßten einzelne Seiten aus dieſem lebensvollen Gemälde unſers Geſchlechts auf; und Iſelin (über die Geſchichte der Menſchheit) kam bereits dem Ziele näher. Da gab Adelung einen geiſtvollen und ſachkundigen, wenn gleich nicht erſchöpfenden, Ueberblick über das ganze unermeßliche Gebiet der Culturgeſchichte in ſeinem Verſuch einer Geſchichte der Cultur des menſchlichen Geſchlechts (Leipzig, 1782). Mit mehr Philoſophie, als Adelung, und mit ſcharfer Auffaſſung der Charaktere der verſchiedenen einzelnen Völker, doch nicht ohne Lieblingshypotheſen in Hinſicht des phyſiſchen Menſchen, ſeiner Anlagen, ſeiner Verhältniſſe zur ganzen ihn umgebenden Natur begann Herder ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, entſchieden das Hauptbuch ſeines ganzen Lebens, das er aber mit dem vierten Theile unbeendigt ließ. Faſt gleichzeitig mit ihm hatte Kant in einer Abhandlung, welche die Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht enthielt, den Gedanken hingeworfen, ob es möglich ſey, die Geſchichte im Großen aus dem Geſichtspunkt eines grenzenloſen Fortſchrittes des menſchlichen Geſchlechts aufzuſtellen? Verſchiedenartig ward dieſe Idee von Dominicus (über Weltgeſchichte und ihr Princip) von Woltmann (Plan für hiſtoriſche Vorleſungen) und von Stapfer (die fruchtbarſte Entwickelungsmethode der Anlagen des Menſchen, zufolge eines kritiſch-philoſophiſchen Entwurfs der Culturgeſchichte unſers Geſchlechts) geformt und geſtaltet, von Woltmann in ſeinem Grundriß der älteren und neueren Menſchengeſchichte, und von Pölitz (in den Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte, ſo wie in der Geſchichte der Cultur der Menſchheit) durch die einzelnen Zeiträume der Weltgeſchichte hindurch geführt. Doch nahm der Letztere ſpäterhin das von ihm aufgeſtellte Princip, als unhaltbar in Hinſicht des Ganzen der Univerſalgeſchichte, zurück, und ſetzte an deſſen Stelle die Idee der menſchlichen Freiheit, deren Wirkungen im Fortſchreiten der Individuen und der ganzen Gattung eben ſo, wie die Verirrungen und Rückſchritte der Individuen und der Gattung unſers Geſchlechts in der Geſchichte unverkennbar vorliegen. Mit weniger philoſophiſchem Geiſte, aber bekannt mit den empiriſchen Momenten der Geſchichte und in einer lebensvollen Form gab von Eggers

dem Publicum ſeine Skizze und Fragmente einer Geſchichte der Menſchheit in der neuen Auflage (Kopenh. 1803) in drei Theilen, und Poſſelt verpflanzte in einer kräftigen Ueberſetzung Condorcets Entwurf eines hiſtoriſchen Gemäldes der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes (Tübing. 1796) auf Deutſchen Boden. Beachtung verdient der Univerſalhiſtoriſche Ueberblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts als eines ſich fortbildenden Ganzen, von Jeniſch (Berlin, 1801. 3 Bde.). Unvollendet ließ Eichhorn ſeine geiſtvoll begonnene allgemeine Geſchichte der Cultur und Literatur des neuern Europa. Für das beſchränktere Gebiet der einzelnen Zweige menſchlicher Cultur erhielten die Deutſchen einige klaſſiſche Werke in Meiners (unvollendeter) Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom (Lemgo, 1782); Heerens (noch unvollendeter) Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Literatur ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften (2 Theile, Götting, 1797); in Bouterwecks bis zum neunten Theile vorgerückten Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, in Fiorillos Geſchichte der zeichnenden Künſte, und in Eichhorns, Wachlers und Meuſels Schriften über Literärgeſchichte. Der Kirchengeſchichte widmete Schröckh faſt ein ganzes Menſchenleben: doch gewann ſie durch ihn mehr an Gründlichkeit, als an wiſſenſchaftlicher Form und innerm Leben. Dies letztere ſuchten Henke und Schmidt, in ihren noch nicht beendigten Werken, über ſie zu verbreiten. Die Geſchichte der Philoſophie erhielt durch Eberhards, Gurlitts und Sochers Lehrbücher mehr Eingang in den akademiſchen Hörſälen, und durch Tiedemann, Buhle und Tennemann eine reiche und gründliche Ausſtattung. Die Geſchichte der Phyſik ſchrieb Fiſcher, die Geſchichte der Chemie Gmelin, die Geſchichte der Mathematik Käſtner, die Geſchichte der Kriegskunſt Hoyer, die Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften Stäudlin; ſie brachen zum Theil dadurch neue Bahnen auf einem noch nicht geebneten Boden, wenn gleich die höhere Vollendung dieſen Schriften fehlen ſollte, zu welcher Sprengel ſeine Geſchichte der Medicin erhob. Zwar iſt durch Deutſchen Fleiß und durch eminentes Talent ſeit dreißig Jahren viel gethan im Felde der Geſchichte; kaum daß dieſe ſkizzirte Ueberſicht nur die wichtigſten, Erſcheinungen in dieſem großen Gebiete bezeichnen und ſie mit kurzen Zügen charakteriſiren konnte; noch immer aber iſt die Ernte groß, welche hier heranreifet, und noch immer iſt das Studium der Geſchichte bei der Nation ſelbſt nicht bis in Mark und Blut gedrungen. Q.

Geſchiebe, Geſchübe (Bergbau) heißen 1) Wände oder Stücken von den zu Tage ausſtreichenden Gängen, Erzen oder Geſtein, die durch das Waſſer oder auch andere Urſachen fortgeführt worden ſind und ihre Ecken durch vieles Reiben abgeſtoßen haben. Daher nennt man bei einem Seifengebirge Erzſtücken, die nahe beiſammen liegen, aber nicht zuſammen hängen, Geſchiebe, weil dieſe Erze vermuthlich zufällig dahin gebracht ſind. Stößt nun der Gang Geſchiebe von ſich, ſo ſagt man: der Gang blühet am Tage. 2) nennen einige auch Geſchiebe die ſich in die Länge und Breite ausſtreckenden Flötze oder Schichten. Die Muthmaßungen endlich, welche man aus der Beſchaffenheit der Geſchiebe und deren

Betrachtung in Anſehung der Gänge nimmt, wovon ſie abgeriſſen ſind, nennt man Geſchiebes-Anzeigungen. Liegen ſie an einem Berge, ſo befindet ſich der Gang weiter oben; liegen ſie an einem Fluſſe oder Bache, ſo muß man den Gang weiter aufwärts gegen den Urſprung des Fluſſes ſuchen; ſind die Ecken noch ſcharf und wenig abgeſtoßen, ſo ſind ſie nicht weit gegangen und der Gang iſt von dem Orte nicht weit entfernt; ſind ſie aber ſehr abgerundet, ſo müſſen ſie weit gewälzt ſeyn und viel Anſtoßungen erlitten haben. Jedoch iſt hieraus kein mathematiſch gewiſſer Schluß zu machen, weil bisweilen ein Stein durch Menſchen oder andere Zufälle an den Ort kann gebracht worden ſeyn, wo das Geſchiebe gefunden wird. X.

Geſchlecht, in weiterem Verſtande jede größere Abtheilung gewiſſer Dinge, welche irgend ein Merkmal mit einander gemein haben. Daher iſt dieſes Wort von ziemlich allgemeinem und unbeſtimmten Gebrauch. So z. B. wird es oft ſtatt Claſſe, Gattung, Ordnung, gebraucht; man ſagt, es gehört in dieſes oder jenes Geſchlecht, anſtatt in die oder jene Claſſe, oder in dieſe oder jene Ordnung; ferner bedient man ſich deſſen von einer Reihe von Menſchen, welche zu Einer Familie oder zu Einem Stamme gehören, z. B. das Geſchlecht derer von Dalberg; eben ſo auch von einer großen Anzahl Menſchen, welche zu einer und derſelben Zeit lebten, oder leben, oder auch von ſolchen, welchen gemeinſchaftlich eine gewiſſe Eigenſchaft beigelegt wird. Im engeren und eigentlichen Verſtande gebraucht man es, um die beiden Abtheilungen aller organiſchen, vorzüglich der thieriſchen Körper, in männliche und weibliche, dadurch zu bezeichnen. Da es nämlich allgemeines Naturgeſetz iſt, daß alle organiſche Körper von ihres Gleichen hervorgebracht werden, und wiederum ihres Gleichen hervorbringen ſollen, alſo jede Gattung der organiſchen Geſchöpfe ſich durch ſich ſelbſt erhalten und fortpflanzen ſoll, ſo ſind zu dem Geſchäft der Erhaltung der Gattung auch beſondere Organe beſtimmt, welche abgeſondert und verſchieden von denjenigen Organen, oder Theilen des organiſchen Körpers, ſind, die zur Erhaltung des Individuums beſtimmt ſind, und welche den Geſchlechtsunterſchied begründen. Es gehört nämlich zur Hervorbringung eines neuen organiſchen Weſens derſelben Gattung erſtens die Idee der Möglichkeit, daß ein ſolches hervorgebracht und beſtimmt zu eben demſelben ausgebildet werden könne, alſo ein Keim, der die einfachſte Anlage zur künftigen Frucht in ſich enthalte; zweitens die Idee der Verwirklichung jener Möglichkeit, der erſte Anſtoß, welcher das ſchlummernde Leben im Keime weckt, worauf erſt derſelbe in der Bildung zum organiſchen Weſen derſelben Gattung fortſchreitet. Hieraus entſteht die Entzweiung der Gattung in die beiden Geſchlechter, in das zeugende, ſchaffende, und das empfangende, bildende, oder das männliche und weibliche. Eigentlich gebraucht man dieſe Benennungen bloß von der Thierwelt; man hat ſie aber auch auf das Pflanzenreich übergetragen, weil man hier einen ähnlichen Vorgang der Fortpflanzung gefunden hat. *) Das

*) Man kann die Theilung in Geſchlechter durch die ganze Natur bemerken, ein Geſchlecht überall annehmen, wo der Geſchlechts-Charakter herrſchend iſt. Das Weſentliche dieſes Charakters iſt aber: Entgegenſetzung zuſammengehöriger und zu gemeinſchaftlichem Productionszweck wirkender Kräfte. Ueberall demnach, wo wir Producte aus entgegengeſetzten Kräften wahrnehmen, können wir auch den Geſchlechts-Cha-

männliche Geſchlecht iſt demnach überall das gebende, zeugende, den Keim zum künftigen Individuum befruchtende, von welchem der erſte Antrieb zu deſſen Fortbildung ausgeht, welcher ihm den Geiſt des Lebens einhaucht. Das weibliche iſt das den Keim des künftigen Individuums in ſich tragende und aufbewahrende, den zeugenden und belebenden Stoff aufnehmende und auf den Keim hinleitende, dasjenige, welches dieſen ernährt, bis zu der Periode, wo ſeine Individualität zu dem Punkt ausgebildet iſt, daß es ſich losreißen kann von ſeiner bisherigen Ernährerin, ſein eignes ſelbſtändiges Leben beginnend. *Geſchlechtlos* werden Thiere oder Menſchen genannt, bei denen durch eine Störung des Bildungstriebes kein Geſchlechtsorgan ſich beſtimmt ausgebildet hat, die man folglich weder zu dem männlichen noch zu dem weiblichen Geſchlechte rechnen kann. *Geſchlechtsverhältniſſe* ſind eigentlich die Verhältniſſe, in welchen ein Geſchlecht zu dem andern, und gegen das andere ſich verhält. In der Pflanzenwelt ſind beide Geſchlechter in den meiſten Claſſen in einer Blüthe vereinigt, in manchen Claſſen jedoch auch getrennt, ſo daß beiderlei Geſchlechtstheile entweder auf Einer Pflanze jede in beſondern Blüthen, oder ſogar auf verſchiedenen Individuen vertheilt ſind. Bei den Thieren, wenigſtens den vollkommener ausgebildeten, d. h. auf einer höheren Stufe des Thierlebens ſtehenden, iſt die Trennung der Geſchlechter herrſchend. Hier treten demnach die Geſchlechtsverhältniſſe am beſtimmteſten hervor, und offenbaren ſich nach der Stufenreihe der Thierklaſſen in mannigfaltigen Modifikationen gegen einander, bis zu dem, die höchſte Stufe in der ſichtbaren Schöpfung einnehmenden, Menſchen. So iſt im Allgemeinen

rakter anerkennen, gleichviel ob dieſe Kräfte in der Geſtalt von Organismen erſcheinen oder nicht, wenn ſich nur der eine Factor als beſtimmendes, gebendes Princip, der andere als beſtimmtes, empfangendes verhält. Uebrigens, da wir die Glieder der Natur nicht überſehen, kann wohl auch dasjenige höchſt organiſch und Theil eines allgemeinen Lebens ſeyn, was wir für unbelebt und unorganiſch halten: ſo daß wir den Begriff des Geſchlechts nicht an unſern Begriff des Lebens binden müſſen. Um es mit Einem Worte auszuſprechen: ſo iſt überall *Geſchlecht* wo *Zeugung* iſt. Zeugung aber iſt in der ganzen Natur; oder vielmehr dieſe ſelbſt iſt nichts als ein unendlich mannigfaltiger Zeugungsact, der ſogar unter dem Scheine von Zerſtörung vor ſich geht. So ſind alſo Sonnen und Planeten, der Waſſertropfen und das Staubkorn eben ſo gut Geſchlechts-Weſen als die Thiere und die Pflanzen, weil ſie eben ſowohl als dieſe Zeugungs-Weſen ſind. Denn wird nicht z. B. der Schoos unſerer mütterlichen Erde durch den befruchtenden Stral der Sonne, und allein durch ihn, aufgeſchloſſen und zu den mannigfaltigſten Erzeugniſſen geweckt? Entſteht nicht aus dem verwitterten Steine, der uns todter Staub ſcheint, und aus dem Waſſertropfen, den er in ſich aufnimmt, eine junge, neue Geſtaltung, der Erſtling der Vegetation? Ja gehen nicht in dem Innern der Erde ſelbſt unaufhörlich neue Zeugungen vor, indem entgegengeſetzte Kräfte ſich einander vermählen? Woher die Verkalkungen, die Cryſtalle, die gewächsartigen Geſtaltungen der Mineralien? Ueberall finden wir ein Einwirken, ein ſich Anſchließen fremder Stoffe (Kräfte) an etwas Heimiſches, Mütterliches, und überall Verwandlungen dieſes Mütterlichen zu neuen Geſtalten; überall, wo nicht *entwickeltes*, doch *keimendes* Geſchlecht. ff.

das Männliche im Verhältniß zu dem Weiblichen das Stärkere, jenes ſich Unterwerfende, das aus ſich hinaus auf das Weibliche Uebenwirkende, das Belebende, Begeiſtigende. Das Weibliche, im Verhältniß zu dem Männlichen, iſt das Zärtere, jenem ſich Unterwerfende, das Aufnehmende, Fortbildende, Ernährende und endlich Gebärende. Dieſe Grundcharaktere beider Geſchlechter, die aus ihrem Begriff und ihrer Beſtimmung nothwendig hervorgehen, ſchimmern in verſchiedenen Graden von Helligkeit bei allen Gattungen lebender Weſen durch, bis ſie im Menſchen auf eine der menſchlichen Würde angemeſſene Weiſe am höchſten geſteigert und in den feinſten Schattirungen ſowohl im Körperlichen als auch bis zum Geiſtigen überſchreitend, ſich am klarſten offenbaren. Daher erſcheint der Mann ſchon im Phyſiſchen als der Stärkere, ſein Knochenbau iſt anſehnlicher und hat mehr Maſſe, ſein Muskelſyſtem iſt feſter und kräftiger, die Bruſt weiter, die Lungen ſind größer, das Herz und das Arterienſyſtem iſt größer und robuſter, die Umriſſe ſeines Körpers ſind ſchärfer, eckiger, das Ganze deſſelben iſt größer und ſtärker. Dagegen iſt das Weib das Zärtere, die Knochen ſind dünne, zur Weichheit geneigter, die Muskeln weicher und ſchwächer, die Bruſthöhle enger, die Lungen kleiner, das Herz und das Arterienſyſtem ſchwächer, dagegen das Venen- und lymphatiſche Syſtem vorherrſchend, die Zwiſchenräume unter der Haut und zwiſchen den einzelnen Theilen ſind fettreicher, daher alle Umriſſe mehr abgerundet, der Wellenlinie näher, das Maß des Körpers im Ganzen kleiner und zarter. Daher der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, bei dem Weibe die der Schönheit eingebildet, und ſchon in dieſer Beziehung gebührt dem weiblichen Geſchlechte der Name des ſchönen mit Recht. Der Geiſt des Mannes iſt mehr ſchaffend, aus ſich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anſtrengungen, zur Verarbeitung abſtracter Gegenſtände, zu weitausſehenden Planen geneigter. Unter den Leidenſchaften und Affecten gehören die raſchen, ausbrechenden dem Manne, die langſamen, heimlich in ſich ſelbſt gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne ſtürmt die laute Begierde; in dem Weibe ſiedelt ſich die ſtille Sehnſucht an. Das Weib iſt auf einen kleinen Kreis beſchränkt, den es aber klarer überſchaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib ſucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder — Liſt. Jener gehört dem geräuſchvollen, öffentlichen Leben, dieſes dem ſtillen häuslichen Zirkel. Der Mann arbeitet im Schweiße ſeines Angeſichts, und bedarf erſchöpft der tiefen Ruhe; das Weib iſt geſchäftig immerdar, in immer ruhender Betriebſamkeit. Der Mann ſtemmt ſich dem Schickſal ſelbſt entgegen, und trotzt ſchon zu Boden liegend der Gewalt; freiwillig beugt das Weib ſein Haupt, und findet Troſt und Hilfe noch in ſeinen Thränen. H.

Geſchmack, Geſchmackskritik. Wird in zwiefacher Bedeutung genommen, in phyſiologiſcher und äſthetiſcher. In phyſiologiſcher Bedeutung verſteht man darunter das Vermögen, durch den Geſchmacksſinn, deſſen Organ die Zunge iſt, gewiſſe Eigenſchaften und Beſchaffenheiten der Gegenſtände (Schärfe, Säure, Salzigkeit, Süßigkeit, Bitterkeit u. ſ. w.) wahrzunehmen. Die an dem obern Theil und auf dem Seitenrande der Zunge befindlichen Nervenwärzchen ſind es, welche die Empfindung des Geſchmacks hervorbringen. Die Drüschen der Zunge ſchmelzen die Salze, welche dann aufgelöſt in die Nervenwärzchen eindringen und jene Empfindung verurſachen.

durch drei Nerven, die an jeder Seite in die Zunge laufen, und mit dem Gehirn und Rückenmark in Verbindung ſtehen, wird der erregte Eindruck weiter geleitet. In äſthetiſcher Bedeutung verſteht man unter Geſchmack das Vermögen, das Schöne an den Gegenſtänden zu beurtheilen. Es kann befremden, daß man zwei ſo verſchiedene Vermögen mit demſelben Namen bezeichnet hat, und man kann fragen, ob dies aus Zufall oder Abſicht geſchehen ſey? Unſtreitig aus Abſicht, denn bei genauerer Reflexion ergibt ſich eine Aehnlichkeit zwiſchen jenem phyſiologiſchen und dieſem äſthetiſchen Geſchmack. Es iſt hier und dort etwas für uns Angenehmes oder Unangenehmes, was wir unterſcheiden, und dort wie hier unterſcheiden wir beides nur ſehr unbeſtimmt, indem ſich die Unterſcheidung mehr auf unſer Gefühl als auf den Gegenſtand ſelbſt gründet. Daher ſagt man auch, daß ſich über den Geſchmack nicht ſtreiten laſſe. In der That läßt ſich nur über das ſtreiten, wofür man Gründe vorbringen kann, die den Gegner zur Annahme einer Meinung gewiß beſtimmen können; welche Gründe aber könnte ich wohl für die Behauptung anführen, daß Zucker ein angenehmes Gefühl errege, außer dem, daß es meinem eignen Gefühl ſo vorkommt? Dieß wird mir der Gegner nicht abläugnen; er ſagt mir aber, daß es bei ihm der entgegengeſetzte Fall ſey, und ſeine Behauptung hat für ihn denſelben Werth, wie die meinige für mich. Dieſer Umſtand hat nicht wenig Verwirrung in der äſthetiſchen Geſchmackslehre verurſacht. Weil das Schöne uns auch angenehm iſt, hielt man das Schöne und das Angenehme für einerlei, und der ſchwankende Ausdruck äſthetiſch (urſprünglich: was durch Empfindung wahrgenommen werden kann) kam dem trefflich zu ſtatten. Eine Erfahrung aber, die man häufig zu machen Gelegenheit findet, hätte allein ſchon hingereicht, bedenklich zu machen. Es iſt doch wohl eine auffallende Erſcheinung, daß die Menſchen in ihren Urtheilen über das Schöne zwar vielleicht weniger einig ſind, als in ihren Urtheilen über das Angenehme, daß ſie aber dennoch bei jenen weit mehr Anſpruch auf Anderer Beiſtimmung machen, als bei dieſen. In Anſehung des Schönen macht faſt Jedermann Anſprüche auf Allgemeingiltigkeit ſeiner Urtheile, in Anſehung des Angenehmen Niemand. Gern laſſen wir es uns gefallen, daß ein Anderer eine Speiſe oder einen Wein nicht angenehm findet, der unſerm Gaumen behagt; wenn er aber z. B. die in den Himmel ſtrebenden Alpen nicht erhaben, den Charakter der Leonore in Göthe's Taſſo nicht ſchön findet, ſo ſprechen wir ihm die Fähigkeit ab, das Schöne und Erhabene zu fühlen, fodern aber doch zugleich, daß er dieſe Fähigkeit haben ſollte, die wir, durch ein untrügliches Bewußtſeyn überzeugt, für nothwendige Anlagen der menſchlichen Natur halten. Wir können uns auf den Grund dieſer höchſt merkwürdigen Erſcheinung jetzt nicht einlaſſen; wem leuchtet aber nicht aus dem Geſagten ſchon ein, daß etwas in uns ſeyn müſſe, welches verhindert, beide Fälle für gleich zu nehmen, und daß, wenn auch beide Urtheile äſthetiſche genannt würden, beide ſich doch in Anſehung ihrer Giltigkeit weſentlich von einander unterſcheiden. Die Urtheile über das Angenehme haben blos individuelle Giltigkeit, die über das Schöne ſind zwar auch nur einzelne Urtheile, machen aber Anſprüche auf allgemeine Giltigkeit. Beide Urtheile kann man nun zwar inſofern äſthetiſche nennen, weil beide ſich auf Empfindung beziehen, und der Beſtimmungsgrund derſelben nicht in dem Gegenſtande, ſondern in uns liegt (wodurch ſie ſich von den logiſchen oder objektiven Urtheilen unterſcheiden (ſ. Ur-

theil); beide aber unterſcheiden ſich dadurch, daß in dem einen die Beſtimmung des Urtheils von dem bloßen Sinneneindruck abhängt, bei dem andern hingegen die Mitwirkung des Geiſtes eintritt, und daher eben dort bloß individuelle, hier allgemeine Giltigkeit, und eben deshalb auch Mittheilbarkeit. Sind nun aber dieſe Urtheile mittheilbar, haben ſie allgemeine Giltigkeit, ſo wird ſich auch über den äſthetiſchen Geſchmack ſtreiten und etwas über ihn ausmachen laſſen. Wie könnte es auch ſonſt eine Geſchmackslehre geben, d. h. Aufſtellung eines Princips zur Beurtheilung des Schönen und Erhabenen! Nur erwarte man von dem Geſchmacke nicht, daß er leiſte, was er ſeiner Natur nach nicht leiſten kann. Man nennt die Urtheilskraft mit dem eigenen Namen Geſchmack, wiefern ſie ſich in einer beſondern Sphäre auf eine eigenthümliche Weiſe äußert. Als Urtheilskraft überhaupt ſtellt der Geſchmack einen einzelnen Fall unter eine allgemeine Regel, aber auf eine eigenthümliche Weiſe, weil es in einer beſondern Sphäre geſchieht, in der Sphäre des Schönen. Der Geſchmack fällt ſeine Urtheile in der unmittelbaren Betrachtung des ſchönen oder nicht-ſchönen Gegenſtandes, durch Reflexion über das Verhältniß deſſelben zum Gemüthe des Betrachtenden (alſo zum Subjekte), und durch Vergleichung ähnlicher Gegenſtände mit dem gegenwärtigen. Sein Princip iſt daher nicht eine objektive, ſondern eine ſubjektive Idee; er kann nicht geſetzgebend, ſondern bloß kritiſch oder unterſuchend verfahren; ſeine Regeln ſind keine Begriffe, ſondern Anſchauungen in den beſten Muſtern des Geſchmacks, an denen der Kunſtſinn ſich praktiſch bilden muß. (Die Erklärung ſ. unter Urtheil.) Durch dieſe Bildung unterſcheidet ſich der Geſchmack weſentlich von dem Schönheitsgefühl. Dieſes geht blos auf eine Naturanlage, der Geſchmack auf Ausbildnng; bei jenem bleibt oft der bloße Kunſtfreund ſtehen, dieſer kommt dem Kenner zu; der Künſtler muß beide vereinigen, fängt mit dem Schönheitsgefühl an und vollendet mit dem Geſchmack. Wer eine zartere Naturanlage zum Schönheitsgefühl hat, der iſt ein äſthetiſcher Menſch; wer dieſe Anlage durch prüfende Betrachtung ſo ausgebildet hat, daß ihm ſtets nur das echt Schöne genügt, iſt ein Mann von Geſchmack. Man kann aber ein Mann von Geſchmack, und darum doch noch kein Kunſtkenner ſeyn. Wir haben nämlich in der ſchönen Kunſt zwei Elemente zu unterſcheiden, das äſthetiſche und das techniſche. Das erſte wird beurtheilt im Gefühl, das andere durch den Verſtand nach Begriffen. Dort iſt alſo ein äſthetiſches, hier ein logiſches Urtheil. Es ergibt ſich daraus, daß ein Kunſturtheil weder ein bloß äſthetiſches, noch ein bloß logiſches, ſondern ein aus beiden gemiſchtes iſt, da es ſowohl das Techniſche als das Schöne eines Kunſtwerks angeht. Die Geſchmackskritik hat es daher lediglich mit den Verhältniſſen des Werkes zu den Bedingungen im Gemüthe zu thun, unter denen wir einen Gegenſtand als ſchön beurtheilen; die Kunſtkritik ſchließt auch das mit ein, was an der Darſtellung bloß techniſch und praktiſch iſt, und bloß nach Begriffen beurtheilt wird. Hiedurch unterſcheidet ſie ſich weſentlich von der Geſchmackskritik. Wenn man dieſe Unterſcheidungen genau faßt, ſo wird man ſich leicht aus den widerſprechenden Urtheilen, welche Kunſtfreunde und Künſtler fällen, das Wahre ausmitteln, und dadurch zum Kunſtkenner reifen. Der Künſtler legt einen hohen Werth auf das Techniſche und Praktiſche, weil er ſich der großen Mühe bewußt iſt, die es ihm gekoſtet hat, hierin einen Grad von Vollkommenheit zu erlangen, während er das, was

das Kunſtwerk zum Schönen macht, ohne Mühe, wie durch Eingebung, erhielt. Der Kunſtfreund legt eben auf dies den größten Werth, weil es unmittelbar zu ſeinem Gemüthe ſpricht, und er das Techniſche und Praktiſche nur bedingungsweiſe ſchätzt, und vielleicht die damit verbundene Mühe nicht einmal kennt. Daher ſo viele einſeitige Urtheile über ſchöne Kunſtwerke. dd.

Geſchütz. Schon die Alten bedienten ſich gewiſſer Wurfmaſchinen, der Baliſten und Catapulten, bei Belagerungen der Städte und in Feldſchlachten. Sie ſchleuderten damit theils Feldſtücke und Steine von oft ungeheurer Größe, theils große Pfeile. Letzteres geſchah mit den Catapulten, die im Allgemeinen einer großen Armbruſt glichen, das Geſchoß in horizontaler Richtung forttrieben und die Stelle unſerer Kanonen vertraten. Die Baliſten hingegen warfen Steine, Bränder u. dgl. im Bogenſchuß, und glichen demnach unſern Mörſern. Oft warf man auch nach Art unſerer Kartätſchen eine Menge Steine damit auf ein Mal. Nach der Erfindung des Schießpulvers trat an die Stelle dieſer Maſchinen das allerdings ungleich wirkſamere Feuergewehr, deſſen verſchiedene Gattungen unter den einzelnen Rubriken nachzuſehen ſind.

Geſchwader heißt beim Seeweſen eine Anzahl, beſonders von einer Flotte abgetheilter Schiffe, welche unter einem Viceadmiral oder Flaggenofficier ſtehn. Daher ſind bei einer zum Treffen geordneten Flotte der Vortrab, das Mitteltreffen und der Nachtrab eben ſo viele Geſchwader. Bei Landarmeen heißt Geſchwader ein kleiner Haufen Reiterei, doch iſt dieſer Ausdruck wenig mehr üblich.

Geſchwornengericht, ſ. Jury.

Geſechster Schein heißt der Stand zweier Planeten, wenn ſie um 60 Grade im Thierkreiſe von einander entfernt ſtehen.

Geſellſchaft überhaupt iſt eine Vereinigung von Individuen zu einem gemeinſamen Zwecke. Es gibt daher ſo viele Arten von Geſellſchaften, als es Zwecke gibt, zu welchen ſich Individuen vereinigen können. Die gewöhnlichen, ſchlechtweg ſogenannten Geſellſchaften haben bloß den unbeſtimmten und untergeordneten Zweck, einer gegenſeitigen Unterhaltung durch Beiſammenſeyn, Geſpräch, Spiel, Tanz, Eſſen, Trinken u. dergl. Beſtimmtere und höhere Zwecke haben die eheliche und die mit ihr verknüpfte häusliche, die bürgerliche und die religiöſe Geſellſchaft. Die erſte, welche auch Familie heißt, bezieht ſich auf Erhaltung der Menſchengattung durch Vereinigung der Individuen verſchiedenen Geſchlechts; die zweite, welche auch Staat heißt, auf Schutz und Sicherheit der Rechte; die dritte, welche auch Kirche heißt, auf Beförderung der ſittlich-religiöſen Kultur. Außer dieſen Hauptarten der Geſellſchaft, welche von der Vernunft ſelbſt geboten ſind, und daher überall angetroffen werden, wo Menſchen von einiger Vernunftbildung beiſammen leben, gibt es auch noch eine Menge von geſelligen Verbindungen, die ſich auf allerlei beliebige Zwecke beziehn, als: artiſtiſche, literariſche, merkantiliſche und andre Geſellſchaften. Wiefern die Menſchengattung überhaupt ein auf der Oberfläche der Erde zuſammen wohnendes und wirkendes Ganze vernünftiger Weſen ausmacht, nennt man jene Gattung auch die menſchliche Geſellſchaft. Von den vernunftloſen Thieren braucht man das Wort Geſellſchaft eigentlich nicht, ob ſie gleich durch den Inſtinkt auch in gewiſſe Haufen oder Heerden zuſammengeführt werden. Denn ſie haben kein Bewußtſeyn von beſtimmten Zwecken, um ſich zur Erreichung

derſelben durch gemeinſchaftliche Thätigkeit nach einer beſtimmten Regel zu vereinigen. D.

Gelehrte Geſellſchaften waren vor dem 16. Jahrhundert eine ſehr ſeltene Erſcheinung in Europa, vermehrten ſich aber ſeit dieſer Zeit ungemein. Wer würde läugnen wollen, daß wir mehreren derſelben gründliche und tiefe Unterſuchungen, Erfindungen und Entdeckungen, und mithin Erweiterung der Wiſſenſchaften verdanken! Eben ſo wenig aber läßt ſich läugnen, daß manche, nur aus Nachahmungsſucht entſtanden, ſchwerlich an etwas anderes erinnern können, als an die berüchtigte Sotſchetät, zu deren Direktor Siegfried von Lindenberg den Ludimagiſter ernannte. Es würde daher nur Zeit- und Raumverderb ſeyn, alle dieſe Geſellſchaften hier namhaft machen zu wollen. Die berühmteſten derſelben, die ſich den Namen der Akademien geben (die dann nicht mit Univerſitäten zu verwechſeln ſind, denn auf den Univerſitäten ſollen alle Wiſſenſchaften den Schülern gelehrt werden, die Akademien beſtehen bloß aus Meiſtern, welche für höhere Vollkommenheit einer oder einiger beſtimmter Wiſſenſchaften arbeiten ſollen) ſind unter dem Artikel Akademie bereits angezeigt worden. Von den eigentlichen gelehrten Geſellſchaften, d. i. ſolchen, die auch wirklich dieſen Titel führen, ſind vornehmlich bemerkenswerth: die königliche Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen (1750), die fürſtl. Jablonowskiſche Geſellſchaft zu Leipzig (1771), die naturforſchenden Geſellſchaften zu Danzig (1720), Zürich (1747) und Berlin. In Großbritannien und Irland ſind die königlichen Geſellſchaften der Wiſſ. zu London (1645), Dublin (1739) und zu Edinburgh; die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher zu London (1751) und die literariſche und philoſophiſche Geſellſchaft zu Mancheſter (1781) die bedeutendſten. In den Niederlanden zeichnen ſich aus die zu Harlem (1752), Vliesſingen (1769), Rotterdam (1769), Brüſſel (1772) und Amſterdam. Für Dänemark und Norwegen iſt eine zu Kopenhagen (1742, erneuert 1776) und Drontheim (1760) geſtiftet; für Schweden zu Upſala (1728). Aus Europa gingen ſie auch in andre Welttheile über. In Aſien ſind eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften zu Batavia (1778) und eine Geſellſchaft der Wiſſ. zu Calcutta in Bengalen (1784), der wir bedeutende Aufſchlüſſe über Indien und den Geiſt des Orients überhaupt verdanken. Amerika hat ſeit 1769 eine philoſophiſche Geſellſchaft zu Philadelphia. dd.

Geſellſchafts-König oder -Vogt war eine Würde bei den Turnieren der Deutſchen. Der Adel war dabei nach 4 Nationen eingetheilt, in den rheiniſchen, fränkiſchen, baieriſchen und ſchwäbiſchen, und dieſe hießen die 4 Geſellſchaften. Jede hatte einen Turnierkönig; unter dieſem ſtanden 3 Geſellſchaftskönige, deren alſo 12 waren, und dieſe führten die Aufſicht über die Ritter und Knappen, welche Geſellſchaftsknechte hießen. Jede Geſellſchaft hatte ihr beſonderes Abzeichen, das der Ritter vergoldet, der Knappe weiß am Hals oder der Kopfbedeckung trug. (Schubert de ludis equestr. 12. 15.)

Geſellſchaftsvertrag. Societät oder Geſellſchaft iſt ein Vertrag, durch welchen zwei oder mehrere Perſonen Geld, Sachen oder Dienſtleiſtungen des gemeinſamen Vortheils wegen zu einem erlaubten Zweck beitragen. Die Verabredung, daß Einer den ganzen Gewinn haben oder von allem Beitrage zum Verluſt befreit ſeyn ſoll, die ſogenannte Löwengeſellſchaft, iſt ungiltig; auch müſſen alle Intereſſenten nothwendig etwas beitragen, weil ſonſt in Hinſicht auf den,

der nichts beiträgt, eine Schenkung, keine Societät vorhanden seyn würde. Alle Compagnie-Handlungen, gemeinſchaftliche Fabriken u. ſ. w. beruhen auf ſolchen Geſellſchaftsverträgen, welche übrigens, wie alle Gütergemeinſchaft, den Haß unſerer Geſetze gegen ſich haben, ſo daß die gemeinen Rechte jedem Compagnon erlauben, aus der Societät zu treten, wenn er auch die Societät mit der ausdrücklichen Bedingung, nie herauszutreten, geſchloſſen hätte: doch muß der Heraustritt ohne Gefährde und nicht zur Unzeit geſchehen. Der Code Napoleon disponirt ſehr beſtimmt und ſingulair über den Geſellſchaftsvertrag. Z. B. Beträgt die Societät mehr als 150 Franken, ſo iſt des Beweiſes wegen Handſchrift vorgeſchrieben. Der Geſetzgeber glaubt durch den verbotenen Zeugenbeweis auch hier eine reiche Quelle von Proceſſen zu verſtopfen. Die allgemeine Geſellſchaft begreift alles gegenwärtige Vermögen der Contrahenten, von dem künftigen aber in der Regel bloß den Genuß, nicht den ausſchließlichen Beſitz. Es kann eine ſolche Geſellſchaft, die wieder allgemeine Güter- oder allgemeine Erwerbsgeſellſchaft ſeyn kann, nur zwiſchen ſolchen Perſonen Statt finden, welche gegenſeitig die Fähigkeit haben, ſich etwas zu ſchenken und geſchenkt zu erhalten, und welchen es nicht verboten iſt, ſich zum Nachtheil einer dritten Perſon Vortheil zu verſchaffen, weil ſonſt das geſetzliche Verbot unter dem Schein einer Societät würde umgangen werden. Beſondere Geſellſchaft iſt diejenige, welche ſich nur auf einzelne beſtimmte Gegenſtände, oder auf deren Gebrauch und davon zu hoffende Nutzungen bezieht. Auch der Vertrag gehört hieher, wodurch ſich mehrere Perſonen entweder zu einer gewiſſen beſtimmten Unternehmung, oder zur Betreibung eines Handwerks oder Gewerbes vereinigen. Ein jeder Theilnehmer der Societät iſt vom Augenblick des geſchloſſenen Vertrags an verbunden: 1) Alles dasjenige, was er in dieſelbe einzulegen verſprochen hat, zu entrichten; 2) das der Geſellſchaft zukommende Vermögen auf keine Weiſe in Anſpruch zu nehmen oder zu beeinträchtigen, ſondern das Intereſſe der Geſellſchaft jederzeit vorzuziehen; 3) allen ihr durch ſeine Schuld zugezogenen Schaden zu erſetzen, ohne dagegen die etwa verſchafften Vortheile in Anrechnung zu bringen; 4) den Verluſt der Geſellſchaft nach Verhältniß des Beitrages zum Geſellſchaftsfonds und dadurch zu beſtimmenden Gewinnes tragen zu helfen. Eine Geſellſchaftsſchuld kann in der Regel, d. h. wenn die Societät keine Handlungsgeſellſchaft iſt, nur aus einer Handlung aller einzelnen Mitglieder entſtehen. Ein einzelnes Mitglied kann die Societät nicht anders verbindlich machen, als wenn es entweder dazu bevollmächtigt iſt, oder die eingegangene Verbindlichkeit zum Vortheil der ganzen Geſellſchaft gereicht hat. Die einzelnen Mitglieder übernehmen die Geſellſchaftsſchuld in der Regel zu gleichen Theilen, es müßte denn ausdrücklich verabredet ſeyn, daß ſie bloß nach dem Verhältniß ihres Antheils verbindlich ſeyn ſollten. Was auf der andern Seite die Rechte der Geſellſchaften betrifft, ſo hat ein jedes Mitglied 1) das Recht, den auf ihn fallenden Antheil am Gewinne zu fodern. Iſt darüber nichts ausdrücklich beſtimmt, ſo richtet ſich der Gewinn nach dem zur Geſellſchaft hergegebenen Beitrag, und derjenige, welcher bloß ſeine Dienſtleiſtungen beitrug, bekommt ſo viel, als derjenige, welcher am wenigſten Sachen oder Geld hergab; 2) das Recht, ſich wegen der zum Beſten der Geſellſchaft gemachten Auslagen, eben ſo wegen der im Namen der Geſellſchaft geführten Geſchäfte und wegen des unmittelbar für ihn entſtehenden Verluſtes,

an die Geſellſchaft zu halten. Die Societät wird aufgehoben: 1) durch den Ablauf der Zeit, auf welche ſie contrahirt worden iſt; 2) durch den Untergang des Gegenſtandes derſelben, oder die Vollbringung des Geſchäfts; 3) durch den natürlichen Tod eines der Geſellſchafter; 4) durch den bürgerlichen Tod, die Interdiction, oder den gänzlichen Verfall des Vermögens eines derſelben; 5) durch den von einem oder von allen Mitgliedern erklärten Willen, nicht mehr in der Geſellſchaft zu bleiben. Die Theilung des Vermögens der getrennten Societät geſchieht nach denſelben Grundſätzen, die von der Erbſchaftstheilung gelten. A et O.

Geſetz, das; iſt überhaupt betrachtet eine allgemeine Regel, wodurch die Wirkſamkeit gewiſſer Kräfte beſtimmt iſt. Sind dieß bloße Naturkräfte, ſo heißt auch das Geſetz ein Naturgeſetz; ſind es aber die Kräfte vernünftiger und freier Weſen, ſo heißt das Geſetz ein Freiheitsgeſetz. Die Freiheitsgeſetze werden aber ſelbſt wieder in natürliche und poſitive (oder willkührliche) eingetheilt, je nachdem ſie aus der bloßen Vernunft (der innern Natur eines vernünftigen Weſens) oder aus der Willkühr (der Macht eines äußern Geſetzgebers) hervorgehn. Es gibt daher in Beziehung auf freie Weſen, wie der Menſch, eine doppelte Geſetzgebung (Legislation), eine innere und eine äußere. In Rückſicht auf die erſte iſt der Menſch ſein eigner Geſetzgeber; in Rückſicht auf die zweite iſt der Menſch der Autorität eines fremden Geſetzgebers unterworfen. Das letztere findet nur in beſtimmten geſelligen Verhältniſſen, beſonders den bürgerlichen, oder im Staate, Statt. Hier iſt das Geſetz nichts anders als der Ausdruck des allgemeinen Willens, wiefern dieſer für jeden einzelnen Willen der höchſte iſt und als ſolcher verbindliche Kraft hat; der Geſetzgeber aber iſt nichts anders als der Stellvertreter des allgemeinen Willens, oder das Organ, durch welches ſich dieſer verlautbart. Da aber ein unvernünftiger Wille nie als ein allgemeiner und höchſter Wille von vernünftigen Weſen betrachtet werden könnte, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die äußere (oder poſitive) Geſetzgebung die innere (oder natürliche) zu ihrer Richtſchnur nehmen, und dieſe bloß den beſondern Verhältniſſen des Staats und ſeiner Bürger anpaſſen muß. Die Theorie der Geſetzgebung haben Plato, Cicero, Montesquieu, Filangieri, Zachariä, Bergk u. A. bearbeitet. Unter den Geſetzbüchern ſind vornehmlich das Römiſche Corpus juris, das allgemeine Preußiſche Landrecht und der Code Napoleon bemerkenswerth. D.

Geſetzgebung. Geſetz überhaupt iſt die Erklärung des poſitiven Willens der höchſten Staatsgewalt oder eine allgemein giltige Regel für die äußern freien Handlungen der Bürger unter ſich. In Deutſchland ging ſonſt die Reichsgeſetzgebung von Kaiſer und Reich, die Territorialgeſetzgebung aber von der Landeshoheit aus, doch hatten bei dieſer in manchen Staaten die Landſtände ein Votum consultativum (rathgebende Stimme), ja in manchen Dingen, z. B. in Steuerſachen eine entſcheidende Stimme. Sonſt ſtritten auch die Deutſchen Publiciſten ſcharf über die Frage: „Ob der Fürſt für ſeine Perſon an ſeine Geſetze gebunden ſey?“ und als der würdige Hofrath Schnaubert in Jena in einer bekannten Diſſertation de principe legibus suis subjecto die Bejahung dieſer Frage mit ſiegenden Gründen des allgemeinen Staatsrechts verfocht, ſo waren etliche Duodezmonarchen ſo ſchwach, den Reichsfiscal gegen dieſen freimüthigen Publiciſten aufregen zu wollen. Die jetzige Souverainetät der reſti=

renden Deutſchen Regenten, welche ihnen die unbewundene legislative Gewalt verleiht, kann dieſen Grundſatz nicht ändern, bloß der Despot dünkt ſich über das Geſetz, und jede Dispenſation, wenn ſie nicht kraft legalen Vorbehalts geſchieht, iſt eine Despotie. Null und nichtig aber iſt jedes Geſetz, welches die unveräußerlichen Menſchenrechte verletzt oder den Staatszweck aufhebt. Auch darf kein Geſetz auf vorhergegangene Fälle bezogen werden. Der Code Napoleon enthält über Geſetz und Geſetzgebung treffliche, helle Principien, welche der Form des Ganzen entſprechen. Denn nach der neuern Franzöſiſchen Staatsverfaſſung müſſen die Geſetze im eigentlichen Sinne (loix) vom Kaiſer der geſetzgebenden Verſammlung im Entwurfe vorgelegt und von dieſer ſanctionirt werden. Die Rechtsgiltigkeit der Geſetze gründet ſich alſo auf die ausdrückliche Sanction der geſetzgebenden Behörde und die darauf vom Kaiſer erfolgte Promulgation. Durch die Sanction, d. h. die von der geſetzgebenden Verſammlung geſchehene Billigung eines Vorſchlages (Dekretirung) erhält das Geſetz ſein Daſeyn, und datirt ſich alſo auch von derſelben, iſt aber noch nicht zur Anwendung geeignet. Die Promulgation, d. h. der Befehl des Regenten, daß das Geſetz vollzogen werden ſoll, gibt demſelben Authenticität, begründet folglich die Möglichkeit ſeiner Anwendung, und verleiht daher ein Recht, ſich nach demſelben zu richten (les loix sont exécutoires). Die Nothwendigkeit der Anwendung wird eine Pflicht, das Geſetz zu befolgen (les loix seront exécutées); die eigentliche Publikation entſteht aber in jedem einzelnen Departement erſt nach dem Ablauf einer ſolchen Friſt, binnen welcher die Promulgation in dem Departement bekannt werden konnte. Dieſe Friſt richtet ſich aber nach der Entfernung des Hauptorts eines jeden Departements von der Reſidenz. Die Senatusconſulta, im Gegenſatz zu den Geſetzen in engerer Bedeutung, ſind Geſetze, die der Senat auf die von der Regirung ihm vorgelegten Vorſchläge erläßt, ſie haben nur das Verfaſſungs- und Regirungsrecht zum Gegenſtande. Die kaiſerlichen Dekrete oder Verordnungen, die der Kaiſer ohne Zuziehung des Senats oder der geſetzgebenden Verſammlung erläßt, haben dieſelbe verbindende Kraft, wie Senatusconſulta und Geſetze in engerer Bedeutung. Eine beſondere Art derſelben ſind die kaiſerlichen Statuten, welche die Organiſation des kaiſerlichen Hofſtaats oder die Pflichten der kaiſerlichen Familie zum Gegenſtand haben. A et O.

Geſicht. Durch dieſen Sinn, der unter allen äußern unſtreitig der edelſte iſt, werden wir in den Stand geſetzt, die Gegenſtände vermittelſt des Lichts wahrzunehmen. Durch ihn erhält unſere Seele die mehreſten Begriffe, durch ihn ſtellen wir die wichtigſten Erfahrungen über phyſikaliſche Gegenſtände an, durch ihn genießen wir die ſchönſten Freuden der Natur. Sein Verluſt fällt uns daher auch unter allen am ſchwerſten. Das Werkzeug dieſes edeln Sinnes iſt das Auge, deſſen künſtlichen Bau wir in einem eignen Artikel ausführlich beſchrieben haben. S. Auge.

Geſichtspunkt nennt man den Punkt, von welchem aus ein Gegenſtand geſehen wird. Daß, je nachdem dieſer Punkt verändert wird, der Gegenſtand ſich verſchieden darſtellt, lehrt die tägliche Erfahrung. Jede Kunſt, welche Gegenſtände im Raume neben einander oder hintereinander darſtellt, hat daher den Geſichtspunkt wohl zu beobachten, weil ſonſt die Wahrheit, und unter mehreren möglichen den ſchönſten zu wählen, weil ſonſt die Schönheit leiden würde. In den

meiſten Gemälden liegt er in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meiſten hervorragen. S. übrigens Perſpective. dd.

Geſims iſt die aus verſchiedenen Gliedern beſtehende Bekrönung einer Wand oder Einfaſſung einer Oeffnung, eines Fenſters, einer Thür. Es iſt eine weſentliche Verzierung, und dient zur Bekränzung der Theile, damit ſie vollendet erſcheinen und ein Ganzes werden. Jedes Geſims muß ununterbrochen fortlaufen, ohne von einem Fenſter oder ſonſtigen Verzierungen durchſchnitten zu ſeyn. Die einzelnen Glieder deſſelben müſſen ſich ungezwungen zu einem ſchönen Ganzen vereinigen. Man unterſcheidet nach den Orten, wo ſie angebracht ſind, mehrere Arten von Geſimſen. Das Haupt- oder Dachgeſims krönt das Gebäude zu oberſt, und iſt nicht mit dem Gebälk zu verwechſeln, deſſen oberſten Theil oder Kranz es ausmacht. Seine Höhe muß mit der Höhe des ganzen Gebäudes in einem richtigen Verhältniß ſtehen, und nach Beſchaffenheit den achten bis zwanzigſten Theil der letztern betragen. Zu der Auslaufung der Glieder oder dem Vorſprunge des Simſes nimmt man die ganze Höhe des Simſes, wenn dieſer nur aus einem Kranze beſteht; denn wenn es auch verſtattet iſt, etwas weniger zu nehmen, ſo muß man ſich doch ja hüten, zu wenig zu nehmen, wodurch der Sims ein mageres, dürftiges Anſehn bekommt. Iſt er aber ein Gebälk (bei Säulen und Pilaſtern), oder hat er die Eintheilung eines Gebälks, ſo bekommt er, was die Ausladung betrifft, die ihm als Gebälk gehörigen Verhältniſſe. Die Conſtruction des Hauptgeſimſes richtet ſich in Anſehung ſeines Reichthums nach dem Charakter des Gebäudes. Das Gurt- oder Balkengeſims iſt das zwiſchen zwei Stockwerken befindliche. Es beſteht nur aus wenigen Gliedern und kann 12 bis 18 Zoll Höhe haben. Seine Auslaufung muß wenigſtens den dritten Theil ſeiner Höhe betragen. Die Geſimſe an den Wänden der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilaſtern geziert ſind, nach den Gebälken der Säulen gebildet. Iſt dieſes nicht, ſo bekommen ſie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälks ähnlich gemacht und können den ſechszehnten bis achtzehnten Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Dieſer Sims muß noch eine Hohlkehle über ſich haben. Fußgeſimſe faſſen eine Wand über dem Fußboden ein, und beſtehen gemeiniglich aus einer Zocke, worauf einige Glieder folgen. Ueberhaupt führt dieſen Namen jeder mit Gliedern verzierte Fuß an einem Poſtamente oder Gebäude. Ein Bruſtgeſims iſt die obere aus einigen Gliedern beſtehende Bedeckung eines Geländers. Alle Oeffnungen, als Fenſter, Thüren, Camine, bedürfen eines Geſimſes, um als vollendet zu erſcheinen. An dem obern Theil dieſer Dinge wird oft, noch über der Einfaſſung, ein beſonderer Sims oder Kranz angebracht. Die Camine erhalten alsdann allezeit nur einen nach einer geraden Linie gemachten Kranz. Die Fenſter, Thüren und Niſchen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Giebel erhalten. Dieſe Bedeckung heißt die Verdachung.

Geſinde, Dienſtboten, Dienſtgeſinde, ſind ſolche Perſonen, welche ſich vermöge des Dienſtkontrakts auf eine beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit anheiſchig gemacht haben, gegen Koſt und Lohn, odere andere, beiden gleichzuſchätzende, Emolumente, größere

und geringere häusliche Dienſte und Geſchäfte zu verrichten. Man begreift darunter alle Arten männliche und weibliche Bedienten in den Städten und auf dem Lande, und auf letzterm noch beſonders die Ackervogte, Ackerhofmeiſter, Knechte, Hirten und Mägde. Die wechſelſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche, wenn ſie einſeitig bloß das Geſinde angehen, das Geſinderecht heißen, werden zwiſchen der Herrſchaft und dem Geſinde durch den Dienſtkontrakt begründet, welcher bloß durch die gegenſeitige Einwilligung ſeine verbindliche Kraft erhält, wenn nicht etwa durch beſondere Geſetze oder Gewohnheitsrechte die Vollkommenheit des Dienſtvertrags von der Gebung und Annahme des Miethgeldes oder Miethpfennigs abhängig gemacht iſt. Allein bei der Beſtimmung der rechtlichen Verhältniſſe zwiſchen Herrſchaft und Geſinde kommt es zunächſt auf dasjenige an, was unter ihnen beſonders verabredet worden iſt; dann aber hat man auch inſonderheit auf die Geſindeordnungen und örtlichen Gewohnheiten und Gebräuche Rückſicht zu nehmen. Indeſſen laſſen ſich doch folgende allgemeine Rechtsgrundſätze vom Dienſtkontrakte aufſtellen: 1) Jeder freie und minder freie Menſch kann ſeine Dienſte einem andern verdingen, nur Kinder in älterlicher Gewalt und Unmündige bedürfen dazu der Einwilligung der Aeltern und Vormünder, ſo wie die minderfreien Leibeigenen die Einwilligung ihres Grundherrn nöthig haben. 2) Der Dienſtvertrag wird durch ausdrückliche Worte geſchloſſen, aber er kann ſowohl ausdrücklich als auch ſtillſchweigend fortgeſetzt werden; 3) hat Jemand ſich an zwei Herrſchaften vermiethet, ſo behauptet diejenige den Vorzug, an welche die Vermiethung zuerſt geſchah; 4) vermöge des Dienſtvertrages iſt a) das Geſinde ſchuldig, der Herrſchaft überhaupt Achtung und Gehorſam zu beweiſen, alle derſelben nach den Geſetzen erlaubte, ihrer Körperkraft angemeſſene aufgetragene Arbeit ohne Murren und Widerrede mit Fleiß, Treue und Sorgfalt zu vollbringen, auch allen Schaden möglichſt abzuwenden; denjenigen Schaden aber, welcher bei ſeinen Dienſtverrichtungen aus Vorſatz oder Nachläſſigkeit entſtanden iſt, zu erſetzen; es darf endlich das Geſinde nichts zum Nachtheile der Herrſchaft oder deren Familie unternehmen, derſelben nichts entwenden, keinen böſen Leumund machen, auf den Kredit und Namen der Herrſchaft ohne beſondern Auftrag nichts ausnehmen oder kaufen. b) Genießt das Geſinde in der Regel den Gerichtsſtand ſeiner Herrſchaft, und wird bei Concurſen in der erſten Klaſſe der Gläubiger ſeiner Herrſchaft befriedigt. Dagegen nun iſt c) die Herrſchaft ſchuldig, dem Geſinde während der Dienſtzeit den verſprochenen Lohn und eßbare Koſt zur rechten Zeit und bis zur Sättigung zu reichen, ſo wie auch die Geſchenke, im Fall dergleichen verabredet worden ſind. So wenig die Herrſchaft auch den Schaden zu erſetzen hat, den das Geſinde im Dienſt an ſeinem Körper erleidet, ſo muß ſie doch denjenigen Schaden erſtatten, welchen ſie den Sachen des Geſindes zugefügt hat. Aus den von den Dienſtboten eingegangenen Verträgen mit Fremden, wird die Herrſchaft nicht anders verbindlich, als wenn ſie ihnen entweder dazu beſonders Auftrag gegeben, oder doch wenigſtens dergleichen Geſchäfte ſchon öfters genehmigt hat. Für die einem Dritten bei Ausrichtung der Dienſtgeſchäfte nachtheilig und ſchädlich gewordenen Handlungen des Geſindes haftet die Herrſchaft nur, wenn ſie zu ſolchen Dienſtgeſchäften unfähige und unbrauchbare Dienſtboten gewählt hat, z. B. zu ein paar Pferden einen zehnjährigen Jungen. Uebrigens wird der Dienſtherr-

ſchaft nach den meiſten Particulargeſetzen ein mäßiges Züchtigungsrecht, vorzüglich wider ſolches rohe Geſinde nachgelaſſen, bei welchem der Zweck des Dienſtkontrakts ohne Gebrauch deſſelben nicht füglich zu erreichen iſt. Da indeſſen die Geſetze den Grad dieſes mäßigen Züchtigungsrechts nicht beſtimmt haben, und von Seiten der Herrſchaft die Schranken der Mäßigung ſehr leicht überſchritten werden können, ſo enthalte man ſich lieber dieſer Züchtigung, und brauche die gewöhnlichen Rechtsmittel in ſummariſcher Verfahrungsart, um nicht hungrigen Advokaten in die Hände zu fallen. 5) Der Dienſtvertrag hört ordentlicher Weiſe auf, wenn beide Theile zur rechten Zeit einander aufgekündigt haben, und außerordentlicher Weiſe durch Heirath, anhaltende Krankheit, große Nachläſſigkeit, Unkunde des Dienſtboten in ſeinen übernommenen Geſchäften, Grobheit und ſchlechte Sitten, Grauſamkeit und hartes Betragen der Herrſchaft und andere ähnliche Urſachen mehr. Was nun endlich die außerhalb den Gränzen des Dienſtvertrages liegenden Gebrechen, Mängel und Mißbräuche bei dem Geſindeweſen anbelangt, ſo entfernt dieſe die Geſindepolicei. In dieſer Rückſicht hat dieſelbe darauf zu ſehen, daß a) hinreichendes Geſinde im Lande zu haben iſt, weil der Mangel deſſelben auf den ganzen Nahrungsſtand einen ſchädlichen Einfluß hat. Die Erfahrung lehrt, daß es oft, beſonders zu der Zeit, wo die Arbeiten ſich anhäufen, an Dienſtboten fehlt, was beſonders in wohlfeilen Zeiten der Fall iſt, und dann muß man die ungeheuerſten Foderungen eingehen, wenn man Geſinde haben will. b) Sie muß in jedem Staat eine nach der Verfaſſung deſſelben ausgearbeitete Geſindeordnung bekannt machen und derſelben geſetzliche Kraft geben laſſen. In derſelben muß enthalten ſeyn: aa) Das Verbot, auf eigene Hand zu leben; bb) die Beſtimmung der Kinderzahl, welche Aeltern der untern Stände nur zu Hauſe behalten dürfen, und die übrigen in Dienſt ſchicken müſſen; cc) die Verhältniſſe wegen Annahme und Miethung des Geſindes, der Miethzeit und des Aufgeldes, des Lohnes, der beſtimmten Feſtgeſchenke, der Koſt, der Kleidung, der Aufkündigungszeit, der Abſchiedsſcheine ꝛc.; dd) die Vorſchriften, nach welchen die Policeidiener auf öffentlichen Plätzen, in Schenken, Gaſthöfen, auf Tanzplätzen, in den Kirchen ꝛc. das Geſinde beobachten ſollen, damit unter demſelben die Sittenloſigkeit durch Tanz, Hurerei, Kuppler und Kupplerinnen, Spiel und Trunk nicht einreißen, und daſſelbe bei Erreichung eines gewiſſen Grades endlich nicht zu Verbrechen veranlaßt werden kann. ee) Errichtung einer Anſtalt, in welcher das treue, fleißige und bejahrte, zum weitern Dienen unvermögende Geſinde vermittelſt einer freiwilligen Beiſteuer aller Herrſchaften aufgenommen und verpflegt werden kann. Die nächſte Aufſicht und Vollziehung der Policeimaßregeln hat ein Geſindeamt, eine Geſindeexpedition, oder wie ſie ſonſt heißen mag, die in jeder Stadt, in jedem Flecken und Dorfe vorhanden ſeyn ſollte. Zum Schluſſe fügen wir noch hinzu, daß es für die Herrſchaften eben ſo nachtheilig und ſchädlich iſt, überflüſſige, als zu wenige Dienſtboten zu halten; daß man nicht zu oft mit dem Geſinde wechſele; daß man nicht zu nachſichtig bei ihren Fehlern ſeyn müſſe, weil dadurch das beſte Geſinde verdorben wird, und daß die Herrſchaft ſelbſt die Ordnung lieben und ein kluges, weiſes und ſittliches Betragen in allen Verhältniſſen beweiſen müſſe; denn wie oft ſchon iſt das beſte Geſinde durch buhleriſche Herren und Frauen bis zur gemeinſten Hurerei und endlich zur Verzweiflung gebracht worden. X.

Geſpannſchaften heißen die Provinzen des Königreichs Ungarn. Eine ſolche Geſpannſchaft, in der Landesſprache Warmegye, theilt ſich wieder in zwei oder mehrere Diſtrikte. Jede hat ihren Obergeſpann (oberſten Grafen), einen Untergeſpann (Steuereinnehmer, Rentmeiſter oder Perceptor genannt), Notar, vier obere und vier untere Stuhlrichter. Alle dieſe Beamten müſſen von Adel und in der Grafſchaft angeſeſſen ſeyn. In zwölf Geſpannſchaften iſt die Ehre eines Obergeſpanns erblich, in den übrigen aber entweder mit einem der hohen Reichsämter oder mit der biſchöflichen Würde verbunden, oder der Hof ernennt wen er will aus dem Adel zum Obergeſpann. Die andern Beamten der Geſpannſchaft ernennt der Adel ſelbſt aus dreien, welche der Obergeſpann in Vorſchlag bringt. Siebenbürgen hat gleichfalls die Eintheilung in Geſpannſchaften, desgleichen ein Theil von Slavonien, Syrmien und Croatien, derjenige nämlich, welcher den Generalaten, deren Verfaſſung militäriſch iſt, entgegengeſetzt wird.

Geſpenſter ſind nach der Rockenphiloſophie Seelen der Verſtorbenen, die zuweilen wie ſchattenartige Luftgebilde in der Geſtalt ihrer ehemaligen Leiber, oder auch in jeder andern beliebigen Form, den Lebenden erſcheinen. Doch ſollen auch böſe Geiſter zuweilen die Geſtalt Verſtorbener annehmen, um die Hinterlaſſenen als Geſpenſter zu erſchrecken und zu quälen. Der Geſpenſterglaube hat zu allen Zeiten ſeine Anhänger gefunden, und er hängt unſtreitig mit dem Glauben an Unſterblichkeit genau zuſammen. (S. Fortdauer nach dem Tode.) Man konnte ſich nämlich die Seele nicht als unſterblich denken, ohne ihr irgend eine Form der Exiſtenz zu leihen. Man dachte ſich alſo dieſelbe als etwas Schattenartiges, und nannte daher auch das Todtenreich ein Schattenreich. Man meinte ferner, daß die Seele nicht eher Ruhe habe, oder ins Schattenreich übergehe, als bis der Leichnam des Verſtorbenen zur Erde beſtattet und ihm die gebührende Ehre erwieſen ſey; geſchehe dieſes nicht, ſo ſchwärme die Seele unſtät in der Oberwelt herum, und erſcheine in der Geſtalt des Verſtorbenen, um die Lebenden an ihre Pflicht zu erinnern. Der Aberglaube bildete dann dieſe Meinung immer weiter aus, und ſuchte ſie durch allerhand Erzählungen zu beſtätigen, bei welchen bald unwillkührliche Täuſchungen der Einbildungskraft, bald abſichtliche Täuſchungen liſtiger Betrüger zum Grunde lagen. Auch hat in neuern Zeiten die Kunſt dieſe Erzählungen zu benutzen gewußt, um daraus Geſpenſtermährchen zu bilden. Der Ausdruck Hirngeſpenſt iſt unrichtig. Ein Geſpenſt als ſolches iſt ein Erzeugniß der Einbildungskraft, und heißt daher ein Hirngeſpinnſt, weil es ſich gleichſam im Gehirne deſſen entſpinnt, der es ſieht oder hört.

Geſperrtes Handwerk, ſ. Handwerk.

Geſpilderecht, eine Art Nähe-Recht, beſteht darin, ein von unſerm Felde abgeriſſenes und veräußertes Stück, das an einen Auswärtigen verkauft worden, zurückzufodern, damit es mit dem Ganzen wieder vereinigt werde.

Geſpräch, ſ. Dialog.

Geßner, Conrad von, ein berühmter Polyhiſtor, wurde geboren zu Zürich 1516. Nachdem er hier, zu Strasburg, Bourges und Paris ſtudirt hatte, erhielt er in ſeiner Vaterſtadt ein Schulamt, das ihn in großer Dürftigkeit ließ. Um dieſer zu entgehen, ging er

nach Baſel, ſtudirte Medicin, wurde hierauf Prof. der griechiſchen Sprache zu Lauſanne, und endlich Prof. der Philoſophie und praktiſcher Arzt in Zürich, wo er den 13. Dec. 1565 ſtarb. Arzneikunde, Philologie, Literairgeſchichte waren die Fächer, in denen er arbeitete, und in der letzteren brach er durch ſeine Bibliotheca universalis, s. catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica extantium et non extantium vett. et recent. (Zürich, 1545—48, 2 Bde. Fol.) die Bahn. Die Naturgeſchichte aber erweckte er gleichſam wieder, nachdem ſie ſeit Jahrhunderten geſchlummert hatte. Ueberall ſchöpfte er entweder aus eigenen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Als Botaniker übertraf er alle Vor- und Mitlebenden, durchſtrich faſt alle Gegenden Europa's, um zu ſehen und zu ſammeln, legte, ungeachtet ſeiner beſchränkten Glücksumſtände, einen botaniſchen Garten voll ſeltner Pflanzen an, unterhielt einen Zeichner und Maler, und legte das erſte Naturalienkabinet an. Er iſt der erſte Erfinder der botaniſchen Methode, indem er das Pflanzenreich, nach dem Charakter des Saamens und der Blume, in Geſchlechter, Arten und Claſſen ordnete. Die Arzneikräfte der Pflanzen vernachläßigte er nicht, ſondern machte Verſuche an ſich ſelbſt und dann an andern. Außerdem ſchrieb er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandſchaft der Sprachen, und edirte und kommentirte mehrere alte Schriftſteller. Bei ſeinen großen und ſeltenen Verdienſten, wegen deren er ein Jahr vor ſeinem Tode in den Adelſtand erhoben wurde, war er ein ſehr beſcheidener Mann, und eben ſo dienſtfertig als lernbegierig. (S. Meiſters berühmte Züricher, Bd. 1. S. 277—299.)

Geßner, Johann Matthias, dieſer Humaniſt von ausgezeichneten kritiſchen, grammatiſchen und hiſtoriſchen Einſichten, wurde geboren zu Roth im Ansbachiſchen den 9. April 1691, und ſtarb den 5. Aug. 1761 zu Göttingen. Nachdem er ſeine Studien in Jena vollendet hatte, wurde er 1715 Conrector und Bibliothekar zu Weimar, 1728 Rector des Gymnaſiums zu Ansbach, 1730 Rector der Thomasſchule in Leipzig, 1734 Prof. der Beredſamkeit an der neu errichteten Univerſität zu Göttingen, und erhielt 1756 den Charakter als Hofrath. Die Verbeſſerung des gelehrten Unterrichts und das Studium der alten Sprachen betrieb er mit eben ſo viel Einſicht als Eifer, und wies die Jünglinge ſchriftlich und mündlich an, die Alten nicht bloß um der Sprache, ſondern vorzüglich um der Gedanken und Darſtellung willen, zu leſen. Durch ſeine Ausgaben der alten Schriftſteller über den Landbau, des Quintilian, Plinius, Claudian, Horaz und Orpheus veranlaßte er eine fruchtbarere Erklärungsmethode der alten Claſſiker, und durch ſeine Primae lineae Isagoges in eruditionem universam bereitete er ein encyklopädiſches Studium der Wiſſenſchaften vor. Seine Ciceronianiſche und Plinianiſche Chreſtomathie haben als nützliche Schulbücher ſich mit Ehren behauptet. Ein Hauptverdienſt aber um das Studium der römiſchen Sprache und Literatur erwarb er ſich durch ſeine neuen Ausgaben des Faberſchen Theſaurus, noch mehr aber durch ſeinen eignen Novus linguae et eruditionis romanae Thesaurus (Leipzig, 1747, 4 Bde. Fol.), worin er den ganzen Sprachſatz der Römer zuſammendrängte. (J. D. Michaelis Memoria Gesneri, Götting, 1761.)

Geßner (Salomon), wurde den 1. April 1730 zu Zürich geboren, wo ſein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war. Weder der häusliche, noch der ihm ſpäter auf der Stadtſchule ertheilte Unterricht waren geeignet, den Geiſt des Knaben zu entwickeln, deſſen herrliche Fähigkeiten lange Zeit hindurch ſchlummerten, oder vielmehr von ungeſchickten Lehrern unterdrückt wurden, welche den in freien Spielen der Phantaſie ſich gefallenden Genius durchaus in die Feſſeln eines trockenen und pedantiſchen Sprachſtudiums zwingen wollten. Dieſe Mühe war vergebens; die Klagen über ſeine Unfähigkeit und Ungelehrigkeit wurden immer häufiger und lauter, und ſchon gab man die Hoffnung auf, daß je etwas aus dem Knaben werden könne, als ein heller ſehender Mann die ihres Sohns wegen bekümmerten Aeltern mit der Verſicherung aufrichtete, daß in dem Knaben Talente verborgen ſeyen, die ſich einſt entwickeln und ihn weit über die gelobteſten ſeiner Mitſchüler erheben würden. Man beſchloß daher, ihn in eine andere Lage zu verſetzen. Er wurde einem Landprediger von guten humaniſtiſchen Kenntniſſen und pädagogiſcher Geſchicklichkeit übergeben. Hier ſammelte und erholte ſich ſein durch kränkenden und beſchämenden Tadel täglich mehr erſtickter Geiſt; er machte in der Lateiniſchen Sprache glückliche Fortſchritte, und der Umgang mit dem Sohne ſeines Lehrers, der die beſten Deutſchen Schriftſteller las, und ihn mit Brockes Gedichten bekannt machte, die ſchöne Gegend, in der er lebte, und die erwachende Liebe bei der täglichen Geſellſchaft der aufblühenden und wohlerzogenen Töchter des Hauſes entfalteten ſeine natürliche Anlage zur Poeſie, und erzeugten eine Menge jugendlicher Verſuche, deren Hauptverdienſt allerdings nur in der ſüßen Nahrung beſtand, die ſie der Phantaſie ihres Urhebers gewährten. Nach zwei Jahren kehrte er zu den Seinigen zurück. Der Umgang mit Zürichs vorzüglichſten Gelehrten berichtigte und erweiterte ſeine Kenntniſſe, und erhob ſeine dunkeln Gefühle zu deutlichen Begriffen. Seine Gedichte, meiſt erotiſchen Inhalts, gewannen mehr Kraft und einen feſtern männlichern Ton. Geßners Vater wünſchte, daß einſt ſein Sohn die Buchhandlung, die ihm zugehörte, fortſetzen möchte, und ſchickte ihn 1749 nach Berlin, um ſich daſelbſt in einer berühmten Handlung zu dieſem Zwecke zu bilden; aber dieſe Abſicht mißlang gänzlich. Er faßte einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen die Geſchäfte des Buchhandels, daß er ſeinen Prinzipal eigenmächtig verließ und ſich ein eigenes Zimmer miethete. Vergebens ſuchte ſein Vater ihn durch Vorenthaltung des nöthigen Geldes zur Rückkehr zu nöthigen. Der Jüngling dachte vielmehr darauf, ſich die Mittel der Subſiſtenz ſelbſt zu verſchaffen, verfertigte mit anhaltendem Fleiß eine Menge Landſchaften, und beſchloß, da ſein Freund, der Hofmaler Hempel, ſie günſtig beurtheilte, nach Holland zu gehn und ſich von der Kunſt zu nähren. Dieſen Schritt verhinderten jedoch ſeine Aeltern, indem ſie ihm erlaubten, in Berlin zu bleiben und dieſen Aufenthalt nach Gefallen zu benutzen. Damals machte er Ramlers Bekanntſchaft, und wagte es, demſelben einige poetiſche Verſuche vorzulegen, welche dieſer zwar aller Ermunterung werth fand, aber zugleich in Anſehung des Versbaues mit ſo unerbittlicher Strenge beurtheilte, daß Geßner verzweifelte, je ſo ſtrenge Foderungen befriedigen zu können. Er gab es auf, in Verſen zu ſchreiben, und wählte ſtatt derſelben eine wohlgefügte harmoniſche Proſa. Von

Berlin ging Geßner nach Hamburg, wo er mit Hagedorn eine innige Freundſchaft ſchloß, und kehrte von da in ſeine Vaterſtadt zurück. Das Lied eines Schweizers an ſein bewaffnetes Mädchen, und ſein Gemälde, die Nacht, wovon jenes 1751, dieſes aber 1753 erſchien, kündigten ihn zuerſt als Dichter an. Sein größeres Gedicht Daphnis, wozu Amiots Ueberſetzung des Longus die Idee in ihm geweckt hatte, erſchien 1754, wie die vorigen, ohne ſeinen Namen. Im Jahre 1756 gab er Inkel und Yariko, eine Fortſetzung der Bodmerſchen Erzählung, und im nämlichen Jahre ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erſchien der Tod Abels, gewiß die ſchwächſte von allen ſeinen Dichtungen. Im Jahre 1762 gab Geßner ſeine Gedichte in vier Bänden heraus, welche außer den genannten, den erſten Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder und die beiden Schauſpiele Evander und Eraſt enthielten. Hierauf ſchwieg Geßner mehrere Jahre; ſeine zum leidenſchaftlichen Hange herangewachſene Liebhaberei für die zeichnenden Künſte ſchien ihn ausſchließlich zu beſchäftigen. Erſt im Jahre 1772 gab er ein zweites Bändchen Idyllen nebſt den Briefen über die Landſchaftsmalerei heraus. Geßners angenehme Naturdichtungen wurden zwar in Deutſchland mit entſchiedenem Beifall aufgenommen, aber ungleich größer war der Enthuſiasmus, den ſie in Frankreich erregten, wo ſie durch Hubers Ueberſetzung bekannt wurden. Hier galt er für einen klaſſiſchen Dichter vom erſten Range, welchen die Franzöſiſchen Dichter überſetzten, nachbildeten, beſangen und, wie die ſpätern Griechen den Homer, vielfältig benutzten. Von Frankreich aus verbreitete ſich ſein Ruhm über ganz Europa, und es exiſtirt wohl kaum eine nur halb kultivirte Nation in Europa, die Geßnern nicht in ihrer Sprache läſe. Er hatte ſich indeß verheirathet. Da er aber als Dichter gewählt, und ein liebenswürdiges, aber nicht reiches Frauenzimmer zur Gattin genommen hatte, beſchloß er, um ſeinen Aeltern nicht läſtig zu werden, die Kunſt, die er bisher nur als Liebhaberei getrieben hatte, ſich zum ernſten Geſchäft zu machen. Ihr widmete er ſich von nun an mit ganzer Seele, und ſo mußten ſeine Fortſchritte ſchnell und glänzend ſeyn. Seine Stücke wurden theuer bezahlt, denn ſie bezauberten, wie ſeine Gedichte, durch die anmuthigſte und treueſte Nachahmung der Natur, und ſehr treffend charakteriſiren ihn die auf ihn gedichteten Verſe:

Als einſt um ſeine Gunſt
Die Muſe des Geſangs und die der Zeichenkunſt
Sich ſtritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu ſchlichten,
Ihn malen im Geſang und im Gemälde dichten.

In ſeinem Vaterlande wurde Geßner, als er kaum das geſetzmäßig beſtimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath gewählt. Auch übertrug man ihm die Oberaufſicht über die Hoch- und Frohnwälder des Kantons Zürich. Still und ſanft floß ſeitdem ſein Leben dahin, bis ein apoplektiſcher Zufall den 2. März 1787 demſelben ein Ende machte. Er war 57 Jahre und einige Monate alt geworden. Man bewundert in Geßners Schriften eine unnachahmliche Zartheit und eine melodiſche Sprache, Tiefe und Kraft gehen ihnen ab. In der Landſchaftsmalerei, die Geßner als Mann mit Ernſt und Eifer übte, hat er ſich Verdienſte erworben, die keine Zeit ſchmälern wird. Seine Nadel iſt leicht und kräftig, ſeine Proſpecte ſind

ausgeſucht, wild und romantiſch, beſonders ſchön aber ſeine Bäume. Unter ſeine beſten Werke rechnet man zwölf radirte Landſchaften, die er im Jahre 1770 herausgab. Alle, die Geßner gekannt haben, beſchreiben ihn als einen ſanften und beſcheidenen, edeldenkenden und patriotiſchen Mann, der in ſeinen Sitten eben ſo einfach, natürlich und wahr geweſen ſey, als er in ſeinen Werken erſcheint. Einige ſeiner Mitbürger errichteten ihm auf einer reizenden, häufig von ihm beſuchten Promenade, da wo bei Zürich die Sihl und Limmat ſich vereinigen, ein von Trippel, einem jungen Künſtler aus Schafhauſen (der bald nachher ſtarb) in Rom verfertigtes Denkmal. Auf einer Erderhöhung erhebt ſich in einer angemeſſenen Umgebung eine Urne funfzehn bis ſechszehn Fuß hoch und beim Basrelief fünf Fuß im Durchmeſſer. Das Fundament iſt Sandſtein, mit Geisblatt umrankt, der Körper deſſelben ſchwarzer Marmor aus dem Berner Oberlande, das Basrelief von weißem Carariſchen Marmor. Die Büſte Geßners iſt ebenfalls von dieſem Marmor, ſo auch die Urne zu oberſt. Auf der entgegengeſetzten Seite des Basrelief ſteht mit goldenen Verſalien die Inſchrift:

Dem Andenken
Salomon Geßners
von ſeinen Mitbürgern.

Billig verehrt die Nachwelt den Dichter, den die Muſen ſich geweihet haben, die Welt Unſchuld und Tugend zu lehren. Tod Abels Geſ. I.

Leider ward das treffliche Denkmal im Jahre 1805 von ruchloſen Händen verſtümmelt und hat nur unvollkommen wieder hergeſtellt werden können.

Geſtalt oder Figur. Eine allgemeine Eigenſchaft der Körper iſt, daß ſie einen gewiſſen Raum einnehmen und ſich in demſelben ausdehnen. Ohne ſie kann kein Körper gedacht werden; aber eben darum muß auch jeder Körper irgend eine Geſtalt haben, worunter man die gegenſeitige Lage und Beſchaffenheit der Gränzen einer ausgedehnten Größe verſteht. Die Geſtalten der Körper ſind unendlich mannigfaltig, und da eine vollkommene Gleichheit nie zwiſchen zwei Körpern Statt finden kann, ſo gibt es eben ſo viele Geſtalten als Körper. Viele Körper ſind ſo klein, daß weder das Auge noch das Gefühl eine Geſtalt an ihnen wahrnimmt; deſſen ungeachtet müſſen ſie irgend eine Geſtalt haben, da ſie einen Raum einnehmen, wie z. B. die Theilchen des Waſſers, der Gasarten u. ſ. w.

Geſtalt der Erde. Da man ſich ſchon im Alterthume mit Unterſuchungen über die Geſtalt der Erde beſchäftigte, ſo wird es nicht unintereſſant ſeyn, die vornehmſten Meinungen der Alten darüber anzuführen, und die Schritte, welche auf die Entdeckung der wahren Geſtalt der Erde leiteten, zu bemerken. Die erſte Vorſtellung, welche ſich der Menſch von der Geſtalt der Erde machte, war ganz der ſinnlichen Wahrnehmung gemäß, nach welcher die Erde einer flachen, cirkelrunden Scheibe gleicht, auf deren äußerſtem Rande das Himmelsgewölbe zu ruhen ſcheint. Es bedurfte indeß nur einer geringen Beobachtung, um die bei dieſer Vorſtellung obwaltende Täuſchung wahrzunehmen. Die Griechen änderten dieſe Meinung zuerſt ab. Sie glaubten, ihr Mittelmeer ſey rings von einem flachen Länderkreis, der die bewohnte Erde ausmache, und dieſer wieder vom

Ocean eingeſchloſſen, aus welchem die Sonne unter der Veſte heraufſteige und auch wieder in denſelben herabſinke; der Ocean aber ſelbſt gränze ringsherum an den Himmel, der wie ein Gewölbe die flache Erdſcheibe bedecke. Dieſe Vorſtellung finden wir bei Homer und Heſiod. Thales von Milet hatte die Meinung, daß die Erde, einem Schiffe gleich, auf dem Waſſer ſchwimme. Wahrſcheinlich dachte er ſich, wie ſein Schüler Anaximander, die Erde als eine runde Säule oder Walze, die auf dem Waſſer, welches nach ſeiner Meinung rund herum an den Himmel gränzte, im Mittelpunkte der ſie umgebenden hohlen Himmelskugel ſchwebe. Diogenes Laërtius behauptet, daß Anaximander, einer der vornehmſten Schüler des Thales, zuerſt die Erde als eine Kugel vorgeſtellt und ſie zum Mittelpunkte der Welt gemacht habe. Plutarch und Andere dagegen ſagen, Anaximander habe ſich die Erde als eine kurze runde Säule mit einer platten bewohnten Oberfläche und mit einer platten Unterfläche, die jener entgegenſtände, vorgeſtellt. Die Tiefe der Erde dachte er ſich wie zwei Drittel ihrer Breite und behauptete, daß dieſe Säule, durch ihren gleichen Abſtand vom Umfange der Himmelskugel, in der Mitte derſelben frei durch ſich ſelbſt ſchwebe. Sein vorzüglichſtes Verdienſt beſtand alſo darin, daß er die Erde ſammt ihrem Oceane zuerſt von den Gränzen des Himmels abſonderte und dieſelbe durch ſich ſelbſt frei in der Mitte der hohlen Himmelskugel ſchweben ließ. Anaximenes, ſein Schüler und Nachfolger, dachte ſich die Erde wie eine runde Tiſchplatte, die vermöge ihrer Breite die untere dicke Luft der hohlen Himmelskugel zuſammendrücke und ſo von derſelben getragen werde. Heraklit glaubte, daß das Waſſer von einer ſolchen flachen Scheibe nothwendig abfließen müſſe; da dies aber bei der Erde nicht geſchehe, ſo müſſe ſie in der Mitte tief und ausgehöhlt ſeyn, daher er ſie mit einem hohlen Kahne vergleicht. Anaxagoras, der in der ſiebzigſten Olympiade geboren und ein Schüler des Anaximenes war, vertheidigte die flache Geſtalt der Erde gegen die zu ſeiner Zeit bereits behauptete Kugelgeſtalt derſelben und bediente ſich beſonders des Grundes, weil die Sonnen- und Mondſtrahlen uns mit dem erſten hervorbrechenden Schimmer gerade in die Augen fielen, zumal wenn man am Meeresufer ſtehe. Nach Favorins Angabe ſoll Pythagoras zuerſt die Kugelgeſtalt der Erde behauptet haben, womit auch die Erzählung des Diogenes Laërtius übereinſtimmt, welcher ſagt: Alexander der Grammatiker habe in ſeinen Pythagoriſchen Denkwürdigkeiten verſichert, daß Pythagoras ſchon eine ringsumher bewohnte Erdkugel, in der Mitte der Himmelsſphäre, angenommen habe. Archelaus, ein Schüler des Anaxagoras, glaubte, die Erde ſey in der Mitte tief, um das Mittelmeer zu faſſen, welches von einem breiten, erhabenen Rande, der die bewohnte Erde ausmache, eingeſchloſſen würde, welcher dann wieder mit Meer umgeben ſey. Xenophanes von Colophon, ein Zeitgenoſſe des Sokrates, glaubte, daß der Himmel nur eine über unſerm Haupte gewölbte Halbkugel ſey, die rundherum an die Erde gränze; die Erde aber falle deswegen nicht, weil ſich ihre Wurzeln ins Unendliche erſtreckten. Sokrates war ungewiß, ob die Erde platt oder rund ſey, und wünſcht daher, beim Plato im Phädon, daß ihm ſein Lehrer Anaxagoras darüber Aufſchluß gebe. Nach der Behauptung des Theophraſt und Diogenes Laërtius war Parmenides von Elea, der um die 96ſte Olympiade lebte, der erſte, welcher, wie es auch am wahrſcheinlichſten iſt, die Kugelgeſtalt der Erde behauptete. Man glaubt, daß die Krümme,

die man an der Meerebene bemerkte, zuerſt darauf geleitet habe. Empedokles, den man für einen Schüler des Anaxagoras, Pythagoras und Parmenides hält, lehrte, daß die Erde, (vielleicht ſchon als Kugel betrachtet) durch den ſchnellen Kreislauf des Himmels ruhe, ſo wie ein ſchnell umgeſchwungener Becher das Waſſer nicht verſchütte. Leucipp dachte ſich die Erde wie eine Walze oder platte Scheibe, welcher Meinung die Kirchenväter meiſtens beigetreten ſind; ſein Schüler Demokrit hingegen gab ihr die Figur eines Kahns oder Schiffes, welches auch die Meinung der Chaldäer geweſen ſeyn ſoll. Plato dachte ſich dieſelbe als einen Würfel. Die erſte hiſtoriſche gewiſſe Abmeſſung der Erde iſt die vom Eratoſthenes in Alexandrien 400 Jahre vor Chriſti Geburt unternommene. Poſidonius maß den Umkreis der Erde nach der Polhöhe von Rhodus und Alexandrien. Ariſtoteles bewies ſchon die Kugelgeſtalt der Erde theils daraus, daß ſie in der Mitte des Himmels ſchwebe, und alle ihre Theile durch ihre Schwere nach dem Mittelpunkte hinſtrebten, theils aus dem runden Schatten, den ſie in den Mond werfe, theils daraus, daß man gegen Mittag einen andern Horizont fände als gegen Mitternacht, daher auch ihm, ſo wie andern, die Gegend bei den Säulen des Herkules mit der Indiſchen zuſammenzuhängen ſchien, ſo daß der Ocean in Weſten und Oſten nur ein einziges Meer ſey. Cleanthes, um die 134ſte Olympiade, dachte ſich die Erde als eine Kugel. Im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. bewies Ptolemäus die ſphäriſche Geſtalt der Erde wieder. Der Alexandriner Kosmas, der 570 nach Chr. Geburt lebte und die Welt aus der Bibel und eigener Erfahrung beſchrieb, behauptete, die Erde ſey ein längliches Viereck von Morgen nach Abend, umringt vom Ocean, den wieder ein viereckiger Rand umſchließe, und ruhe durch Gottes Allmacht auf ihrer eigenen Veſte. Von dem jenſeitigen Erdenrand erhebe ſich der Himmel, der gegen Oſten und Weſten in geraden Mauern ganz hinaufſteige und an der Süd- und Nordſeite ſich wie ein Dach in die Ründe wölbe. Aus dem Angeführten erhellt, daß Parmenides von Elea, Ariſtoteles und Ptolemäus zwar die Kugelgeſtalt der Erde lehrten, ihre nähere Beſchaffenheit jedoch nicht kannten. Dieſe Entdeckung war ſpätern Zeiten aufbehalten und wurde hauptſächlich durch die Gradmeſſungen an verſchiedenen Orten des Erdbodens außer Zweifel geſetzt. Um das Jahr 827 nach Chr. Geb. ließ der Kalif Al-Mamun durch viele nach Bagdad berufene Mathematiker zwei Grade des Mittagskreiſes in der Ebene Singar längs der Küſte des Arabiſchen Meerbuſens ausmeſſen, und man fand ihre Größe 56 bis 56⅔ Arabiſche Meilen, iſt aber über die Länge dieſes Maßes jetzt im Ungewiſſen. Im Jahre 1525 unternahm Fernel, ein Franzöſiſcher Arzt, eine Meſſung, die aber auf höchſt unſichern Gründen beruht. Er beobachtete die Polhöhe von Paris, fuhr dann gerade nach Norden, bis er nach der Mittagshöhe einen Grad weiter gekommen zu ſeyn glaubte, und maß den Weg nach den Umläufen ſeines Wagenrades. Später gaben Clavius, Kepler, Caſati u. a. neue, aber ſämmtlich unzulängliche Methoden an, die Größe der Erde zu beſtimmen. Den einzig richtigen Weg, welcher in der Ausmeſſung eines an der Mittagslinie hinlaufenden Stücks der Erdfläche durch eine Dreieckverbindung beſteht, beſchrieb zuerſt der Holländer Willebrord Snellius im J. 1615. Seine Linie ging von Alkmaar nach Leiden und Bergen op Zoom. Norwood's Meſſung zwiſchen London und York im J. 1635 kam der Wahrheit ſehr nahe und fand die Länge des Grades 57300 Toiſen, dagegen Riccioli und Gri-

maldi ſie auf 61478 Toiſen beſtimmten. Pierre Picard, welcher den von Snellius betretenen Weg zuerſt mit beſſeren Werkzeugen betrat, unternahm im J. 1669, von der Pariſer Akademie dazu beauftragt, eine Gradmeſſung in Frankreich zwiſchen Malvoiſine und Amiens, bediente ſich dabei zum erſten Male der Inſtrumente mit Fernröhren oder teleſcopiſchen Dioptern und beſtimmte den Grad in dieſer Gegend auf 57060 Toiſen, welcher Beſtimmung Maupertuis noch einige Berichtigungen zuſetzte. Da Snellius und Picards Berechnungen nur 2040 Toiſen verſchieden waren, ſo ſchloß ſchon Eiſenſchmidt daraus, daß die Erde ein längliches Sphäroid d. h. um die Pole eingedrückt und um den Aequator erhaben ſey. Doch konnte wegen der Nähe, in welcher dieſe beiden Grade liegen, kein ſicheres Reſultat gezogen werden. Richer, welcher von der Pariſer Akademie im Jahre 1671 abgeſchickt wurde, auf der bei Südamerika, nur fünf Grad nördlich vom Aequator, gelegenen Inſel Cayenne eine Meſſung vorzunehmen, fand, daß ſeine aus Paris mitgebrachte Pendeluhr täglich um zwei Minuten zu langſam ging, ſo daß er genöthigt war, das Pendel um 1¼ Linie zu verkürzen, wenn es in der Stunde 3600 Schwingungen machen ſollte. Daraus ſchloſſen ſchon Huygens und Newton, daß der Durchmeſſer des Aequators länger ſeyn müſſe, als der Durchmeſſer der Erdaxe, und zwar auf folgende Weiſe. Wenn ein Pendel, das in Paris die Sekunde richtig geſchlagen hatte, in Cayenne langſamer vibrirt, ſo muß in Cayenne die Schwere des Pendels durch irgend etwas vermindert worden ſeyn; aber Körper, deren Maſſe nicht verringert und an denen ſonſt keine Veränderung vorgenommen wird, können nur dann etwas von ihrer Schwere verlieren, wenn ſie ſchneller umgeſchwungen werden, wodurch die Kraft der Schwere ſo lange vermindert wird, als der ſchnellere Umſchwung dauert. Da nun in Cayenne, welches nahe am Aequator liegt, die Schwere der Körper gemindert wird, und dies nur von einem ſtarken Umſchwung herkommen kann, ſo muß die Bewegung der Erde beim Aequator ſchneller und ſtärker ſeyn als in andern Gegenden, die von demſelben mehr nach Norden und Süden liegen. Die Bewegung der Erde kann aber nur alsdann unter dem Aequator ſchneller als an andern Orten ſeyn, wenn die Erde daſelbſt viel höher als gegen Norden und Süden zu iſt, ſo daß ſie unter dem Aequator ihren größten Kreis von Oſten nach Weſten beſchreibt, der ſich gleichwohl mit den kleinſten (z. B. bei den Polen) in einerlei Zeit, aber weil er den größten Raum zu durchlaufen hat, mit viel größerer Schnelligkeit als die kleineren Kreiſe um die Erdaxe ſchwingen muß. Auf dieſe Weiſe kam man auf die Wahrheit, daß die Erde beim Aequator hoch, aber bei den Polen platt und eingedrückt ſeyn müſſe, weil ihr Umſchwung bei dem Aequator heftiger ſey als bei den Polen. Im Jahre 1683 maß Joh. Dom. Caſſini den mittlern Theil des Meridians von Paris bis unterhalb Bourges, und ſetzte in den Jahren 1700 und 1701 dieſe Arbeit mit ſeinem Sohne Jakob Caſſini fort. Letzterer maß im Jahre 1718 nebſt Maraldi und de la Hire den nördlichen Theil des Meridians von Moutdidier bis Dünkirchen. Weil nun hier der nördliche Grad kleiner als der ſüdliche angegeben wurde, ſo beſtritten die Franzöſiſchen Akademiſten Newtons Muthmaßung, nahmen die Erde für ein längliches Sphäroid an und zogen die Erfahrung und Meſſung der unerwieſenen Hypotheſe vor. Hieraus entſtand ein Streit, der nur durch die Ausmeſſung zweier äußerſten Grade, die ſo nahe als möglich, der eine am Pole, der andere am Aequator la=

gen, entſchieden werden konnte. In dieſer Abſicht beſchloß der Franzöſiſche Hof im Jahre 1735 eine der glänzendſten Unternehmungen. Es wurden zu Abmeſſung zweier ſo nah als möglich am Pol und Aequator gelegenen Grade die Herren Bouguer, de la Condamine, Godin, Juſſieu und Couplet nach Quito im nördlichen Theile von Peru, Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und der Abbé Outhier nach Lappland geſendet. Da der in Lappland gemeſſene Grad um ein beträchtliches größer ausfiel, als alle in Frankreich gemeſſenen, ſo entſchied ſich Maupertuis ohne Bedenken für die Newtoniſche Muthmaßung, und dieſe wurde außer Zweifel geſetzt, als die nach Peru geſchickten Gelehrten das Reſultat ihrer mühſamen Arbeiten bekannt machten, vermöge welcher der von ihnen gemeſſene Grad 56753 Toiſen betrug, mithin kleiner war, als die in Frankreich gemeſſenen Grade. Spätere Meſſungen haben auf gleiche Reſultate geführt. Man kann die Abplattung der Erde etwa auf $\frac{1}{300}$ feſtſetzen.

Geſtändniß, im Civilprozeſſe, Erklärung eines Prozeßtheils, wodurch er die Wahrheit einer eignen Thathandlung, die ſeine Rechte und Verbindlichkeiten betrifft, einräumt; im Criminalprozeſſe Einräumung des angeſchuldigten Verbrechens. Gerichtliches Geſtändniß im Civilprozeß beweiſt voll, ein außerordentliches nur halb und läßt den Gegenbeweis zu. Im Criminalprozeß muß das Geſtändniß, wenn es entſcheiden ſoll, gerichtlich und daneben der Thatbeſtand des Verbrechens bewieſen ſeyn; auf bloßes Geſtändniß kann kein Verbrecher mit der geſetzlichen Strafe belegt werden. A.

Geſtirn nennen wir eigentlich eine Gruppe von Sternen, welche ein Sternbild ausmachen. Außerdem aber bezeichnen wir mit dieſem Worte jeden Himmelskörper, welcher bei Tage oder bei Nacht geſehen wird und der täglichen oder gemeinen Bewegung des Himmels folgt. Sie zerfallen in Fixſterne, welche im eigenen Lichte glänzen, und in Planeten und Kometen, welche an ſich dunkle Körper ſind und von der Sonne (welche ſelbſt zu den Fixſternen gehört) erleuchtet werden.

Geſundbrunnen heißen diejenigen Waſſer, die außer mannigfaltigen mineraliſchen Beſtandtheilen einen großen Antheil von Luft- oder Kohlenſäure in ihrer Miſchung enthalten. Da die Kohlenſäure ſo wie die mineraliſchen Beſtandtheile zu den wirkſamen Mitteln in der Heilkunde gerechnet werden; da dieſe Beſtandtheile in dieſen Wäſſern in einer ſehr innigen, durch die Kunſt nicht hervorzubringenden Miſchung vorhanden ſind, da endlich diejenigen, die von den Geſundbrunnen Gebrauch machen wollen, in neue, angenehme Verhältniſſe übergehen, ſo rechnen die Aerzte mit Recht die Geſundbrunnen zu ihren wirkſamſten Hülfsmitteln bei der Heilung langwieriger Krankheiten. Die Verſchiedenheit der Wirkſamkeit der Geſundbrunnen wird vorzüglich bedingt: 1) durch die Verſchiedenheit ihrer Miſchung, denn es gibt Bitterwaſſer, eiſenhaltiges, kohlenſaures, laugenſalziges, muriatiſches, ſchwefelhaltiges, ſeifenartiges. 2) durch die Verſchiedenheit der Temperatur der Wäſſer; es gibt warme und kalte. 3) durch die Verſchiedenheit der Anwendung, indem ſie äußerlich als Bäder, (ſiehe dieſen Art.) oder innerlich als Getränke angewendet werden. ff.

Geſundheit, das ungeſtörte und richtige Vonſtattengehen aller zum individuellen Leben eines organiſchen Weſens gehörigen Verrichtungen. Jedes organiſche Individuum iſt beſtimmt, ſeinen eigenthümlichen Kreis des Lebens zu durchlaufen, während deſſelben

ſich ſelbſt zu erhalten, und ſeine Gattung fortzupflanzen. Zu dieſen Zwecken waren verſchiedene einzelne Vertheilungen ſeines Organismus nothwendig, welche zwar für ſich ein geſchloſſenes Ganze ausmachen, doch auch wieder in der genaueſten Verbindung mit dem übrigen allgemeinen Organismus ſtehen und Syſteme, Organe oder Theilganze genannt werden. An dieſe einzelnen Organe und Syſteme ſind beſtimmte Verrichtungen oder Functionen gebunden, die jenen Zwecken entſprechen. Je höher die Stufe des Lebens iſt, auf welcher ein organiſches Weſen ſteht, deſto vollkommener muß auch ſeine Organiſation ſeyn, denn eben dieſe iſt die ſichtbare Offenbarung des Lebens. Die Pflanze ſteht auf einer nur niedrigen Stufe deſſelben, ihre Organiſation iſt daher einfacher. Auf einer höhern Stufe ſteht das Thier; es hat Bewegung und Gefühl, und da die Idee des Lebens ſich hier immer in höherer Steigerung offenbart, ſogar ſchon einen Schimmer des Pſychiſchen; folglich bedarf es auch ſchon einer zuſammengeſetzteren Organiſation. Auf der höchſten Stufe des Lebens ſteht der Menſch, er beſitzt nicht nur das Leben der Pflanze und des Thiers, ſondern er ſteht auch auf einer noch höhern, ja auf der höchſten Stufe des Lebens, indem er die vernünftige Seele beſitzt. Der Menſch iſt weder Pflanze noch Thier, ſondern er iſt Geiſt, der eines Körpers bedarf, einer zweckmäßigen Organiſation, um auf der Erde die ihm zukommende Idee des Lebens in ihrer herrlichſten Offenbarung durchzuführen. Die Organiſation des Menſchen iſt demnach die zuſammengeſetzteſte; die Functionen des menſchlichen Organismus ſind die mannigfaltigſten, die Beziehungen, und Wechſelwirkungen, in denen er mit der Außenwelt d. h. mit der geſammten Natur und mit ſeines Gleichen ſteht, die vielfältigſten. Die Organe und Syſteme des menſchlichen Körpers, ſo wie die an ſie gebundenen Verrichtungen ſind verſchieden, je nachdem die Zwecke es ſind, welche ſie erreichen ſollen. Einige ſind beſtimmt, das Individuum zu erhalten, den Körper zu ernähren, die dazu tauglichen Stoffe aufzunehmen, zu verarbeiten, dem lebenden Körper anzueignen, das Untaugliche abzuſondern und wieder aus dem Körper fortzuſchaffen, alſo die Werkzeuge der Verdauung und des Athmens, Mund, Magen, Darmkanal, Einſaugungsgefäße, Herz, Aderſyſtem, Lungen, Nieren, Harnblaſe, Haut u. a. m. Andere haben die Beſtimmung zur Erhaltung der Gattung zu dienen, alſo die männlichen und weiblichen Geſchlechtstheile. Ferner andere dienen dazu, den Menſchen mit der ihn umgebenden Außenwelt in Wechſelwirkung und Verbindung zu ſetzen, wie die Organe der Bewegung, die Sinneswerkzeuge, das Muskel- und Nervenſyſtem. Endlich das zu den Geiſtesthätigkeiten als vorzügliches Organ dienende Gehirn. Alle dieſe Organe ſind aber ſo wenig ganz von einander getrennt und unabhängig, daß ſie vielmehr auf das mannigfaltigſte miteinander ſelbſt wieder in Verbindung ſtehen, welches theils durch das Zellgewebe, theils durch Blutgefäße, einſaugende Gefäße, theils durch Nerven geſchieht. So ſind z. B. die Nerven die Leiter des erregenden Lebensgeiſtes für den ganzen Organismus, aber ſie ſelbſt bedürfen wieder der Blutzuführenden Adern, um ſich zu ernähren, und immer neuen Erſatz des aufgewandten Nervenfluidums zu erhalten, und ſo ſind die Grundfunctionen des Körpers auf vielfache Weiſe in einander verſchlungen. Gehen nun alle dieſe Verrichtungen, jede nach der ihr zukommenden Zeit und Norm, leicht und ungehindert vonſtatten; ſind alle dazu dienende Organe in ihrer Form und Kraft unverletzt, ſo heißt der

Menſch geſund. Man kann die Geſundheit in abſolute und relative eintheilen. Abſolute Geſundheit muß dem gegebenen Begriffe durchaus in allen Stücken entſprechen. Das Ganze des Körpers darf auch in ſeinen kleinſten Theilen nicht verletzt, keine einzige ſeiner Verrichtungen darf in ihrer gehörigen Norm geſtört ſeyn. Dieſe abſolute Geſundheit iſt bei den Menſchen ſelten, wovon die Urſachen weiter unten vorkommen werden. Inſofern jedoch kleine Verletzungen einzelner Organe, unbedeutende oder kurz dauernde Störungen mancher, zur Unterhaltung des Lebens nicht unmittelbar gehöriger Verrichtungen vorfallen, wodurch die Selbſterhaltung des Organismus nicht gefährdet wird, ſchreibt man dem Menſchen eine relative Geſundheit zu. So kann der Menſch ein Glied, z. B. einen Arm verlieren, er kann aber ſo geheilt werden, daß — wenigſtens ſogleich — ſein Leben nicht dadurch in Gefahr geräth. Ob ihm alſo gleich abſolute Geſundheit nicht zukommt, ſo kann er doch immer relativ geſund dabei ſeyn. Manche Verletzung eines Organs oder Störung einer Function kann zwar im Anfang unbedeutend ſeyn, und in der Folge doch durch üblen Einfluß auf das Ganze gefährlich werden, und in Krankheit übergehen. Die Gränzen zwiſchen abſoluter und relativer Geſundheit ſind daher ſehr ſchwer zu beſtimmen, und es bleibt zu unſerm Glück immer eine gewiſſe Breite der Linien zwiſchen den beiden erſtern und wieder zwiſchen relativer Geſundheit und dem Anfang der Krankheit. Da bei der Unverletztheit der Organiſation und der Ungeſtörtheit der Verrichtungen das Gemeingefühl des Menſchen, wodurch er ſich mittelſt der allgemeinen Verbreitung des Nervenſyſtems im ganzen Körper den Zuſtand deſſelben als eines ihm zugehörigen Körpers vorzuſtellen vermag, gleich einem ungetrübten Spiegel erſcheint, ſo kann die Abweſenheit aller unangenehmen Gefühle bei vollem Gebrauche ſeiner Kräfte und ſeines Bewußtſeyns, für das hauptſächlichſte innere Zeichen der Geſundheit des Menſchen gelten. Das äußere Zeichen derſelben iſt die unverletzte Form der Organe, und der ungeſtörte Gang aller bemerkbaren Verrichtungen des Körpers, nach ihrer gehörigen Periode, Quantität und Qualität. Das Bild eines ganz geſunden Menſchen kann man, wegen der Mannigfaltigkeit der äußeren Formen, der verſchiedenen Conſtitutionen, des Geſchlechts, Lebensalters u. ſ. w. nur mit allgemeinen Grundzügen andeuten. Ein geſunder Menſch beſitzt die ſeinem Alter und Geſchlecht angemeſſene regelmäßige Form, der Körper iſt ohne auffallende Fehler gebaut, kein Theil deſſelben iſt gegen das Geſetz der Organiſation und des Lebensalters überwiegend an Maſſe oder Kraft, ſo daß es die Verrichtung eines andern ſtörte, keinem aber fehlt es auch an der ihm normal zukommenden Maſſe und Kraftäußerung; der Körper iſt weder zu fett noch zu hager, die Farbe des Geſichts iſt weder zu roth noch blaß oder gelblich, ſondern ein zartgemiſchtes fleiſchfarbenes Roth, mit etwas hohern, doch nicht zu hoch gefärbten Wangen und Lippen. (In Rückſicht der Hautfarbe kommt jedoch bekanntlich viel auf Clima und Erdſtrich an, wo der Menſch wohnt. Hier iſt nur von dem Europäer, und zwar mehr dem nördlichen als ſüdlichen die Rede.) Die Augen ſind hell und lebhaft. Der geſunde Menſch hat guten Appetit zum Eſſen und in der Regel nur mäßigen Durſt; fühlt nach dem Eſſen kein Drücken in der Gegend des Magens, keine Verdroſſenheit, keine Hitze, verdaut gut, hat eine leichte, und in der Regel unmerkliche, nur bei hinlänglichen Veranlaſſungen als Schweiß bemerkbare Hautausdünſtung, ei-

nen gleichmäßigen, nicht zu ſchnellen Pulsſchlag, einen leichten, gehörig tiefen und ruhigen Athem, der bei körperlicher Bewegung zwar etwas beſchleunigter und häufig iſt, aber doch immer tief genug, bis zu dem erquickenden Gefühl einer völlig genügenden Inſpiration gezogen werden kann; auch kann er die Bruſt hinlänglich ausdehnen, und den Athem eine geraume Zeit anhalten, ohne Beſchwerde. In dem gehörigen Alter fühlt er zwar das Vermögen zum Fortpflanzungsgeſchäft, doch nur in dem Grade, daß der Reiz dazu von der Vernunft beherrſcht werden kann. Er bewegt ſich leicht, und wird nicht zu ſchnell müde von körperlicher Anſtrengung; er ſchläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen ſich erquickt und neu geſtärkt. Er hat den völligen und ungeſtörten Gebrauch ſeiner Sinne, denkt leicht und richtig, und beſitzt ein heiteres und ruhiges Gemüth. Die Geſundheit des Menſchen ſcheint von den meiſten Gefahren bedroht zu ſeyn, da ſeine Organiſation die zarteſte, und zuſammengeſetzteſte, den meiſten Verletzungen und Störungen ausgeſetzt iſt, da er, vermöge ſeiner vielfältigen Berührungspunkte, welche er mit der ihn umgebenden Außenwelt hat, auch den nachtheiligen Einwirkungen derſelben bloß geſtellt iſt, da ſelbſt durch das geiſtige Leben wieder vielfältige Berührungspunkte mit ſeines Gleichen entſtehen, und er mit den nachtheiligen und oft zerſtörenden Einwirkungen der Leidenſchaften und Begierden bedroht wird, da ferner ſeine Thätigkeit nicht bloß körperlich, ſondern auch geiſtig iſt, ſeine Cultur ihn für widrige Angriffe der Witterung u. ſ. w. viel empfindlicher macht, und endlich überhaupt durch dieß alles ſeine Conſumtion um vieles ſchneller vor ſich geht, als bei den Thieren. Allein in der Natur des Menſchen ſelbſt liegen auch wieder mehrere Schutz- und Hilfsmittel, welche ihm zu der Behauptung ſeiner Geſundheit zu Statten kommen. Seine körperliche Organiſation und Structur iſt zugleich zärter und weicher, nachgiebiger, den erregenden und belebenden Einflüſſen zugänglicher; die Mannigfaltigkeit der Organiſation und der Berührungspunkte mit der Außenwelt bietet auch den heilſamen Einwirkungen mehr Seiten dar, welche den nachtheiligen das Gleichgewicht ſetzen. Der Organismus kann niemals von allen Seiten zugleich angegriffen werden, ſondern da ſeine Theilganzen oder Organe miteinander im Gegenſatze ſtehen, mittelſt deſſen ſie ſich untereinander das Gleichgewicht halten, ſo iſt dasjenige, was die eine Function herabſetzt, für die andere ein Erregungsmittel, wodurch folglich beide eine Zeitlang im Gleichgewicht gegen einander bleiben, bis, nach dem im Organismus herrſchenden Geſetze der Gewöhnung, der nachtheilige Eindruck durch Gewohnheit geſchwächt wird, oder die Einwirkung von außen nachläßt, und demnach die Functionen beiderſeits auf ihren Normalgrad zurückkehren. So ſehen wir z. B. bei der ſchlimmſten und ſchnell veränderten Witterung dennoch viele Menſchen ihre Geſundheit behaupten, denn diejenige Einwirkung der Atmoſphäre, welche vielleicht die Ausdünſtung der Haut vermindert, vermehrt die Abſonderung des Urins u. ſ. w. Endlich macht ihn das Geiſtige ſelbſt vieler angenehmen erregenden Einwirkungen fähig; Vernunft und Verſtand lehren ihn, ſeine Leidenſchaften und Begierden mäßigen, äußere widrige Eindrücke abwenden, oder unſchädlich machen, und überhaupt gegen viele Feinde ſeiner Geſundheit ſich ſchützen. Wenn deſſen ungeachtet die Erfahrung lehrt, daß die Geſundheit der meiſten, wenigſtens der im Culturzuſtande lebenden Menſchen ſo oft geſtört wird, und ſo wenige derſelben das ihnen von der Natur beſtimmte Lebensziel errei-

chen, ſo iſt dieß eine natürliche Folge von der Vernachläſſigung oder Vereitelung der erwähnten Schutzmittel ihrer Geſundheit, und der oft ſogar noch erhöheten Einwirkung jener Veranlaſſungen zu Störungen derſelben. Beide Fälle werden durch falſche Cultur, durch Luxus, Sucht nach Vergnügungen, Mangel an Herrſchaft der Vernunft, oft auch durch die eiſerne Nothwendigkeit u. ſ. w. herbeigeführt. Je mehr die Menſchen die ihrer Geſundheit drohenden Gefahren einſahen, deſto mehr ſuchten ſie neue Schutzmittel ausfindig zu machen. Frühzeitig ſchon entſtand hieraus die **Geſundheitserhaltungskunde**, welche mancherlei Schickſale gehabt, und ſich jedesmal nach der herrſchenden Mode in der Medicin gebildet hat. Manche glaubten, die Kunſt die Geſundheit zu erhalten, beſtehe im Gebrauch von Lebenselixiren oder von gewiſſen Präſervativmitteln, z. B. Aderlaſſen, Brechen, Laxiren u. d. m., andere wollten durch Abhärtungen des Körpers, andere durch Wein und andere Reizmittel, andere wieder durch andere Mittel dieſen Entzweck erhalten. Während deſſen verſäumte man die in der Nähe, d. h. in der menſchlichen Natur ſelbſt liegenden Hilfsmittel, die Geſundheit zu erhalten. Erſt in der neuern Zeit ſind mehrere gelungene Verſuche, dieſe Kunſt auf der Natur gemäße Principien zurückzuführen, gemacht worden, unter denen das vortreffliche Hufeland'ſche Werk ſich vorzüglich durch Richtigkeit ſeiner Principien, leicht faßlichen und unwiderſtehlich anziehenden Vortrag, und durch zweckmäßiges Herausheben des wohlthätigen Einfluſſes der Moralität auf die Erhaltung der Geſundheit auszeichnet. Die einzig wahre Art, die Geſundheit unverſehrt zu erhalten, beſteht in einer vernünftigen, nach jenen Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur eingerichteten Lebensweiſe, und kann füglich auf folgende Punkte concentrirt werden: die Lebensthätigkeit auf dem Grade zu erhalten, daß die Verzehrung der organiſchen Maſſe und der Kräfte nicht übermäßig befördert werde; daß der Wiedererſatz des Verlornen hinlänglich Statt finde; daß endlich die Organiſation in gehörigem Stand erhalten werde, die zum Wiedererſatz gehörigen Stoffe von außen aufzunehmen, zu verarbeiten, ſich anzueignen, alle Functionen gehörig und zur gehörigen Zeit zu verrichten, den äußern ſchädlichen Einwirkungen zu widerſtehen. Alles was hiezu förderlich iſt, gehört zu den Freunden der Geſundheit, davon z. B. die vornehmſten ſind, Ordnung in der Arbeit, Mäßigkeit in allen ſinnlichen Genüſſen, beſonders im Eſſen, Trinken und der phyſiſchen Liebe, hinlänglicher Schlaf, geſunde Nahrung und reine Luft, Beherrſchung der Leidenſchaften und eine ruhige, heitere Gemüthsſtimmung, Uebung der körperlichen Kräfte und Abhärtung des Körpers gegen widrige Eindrücke der Witterung u. ſ. w. Alles was das Gegentheil hievon hervorbringen kann, iſt der Geſundheit Feind und ſtrebt dahin, in kürzerer oder längerer Zeit, heimlich oder offenbar, ſie zu zerſtören. H.

Getraide (Oekonomie) im engern Sinne des Worts werden alle diejenigen halmtragenden Grasarten genannt, welche die Menſchen wegen ihrer größern, mehlreichern, zur Speiſe dienlichen und nahrhaften Saamenkörner anbauen; im weitläuftigern Sinne aber, die ſämmtlichen Gräſer und Pflanzen, welche hauptſächlich wegen ihrer nahrhaften Körner angebauet werden. Da aber die erſtern eine ausgezeichnete Natur haben, worin ſie unter einander mehr, als mit den übrigen übereinſtimmen, ſo kommt auch ihnen nur eigentlich die Benennung Getraide zu, und alle die letztern Kornfrüchte ſollten,

ökonomiſch betrachtet, der Deutlichkeit wegen Korn oder Körner genannt werden. Das Wort Korn oder das gleichbedeutende in andern Sprachen wird zwar oft provinziell der Art Getraide, welche die allgemeinſte Nahrung daſelbſt ausmacht, ausſchließlich beigelegt; z. B. in Deutſchland dem Rocken, in Frankreich dem Weizen, in Franken dem Spelz, in Nordamerika dem Mais; aber es iſt unrichtig und gibt zu Mißverſtändniſſen im Allgemeinen Anlaß. Die Benennung Cerealien hat das Getraide von Ceres erhalten, die den Menſchen dieſelben kennen gelehrt oder geſchenkt haben ſoll. Daß die verſchiedenen Getraidearten irgendwo auf dem Erdboden wild wachſen, iſt zwar gewiß, z. B. der Hafer und die Gerſte in Deutſchland ꝛc., aber ſie haben, wie unſere Hausthiere, in ihrem wilden Zuſtande nicht die Vollkommenheit unſerer angebauten. Sie ſcheinen alle urſprünglich und in den wärmern Climaten in Aſien, Afrika und Amerika einjährig zu ſeyn, und es ſind nur einige durch den Anbau an Durchwinterung gewöhnt, weil die Sommerzeit bei uns zur Reifung nicht zureichte. Mit den meiſten Gräſern haben ſie die Beſtaudung und Beſtockung aus ihren untern Wurzelknoten gemein, indem ſie daraus neue Sproſſen und Halme treiben. Ihre faſrigen Wurzeln verbreiten ſie größtentheils in der Oberfläche des Bodens und verſchließen dieſe gleichſam durch das dichte Gewebe derſelben, indeſſen der wenigere Theil auch beträchtlich in die Tiefe geht, wenn er Lockerheit und Nahrungsſtoff daſelbſt findet. Alle Getraidearten haben gleichartige nährende Beſtandtheile, die aber in ihrer Menge und gewiſſermaßen auch in ihrer Verbindung bei den verſchiedenen Arten verſchieden ſind. Dieſe Beſtandtheile beſtehen in a) Kleber oder Gluten, welcher das kräftigſte Nahrungsmittel für den thieriſchen Körper ausmacht. b) Stärkemehl, das zwar dem Kleber nachſteht, aber doch noch ſehr nährend iſt, und die Verdaulichkeit des Klebers zu befördern ſcheint. c) Eine ſüße ſchleimige Materie, in geringer Menge, aber ſie kommt dem Stärkemehl an Nahrungskraft bei, und macht das Getraide zur wein= und eſſigartigen Gährung fähiger. d) die Hülſen, welche aus Faſerſtoff beſtehen und etwas verdauliche aromatiſche Materie enthalten. e) Die Feuchtigkeit, welche auch in dem trockenſten Getraide vorhanden iſt, vermehrt zwar das Gewicht der Maſſe, aber vermindert doch das ſpecifiſche Gewicht, gibt keine Nahrung, befördert bei dem aufbewahrten Getraide das Verderben, wenn es nicht möglichſt trocken gehalten wird, und dient bloß nach der Einſaat die erſte Entwickelung des Keims zu reizen. Altes, gut aufbewahrt geweſenes Getraide iſt für den Käufer und zur Saat beſſer als das neue oder friſche. X.

Getraidehandel iſt dasjenige Nahrungsgeſchäft, wodurch ſowohl der Erbauer des Getraides ſeinen Ueberfluß davon andern überläßt, als auch der Nichterbauer von erſterm Getraide einkauft und es wiederum an andere verkauft, weil er bei dieſer Waare, die unter allen Waaren das erſte, anhaltendſte und dringendſte Bedürfniß befriedigt, immer einen ſichern Abſatz hoffen kann. Und dennoch iſt kein Nahrungsgeſchäft ſo oft und ſo vielfältig geſtört und nach verkehrteren Grundſätzen betrieben worden und wird noch geſtört und betrieben, als der Getraidehandel. Man glaubte, das Getraide ſey unter allen Handelswaaren die einzige, welcher die Natur einen unveränderlichen mehr geringen als mäßigen Preis gleichſam aufgeprägt hätte, ohne zu bedenken, daß der Preis aller Dinge, und ſo auch der des Getraides durch die Nachfrage beſtimmt werde, und daß ein

natürliches allgemeines Verhältniß zwiſchen Waare und Preis oder Geldwerth eben ſo wenig Statt finde, wie zwiſchen Arbeit und Getraide. Sobald daher die Getraidepreiſe beträchtlich ſtiegen, der Vorrath deſſelben in einem Lande in Menge von Fremden aufgekauft oder dieſen zugeführt wurde, oder aus andern Urſachen, z. B. Mißwachs, eine beträchtliche Verminderung deſſelben entſtand, ſo ward dadurch die Lebensunterhaltung erſchwert und man beſorgte für die Zukunft Mangel, dem man nicht anders vorbeugen zu können glaubte, als durch Störung des freien Getraidehandels. In der falſchen Vorausſetzung, daß der Ueberfluß der unentbehrlichſten Lebensmittel immer im gleichen Maße wieder erzeugt oder gewonnen, daß ferner mit der Wohlfeilheit derſelben auch der größte Wohlſtand im Lande hervorgebracht werde, glaubte man ferner vormals überall, wie in vielen Ländern noch jetzt, den Einwohnern eines Landes dieſen Ueberfluß am beſten und leichteſten durch Einſchränkung des Getraidehandels und Verbote der Ausfuhr ſichern zu können. Ueberall aber zeigten ſich dieſelben ſchädlichen Folgen. Der Ueberfluß verſchwand, wie z. B. unter Colberts Finanzverwaltung in Frankreich; in England ſeit 1773, in ganz Italien bis 1790 ꝛc., ſobald es an einem hinlänglichen und freien Abſatz fehlte, oder der Preis der Waare durch Einſchränkung und Vorſchriften niedrig erhalten ward; dagegen nahm der Mangel jährlich zu. Ueberall bewies die Erfahrung, was die allgemeinen Grundſätze im Voraus erwarten laſſen, daß nur ein freies Verkehr den Landmann zur ſorgfältigen und fleißigen Landescultur, zur fortdauernden Erweiterung und Vervollkommnung der Landwirthſchaft in allen ihren Zweigen; ſo wie den Getraidehändler zu dem, allen Volksklaſſen im Ganzen ſo wohlthätigen, Zwiſchenhandel ermuntert und gehörig in Stand ſetzt, wodurch der Abſatz des Producenten gleichmäßig befördert und die Verſorgung des Landes in Zeiten des Mangels am beſten geſichert wird. Dieß war der Fall in Frankreich unter dem Herzoge von Sülly und noch in den erſten Jahren unter Colberts Verwaltung ehe er die Getraideausfuhr verbot; in England ſeit der Kornacte von 1689 bis zur Abweichung von derſelben, und in Mecklenburg noch heutiges Tages. So beweiſt die Geſchichte des Getraidehandels von ganz Europa, daß bei einer Hungersnoth oder bei einem großen Mangel die Störung des freien Getraidehandels durch Verbote der Ausfuhr nie den erwünſchten Ueberfluß hergeſtellt hat; hingegen in allen Ländern, wo zum auswärtigen Abſatz mit angebaut und frei aufgekauft ward, nahm der Vorrath immer mehr zu, und es entſtand Ueberfluß, wenn auch eine ſchlechte Erndte mit eintrat. Ueberhaupt aber hat man die hinreichende Verſorgung des Volks mit Lebensmitteln immer auf die leichte Achſel genommen und ohne Auswahl jedes Mittel ergriffen, wenn deſſen Anwendung auch immer die ſchädlichſten Folgen fürs Ganze, wie für einzelne Volksklaſſen hervorgebracht hatte. Man glaubte, es ſey ſchon alles erreicht, wenn man a) alle Vorräthe im ganzen Land unterſuche und aufzeichne; b) die Erbauer ſowohl wie ganz beſonders die Getraidehändler nöthige, die theils im Lande theils im Auslande zuſammengekauften Vorräthe zuerſt an ihre Mitbürger zu niedrigem Preiſe zu verkaufen; c) man verbot den Verkauf an Fremde ſo lange aufs ſtrengſte und ſtellte Grenzwachen aus, bis der Einheimiſche gegen Mangel geſichert ſeyn würde, was aber freilich nicht erfolgte; d) man befahl dem Erbauer des Getraides und dem Getraidehändler in jedem Bezirke an den beſtimmten Tagen Getraide auf die Märkte

zum Verkauf zu bringen, und doch zeigten ſich weder Wohlfeilheit noch Ueberfluß; e) man begünſtigte auf alle Weiſe die Einfuhre aus der Fremde; und f) ließen die Regirungen ſelbſt im Auslande Getraide aufkaufen, et führen und verkauften es bisweilen unter dem Einkaufspreiſe, wodurch zwar in Etwas aber nie im Ganzen geholfen und einer ähnlichen Noth für die Zukunft vorgebeugt ward, welches doch bei dem Getraidehandel der Hauptzweck ſeyn muß. Was nun vollends die Maßregeln a — d anbelangt, ſo ſind dieſelben aa) äußerſt ungerecht, weil ſie die Grundbedingung jedes geſellſchaftlichen Vertrages, die Sicherheit des Eigenthums aller Volksklaſſen überhaupt und aller Individuen insbeſondere, zerſtören. Bei einer allgemeinen Noth, wie die Theurung des Getraides iſt, hat zwar der Staat, wie ſogleich hinzugeſezt und als allgemein giltig angenommen wird, das Recht, den Gebrauch des Eigenthums der Privatleute einzuſchränken, und die Forderungen einzelner dem Wohl des Ganzen aufzuopfern, um den größern Theil zu retten; aber der größere Theil in jedem Staate ſind gerade die Getraidebauer, und die Aufhebung des Getraidemangels bei dem kleinern Theile kann deswegen nicht erfolgen. Hiezu kommt noch, daß man ja bei andern Lebensbedürfniſſen jene Maßregeln nirgends im Allgemeinen, wie bei dem Getraide, angewendet hat, weil man ihre Unſtatthaftigkeit einſah und aus der Erfahrung ſich überzeugt hatte, daß nur freier Handel mit jenen andern Lebensmitteln ſie immer in Menge zu leidlichen Preiſen herbeigeſchafft hatte. Jene Maßregeln in Anſehung des Getraidehandels ſind bb) nach den ſeit Jahrhunderten gemachten Erfahrungen überdieß völlig unſicher, ſchädlich und zweckwidrig. Sie beweiſen und bewirken vielmehr das Gegentheil und führen die Urſache ſelbſt herbei, indem man die Wirkung zu heben glaubt. Mangel und Theurung kann man im Ganzen nur durch Sicherheit des Eigenthums, freien Handel, und fortſchreitende Erweiterung der Landwirthſchaft verhüten. Die beim Getraidehandel in dieſer Rückſicht anzuwendenden leitenden Grundſätze, nach welchen man dabei überall verfahren muß, ſind zufolge unſerer, aus der Erfahrung entſprungenen, Ueberzeugung nachſtehende: 1) der Erbauer des Getraides betreibt und verbeſſert ſeine Culturen nur in dem Falle mit Fleiß und Nachdenken, wenn er ungeſtört und frei den vortheilhafteſten Abſatz ſuchen und machen kann; der Zwiſchenhändler hingegen ſammelt nur Vorräthe, wo er ſie findet, bei völliger Freiheit und Sicherheit ſeines Verkehrs. Allein beide ſchränken dagegen ihr Gewerbe ein, oder geben es auf, wenn daſſelbe und der Gebrauch ihres Eigenthums beſchränkt wird. 2) Das Aufkaufen und Sammeln großer Vorräthe iſt bei dem Getraide, wie bei allen andern Sachen, äußerſt nützlich; denn es ſichert dem Erbauer und dem Verzehrer mäßige Preiſe, hält den Ueberfluß beſſer zuſammen, und kann auch kein Monopol veranlaſſen, wo das Aufkaufen Jedem geſtattet wird. 3) Oeffentliche Verordnungen und Warnungen, wodurch man bei einem befürchteten Mangel das Uebel zu mildern ſucht, vergrößern die Furcht und damit auch die Theurung. 4) Eine Unterſuchung und Berechnung des Vorraths in einem Lande, und die Beſtimmung der Handelsfreiheit nach dem Maße deſſelben, iſt eben ſo unmöglich und ſchädlich, als die Verſorgung eines Landes mit den erforderlichen Lebensmitteln durch die Regirung ſelbſt. 5) Nur bei einem freien Privathandel verwendet Jeder hinreichend Geld und Fleiß auf die Erzeugung des Getraides, und es bildet ſich dadurch vorzüglich eine

hinlängliche Zahl von Zwiſchenhändlern, durch die ein Land am beſten verſorgt wird. Dieß iſt bei allen andern Lebensbedürfniſſen und beſonders beim Holze jeder Art der Fall. 6) Bei den ſo ſehr zerſtreut unter einander liegenden in einander eingränzenden großen und kleinen Staaten des feſten Landes ſind die Ausfuhrverbote noch ſchädlicher und wirken gewöhnlich zugleich mit als Verbote der Einfuhr. Schon bei Inſelreichen, die doch mit Waſſer umgeben ſind, konnen ſie bei der größten Wachſamkeit und Strenge, wie z. B. in England, nicht gehandhabet werden, geſchweige denn auf dem feſten Lande. Hier verſchlimmern ſie noch obendrein die Moralität und erwecken den Trieb zu dem gefahrvollſten Schleichhandel. 7) Niedrige Preiſe der Lebensmittel ſind keine Wohlthat, vielmehr ſchädlich, und am meiſten die erzwungenen niedrigen Preiſe. Sie verurſachen Nahrungsloſigkeit, befördern den Hang zum Müßiggange, woraus endlich Gaunerei und Bettelei entſteht, und machen das Uebel immer größer, das man durch dieſelben zu verhindern ſucht. Nur Mittelpreiſe ſind eigentlich wohlthätig für das Stadt- und Landgewerbe. 8) Am ſicherſten wird ein Land gegen Mangel und Theurung geſchützt, wenn bei der völligen Freiheit des Privathandels die Erweiterung und Vervollkommnung der Landwirthſchaft mit dem zunehmenden Wohlſtande und der größern Bevölkerung gleichmäßig fortſchreitet. Das letztere aber wird gewiß in jedem Staat erfolgen, wo man das erſtere zur Regel angenommen hat. Dann wird und bleibt die Landwirthſchaft die ſichere Ernährerin der Städte und ſchafft ihnen Nahrungsmittel nebſt manchem andern Materiale zu mäßigen Preiſen; Manufacturen, Fabriken und Handel ſichern dagegen dieſer wieder einen vortheilhaften Abſatz und einen ſichern Erſatz des fortſchreitenden größern Aufwandes an Geld und Kräften bei der ſteten Erweiterung und Verbeſſerung. Der Wohlſtand, den der ſtädtiſche Kunſtfleiß aus ſeinem vortheilhaften auswärtigen Handel ziehen kann, belebt aufs neue das Beſtreben des Landwirths, die Wünſche des Wohlhabenden nach beſſern Genüſſen zu befriedigen. Dadurch wird der ſtädtiſche Reichthum zum Theil wieder aufs Land gezogen; er erhält die Produkte in vortheilhaften Preiſen und belebt das verbeſſerte Culturſyſtem fortdauernd. X.

Getränke, ſind diejenigen Stoffe, die der Menſch in flüſſiger Form in ſeinen Körper aufnimmt, und die dazu dienen ſollen, einen ſchicklichen Erſatz der dem Körper immer verloren gehenden Feuchtigkeiten zu gewähren, oder durch einen leichten Reiz die Thätigkeiten des Körpers zu erhöhen; mehrere Getränke enthalten auch nährende Stoffe in ſich. Das vorzüglichſte, der Natur angemeſſenſte Getränk iſt Waſſer; außerdem wird der größte Theil des Getränks aus Pflanzentheilen und zwar meiſtentheils aus denen, die die höchſte Ausbildung der Pflanzen zeigen, aus Samen nämlich oder aus ihren Umgebungen gezogen. Dieſe Art des Getränks enthält entweder als vorzüglichen Antheil Weingeiſt, der in der weinigen Gährung entſteht, wie der Wein, der Branntwein, das Bier, das aber mehr oder weniger nährenden Stoff in ſich enthält; oder aromatiſche Beſtandtheile, wie der Kaffee, der Thee. Auch das Thierreich gewährt uns ein Getränk, die Milch. Die flüſſigen Arzneien unterſcheiden ſich dadurch von den Getränken, daß ſie ſtärker auf den menſchlichen Körper einwirken, als die Getränke, ſo lange dieſe den diätetiſchen Vorſchriften gemäß der Menſch zu ſich nimmt. ff.

Geuſen, Gueux, Bettler. Dieſer Name wurde zu Philipps

II. Zeiten, unter der Statthalterſchaft des blutdürſtigen Herzogs von Alba, den verbündeten Edelleuten und überhaupt allen Mißvergnügten in den Niederlanden beigelegt. Im J. 1564 nämlich ſendete Philipp 9 Inquiſitoren zur Vollſtreckung der tridentiniſchen Decrete in die Niederlande, und brachte dadurch Katholiken und Proteſtanten in die furchtbarſte Bewegung. Der Adel ſchritt zur Abfaſſung des ſogenannten Compromiſſes, worin er erklärte, er werde ſich vor die neuen Inquiſitoren nicht ziehen laſſen. In einer feierlichen Prozeſſion überreichte er die Acte der General-Statthalterin Margaretha, damit ſie zu der Kunde des Hofes zu Madrid gelange. Statt auf dieſen kraftvollen Schritt zu achten, begegnete man den Bittenden bloß mit Verachtung; ſie hießen ſeit 1565 bei ihren Gegnern Geuſen. Eben ſo nannte die Verachtung der Spanier jene Ausgewanderten, die ſich auf das Meer geflüchtet und Kaperſchiffe gegen die Spanier ausgerüſtet hatten, Waſſergeuſen. Beide rächten den ſchmähenden Namen auf glänzende Weiſe.

Geviertſchein, iſt der Stand zweier Planeten im Thierkreiſe, wenn ſie 90 Grad von einander entfernt ſind.

Gewährleiſtung, iſt die von dem Verkäufer einer Sache übernommene Verbindlichkeit, den Käufer gegen alle rechtliche Anſprüche zu ſchützen und ſchadlos zu halten. Gewähradminiſtration iſt ein beſonderer Verwaltungsvertrag, vermöge deſſen der Verwalter eines Amtes oder Kammergutes die vorher in Anſchlag gebrachten jährlichen Einkünfte deſſelben gewiß liefern und das etwa Fehlende aus ſeinem Mittel ergänzen muß, bei höherer Nutzung aber einen gewiſſen Antheil davon für ſich erhält.

Gewand, nennt man alle Bekleidung, Drapperie, an Figuren, welche die bildende Kunſt darſtellt. Es gehört zu den ſchwerſten Aufgaben der Kunſt, ein kunſtmäßig ſchönes Gewand anzuordnen, und nur wenige Künſtler haben ſie glücklich gelöſt. Plaſtik und Malerei haben indeß jede hier ein anderes Bedürfniß, und ſo muß ſich auch der Stil eines ſchönen Gewandes in beiden auf verſchiedene Weiſe ausbilden. In der Plaſtik ſind die ſogenannten naſſen Gewänder, welche ſich ſo an die Formen des Körpers anſchließen, daß ſie dieſe und die Bewegungen des Nackenden durchſcheinen laſſen, von großem Nutzen. Dieſen ſind die weiten, faltigen und fliegenden Gewänder entgegengeſetzt. Die Griechiſchen Künſtler, von der Schönheit des Nackenden vorzüglich eingenommen, bekleideten ihre Figuren meiſt mit naſſen Gewändern. Zu den Zeiten, da die Griechen und Römer von der urſprünglichen Einfalt abgewichen waren, wurden dünne und dabei faltenreiche Gewänder die beliebteſten. Die Falten an naſſen Gewändern ſind natürlich eng und klein; bei der andern Art zeigt ſich, wie große Schönheiten die Plaſtik durch reiche Bekleidung erreichen könne. Welche Art nun aber ein Künſtler auch wähle, ſo muß alles ſo angeordnet werden, wie Bedeutung und Geſchmack es erfodern. Die Falten dürfen keine ſpitzigen Licht- und Schattenwinkel machen, weil dieſe ſcharfen Durchſchnitte das Auge beleidigen, den fleiſchigen Formen das Sanfte benehmen, und übel zuſammenſtimmende Theile bilden. Sind ſich die Falten alle gleich, ſo entſteht Steifheit. An den edelſten Statuen und Basreliefs aus der ſchönſten Zeit der Griechen ſieht man beide Arten von Gewand auf mannigfaltige Weiſe zur höchſten Schönheit ausgebildet. Wie die Maler verſuhten, wiſſen wir nicht genau genug. Bei den ältern Malern der

neuern Zeit findet man ſchon ſeit Giotto eine gute und richtige Grundlage dazu; aber erſt Michelangelo und Rafael haben es zu der Größe und Schönheit ausgebildet, die der Idealſtil der Malerei erfodert. Beſonders hat es durch Rafael die Grazie erhalten, die es gleichſam an dem Leben der Geſtalt, an der Anmuth ihrer Bewegungen Antheil nehmen laſſen, und wodurch es fähig wird, nicht nur die Schönheiten, die es verhüllet, zu erſetzen, ſondern auch durch eigenthümliche Schönheiten und Reize die Luſt der Betrachtung zu erhöhen. Der Wurf des Gewands muß in der Anlage ſchon durch die Idee des Künſtlers beſtimmt ſeyn; aber die Wahrheit und Schönheit der Brüche und Falten laſſen ſich nur dem, durch die Abſicht und den Geſchmack des Künſtlers geleiteten, Zufall abſehen. Deshalb muß der Künſtler bei der Ausführung ſeine Gewänder durchaus über den Gliedermann werfen. Die neueſte Franzöſiſche Schule bedient ſich hiezu eines ſehr koſtſpieligen Apparats, nicht nur lebensgroßer, ſehr künſtlich gearbeiteter Gliederpuppen mit Masken und Peruquen, ſondern auch koſtbarer Gewänder aller Art in mancherlei Stoffen, die eine ganze Theater-Garderobe ausmachen. Es wäre ſchlimm, wenn es überall eines ſo koſtbaren Apparats bedürfte, der freilich, wo er iſt, gute Dienſte leiſten mag. Fliegende Gewänder müſſen ganz aus der Idee gemacht werden. Gelegenheiten ſie zu ſtudiren, findet der Künſtler bei windigem Wetter; an ſtürmiſchen Tagen kann er das Fliegen, Flattern und Bauſchen der Gewänder beobachten. Hat er nun aber den Wurf des Gewandes der Wahrheit und Schönheit gemäß angeordnet, ſo bleibt ihm noch eine beſondere Rückſicht auf das Kolorit übrig. Viele Falten bringen ganz ſicher eine unruhige Wirkung hervor, wenn der Künſtler nicht, die Regel von den Maſſen beobachtend, in den beleuchteten Partien der Gewänder alle kleineren Falten, mit wenig merklicher Abweichung von dem Mittelton der Lokalfarbe, heller und dunkler gleichſam nur andeutet, ſo daß die Ruhe dadurch nicht unterbrochen werden kann. Durch Mannigfaltigkeit der Vertiefungen, Brüche und Wiederſcheine werden die dunkeln Maſſen belebt, und in ſolcher Hinſicht gewähren dergleichen dünne, faltenreiche Gewänder unläugbare Vortheile. Manche der vorzüglichſten neueren Meiſter drappiren, um ungeſtörte Lichtmaſſen zu erhalten, mit ſtarken Zeuchen, weil ſie ſich in Nachahmung derſelben mehr an die Wirklichkeit halten konnten, ohne Gefahr, jene Regel zu verletzen, allein in den Schattenpartien war es dann nicht zu vermeiden, daß dieſe wenig unterbrochen todte, unerfreuliche Maſſen bildeten.
dd.

Gewehrfabrik heißt eine Anſtalt, worin Gewehre aus Eiſen auf die Weiſe verfertigt werden, daß immer eine Claſſe der Arbeiter der andern in die Hände arbeitet, das Eiſen aber durch Hämmer, welche vom Waſſer getrieben werden, geſchmiedet wird. In einigen werden nur ſchneidende und ſtoßende, in andern nur Feuergewehre, in wenigen beide Arten zugleich verfertigt. Die bekannteſten ſind zu Suhl in der Grafſchaft Henneberg, zu Sohlingen in der Grafſchaft Mark, zu Maſtricht, zu Lüttich u. ſ. Außerdem hat faſt jeder Landesherr, der eine beträchtliche Armee unterhält, ſeine eigne Gewehrfabrik, z. B. der König von Preußen vor Spandau, wo nicht allein Klingen, Bajonette und Ladeſtöcke, ſondern auch Cüraſſe und Feuergewehre verfertigt werden. Bei Verfertigung der Klingen und Bajonette arbeiten die Klingenſchmiede den Härtern, welche die ge-

ſchmiedeten Klingen härten, und dieſe den Schleifern in die Hände, welche ſie auf der großen, vom Waſſer getriebenen, Schleifmühle ſchleifen und poliren. Zu den Feuergewehren und Cuiraſſen wird das Eiſen auf einem eigenen Hammerwerk unter dem Prellhammer zu Platten geſchlagen, die Platten verwandelt der Rohrſchmidt in Röhre, welche ſodann auf der Bohrmühle ausgebohrt und auf der Schleifmühle polirt werden. Die Röhre zu Commißgewehren erhält nun der Rohrfeiler, der ſie mit der Schlichtfeile polirt, die Schwanzſchraube verfertigt, Haften und Richtkorn aufſetzt. Der Schloßmacher bearbeitet die Theile des Schloſſes bis zum Härten und Poliren, der Meſſing- und Zeugfeiler verfertigt den Beſchlag, der Schäfter den Schaft; der Stecher gravirt den Namen des Landesherrn auf den Lauf, und der Equipeur ſetzt alle dieſe Theile zuſammen. Die Cuiraſſe werden unter dem Prellhammer ſchon aus dem Groben gearbeitet, hierauf dem Cuiraßſchmid übergeben, der ſie weiter ausbildet, worauf Schleifer und Polirer die letzte Hand daran legen.

Gewerbe heißt a) jedes in der Abſicht, dadurch Unterhalt zu gewinnen, betriebene Geſchäft. Alle Gewerbe laſſen ſich daher ſehr natürlich unter folgende Abtheilungen bringen: 1) Landwirthſchaft. Pflanzenbau, Viehzucht, Jagd und Fiſcherei. 2) Bergbau. Gewinnung und Verarbeitung der Mineralien. 3) Handwerke. 4) Handlung. 5) Künſte aller Art. 6) Wiſſenſchaften aller Art. 7. Privatbedienungen. Geſinde, Knechte und Mägde. 8) Oeffentliche Bedienungen. Miniſter, Heerführer, Richter, Lehrer u. ſ. w. b) Bezeichnet man dadurch oft, aber ganz fälſchlich, nur die eine Art von Gewerbe, nämlich die Handwerke, und ſpricht alsdann von Gewerbrecht und Gewerbſamkeit, welches letztere Wort aber nur einen grammatiſchen Sinn hat. c) Endlich iſt Gewerbe auch gleichbedeutend mit Gewinde. Der Metallarbeiter verſteht darunter die Vereinigung einer Thüre oder eines Deckels mit dem größern Theile einer Sache, ſo daß die Thüre oder der Deckel zwar geöffnet, aber nicht von dem Haupttheile einer Sache getrennt werden kann. So hat insbeſondere eine Doſe zwiſchen dem Deckel und Hauptkörper ein Gewerbe oder Gewinde, und dieſe Verbindung führt insbeſondere dieſen Namen. Im weitern Verſtande hat auch wohl eine Haspe nebſt dem dazu gehörigen Haken, z. B. an einem Fenſterflügel, den Namen Gewerbe. X.

Gewicht. Das Gewicht iſt ein Körper von beſtimmter Schwere, womit die Schwere anderer Körper geprüft wird, ſo daß das Gewicht und die Sache, welche man wiegt, von gleicher Schwere ſind. Gewöhnlich iſt auf jedem Gewicht ſeine Schwere durch Zahlen ausgedrückt und angedeutet. Die Gewichte müſſen in jedem Staate unter der Aufſicht der Policei ſtehen, welche dieſelben genau richtet, verfertigen läßt und ſtempelt. Kein anderes darf alsdann gebraucht werden. Man hat in vielen Landen wegen Verſchiedenheit der Gewerbe, wiewohl ohne Noth, mancherlei Gewichte eingeführt, als: 1) bei Berg- und Hüttenwerken gebraucht man das gemeine große Centnergewicht, wonach die Materialien eingekauft, die Mineralien und Erze gewogen werden; das Probirgewicht, das Grängewicht, das Markgewicht, und zu den Münzen das Pfennig-gewicht oder den Richtpfennig. 2) Im gemeinen Leben wiegt man mit Gewichten nach Centnern, Pfunden, Lothen und Quentlein. 3) Iſt noch überdieß zu bemerken, daß Gold-, Silber-, Apo-

thekers und Fleiſcher- (Metzger oder Schlächter) Gewicht. Die Gewichte ſind zuweilen von Stein, und dieſe ſind wegen ihrer leichten Abnutzung die ſchlechteſten, insgemein aber von Metall, und im letztern Fall am beſten von Meſſing, weil die bleiernen ſich leicht abſtoßen und die eiſernen nach und nach durch den Roſt leichter werden. X.

Gewiß und Gewißheit ſind vom Wiſſen benannt, indem dadurch der dem Wiſſen, als einer beſondern Art des Fürwahrhaltens, eigenthümliche Grad der Ueberzeugung (die Evidenz des Wiſſens) angedeutet werden ſoll. Wer nämlich etwas zu wiſſen behauptet, legt ſich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren Wahrheit weder er ſelbſt zweifelt, noch Andere zweifeln ſollen, alſo eine durchaus wahre und allgemeingiltige Erkenntniß. Daher werden auch die Ausdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbunden. Im Fall man aber einer Erkenntniß dieſen Anſpruch auf durchgängige Wahrheit und allgemeine Giltigkeit nicht zutraut, ohne ſie doch ſchlechthin als falſch und ungiltig zu verwerfen, erklärt man ſie blos für wahrſcheinlich, mithin auch für ungewiß. Denn da die bloße Wahrſcheinlichkeit das Bewußtſeyn der Möglichkeit des Gegentheils nicht ausſchließt, ſo iſt es für den, der etwas nur für wahrſcheinlich hält, immer ungewiß, ob die Sache ſich ſo verhalte, wie er ſich dieſelbe vorſtellt. Daher behaupten auch diejenigen, welche die Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß überhaupt bezweifeln (die Skeptiker), daß man ſeinen Beifall zurückhalten müſſe, mithin entweder gar nicht urtheilen, oder höchſtens ſeine Urtheile nur für wahrſcheinliche Meinungen ausgeben dürfe. Denn das Meinen unterſcheidet ſich eben dadurch vom Wiſſen, daß jenes ſich nur für wahrſcheinlich, mithin auch für ungewiß, dieſes hingegen für wahr, mithin auch für gewiß ausgibt. Die Frage nun, ob die menſchliche Erkenntniß überhaupt der Gewißheit fähig ſey oder nicht, kann hier nicht beantwortet werden, da ihre Beantwortung eine tief eindringende Unterſuchung über das menſchliche Erkenntnißvermögen, deſſen Geſetze und Schranken vorausſetzt. (Vergl. die Artikel: Erkenntniß und Gränze des menſchlichen Geiſtes.) So viel aber iſt doch einleuchtend, daß der geſunde Menſchenverſtand und das unverdorbne ſittliche Gefühl gewiſſe Erkenntniſſe als unbezweifelbare, mithin völlig gewiſſe Wahrheiten anerkennt. So wird kein Vernünftiger daran zweifeln, daß zwei Mal zwei vier iſt, daß die Sonne die Erde erleuchtet, daß Morden, Rauben, Lügen u. ſ. w. unerlaubte Handlungen ſind, und daß der Menſch eine höhere Beſtimmung hat, als bloß hier auf der Erde gleich Pflanzen und Thieren ſich zu ernähren und fortzupflanzen. Wir bemerken alſo nur noch den Unterſchied zwiſchen der unmittelbaren und mittelbaren Gewißheit. Dieſe entſteht durch Beweiſe, in welchen ein Satz die Giltigkeit des andern vermittelt. Jene hingegen ruht auf und in ſich ſelbſt, und iſt daher auch die Grundlage der mittelbaren Gewißheit. Denn wenn es gar nichts unmittelbar Gewiſſes gäbe, ſo würden alle Beweiſe ins Unendliche fortlaufen oder keinen Anfangspunkt haben, mithin gleichſam haltungslos in der Luft ſchweben. D.

Gewiſſen, das; iſt das Vermögen des Menſchen, über das Verhältniß ſeiner Handlungen und ſeines ſittlichen Zuſtandes zu dem Sittengeſetze (welches der religiöſe Menſch als Gottes Geſetz betrachtet) zu urtheilen. Vor dem Handeln äußert es ſich durch Warnung und Ermunterung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel, und hierauf gründet ſich die Unterſcheidung zwiſchen dem vorhergehen-

den und dem nachfolgenden Gewiſſen. Auch unterſcheidet man ein ſchlafendes, wachendes und erwecktes Gewiſſen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen nach ihrem Verhältniſſe zu dem Geſetz entweder ganz unterlaſſen wird, oder anfängt, oder ſtets und ununterbrochen fortdauert. Dem, der ſeine Handlungen mit möglichſter Sorgfalt und Genauigkeit nach ihrem Verhältniſſe zu dem Geſetze beurtheilt, und daher ſtreng gegen ſich ſelbſt iſt, wird ein enges Gewiſſen oder Gewiſſenhaftigkeit, dem hingegen, der es mit dieſer Beurtheilung nicht genau nimmt, und manches, was das Geſetz verbietet, leichtſinnig ſich erlaubt, wird ein weites Gewiſſen zugeſchrieben. Oft braucht man das Wort Gewiſſen auch von dem den Menſchen begleitenden Bewußtſeyn erfüllter oder verletzter Pflicht, und in dieſem Sinne wird das Wort genommen, wenn man von einem guten und einem böſen Gewiſſen redet. Das gute Gewiſſen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens, und im Unglück Hoffnung und Muth; das böſe Gewiſſen wirkt Unruhe und Vorwürfe (welche Gewiſſensbiſſe genannt werden, wenn ſie mit peinlichen Schmerzen verknüpft ſind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit und der Verzweiflung. Das Gewiſſen und die Wirkungen deſſelben ſind der ſicherſte Beweis von der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen. N.

Gewiſſensfall, ein; iſt ein ſolcher Fall, über welchen das Gewiſſen nicht mit Beſtimmtheit und Klarheit entſcheidet, ſo daß es zweifelhaft bleibt, was recht und was unrecht ſey, und man thun oder laſſen ſoll. Hat die Schwierigkeit der Entſcheidung ihren Grund in der Colliſion der Pflichten, ſo wird der Gewiſſensfall Colliſionsfall genannt. Der Theil der Moral, welche ſich mit den Unterſuchungen über die Colliſionsfälle beſchäftigt, heißt Caſuiſtik.

Gewiſſensfreiheit und Gewiſſenszwang. Die Gewiſſensfreiheit beſteht in dem ungeſtörten Beſitz des Rechtes, ſeinem Gewiſſen gemäß zu reden und zu handeln. Da das Gewiſſen fodert, daß man ſeine religiöſen Ueberzeugungen nicht verläugne, und doch den Menſchen oft angeſonnen worden iſt, einen Glauben, den ſie nicht zu dem ihrigen machen konnten, zu bekennen, und Religionsgebräuche, welche ſie mißbilligten, auszuüben, ſo wird das Wort Gewiſſensfreiheit namentlich von dem ungeſtörten Beſitze des Rechts, ſeinen Glauben zu bekennen und auszuüben, gebraucht. Die Gewiſſensfreiheit in dieſem engern Sinne heißt auch Glaubensfreiheit. Das Gegentheil der Gewiſſensfreiheit iſt der Gewiſſenszwang, welcher demnach, wenn das Wort im weitern Sinne genommen wird, in der Beſchränkung des Rechts, ſeinem Gewiſſen gemäß zu reden und zu handeln, und, wenn man das Wort im engern Sinne nimmt, in der Beſchränkung des Bekenntniſſes und der Ausübung der Religion beſteht. N.

Gewitter nennen wir eine furchtbar-ſchöne Naturerſcheinung, welche ſich ereignet, wenn Wolken, deren elektriſches Gleichgewicht unter ſich oder mit der Erde geſtört iſt, ſich ihrer Elektricität durch einen von Donnerſchlägen begleiteten Blitz zu wiederholtenmalen entledigen. Gewöhnlich ſind Stürme und Regengüſſe damit verbunden Erſtere entſtehen durch die plötzliche Abkühlung der Luft, und vielleicht auch von dem durch den Regen herabfallenden Waſſer, worauf ſich Luft und Dünſte entwickeln; über die letztern ſtellt Sauſſure folgende Hypotheſe auf. Durch die Elektricität werden die Dünſte in den Wolken in blaſenförmiger Geſtalt erhalten; indem ſich nun durch

den Blitz die Wolke ihrer Elektricität entladet, zerplatzen die Dunſtbläschen und fallen in Regen herab. Woher es aber komme, daß überall im Norden die Gewitter eigentlich nur im Sommer Statt finden, und während des Winters eine Seltenheit ſind, da es doch in dieſer Jahreszeit eben ſo ſtark elektriſche Wolken gibt, davon iſt die wahrſcheinliche Urſache, daß Kälte beſſer iſolirt als Wärme, und daß alſo in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entſtehen kann. Aus dieſem Grund ereignen ſich vielleicht, wie ſolches die allgemeine Wahrnehmung lehrt, die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigſten erwärmt zu ſeyn pflegt. (Vergl. Blitz und Donner.)

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann überhaupt entweder geſchriebenes oder Gewohnheitsrecht ſeyn. Das erſtere beruht, ſeiner Form und ſeinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Geſetzgebers. Das letztere gründet ſich darauf, daß bisher gewiſſe Rechtsnormen in vorkommenden Fällen beobachtet worden ſind, und der Geſetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewiſſen Gegenſtand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundſätze die Stelle des Geſetzes vertreten ſollen. O.

Gewürze ſind diejenigen vegetabiliſchen Produkte, die in ihrer Miſchung vorzüglich ätheriſches Oel enthalten, wodurch ſie fähig werden, am meiſten die Verdauung zu unterſtützen, zu welchem Endzwecke ſie auch im gemeinen Leben ſehr häufig angewendet werden, nichts deſtoweniger aber einen noch mannigfaltigeren Nutzen als Heilmittel gewähren. Die Blüthen und Samen mehrerer Pflanzen, vorzüglich ſolcher, die in den heißeſten Ländern wachſen, ſind am gewürzreichſten, daher wir auch vorzüglich Zimmtblüthen, Gewürznelken, Mutternelken, Kardamomen, Pfeffer, verſchiedene Arten von Zimmtrinden aus Oſtindien als Gewürze erhalten; doch ſind auch unſre eignen Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel, Ingber u. ſ. w. gewähren angenehme, den Magen ſanft reizende Zuſätze zu mannigfaltigen Speiſen und Gebäcken. Das Salz, als ein mineraliſches Produkt, iſt wohl eine Würze, aber kein Gewürz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der Gewürze entſpricht. ff.

Gewürzinſeln oder Molucken heißen im weitern Sinne alle Inſeln in dem großen Archipelagus, der ſich von Morgen nach Abend zwiſchen Neu-Guinea und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwiſchen Chilolo und Timor ausdehnt und eine Menge bekannter und unbekannter Eilande enthält. Sie ſind, wie es ſcheint, durch Erdbeben und Feuerausbrüche von Neu-Guinea getrennt worden, und man findet noch Vulkane auf einigen derſelben, wie z. B. einen ſehr verheerenden auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in dieſem Inſelmeere ſehr gefährlich. Die Hitze iſt im Sommer ſehr groß, in den Regenmonaten die Luft ſehr ungeſund. Ureinwohner ſind die Haraforas oder Alforen, ein ſtilles Volk, faſt auf allen Oſtindiſchen Inſeln. Die Malayiſche Sprache iſt die herrſchende auf den Moluckiſchen Inſeln; es gibt aber auch viele Bewohner von Sineſiſcher, Japaniſcher und Arabiſcher Abkunft. Als die Portugieſen im Jahre 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier ſchon angeſiedelt und durch ſie war die Muhammedaniſche Religion, die aber ſehr mit Heidenthum vermiſcht blieb,

herrſchend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugieſen, die auf dieſen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde (Goa) ſo entfernten, Inſeln die empörendſten Gräuel verübten, hart gedrückt, und eben ſo hart behandelt von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für ſich benutzten und ſeit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau deſſelben zu hindern, jedem Verſuche, Manufakturen anzulegen, ſo wie jeder Art von Verbeſſerung, die dem Volke die Gegenſtände, woran es Mangel litt, hätte verſchaffen können, ſich zu widerſetzen. Den Portugieſen blieb die Herrſchaft und faſt ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, wo die Holländer dieſe einträglichen Beſitzungen ihnen entriſſen. Die neuen Herren beſaßen ſie bis zum Jahr 1796, als die Engländer die holländiſchen Niederlaſſungen auf den Molucken ſich unterwarfen. Im Frieden von Amiens wurden ſie zwar zurückgegeben, aber nach dem wieder ausgebrochenen Seekriege von neuem (am 19. Febr. 1810) eine leichte Eroberung der Britten. Die größten Inſeln dieſes Archipelagus ſind: Ceram, Gilolo, Amboina, Timor und Banda. — Im engern Sinne führen den Namen Molucken nur die fünf Inſeln Ternate, Tidor, Motil (Motir), Maſchian und Baſchian, die eigentliche Heimath der Gewürzbäume. Die beiden erſten ſind die größten, und noch jetzt wächſt auf denſelben die beſte Art von Muskatnußbäumen und Gewürznelken. Als aber die Holländer ungefähr 26 Jahre im Beſitze der Molucken und des ausſchließenden Handels mit Gewürzen geweſen waren, fanden ſie es bequemer und vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die ſüdlichen Inſelgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. Im Jahr 1638 ward mit dem Könige von Ternate, der ihnen unterworfen war, und den übrigen kleinen Inſelbeherrſchern ein Vertrag geſchloſſen, worin beſtimmt wurde, daß alle Gewürzbäume auf den ihnen zugehörigen Inſeln ausgerottet und nie wieder ſolche gepflanzt werden ſollten. Dem Könige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürſten ward ein Jahrgeld bezahlt, welches, ungeachtet einer zweimaligen Erhöhung, im Ganzen noch nicht 18,000 Thaler betrug. Um die Befolgung dieſes Vertrages zu ſichern, legten die Holländer drei ſtarke Feſtungen, Oranien, Holland und Wilhelmſtadt, auf der Inſel Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an. Jährlich wurden auf dieſen Inſeln, ſo weit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeſchoſſenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu wachen und den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiſete der Gouverneur von Amboina mit einem Geſchwader von 20 bis 50 Schiffen in einem prachtvollen Aufzuge ſein Gouvernement. Aber ungeachtet aller dieſer Vorſichtsmaßregeln wuchſen die Gewürzbäume, das eigenthümliche Erzeugniß dieſer Eilande *), überall, wohin die Gewalt der Holländer nicht dringen konnte, und die Engländer trieben einen beträchtlichen Schleichhandel mit den gedrückten Inſelbewohnern. Die Vertilgung der Gewürzbäume und die Störung des Schleichhandels

*) Als die Bewohner von Ternate im 16ten Jahrhunderte mit den Portugieſen in Krieg geriethen, verbrannten ſie alle Gewürzbäume, welche die eroberungsſüchtigen Fremdlinge zu ihnen gelockt hatten, und zogen ſich in die Gebirge und Wüſten. Die Aſche aber düngte den Boden ſo ſehr, daß in einigen Jahren mehr Bäume wuchſen, als die Inſel je getragen hatte.

war daher der eigentliche Zweck der befeſtigten Niederlaſſungen auf Ternate und den übrigen eigentlichen Molucken, wo jene Bäume urſprünglich ohne alle Pflege wuchſen. Man fand hier zwar viel Goldſtaub, aber die Verwaltungskoſten der Niederlaſſung brachten jährlich einen baaren Verluſt von 360,000 Thalern, der freilich durch den unermeßlich reichen Alleinhandel mit Gewürzen vielfältig erſetzt ward. — Die Moluckiſchen Inſeln ſind übrigens von der Natur ſehr kärglich begabt, es fehlt ihnen zum Theil an Waſſer, und ſie müſſen Reis und andere Lebensbedürfniſſe von der Inſel Celebes holen. Die Nachtheile des Waſſermangels erleichtert zum Theil der häufig wachſende Kokusbaum, deſſen Früchte eine reichlich nährende Feuchtigkeit enthalten. — Die Gruppe der Amboinainſeln beſteht aus eilf Eilanden, von welchen Amboina die wichtigſte, aber nicht die größte iſt, und der Hauptſitz der Holländiſchen Niederlaſſungen auf den Molucken war. Auf einem Flächenraum von 20 □M. hat ſie 24,000 Einwohner. Die Inſel wird in die größere und kleinere Halbinſel abgetheilt. Auf der erſten Hälfte, Hitou, haben die Holländer 5 Forts; auf der ſüdlichen kleineren, Leitimor genannt, liegt das Fort Victoria, welches der Sitz des Gouverneurs war. Die Beſatzung war 600 Mann ſtark. Auf der Landenge, welche die Halbinſel verbindet, liegt die Feſtung Middelburg. Die Inſel iſt gebirgig, mit angenehmen, fruchtbaren Thälern, hat aber ungeſunde Luft. Das vorzüglichſte Erzeugniß iſt der Gewürznelkenbaum, der hier und auf einigen benachbarten Inſeln in 4000 Gärten gezogen wird, von welchen jeder 125 Bäume enthält. — Unter den Holländiſchen Befehlshabern machte ſich beſonders Schaghen, der 696 ſtarb, um Amboina verdient, indem er viele Verbeſſerungen in dem Anbau und der Wartung der Gewürznelkenbäume einführte. Seinem Beiſpiele folgten die ſpätern Befehlshaber, und die Pflanzungen wurden nach und nach ſo regelmäßig, ſo ſchön, die Luft ſo angenehm, daß die Geſundheit der Bewohner eben ſo ſehr, als der Vortheil der Holländiſchen Handelsgeſellſchaft befördert ward. Die Oſtindiſche Handelsgeſellſchaft hatte ſehr umſtändliche Vorſchriften über den Anbau und die Wartung der Gewürznelkenbäume gegeben, wovon bei harter Strafe nicht abgewichen werden durfte. In neuern Zeiten hat man auch den Muskatnußbaum hier angepflanzt, der gut gedeiht. Auch liefern Amboina und die Nachbarinſeln Kaffee, Zucker, Reis, Kokosnüſſe, Mandeln, Tabak und ſchöne Holzarten. Unter den übrigen zu dieſer Gruppe gehörigen Inſeln ſind Hanimoa, mit dem Fort Duurſtade, und Nuſſa-Laut (mit 4000 Einwohnern) ſehr nelkenreich, und Ceram (mit 6000 Einwohnern) liefert ſchönes Ebenholz. — Die Gruppe der Banda-Inſeln, die ſüdlichſten der Molucken, beſteht aus mehr als 40 Eilanden, von welchen aber nur 6 bewohnt ſind. Sie haben einen ſandigen, zum Theil felſigen und unfruchtbaren Boden. Ihr Hauptserzeugniß iſt der Muskatnußbaum. Auch liefern ſie Sandelholz, Mandeln und Kokosnüſſe; aber ſie haben weder Getraidebau noch Viehzucht. Unter den 5763 Einwohnern ſind 1700 Sklaven in 57 Pflanzungen. Der Holländiſche Befehlshaber wohnte auf der eigentlich ſogenannten Inſel Banda oder Poula-(Inſel) Neira, die eine gute Rhede hat, und durch die beiden Forts Naſſau und Belgica gedeckt wird. Die nur durch eine ſchmale Straße von jener getrennte Inſel Lantoir-Banda iſt die größte der ganzen Gruppe, und erzeugt die meiſten Muskatnüſſe, die hier in 34 Gär-

ten wachſen. Die übrigen Inſeln ſind kleiner, als dieſe beiden. Auf Poula=Ai, wo gar kein Trinkwaſſer iſt, wachſen die beſten Muskatnüſſe. Goenong=Api (im Malayiſchen Feuerberg) iſt 1940 Fuß über der Meeresfläche erhaben und hat einen furchtbaren Vulkan, deſſen häufige Ausbrüche die benachbarten Inſeln mit Aſche bedecken und den Aufenthalt auf dieſen Eilanden noch unangenehmer machen. Die unfruchtbare Inſel Roſingyn oder Roſagain iſt der Aufenthaltsort von Miſſethätern, welche unter der Aufſicht einiger bewaffneten Wächter Holz hauen und Kalk und Ziegel brennen müſſen. Die Kaſtelle auf den Banda=Inſeln waren gut befeſtigt, und um die Annäherung feindlicher Schiffe unter Holländiſcher Flagge zu verhüten, lag rings um die Küſte ſtets ein Geſchwader kleiner Schiffe, das jedes fremde Fahrzeug anhielt, und unterſuchte, woher es kam, wohin es wollte und wie ſtark es bemannt war. Die Beſatzung war zahlreich, aber ihr Loos, bei dem herrſchenden Mangel an Lebensmitteln, ſehr elend. Sechs Monate lang konnten ſie ſich mit Schildkröten reichlich nähren; aber außer dieſer Zeit ſchätzten ſie ſich glücklich, wenn ſie zuweilen einen magern Fiſch fangen konnten, und mußten oft Hunde, Katzen und andere ähnliche Thiere eſſen, die ihnen in die Hände fielen. Butter, Reis, gedörrte Fiſche und andere Lebensmittel kamen von Batavia, waren aber zu theuer, als daß der Soldat ſich damit hinlänglich hätte verſorgen können. Die Eingebornen waren, nach der Schilderung der Holländer, ſo grauſame, treuloſe Menſchen, daß die Oſtindiſche Geſellſchaft um ihrer eigenen Sicherheit willen ſich genöthigt ſah, ſie auszurotten, und eine Colonie nach Banda zu ſenden. Dieſe Coloniſten aber beſtanden aus den ſchändlichſten Menſchen, die ſonſt nirgends fortkommen konnten, und froh waren, hier zu leben. Die Holländer in Batavia nannten daher Lantoir=Banda gewöhnlich die Zuchthausinſel. Die Gärten, worin die Muskatnußbäume gezogen werden, heißen Perken, und die Eigenthümer derſelben Perkeniers. Dieſe Pflanzungen ſind nicht mit Zäunen umſchloſſen, ſondern nur mit höhern und ſtärkern Bäumen eingefaßt, um die zarten Gewächſe gegen die heftigen Winde zu ſchützen, welchen die Inſel ausgeſetzt iſt. In dieſen Gärten ſind ſtets Sklaven beſchäftigt, welche den Boden rein halten, und die von ſelbſt abfallenden Früchte, welche für die vollkommenſten gehalten werden, aufleſen müſſen. Die Eigenthümer der Pflanzungen mußten das geerntete Gewürz gegen einen ſehr geringen Preis an die Holländiſch=Oſtindiſche Geſellſchaft abgeben, welche ihnen dafür ihr Lebensbedürfniß, den Reis, theuer verkaufte. — Die Haupternte iſt vom Juni bis Auguſt; da dies aber die Zeit iſt, wo heftige Regengüſſe, mit Sturmwinden begleitet, ſehr häufig ſind, ſo werden oft reife und unreife Früchte durch einander von den Bäumen abgeworfen. Die unreifen ſind indeß nicht ganz unbrauchbar; man legt ſie in Zucker, und erhält dadurch ein vortreffliches Confect. Bei dieſer erſten Ernte gewinnt man nicht viel Muskatblüthe, weil dies Gewebe dann noch zu dünn iſt. Im November iſt Nachleſe, wobei nur völlig gereifte, aber nicht viele, Früchte geſammelt werden. Im April werden die Bäume noch ein Mal abgeleſen, und man ſammelt alsdann die ſchönſten Nüſſe und die beſte Blüthe, weil zu jener Zeit die Bäume weniger beladen ſind, und nichts von ſchlimmer Witterung zu leiden gehabt haben. — Die beſte Sorte von Muskatnüſſen wird nach Europa geſandt, eine ſchlechtere, oder die Mittelſorte, in Indien verkauft;

und aus der geringſten das köſtliche Muskatöl gepreßt. Man rechnet, daß von 500,000 Nelkenbäumen auf den Molucken jährlich im Durchſchnitt 600,000 Pfund Nelken gewonnen wurden; davon kamen 550,000 Pfund nach Europa, 150,000 Pfund wurden in Indien verkauft und der Ueberreſt ward für Mißjahre aufbewahrt. An Muskatnüſſen wurden jährlich gleichfalls 600,000 Pf. und 170,000 Pf. Blüthe geerntet, wovon nach Europa 250,000 Pf. Nüſſe und 100,000 Pfund Blüthe kamen. Das Uebrige ward für den Nothfall aufbewahrt, oder auch, wenn reichliche Ernten die Vorräthe zu ſehr häuften, ganz vernichtet. Schon ſeit mehrern Jahren aber wurde, ſowohl wegen der Nachläſſigkeit, womit man das Einſammeln betrieb, als wegen der Verwüſtungen, die ein heftiger Orkan im Jahre 1778 anrichtete, weniger gewonnen, und im Jahre 1796 wurden auf den Banda-Inſeln nur 163,236 Pf. Nüſſe und 47,770 Pf. Muskatblüthe geerntet. R.

Gewürznelken. Die Gewürznelken oder Gewürznäglein, dieſes durch ganz Europa bekannte und gebrauchte Gewürz, ſind die noch ungeöffneten Blüthen oder Blüthenknospen eines Baums, der auf einem 4 bis 6 Fuß hohen Stamm eine ſchöne pyramidaliſche Krone treibt. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind langgeſtielt, eiförmig und den Lorbeerblättern ähnlich. Im Maimonat ſproſſen die röthlichen Blüthen büſchelweiſe an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumenkrone hat vier Blätter, der Kelch iſt vier Mal getheilt und offen; die vielen Staubgefäße ſind in vier Haufen geſondert; die Frucht iſt eine Beere, unten zweifächerig und ein bis zweiſamig. Zur Zeit der Reife hat ſie die Geſtalt und Größe der Olive, nach Thunberg aber wird ſie ſo groß wie ein Hühnerei, von Farbe ſchwarzroth, und beſteht aus einer dünnen Bedeckung, welche einen der Länge nach zweitheiligen Kern einſchließt. Dieſe Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, haben einen ſchwachen, den Gewürznelken ähnlichen Geruch, und einen gleichen, aber lieblichern Geſchmack, der etwas zuſammenziehend iſt. Man nennt ſie Mutternelken. Die unaufgebrochnen Blüthenknospen werden darum in dieſem Zuſtand abgenommen, weil ſie, wie dieß auch mit andern Blüthen der Fall iſt, dann die meiſte Kraft haben. Wenn ſie gepflückt ſind, trocknet man ſie im Rauche, wodurch ſie braunroth werden, und bringt ſie dann an die Sonne. Friſch iſt ihr Geſchmack unleidlich brennend. Sie enthalten ⅕ bis ⅙ ihres Gewichts waſſerhelles ätheriſches Oel, welches im Waſſer größtentheils unterſinkt, und einen heftigen Geruch und höchſt brennenden Geſchmack hat. Der Gewürznelkenbaum wird in feuchtem Boden auf Amboina, Oma, Honimoa und Nuſſalanta gezogen, wo er auch urſprünglich einheimiſch iſt. Er ſoll aber auch auf Ternate, Marigeron, Tidor und Neuguinea wild zu finden ſeyn. Als die Holländer in Oſtindien noch ſo mächtig waren, daß ſie alle übrigen Nationen gleichſam verdrängten, rotteten ſie die wildwachſenden Gewürznelkenbäume aus und pflanzten ſie nur auf den oben genannten Inſeln an. (S. Gewürzinſeln.) Sie wollten ſich dadurch den Alleinhandel dieſes Gewürzes verſchaffen, allein die Franzoſen wußten einige Bäume oder Samen zu erlangen, und legten damit Pflanzungen auf Isle de France, Bourbon und Cayenne an.

Gezwungen iſt alles dasjenige, wobei der Grund der Modifikation nicht in der Natur der Sache ſelbſt liegt, ſondern eine fremde, der Sache nicht natürliche Kraft wirkſam war. So nennen wir ein gezwungenes Lächeln ein ſolches, das der Lage der Perſon nicht angemeſſen, ſondern durch eine dieſer Lage fremde Rückſicht

hervorgebracht worden iſt. In den Künſten muß das Gezwungene allemal eine unangenehme Wirkung hervorbringen, weil die Gegenſtände dadurch unſere Vorſtellungen und Erfahrungen über die natürlichen Folgen und Wirkungen beleidigen, und weil die beſondern Abſichten des Künſtlers zu deutlich daraus hervorleuchten, Abſichten, die er nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht erreichen konnte. Es findet daher eine Disharmonie zwiſchen Urſache und Wirkung Statt.

Gibbon (Eduard), wurde den 8. Mai 1737 zu Putney in Surrey geboren. Er erfuhr in ſeiner Kindheit alle Uebel, die aus einer kränklichen Conſtitution entſpringen, und nur die zärtliche Sorgfalt ſeiner unverheiratheten Tante, Catharina Porten, erhielt ihn der Welt. Nachdem er zuerſt von einem Hauslehrer unterrichtet worden, beſuchte er im J. 1749 die Weſtminſterſchule, und ging von hier 1752 auf das Magdalenen-Collegium zu Oxford. Hier fielen ihm die Schriften des Jeſuiten Parſon in die Hände, die ihn ſo anzogen, daß er ein ganzes Jahr auf theologiſche Unterſuchungen wandte, und im Sommer des Jahres 1753 zur katholiſchen Religion übertrat. Tief gekränkt durch dieſes Ereigniß, ſchickte ihn ſein Vater, ein angeſehener Gutsbeſitzer, nach Lauſanne zu einem aufgeklärten reformirten Geiſtlichen, Namens Pevillard, der ihn bewog, 1754 wieder zur proteſtantiſchen Kirche zurückzukehren und zu Lauſanne zu communiciren. Sein Aufenthalt an dieſem Orte dauerte bis zum J. 1758, und war ihm in jeder Rückſicht von dem entſchiedenſten Nutzen. Seine Geſundheit befeſtigte ſich vollkommen, und von dem Augenblick an machte er die ſchnellſten und bewundernswürdigſten Fortſchritte. Beſonders beſchäftigte ihn das Studium der Franzöſiſchen und Lateiniſchen Klaſſiker und der Geſchichte, zu welcher Wiſſenſchaft er früh eine entſchiedene Neigung gefaßt hatte. Zugleich öffnete ſich ſein Herz der Liebe; die Tochter des Pfarrers Curchod zu Craſſy auf dem Jura feſſelte ihn durch Schönheit und Geiſtesbildung, und er würde ſie geheirathet haben, wenn er die Einwilligung ſeines Vaters hätte erlangen können. Seine Geliebte wurde ſpäter die Gattin des berühmten Necker. Der junge Gibbon fand in dem väterlichen Hauſe den liebevollſten Empfang. Sein Vater wünſchte, daß er ſich der Oekonomie oder der Rechtsgelehrſamkeit widmen, oder eine Stelle als Legationsſecretair bei dem damals bevorſtehenden Friedenscongreß annehmen möchte; allein ſeine Lieblingsneigung blieb das Studiren. Im J. 1759 erſchien in Franzöſiſcher, und ſpäter auch in Engliſcher Sprache, ſein Essai sur l'étude de la littérature. Als aber bald darauf die Furcht vor einer feindlichen Invaſion die Ausbebung einer Nationalarmee veranlaßte, unterbrach Gibbon ſeine Studien und übernahm eine Hauptmannsſtelle bei derſelben. Nach ihrer Entlaſſung legte er ſich mit neuer Munterkeit, mit neuen Erfahrungen mancherlei Art und mit verſtärkter Geſundheit wieder auf die Wiſſenſchaften. Plane zu mehreren hiſtoriſchen Werken beſchäftigten ihn, aber eine Reiſe unterbrach die Ausführung derſelben. Er beſuchte Frankreich, und kam im Januar 1763 in Paris an, genoß hier des Umgangs der berühmteſten Männer jener Zeit, und begab ſich von da nach Lauſanne, woſelbſt er bis zum April 1764 blieb. Darauf trat er ſeine Reiſe nach Italien an. Hier war es, wo am 15 Oktober 1764, als er in Nachdenken verſunken auf den Trümmern des Kapitols ſaß, während die Mönche im ehemaligen Tempel des Jupiters die Veſper ſangen, ein plötzlicher Gedanke an die einſtige Herrlichkeit dieſer weltbeherrſchenden Stadt und jetzige Verſunkenheit ſeine Seele durchleuchtete und in ſein In-

nerſtes drang. Damals fühlte er ſich zu dem Entſchluß begeiſtert, die Geſchichte des Untergangs des Römiſchen Reichs zu beſchreiben. Nachdem er noch Neapel geſehen, kam er im Juni 1765 nach England zurück. Er diente noch eine kurze Zeit als Oberſtlieutenant in der Nationalmiliz, gab indeß, der Zerſtreuungen des Soldatenſtandes müde, und zu den ſanfteren Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften mächtig hingezogen, dieſe Stelle bald wieder auf. Zunächſt ſchrieb er die Geſchichte der Schweiz, vernichtete ſie aber ungeachtet Hume's Beifall, da ſie ihm bald ſelbſt nicht genügte. Seit dem J. 1768 begann er, durch Sammlung von Materialien, ſeine Römiſche Geſchichte vorzubereiten. Schon durch ſeine jugendlichen Studien mit einem reichen Vorrath dahin einſchlagender Kenntniſſe ausgerüſtet, vermehrte er ihn noch durch unermüdete Lectüre. Im J. 1770 ſtarb ſein Vater. Nachdem er ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe geordnet hatte, ging er nach London, wählte dieſe Stadt, als den Mittelpunkt des gelehrten Verkehrs, zu ſeinem beſtändigen Wohnort und begann nun ſein unſterbliches Werk, welches nach ſeinem anfänglichen Plan mit dem dritten Bande, der bis zum Untergange des weſtlichen Römiſchen Reichs geht, endigen ſollte; er entſchloß ſich indeß ſpäter, es bis zum Untergang des morgenländiſchen Kaiſerthums fortzuſetzen. Da ihm aber der Aufenthalt in der Hauptſtadt zu koſtſpielig wurde, verließ er dieſelbe und begab ſich zu ſeinem Freunde Deyverdun nach Lauſanne. Hier vollendete er im Juni 1787 den ſechsten und letzten Band ſeines unſterblichen Werks, und reiſete darauf nach England, um die letzten Bände deſſelben ſelbſt dem Druck zu übergeben. Es führt den Titel: History of the decline and fall of the roman empire. 6 Vol. 4. Gibbon kehrte hierauf wieder nach ſeinem geliebten Aufenthalt bei Lauſanne zurück, wo er in ungeſtörter philoſophiſcher Ruhe lebte. Als aber die Franzöſiſche Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz zu erſtrecken anfing, machte er im J. 1793 abermals eine Reiſe nach England, und ſtarb den 16. Jan. 1794 zu London an einem heftigen Anfall von Magengicht. Er ſelbſt glaubte ſeinen Tod nicht ſo nahe, und unterhielt ſich noch den letzten Abend mit einem ſeiner vertrauten Freunde über den Tod und die Fortdauer nach dem Tode, und beſtimmte die wahrſcheinliche Dauer ſeines Lebens noch auf 13 bis 14 Jahre. Er hinterließ keine nahen Erben; ſeine koſtbare Bibliothek fiel einem jungen Schweizer, Namens Bury, zu, den er liebte und mit ſich nach England genommen hatte. Außer ein Paar kleinen Schriften beſitzen wir von Gibbon noch ſeine Selbſtbiographie in 2 Bänden. Matthiſſon gibt in ſeinen Briefen folgende intereſſante Schilderung von Gibbon: Sein Aeußeres hat viel Auffallendes. Er iſt groß und von ſtarkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in ſeinen Bewegungen. Sein Geſicht iſt eine der ſogenannten phyſiognomiſchen Erſcheinungen, wegen des unrichtigen Verhältniſſes der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen ſind ſo klein, daß ſie mit der hohen und prächtig gewölbten Stirn den härteſten Kontraſt machen. Die etwas ſtumpfe Naſe verſchwindet faſt zwiſchen den ſtark hervorſpringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an ſich ſchon ſehr längliche Oval des Geſichts noch frappanter. Ungeachtet dieſer Unregelmäßigkeit hat Gibbon's Phyſiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde, und kündigt beim erſten Blick den tiefen und ſcharfſinnigen Denker an. Nichts geht über das geiſtvolle Feuer ſeiner Augen. Gibbon hat ganz den Ton und die Manieren eines abgeſchliffenen Weltmannes; iſt kalthöflich, ſpricht das Fran=

zöſiſche mit Eleganz und hat (ein Phänomen bei einem Engländer) faſt die Ausſprache eines Pariſer Gelehrten. Er hört ſich mit Wohlgefallen und redet langſam, weil er jede Phraſe ſorgfältig zu prüfen ſcheint, ehe er ſie ausſpricht. Mit immer gleicher Miene unterhielt er ſich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragiſchen Begebenheiten, und ſein Geſicht verzog ſich, ſo lange wir beiſammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine drollige Geſchichte zu erzählen, nicht ein einziges Mal zum Lächeln. In ſeinem Hauſe herrſcht die ſtrengſte Pünktlichkeit und Ordnung. Seine Leute müſſen die Geſchäfte beinahe zur beſtimmten Minute verrichten, oder ſie laufen Gefahr, verabſchiedet zu werden. Er gibt ihnen aber auch ſelbſt das Beiſpiel. Sein Tag iſt eingetheilt wie der Tag des Angelſächſiſchen Königs Alfred. Mit dem Glockenſchlage geht er an die Arbeit, zu Tiſche und in Geſellſchaft, und bleibt in keiner von ihm abhängigen Lebenslage eine Minute länger als die feſtgeſetzte Tagesordnung es geſtattet. Ein Friſeur wurde verabſchiedet, weil er einige Minuten nach ſieben Uhr kam. Sein Nachfolger ſtellte ſich, um mehrerer Sicherheit willen, einige Minuten vor ſieben ein, und hatte gleiches Schickſal. Nur der dritte, der mit dem Glockenſchlag in die Hausthür trat, wurde beibehalten. Mit der Engliſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen und Italieniſchen Literatur iſt er bekannt, mit der Deutſchen nicht.

Gibellinen, ſ. Guelfen.

Gibichenſtein, ein altes, nur noch in einer alten Warte und wenigen Trümmern vorhandenes, auf einem ſteilen und auf allen Seiten iſolirten Felſen erbautes Bergſchloß, bei Halle, unweit der Saale gelegen, aus deſſen Fenſter Ludwig II., der Stammvater der Landgrafen in Thüringen, im 11. Jahrhundert durch einen verwegenen Sprung in die Saale ſich aus der Gefangenſchaft befreit, und daher den Namen des Springers erhalten haben ſoll; wider welche Erzählung jedoch die augenſcheinlichſten Zweifel zu erheben ſind, da die Entfernung, in welcher wenigſtens jetzt die Saale vorbeifließt, einen ſolchen Sprung nicht geſtatten würde. Unter dieſem wüſten Schloſſe liegt das große Dorf gleiches Namens. Das Domainenamt Gibichenſtein trägt jährlich über 100,000 Thaler Pacht ein, und erſtreckt ſeine Gerichtsbarkeit über 4 Städte, 58 Dörfer und 4 ſteuerbare Marken.

Gibraltar. Das felſige, mehr als 1200 Fuß über die Meeresfläche erhabene Vorgebirge Gibraltar, von Mitternacht nach Mittag eine halbe Meile lang, an der breiteſten Stelle nicht eine halbe Engliſche Meile breit, überall ſteil, hin und wieder ſenkrecht ſteil, durch Natur und Kunſt eine unüberwindliche Feſtung der Engländer, liegt an der ſüdlichſten Spitze des Spaniſchen Königreichs Andaluſien, unter dem 36° 7′ N. B. Den Namen hat es aus den corrumpirten Arabiſchen Wörtern Gibel al Tarif (Tarifs Gipfel oder Felſen), da Tarif Abenzaca, Feldherr des Califen Walid, zur Zeit des Einbruchs der Araber in Spanien 714, bei dieſem, unter den Völkern des Alterthums unter dem Namen Calpe bekannten Felſen zuerſt landete, und die an ſeinem Fuße gelegene Stadt Herakléa eroberte, welche ihren Namen unſtreitig der mythologiſchen Sage von den Säulen des Herkules verdankt, die dieſer Heros der alten Welt auf dieſem und dem gegen über liegenden Afrikaniſchen Vorgebirge Ceuta als Denkmal ſeiner an jener Meerenge beendigten Abentheuer aufgeſtellt haben ſoll. Von dem Berg und der Fe-

ſtung Gibraltar iſt die weſtlich neben jenem gelegene Stadt und Bay, ſo wie die Afrika von Europa ſcheidende Meerenge oder Straße benannt worden. 1302 entriß Ferdinand II., König von Caſtilien, Gibraltar den Arabern. 1333 eroberten dieſe es wieder. 1462 belagerte es abermals Heinrich IV. von Caſtilien, und eroberte es nach muthiger Gegenwehr für immer von den Ungläubigen. Das ſogenannte Caſtel an der Nordſeite des Berges und nach Mauriſcher Bauart vormals mit dreifacher Mauer umgeben, von welcher aber nur noch die oberſte Mauer ſtehen geblieben iſt, zum Schutz der Stadt gegen das Belagerungsgeſchütz von der Landſeite her, ſteht noch da als redendſtes Denkmal aus den Zeiten der Araber. Die Stelle der unterſten Mauer erfüllt die große Batterie, zum Schutz des nach Norden gerichteten Landthores. Von der zweiten Mauer ſind nur noch die Fundamente ſichtbar; ihren Platz haben Privatwaarenhäuſer eingenommen. Erſt Carl IV. ließ von dem Deutſchen Ingenieur Speckel die Altmauriſchen Feſtungswerke der Neueuropäiſchen Befeſtigungsart gemäß abändern. Nachdem 1700 Gibraltar nebſt Spanien an den Franzöſiſchen Prinzen Philipp von Anjou gekommen war, mußten die Spanier dieſe Feſtung den 4. Auguſt 1704 dem Brittiſchen Admiral Rook und dem Prinzen Georg von Darmſtadt, kaiſerl. Feldmarſchallieutenant und Vicekönig von Catalonien, übergeben, welche unerwartet, im Mai deſſelben Jahres, vor Gibraltar erſchienen, als ihr Angriff auf Barcellona von dem Vicekönig Don Francesco de Velasco zurückgewieſen worden war. Philipp von Anjou, zum Spaniſchen König als 5ter dieſes Namens gekrönt, ließ vom 12. October 1704 an Gibraltar mit 10,000 Mann unter dem Marſchall de Villadarias von der Landſeite angreifen, wo die Feſtung durch einen ſchmalen ſandigen Erdſtrich mit dem Continent zuſammenhängt, von den Engländern aber ſo mit Batterien beſetzt worden iſt, daß die Spanier dieſen Theil derſelben porta de fuego (Feuerſchlund) nennen. Während deſſen ſchloß der Admiral Pointis Gibraltar mit 24 Schiffen von der Seeſeite ein. Faſt ſchon auf das Aeußerſte gebracht, erhielt es noch zeitigen Succurs durch die Engländiſch-Holländiſche Flotte unter Admiral Leake. Vom 10. März 1704 an, wo derſelbe Admiral die Feſtung abermals von der Seeſeite entſetzte, das Landbelagerungscorps aber vom Marſchall von Teſſé commandirt ward, begnügte man ſich, Gibraltar bloß zu blokiren, bis 1714 der Utrechter Friede und zwei Jahre darauf ein beſonderer Vertrag (1716) den Engländern deſſen Beſitz garantirte. Von nun an unterließ das handelskluge und reiche England nichts, wodurch Gibraltar, das Bollwerk ſeines Mittelländiſchen Handels, beſonders als es Malta noch nicht beſaß, unüberwindlich zu machen ſey. Da aber mit der Furchtbarkeit des Platzes das Intereſſe Spaniens, denſelben wieder zu bekommen, ſich vergrößerte, ſo ward den 7. März 1727 eine Belagerung begonnen, welche die Ankunft des Admirals Trager mit 11 Kriegsſchiffen vereitelte. Früher, auf dem Congreß zu Cambray, hatte man denſelben Zweck, doch ebenfalls vergeblich, in der Güte zu erreichen geſucht. Spanien bot nunmehr 2 Millionen Pf. Sterling für die Wiedereinräumung des Platzes, allein umſonſt, es mußte ſich vielmehr im Traktat von Sevilla 1729 abermals aller Anſprüche begeben. Doch unterließ es nicht, alle Einfuhr in die Feſtung ſtreng zu verbieten, auch dieſelbe durch die immer mehr verſtärkten Linien von St. Roch und Algezira mit den Forts St. Barbara und St. Felippe gänzlich von dem feſten Lande abzu-

ſchneiden. Um ſo leichter war es aber, Einwohner und Garniſon von der Seeſeite her zu verproviantiren, als in dem Felſen ſelbſt ein ſüßer Brunnen quillt, und in den felſigen Grotten der Regen ſich zu dem reinſten Trinkwaſſer läutert und ſammelt. Kühe, Schafe und Ziegen finden unter dem ſüdlichen Himmel an den Felſenritzen immer grünende Nahrung, und überdies iſt jedes Fleckchen fruchtbares Land mit den mannigfaltigſten, theils wild wachſenden, theils gepflanzten Fruchtbäumen jenes ergiebigen Klimas beſtanden. Endlich bei dem 1779 zwiſchen England und Spanien ausgebrochenen Kriege erneuerte letzteres ſeine Angriffe gegen Gibraltar. Die Generallieutenants Abarca und Sotomayor ſchloſſen es zu Lande, Don Barcelo zur See ein. Im Januar 1780 entſetzte es Admiral Rodney. Doch ſchon am 12. April 1780 war ein neuer Entſatz, durch den Admiral Darby bewirkt, dringend nöthig. Am 18. Juni 1782, wo der Herzog von Crillon mit einem Franzöſiſchen Hilfscorps eintraf, wurden die Anſtrengungen der Belagerer erneut und verdoppelt. Am 13. September deſſelben Jahres wurden die ſogenannten ſchwimmenden Batterien vernichtet. (S. den Art. Elliot.) Nach der Ankunft des Admirals Howe, welcher den Platz wieder mit allen Bedürfniſſen verſah, waren die Alliirten genöthigt, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Der Friede 1783 verſicherte England abermals dieſer Feſtung, deren Belagerung von 1779 bis 1782 den kriegführenden Mächten über 74 Millionen Thaler gekoſtet haben ſoll. Seitdem iſt Gibraltar in allen Engliſch-Spaniſchen, zum Theil auch Franzöſiſchen Kriegen höchſtens nur von der Landſeite blokirt worden. Endlich in den neueſten Zeiten hat die Spaniſche Junta, dankbar für den hilfreichen Beiſtand gegen Napoleon, den Engländern auch die vorher Spaniſche an der Afrikaniſchen Küſte, Gibraltar gegen über, gelegene Feſtung Ceuta eingeräumt. c.

Gicht iſt eine der ſchmerzhafteſten Krankheiten, welche, wenn ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt zeigt und zu ihrer völligen Reife gekommen iſt, unter der Form einer entzündlichen Geſchwulſt der Hand- und Fußgelenke erſcheint. Man nennt ſie bekanntlich Podagra, wenn ſie den Unterfuß befällt, wo ſie ſich beſonders gern auf die große Zehe wirft, Gonagra, wenn ſie das Knie, und Chiragra, wenn ſie eine Hand oder beide einnimmt. Die Gicht hat von den hitzigen Krankheiten den ſchnellen Anfall und baldigen Verlauf, von den langwierigen die Hartnäckigkeit. Kandidaten der Gicht werden ſelten davon für immer befreit; einmal da geweſen, kehrt ſie bald periodiſch, bald unregelmäßig wieder, auf gegebene Veranlaſſung, beſonders von Sünden gegen die Diät, deren Abkömmling ſie iſt, wenn ſie nicht eine Folge erblicher Dispoſition iſt. Tief im Körper und in organiſcher Verſtimmung gegründet iſt immer ihre Urſache. Beſonders und zunächſt wird ſie durch lange vorbereitete Schwäche der ernährenden Organe erzeugt, an welcher die Organe des Blutumlaufs den lebhafteſten Antheil nehmen, weswegen auch Appetitloſigkeit, Neigung zu Blähungen und Fieberbewegungen den Anfang der Krankheit machen, zu welcher ſich bei Zeiten Schmerz in den Gelenken geſellt, der immer heftiger wird, bis die Ausſcheidung eines käſeartigen Stoffs in den Gelenken den Schmerzen und dem Anfall ein Ende macht. Bleiben ſolche Geſchwülſte ſchmerzlos nach der Geneſung zurück, ſo nennt man ſie Gichtknoten. Nicht ſelten, beſonders im höhern Alter und bei abnehmenden Kräften, iſt die Naturkraft nicht mehr ſtark genug, um einen vollſtändigen Anfall mit ſeiner Criſe zu erzeugen. Dann

entſteht, mit weniger heftigen Fieberanfällen, Magenkrampf, Leber- Bruſt- und Hirnentzündung, je nachdem dieſer oder jener Theil des Kranken der ſchwächere iſt. Oft iſt dieſe unregelmäßige Gicht tödlich. Hämorrhoiden und Steinbeſchwerden ſind nicht ſelten mit der Gicht vergeſellſchaftet oder wechſeln mit ihr ab, weil dieſe Krankheiten ſämmtlich aus Einer Quelle: Atonie der Verdauungswerkzeuge, entſpringen. — ff. — Bis jetzt hat es nur ſelten gelingen wollen, die Gicht zu heilen, vielmehr hat ſich die Arzneikunde faſt einzig auf Palliative beſchränken müſſen. Um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdient folgende Anzeige, die ein wirkſames Gichtmittel anzukündigen ſcheint, und von der Franzöſiſchen Regirung dem Erfinder Pradier für 24,000 Franken abgekauft und bekannt gemacht worden iſt. Es iſt dieſes: Mecca-Balſam 6 Quentchen, rothe Chinarinde 1 Unze, Safran ½ Unze, Saſſaparilla 1 Unze, Salbey 1 Unze, rectificirter Alkohol 3 Pfund. Man läßt den Meccabalſam in einem Drittel des Alkohol auflöſen und die andern Subſtanzen zwei Mal 24 Stunden im Reſte des Alkohol einweichen; filtrirt und ſchüttet die beiden Liqueurs zuſammen. Zum Gebrauch wird die erhaltene Tinktur mit 2 oder 3 Mal ſo viel Kalkwaſſer vermiſcht. Wenn man ſich derſelben bedienen will, ſo ſchüttelt man die Flaſchen, damit der Bodenſatz aufgerüttelt werde, bereitet einen Umſchlag von Leinſamenmehl, den man ſehr warm und ungefähr einen Finger dick auf die Serviette ſtreicht, um den kranken Theil damit zu umwickeln. Der Umſchlag muß ſehr klebrig ſeyn. Wenn man ihn zubereitet, um die beiden Beine und die Füße bis unter die Knie damit zu umwickeln, ſo müſſen 3 Litre (Kannen) Leinſamenmehl dazu gebraucht werden. Iſt der Umſchlag fertig und ſo warm, daß der Kranke ihn erleiden kann, ſo werden auf deſſen Oberfläche ungefähr 2 Unzen auf jeden Umſchlag von der zubereiteten Flüſſigkeit gegoſſen; man ſtreicht ihn auf dem ganzen Umſchlag umher, damit er, ohne eingeſogen zu werden, gleichmäßig vertheilt ſey. Der Umſchlag wird alsdann auf das Glied gelegt, welches man ſorgfältig ganz damit umwickelt; ſodann umwindet man das Ganze mit Flanell oder gummirtem Taffet, um den Umſchlag, der mit Bändern befeſtigt wird, warm zu halten. Dieſer Umſchlag wird gewöhnlich nur alle 24 Stunden, bisweilen alle 12 Stunden, gewechſelt.

Giebel oder Fronton iſt einer derjenigen Theile, welche einem Gebäude zur Verzierung gegeben werden. Der Giebel iſt eine über die Vorlagen eines Gebäudes in ſchräger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen 3 Seiten Einfaſſungen von Geſimſen bekommen muß. Das Hauptgeſims iſt die Grundlinie deſſelben; die Seiten bekommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Giebel über Fenſtern und Thüren ſind ein Auswuchs des ſchon geſunkenen Geſchmacks in der Baukunſt. Sie geben, zumal dicht neben einander, dem Gebäude ein krauſes, eckigtes, überladenes und unangenehmes Anſehn. Die natürlichſte Form des Giebels iſt die dreieckige; runde Dächer laſſen auch eine runde Form zu, aber ausgeſchweifte und in ihrer Form unterbrochene Giebel ſind durchaus zu verwerfen. Die Giebel der Alten ſind ſehr niedrig; Vitruv gibt zur Höhe des Giebelfeldes den neunten Theil der Breite deſſelben an. Die Höhe des Kranzes dazu gerechnet, beträgt die Höhe des ganzen Giebels etwa den fünften Theil ſeiner Breite. Es finden ſich aber Beiſpiele, daß ſie beträchtlich niedriger waren. Die Griechen und alten Römer verzierten nur Tempel mit Giebeln. Das erſte Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäſar. War das Giebelfeld groß, ſo füllten es die Al-

ten mit einem Basrelief aus; Inſchriften, oder wohl gar Fenſter, wie die Neuern in den Giebeln anbringen, finden ſich bei den Alten durchaus nie.

Gift; jede Subſtanz, die ſchon in ſehr geringer Menge Zufälle in dem Körper der Thiere ſowohl als der Menſchen hervorbringen kann, welche der Geſundheit und dem Leben derſelben Gefahr bringen. Uneigentlich nennt man daher auch überhaupt alles, was ſehr ſchädlich auf organiſche Körper wirkt, ein Gift für dieſelben. Die Einwirkung der Gifte auf den Körper geſchieht theils durch Aufnahme in das Innere deſſelben durch den Mund in die Verdauungswege, in den Magen und Darmkanal, oder vermittelſt des Athemholens in die Lungen, wohin z. B. die giftigen Luftarten und Dämpfe gelangen, theils durch die Einſaugung der Haut. Manche Gifte wirken mehr chemiſch, die organiſche Faſer zerſtörend, ätzend, die Form und den Zuſammenhang der Theile verletzend, heftig reizend, ſchnell Entzündung und den Brand erregend. Hierher gehören die meiſten Gifte aus dem Mineralreiche: 1) mehrere Metallkalke und deren Verbindungen mit Säuren, z. B. der Arſenik, eines der fürchterlichſten und zerſtörendſten Gifte, welches ſchon in der Quantität von wenigen Granen tödliche Zufälle hervorbringt. Auch von dem Kupfer ſind mehrere Zubereitungen giftig, z. B. der Grünſpan, mehrere Farben davon, auch die in kupfernen Gefäßen gekochten ſauren oder ſehr geſalzenen Flüſſigkeiten, Speiſen oder Getränke. Mehrere Präparate von Queckſilber, als der ätzende Sublimat, der weiße und rothe Präcipitat u. a. m., auch einige vom Spießglanz gebräuchliche Zubereitungen ſind hieher zu rechnen. 2) Starke Mineralſäuren, wenn ſie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelſäure, oder das ſogenannte Vitriolöl, die Salpeterſäure, oder das ſogenannte Scheidewaſſer, die Salzſäure. 3) Einige Pflanzen, welche einen ſehr ſcharfen und ätzenden Stoff bei ſich haben, z. B. von den bei uns einheimiſchen, die Wolfsmilch (Euphorbium Esula), der Kellerhals (Daphne Mezereum) u. a. m. 4) Aus dem Thierreiche die Canthariden oder ſogenannten ſpaniſchen Fliegen. Die Wirkung aller dieſer Gifte äußert ſich ſchnell; wenn ſie in den Magen gekommen ſind, ſo entſteht heftige Uebelkeit, unaufhörliches Würgen und Brechen mit den quälendſten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele Meſſer darin herumſchnitten; bald kommt Entzündung, und, wenn nicht ſchnelle Hilfe geleiſtet wird, der Brand hinzu. Die Canthariden haben noch das Eigene, daß ſie vorzüglich auf die Urinwege wirken, und unaufhörliches Drängen zum Urinlaſſen erregen, wobei nur wenige Tropfen mit peinlichen brennenden Schmerzen abgehen. Andere Gifte wirken mehr durch ſchnell vorübergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derſelben. Dies ſind die ſogenannten betäubenden Gifte, worunter die meiſten aus dem Pflanzenreiche ſind. Sie äußern ihre Wirkung durch Uebelkeit, heftige Kopfſchmerzen, Schwindel, Dunkelheit oder Flimmern vor den Augen, gewaltſame und unwillkührliche Bewegungen der Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Geſichtsmuskeln, Angſt, Verluſt des Bewußtſeyns u. ſ. w., endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Hieher gehört das Opium, der Schierling (Conium maculatum), das Bilſenkraut (Hyoscyamus), die Belladonna (Atropa Belladonna). Auch in den bittern Mandelkernen ſteckt ein ähnliches, ſchnell das Leben vernichtende Gift, das ſeine Wirkung äußert, wenn ſie in Menge genoſſen werden, oder

wenn das concentrirte deſtillirte Oel in den Magen kommt. Daſſelbe Gift ſteckt auch in den Blättern des Kirſchlorbeers, und unter den Produkten des Thierreichs wird es in der Berlinerblauſäure gefunden. Unter den Pflanzen gibt es mehrere, welche beide Wirkungen vereinigen, und mittelſt eines eigenen ſcharfen Stoffes reizend und, vermöge des ihnen zukommenden narcotiſchen Stoffes, betäubend wirken. Hieher gehören z. B. der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea), das Eiſenhütchen (Aconitum Napellus) u. a. m. Andere Gifte wirken dadurch, daß ſie die zum Leben nöthigen Verrichtungen mancher Organe plötzlich oder allmählich unterdrücken. Hieher gehören alle die ſchädlichen Luft- und Gasarten, welche nicht zum Athemholen taugen, erſtickende Dämpfe; z. B. das Kohlenſtoffgas (die fixe Luft) in Kellern, worin gährendes Bier liegt; Schwefeldämpfe, Kohlendämpfe, durch das Athmen und die Ausdünſtung vieler Menſchen in einem verſchloſſenen Raume verdorbene Luft, große Menge ſtarker Blumengerüche in verſchloſſenen Zimmern u. a. m. Verſchiedene Präparate vom Blei, als Bleizucker, Bleiweiß, Mennig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker verſüßt u. dergl. m. ſind in dieſe Claſſe zu rechnen, indem ſie allmählig die Lebensthätigkeit der einſaugenden Gefäße in dem Darmkanal unterdrücken, ſie zuſammenziehen und verengern, Kolikſchmerzen erregen, und endlich die Einſaugung des Nahrungsſtoffes verhindern, wodurch Auszehrung entſteht. Endlich gibt es noch Gifte, welche durch ihre Einwirkung auf den Körper ſolche Unordnungen und Tumulte in demſelben verurſachen, daß daraus lebensgefährliche Krankheiten entſtehen. Hieher können diejenigen thieriſchen Gifte gerechnet werden, welche als contagiöſe Krankheitsgifte jedesmal die beſtimmte Krankheit hervorbringen, deren Produkt ſie ſelbſt ſind; z. B. das Wuthgift von toll gewordenen Thieren erregt jedesmal die Wuthkrankheit; das Peſtgift bringt blos die Peſtkrankheit, das veneriſche Gift blos Zufälle der veneriſchen Seuche hervor u. a. m. Gegengift heißt jede auf den organiſchen Körper angebrachte Wirkung oder Subſtanz, welche die ſchädliche Wirkung eines Giftes vernichten ſoll, insbeſondere aber jedes beſtimmt einem beſtimmten Gift entgegenwirkende Heilmittel. Die Gegengifte ſind eben ſo verſchieden, wie es im Allgemeinen die Gifte ſind. Sie ſollen theils den Körper gegen die Einwirkung des Giftes ſchützen, theils das letztere ſo umändern, daß es ſeine ſchädliche Wirkung verliert, theils die ſchon geäußerten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet man überhaupt gegen die ätzenden und ſcharfen Gifte ſchleimige und fette Mittel an, z. B. Oel, fette Milch u. dergl., um die Wände des Magens und der Gedärme gegen die zerſtörende Wirkung des Giftes zu ſchützen. Gegen die metalliſchen Gifte dienen noch außerdem Seifen- und Schwefelleberauflöſung, um durch die Verbindung mit dem Laugenſalze und dem Schwefel die ätzende Eigenſchaft jener Metallgifte zu vermindern. Gegen die concentrirten Mineralſäuren dienen beſonders auch Oel, Laugenſalze und Seife. Gegen Canthariden dienen ſchleimige, ölige Mittel mit Kampfer. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die ſchwächern vegetabiliſchen Säuren, Eſſig, ſaure Weine; die Wirkung des Gifts der Blauſäure, der bittern Mandeln, der Blätter des Kirſchlorbeers vernichtet das Laugenſalz, auch eine Eiſenauflöſung. Gegen Opium wirkt beſonders der Kaffe, auch der Wein und der Kampfer u. ſ. w. Unter den contagiöſen Giften haben wir gegen die wenigſten ein beſtimmtes Gegengift. Wir

müſſen uns begnügen, blos gegen die von denſelben erregten Krankheiten zu handeln, wenn wir den Körper nicht gegen die Einwirkung derſelben ſchützen können. Gegen die Wirkung giftiger Biſſe oder Stiche z. B. reiben wir fette Oele ein, gegen die vom veneriſchen Gift erregte Krankheit wirkt das Queckſilber ſpecifiſch. Ehemals glaubte man durch Schwitzen alle ſchädliche Stoffe aus dem Körper heraustreiben zu können, daher man ſich eine Zuſammenſetzung von vielerlei Schwitzmitteln als das beſte und allgemeinſte Gegengift dachte. Hievon rühren die Alexipharmaca der Alten, der ſonſt ſo berühmte Mithridat, Theriac u. a. dergl. her, welche aber nichts weiter bewirkten, als was ſie vermöge ihrer ſonderbaren Miſchung konnten, nämlich erhöhte Thätigkeit der Syſteme der Nerven und Adern, und daher erfolgenden Schweiß, wodurch ſie bei den contagiöſen Krankheiten meiſtens nur Oel ins Feuer goſſen und mehr Schaden als Nutzen ſtifteten. H.

Giganten, ungeheure drachenfüßige Rieſen, welche Gäa, im Zorn über die Einkerkerung der Titanen in den Tartarus, aus dem Blute des entmannten Uranos gebar und zum Kampfe gegen den Jupiter aufregte. Auf den phlegräiſchen Feldern ſtürzten ſie aus der Erde hervor und begannen den Kampf gegen die himmliſchen Götter. Sie thürmten die Gebirge Oſſa, Pelion, Oeta, Rhodope und andere auf einander, und beſtürmten von dieſer Höhe mit Felſenſtücken und Feuerbränden den Olymp. Wenn erſtere ins Meer fielen, bildeten ſie Inſeln; fielen ſie aufs Land, Berge. Aber die Götter widerſtanden dem Angriff der Frevelnden und errangen den Sieg. Herkules — denn ohne den Beiſtand eines Sterblichen konnten die Götter nicht ſiegen — tödtete und verwundete mehrere, unter dieſen den Alcyoneus. Merkur erlegte den Hippolytos, Vulkan und Hekate den Clitias, Minerva den Pallas, Jupiter ſelbſt erſchlug mehrere mit ſeinen Blitzen, Neptun ſtürzte einen Theil der Inſel Cos auf den Polybatos, Minerva die Inſel Sicilien auf den Enceladus; Apollo, oder nach Andern, Jupiter tödtete den Porphyrion. — Nach Einigen wurden auf alle Giganten Inſeln oder Berge geſtürzt, aus denen ſie Feuer ſpieen, nach Andern wurden ſie in den Tartarus verſchloſſen und daſelbſt mit dem Uranus bewacht. — Nach ſpätern Erzählungen ſoll das Geſchrei des Eſels Silens, nach andern das Blaſen des Triton auf ſeiner Seemuſchel ſie in die Flucht gejagt haben.

Gilbert (Nicolas Joſeph Laurens), ein junger feuriger franzöſiſcher Dichter, geboren zu Fontenoy-le-Chateau bei Nanci, im J. 1751. Ein Sturz vom Pferde machte ihn wahnſinnig. In einem Anfall der Krankheit verſchluckte er einen Schlüſſel und ſtarb daran den 12ten Novbr. 1780 im Hotel-Dieu, 29 Jahre alt. Man hat von ihm Oden und Satyren und ein Werk, das bei den Preiſen der franzöſiſchen Akademie concurrirte, unter dem Titel: Le genie aux prises avec la fortune, ou le poete malheureux. Seine Oden über das jüngſte Gericht und die Schlacht von Oueſſant verrathen Energie und enthalten ſehr ſchöne Verſe. Seine Satyre unter dem Tittl: Le dix-huitième siècle und eine andere mit der Aufſchrift: Mon apologie, ſind mit den höchſten Schönheiten geziert. Auch hat Gilbert den erſten Geſang von dem Tod Abels überſetzt. Faſt ſterbend machte er folgende ſchöne Verſe:

Au banquet de la vie, infortuné convive,
J'apparus un jour et je meurs;
Je meurs, et sur la tombe où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs.
Salut! champs que j'aimois, et vous douce verdure,
Et vous riant exil des bois,
Ciel, pavillon de l'homme, admirable nature,
Salut pour la dernière fois!
Ah! puissent voir long-tems votre beauté sacrée
Tant d'amis sourds à mes adieux!
Qu'ils meurent pleins de jours, que leur mort soit pleurée;
Qu'un ami leur ferme les yeux!

Im J. 1802 ſind ſeine Werke zu Paris in zwei Bändchen herausgekommen: Eine frühere Ausgabe in einem Bande erſchien 1786.

Gilde, gleichbedeutend mit Gülde, Gilte, Zunft, Einung, Innung, Gaffelamt, Gaffel, Amt, Zeche, Brüderſchaft, Amtsgilde, bedeutet öffentlich beſtätigte Geſellſchaften von Handwerksgenoſſen, welche mit einer Ordnung und Lade verſehen, und mit Ausſchließung anderer, ein gewiſſes Handwerk zu treiben berechtigt ſind. Allein zu dem Begriffe von einer Gilde oder Zunft gehört es durchaus nicht, daß nur gerade Handwerksgenoſſen einerlei Art in Verbindung mit einander ſtehen, ſondern auch Handwerker von ganz verſchiedener Art können zuſammen eine Gilde ausmachen, wie dies auch wirklich der Fall iſt, z. B. mit den Feuerarbeitern, Lederarbeitern ꝛc. Hingegen aber folgt aus dem Begriffe Gilde oder Zunft ſchon von ſelbſt, daß derſelben überhaupt alle diejenigen Rechte zuſtehen müſſen, welche eine jede erlaubte Geſellſchaft im Staate ordentlicher Weiſe genießt. Auf dieſem Grundſatze beruht das Recht der Gilden oder Zünfte: 1) gewiſſe Gilde- oder Zunftartikel, oder Handwerksordnungen zum Beſten der Gilde verabreden zu dürfen und darüber Gildebriefe zu beſitzen, d. i. eine ſchriftliche Beſtätigung oder ein Privilegium der Landesobrigkeit, ſo einem Handwerk ertheilt iſt, worin zugleich deſſen Rechte, Freiheiten und Schranken enthalten ſind, nebſt dem, was deſſen Meiſter eigentlich verfertigen und treiben können. 2) Einzelnen Mitgliedern und Perſonen zur Erhaltung einer guten Ordnung die Aufſicht über beſtimmte Gilden- oder Innungsgeſchäfte zu übertragen und bei Prozeſſen, welche die Gilde betreffen, einen Syndikus zu beſtellen. 3) Zuſammenkünfte oder Morgenſprachen, weil ſie ehedem des Morgens mit Aufgang der Sonne gehalten wurden, zu halten, wenn es das Beſte der Gilde erfordert. Endlich 4) ein gewiſſes gemeinſchaftliches Vermögen zu beſitzen und zur Beſtreitung der Koſten, welche die Erhaltung und das Beſte der Innung erfodern, gewiſſe Abgaben zu beſtimmen, welche die Gilde oder Zunftgenoſſen entrichten müſſen, und die nebſt andern Gildeſachen in einer gemeinſchaftlichen Lade, Gildelade, pflegen aufbewahrt zu werden. An einigen Orten macht man jedoch einen Unterſchied zwiſchen Gilde und Zunft, z. B. in der Mark-Brandenburg ſcheint Gilde anſtändiger zu ſeyn als Zunft, Innung, Gewerk und eine geehrtere Innung oder Geſellſchaft zu bedeuten. Daher nennen ſich auch die Kaufleute Kaufmannsgilde, Kramerinnung ꝛc., um ſich von andern geringern Zünften und Handwerkern dadurch zu unterſcheiden. Indeſſen hält man die Benennung Gilde an andern Orten für gering und ertheilt ſie den gemeinen

Handwerken, und belegt die übrigen mit dem Namen **Amt** oder **Aemter**. Ueber den Vortheil oder Nachtheil, den die Gilden der gemeinen Wohlfahrt bringen ſollen, iſt viel und leidenſchaftlich geſtritten worden, und man hat ſie in neuern Zeiten, wo die Patente für Gewerbe eingeführt wurden, vollends ganz vertilgen wollen. Zu läugnen iſt es nicht, daß die Gilden mit ihrem Gildenzwange großen Unfug gemacht und viele Mißbräuche gehabt haben und zum Theil noch haben, die man mit Strenge abſchaffen, dagegen aber das Gute beibehalten muß, das die Gilden in Anſehung der Vollkommenheit und Güte der Arbeiten, der Ordnung und des beſſern Fortkommens der Arbeiter ſelbſt ꝛc. für ſich haben. Wahr iſt es freilich, daß man vor 800 Jahren noch keine Gilden und gildenmäßige Handwerker hatte. Wen damals der Schuh drückte, ſchlug ſich ihn ſelbſt über den Leiſten; der Bauer klapperte ſich ſeine elende Hütte, wie heut zu Tage die Soldaten ihre Baraken ꝛc. ſelbſt zuſammen. Allein die Unbequemlichkeit und Unvollkommenheit von alle dieſem Weſen veranlaßten die Entſtehung der Gilden im 12ten Jahrhundert und den erſten diplomatiſch gewiſſen Gildebrief haben die Gewandſchneider und Krämer zu Hamburg 1152 vom Herzoge Heinrich dem Löwen erhalten. X.

Gil = Polo (Caſpar), ein berühmter Spaniſcher Dichter, geboren zu Valencia, wo er die ſchönen Wiſſenſchaften und die Rechte ſtudirte, blühte gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts. Er verdankt ſeinen Ruhm ſeiner trefflichen Diana enamorada, einem Schäferroman, der eine Fortſetzung der Diana von Montemayor iſt. Cervantes, als er die Bibliothek des Don Quixote muſtert, ſondert die Diana des Gil = Polo von dem zum Scheiterhaufen verurtheilten Büchern ab, und ertheilt ihr die ehrenvollſten Lobſprüche. Sie iſt faſt in allen Sprachen Europa's überſetzt, und zuletzt in London 1739 neu gedruckt worden.

Gillies (Dr. John), wurde zu Brechin in der Grafſchaft Angus in Schottland um die Mitte des 18. Jahrhunderts geboren. Er ſtudirte zu Glasgow, und legte ſich hier mit vorzüglich glücklichem Erfolg auf Griechiſche Literatur und das Studium der Moral; außerdem ließ er ſich die Kultur ſeiner Mutterſprache ſehr angelegen ſeyn. Nach Beendigung ſeiner Studien auf der Univerſität wurde er Führer des Herrn **Hope**, eines der jüngern Söhne des Grafen **Hopeton**. Mit dieſem brachte er einige Jahre in Deutſchland zu, und beſuchte in deſſen Geſellſchaft auch die berühmteſten Städte Frankreichs und Italiens. Zu bedauern iſt es, daß er die auf ſeiner Reiſe gemachten Bemerkungen nicht durch den Druck bekannt gemacht hat. Seine gelehrten Arbeiten ſind, außer einem trefflichen, ſchon in ſeiner Jugend geſchriebenen Aufſatz, betitelt: Defence of the study of classical literature, beſonders folgende: 1) History of ancient Greece, its colonies and conquests u. ſ. w., das ſelbſt Goldſmiths Griechiſche Geſchichte weit übertrifft, wiewohl der Deutſche Ueberſetzer zu manchen Berichtigungen Gelegenheit gefunden hat. 2) View of the reign of Frederik II. of Pruſsia, with a parallel between that prince and Philipp II. of Macedon, eine Schrift, welche durch den Tod Friedrichs, deſſen Hof der Verf. beſucht hatte, veranlaßt wurde, und ein Beweis der Achtung iſt, die ein Ausländer für das Verdienſt des großen Königs hegt, und wegen der ſcharfſinnigen glücklich durchgeführten Parallele jener beiden merkwürdigen Männer, alle Aufmerkſamkeit verdient. 3) Ueberſetzungen des Lyſias,

Iſocrates und der Politik und Ethik des Ariſtoteles, nebſt einer Analyſe der Werke deſſelben. Nach den lezten Nachrichten lebte Gillies vorzüglich in London. Seine Einkünfte beſtehen theils in einer Penſion, welche ihm der Graf Hopeton gibt, theils in dem Honorar, welches ſeine literariſchen Arbeiten abwerfen, und endlich in 200 Pf., welche er als Hiſtoriograph von Schottland erhält, zu welcher Würde er nach dem Tode Robertſons erhoben wurde. Er ſpricht Franzöſiſch und Deutſch mit Fertigkeit und ſchäzt die Deutſche Literatur.

Gimle, nach der Skandinaviſchen Mythologie ein gegen Mittag am Ende des Himmels gelegener Wohnplaz, die herrlichſte unter allen himmliſchen Regionen, noch glänzender als die Sonne. Sie wird beſtehen, wenn Himmel und Erde vergehen, und die Guten und Gerechten werden darin wohnen durch alle Zeiten.

Giordano (Luca), ein berühmter Maler, geboren zu Neapel im J. 1632, war ein Schüler Eſpagnolet's, und vereinigte ſich mit Peter von Cortona, dem er bei ſeinen großen Arbeiten half. Paul Veroneſe war das Vorbild, dem er ſich vorzugsweiſe anſchloß. Deſſen ungeachtet ahmte er die berühmteſten Maler mit einer ſolchen Vollkommenheit nach, daß ſelbſt Kenner dadurch getäuſcht wurden. Man hatte ihm den Namen Luca fa presto (Lucas, eile dich) gegeben, entweder weil ſein Vater ihn mit dieſen Worten anzutreiben pflegte, oder wegen der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er malte. Sein Geiſt war an Erfindung reich, ſein Colorit ſanft und harmoniſch und ſein Pinſel frei und feſt; mit der Perſpective war er gründlich vertraut. Carl II. von Spanien berief ihn zu ſich, um das Eſcurial zu zieren. Der König und die Königin fanden Vergnügen daran, ihn arbeiten zu ſehen, und waren ſtets zugegen, wenn er malte. Giordano war von einem heitern Temperament und beluſtigte den Hof mit ſeinen Einfällen. Die Königin ſprach einmal mit ihm von ſeiner Frau, und drückte den Wunſch aus, ſie zu kennen. Der Maler verfertigte auf der Stelle ein Bild von ihr und zeigte es der Fürſtin, welche darüber ſo entzückt war, daß ſie ihr Perlenhalsband abnahm und es ihm zum Geſchenk für ſeine Frau übergab. Der König zeigte ihm ein Gemälde von Baſſano, und äußerte ſein Mißvergnügen, das Gegenſtück nicht auch zu beſitzen. Wenige Tage darauf zeigte Giordano dem König ein Gemälde, das dieſer für ein Werk Baſſano's anſah, und ſo lange dafür hielt, bis jener darthat, daß er es ſelbſt verfertigt habe. Außer dieſen beiden Gemälden machte er, um die Weiſe dieſes Malers nachzuahmen, noch zwei andere, die man in der Karthauſe St. Martin zu Neapel findet; auch ſieht man in derſelben Kirche ein Gemälde, worin er den Chevalier Maſſimo Stanzioni nachgeahmt hat. Giordano's Talent war von der Art, daß er nach Gefallen die berühmteſten Meiſter nachahmte, und man ihn den Proteus in ſeiner Kunſt nennen kann. Nach dem Tode Carls II. ging er in ſein Vaterland zurück und ſtarb daſelbſt im J. 1704. Seine vorzüglichſten Werke ſind im Eſcurial, in Madrid, Florenz und Rom. Die Zahl ſeiner Werke iſt zu groß, als daß ihm zu einem ſorgfältigen Studium Zeit geblieben wäre. Der Kenner entdeckt daher faſt in allen Inkorrektheiten, und nur wenige ſind tadellos.

Giornovichi (eigentlich Jarnowick), der Lieblingsſchüler des berühmten Lolli, war von Italieniſchen Aeltern zu Paris geboren, und einer der größten Virtuoſen auf der Violine. Er debütirte im

Concert ſpirituel mit dem ſechsten Concert ſeines Lehrers. Dieſer Anfang fiel nicht glücklich aus; aber Jarnowick ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, und erwarb ſich bald den allgemeinen Beifall. Zehn Jahre hindurch war Jarnowick's Methode die allgemein herrſchende. Genauigkeit, Reinheit und Eleganz charakteriſirten dieſen fertigen Violiniſten, dagegen aber fehlte ihm ein kräftiger Ton, ein gefühlvolles Gemüth, ein glänzendes staccato. Nachdem gebieteriſche Umſtände ihn genöthigt hatten, Frankreich zu verlaſſen, trat er 1782 als erſter Violon in die Kapelle des Kronprinzen von Preußen. Der Kapellmeiſter Wolf lernte ihn in Berlin kennen, und ſpricht in ſeinen Reiſen von dem Enthuſiasmus, welchen dieſer Virtuoſe erregte, ſo oft er ſich hören hören ließ. Schon im J. 1783 verließ er Berlin, weil er mit dem berühmten Cluport (welchen er ſogar auf den Degen herausfoderte) in beſtändigem Streit lebte, beſuchte Petersburg, Wien u. ſ. w., und war 1793 in London. Von 1798 bis 1802 lebte er in Hamburg, ging dann nach Berlin und von da wieder nach Petersburg, wo er im November 1804, als er eben Billard ſpielte, vom Schlage getroffen ſtarb. Er würde, ungeachtet ſeiner bedeutenden Einnahmen kaum haben auf eine anſtändige Art begraben werden können; aber ein Freund von ihm veranſtaltete auf ſeine Koſten ein feierliches Leichenbegängniß, das durch den Geſang der eben in Petersburg anweſenden Mara verherrlicht wurde. In Paris ſind ſieben Symphonien und neun Concerto's von ihm in Stich erſchienen. Von Charakter war Jarnowick ſehr heftig und reizbar, und dem Spiel und andern Leidenſchaften ohne Gränzen ergeben.

Giotto, dieſer berühmte Maler, wurde nach Vaſari 1276, nach Baldinucci 1265, geboren. Der Sohn eines Bauern in dem Dorfe Veſpignano, war er beſtimmt das Vieh zu hüten. Da Cimabue ihn einſt beobachtet hatte, wie er eins von ſeinen Schafen auf einer Steinplatte zeichnete, bat er ſeinen Vater, ihm den Sohn zu überlaſſen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Malerei unterrichtete. Seine äußerſt glücklichen Anlagen, beſonders die ihm eigenthümliche Grazie, entwickelten ſich ſo ſchnell, daß er im Kurzen ſeinen Meiſter und alle mitlebenden Maler übertraf. Die Kunſt verdankt ihm viel wegen ſeines natürlicheren Faltenwurfs, wegen des Ausdrucks, der Weichheit und Grazie in ſeinen Bildern, hauptſächlich aber, weil er ſich zuerſt an Verkürzungen wagte, durch welches alles er ſich den Namen eines Schülers der Natur erwarb. Zu ſeinen vorzüglichſten Werken gehört die berühmte Navicella in Rom, in Florenz einige Frescogemälde, unter denen die von Michelangelo und Mengs ſo bewunderte Beilegung ins Grab der Jungfrau ſich befindet. Dieſer außerordentliche Mann beſchränkte ſich aber nicht auf die Malerei allein, ſondern trieb mit gleichem Glücke die Moſaik, Bildhauer- und Baukunſt, und war zugleich ein ausgezeichneter Miniatur- und Portraitmaler. Er ſtarb im J. 1336, und hinterließ eine Menge Schüler.

Girande iſt ein Springbrunnen, aus welchem durch viele Oeffnungen Waſſerſtrahlen in die Höhe ſteigen und wegen der darin eingeſchloſſenen Luft ein heftiges Rauſchen und Brauſen verurſachen. Auch nennt man Girande ein großes Feuerwerk, aus welchem eine Menge Raketen auf einmal emporſteigen und ihr Feuer in abwechſelnden Richtungen ausſtrömen.

Girardon (François) Bildhauer und Architekt, war im Jahr 1628 zu Troyes in Champagne geboren und hatte Laurent Mazière

zum Lehrer. Nachdem er ſich unter François Anguier vervollkommnet hatte, erlangte er einen ſolchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer Penſion von 1000 Thalern nach Rom ſchickte, um die Meiſterwerke alter und neuer Zeit zu ſtudiren. Nach ſeiner Rückkehr ſchmückte er in Paris die königlichen Schlöſſer mit ſeinen Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Le Brun's Tode übertrug ihm Ludwig XIV. das Amt eines Oberaufſehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Pujet war mit dieſer Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu ſeyn, nach Marſeille. Dieſe beiden Nebenbuhler waren einer des andern würdig. Pujet gab ſeinen Figuren mehr Ausdruck, Girardon mehr Anmuth. Auch zeichnen ſich ſeine Werke durch Correktheit der Zeichnung und Schönheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichſten ſind: das prächtige Mauſoleum des Cardinals Richelieu, ſonſt in der Kirche der Sorbonne, jetzt in dem Muſeum des Petis-Augustins; die reitende Statüe Ludwigs XIV., welche ſein Meiſterſtück war, und am 12. Auguſt 1792 umgeworfen wurde; endlich in den Gärten von Verſailles die Entführung der Proſerpina von Pluto, und die herrlichen Gruppen, welche die Bosquets der Apollobäder u. ſ. w. zieren. Da Girardon zu beſchäftigt war, um ſeine Marmor ſelbſt bearbeiten zu können, überließ er dieſen weſentlichen Theil der Bildhauerei Künſtlern, die zwar geſchickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meiſters waren. Er ſtarb zu Paris den 1. Septbr. 1715. Seine Gattin, Catharine du Chemin, erwarb ſich einen Namen als Blumenmalerin.

Giro, eigentlich ein Kreis, Kreislauf, eine mehrmals geſchehene Indoſſirung (Uebertragung) eines Wechſelbriefs, daher ein ſolcher von einem Inhaber auf einen Andern indoſſirter Wechſel ein girirter Wechſelbrief, die Handlung der Uebertragung aber giriren heißt; gleich wie jene Perſon, die einen girirten Wechſelbrief an eine andere indoſſirt hat, der Girant, derjenige aber, an welchen ein ſolches Indoſſement gerichtet iſt, der Girat genannt wird. Ein ausgefülltes Giro wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung des Datums benannt iſt, und der Traſſat (der Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder deſſen Ordre angewieſen wird. Ein Giro in blanco, oder ein unausgefülltes Giro iſt ein ſolches, wo über dem Namen des Giranten ein leerer Raum gelaſſen iſt, damit der Girat das Giro ſelbſt ausfüllen kann. Der Girat hat dabei den Vortheil, daß er nicht mit in die Reihe der Giranten tritt, und er mithin von der den Giranten ſtillſchweigend obliegenden Garantie des Wechſels befreit bleibt. Da indeß auch mancher Unterſchleif durch Giri der Art möglich gemacht wird, ſo ſind ſie in vielen Wechſelordnungen verboten.

Girobank (Wechſelbank oder Depoſitenbank) iſt eine öffentliche Anſtalt, worin vornehmlich die Kauf- und Handelsleute unter Verwaltung und Aufſicht ſicherer, dazu beſtellter Perſonen, unter Gewährleiſtung des Staats oder des Landesfürſten, ihr Geld ſicher anlegen und jederzeit nach ihrem Gefallen darüber disponiren können. Die Bequemlichkeit, welche dergleichen Girobanken gewähren, beſteht hauptſächlich darin, daß alle Bankzahlungen durch bloßes Ab- und Zuſchreiben von der Rechnung eines Eigenthümers oder Theilhabers an deren Fonds auf die Rechnung eines Andern geſchehen, wodurch das Hin- und Herzählen des Geldes erſpart wird. In Europa ſind eigentlich nur vier ſolche Girobanken, nämlich zu Amſterdam, Hamburg, Nürnberg und Venedig. Die Banken zu Danzig, Genua,

Kopenhagen, London, Neapel, Paris, Rom, Stockholm und Wien ſind von den vier genannten unterſchieden, und werden zum Theil auch Lombarden (Leihbanken) genannt. Die Banken nehmen keine andern, als gute grobe Münzſorten an, welche daher Bankogeld heißen. Wenn ſie vollen Kredit haben, ſo ſind ihre Bankzettel dem baaren Gelde gleich.

Girtanner (Chriſtoph), geboren im J. 1760 zu St. Gallen, ſtudirte in Göttingen die Medicin, machte von da aus verſchiedene Reiſen nach Frankreich, England, Schottland, in verſchiedene Gegenden Deutſchlands und die Schweiz, privatiſirte nach ſeiner Rückkunft in Göttingen, und ſtarb daſelbſt den 17. Mai 1800. Er war ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller im mediciniſchen und politiſchen Fache, und ſehr geſchickt, fremde Ideen zu verarbeiten. Unter den Deutſchen war er einer der erſten, die den Werth der antiphlogiſtiſchen Chemie einſahen, und ſie durch Schriften verbreiteten. Weniger Werth haben ſeine Darſtellungen des Browniſchen und des Darwinſchen Syſtems der praktiſchen Heilkunde und ſein Buch über Kinderkrankheiten. Kants naturhiſtoriſche Anſichten und Sätze ſammelte und erläuterte er ſehr gut. Ueber die Franzöſiſche Revolution hat er viel drucken laſſen. Seine erſchienene Geſchichte derſelben, ſo wie ſein politiſches Journal, deren Hauptcharakter Anhänglichkeit an die Sache der Deutſchen und des Königthums iſt, werden noch geleſen und nachgeſchlagen werden, wenn die Scurrilitäten jakobiniſcher Pamphlets gegen ihn längſt vergeſſen ſeyn werden.

Gis bezeichnet im heutigen Tonſyſtem die neunte Klangſtufe zwiſchen G und A, und wird für die Ausführung durch ein mit einem ♯ bezeichnetes G angedeutet.

Giſeke (Nikolas Dietrich) war 1724 zu Günz in Niederungarn geboren, verlor ſeinen Vater Paul Giſeke (eigentlich Koszechi) bald nach ſeiner Geburt und ward in Hamburg erzogen, wohin ſeine Mutter zu Anverwandten zog. Von trefflichen Lehrern in Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet, erwarb er ſich zugleich durch ſeine gefälligen Sitten unter andern die Gunſt von Brockes und Hagedorn. Im J. 1745 ging er auf die Univerſität Leipzig, wo er ſich mit muſterhaftem Eifer den theolgiſchen Wiſſenſchaften widmete, ſeine Nebenſtunden aber der Dichtkunſt ſchenkte, die er frühzeitig liebgewonnen hatte. Die Verfaſſer der Bremiſchen Beiträge wurden ſeine Freunde. Nachdem er 1748 Leipzig verlaſſen und einige Jahre in Hannover und Braunſchweig die Erziehung einiger vornehmen Jünglinge beſorgt hatte, ward er 1753 Prediger in Trautenſtein im Fürſtenthum Blankenburg, erhielt, nach des berühmten J. A. Cramers Tode, die Oberhofpredigerſtelle in Quedlinburg und ward im J. 1760 von dem Fürſten Chriſtian Günther von Schwarzburg-Sondershauſen zum Superintendenten und Conſiſtorialaſſeſſor ernannt. Hier ſtarb er, nachdem er 1763 einen neuen Ruf als Senior nach Frankfurt am Main abgelehnt hatte, in der Blüthe ſeiner Jahre am 23. Febr. 1765. Bedenkt man daß Giſeke in die Zeit des erſt aufblühenden Deutſchen Geſchmacks fiel, ſo muß man ſeine poetiſchen Arbeiten, deren reine und fließende Verſifikation ſich beſonders empfiehlt, ſchätzbar und alles Lobes werth finden. Er erſcheint als ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, der in der erzählenden und didaktiſchen Gattung am glücklichſten gearbeitet hat. Nicht Feuer und Scharfſinn noch Gedrungenheit, aber ein ſanfter Fluß der Gedanken und Worte, gefällige Moral, edle Einfalt und kunſtloſe Leichtigkeit im Ausdruck ſind das eigenthümliche

Gepräge ſeiner Lehrgedichte, in denen ein frommes Herz redet, und ſich in Gefühle der Religion, der Freundſchaft und reinſten Liebe ergießt. Von Begeiſterung iſt ſelten, von Witz und Laune nie eine Spur zu finden. Klopſtock hat ihm im zweiten Liede ſeines Wingolf ein Denkmal geſetzt, auch eine beſondere Ode an ihn gerichtet.

Glacis heißt beim Feſtungsbau die gelinde Abdachung der äußerſten Bruſtwehr an dem bedeckten Wege einer Feſtung, welche ſich in das Feld verliert, eine Feldbruſtwehr.

Gladiatoren, waren die Fechter, welche zu Rom in den öffentlichen Kampfſpielen mit einander zum Vergnügen des Römiſchen Volks auf Leben und Tod kämpfen mußten. Anfänglich waren es Gefangene, Sklaven oder verurtheilte Verbrecher; in der Folge aber fochten auch freigeborne Männer auf dem Kampfplatz, entweder um Lohn oder aus Neigung. Die eigentlichen Gladiatoren, die aus den niedrigſten Leuten beſtanden, hatten eigene Schulen, in denen ſie unterrichtet wurden. Die Vorſteher dieſer Schulen kauften die Gladiatoren als ihr Eigenthum und unterhielten ſie. Von ihnen miethete ſie derjenige, der dem Volk ein Gladiatorſpiel geben wollte. Ein Vorſpiel, in welchem ſie mit hölzernen Waffen fochten, eröffnete dies, bis ſie auf ein gegebenes Zeichen ihre ordentlichen Waffen nahmen, und paarweis den eigentlichen Kampf begannen. Blieb der Beſiegte nicht auf der Stelle todt, ſo entſchied das Volk über ſein Schickſal. Wollte es ſeinen Tod, ſo hob es den Daumen in die Höhe, die entgegengeſetzte Bewegung zeigte an, daß er gerettet werden ſollte. Gewöhnlich litten ſie den Tod mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; oft bot ſich der Ueberwundene freiwillig dem letzten Stoße dar. Wollte er aber an das Volk appelliren, ſo hob er zum Zeichen die Hand in die Höhe. Wenn ein Gladiator todt war, ſo ſchleppten ihn dazu beſtellte Knechte mit eiſernen Hacken aus dem Theater durch die Todtenpforte in die Todtenkammer. Der Sieger bekam eine Palme, auch wohl eine Palmenkrone. Mehrmalige Sieger wurden vom Fechten freigeſprochen und bekamen zum Zeichen dieſer Freiheit einen Stab oder hölzernes Schwert.

Glarus oder Glaris ein Canton der Schweiz, zwiſchen dem Canton Schwyz und Uri und dem Graubündnerlande gelegen, enthält auf 19 □ M. 19000 E., meiſt reformirter Religion, und iſt auf drei Seiten von hohen Gebirgen umgeben, wohin der Tödi, der Kirſtenberg und andere gehören, deren Eis und Schnee faſt nie ſchmilzt. An der NOGrenze befindet ſich der Wallenſtädter See. Die Hauptprodukte des Ländchens ſind Getreide, Obſt, Holz, Kräuter, Viehzucht und allerlei Mineralien, als Schiefer u. ſ. w. Die Hauptſtadt Glarus liegt am Linth, hat 3000 Einwohner, und nährt ſich hauptſächlich von Bleichen, Webereien, Färbereien, Handel mit Kräuterkäſe, Schiefer u. dgl.

Glas, nennt man einen durch Schmelzung entſtandenen Körper, welcher glänzend, ſpröde, idioelektriſch und mehr oder weniger durchſichtig iſt, auf dem Bruche ſchneidet, der Einwirkung der Luft, des Waſſers, der Säure, und wenn er die gehörige Güte hat, faſt allen Auflöſungsmitteln widerſteht, in dem gehörigen Grad der Hitze aber fließend wird. Seinem Urſprunge nach iſt das Glas entweder als ein vulkaniſches Produkt in der Natur vorhanden, oder es iſt durch Kunſt erzeugt; ſeiner Miſchung nach iſt es entweder einfach oder zuſammengeſetzt. Nach Verſchiedenheit der Miſchung iſt das Glas in Rückſicht der Schmelzbarkeit, Durchſichtigkeit und Auflöſ-

barkeit verſchieden. Man theilt die Gläſer in Hinſicht ihrer Durchſichtigkeit in vollkommen und unvollkommen durchſichtige. Jene entſtehen durch eine völlige Auflöſung und Schmelzung der Theile, aus denen das Glas zuſammengeſetzt iſt, dieſe hingegen durch die Einmiſchung ſolcher Theile, welche entweder, wie bei dem Email und einigen Porcellainarten geſchieht, wegen des zu geringen Grades der Hitze, der angewendet wird, oder wegen ihrer Strengflüſſigkeit nicht völlig aufgelöſt und daher nicht innig genug mit der ganzen Maſſe vermiſcht werden können. Die erdigen Gläſer ſind die ſchwerflüſſigſten, die ſalzigen dagegen ſind ſogar im Waſſer und verſchiedene metalliſche in Säuren auflöslich. Das gemeine Glas, welches aus Kieſsand und Holzaſche bereitet wird, läßt ſich in der Flußſpathſäure auflöſen. Wann, wie und durch wen die Kunſt, Glas zu machen, erfunden wurde, iſt nicht mit Gewißheit zu erörtern. Plinius erzählt, daß Phöniciſche Kaufleute, welche Salpeter geladen hatten, in der Gegend von Sidon, am ſandigen Ufer eines Fluſſes, ſich ein Mittagseſſen bereiten wollten, und da ſie keine Steine fanden, um den Keſſel über das Feuer zu ſetzen, ſich dazu einiger großen Stücke Salpeter bedienten. Der Salpeter gerieth in Brand, vermiſchte ſich mit dem feinen Sande, und zeigte, als die Flamme erloſch, eine durchſichtige Maſſe, welche auf die Bereitung des Glaſes führte. Gewiß iſt es, daß die Glasmacherkunſt in das hohe Alterthum hinaufreicht, und daß die Sidonier und Aegyptier frühe Glas bereiteten. Als die Römer Aegypten eroberten, kam dieſe Kunſt nach Italien, von wo ſie ſich weiter verbreitete, doch zeigen die in Herculanum gefundenen Ueberbleibſel, daß man es hier zu keiner Vollkommenheit gebracht hatte. Der vornehmſte Stoff des gemeinen Glaſes iſt die Kieſelerde, welche die Natur in dem Bergkryſtall als das vollkommenſte Glas darſtellt. Um aber dieſe ſtrengflüſſige Erde ſchmelzbarer zu machen, ſetzt man Salze hinzu, und zwar beſonders Laugenſalze. Die übrigen Zuſätze ſind nicht weſentlich, und dienen nur zur Erleichterung der Arbeit und zur Verbeſſerung des Glaſes. Von der Reinheit der Kieſelerde und der Güte und gehörigen Miſchung der übrigen Theile, welche die Compoſition zum Glaſe ausmachen, hängen die Eigenſchaften deſſelben ab. Es gibt vornämlich zwei Arten des gemeinen Glaſes, wovon die eine grün, die andere weiß von Farbe iſt. Letzteres iſt das beſſere und beſteht aus einem reinen Kieſe, aus Pottaſche und einem Zuſatze von Braunſtein, welcher letztere es noch mehr reinigt. Auch ſetzt man etwas Kreide hinzu, um die Weiße zu erhöhen, und etwas Arſenik, um den Fluß zu befördern. Die Werkſtatt, wo Glas verfertigt wird, heißt Glashütte. Das Verfahren dabei beruht auf folgenden Punkten. Das Gemiſch von Sand oder Kieſelerde und Aſche, welche das erforderliche Laugenſalz enthalten muß, wird in einem beſonders dazu eingerichteten Ofen kalcinirt, um beide Beſtandtheile deſto genauer mit einander zu verbinden. Aus dem Kalcinirofen bringt man es noch glühend in den Schmelzofen in thönernen Gefäßen, die dem Feuer widerſtehen. Beſtand die Kieſelerde nicht aus feinem Sande, ſondern aus Quarzſtücken oder Bergkryſtallen, ſo wird ſie vor dem Einbringen in den Schmelzofen in ſteinernen Mörſern zerſtoßen. Nach 24 bis 36 Stunden iſt gewöhnlich die Maſſe geſchmolzen, und heißt in dieſem Zuſtande Fritte. Wenn man mit einem Schaumlöffel die Glasgalle, d. i. den auf der Fritte ſchwimmenden Schaum abgenommen hat, ſo fängt der Glasbläſer ſeine Arbeit an. Zu dem Ende ſind in dem Schmelzofen fenſterähn-

liche Oeffnungen, durch welche man zu den mit Fritte angefüllten Schmelzgefäßen kommen kann. Der Glasbläſer ſteckt ein eiſernes Rohr, die Pfeife genannt, welches unten einen hohlen Knopf und oben ein hölzernes Mundſtück hat, durch jene Oeffnungen, nimmt mit der Kugel ſo viel Fritte auf, als zu ſeinem Zwecke nöthig iſt, und bläſt daraus eine hohle Kugel, aus welcher er durch Schwenken in der Luft, mittelſt einer Scheere und anderer Werkzeuge, allerlei Gefäße von beliebiger Form bildet. Zum Umbilden der Kugel bleibt Zeit genug, da die Maſſe nicht gleich erkaltet; ſollte dies aber auch geſchehen, ſo bringt ſie der Arbeiter mit der Pfeiſe wieder in den Ofen, wo ſie bald wieder ſo weich wird, daß er ſie nach Gefallen formen kann. Auf dieſe Art werden alle gläſernen Gefäße verfertigt. Selbſt die Glastafeln, welche zu Fenſterſcheiben gebraucht werden, bläßt man meiſt in Cylindern, breitet ſie dann auf dem Boden eines beſondern Ofens, welcher Streckofen heißt, platt aus, und läßt ſie erkalten. Es werden aber auch Scheiben in Formen gebildet. Da aber die geformten Glasgefäße, wenn ſie auf ein Mal erkalten, zu ſpröde und folglich noch zerbrechlicher werden würden, ſo bringt man ſie in thönerne Formen, welche in den Kühlofen geſetzt werden. Hier erkalten ſie bei einem mäßigen und nach und nach abnehmenden Grade der Hitze. Beſonderer Arbeiten bedürfen die Spiegel. Nur kleinere werden wie Tafelſcheiben geblaſen; größere hingegen gegoſſen. Dies geſchieht, indem man die Fritte auf eine Metallplatte aufgießt, über welche dann eine erwärmte metallene Walze hingerollt wird. Hierauf ſetzt man die gegoſſene Tafel in den Kühlofen, ſodann in ein dunkles Zimmer, wo ſie ſo geſtellt wird, daß man ſehen kann, ob ſich Bläschen in der Platte befinden. Iſt dies der Fall, ſo wird ſie zu kleinen Spiegeln zerſchnitten, iſt ſie aber ganz rein ausgefallen, ſo liefert ſie einen großen Spiegel, der verhältnißmäßig viel theurer iſt als ein kleinerer. Alle gegoſſene Spiegelplatten ſind mehr oder weniger uneben, und müſſen daher geſchliffen werden. Dies geſchieht, indem man ſie mit feinem Sande oder Schmergel beſtreut und eine andere gleich große Glasplatte, entweder mittelſt eines Mühlwerks oder mit den Händen, darauf hin und her bewegt. Alsdann geht man zur Politur fort. Dieſe zu geben wird die obere Tafel abgenommen und an ihre Stelle ein mit Filz oder wollenem Tuch überzogenes Bret gelegt, welches mit fein geriebenem Bolus, dann mit geſchlämmten Tripel und endlich mit Zinnaſche beſtreut und bis die gehörige Politur erfolgt iſt, über der Spiegelplatte hin und her gezogen wird. Der Rand oder die Facette wird von Glasſchleifern nachgeſchliffen. Dann wird, um den Spiegel zu vollenden, die Zinnfolie aufgelegt, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Die Zinnfolie (Stanniol) d. i. eine dünne geebnete Zinnplatte wird auf einen glatten ſteinernen Tiſch gelegt und mit Queckſilber übergoſſen, welches ſich mit dem Zinne vermiſcht; dann wird die Spiegelplatte behutſam darüber gelegt und mit hinlänglichem Gewichte beſchwert. Binnen 24 Stunden iſt das in Queckſilber aufgelöſte Zinn an der Glasplatte angetrocknet, und ſo der Spiegel vollendet. Die Spiegel werden übrigens nicht auf Glashütten, ſondern in eigenen Manufakturen verfertigt. Die berühmteſte war ehemals in Murano im Venetianiſchen, wo aber noch jetzt alle Tafeln geblaſen werden. In Frankreich erfand man nachher die Methode des Gießens, wodurch man viel größere Spiegel zu liefern im Stande iſt. Heut zu Tage gibt es dergleichen Spiegelgießereien in Spanien zu St. Ildefonſo, in Sach=

ſen, im Brandenburgiſchen und vielen andern Orten. Noch erwähnen wir der farbigen Gläſer, welche durch Metallkalke gefärbt, und unter andern auch zur Verfertigung der unechten Edelſteine angewandt werden.

Glasfenſter. Man verſtand lange die Bereitung des Glaſes, ohne darum Glasfenſter zu haben. Die Häuſer der Morgenländer hatten gewöhnlich auf der Vorderſeite gar keine Fenſter, auf der Seite des Hofes aber waren dieſelben entweder mit Vorhängen oder mit einem beweglichen Gitterwerk verſehen; im Winter aber überzog man ſie mit geöltem Papier. Die Chineſen bedienten ſich zu ihren Fenſtern ſehr feiner, mit einem glänzenden Lack überzogener Stoffe, in der Folge aber der geſchliffenen Auſterſchalen. Auch verſtehen ſie die Hörner der Thiere zu großen und dünnen Platten zu verarbeiten, womit ſie ihre Fenſter verſehen. Bei den Römern vertrat der lapis specularis die Stelle des Glaſes, welcher nach der Beſchreibung nichts anders, als das blättrige Marien= oder Frauenglas war. Indeß ließen vornehme Perſonen zu Rom die Oeffnungen ihrer Badſtuben auch mit dünngeſchliffnen Agaten und Marmor verſehen. Daraus, daß man in der Villa von Pompeji, welcher Ort zu des Titus Zeiten durch ein Erdbeben verſank, Bruchſtücke von Glastafeln gefunden, hat man auf den ſchon damals eingeführten Gebrauch des Glaſes zu Fenſterſcheiben ſchließen wollen, ſichere Nachrichten aber finden wir erſt bei Gregor von Tours, woraus erhellt, daß im dritten Jahrhundert nach Chr. die Kirchen Fenſter von gefärbtem Glaſe erhielten. In Frankreich bediente man ſich anfangs ſtatt des Glaſes des Marienglaſes, des weißgeſottenen Horns, in Oel getränkter Papiere und dünn geſchabter Leder. Die älteſten noch vorhandenen Glasfenſter daſelbſt ſind aus dem zwölften Jahrhundert, und befinden ſich in der Kirche zu St. Denys; ſie ſcheinen noch von dem vorigen Gebäude des Tempels aufbewahrt zu ſeyn, welches der Abt Suger, ein Günſtling Ludwigs des Dicken, vor 1140 aufführen ließ, Suger ließ ſogar viele Saphire zu Pulver ſtoßen und unter das Glas miſchen, um ihnen die Laſurfarbe zu geben. Um das Jahr 1458 rechnete es Aeneas Sylvius noch zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meiſten Häuſer Glasfenſter hatten. Felibien ſagt, daß man zu ſeiner Zeit, d. i. gegen 1490, in Italien die runden Glasſcheiben in die Fenſter einzuſetzen gewohnt geweſen ſey. Dagegen hatten in Frankreich im ſechszehnten Jahrhundert zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuſer Glasfenſter.

Glasgalle, iſt eine auf der flüſſigen Glasmaſſe wie ein Fett oder Schaum obenauf ſchwimmende Materie. (ſ. Glas.) Sie wird Axungia oder Sal vitri, von den Franzoſen aber fiel oder suif de verre genannt, iſt meiſtens alkaliſch, daher ſie auch an der Luft feucht wird oder wohl gar fließt, und wird beſonders zum Silberlöthen gebraucht, denn ſie nimmt einen ſtarken Grad von Feuer an, bringt ſchwer flüſſige Subſtanzen leicht in Fluß, und erhält ſie auch lange in dieſem Zuſtande. Die Töpfer bedienen ſich ihrer auch zur Glaſur.

Glasmalerei. Dieſe, wie Moriſoli aus einer Stelle des Seneca und Vopiscus Firmius zu erweiſen ſucht, und wie ein aufgefundenes Bruchſtück der Art, welches in Buonarotti's Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc. beurtheilt wird, vielleicht wirklich beweiſet, ſchon den Alten bekannt geweſene Kunſt wurde ehedem angewandt, um die Glasſcheiben an Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden mit Malereyen zu verzieren, welches,

in Vereinigung mit dem ganzen Style der Gothiſchen Kirchen ein heilges Halbdunkel über ſie verbreitete. Die Farben zu dieſen Malereien waren mineraliſch oder beſtanden aus gefärbten und fein geriebenem Glaſe, und wurden entweder auf gewöhnliches durchſichtiges oder auf weißgefärbtes Glas aufgetragen und im Schmelzofen eingebrannt. In den neueren Zeiten findet man die erſten Spuren dieſer Kunſt gegen das Ende des zehnten oder zu Anfang des eilften Jahrhunderts, wo ſie ſich wahrſcheinlich wieder aus der Zuſammenfügung mancherlei gefärbter Gläſer entwickelte. Albrecht Dürer erwarb ſich große Verdienſte um ſie; und M. Claude, Franceſe genannt, ſoll ſie 1530 zuerſt nach Italien gebracht haben. Seitdem gab es in Frankreich, Italien und Deutſchland verſchiedene Künſtler in der Glasmalerei, unter denen Wolfgang Baumgärtner (geſt. 1761), und Jouffroy Jervaiſe mit Auszeichnung genannt werden. Letzterer ſoll in ſeiner Auferſtehung Chriſti in einer Capelle zu London alles übertroffen haben, was je in dieſer Art geleiſtet worden.

Glastropfen oder Glasthräne. Wenn man einen flüſſigen Glastropfen in kaltes Waſſer fallen läßt, ſo nimmt er die Geſtalt eines ovalrunden Körpers an, der ſich in einen langen dünnen Schwanz endigt, und heißt in ſeinem feſten Zuſtande Glasthräne. Dieſe feſten Glastropfen haben die merkwürdige Eigenſchaft, daß ſich der ovalrunde Theil mit dem Hammer ſchlagen und abſchleifen läßt, ohne zu zerbrechen; da hingegen, wenn man den dünnen Schweif abbricht, der ganze Tropfen augenblicklich in einen dünnen Staub zerſpringt.

Glasgow, am Clydefluß gelegen, iſt, in Anſehung des Handels und der Fabriken, Schottlands erſte Stadt. Die Bevölkerung, welche im J. 1775 erſt 43000 Menſchen betrug, belief ſich 1801 auf 77385, und mit Einſchluß der Vorſtädte und Nachbarſchaften auf 86630 Seelen. Nach dem Auslande verſendet Glasgow vornehmlich Manufacturwaaren; nach dem feſten Lande von Europa außerdem rohe und raffinirte Zucker, Rum, Baumwolle, Kaffee u. ſ. w.; nach Amerika auch Steinkohlen und Fiſche. Eingeführt werden von Weſtindien und Amerika, Zucker, Rum, Baumwolle, Kaffee, Weizen, Mehl; Mahagoniholz, Aſche, Stäbe u. ſ. w.; aus den Oſtſeehäfen, Holz, Eiſen, Flachs, Hanf, Ruſſiſche Leinwand, Pech, Theer, Weizen; aus Irland, Häute, Korn, geſalzenes Ochſenfleiſch, Butter, Mehl, aus Portugal, Spanien und Frankreich vornehmlich Weine. Die Fabrikate von Glasgow waren Perſio, Tartan oder Plaids und etwas grobe Leinwand. Von 1725 an wurde Leinwand der Stapel von Glasgow und beſchäftigte überhaupt den weſtlichen Theil von Schottland. Als aber die Irländiſche Leinwand den Vorzug erhielt, vermehrte ſich die Nachfrage nach baumwollnen Artikeln, und im Jahr 1805 exportirte der Clydefluß 3219955 Yards Leinwand und 2469760 Yards baumwollene Zeuge. In der Stadt und umliegenden Gegend wurde ſchon im J. 1791 auf mehr als 15000 Webſtühlen gearbeitet, welche 135000 Perſonen beſchäftigen; und dieſe Zahl hat noch beträchtlich zugenommen. Die berühmte Glasgower Univerſität beſitzt verſchiedene koſtbare Römiſche Alterthümer, eine ſchöne Bibliothek und einen anſehnlichen Vorrath von aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten. Der Hafen der Stadt heißt Newport-Glasgow; im J. 1776 wurde ein Canal angelegt.

Glasporzellan, auch nach dem Erfinder Reaumurſches Porzellan, iſt Glas, am beſten gemeines grünes Glas, welches man in

einer irdenen Kapſel ganz und gar mit einer Miſchung von feinem Sande und zart geriebenem Gipſe oder auch nur mit einem von beiden, ſelbſt auch nur mit Kalk oder Kreide umgeben dem Feuer des Töpferofens ſo lange, als gemeine Topfergefäße brennen müſſen, ausgeſetzt, und dadurch in eine milchweiße, mehr oder weniger ins bläuliche fallende porzellanartige Maſſe verwandelt hat.

Glasſchleifen. Dieſe Operation geſchieht, indem man durch Hilfe gewiſſer, nach verſchiedenen Modellen wohlgerundeter, meſſingenen oder kupfernen Schüſſeln und vermittelſt des Sandes, Tripels und fein gerieben Schmirgels, den man auf die Schärfe eines an einer Spille befeſtigten kupfernen Rädchens ſtreicht, allerhand Figuren, Wappen, Schriften u. dgl. ins Glas ſchneidet und was durchſcheinen oder glänzen ſoll mit einem bleiernen Rade polirt. Man vermuthet, daß das Glasſchleifen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aufgekommen ſey, als man anfing, Brillen zu machen, zu denen geſchliffene Gläſer nöthig waren.

Glaſur iſt jeder glasartige Ueberzug auf irdenen Gefäßen, um ihnen dadurch einen Glanz zu geben und zu verhindern, daß ſie von den hineingegoſſenen Flüſſigkeiten nicht durchdrungen werden. Man kann dazu alle leicht flüſſigen Mineralien nehmen, welche im Feuer verglaſen als Thon, Bolus, Schlacken, Glas, Glätte, Saflor, Neapolitaniſchgelb, Zinnaſche, Spießglas, Bleiglas, Ochererde, Kupferocher, Eiſenſafran; mit Kupferaſche wird ſie grün, mit Mennige gelb, mit Schmalte und Braunſtein violenblau gefärbt. Alles dies wird fein unter einander gerieben, zu Glaſe geſchmolzen, in Kuchen gegoſſen und dann zum Glaſuren verbraucht. Auch aus einer Miſchung von feinem Sande, Bleiaſche, Holzaſche und Küchenſalz, welches alles man in einem Keſſel zergehen läßt, kann man eine gute Glaſur bereiten. Die Glaſur aus Bleiglätte kann unter gewiſſen Umſtänden ſehr ſchädlich werden, und iſt um ſo mehr zu vermeiden, da man in neuern Zeiten mehrere Zuſammenſetzungen völlig bleifreier Glaſuren erfunden hat. Ungebrannte Waaren werden mit Thonwaſſer befeuchtet, und dann nur mit dem Glaſurpulver beſtreut, welches man die trockene Glaſur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit naſſer Glaſur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glaſurmaſſe eintaucht oder die Glaſur mit einem Pinſel anſpritzt.

Glätte, Glette oder Bleiglätte iſt ein zu Schlacken calcinirtes Blei. Es iſt entweder natürlich, welches man in der Erde, jedoch nur ſelten findet, oder künſtlich, welches durchs Feuer bereitet wird, wenn man Gold und Silber durch Blei reinigt. Wird die Glätte durch ſtarkes Feuer goldgelb und röthlich, ſo heißt ſie Goldglätte, wird ſie aber bleichgelb oder weiß, ſo heißt ſie Silberglätte. Man braucht ſie in der Heilkunde äußerlich zum Abheilen und Kühlen; aber ein ſtrafbarer Mißbrauch iſt es, ſich ihrer zur Verfälſchung der Weine zu bedienen, da ſie innerlich ein unfehlbares und langſam wirkendes Gift iſt, und zugleich ſehr ſchmerzhafte Zufälle, beſonders die ſogenannte Bleikolik, verurſacht.

Glatteis, entſteht, wenn nach heftigem Froſte Thauwetter mit einem gelinden Regen oder ſogenanntem Naßniedergehen eintritt, und beſteht in einer dünnen glatten Eisrinde, welche das Steinpflaſter und überhaupt jeden Weg überzieht. Die Entſtehung dieſes Phänomens hat folgenden Grund. Die atmoſphäriſche Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerſt an, das Steinpflaſter und der hartgefrorne Erdboden dagegen

erſt ſpäter. Während alſo die Luft ſchon über dem Gefrierpunkt erwärmt iſt und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, iſt der Erdboden noch ſo kalt, daß das Waſſer, welches mit ihm in Berührung kommt, ſeinen Wärmeſtoff an ihn verliert und zu Eis wird. Iſt dagegen die erwärmte Luft erſt einige Zeit über die noch ſtarrende Erde hingeſtrichen, ſo ſetzt ſie allmählig ſo viel Wärmeſtoff an dieſelbe ab, daß ſie ebenfalls aufthaut, und dann kann kein Glatteis mehr entſtehen.

Glaube, der; iſt ein ſolches Fürwahrhalten, welches auf ſubjectiv zureichenden d. h. auf ſolchen Gründen beruht, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, ſondern in Bedürfniſſen der menſchlichen Vernunft gegeben ſind, die den Menſchen nöthigen auch das Ueberſinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erſcheint, für wahr zu halten. Weſentlich iſt der Glaube von dem Meinen wie von dem Wiſſen verſchieden; denn das Meinen iſt ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wiſſen aber iſt ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf der Erfahrung, auf dem Zeugniſſe der Sinne beruhen. Ich meine, daß der Comet der Verkündiger des Unglücks oder des Kriegs ſey, ich weiß, daß eine Stadt Namens Paris exiſtirt, und ich glaube, daß Gott die Welt regiert und daß die menſchliche Seele unſterblich iſt. Treffend hat ein heil. Schriftſteller, der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer, (Kap. XI, V. V.) den Glauben auf folgende Weiſe beſchrieben: Es iſt aber der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht deſſen, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht ſiehet. Die eigentliche Sphäre des Glaubens iſt die Religion. Durch die Sinne können wir uns weder von dem Daſeyn Gottes und dem Walten der Vorſehung, noch von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele überzeugen, die Religion iſt kein Gegenſtand der Erfahrung. Die Bedürfniſſe der Vernunft aber, das Bedürfniß, einen Erklärungsgrund von dem Daſeyn und der weiſen Einrichtung der Welt zu finden und das Bedürfniß der zuverſichtlichen Erwartung des Sieges des Guten und eines vollkommnern Zuſtandes der Dinge nöthigt den Menſchen, den religiöſen Ideen Realität zuzuſchreiben, nöthigt ihn, Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit im Glauben zu umfaſſen. Darum wird die religiöſe Ueberzeugung vorzugsweiſe Glaube genannt und ihm der Unglaube d. h. die Denk- und Sinnesart deſſen entgegengeſetzt, der nur das, was ſich auf das Zeugniß der Sinne gründet, für wahr hält und die überſinnlichen Ideen der Gottheit, der Vorſehung und der Unſterblichkeit als Wahn und Selbſttäuſchung betrachtet. Zuweilen wird das Wort Glaube noch objectiv von dem, was geglaubt wird, gebraucht, und in dieſem Sinne nimmt man dieſes Wort, wenn man von dem chriſtlichen Glauben oder von dem Glauben dieſer oder jener kirchlichen Geſellſchaft redet. N.

Glaubenseid heißt das Bekenntniß, welches alle Geiſtliche in der katholiſchen Kirche bei der Uebernahme ihrer Aemter und auch weltliche Perſonen, welche von andern Religionsparteien zu dieſer Kirche übergeben, feierlich ablegen und eidlich bekräftigen müſſen. Die Formel dieſes Eides iſt in den Ländern, welche die Lehrſätze der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung ohne Einſchränkung angenommen haben, ganz dieſelbe, wie ſie Papſt Pius IV. nach den Beſchlüſſen dieſes Conciliums abgefaßt und vorgeſchrieben hat, und, weil ſie beſonders zur Anerkennung der Hoheitsrechte des Papſtes und zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtet, ſeitdem ein vorzügliches Mittel

geweſen, das, in Folge der Reformation durch eine freiere Politik der Fürſten geſunkene, Anſehn des Papſtes durch Bindung der Gewiſſen an die Hierarchie aufrecht zu erhalten. Die beſondern Freiheiten der Gallicaniſchen Kirche verhinderten in Frankreich gleich anfangs die Annahme der hierarchiſchen Grundſätze des Tridentiniſchen Conciliums, daher auch der Glaubenseid für die Franzöſiſchen Prieſter eigenthümliche Modificationen erhielt. Mit dem bei der Revolution von der Franz. Geiſtlichkeit geforderten Conſtitutions- oder Bürgereide vertrug er ſich aber durchaus nicht, und während die conſtitutionellen Prieſter ihm untreu wurden, entzogen ſich viele andere ſtrenger denkende dieſer Colliſion des Gewiſſens durch Auswanderung oder Niederlegung ihrer geiſtlichen Aemter. Die Belgiſchen und Lüttiſcher Geiſtlichen halfen ſich auf Beſcheid des jetzigen Papſtes Pius VII. dadurch, daß ſie den Bürgereid zwar zurucknahmen, aber ſchwuren, nichts zu thun, was gegen die Franzöſiſche Conſtitution wäre, und das Concordat vom 15. Juli 1801 traf auch in dieſem Punkte einen Mittelweg, bei dem die neufranzöſiſchen Prieſter mit ihrem Gewiſſen beſtehen zu können glauben. E.

Glaubensnorm, iſt die Vorſchrift oder Regel des Glaubens, die einem Volke oder den Gliedern einer Kirche gegeben wird, damit alle ſich daran halten und darnach richten können. Faſt jede Religionspartei hat gewiſſe öffentlich autoriſirte Bücher (ſ. den Art. Symboliſche Bücher), in denen ihr Glaubensbekenntniß enthalten iſt und die ihr für folgende Zeiten zur Glaubensnorm dienen. Nach der mehrern oder mindern Uebereinſtimmung mit dieſer Norm pflegt man die Rechtgläubigkeit der Gemeindeglieder zu meſſen, und je mehr die Theologen ehedem an dem Buchſtaben der öffentlichen Bekenntnißſchriften hingen, deſto leichter war es, in den Verdacht des Irrglaubens und der Ketzerei zu kommen. Indeß hat der Geiſt der Zeiten und die fortſchreitende Philoſophie ſich durch dergleichen Stereotypen der religiöſen Ueberzeugung nicht binden laſſen und es iſt mehr als einmal in der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt behauptet worden, daß ſie wie jede andere menſchliche Satzung von Zeit zu Zeit einer Reviſion und Verbeſſerung unterworfen werden müßten, weil ſie den Gemüthern ſonſt bei geſteigerten Einſichten und veränderten Begriffen einen mit dem Geiſte des Proteſtantismus ganz unverträglichen Glaubenszwang auflegen würden. Ob nun gleich die ſymboliſchen Bücher der Proteſtanten noch in ihrem öffentlichen Anſehn ſtehen und officiell kein Schritt geſchehen iſt, etwas an ihnen abzuändern, ſo dürfen ſich die proteſtantiſchen Länder doch keinesweges darüber beſchweren, daß ihnen je etwas als Glaubensgegenſtand aufgezwungen worden wäre, was wider die Ueberzeugung eines echten Proteſtanten iſt. Dagegen wurde die Freiheit der Gewiſſen in den Ländern, wo die katholiſche Kirche herrſcht, durch Edikte, geheime Machinationen und öffentliche Gewaltthätigkeiten oftmals ſehr gefährdet, und man kann allerdings behaupten, daß, ſo lange die Inquiſition beſtand, in Spanien und Portugal und unter Ludwig XIV. in Frankreich der intoleranteſte Glaubenszwang Statt gefunden habe. Die Könige wollten auf Antrieb des katholiſchen Klerus alle ihre Unterthanen, auch die Nichtkatholiſchen ohne Rückſicht auf ihre widerſtrebende Ueberzeugung zur Annahme des katholiſchen Glaubens zwingen. In Ungarn, Böhmen und Oeſtreich hat es vor Joſeph II. ebenfalls nicht an Verſuchen dieſer Art gefehlt und die Proteſtanten haben es in dieſen Staaten durch mannichfaltige Bedrückungen fühlen müſ-

ſen, daß ſie ſich nicht zwingen laſſen wollten. Jetzt ſind alle dieſe Verhältniſſe milder geworden, und wenn es auch noch Länder gibt, wo eine Kirche vorzugsweiſe die herrſchende iſt und andere nur geduldet werden; ſo kennt doch das neunzehnte Jahrhundert kein Beiſpiel eines direkten obrigkeitlichen Zwanges in Sachen des Glaubens und der religiöſen Ueberzeugung. E.

Glauber, Joh. Rud., ein teutſcher Arzt, der aber ſeine Lebenszeit in Amſterdam zubrachte, wo er im J. 1668 in hohem Alter ſtarb, hat ſich, ſeines Glaubens an Metallverwandlung ungeachtet, um die Chemie ſehr verdient gemacht. Ihm verdankt man die beſſere Einrichtung der Oefen, die Abkürzung mehrerer chemiſchen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeiſtes durch Vitriolöl, und das, nach ſeinem Namen genannte, Glauberſalz (eigentlich Sodavitriolſalz) das er zufällig fand, als er Kochſalz vermittelſt der Vitriolſäure zerſetzte, um die rauchende Salzſäure zu deſtilliren. Das Rückbleibſel dieſer Deſtillation war eine feſte Salzmaſſe, die ein kryſtalliniſches Anſehn hatte. Wegen ſeiner ſchätzbaren Eigenſchaften nannte man es anfänglich Wunderſalz. Es wird hie und da in der Natur gefunden, größtentheils aber durch die Kunſt verfertigt, und iſt ein Mittelſalz, das aus 56 Theilen Waſſer, 19 Theilen Vitriolſäure und 25 Theilen mineraliſchem Alkali beſteht, in großen plattgedrückten, ſechsſeitigen Säulen anſchießt und einen bittern kältenden Geſchmack hat. In trockner Luft zerfällt es zu einem mehlweißen Pulver mit 56 von 100 Verluſt an Gewicht, doch mit Beibehaltung ſeiner Kraft, die vielmehr um die Hälfte verſtärkt iſt. In dieſer Geſtalt kann man es im Sommer, mit Waſſer angefeuchtet, zur Abkühlung des Getränks benutzen.

Glaucha, Glauchau iſt die Hauptſtadt der Grafſchaft Schönburg im Erzgebirgiſchen Kreis, und die Reſidenz einer Linie derſelben, der Sitz der Geſamtregirung und anderer Collegien der Grafſchaft. Man zählt 700 Häuſer und 4000 Einwohner, von denen viele wollene und baumwollene Zeuche und Leinwand verfertigt wird.

Glaucus, ein Fiſcher aus Anthedon in Böotien, der nicht lange vor Aeſchylus unter die Volksgötter aufgenommen wurde. Seinem Namen (blau) gemäß, ſcheint ihm gleich Anfangs ein blauſchuppiger Leib mit einem Fiſchſchwanze geworden zu ſeyn, und als Meergott wurde ihm auch die Gabe der Prophezeihung beigelegt, daher Apollonius ihn ſchon den Argonauten am myſiſchen Geſtade weißagen läßt:

Jenen erſchien nun Glaukos, der ſalzigen Wog' enttauchend,
Ein vielkundiger Deuter, beſtellt vom göttlichen Nereus;
Hoch empor ſein zottiges Haupt und den Buſen erhob er,
Bis zu den Hüften hinab —

Und Ovid beſchreibt ihn folgendermaßen:

Jetzo erſchien mit zuerſt ſein Bart von dunkeler Grüne,
Und dies hangende Haar, das lang die Welle durchfeget,
Auch die bläulichen Arme, zugleich die gewaltigen Schultern,
Und die Schenkel, gekrümmt zum floſſigen Schweiſe des Fiſches.

Ein anderer Glaucus war der Sohn des Minos und der Paſiphaë. Als Knabe fiel er einſt beim Ballſpiel in ein Honigfaß, und fand darin ſeinen Tod. Nachdem man ihn lang vergebens geſucht hatte, befragte man das Orakel, welches die Antwort ertheilte, daß derjenige

ihn finden und beleben würde, der die Geſtalt der unter des Minos Heerde befindlichen dreifarbigen Kuh am beſten nachahmen könne. Polyidos, des Köramis Sohn, löſte den Orakelſpruch und fand den Knaben. Da er ihn aber nicht zu beleben vermochte, ließ Minos ihn mit ſeines Sohnes Leichnam in das Begräbniß ſperren. Hier ſah Polyidos eine Schlange zu dem Knaben kriechen, die er mit einem Steine tödtete; bald kam eine zweite, die beim Anblick der getödteten Schlange zurückkroch, ein Kraut holte, und ſie damit wieder lebendig machte. Deſſelben Mittels bediente ſich Polyidos, und ſo brachte er den Glaucus ins Leben zurück. Nach andern war es Aesculap, der den Glaucus wieder lebendig machte.

Glayre (Moritz). Dieſer in der neuern Geſchichte als einer der Directoren der Helvetiſchen Republik merkwürdig gewordene Mann, war im J. 1743 zu Lauſanne geboren, wo er, nachdem er beide Aeltern in zarter Jugend verloren hatte, ſeine erſte Bildung empfing. Freunde, günſtig aufgenommene Arbeiten und das Zuſammentreffen glücklicher Umſtände machten ihn dem Könige von Polen, Stanislaus Auguſt, bekannt, welcher, als er 1764 den Thron beſtieg, den Jüngling als Cabinets-Sekretair zu ſich berief. Glayre gewann den Beifall des Königs, der ihn 1768 als Geſandtſchafts-Sekretär nach Petersburg ſchickte und wenige Monate nachher zum accreditirten Miniſter bei der Kaiſerin ernannte. Dieſen ſchwierigen Poſten nahm er in jenem merkwürdigen Zeitraum ein, wo man in Wien, Berlin und Petersburg die allmäliche Vernichtung Polens vorbereitete, und ward nach ſeiner Rückkehr von dem Könige, der mit ſeinen Dienſten zufrieden war, zum wirklichen geheimen Cabinetsrath ernannt. Zwanzig Jahre diente er in dieſem Poſten dem König und der Nation, welche auf dem Reichstage vom 1771 ihm ihre Dankbarkeit durch die Ertheilung des Polniſchen Indigenats bezeugte. Aber Glayre hatte nur darum in Polen ein Vaterland gefunden, um das Unglück deſſelben deſto ſchmerzlicher zu fühlen. Schon im folgenden Jahre ward das einſt furchtbare Reich eines Theils ſeiner Provinzen beraubt, ohne daß eine der zu Hilfe gerufenen Mächte ſich zu ſeiner Rettung erhoben hätte. Glayre rieth dem unglücklichen König, eine Krone niederzulegen, die er nicht ohne Schmach länger tragen könne; aber die Drohungen der Unterjocher hinderten dieſen Schritt, und ſo ſehr auch Glayre ſich an die Ufer des Lemanerſees zurückſehnte, vermochte er doch nicht, ſich von ſeinem gütigen und unglücklichen Gebieter loszureißen. Als aber Catharina und Joſeph in Mohilow zuſammentreffen wollten und Stanislaus, allen Vorſtellungen Glayre's entgegen, ebenfalls dahin zu gehen beſchloß, erbat und erhielt er die Erlaubniß, ſein Vaterland beſuchen zu dürfen. Hier verheirathete er ſich im Jahr 1788 und wünſchte fortan von den Höfen entfernt zu leben. Auf die Einladung des Königs übernahm er indeß noch ein Mal die Stelle ſeines Miniſters in Paris und kehrte nach Beendigung der Geſchäfte zu ſeiner Familie zurück, in deren Schooß er als glücklicher Vater und Gatte jener Heiterkeit des Gemüths genoß, welche das Gefühl redlich erfüllter Pflichten gewährt. Unterdeß fing der verderbliche Einfluß der Franzöſiſchen Revolution an, ſich auch in Helvetiens glücklichen Kantonen zu äußern. Weit entfernt die unaufhaltſam vorſchreitende Staatsumwälzung zu befördern, wagte Glayre eben ſo wenig ſie hemmen zu wollen. Er glaubte damals dieſelbe nicht unausbleiblich nothwendig für die Geſammtheit Helvetiens und hielt ſie im Waadtlande, ohne förmliche Einmiſchung Frankreichs, für un-

möglich. Sobald ihn aber die Erſcheinung der Armee Menard's an den Gränzen der Waadt und der Beſchluß des Franzöſiſchen Directoriums, welcher die Inſurgenten unter Frankreichs beſondern Schutz ſtellte, die Binde von den Augen genommen, und die Staatsumwälzung einmal begonnen hatte, ward ſein unwandelbarer Grundſatz, ſie aufrecht zu halten; und da ſein heimathlicher Canton ihr ſeine Befreiung von der Unterthanenſchaft dankte, hielt ers für Pflicht ihr Vertheidiger zu werden. Um die Leitung der Revolution aber den Demagogen, welche unter dem Titel Vereinigungsklubb obrigkeitliches Anſehn übten, und verwegne Anklagen und blutdürſtige Grundſätze von ihren Rednerbühnen erſchallen ließen, zu entreißen, rieth Glayre am 7. Januar 1798, daß die Obrigkeit von Lauſanne die Beſchwerden des Waadtländiſchen Volks von ſich aus der Regirung von Bern übergeben ſolle. Man folgte dieſem Rath und die Staatsveränderung nahm einen regelmäßigern Gang. Das Waadtland erklärte ſich für ſouverain, und nahm einſtweilen die neuhelvetiſche Verfaſſung an. Im April 1798 hatte ſich endlich die geſetzgebende Verſammlung Helvetiens in Aarau conſtituirt. Man wählte das Directorium, und Glayre, deſſen Vaterlandsliebe, Rechtſchaffenheit und Sachkenntniſſe man kannte, ward zu einem Mitgliede deſſelben ernannt. Er trat dieſes Amt an, mit dem feſten und kräftigen Willen, ſeinem Vaterlande zu nutzen, aber in dem Getümmel erbitterter Parteien und unter der treuloſen Politik des damaligen Frankreichs ſtand Glayre's ſtille Tugend einſam und wirkungslos. Er hoffte durch ſanfte und gemäßigte Maßregeln die Gemüther zu lenken, die von den heftigſten Leidenſchaften bewegt waren, und zog ſich theils aus Mißmuth, ſich zuletzt von allen Parteien verkannt zu ſehen, theils wegen Kränklichkeit, von den Geſchäften zurück. Er ward hierauf noch zwei Mal in die vollziehende Gewalt der Republik gerufen, als Mitglied des Vollziehungsausſchuſſes und als Mitglied des Vollziehungsrathes. Im Okt. 1800 ſandte ihn die Regirung nach Paris, um die Neutralität der Schweiz auszuwirken; allein er arbeitete ohne Erfolg. Endlich ſchrieb er noch, als die Frage zu entſcheiden war, ob die Schweiz fortan ein eigner Staat oder ein Verband mehrerer ſeyn ſolle, ſeine Lettres sur l'Helvétie, worin er die Vortheile des Einheitsſyſtems darthat. Da er aber auch hier ſeine Wünſche fürs Vaterland vereitelt ſah, zog er für immer den Staatsgeſchäften die ſchöne Einſamkeit ſeines Gutes zu Romainmotier vor, und nahm nach Wiedereinführung des Föderalismus von allen ihm angebotenen Aemtern nur die Repräſentation des Kreiſes an, in welchem ſeine Beſitzungen liegen.

Gleichen (Ernſt oder nach andern Ludwig Graf von) aus einem ehedem ſehr berühmten, jetzt aber erloſchenen Deutſchen Geſchlechte, folgte dem heiligen Kreuze nach Paläſtina, focht wider die Türken und fiel in Gefangenſchaft. Eines Tages, ſo erzählt die Sage, erblickte ihn auf einem Spaziergang, als der Unglückliche am Wege arbeitete, die Tochter des Sultans, und von Mitleid und Liebe gerührt, verſprach ſie, ihn zu befreien und ſein Schickſal zu theilen, wenn er ſie zum Weibe nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Vergebens wendete er ihr ein, daß er daheim Weib und Kinder habe. Die an die Sitte ihres Volks gewöhnte Fürſtin findet darin kein Hinderniß ihrer Liebe. Sie entfliehen, gehen zu Schiffe und erreichen glücklich Venedig. Hier vernimmt der Graf, daß ſeine Gemahlin und ſeine Kinder leben und mit Sehnſucht ſeiner harren; er eilt

nach Rom und erhält vom Papſt, nachdem die Türkin die Taufe empfangen, die Erlaubniß, beide Gemahlinnen behalten zu dürfen, mit denen er fortan in glücklicher Eintracht lebte, denn auch ſeine frühere Gattin willigte drein, das Herz ihres Gemahls mit derjenigen zu theilen, ohne deren Hilfe er auf immer für ſie verloren geweſen. Hiſtoriſche Unterſuchungen über dieſe Geſchichte findet man in Galetti's Thüringiſcher Geſchichte und in einer kleinen Schrift des gelehrten Prälaten Placidus Muth. Das Grabmal des Grafen, auf welchem er mit beiden Gemahlinnen abgebildet iſt, zeigt man noch heut in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt.

Gleicher ſ. Aequator.

Gleichgewicht, iſt der Ruheſtand, welcher erfolgt, wenn zwei oder mehr Kräfte einander dergeſtalt entgegenwirken, daß jede Bewegung dadurch aufgehoben wird. Die Lehre von dem Gleichgewicht der Kräfte, welche auf feſte Körper wirken, wird die Statik, die aber vom Gleichgewichte der auf Flüſſigkeiten wirkenden Kräfte die Hydroſtatik genannt. Das Hauptgeſetz der Statik, worauf die ganze Wiſſenſchaft beruht, iſt der Satz: Wenn zwei gleich große Kräfte zu gleicher Zeit auf einen Körper nach gerade entgegengeſetzten Richtungen wirken, ſo muß der Körper ruhen, oder die beiden Kräfte befinden ſich im Gleichgewichte. Wirken mehr als zwei Kräfte auf einen Körper, ſo laſſen ſich zwei derſelben nach den Geſetzen der Zuſammenſetzung der Kräfte in eine einzige vereinigen, welche nun eine andere Große und Richtung hat. Setzt man dieſe mit einer dritten Kraft zuſammen, ſo entſteht wiederum eine neue, die man als die Summe aller drei zuſammengeſetzten annehmen kann; dieſe kann man mit einer vierten zuſammenſetzen u. ſ. f., bis zuletzt nur eine einzige übrig bleibt.

Gleichgewicht (Balancement, Equilibre, Ponderation) kommt auch in den bildenden Künſten vor, da dieſelben, um der Naturwahrheit willen, eine beſtändige Rückſicht auf die Geſetze der Phyſik und Mathematik nehmen müſſen. Leonardo da Vinci in ſeiner Abhandlung über die Malerei theilt dieſes Gleichgewicht in das einfache und das zuſammengeſetzte ein, und verſteht unter jenem das Gleichgewicht einer Figur, inſofern es bloß durch die eigne Stellung oder Bewegung derſelben, unter dieſem aber das, welches durch eine fremde Schwere oder Laſt bewirkt wird, z. B. bei dem, der mit einem andern ringt, etwas trägt oder hebt. Es kann keine Frage ſeyn, ob der Künſtler hiebei mit der größten mathematiſchen Genauigkeit den jedesmaligen Schwerpunkt aufſuchen müſſe. Man gebraucht aber den Ausdruck Gleichgewicht in Beziehung auf bildende Künſte auch noch in einer andern Bedeutung, und verſteht darunter eine ſolche Zuſammenſetzung, in welcher jede Seite des Tableau ungefähr gleich viel Figuren oder Maſſe enthält, ſo daß nicht die eine etwa überfüllt, die andere leer wäre. Es ſpringt in Augen, daß der Grund dieſer Anforderung nicht in einer hier nöthigen Beobachtung der Geſetze der Phyſik und Mathematik liegen könne, ſondern bloß äſthetiſch ſey, und in dem Wohlgefallen liege, welches das Auge an jeder Symmetrie hat. So nöthig es nun aber auch iſt, auf dieſe Rückſicht zu nehmen, ſo nöthig iſt es von der andern Seite, es nicht damit zu übertreiben; denn man kann dadurch in Monotonie, Steifheit und Peinlichkeit verfallen. Mengs verlangt deshalb mit gutem Grund, daß jede ſolche Vertheilung natürlich ſcheine, und nie affectirt ſey. dd.

Gleichgewicht (politiſches) oder **das Syſtem des Gleichgewichts** nennt man in dem europäiſchen Staatenſyſtem den Grundſatz der wechſelſeitigen Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit durch Verhütung der Uebermacht und Anmaßungen einer einzigen Macht unter ihnen. Die Idee des politiſchen Gleichgewichts bildete ſich in jedem freien Syſtem cultivirter Staaten, in Griechenland wie in Italien, bis auf einen gewiſſen Grad aus, weil ſie in dem Innern ſeiner Natur liegt. Es war alſo die natürliche Frucht der politiſchen Kultur. In unſern Tagen, wo ſo ſehr das Gleichgewicht, durch eine alle Verhältniſſe erſchütternde Revolution, im Allgemeinen aufgehoben war, möchte es nicht unintereſſant ſeyn, dieſe Idee ſich in das Andenken zurückzurufen, die, wäre ſie weniger gemißhandelt, oder auch nur von den Gewaltigern der Erde in einem höhern Geſichtspuncte aufgefaßt und in demſelben gehandhabt worden, die Moral in der Politik gewiß gerettet haben würde. „Die Idee des Europäiſchen Gleichgewichtes“ — ſagt Johannes von Müller — „war groß und wohlthätig. Wie dem gewaltigſten, ſo dem geringſten Staate wurden durch die Theilnahme der zunächſt intereſſirten und der übrigen Staaten, ſeine Rechte geſichert. Verträge ſoll Keiner, unter irgend einem Vorwande, eigenmächtig verändern, die Verfaſſung von Europa beruhet darauf; wen dieſe Bande nicht feſſelten, der hätte, wie die Alten ſagen, keinen Gott, als die Tirannei! In unbeſtimmten Fällen wird nach allgemeinem Intereſſe entſchieden. Am aufmerkſamſten werden die Schritte des Mächtigſten beobachtet; man darf ihm nicht erlauben, was Geringern hingehen könnte; denn die kleinſte Uebertretung der Verträge von ihm wird allgemeine Sache.“ Der Werth des politiſchen Gleichgewichts iſt unleugbar, wenn man nur noch die Bemerkung hinzufügt: daß es nicht ſowohl in der Machtgleichheit, als in dem gleichen Rechte beſtehe. Hier trifft die rein-politiſche Anſicht mit der rein-moraliſchen zuſammen. Als Kaiſer Maximilian von Deutſchland und der König Ferdinand von Spanien ſich wider Frankreich wegen deſſen Abſichten auf Italien mit einander verbündeten, da kam das Syſtem des politiſchen Gleichgewichts zuerſt in Anwendung, ehe es noch mit klaren Worten ausgeſprochen war. Vorbereitet war es aber ſchon viel früher, da Heinrich der Löwe, der Welfe, und Kaiſer Friedrich der Erſte aus den Hohenſtaufen ſich gegenüber ſtanden und kraft ihrer Macht, ihres politiſchen und moraliſchen Einfluſſes, als Beſchirmer der Verfaſſung wider die möglichen Eingriffe des Einen oder des Andern die Geſetze unter ihre gegenſeitige Aegide nahmen. Die innere Macht dieſes Syſtems machte ſich ſchon ſehr geltend, als der glänzende Carl V. ſeinen Gedanken der Univerſalmonarchie zur Verwirklichung zu bringen verſuchte. Richelieus politiſche Operationen waren, vielleicht wider ſeinen Willen, ganz im Geiſte des Gleichgewichts-Syſtems, der jedoch in der Erhaltung der Deutſchen Verfaſſung, auf die durch Friedrich und Maximilian die des Gleichgewichts gegründet war, mit tiefem Blicke das wahre Heil Europa's erkannte, und nur dieſem Syſtem iſt es gewiß zu verdanken, daß nicht ſchon unter Ludwig XIV. Frankreich die übermächtige Macht im Europäiſchen Staatenſyſteme ward, worauf dieſes Monarchen einziges Streben wohl gerichtet geweſen ſeyn mag, wie denn auch bei der ſteten Eiferſucht zwiſchen Frankreich und Oeſtreich Baiern ein bedeutendes Uebergewicht in der Schale der Fürſten zur Rettung des Gleichgewichtes abgab, wofür damals die Seemächte und der Norden Europas, beſonders Ruß-

land noch keinen Sinn hatten. Kurz, unter Ludwig XIV. erhielt das Syſtem des Gleichgewichtes ſeine letzte endliche Ausbildung, als das übrige Europa nur zu ſehr die Nothwendigkeit einſah, jener wachſenden Uebermacht ein Gegengewicht immer mehr entgegenſetzen zu müſſen. Friedrich der Große, der Geiſt, der zuletzt Deutſchland und von da aus ganz Europa zu durchdringen verſtand, glaubte es durch Einen Fürſtenbund zu retten, doch es wurde durch den, ſchon in ſeinen letzten Athemzügen ſich verwandelnden Geiſt der Zeit verſchlungen, obgleich noch vorher Rußland unter Peter dem Großen die hohe Bedeutung zu verſtehen begonnen hatte. Der Norden konnte nun, ſo ſpät, den Süden nicht retten, ſo wenig wie die Annäherung der Seemächte, welche noch vor Peter in jene Idee eingingen, ſo ſehr man von dem frühern Einfluſſe der Reformation auf dieſes Syſtem eine längere Dauer deſſelben hätte erwarten können, da ſie Deutſchland ein Uebergewicht verſchaffte, das nur zur Erhaltung des Europäiſchen Gleichgewichtes hätte dienen ſollen und können. Wie Alles, ſo verſchlang die franzöſiſche Revolution mit ihren ungeheuern Folgen endlich auch dieß, auf die natürlichen Verhältniſſe gegründete Syſtem, deſſen Aufrechthaltung zur Folge hatte 1) eine ſtets rege Aufmerkſamkeit der Staaten auf einander, und daraus entſpringende mannichfaltige Verbindungen durch Bündniſſe und Gegenbündniſſe, beſonders der entferntern Staaten, 2) größere Wichtigkeit der Staaten vom zweiten und dritten Range im politiſchen Syſtem, und 3) die Erhaltung des Gefühls vom Werth der Selbſtſtändigkeit überhaupt, und Erhebung der Politik über den platten Egoismus. Allein es trug den Stoff zu ſeiner Vernichtung in ſich ſelbſt, als man ſeinen innern wahren Geiſt entheiligte, als man es auf Grundſätze der Statiſtik reducirte und die Machtgleichheit an die Stelle des gleichen Rechtes ſetzte. Da wurde die Moral getödtet durch die Politik, und ein deſpotiſirendes ſogenanntes Föderativ-Syſtem trat in Europa an die Stelle des Syſtems des Gleichgewichts. I.

Gleichheit, iſt das Verhältniß der Einerleiheit zweier Dinge in Anſehung der Größe. Da nun die Größe theils eine ſinnliche (anſchauliche und empfindbare) theils eine bloß denkbare (intelligible) iſt, ſo iſt auch die Gleichheit von dieſer doppelten Art. Die Gleichheit vernünftiger und freier Weſen als ſolcher iſt daher bloß denkbar, indem die Größe ſolcher Weſen nicht in die Sinne fällt. Wenn aber vernünftige und freie Weſen als ſolche gleich genannt werden, ſo iſt dieß vornehmlich von ihrem urſprünglichen Rechte zu verſtehen. Man nennt daher dieſe Gleichheit die urſprünglich-rechtliche, oder auch wohl die natürliche, wiefern ſie in der Natur vernünftiger und freier Weſen, als urſprünglich berechtigter Subjecte, gegründet iſt. Man könnte ſie auch die Gleichheit des urſprünglichen Rechts nennen, mit welcher die Ungleichheit der erworbenen Rechte ſehr wohl zuſammen beſtehen kann. Denn wenn jedes vernünftige und freie Weſen, dergleichen der Menſch iſt, urſprünglich das Recht hat, von ſeinen Kräften jeden Gebrauch zu machen, der kein anderes vernünftiges und freies Weſen verletzt, ſo kann es nicht fehlen, daß derjenige, welcher ſeine Kräfte mehr anſtrengt oder vom Glücke mehr begünſtigt wird, als ein Andrer, auch mehr Eigenthum erwerbe, als dieſer. Im Staate ſoll nun die Gleichheit des urſprünglichen Rechts keinesweges aufgehoben, ſondern vielmehr durch das Geſetz ſanktionirt werden. Das Geſetz ſoll nämlich nach der Foderung der Vernunft 1) jeden im Staate gebornen Menſchen als

einen Freien anerkennen, weil es widerſinnig iſt, daß ein ſchon vermöge ſeiner vernünftigen Natur freies Weſen durch ſein Verhältniß zu andern Weſen ſeiner Art unfrei werden ſolle; eben darum ſoll es aber auch 2) jedem freigebornen Menſchen gleichen Anſpruch auf die Erwerbung aller der Rechte ertheilen, die nur vernunftiger Weiſe in einem Staat erworben werden können, und jeden auf gleiche Weiſe bei ſeinen wohlerworbenen Rechten ſchützen. Daher verbindet ſich die Idee der Gleichheit nothwendig mit der Idee der Freiheit, ſobald jene Idee recht verſtanden wird. Die Gleichheitsmänner in der Franzöſiſchen Revolutionszeit aber mißdeuteten jene Idee ganz und gar, indem ſie dieſelbe auch auf die empiriſchen Rechtsverhältniſſe der Bürger ausdehnen und ſelbſt die Ungleichheit des Eigenthums aufheben wollten. Dieſe läßt ſich aber durch kein Geſetz völlig aufheben. Denn ſelbſt, wenn man in einem gewiſſen Zeitpunkte eine völlige Vermögensgleichheit bewerkſtelligen könnte, ſo würde ſchon im nächſten Augenblick eine neue Ungleichheit anheben, da Jeder von dem ihm angewieſenen gleichen Vermögen einen ungleichen Gebrauch machen und es auf ganz verſchiedene Weiſe benutzen würde. Dadurch würde ſich dann das Vermögen des Einen vermehren, während das des Andern ſich vermindern würde. Man vergl. übrigens den Art. Freiheit. D.

Gleichniß gehört zu jenen Arten der Gedankenbezeichnung, wo eine Vorſtellung durch eine andere, ſtatt ihrer geſetzten, vorgeſtellt wird, und zwar namentlich zur Metapher oder Uebertragung eines eigenthümlichen Begriffs in einen uneigenthümlichen, aber ähnlichen, eines Bildes in ein Gegenbild. Jede ſolche Uebertragung ſetzt eine Vergleichung voraus, deren Weſen darin beſteht, daß ſie ein Bild und ein Gegenbild, beide als verſchieden, aber ähnlich aufſtellt. Der Unterſchied zwiſchen Metapher und Vergleichung iſt dieſer, daß in der Metapher das Hauptbild in dem Gegenbild untergeht, ſich darin verliert, in der Vergleichung aber beide neben einander beſtehen, und das Gegenbild nur dient, das Hauptbild mehr hervorzuheben oder zu verſinnlichen. Ein Beiſpiel wird dieß deutlich machen. Wenn das ſchöne Incarnat jungfräulicher Wangen unter dem Gegenbilde der Roſen vorgeſtellt wird, ſo ſetzt die Metapher das Gegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Hauptbildes, die Roſe an die Stelle des Incarnats; damit aber doch das Gegenbild als ſolches charakteriſirt werde, ſo behält ſie von dem Hauptbilde noch etwas zurück, die Wangen nämlich: die Roſen ihrer Wangen blühen. Nicht gleich kurz und raſch verfährt die Vergleichung, welche ſich ſo ausdrucken würde: ein ſchönes Incarnat überzieht die Wangen der Jungfrau, wie ein ſanftes Roth die blühende Roſe; oder: ähnlich dem ſanften Roth der blühenden Roſe. Man erkennt ſchon aus dieſem Beiſpiel, daß die Vergleichung einen viel ruhigeren Zuſtand erfodert, als die Metapher, welche alle Wie, Gleichſam als, Alſo u. ſ. w. raſch überſpringt, und mehr ſchnell andeutet, was ſie meint, als ausführlich ſagt. Der Metapher und Vergleichung bedient ſich die Poeſie häufig als Mittel des Ausdrucks, je nachdem ſie viel auf einmal in die Seele bringen, oder dieſe bei Einem Gegenſtande länger will verweilen laſſen. Weiter ausgeführt, geben beide aber auch eigne poetiſche Kunſtwerke; aus der Metapher entſteht die Allegorie, aus der Vergleichung das Gleichniß. Wie die Allegorie eine fortgeſetzte Metapher, ſo iſt das Gleichniß eine fortgeſetzte Vegleichung. In der Allegorie wird eine Reihe von Begriffen

dargeſtellt, der Hauptbegriff unter einem Bilde (z. B. Liſt unter dem Bilde des Fuchſes Reinecke), die Nebenbegriffe unter anſchaulichen Vorſtellungen, die alle von jenem Bilde hergenommen ſeyn müſſen. Bei der Vergleichung, wo die Aehnlichkeit des Hauptbildes und des Gegenbildes ſehr groß iſt, wird eine größere Ausführlichkeit der beiden Bilder nothwendig, und die ganze obwaltende Summe von Aehnlichkeiten zwiſchen beiden dargeſtellt. Beiſpiele anzuführen würde unnöthig ſeyn, da man deren im Neuen Teſtament eine Menge findet, wie man ſie anderwärts kaum ſchöner antreffen wird. dd.

Gleichung nennt man in der Arithmetik die Zuſammenſtellung zweier gleichen Größen; z. B. $a+b=c-d$ oder $5+9=20-6$.

Gleim (Johann Wilhelm Ludwig), wurde den 2. April 1719 zu Ermsleben, einem Halberſtädtiſchen Städtchen, geboren, und ſtudirte von 1738 bis 40 zu Halle die Rechtswiſſenſchaften. Gleichheit des Studiums und lebendige Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften verbanden ihn hier mit Uz. Beide laſen gemeinſchaftlich die trefflichſten Werke der Alten und Neuen, belehrten ſich durch gegenſeitige Mittheilung darüber, und übten ſich zugleich in eigenen poetiſchen Arbeiten. Götz, der zu derſelben Zeit in Halle Theologie ſtudirte und ein früh verſtorbener Freund, Rudnick aus Danzig, der großen Scharfſinn im Studium der Philoſophie und ſchönen Literatur zeigte, ſchloſſen ſich an ſie an; und ſo widmete ſich hier ein kleiner Verein freudig aufſtrebender Jünglinge der Muſenkunſt, während in Leipzig Gärtner, Schlegel, Cramer, Klopſtock, Rabener, Gellert u. A. in gleichen Beſtrebungen ihre Kräfte entwickelten. Als Gleim ſeine Studien in Halle geendigt hatte, ging er nach Berlin als Stabsſekretair des Prinzen Wilhelm von Schwedt, eines Sohnes des Markgrafen Albrecht. Nach deſſen Tode vor Prag kam er als Privatſekretair in die Dienſte des Fürſten Leopold von Deſſau. Ein glücklicher Umſtand brachte ihn nach Magdeburg. Von hier kehrte er nach Berlin zurück, um eine ihm zugeſicherte Poſtinſpektorſtelle anzutreten, welche er aber gleichwohl nicht erhielt. Dagegen wurde er 1747 Sekretair des Domkapitels zu Halberſtadt, und in der Folge des nicht weit von dieſer Stadt gelegenen Stifts Walbeck. Eine lange Reihe von einigen funfzig Jahren bekleidete er dieſe Stelle, die ihm Muße genug ließ, ſeinem Hange zur Dichtkunſt ungeſtört zu folgen, bis er, nachdem in der letzten Zeit dem Greiſe das Licht der Augen erloſchen war, den 18. Febr. 1803 in einem Alter von beinahe 84 Jahren ſanft verſchied. Wir verdanken ſeinem Neffen, dem Domvikar Körte in Halberſtadt, eine Lebensbeſchreibung des Dichters, die ihn in ſeinem äußern und innern Leben auf eine würdige Weiſe darſtellt. — (Halberſtadt 1811.) Der Grundzug von Gleims Charakter, ſagt ein trefflicher Beurtheiler ſeiner Verdienſte, war treue deutſche Liebe, bewundernder, ſich allem Vortrefflichen hingebender, und durch keine beſondere, allemal eigennützige Virtuoſität geſtörter Enthuſiasmus, und der Trieb Freude zu verbreiten, das Gute zu befördern in ſeinem Kreiſe. Wenn die ſtrengen Kunſtrichter Urſache hatten über Nachläſſigkeit und Weitſchweifigkeit in der Form der meiſten Gleimiſchen Werke Klage zu führen, ſo war der Grund, weil Gleim überhaupt weniger auf kalte Bewunderung ſeiner Virtuoſität und künſtleriſchen Natur, als auf Anerkennung ſeines Gemüths Anſpruch machte, und ſelbſt als Greis mit wahrer Kindlichkeit bei jüngern Freunden nicht, gleich manchen andern Meiſtern, künſtlich darnach forſchte, in wiefern er durch ſeine Schriften gefalle, ſondern vielmehr geradezu anfragte, ob man Ihn, nämlich

die in ſeinen Schriften angekündigte Perſönlichkeit, ein wenig **lieb** hätte. Dieſe völlige Subjectivität und deutſche Gemüthlichkeit Gleims, dieſes liebende und liebegebietende Weſen, welches auch in ſpäteſten Jahren ſein Freundſchaftsgefühl immer in voller Jugendfriſche erhielt, und ihn ſelbſt mit einem Theile ſeiner früher an das Objective der Wiſſenſchaft und Kunſt hingegebenen, mithin für das Individuelle kälter gewordenen Freunde unzufrieden machte, konnte nun zwar, wie alle Liebe, zur Genialität in der Poeſie führen, mehr aber zur lyriſchen Poeſie, als zur darſtellenden, und ſelbſt in der erſten Gattung mehr zum Intereſſanten, als zu der reinen Kunſtform. Nur wo Gleims Liebe feurig werden konnte, für hohe Gegenſtände z. B. für Religion, wie im Halladat, erſcheint er uns als ein wahrhaft großer Dichter, als ein Meiſter in kurzem und gedrängtem Geſange, oder wie in einem Theile ſeiner Kriegslieder „wenn von Friederichs Preiſe Ihm die trunknere Lippe trieft.“ Bei minder hohen Gegenſtänden, und in den Verhältniſſen des herzlichen Umgangs hingegen macht ihm dieſe ſelne Liebe ſchwazhaft und weitſchweifig. — Gleims ſämmtliche Werke, erſte Originalausgabe aus des Dichters Handſchriften durch Wilh. Körte, erſchien zu Halberſtadt 1811 — 1813 in 7 Bändchen. M. et dd.

Gletſcher ſind überhaupt Eisberge. Der Schnee, welcher ſich wegen der Kälte der obern Luft auf allen hohen Bergen befindet, wird von den wärmeren Strahlen der Mittagsſonne geſchmolzen. Da aber das Schneewaſſer in der Nacht wieder gefriert, ſo bildet ſich daraus nach und nach eine dicke Eisrinde. Unter den Gletſchern der Alpen ſind die Jungfrau, das Großhorn, das Breithorn im Canton Bern berühmt. Meiners hat uns eine maleriſche Beſchreibung derſelben geliefert. In dieſen Gletſchern liegt zugleich eine Haupturſache der vorzüglichen Fruchtbarkeit der Schweizeriſchen Alpen, indem dieſe Schneemaſſen gerade in den Monaten, in denen auf weniger hohen, nicht beſchneiten Gebirgen die Gräſer am meiſten in Gefahr ſind zu verdorren, durch das Waſſer, welches unaufhörlich von ihnen herabrinnt, die unter ihnen liegenden Alpen tränken.

Gliedermann, Gliederpuppe (Manequin, d. i. Männchen) nennt man die mit beweglichen Gliedmaßen verſehene Puppe, deren ſich die bildenden Künſtler als eines Modells bedienen, um das Gewand richtig anordnen und legen zu können (ſ. Gewand). Vaſari nennt als Erfinder derſelben den Baccio della Porta, einen Maler, der im Orden der Dominikaner den Namen Bartolomeo di San Marco erhielt. Er wurde 1469 zu Savignano geboren, unterrichtete Rafael in der Farbenmiſchung, wie dieſer ihn in der Perſpective, und ſtarb 1517. dd.

Glimmer heißt eine Gattung von Thonerde, die eine rauchähnliche Farbe, wiewohl in verſchiedenen Abſtufungen, hat, und zum Theil Silber= oder Golderz zeigt; manche Arten ſind braun und ſchwärzlich. Auf dem Bruch iſt er mehrentheils glattblätterig, mehr oder weniger durchſcheinend, und wird ungeformt ſowohl als kryſtalliſirt gefunden. Er iſt eines von den uranfänglichen und allgemein verbreiteſten Foſſilien. — Glimmerſchiefer iſt eine von den gemengten Gebirgsarten, in welchen die Stoffe urſprünglich ineinander gewachſen ſind. Seine Gemengſtoffe beſtehen eigentlich bloß aus Quarz mit vorwaltendem Glimmer in ſchiefrigem Gefüge. Man findet ihn in Ganggebirgen; er enthält nicht ſelten Erz oder Alaun.

Gliſſicato bedeutet in der Muſik einen ſanft hingleitenden Vortrag. Dieſer wird durch mehr gebundene und gleichartige als punktirte und ſtakkirte Noten oder Sforzato's und weitläuftige Sprünge befördert. Bei geigenartigen Inſtrumenten, die vor andern, im Allgemeinen wie auch hier, viel voraus haben, drückt ſich glissicato eben ſo leicht als ſchön durch eine kleine Entfernung des Bogens vom Stege aus.

Globoſiten ſind gewundene einfächerige verſteinerte Schnekken, welche faſt kugelrund, in der Mitte dickbauchig und mit einer weiten Oeffnung verſehen ſind.

Globus heißt eigentlich jeder runde Körper; in der Geographie und Aſtronomie aber verſteht man darunter diejenige Kugel, welche an zwei Polen innerhalb eines Zirkels (welcher den Meridian oder Mittagskreis vorſtellt) ſich bewegt, und auf deren Fläche die vornehmſten Oerter der Erde oder die Sterne verzeichnet ſind; im erſtern Fall nennt man eine ſolche Kugel **Erdglobus**, im letztern **Himmelsglobus**. Außerdem ſind auf beiden die vornehmſten Kreiſe, welche man auf der Erde und am Himmel zieht, angedeutet. Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, der um die 50. Olympiade blühte, ſoll den erſten Erdglobus erfunden haben. Daß Ptolemäus ſchon eine künſtliche Erdkugel mit dem univerſalen Meridian hatte, ſehen wir aus ſeinem Almageſt. Auch verfertigten die Alten ſchon Himmelskugeln. Unter den Neuern haben ſich mehrere durch die Verfertigung großer und künſtlicher Globen ausgezeichnet. Der Venetianer Coronelli († 1718) brachte mit Hilfe des Claudius Molinet und anderer Pariſer Künſtler für Ludwig XIV. im J. 1683 die größte Erdkugel zu Stande, welche 12 Pariſer Schuh im Durchmeſſer hat. Derſelbe Künſtler verfertigte auch eine Himmelskugel von gleicher Größe. Da die Verfertigung der Kugeln und das Aufziehen der Segmente Schwierigkeiten macht, ſo hat v. Segner vorgeſchlagen, einen eckigten Körper zu bilden, der aus einem Cylinder und zwei abgekürzten Kegeln beſteht, wo auf der krummen Seitenfläche des Cylinders die heiße Zone, auf den Seitenflächen der beiden Kegelſtücke die beiden gemäßigten, und auf den kleinern Grundflächen die kalten Zonen verzeichnet werden. Der verſtorbene Profeſſor Funk in Leipzig gab im J. 1780 dergleichen Modelle der Erdkugel heraus, die bei einem gehörigen Gebrauch mit den Globen einerlei Dienſte thun und ungleich wohlfeiler ſind. In Deutſchland eröffnete übrigens Ludwig Andreä zu Nürnberg die erſte Officin von Himmels- und Erdkugeln in mäßigen Preiſen, welchem Enderſch zu Elbingen und die Homanniſche Officin nachfolgten. Unter den neuern machen die von Bode beſorgten Globen, welche zu Nürnberg ſeit 1792 verfertigt werden, und in der Weigel- und Schneiderſchen Buchhandlung daſelbſt zu beſtellen ſind, an Genauigkeit, Vollſtändigkeit und Schönheit des Stichs allen übrigen den Vorzug ſtreitig.

Glocken entſtanden in Italien nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingeln des Orients, wo ſie zu religiöſen Gebräuchen dienten, indem man die Götter dadurch zu ehren oder auch ſie herbeizurufen meinte. Der Glocken hingegen bediente man ſich, die Gemeinden zu verſammeln, welche man, ehe ihr Gebrauch aufkam, durch Laufer zuſammenrufen ließ. Nachher ſchlug man Breter zuſammen, um das Volk zum Gottesdienſte einzuladen, daher man dieſe Breter die heiligen Breter nannte. Paulinus, Biſchof zu Nola in Campanien, ſoll um das J. 400 nach Chr. Geb. zuerſt den

Gebrauch der Kirchenglocken eingeführt haben, und daher ſollen ſich auch die lateiniſchen Namen der Glocke campana und nola ſchreiben. Im 6. Jahrhundert bediente man ſich der Glocken ſchon in den Klöſtern; ſie hingen auf dem Kirchdach in einem Geſtelle. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts hatten mehrere Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um 550 wurde ihr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Papſt Sabinian († 605) verordnete zuerſt, daß alle Stunden durch Glockenanſchläge angezeigt wurden, um die horas canonicas, d. i. die Sing- und Betſtunden beſſer abwarten zu können. In England gab man 680 das Zeichen zum Gottesdienſt mit Glocken. Im Morgenlande wurde ihr Gebrauch im 9. Jahrh. eingeführt, in der Schweiz 1020, wann in Deutſchland, iſt ungewiß. Im 11. Jahrh. bekam der Dom zu Augsburg 2 Glockenthürme. Es ſcheint, man habe eine beſondere Ehre darin geſetzt, große Glocken zu haben. In Moskwa war ehedem eine Glocke, Iwan Welike genannt, deren Höhe verſchiedentlich auf 18, 19, auch 23 Schuh, die Dicke auf 2 und der Umfang auf 64 Schuh angegeben wird. Der Klöppel wog 10,000 Pfund, und die ganze Glocke 4400 Centner. Ein Brand im Jahre 1701 vernichtete dieſe Glocke; eine andere aber, die W. Coxe im J. 1778 ſah, und maß, ſchätzte derſelbe auf 4320 Centner. Eine andere Glocke in Moskwa wiegt 356 Centner. Auf den Pariſer Dom kam im J. 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im Umfang hatte und 310 Centner wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke gegoſſen, die 354 Centner und deren zehnthalb Schuh langer Klöppel 8 Centner wog. Aber die größte Glocke in den Oeſtreichiſchen Staaten iſt zu Olmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme, ſie wiegt 358 Centner. Die Erfurter große Glocke, die J. von Campen goß und Dr. J. von Lappen mit dem Namen Suſanna taufte, wiegt 275 Centner, hat über 24 Franzöſiſche Fuß im Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 11 Centner wiegt. Nachrichten von großen und berühmten Glocken findet man in Bode's aſtron. Jahrb. 1799. S. 199. und deſſen Samml. aſtron. Abhandl. 8 Suppl. Bd. S. 185.

Glockenſpeiſe, Glockengut, ein ſehr ſprödes, aber ſtark klingendes, bleichgelbes und zuweilen ganz weißliches Metall, aus Zinn, Kupfer und Wismuth gemiſcht. Es wird hauptſächlich zu Glocken, Kanonen, Mörſern u. ſ. w. gebraucht.

Glockenſpiel, ſ. Carillon.

Glogau, ein Fürſtenthum in Niederſchleſien, zwiſchen Liegnitz, Jauer, Wohlau, der Mark Brandenburg und Südpreußen gelegen, von der Oder und dem Bober durchfloſſen, enthält auf etlichen 80 □ Meilen in 14 Städten, 6 Flecken und 203 Dörfern 183,641 Einwohner. Bei dem milden Klima wird viel Wein erbaut, außerdem Getraide und Flachs in Menge. Die Viehzucht iſt ſehr gut, und unter den Manufacturen ſind beſonders die des Tuches ſehr in Flor. Die Hauptſtadt

Glogau, zum Unterſchied von Klein-Glogau in dem Schleſiſchen Fürſtenthum Oppeln, Groß-Glogau genannt, eine beträchtliche Feſtung an der Oder, iſt der Sitz mehrerer Kollegien. Man rechnet 87? Häuſer und 12,000 Einwohner, worunter 1900 Juden. Auf dem daſigen Schloſſe reſidirten ehedem die Herzöge von Glogau aus dem alten Königsgeſchlecht der Piaſten. Herzog Konrad, der Erbauer des Schloſſes, berief 1260 Deutſche hierher, nachdem vorher nur Wenden da geweſen, und gab der Stadt das deutſche Recht. Den

Dom ließ er dahin bauen, wo er noch jetzt ſteht. Im Weſtphäliſchen Frieden wurde der Bau einer lutheriſchen Kirche erlaubt. Befeſtigt war die Stadt von den älteſten Zeiten an, und ſchon vor dem 30jährigen Kriege mit doppelten Mauern und Graben umgeben, um jene Zeit aber und nachher wurde ſie künſtlicher befeſtigt. Als im J. 1476 die Herzöge von Glogau ausgeſterben waren, und das Fürſtenthum an die Krone Böhmen fiel, wurde hieher ein Kaiſerlicher Kommandant gelegt, der zugleich den militairiſchen Oberbefehl in Schleſien führte. So blieb es, bis nach dem Tode Karls VI. an der Maria Thereſia Beſitzthümer mancherlei Anſprüche gemacht wurden, und unter ihnen von Friedrich II. in Preußen auf 4 ſchleſiſche Fürſtenthümer, die ſeinen Vorfahren durch Erbrecht oder Erbverbrüderungen gehörten. Hieraus entſpann ſich der ſchleſiſche Krieg, in welchem Friedrich am 9. Mai 1741 Glogau eroberte, das ihm auch nach dem Friedensſchluſſe von 1742, ſo wie ganz Niederſchleſien, verblieb. Seitdem wurde es noch ſtärker befeſtigt. In dem Brande 1758 verlor es das beſte Drittheil ſeiner Häuſer; eine noch härtere Prüfung aber ſtand ihm in den letzten Franzöſiſchen Kriegen bevor. Am 2. Dec. 1806 übergab der preußiſche General v. Reinhard die Feſtung an den Gen. Vandamme und den würtembergiſchen General v. Seckendorf, nachdem erſt Tages vorher die Batterien ihr Feuer geöffnet hatten. Von dieſer Zeit an blieb ſie in franzöſiſchen Händen. Nach Stipulationen von 1808 ſollte Glogau an Preußen überliefert werden, ſobald die Hälfte der Contributionen abgetragen ſeyn würde: allein Frankreich hielt dieſen Tractat ſo wenig als den ſpäteren von 1811, vermöge deſſen die Verproviantirung dieſer Feſtung vom Tage der Unterzeichnung der Convention auf Koſten Frankreichs geſchehen ſollte. Nicht genug, daß keine Vorſtellung bewirken konnte, was die Gerechtigkeit und der buchſtäbliche Inhalt des Tractats erheiſchten, konnte man nicht einmal erlangen, daß die umliegende Gegend keinen gezwungenen Requiſitionen mehr ausgeſetzt worden wäre. Ungeachtet der Kaiſer der Franzoſen dies verſprochen hatte, erhielt der Commandant die förmliche Erlaubniß, auf 10 Lieues in die Runde alles wegzunehmen, was er für nöthig hielte, und dies wurde denn mit nicht geringer Gewaltthätigkeit ausgeführt. Aller franzöſiſcher Druck laſtete auf dem unglücklichen Orte, und wer zweifelt, daß dieſer bis zum Peinlichen vermehrt ward, als Preußen im Jahr 1813 gegen Frankreich ſich auf Rußlands Seite wendete, und Glogau nun belagert ward. Die entſcheidende Schlacht an der Katzbach und Neiße befreite Schleſien, Glogau aber blieb in feindlichen Händen, und erſt am 15. April 1814. ging es wieder an die Preußen über. Die Geſchichte dieſer Leidenszeit von Glogau haben Benkowitz und Gaupp beſchrieben.

Gloſſe nennt man die Erklärung eines unbekannten oder dunkeln, beſonders eines veralteten Worts, daher Gloſſator, der Erklärer ſolcher Wörter, und Gloſſarium, die Sammlung ſolcher Erklärungen. In der Dichtkunſt benennt man eine eigene Gattung von Gedichten Gloſſen, die aus der Spaniſchen und Portugieſiſchen Poeſie auch in die unſrige übergegangen iſt. Das Gedicht fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehr Verſen an, von denen am Schluß jeder folgenden Strophe der Reihe nach einer immer wieder vorkommt. Die Brüder A. W. u. Fr. Schlegel, welche dieſe zierliche und kunſtreiche Gattung bei uns zuerſt verſucht haben, nennen ſie auch Variazionen.

Glover (Richard), dieſer berühmte Dichter, im J. 1712 zu London geboren und in der Schule zu Chean erzogen, verrieth früh ſchon Anlagen zur Poeſie. Sechszehn Jahre alt, ſchrieb er ein Gedicht auf Newton. Er widmete ſich den Handelsgeſchäften, und erwarb ſich die dazu erforderlichen Kenntniſſe in ihrem ganzen Umfange. Deſſen ungeachtet verließ ihn ſeine Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften nicht. Im J. 1737 gab er ſeinen Leonidas heraus, dem Range nach das zweite Heldengedicht der Engländer, von welchem uns Ebert eine Ueberſetzung und Beurtheilung geliefert hat, der wir aber nur einen ſehr mittelmäßigen poetiſchen Werth beilegen können. Zwei Jahre darauf erſchien ſein Gedicht: London or the progress of commerce, das, nebſt ſeiner Ballade: Admiral Hosier's ghost, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Handelsbegebenheiten der damaligen Zeit hatte, indem darin der Nation das Unrecht fühlbar gemacht wurde, welches Spanien dem Engliſchen Commerz zufügte. Im J. 1753 erſchien ſein Trauerſpiel Boadicea, welches einige Mal mit Beifall aufgeführt wurde, und 1761 gab er ſeine Medea heraus, ein nach Art der Griechiſchen Dramen mit Chören verſehenes Trauerſpiel. Nach dem Regirungsantritt Georgs III. wurde er zum Parlementsgliede für die Stadt Weymouth gewählt, und in dieſer Eigenſchaft zeichnete er ſich bei mehr als einer Gelegenheit durch ſeine kraftvolle und überzeugende Beredſamkeit aus. Im J. 1770 vollendete er ſeine Umarbeitung des Leonidas. Er wurde jetzt häufig in Geſchäften der Londoner Kaufmannſchaft gebraucht, die ein unbedingtes Zutrauen zu ſeiner Redlichkeit hegte. In den letzten Jahren ſeines Lebens arbeitete er an einem neuen epiſchen Gedicht, Atheniad, das gewiſſermaßen als Fortſetzung des Leonidas angeſehen werden kann, und 1788 von ſeiner Tochter, Mrs. Halſat, herausgegeben worden iſt. Er ſtarb den 25. November 1785.

Gluck (der Ritter Chriſtoph), dieſes große muſikaliſche Genie, war in der Oberpfalz auf der Böhmiſchen Gränze im J. 1714 geboren. In ſeiner Jugend lernte er die Muſik zu Prag, und zeichnete ſich durch ſeine Geſchicklichkeit auf mehreren Inſtrumenten, namentlich auf dem Violoncell, aus. Er ging hierauf nach Italien, ſtudirte die Compoſition unter dem Kapellmeiſter J. B. San Martini, und ließ ſeine erſte Oper zu Mailand aufführen. Im J. 1742 war er zu Venedig, wo er die Oper Demetrius gab. Im J. 1745 ging er nach England; hier componirte er die Oper: den Sturz der Giganten, und gab mehrere andere Compoſitionen heraus. Von dieſer Zeit an verließ er die italieniſche Gattung, in welcher, wie Arnaud ſagte, die Oper ein Concert iſt, welchem das Drama nur zum Vorwande dient. Er ſchuf ſich ein dramatiſches Syſtem, in welchem alles verknüpft iſt, die Muſik ſich nie von den Situationen entfernt und das Intereſſe aus der vollkommenen Uebereinſtimmung aller Theile des Drama und der Muſik hervorgeht. Nach dieſem Syſtem componirte er zu Wien von 1762 bis 1764 ſeine Opern Helena und Paris, Orpheus, und im J. 1765 jenes berühmte Drama zur Vermählungsfeier Kaiſer Joſephs II., in welchem die Erzherzogin Amalie den Apollo, die Erzherzoginnen Eliſabeth, Joſephine und Charlotte aber die drei Grazien vorſtellten. Der Bailli von Rollet, der im J. 1772 Gluck in Wien kennengelernt hatte, engagirte ihn, für das Pariſer Theater die Iphigenie in Aulis zu componiren. Zwei Jahre darauf kam Gluck nach Paris, und trotz aller Cabalen gelang es ihm doch durch die Protektion der Königin Maria Antoniette, welche ſeine Schülerin geweſen war,

ſeine Oper zur Aufführung zu bringen. Am 19. April 1776 wurde die gepriesene Iphigenia zum erſten Male gegeben. Sie erregte die lebhafteſte Senſation, und gab der alten Franzöſiſchen Muſik, welche durch Duni, Philidor, Monſigny und Getry von dem Theatre comique bereits verdrängt war, den letzten Todesſtreich. Allein, wenn Gluck ohne Mühe über Lully und Rameau triumphirte, ſo fand er in Piccini doch einen furchtbaren Gegner. Seine Rivalität mit letzterm, der bald nach ihm in Frankreich angekommen war, gab zu den lebhafteſten Streitigkeiten Anlaß, die noch bis jetzt nicht gänzlich ruhen. Der Iphigenia folgten nach Alceſte, Armida, Iphigenia in Tauris und Echo und Narciſſus. Der Abbé Arnaud hat dieſe Werke ſehr ſcharfſinnig analyſirt, und die durch ſie bewirkte Revolution in der Muſik auseinander geſetzt. Gegen das Ende ſeiner Tage zog ſich Gluck nach Wien zurück, wo er im J. 1782 von dem Großfürſten Paul und deſſen Gemahlin beſucht wurde. Er ſtarb daſelbſt an einem Schlagfluß den 17. November 1787 mit Hinterlaſſung eines ſehr bedeutenden Vermögens. Seine Nichte, **Maria Anna von Gluck**, geboren zu Wien im J. 1759, war eine der trefflichſten Sängerinnen (wiewohl ihr Oheim ſie einſt in ihrem eilften Jahre in einer übeln Laune aufgegeben hatte), ſtarb aber zum Verluſte der Kunſt ſchon in ihrem 17. Jahre zu Wien 1776.

Glück, bedeutet eigentlich den Zufall, wiefern er auf das Wohlſeyn der Menſchen Einfluß hat. Im Allgemeinen begreift man auch das **Unglück** darunter; im Beſondern aber nennt man den Zufall **Glück**, wenn er einen günſtigen oder heilſamen; **Unglück**, wenn er einen ungünſtigen oder ſchädlichen Einfluß auf das menſchliche Wohlſeyn hat. Aber was iſt der **Zufall** ſelbſt, den man mit ſo verſchiedenen Namen bezeichnet? Iſt er nicht ein bloßes Phantom? Allerdings, wenn darunter ein **blindes Ungefähr** verſtanden werden ſoll. Denn die Vernunft kann nicht zugeben, daß in der Welt irgend etwas von ungefähr geſchehe, wenn wir auch die Urſachen nicht kennen, durch welche das Geſchehende in der Zeitreihe beſtimmt iſt. Würd' es alſo nicht beſſer ſeyn, zu ſagen, das **Glück** ſey nichts anders als das **Schickſal**, welches alle menſchlichen Angelegenheiten beherrſcht? — Aber was iſt denn das **Schickſal**? — Auch nur ein Wort, hinter dem wir unſre Unwiſſenheit verbergen. Denn wenn darunter eine **blinde Nothwendigkeit** verſtanden werden ſoll, ſo iſt dieſe eben ſo ein Phantom, als das **blinde Ungefähr**. Statt dieſer **blinden** Undinge wird es alſo vernünftiger ſeyn, etwas **Sehendes** anzunehmen, das uns bald als Zufall (Ungefähr), bald als Schickſal (Nothwendigkeit) erſcheint, indem es im Verborgenen den geſetzmäßigen Lauf der Natur und die Angelegenheiten der Menſchenwelt ordnet. Dieſes Sehende (Vernünftige, Intelligente) nennt die Sprache **Fürſehung**, **Vorſehung**, oder auch ſchlechtweg die **Gottheit**. Denn dieſes höchſte oder urſprüngliche Weſen iſt es eigentlich, auf deſſen unbegreifliches Wirken und Walten alle jene Ausdrücke hindeuten. Daher hatten auch die Alten dem Glück als einer Gottheit (**Tyche** von den Griechen, **Fortuna** von den Römern genannt) Altäre und Tempel erbaut.

Glückſeligkeit bedeutet wörtlich eine Seligkeit, die vom Glück abhängt. Da man nun unter dem Glück etwas verſteht, was der Menſch gar nicht in ſeiner Gewalt hat, weil es ihm als etwas Zufälliges erſcheint, ſo gibt es eigentlich auch keine **Glückſeligkeitslehre**, d. h. keine Anweiſung, zur Glückſeligkeit zu gelan-

gen. Denn man kann nur zu demjenigen Anweiſung geben, was ganz oder größtentheils in menſchlicher Gewalt ſteht. Eben darum ſtreben die Eudämoniſten, d. h. die Moraliſten, welche die Moral als eine Glückſeligkeitslehre behandeln, nach einem ſchimäriſchen Ziele. Wohl aber gibt es eine Seligkeitslehre. Denn die Seligkeit beſteht in der innern Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths (der Seele, von der ſie auch ihren Namen hat). Dieſem Ziel aber kann man ſich wenigſtens annähern, wenn man es auch nicht in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit erreicht. Und die Moral ſoll eben lehren, wie man ſich ihr nähere. Wer alſo nach Glückſeligkeit ſtrebt, trachtet nach irdiſchen Gütern, und vornehmlich nach Reichthum, weil dieſer ihm die Mittel zur Befriedigung ſeiner anderweiten Wünſche darbietet; wer aber nach Seligkeit ſtrebt, trachtet nach einem himmliſchen Gute, und iſt zufrieden, wenn ihm das Glück auch nur wenig von ſeinen Gaben beſchieden hat. Es iſt indeſſen im gemeinen Redegebrauche nicht ungewöhnlich, Glückſeligkeit und Seligkeit mit einander zu verwechſeln; und dieſe Verwechslung iſt auch in die Syſteme der Moraliſten übergegangen. Daher haben die Eudämoniſten der beſſern Art von ihrer Glückſeligkeit (Eudämonie) eine ſolche Schilderung gemacht, als wenn ſie die Seligkeit im Sinne gehabt hätten; und eben darum findet man auch in den Schriften derſelben, ſelbſt Epikur's, eine Menge trefflicher moraliſcher Vorſchriften.

D.

Glühen bezeichnet den Zuſtand gewiſſer Körper, in welchem ſie vermittelſt einer ſtarken Erhitzung leuchten. Es laſſen ſich zwei Arten glühender Körper unterſcheiden, nämlich ſolche, die durch das Glühen förmlich zerſetzt werden, wie Holzkohlen, Schwamm u. ſ. w., und ſolche, die ihre vorige Beſchaffenheit beibehalten, wie z. B. das Eiſen. Die erſte Art iſt ein förmliches Verbrennen, wobei jedoch kein Gas in Flammengeſtalt aus dem Körper aufſteigt, die zweite hingegen iſt eine bloße Erhitzung. Von den Metallen gelangen viele eher zum Schmelzen als zum Glühen, z. B. Blei, Zinn; hingegen das Eiſen glüht lange, bevor es ſchmilzt. Es laſſen ſich ſehr deutlich drei Perioden des Glühens unterſcheiden. Eiſen wird ungefähr beim 770. Grad der Hitze nach Fahrenheit braunroth, welches der Anfang des Glühens iſt, bei verſtärktem Feuer wird es rothglühend oder feuerfarbig, und bei ungefähr 1000 Grad Fahrenheit weißglühend, wobei es ein helles faſt weißes Licht verbreitet. Beim allmähligen Erkalten geht das Glühen in derſelben Stufenfolge rückwärts. Man nimmt bei dieſen ſtufenweiſen Uebergängen alle Lichtfarben wahr. Die Dynamiſten ſchließen hieraus, daß die Wärmematerie beim Glühen die Körper wirklich afficire, und nicht bloß ihre Poren durchdringe, wie die Atomiſten lehren.

Glykoniſche Verſe beſtehen aus einem Spondäus, einem Choriambus und einem Jambus oder Pyrrhichius.

— — | — ◡ ◡ — | ◡ ⏓

Horaz bedient ſich derſelben nie allein, ſondern immer mit Verſen gemiſcht, die in der Mitte zwei Choriamben haben, und zwar entweder abwechſelnd mit dieſen, oder jedes Mal zum Schluß einer vierzeiligen Strophe, deren drei erſte Verſe eben doppelte Choriamben haben.

Gmelin. Drei Gelehrte dieſes Namens haben ſich beſonders um die Naturlehre große Verdienſte erworben. Johann Georg

Gmelin, Profeſſor der Botanik und Chemie in Tübingen, wo er am 12. Juni 1709 geboren war und bis 1727 ſtudirte, reiſete hierauf mit ſeinen Lehrern Bilſinger und Duvernoi nach Petersburg. Nachdem er der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften eine geraume Zeit Dienſte geleiſtet hatte, wurde er 1731 ordentlicher Profeſſor der Chemie und Naturgeſchichte. Auf kaiſerlichen Befehl und Koſten reiſete er 1733 nach Sibirien, um das Land zu unterſuchen, und kam erſt 1743 von dieſer beſchwerlichen, aber den Wiſſenſchaften höchſt nützlichen Reiſe zurück. Auf erhaltene Erlaubniß reiſete er 1747 in ſein Vaterland zurück, verlangte dann ſeine Entlaſſung, trat 1749 in Tübingen die oben genannte Profeſſur an, und ſtarb daſelbſt den 20. Mai 1755. Mit der Chemie, wozu er bei ſeinem Vater, einem geſchickten Apotheker, die beſte Gelegenheit hatte, und der Naturgeſchichte ward er ſehr frühe bekannt, und durch fortgeſetztes Studium erwarb er ſich den Ruhm eines der größten Kräuterkenner ſeiner Zeit. Seine Flora Sibirica und ſeine Reiſebeſchreibung ſind ſeine Hauptwerke. — **Philipp Friedrich Gmelin**, Bruder des vorigen, geboren zu Tübingen den 19. Auguſt 1721, ſtudirte daſelbſt die Medicin, beſuchte dann mehrere Deutſche, Holländiſche und Engliſche Akademien, hielt ſeit 1744 in Tübingen Privatvorleſungen und ward zugleich Stadtphyſikus. Seit 1750 war er außerordentlicher Profeſſor der Medicin, nach ſeines Bruders Tode 1755 ordentlicher Profeſſor der Botanik und Chemie, und den 9. Mai 1768 ſtarb er. In der Chemie und Botanik beſaß er ausgezeichnete Kenntniſſe, und war darin, wie in der Naturgeſchichte überhaupt, ein ſehr nützlicher Lehrer. Er hat mehrere botaniſche und mediciniſche Werke geſchrieben. — **Samuel Gottlieb Gmelin**, ein Neffe der vorigen, war 1744 zu Tübingen geboren, wo er Medicin ſtudirte und 1763 Doktor wurde. Er reiſete darauf nach Holland und Frankreich, und bekam 1767 einen Ruf als Profeſſor an die Akademie zu Petersburg. Gleich das folgende Jahr trat er auf kaiſerlichen Befehl mit Pallas, Güldenſtedt und Lepechin eine naturhiſtoriſche Reiſe durch Rußland an. Vorzüglich bereiſete er 1769 die weſtliche Seite des Don, und brachte den Winter in Aſtrachan zu, unterſuchte 1770 und 1771 die Perſiſchen Provinzen an der ſüdlichen und ſüdweſtlichen Seite des kaspiſchen Meeres, kam 1772 wieder in Aſtrachan an, bereiſete darauf die Gegenden an der Wolga und 1773 die gefährliche Oſtſeite des kaspiſchen Meeres, wurde aber auf der Rückreiſe 1774 von dem Chan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er am 27. Juli an der Ruhr ſtarb. Seine Witwe erhielt von der Ruſſiſchen Kaiſerin 2000 Rubel. Seine wichtigſten Schriften ſind ſeine Historia fucorum, und ſeine Reiſen durch Rußland zu Unterſuchung der drei Naturreiche.

Gnade, nach dem allgemein giltigen Begriff das unverdiente Wohlwollen des Höheren gegen den Niederen, iſt im theologiſchen Syſtem die Geſinnung, mit der Gott uns ſeine Wohlthaten zukommen läßt, und zwar im engeren Sinne die Geneigtheit und Wirkſamkeit Gottes zur Beſſerung und Beſeligung der Menſchen. Vor dem 5. Jahrhundert hatte man ſich wenig mit der chriſtlichen Lehre von der Gnade und ihren Wirkungen beſchäftigt, ſie war von den Griechiſchen Kirchenvätern nur gelegentlich angedeutet worden. Auf Veranlaſſung einiger freien Aeußerungen des Britten Pelagius, welche dem Beiſtande der göttlichen Gnade bei der Beſſerung des menſchlichen Herzens zu wenig, den eigenen Kräften des Menſchen

zum Guten zu viel Antheil einzuräumen ſchienen, übernahm Auguſtinus die genauere Erörterung dieſer Lehre mit einem Eifer, der in Leidenſchaftlichkeit ausartete und ihn zu harten Behauptungen verleitete. Er ſagt, der Menſch, von Natur verderbt und zu allem Guten untüchtig, könne durchaus nichts für ſeine Beſſerung thun, er ſey für ſich nicht fähig, das Gute zu wollen, alles müſſe durch eine innerliche Einwirkung der Gnade auf ſein Gemüth geſchehen. Dabei kam er, um folgerecht zu ſeyn, auf den empörenden Gedanken, Gott habe nach ſeiner Willkühr einige Menſchen zur Beſſerung und Seligkeit, andere eben ſo unwiderruflich zum ewigen Verderben vorherbeſtimmt, und zu Folge dieſes Rathſchluſſes wären die ungetauft geſtorbenen Kinder überhaupt und auch die einmal nicht zur Seligkeit erwählten unter den vor ihrem Tode getauften, wenn ſie gleich noch keine wirkliche Sünde begangen hätten, ohne Rettung verdammt; aber auf Erden wiſſe man weder, welche unter den Chriſten die Erwählten, noch welche die Verworfenen wären, und ſolle ſich dem unerforſchlichen Gerichte Gottes ganz überlaſſen. Aus dieſer Behauptung Auguſtins und dem Mißverſtande einiger bibliſchen Stellen entſtand der kirchliche Lehrſatz von der Gnadenwahl oder Prädeſtination, der ſeit dem 5. Jahrhundert bis über die Zeiten der Reformation hinaus ein Gegenſtand angeſtrengter Unterſuchungen und hitziger Streitigkeiten der chriſtlichen Kirchenlehrer war. Die Mehrzahl derer, die ſich Rechtgläubige oder Katholiſche nannten, traten dem Auguſtinus bei, und verketzerten mit ihm die Pelagianer, ohne genauer zu prüfen, in wiefern ſeine Meinung Grund in der Bibel hatte, die er ſelbſt nicht einmal in der Urſprache zu leſen verſtand. Aber auch Gelehrte ſpäterer Zeiten, die ihn hierin überſahen, wurden durch ſeinen philoſophiſchen Scharfſinn, durch ſeine Gewandtheit, alles zum Vortheil ſeiner Meinung auszulegen, durch ſeine hinreißende Beredſamkeit und ſtrenge Conſequenz geblendet, ſo daß man ihn mit Recht den Anführer der langen Reihe abendländiſcher Theologen nennen kann, die als ſtrenge Prädeſtinatianer durch hartnäckiges Beharren bei der auguſtiniſchen Lehre von einer unbedingten Gnadenwahl eben ſo viel Verwirrung in die Moral als Unfrieden in die Kirche gebracht haben. Manche, beſonders Galliſche Theologen, fanden indeß, daß Auguſtin in Abſicht dieſer Lehre zu weit gegangen ſey, und ſchlugen nach dem Vorgange des Abts Caſſianus zu Marſeille, der ſchon in einem um 420 geſchriebenen Buche die Wirkungen der Gnade und des freien Willens zur Beſſerung des Menſchen auf eine mildere und ſchriftmäßigere Weiſe zu vereinigen geſucht hatte, einen Mittelweg ein, indem ſie die Vorherbeſtimmung Gottes über die Beſſerung und Seligkeit der Menſchen eine durch die Empfänglichkeit und das eigene Verhalten der Menſchen ſelbſt bedingte nannten. Sie zogen ſich hiedurch den Namen Semipelagianer — halbe Pelagianer — zu, ohne jedoch von der katholiſchen Kirche geradezu für Ketzer erklärt zu werden, da dieſe den Streit über die Prädeſtination der Hauptſache nach ſo gut wie unausgemacht ließ. Daher kam es auch, daß ſich in der Folgezeit das ſonderbare Schauſpiel einer allmähligen Verwandlung der Rollen darbot. Wegen der immer mehr zunehmenden Unwiſſenheit des Klerus gerieth der auguſtiniſche Lehrbegriff von der unbedingten und particulären Gnadenwahl, ungeachtet der großen Ehrfurcht vor dieſem Heiligen, in Vergeſſenheit, und dabei war es der ſcholaſtiſchen Theologie des Mittelalters

leicht, ihn ſo zu verkehren und zu modificiren, daß er mit dem pelagianiſchen verträglich erſchien. Schon 848 wurde Gottſchalk, ein aus Fulda flüchtig gewordener Mönch, wegen ſeiner Anhänglichkeit an den auguſtiniſchen Lehrſatz, von der Synode zu Mainz verketzert und zu lebenslänglichem Gefängniß verdammt. Noch auffallender aber war dieſe Veränderung bei der Disputation, die der ſtrengkatholiſche Dr. Eck mit Luthers Freund Carlſtedt 1519 zu Leipzig hielt. Der letztere vertheidigte die auguſtiniſche Meinung von der göttlichen Gnade, während Eck ihm die Anſichten des heil. Thomas von Aquinum entgegenſtellte, die aufs mildeſte ſemipelagianiſch zu nennen waren. Indeß blieben die Lutheraner den Katholiken in dieſer Lehre immer noch näher, als die Reformirten, unter denen beſonders Calvin und Beza ganz zu jenen harten Grundſätzen Auguſtins zurückkehrten, und eine unbedingte göttliche Vorherbeſtimmung über die Seligkeit gewiſſer Menſchen und über die Verdammniß anderer zur Glaubenslehre der reformirten Kirche machten. Die Evangeliſch-Lutheriſchen hingegen nahmen in ihrer Eintrachtsformel an, daß Gott alle Menſchen zur Seligkeit beſtimmt habe, aber vorherwiſſe, welche unter ihnen ſich derſelben unwürdig machen würden, daß daher die Gnadenwahl nur die wirklich guten Menſchen angehe und die Urſache ihrer Seligkeit ſey. In der katholiſchen Kirche war inzwiſchen immer noch nichts feſtes über dieſen Lehrſatz ausgemacht. Dieß zeigte ſich bei den Händeln der eiferſüchtigen Dominicaner und Jeſuiten, von denen letztere wegen ihrer milderen Begriffe von der Gnadenwahl und der Kraft des freien Willens von den erſtern des Pelagianismus beſchuldigt wurden. Dieſes Schickſal traf vorzüglich 1588 den Jeſuiten Ludwig Molina, von dem daher die moliniſtiſchen Streitigkeiten in den Niederlanden ihren Namen haben. Im 17. Jahrhund. entſtanden ebenfalls in den Niederlanden wegen Uneinigkeit über die Lehre von der Prädeſtination zwei neue Parteien, nämlich unter den Proteſtanten die Arminianer oder Remonſtranten, die eine allgemeine und bedingte göttliche Vorherbeſtimmung der Menſchen zur Seligkeit gegen die ſtreng-calviniſtiſchen Reformirten behaupteten, und ſich 1610 förmlich von ihnen trennten; unter den Katholiken hingegen die Janſeniſten, die zu Folge des vom Biſchof Janſen († 1638) erneuerten auguſtiniſchen Lehrbegriffs, im Widerſpruch mit der damals unter dem Einfluſſe der gemäßigter denkenden Jeſuiten! ſtehenden katholiſchen Kirche, eine zwiefache und abſolute Vorherbeſtimmung Gottes über die Seligkeit und Verdammniß der Menſchen annahmen. Seit dieſer Zeit hat man über dieſen Gegenſtand zwar immer verſchieden in der chriſtlichen Kirche gedacht, jedoch iſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkbar geweſen, daß eine richtigere Bibelauslegung und das jeden Fatalismus verabſcheuende menſchliche Gefühl endlich alle abweichende Meinungen über die Gnadenwahl zu der echt-chriſtlichen Ueberzeugung vereinigt, Gott ſchließe keinen, der ſich ernſtlich beſſert, abſolut von der durch Chriſtum erworbenen Seligkeit aus, und es komme daher nur auf den Glauben und den ſittlichen Werth der Menſchen an, ob ſie unter die Erwählten oder unter die Verworfenen gehören ſollten. E.

Gneis, eine dem Granit verwandte Gebirgsart mit urſprünglich in einander gewachſenen Stoffen. Gemeiniglich aber iſt er geſchichtet und ſogar bisweilen blättrig. Außer Quarz, Feldſpath und Glimmer enthält er noch eine eigene Steinart, deren Grunderde Thon- und Bittererde iſt. Mancher ſieht gold- und ſilberglänzend,

der meiſte aber grau, grauſchwarz, gelblich, weißlich, bräunlich und grün aus. Er bricht in Ganggebirgen und enthält ergiebige Erzgänge. Man kann den Gneis als Bruchſtein trefflich zu Gebäuden, zumal im Waſſer, gebrauchen.

Gnidus oder **Knidos**, eine Stadt der kleinaſiatiſchen Landſchaft Karien, war ein Lieblingsort der Venus, welche davon den Beinamen der Gnidiſchen Göttin erhalten hat. Die Göttin hatte daſelbſt 3 Tempel. Der eine, den ihr wahrſcheinlich die lazedämoniſchen Dorier erbaut hatten, hieß der Tempel der Venus Doris; ein zweiter war ihr unter dem Namen der Venus Akräa geheiligt; der dritte, der Tempel der Knidiſchen Venus, oder, wie die Einwohner ihn nannten, der Venus Euplöa (der ſchiffenden) verwahrte eins der größten Meiſterſtücke der Kunſt, die marmorne Bildſäule der Göttin von Praxiteles, welche ganz Aſien bewunderte, und der König Bithyniens Nikomedes vergebens durch die Bezahlung einer ungeheuern Schuldenlaſt der Knidier zu erkaufen hoffte. Die Eindrücke, welche dieſe Statue hervorgebracht haben ſoll, ſind eben ſo groß, als zahlreich die auf ſie verfertigten Epigramme. In einem derſelben fragt die Göttin erſtaunt, wo Praxiteles ſie denn nackend geſehen habe? Ein anderes verſichert, nicht der Künſtler habe die Göttin gebildet, ſondern ſo habe ſie vor Paris geſtanden; ein dritter ſagt:

Als Minerva und Juno die knidiſche Göttin erblickten,
Riefen beide zugleich: Paris du richteteſt recht!

Das Modell ſoll der Künſtler von ſeiner geliebten Phryne, oder nach Andern von der Kratina genommen haben, woraus aber noch keineswegs folgt, daß dieſe Venus nichts als eine idealiſche Phryne oder Kratina geweſen ſey. Was wir aus den Alten über dieſe Venus wiſſen, iſt: ſie war nackt, und bedeckte mit der einen Hand die Scham; an der vorderen und hinteren Seite war ſie mit gleicher Vollkommenheit ausgearbeitet, und gab deshalb, von dieſen beiden Seiten betrachtet, die Hauptanſicht; beſonders vollkommene Partien an ihr waren: Haare, Stirn, Augenbraunen, der Ausdruck des der Venus charakteriſtiſchen, lieblich wollüſtig-ſchamhaften Blicks, der Ausdruck des ſanften Lächelns mit einer leiſen Oefnung des Mundes, die Weichheit und Fülle der Seiten und die wollüſtig geformten Hinterbacken und Lenden. Ob die Meinung mehrerer Archäologen, daß die berühmte Mediceiſche Venus ein Bild dieſer Knidiſchen des Praxiteles ſey, Grund habe oder nicht, darüber ſehe man Levezow's ſchöne Abhandlung (Berl. 1808.).

Gnom, der. Dieſen Namen hat die neuere Mythologie den Geiſtern beigelegt, welche die Dichter im Schoße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und ſie bewachen laſſen, Erdgeiſter, Berggeiſter, Bergmännchen. Sie können die mannigfaltigſten Geſtalten annehmen, und bald ſchön, bald häßlich ſeyn. Doch iſt die letzte Geſtalt die ihnen eigenthümlichſte; nur ihre Weiber, die Gnomiden, ſind urſprünglich ſchön. **Rübezahl** hat unter ihnen allen durch Muſäus Volksmährchen die größte Celebrität erlangt. Die gemeine Sprache begreift die Gnomen nebſt ihren Collegen in der Luft, im Walde und in der See unter dem alten gemeinen Namen **Kobolde**. Das eigentliche Vaterland dieſer dichteriſchen Weſen iſt der Orient und das geheime Reich der kabbaliſtiſchen Phantaſien. Nach den Erzählungen des Talmud war ein ſolcher Erdgeiſt, in der Geſtalt eines Wurms von der Größe eines Gerſtenkorns, dem Salomo bei Er-

bauung ſeines prächtigen Tempels vorzüglich dadurch behilflich, daß er ihm die großen Felſenplatten ſpaltete und in Tafeln verwandelte, ohne Jemandes Beihilfe. Freilich hatte es dem Salomo viel Liſt und Mühe gekoſtet, ſich ſeiner zu bemächtigen. In unſere Europäiſchen Gegenden und Köpfe ſind dieſe wunderlichen Spukgeſtalten mit der Kultur der pythagoräiſch-kabbaliſtiſchen Philoſophie, ſeit Raymundus Lullus von der Mitte des 15. bis Ausgang des 16. Jahrhunderts durch Picus von Mirandola, Paracelſus, Cardanus, Jordanus und Brunus eingeführt, und ſelbſt von einſichtsvollern Männern, Marſilius Ficinus, Reuchlin u. A. empfohlen und unterſtützt worden. —

Gnome. Dieß der Griechiſchen Sprache angehörige Wort bezeichnet eine zuerſt bei den älteſten Völkern des Orients gebräuchliche Art kurzer, ſinnreich, oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend eine Bemerkung, eine Erfahrung, eine Regel, einen Grundſatz enthalten. Die ſogenannten Sprüche Salomons ſind im Grunde nichts als eine ſolche Gnomologie; mehr als die Hälfte vom Sirach gehört auch dahin. Viele ſolche von Jeſu ausgeſprochene Gnomen enthalten die Evangelien, beſonders die Bergpredigt nach Matthäus. Jedes Volk legt die Reſultate ſeiner erſten Erfahrungen, Beobachtungen und Entdeckungen in der moraliſchen Welt in ſolche ſinnvolle, abgerundete Sprüche nieder. Auch von einem unſerer Vorfahren, Odin, hat die Sämundiſche Edda treffliche Sprüche dieſer Art aufbewahrt. Die Griechen haben in dieſer Gattung ihren Theognis und Phocylides aufzuweiſen. Jeder ſolcher Spruch iſt ein kurzes Reſultat einer oder mehrerer Erfahrungen, vollendet in wenig Worten, ganz gemacht, das Herz zu treffen, den Geiſt anzuregen und ſich tief in das Gedächtniß einzudrücken. Die Arabiſchen Gnomen waren, wie viele unſerer vaterländiſchen, in Reime gefaßt; die Hebräiſchen machten ſich durch ihren Parallelismus angenehm; in allen Sprachen iſt kräftige, oft räthſelhafte Kürze ihr Eigenthum. Die Zeitblätter und Taſchenbücher der neuern Zeit haben ſich dieſer Gattung hauptſächlich zu dem Zwecke bemächtigt, die bisweilen übrigen kleinen leeren Räume auszufüllen. Nicht ſelten muß man daher unter der Ueberſchrift Gnomen nichts anders als ſehr armſelige Lückenbüßer vermuthen.

Gnomonik, die Wiſſenſchaft, welche Sonnenuhren verfertigen lehrt. (S. Sonnenuhr.)

Gnoſis, ein Griechiſcher Ausdruck, der Kenntniß, höhere Einſicht bedeutet, war vorzugsweiſe der Name einer Religionsphiloſophie, welche die Phantaſien und Abenteuerlichkeiten der orientaliſchen Religionsſyſteme mit den Ideen und der Conſequenz Griechiſcher Philoſophen vereinigte und ſich einen Einfluß auf das Chriſtenthum anmaßte, der die praktiſche Richtung ihrer Theorien beſtimmte. Unſtreitig gab es ſchon zu den Zeiten der Apoſtel eingebildete Weiſe, die ſich einer höheren Einſicht von dem Urſprung der Welt und des Uebels in der Welt rühmten, als der menſchliche Verſtand, ſo lange er im Gleichgewichte bleibt, ſtatthaft oder überhaupt nur möglich finden kann. Simon, der Magier, deſſen Lucas in der Apoſtelgeſchichte Erwähnung thut, war der erſte unter ihnen. Schon in ſeinen Lehrſätzen ſind Spuren der Ideen zu entdecken, welche allen Lehrern und Freunden der Gnoſis gemein waren, und das unverkennbare Gepräge ihres orientaliſchen, inſonderheit Perſiſchen und Chaldäiſchen Urſprungs an ſich tragen. Sie laſſen ſich auf folgende Grundzüge zurückführen. Gott, die höchſte Intelligenz, wohnt in

der Fülle des Lichts und iſt der Urquell alles Guten; Materie, die rohe chaotiſche Maſſe des Stoffes aller Dinge iſt ewig wie Gott und der Urquell alles Böſen. Aus beiden Principien ſind vor aller Zeit Weſen hervorgegangen, die Aeonen genannt, und als Gott ähnliche Geiſter bezeichnet werden. Die Welt und das Menſchengeſchlecht wurden von einem Aeon, dem Demiurg, oder wie ſpätere gnoſtiſche Syſteme ſagen, von mehrern Aeonen und Engeln aus der Materie geſchaffen. Den Körper und die ſinnliche Seele des Menſchen (sensorium, Pſyche) machten die Aeonen aus dieſem Stoffe, daher das Böſe im Menſchen. Gott gab dem Menſchen die vernünftige Seele, daher der beſtändige Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit. Die ſogenannten Götter der Menſchen, wie z. B. Jehovah der Juden Gott, ſind nur ſolche Aeonen oder Weltſchöpfer, unter deren Herrſchaft die Menſchen immer ſchlechter und unglücklicher wurden. Um das Reich der Weltſchöpfer zu zerſtören und die Menſchen von der Macht der Materie zu befreien, ſandte Gott den erhabenſten aller Aeonen, für den erſt Simon, und nach ihm der berühmteſte unter ſeinen Schülern, Menander, ein Samariter, welcher gegen das Ende des erſten Jahrhunderts zu Antiochien in Syrien eine eigene Sekte ſtiftete, ſich ſelbſt ausgab. Simon und Menander waren nicht Chriſten, ſondern Feinde des Chriſtenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangeliſt Johannes noch gekannt zu haben ſcheint, vermengte dieſe Phantaſien mit den Lehren des Chriſtenthums, und behauptete, jener erhabenſte Aeon, den Gott zur Rettung der Menſchen geſandt habe, ſey Chriſtus, der ſich in Geſtalt einer Taube auf den Juden Jeſus herabgelaſſen, durch ihn die chriſtliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung Jeſu wieder von ihm getrennt habe, und erſt bei der Auferſtehung der Todten werde er ſich zur Gründung eines tauſendjährigen Reichs der vollkommenſten irdiſchen Glückſeligkeit aufs neue mit Jeſu vereinigen. Dieſe Grundideen des Gnoſticismus wurden im zweiten Jahrhundert unter der Regirung Hadrians und der beiden Antonine von den chriſtlichen Religionsphiloſophen, die vorzugsweiſe unter dem Namen Gnoſtiker bekannt ſind, noch mehr ſublimirt, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein Syrer, redet von einem unbekannten höchſten Gott, der viele Engel und Kräfte erzeugt habe; 7 dieſer Aeonen wären die Weltſchöpfer geweſen, und bald von Gott abgefallen; einer derſelben, der Judengott, habe die Menſchen zum Böſen verführt, daher der Unterſchied zwiſchen guten und böſen Menſchen entſtanden ſey. Auch Saturninus nennt Chriſtum den von Gott geſandten Retter und den Sohn Gottes, eigenthümlich iſt ihm aber die Behauptung, daß Chriſtus nicht wirklich geboren worden ſey, auch keinen wahrhaften, menſchlichen, ſondern nur einen Scheinkörper an ſich gehabt habe, weshalb ſeine Anhänger und mehrere andere ſpätere gnoſtiſche Parteien, die hierin mit ihm übereinſtimmten, Doketen und Phantaſiaſten genannt wurden. Uebrigens läugnete Saturninus ganz conſequent die Auferſtehung der Leiber, und nahm nur eine Rückkehr der Seelen guter Menſchen in das Weſen der Gottheit an. Seine Sekte zeichnete ſich durch Strenge der Sitten aus, verwarf das Fleiſcheſſen und den Eheſtand. Sein Zeitgenoſſe, Baſilides, ein Alexandriner, unterſcheidet ſich von ihm durch eine den Aegyptiſchen Prieſtern nachgebildete, noch geheimnißvollere Sprache, er nennt 7 vollkommene vom höchſten Gott erzeugte Aeonen, den Verſtand, das Wort, die Klugheit, die Weisheit, die

Macht, den Frieden und die Gerechtigkeit, welche mit Gott ſelbſt die vollkommene 8 ausmachen; jeder derſelben baute ſeinen eigenen Himmel, und zeugte neue Ordnungen und Himmel von Engeln, und dieſe wieder neue, deren Vollkommenheit in abſteigender Linie immer mehr abnimmt. So entſtanden 365 Himmel und Ordnungen von Engeln, deren gemeinſchaftlichen Herrn und Vorſteher Baſilides als einen guten aber unvollkommenen Geiſt bezeichnet, und Abraxas nennt. Dieſer Name mit Griechiſchen Buchſtaben geſchrieben, drückt durch die Zahlenbedeutung derſelben dieſe heilige Zahl aus, und die Baſilidianer ſchnitten ihn in Edelſteine, denen ſie geheime zauberiſche Kräfte beilegten. In Gemeinſchaft mit Abraxas, fährt Baſilides fort, haben die Engel der niedrigſten Ordnung aus der Materie unſere Welt gebaut, die Regirung der Völker unter ſich getheilt und den Gottesdienſt an ſich zu ziehen geſucht, ſind aber, da der vornehmſte unter ihnen, der Judengott, ſich auch die übrigen Völker unterwerfen wollte, in einen Streit gerathen, der den Verfall und das Elend des menſchlichen Geſchlechts zur Folge hatte. Darum ſandte Gott ſeinen erſtgebornen Sohn, den Aeon Verſtand oder Chriſtus, um die Herrſchaft der Weltregirer zu zerſtören. Der Judengott regte aber die Nation wider ihn auf, daß ſie ihn umbrachte; doch wurde Chriſtus nicht wirklich, ſondern entweder der Menſch Jeſus, mit dem er ſich vereinigt hatte, oder Simon von Cyrene gekreuzigt. Chriſtus ging wieder zu Gott, und alle Seelen, die ſeiner Lehre gehorchen, kommen eben dahin, die unvollkommenen aber müſſen, bis ſie von aller Unreinigkeit befreit ſind, durch die Körper anderer Menſchen und Thiere wandern. Der geheimnißvolle Anſtrich und das Spielende dieſer Theorie des Baſilides verſchafften ihm viele Anhänger, ſein Sohn Iſidor pflanzte ſeine Sekte fort, die ſich erſt im 4. Jahrhundert gänzlich verlor. Das Syſtem des Alexandriners Karpokrates, der gleichfalls unter Adrians Regirung blühte, unterſcheidet ſich von den eben dargeſtellten nur darin, daß er Chriſtum für einen bloßen Menſchen hielt, deſſen reinere und ſtärkere Seele ſich nur deſſen, was ſie vor ihrer Vereinigung mit dem Körper bei Gott geſehen hatte, richtig zu erinnern gewußt habe. Die chriſtlichen Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien, Irenäus, Euſebius und Epiphanius, aus denen überhaupt alle Nachrichten über die Gnoſtiker geſchöpft ſind, ſagen den moraliſchen Grundſätzen des Karpokrates viel Schlimmes nach; nach ihnen hat er allen Unterſchied guter und böſer Handlungen aufgehoben und eine uneingeſchränkte Freiheit in der Befriedigung ſinnlicher Triebe gelehrt. Und allerdings übten ſeine Anhänger die abſcheulichſten Laſter aus, und waren vorzüglich an den empörenden Verleumdungen Schuld, welche den Chriſten dieſes Jahrhunderts von den heidniſchen Schriftſtellern im Allgemeinen aufgebürdet wurden. Des Karpokrates berühmteſter Schüler war Prodikus, der jedoch fälſchlich als Urheber der Adamitiſchen Sekte angegeben wird (vergl. den Art. Adam). Die Sekte der Karpokratianer fand in Aegypten und Italien, beſonders aber auf den Inſeln, viel Beifall, verlor ſich aber ſchon im Anfange des 3. Jahrhunderts. Das vollſtändigſte und ſinnreichſte aller gnoſtiſchen Syſteme hat Valentinus ein gelehrter und beredter Alexandriner, ebenfalls im zweiten Jahrhundert, gebaut. In das Licht, oder die Fülle, welche alle Gnoſtiker zur Wohnung des höchſten Gottes machten, ſetzt er 15 männliche und eben ſo viel weibliche Aeonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchſte Gott,

der Ungeborne, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, iſt der erſte dieſer Aeonen, das denkende Stillſchweigen ſein Weib, der Verſtand und die Wahrheit ſind ihre Kinder, dieſe erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im griechiſchen weiblich) und dieſe den Menſchen und die Gemeinde. Dieſe 8 machen die erſte Claſſe jener 30 Aeonen aus. Die zweite Claſſe von 5 Paaren, an deren Ende der Eingeborne, und die dritte von 6 Paaren, an deren Spitze der Tröſter ſteht, ſtammen auf gleiche Weiſe vom Menſchen und der Gemeinde ab und beſtehen wie die erſte aus perſonificirten Begriffen. Die Beamten dieſes himmliſchen Staates ſind vier andre männliche Aeonen. Horus, der die Gränzen des Lichtraums bewacht, Chriſtus und der heilige Geiſt, welche die übrigen Aeonen in ihren Pflichten unterweiſen, und Jeſus, den alle Aeonen des Lichtraums gemeinſchaftlich erzeugt und wie der ganze Olymp die Pandora mit ihren Gaben herrlich ausgeſtattet haben. Der letzte weibliche Aeon dritter Claſſe, die Weisheit, beneidete den Verſtand um ſeine Wiſſenſchaft und gebar in der Hitze ihrer ungebändigten Leidenſchaft einen weiblichen, ungeſtalteten Aeon, Achamot oder Euthymeſis (Beherzigung, Ueberlegung) welche in die Finſterniß der Materie fiel und von Chriſto aus Mitleid geſtaltet wurde. Achamoth ſehnte ſich nach dem verlornen himmliſchen Lichte, Furcht, Angſt, Traurigkeit und Lachen wechſelten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnſucht brachte die Seele der Welt und andre Seelen hervor, aus ihren Thränen entſtand das Waſſer, aus ihrem Lachen die hellere Materie, die dichtere aus ihrer Traurigkeit. Chriſtus erbarmte ſich der Abgefallnen und ſandte ihr Jeſum, der ihr Wiſſenſchaft mittheilte und ſie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieſer glücklichen Veränderung gebar ſie drei Subſtanzen, eine materielle, eine geiſtige und eine ſeelenartige (wie oben die ſinnliche Seele). Aus der letztern geſtaltete ſich der Demiurg oder Weltſchöpfer, welcher, wie beim Baſilides, die Himmel mit ihren Engeln aus der ſeelenartigen Subſtanz baute und den oberſten dieſer Himmel zu ſeinem Sitze wählte. Aus der materiellen Subſtanz wurden unter Einfluß von Achamoths Furcht die Thiere, unter Einfluß ihrer Traurigkeit die böſen Geiſter, deren Fürſt der Weltbeherrſcher iſt, und unter Einfluß ihrer Angſt die mit Feuer vermiſchten Elemente der Welt. Der Menſch iſt aus allen drei Subſtanzen gebaut. Der Retter der Menſchen Chriſtus hatte, als er auf Erden erſchien, einen ſichtbaren Körper aus feinerem Stoffe und war nur aus der geiſtigen und ſeelenartigen Subſtanz zuſammengeſetzt. Bei ſeiner Taufe vereinigte ſich der Aeon Jeſus mit ihm und belehrte die Menſchen. Seine Schickſale und Wohlthaten beſchreibt Valentinus eben ſo wie Saturninus, das Eigne aber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geiſtige von der Materie befreit ſeyn würde, Achamoth ſich im göttlichen Lichtraum mit Jeſu vereinigen, und die guten Seelen zu ſich ziehen, der Himmel des Demiurgs die ſinnlicheren aufnehmen und die Welt im Feuer untergehen werde. Die Partei des Valentinus, welche ſich gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts zu Rom, und beſonders auf der Inſel Cypern erhob, zeichnete ſich durch ſtrenge Sitten aus, wurde die zahlreichſte unter allen gnoſtiſchen Sekten und dauerte bis in das 4. Jahrhundert fort. Marcion von Sinope und Cerdo ein Syrer, bildeten mit Hinweglaſſung vieles Abenteuerlichen der früheren gnoſtiſchen Syſteme ein wohlgeordnetes Lehrgebäude, deſſen Haupt-

merkmal die Verwerfung des alten Teſtaments und die Einmiſchung jüdiſcher Ideen in das Chriſtenthum iſt. Marcion unterſcheidet zwei höchſte Grundweſen, den wahren Gott und den Teufel; der wahre Gott hat auch nach ihm viele Geiſter erzeugt, unter ihnen auch den Weltſchöpfer, welcher der gerechte Gott und Geſetzgeber der Juden ſey. Dieſer hat Chriſtum durch die Propheten verheißen laſſen; der Jeſus aber, der wirklich erſchienen und der wahre Erlöſer iſt, war der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdiſche Meſſias. Dieſer eigenthümliche Lehrſatz Marcions veranlaßte ſeine Abtrennung von der alt-katholiſchen Kirche, in der Tertullian beſonders die Würde des Alten Teſtaments glücklich gegen ihn verfocht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß ſehr anſehnlich, ſie hatte bis zum Anfange des 5. Jahrhunderts in Italien, Syrien, Arabien und Aegypten zahlreiche Gemeinden und eigne Biſchöfe, auch behauptete ſie den Ruhm unſträflicher Sitten, indem ſie nach der Vorſchrift ihres Stifters das Fleiſcheſſen, das Weintrinken und den Eheſtand vermied, um mit der Materie ſo wenig als möglich gemein zu haben. Zweifelhaft iſt es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Sekte geweſen ſeyn ſollen, die gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts unter dem Namen Ophiten oder Schlangenbrüder (ſ. d. Art.) entſtand und wegen der Aehnlichkeit ihrer Theogonie mit der Valentiniſchen unter die Gnoſtiker gerechnet wurde. In derſelben Periode trat auch der durch ſeine Harmonie der vier Evangelien und ſeine Reden gegen die Griechen oder Heiden ſchon vorher berühmte Tatianus aus Aſſyrien zum Gnoſticismus über und ſtiftete eine Sekte, deren Anhänger nach einem ſeiner Schüler Severianer, wegen ihrer harten Diät Enkratiten (Enthaltſame) Hydroparaſtaten (Waſſertrinker) und weil ſie dem Beſitze ihrer Güter entſagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardeſanes, ein Syrer, und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regirung des Kaiſers Commodus vom Lehrbegriff des Chriſtenthums abwichen und Sekten ſtifteten, ſtreifen wegen ihrer Hypotheſen über die Urſachen des Böſen in der Welt an den Gnoſticismus an. Ueberhaupt war es bei dem philoſophiſchen Streben jenes Zeitalters, bei der Sucht nach dem Wunderbaren, welche die damals in hohem Grade verweichlichten Völker des Römiſchen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, ſich tieferer Einſichten in die Geheimniſſe der Natur und Gottheit zu rühmen, nicht zu verwundern, daß eine Religionsphiloſophie, welche ſich die glänzendſten Partien der platoniſchen aneignete, und der Einbildungskraft eben ſo ſehr als dem Dünkel geheimer Weisheit Nahrung gab, einen ſo ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gutgeſinnte nahm ſie durch die Strenge ihrer Sittenlehre und ihre Seelenheilkunde für ſich ein; die Gnoſtiker waren die Pietiſten des 3. und 4. Jahrhunderts. Die katholiſche Kirche, die ihre Lehren verketzerte, ließ doch dem Wandel der Marcionitiſchen und Tatianiſchen Gnoſtiker Gerechtigkeit wiederfahren, und nahm ſelbſt von ihren Irrlehren Veranlaſſung, die Regel des rechten Glaubens feſter zu beſtimmen. Seit dem 5. Jahrhundert gab es keine gnoſtiſchen Sekten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erſcheint manches in ſpäteren Philoſophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen ſchöpften. Platons lebendige Darſtellung hatte den Ideen der Gottheit etwas ſubſtantielles gegeben, das die Gnoſtiker auf ihre Aeonen übertrugen, und Leibnitzens Effulgurationen (Ausſtrahlungen) Gottes, Ploucquets reale Repräſentationen (Vorſtellungen) Gottes, St. Martins

Bilder und Spiegel *) und dergl. ſind wie jene Aeonen ein Beweis, daß die Verſuche des menſchlichen Verſtandes, den Akt der Schöpfung und des Entſtehens unvollkommenerer Weſen aus dem vollkommenſten zu erklären, immer auf ähnliche Reſultate hinausliefen. Die Naturphiloſophen könnten die Gnoſtiker unſerer Zeit genannt werden, wenn ſie geſtehen wollten, daß ihr Identitätsſyſtem ihnen unter den Händen in einen Dualismus zerfällt, welcher der gnoſtiſchen Theorie vom Abfall nicht unähnlich iſt. E.

Goa liegt an der Weſtküſte von Dekan in Vorderindien, da wo jetzt die weſtlichen Beſitzungen der Marhatten und der Britten am nördlichen Ende von Kanara an einander gränzen, auf einer Inſel, welche bei den Eingebornen ehedem Tiſſuari hieß, und von einem Arabiſchen Volksſtamme bewohnt wurde, als der große Albuquerque im Jahre 1510 die Stadt mit den Halbinſeln Bardes und Salſete unterwarf. Der Fluß Mandova, unter den Indiern faſt ſo hoch geehrt, als der Ganges, ſcheidet die Inſel vom feſten Lande, und zwei Meerarme umfaſſen ſie auf den andern Seiten. Sie hat einen der beſten und geräumigſten Häfen Indiens, und war ſeit 1559 der Sitz des Oberbefehlshabers der Portugieſiſchen Beſitzungen in dem Indiſchen Meere und des Erzbiſchofs und Primas von Indien. Während der Regenzeit vom Juni bis gegen den October bringen die Landfluthen ſo viel Schlamm mit, daß der Hafen verſchlämmt und die Schiffahrt gehindert wird. Der Hafen, welcher aber nur den Portugieſen offen ſtand, iſt durch Thürme und Caſtelle beſchützt. Gleich bei dem Eingange, an der Spitze der Halbinſel Bardes, liegt die ſtarke Feſtung Aguada, deren Geſchütz das Waſſer beſtreicht, und hinter dem Kanale, oberhalb jener Halbinſel, das Königskaſtell, das gleichfalls das Waſſer beherrſcht. Außer dieſen Feſtungen gibt es noch zwei ſtarke Forts, die nahe am Kanale liegen. Die Ufer ſind mit den ſchönſten Bäumen Indiens beſetzt, und bieten die freundlichſte Anſicht dar. Nicht weit von der Stadt läuft ein langer und breiter gemauerter Damm, der zu einem Fußſteige dient, wenn das Land überſchwemmt iſt. Die Palläſte des Vicekönigs (die palvereira genannt) und des Erzbiſchofs liegen an dem Fluſſe, der den ſchönen Hafen bildet und die Inſel befruchtet, welche beſonders an Reis, Mangos und Kokosbäumen reich iſt. Die Schiffe können, wenn ſie einen Theil ihrer Fracht ausgeladen haben, bis nahe an die Stadt kommen. An jenen Hafen gränzt der Hafen Murmugon, welcher durch einen andern Kanal gebildet wird, der Goa und die Halbinſel Salſete ſcheidet; er nimmt die aus Europa kommenden Schiffe auf, wenn der andere verſchlämmt iſt, und wird durch eine, auf der Inſel Salſete liegende, Feſtung geſchützt. Die Stadt hat Mangel an ſüßem Waſſer, das vom feſten Lande hingebracht und verkauft wird. Die Luft iſt ungeſund. Zu der Zeit, als die Portugieſen in Indien herrſchten, konnte keine Stadt in dieſen Gegenden mit Goa verglichen werden, und wenige in Europa waren ſchöner und beſſer gebaut. Sie war der Stapelplatz aller Reichthümer Indiens. Die noch vorhandenen öffentlichen Gebäude ſind ſtumme Zeugen ihrer verſchwundenen Herrlichkeit. Außer dem Vicekönige, unter deſſen Befehlen alles ſtand, was die Portugieſen in Indien vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Macao in Sina beſaßen,

*) Vergl. St. Martin vom Geiſt und Weſen der Dinge, aus dem Franz. von Schubert überſetzt. Leipzig, 1811 u. 1812.

hatten hier die Verwaltungsbehörden ihren Sitz, von welchen die höchſte der Obergerichtshof in bürgerlichen und peinlichen Sachen (relaçao genannt) war, den unter des Vicekönigs Vorſitze die Desembargadores bildeten. Die Macht des Glaubensgerichts, das auch in Goa ſeinen Sitz hatte, war ehedem ſehr ausgedehnt, und erſtreckte ſich über alle Portugieſen in Indien und die eingebornen Chriſten, allein ausgenommen den Vicekönig, den Erzbiſchof und deſſen Vikar. In neuern Zeiten aber ward die Gewalt der Inquiſition ſehr beſchränkt. Es waren gegen 80 Klöſter in Goa, welche von vielen tauſend Mönchen bevölkert waren, die unthätig von der Arbeit der Laien lebten. Als die Macht der Portugieſen, theils durch die Ausartung des Heldengeiſtes, der ſie gegründet und lange erhalten hatte, theils durch die Schuld eines unglücklichen Verhängniſſes, immer tiefer ſank, und der größte Theil ihrer reichen Beſitzungen in der Gewalt der Holländer und Engländer war, die ſich längs der Malabarküſte niedergelaſſen hatten, da gerieth auch der Mittelpunkt ihrer Herrſchaft immer mehr in Verfall. Die Verödung der Stadt nahm zu, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Seuche ausbrach, welche den größten Theil der Einwohner zur Auswanderung zwang, und ihnen ſo großen Abſcheu gegen ihren Wohnort einflößte, daß ſich die meiſten auf dem Lande niederließen. Noch jetzt mögen Europäer und Aſiaten, wenn Geſchäfte ſie in die Stadt rufen, nicht gern darin übernachten. Die Straßen ſind einſam und mit Graſe bewachſen, alles zeigt das traurige Bild verfallener Größe. Die gebornen Portugieſen machen die geringſte Zahl der Einwohner aus, die Meſtizen die größte. Die Abkömmlinge der Eingebornen, Kanarinen genannt, welche ſchwarze Hautfarbe und langes Haar haben, ſind meiſt Chriſten, und diejenigen unter ihnen, welche von den höhern Kaſten der Braminen und Nairen abſtammen, ſchlau, lebhaft und geſittet, die Abkömmlinge niederer Kaſten aber betrügeriſch und niederträchtig. Dieſe neuen Chriſten, wie wohlhabend ſie auch ſeyn mögen, müſſen ſich das kränkende Unterſcheidungszeichen gefallen laſſen, barfuß und ohne Stock zu gehn. Der große Handel iſt in den Händen der Chriſten, der kleine wird von Juden und Banianen getrieben, deren Anzahl beträchtlich iſt. Bloß der Zwiſchenhandel an den Küſten von Indien und nach Sina iſt noch bedeutend. Drei bis vier Schiffe waren in neuern Zeiten jährlich hinreichend, die Waaren, welche die Portugieſen aus den übrigen Faktoreien und durch die nach Canton fahrenden Schiffe erhielten, nach Europa zu bringen. Der Betrag des Ganzen ſtieg ſelten höher, als auf anderthalb Millionen Gulden jährlich, nicht gerechnet den Ertrag des ausſchließenden Handels, den die Krone mit Zucker, Schnupftabak, Pfeffer, Salpeter, Perlen und Sandelholz trieb. Der ganze Gewinn aber, den die Niederlaſſung brachte, ward von den Koſten aufgezehrt, welche die Verwaltungsbehörden und die Unterhaltung der Feſtungswerke und der Beſatzung nothwendig machten. Seit 1807 iſt Goa in der Gewalt der Engländer, und für ſie iſt dieſer Platz in politiſcher Hinſicht wichtig, da ſie bereits Herren von Mangalor, Bombay und Surate ſind, und nun ihren kriegeriſchen Nachbarn, den Marhatten, noch mehr jede feindſelige Bewegung erſchweren können. R.

Gobelin (Gilles) war ein Färber zu Paris unter der Regierung Franz I. Er wohnte in der Vorſtadt St. Marceau, wo ſein Haus und der kleine Fluß, welcher vorbeifließt, noch heute ſeinen Namen führen, und erfand, wie man ſagt, das Geheimniß, das

ſchöne Scharlach zu färben, welches nach ihm Gobelinſcharlach heißt. Von ihm haben auch die berühmten Gobelintapeten ihren Namen, für deren Erfinder er gehalten wird, mit welchem Recht, iſt zweifelhaft. Indeß, wenn er auch der erſte Verfertiger dieſer gewirkten Tapeten geweſen iſt, die ſonſt in Frankreich Mode waren und es wieder geworden ſind, ſo iſt doch anzunehmen, daß die Erfindung erſt unter Heinrich IV. zu größerer Vollkommenheit gebracht worden.

Godoi, ſ. Alcudia.

Gökingk (Leopold Friedrich Günther von), wurde den 13ten Julius 1748 zu Grüningen im Halberſtädtiſchen geboren, beſuchte um das J. 1760 das königliche Pädagogium zu Halle, wo er ſich mit ſeinem Freunde und Landsmann, G. A. Bürger, gemeinſchaftlich in der Dichtkunſt verſuchte, und ſtudirte ſodann auf der dortigen Univerſität die Rechte. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien wurde er Referendarius bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberſtadt, in der Folge Canzleidirektor zu Ellrich im Hohenſteinſchen, im J. 1786 Kriegs- und Domänenrath bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 königl. Commiſſar und Land- und Steuerrath zu Wernigerode, 1793 geheimer Finanzrath im ſüdpreußiſchen Departement des Generaldirektoriums zu Berlin, darauf Geheimerath des Fürſten von Oranien-Fulda zu Fulda. Friedrich Wilhelm II. hatte ihn 1789 in den Adelſtand erhoben, und ſeit der Zeit ſchreibt er ſich L. F. G. von Gökingk auf Daldorf und Günthersdorf. Auch iſt er Herzogl. Kurländiſcher Legationsrath. Wir haben von ihm ſehr berühmte Arbeiten in den meiſten Gattungen der Poeſie, z. B. in Liedern, Sinngedichten und der Epiſtel, welche letzteren beſonders der Beifall des Publikums gekrönt hat. Man bemerkt faſt überall einen vielſeitig reflektirenden Geiſt, der indeſſen bei aller Welterfahrenheit der Empfindung, Naivetät und Zartheit keinesweges abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten erwarben ihm doch wohl „die Lieder zweier Liebenden," für deren Zärtlichkeit man in Deutſchland faſt ein allgemeines Intereſſe faßte, den meiſten Ruhm, ſo daß ſelbſt der ſtrengrichtende Wieland die poetiſche Briefſtellerin, die hier unter dem Namen Nantchen erſcheint, die deutſche Sappho nannte.

Golconda, eine über 1710 □Meilen große Landſchaft in Oſtindien, auf der Halbinſel dieſſeit des Ganges, zwiſchen den Flüſſen Burda und Kiſtna, meiſtens von dem Marattenſtaat umgeben, mit ungefähr 6½ Million Einwohnern, iſt berühmt durch ihre ergiebigen Diamantgruben. Sie ſteht unter einem Fürſten, welcher König oder Nizam von Golconda, oder auch Subah von Decan genannt wird. Seine Reſidenz, Hyderabad am Fluſſe Muſi, iſt zugleich die jetzige Hauptſtadt des Landes. Die vormalige war Golconda, eine auf einem ſteilen Felſen gelegene ſtarke Feſtung. Der Nizam ward ſonſt von den Maratten zu einem regelmäßigen Tribut genöthigt, allein jetzt iſt er, unter dem Namen eines Bundesgenoſſen, von den Engländern abhängig.

Gold. Die trefflichen Eigenſchaften, beſonders der prächtige und dauernde Glanz dieſes edeln Metalls, haben demſelben von jeher einen ſehr hohen Werth in den Augen der Menſchen gegeben. Es gehört zu den einfachen Stoffen. Im Feuer ſchmilzt es, ſobald es glüht, und ſieht im Fluſſe grün aus. Im gewöhnlichen Feuer verändert es ſich nicht, verglaſet aber und verflüchtigt ſich zum Theil unter dem Brennſpiegel. Das durch die Hitze des Brennpunkts entſtehende

Glas hat eine violette Farbe, und iſt eine verglaſete Goldhalbſäure. Der elektriſche Funke ſäubert das Gold. In Säure löſet es ſich ſchwer auf; die Salpeterſäure löſet es nur auf, wenn ſie roth oder mit ſalpeterſaurem Gas vermiſcht iſt. Ueberſaure, ſo wie ſalpeterſaure Kochſalzſäure löſen das Gold auf und aus beiden entſteht das Goldſalz, welches gelblich, ätzend iſt und ſich kryſtalliſirt. Das Ammoniak ſchlägt das Gold mit gelber Farbe nieder und bildet das Knallgold, das bei einer großen Entzündbarkeit furchtbare Exploſionen bewirkt. Verbindet man eine Goldauflöſung mit einer Auflöſung des kochſalzgeſäuerten Zinns im Waſſer, ſo entſteht ein purpurrother Niederſchlag, der unter dem Namen Caſſius-Purpur oder mineraliſcher Purpur bekannt iſt. Das Gold amalgamirt ſich leicht mit dem Queckſilber. In Anſehung des Gewichts übertrifft es, die Platina ausgenommen, alle übrigen Körper. Setzt man die Schwere des Waſſers auf 1,000, ſo beträgt die Schwere des Goldes nach Blumenbach 19,257, nach Scherer 19,640. Das Amerikaniſche Gold ſieht bleicher aus als das Europäiſche. Sein Glanz leidet nicht durch Roſt. Von allen Metallen beſitzt das Gold die größte Dehnbarkeit. Mit einer Unze Gold kann man einen 444 Stunden langen Silberfaden ſo durchaus überziehen, daß man ſelbſt durchs Mikroſcop nichts vom Silber entdeckt, vielmehr bleibt es, wenn man das Silber durch Scheidewaſſer auflöſet, als eine hohle undurchſichtige Röhre zurück. Ein einziger Gran Gold läßt ſich zu ſo dünnen Blättchen ſchlagen, daß man damit eine Fläche von 1400 Quadratzoll bedecken kann. Von der Zähigkeit des Goldes zeugt der Umſtand, daß ein Drath dieſes Metalls von $\frac{8}{10}$ Linien Dicke und 2 Fuß Länge ein Gewicht von 16 Pfund trägt, ohne zu zerreißen. Wegen dieſer Geſchmeidigkeit und Weiche beſitzt es aber auch nur wenig Klang und Elaſticität; durch anhaltendes Hämmern kann man es jedoch dergeſtalt härten, daß es ſelbſt zu Uhrfedern gebraucht werden könnte. Das Gold wird, wie alle übrigen Metalle, in der Erde erzeugt, und iſt nächſt dem Eiſen und Braunſteine wahrſcheinlich am weiteſten in der Natur verbreitet. Nur wenig findet ſich vererzt, das meiſte gediegen und zwar letzteres entweder ſichtbar oder verlarvt. Dieſes gediegene Gold zeigt ſich unverdeckt in ſeiner metalliſchen Geſtalt und kommt in verſchiedenen Formen, in derben Stücken, in Blätterchen und Kryſtallen vor. Häufig iſt es ſchon ſo rein, daß es gar keiner Läuterung bedarf. Dergleichen wird Jungferngold genannt. Meiſtens iſt es aber in Stein und Erzarten enthalten, doch gediegen und ſo, daß man es deutlich erblickt. In dieſem Falle muß es von den fremdartigen Mineralien geſchieden werden. Es findet ſich zuweilen in beträchtlichen Maſſen; ſo entdeckte man vor etwa 40 Jahren in Braſilien einen gediegenen Goldklumpen von 2560 Pfund, der weit über eine Million Thaler am Werth betrug. Dasjenige, welches man in verſchiedenen Flüſſen unter dem Sande gemengt findet, beſteht nur aus ſehr kleinen Theilchen. Es heißt Flußgold und wird durch das Waſchen erhalten. Auf der Goldküſte von Guinea ſammeln die Eingebornen in beträchtlicher Menge Goldſtaub, d. h. feine Goldtheilchen, und verkaufen ihn an die Europäer. Verlarvtes Gold heißt dasjenige, welches ſich in Steinen und Erzen zwar gediegen, aber doch verſteckt befindet, und nur durch mühſame und koſtbare Operationen aus denſelben geſchieden werden kann. Lohnt der Gewinn dieſe Arbeit, ſo nennt man dergleichen Mineralien Golderze. Wahrſcheinlich ließe ſich in allen Ländern der Erde Gold entdecken, aber nicht allenthalben

würde es der Mühe werth ſeyn, es aufzuſuchen und zu ſcheiden. Südamerika, namentlich Braſilien, Mexiko und Peru geben das meiſte Gold. Die Gruben von Potoſi lieferten binnen 20 Jahren über 100 Millionen an reinem Gold. Daß Afrika reich an Gold ſeyn müſſe, ſieht man daraus, daß die Flüſſe ſo viel davon enthalten. Dieſe ſpülen es in ihrem Laufe über die Gebirge aus ſeinen Lagerſtätten und führen es in ihrem Sande mit ſich fort. Aſien enthält viel Gold. Arabien, Perſien, China, Japan, Indien ziehen jährlich beträchtliche Quantitäten aus ihren Gebirgen und wer weiß, wie reich die ungeheure Gebirgskette Mittelaſiens an dieſem Produkte iſt? Europa enthält Gold in mehrern Ländern. Ungarn iſt am meiſten damit geſegnet; Portugal und Spanien haben bisher ihre Bergwerke vernachläſſigt, da ſie von Amerika reichlich verſorgt wurden. In Deutſchland wird im Salzburgiſchen, in Tyrol und auf dem Harze Gold gewonnen; mehrere andere Provinzen, z. B. Böhmen, Churſachſen haben auch etwas, aber es iſt nicht beträchtlich. Der fünfte Welttheil iſt in dieſer Hinſicht noch nicht unterſucht. Das reinſte Gold, welches von allem Silber oder jedem andern Metalle befreit iſt, heißt 24 karatig. Eine Mark Goldes enthält nämlich 24 Karat und ein Karat 12 Gran. Um es zu verarbeiten, miſcht man ihm mehr oder weniger Kupfer oder Silber bei, jenes nennt man die rothe, dieſes die weiße Legirung. Das zu Galanteriearbeiten verarbeitete ſogen. Franzöſiſche Gold iſt 6 karatig, d. h. ¼ Gold und ¾ Legirung. Der Werth des feinſten Goldes gegen den Werth des feinſten Silbers iſt nicht allenthalben gleich. In Deutſchland wird 1 Loth Gold ungefähr mit 15 Loth Silber aufgewogen. Ueber die Kunſt Gold zu machen, ſehe man den Artikel Alchymie.

Goldader, ein Gang im Bergwerke, der Gold oder Golderz enthält. Goldbarren, das in Stangen zuſammen geſchmolzene Gold. Golddrath wird aus vergoldeten Silberſtangen gezogen, wobei jedoch das Silber die Goldfarbe behält. Goldgulden, eine ehemalige Goldmünze, etwa 2 Thlr. oder 3 Gulden 30 Kreuzer am Werth. Goldkrone, eine ehemals mit einer Krone bezeichnete Münze, etwa 2 Thlr. 14 Gr. oder 4 Fl. 36 Kr. Goldküſte, die öſtliche Küſte von Guinea in Afrika, von welcher man Gold oder Goldſand holt. Goldſchaum, unechtes, zu ganz feinen Blättchen geſchlagnes Gold. Goldſchlägerhäutchen, eine dünne Haut, welche von der äußern Haut des Maſtdarms eines Ochſens bereitet und von den Goldſchlägern gebraucht wird, das Metall damit zu dünnen Blättchen zu ſchlagen. Es wird auch zu Luftballons genommen. Goldſchwefel, mit gemeinem Schwefel verſetzter Arſenik. Goldtinktur, ein in Königswaſſer (Spiritus) aufgelöſtes Gold, dem man vormals große Heilkräfte zuſchrieb. Goldwäſche nennt man die Anſtalt und das Verfahren, wodurch man das im Sande der goldführenden Flüſſe erhaltene Gold von demſelben abſondert und reinigt.

Goldene Regel, ſo viel als Regel de Tri, wo aus 3 bekannten Zahlen die 4te unbekannte gefunden wird, z. B. 1 Pf. koſtet 12 Gr. was koſten 10 Pf.

Goldene Zahl, nennt man in der Chronologie diejenige Zahl, welche anzeigt, das wievielſte ein gegebenes Jahr in dem Mondzirkel ſey, d. h. in einer wiederkehrenden Periode von 19 Jahren, nach deren Verlaufe, wie man annahm, die Neu- und Vollmonde auf dieſelben Tage des Julianiſchen Jahres eintreffen ſollten. Abt Dionys ſetzte den Anfang auf 1 Jahr vor Chr. Geburt. Will man nun

wiſſen, in welchem Mondzirkel ſich ein Jahr befindet, ſo addirt man zu ihm 1, und dividirt die Summe mit 19. Die Zahl, welche anzeigt, das wievielſte Jahr des Zirkels das gegebene iſt, heißt die goldene, weil man ſie wegen ihrer vermeinten Wichtigkeit bei Berechnung des chriſtlichen Oſterfeſtes in den Kalendern mit goldenen Buchſtaben ſchrieb. Im Gregorianiſchen Kalender fiel der Mondzirkel weg.

Goldene Vließ, ſ. Jaſon und Argonauten. **Orden des goldnen Vließes** und **Orden der drei goldenen Vließe**; ſ. Orden.

Goldoni (Carlo), der fruchtbarſte unter den dramatiſchen Dichtern Italiens, wurde 1707 geboren. Er fühlte ſich von Kindheit auf unwiderſtehlich zum Theater hingezogen und ſchrieb ſchon in ſeinem achten Jahre einen Entwurf zu einer Commedia dell' arte (S. Italieniſches Theater). Anfangs verſuchte er ſich in der Jurisprudenz und ward ſelbſt immatrikulirter Advokat, daher er ſich auch nachher beſtändig Avvocato nannte. Allein dieſes Fach gefiel ihm eben ſo wenig wie das mediziniſche, mit welchem er ſich auf Verlangen ſeines Vaters eine Zeitlang beſchäftigte. Sein innerer Beruf zur Bühne ſiegte endlich über alle Verſuche, ihn von derſelben abwendig zu machen. Nachdem er mit abwechſelndem Glück Advokat, Theaterdichter, Schauſpieler, Arzt, Sekretär und Direktor einer Schaubühne geweſen war, mit umherziehenden Schauſpielergeſellſchaften die vornehmſten Städte Italiens geſehen und beinahe 200 Stücke geſchrieben hatte (im J. 1750 allein ſchrieb er deren ſechszehn), nahm er 1761 eine Einladung nach Paris an. Hier wurde er Italieniſcher Lehrer der Tanten Ludwigs XV. und verfertigte verſchiedene kleine Stücke, die auf dem Hoftheater zu Fontainebleau aufgeführt wurden. Er erlernte die Franzöſiſche Sprache in ſolcher Vollkommenheit, daß er nicht bloß ſein Leben, ſondern ſelbſt einige Luſtſpiele darin ſchreiben konnte, worunter le bourru bienfaisant zu ſeinen beſten Stücken gehört. Seine letzten Jahre waren ſehr gedrückt. Durch Abſchaffung der Penſionen der Civilliſte in den erſten Jahren der Revolution verlor er ſeine jährliche Einnahme von 4000 Livres zu einer Zeit, wo er wegen ſeines hohen Alters außer Stande war, ſich durch ſeine gewohnte Thätigkeit Erwerbsquellen zu eröffnen. Im J. 1792 gab ihm zwar der Nationalconvent ſeine Penſion zum Theil wieder; allein er genoß ſie nicht lange, denn er ſtarb ſchon im Anfange des folgenden Jahrs. Seine Memoiren ſind wegen einer Menge Anekdoten und Charaktergemälde und wegen des naiven und herzlichen Tons, der darin herrſcht, höchſt anziehend. Als dramatiſcher Dichter hat Goldoni unſtreitig bedeutende Verdienſte. Er erſchien als Reiniger des Luſtſpiels, und fand ſo viel Beifall, daß er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts faſt ausſchließend im Beſitz der komiſchen Bühne war. An theatraliſcher Einſicht fehlt es ihm gewiß nicht, wohl aber an Gehalt, an Tiefe der Charakteriſtik und an Neuheit und Reichthum der Erfindung, um ſich auf die Dauer zu behaupten. Seine Sittengemälde ſind wahr, aber zu wenig aus dem Gebiete der Alltäglichkeit hinausgeſpielt; er hat das Leben von der Oberfläche abgeſchöpft, und da wenig Fortrückung in ſeinen Dramen iſt und alles ſich immer auf demſelben Punkte herumdreht, ſo vermehrt dies noch den Eindruck von Leerheit und Langerweile als dem herrſchenden geſelliger Zuſtande. Die Masken hätte er gern gänzlich abgeſchafft, und doch konnte er keinen Erſatz dafür aus ſeinen Mitteln anbieten. Die von Goldoni

revidirte Originalausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt 1788 bis 1794 bei Zatta in Venedig erſchienen, und beſteht aus 40 Octavbänden. Der Diener zweier Herren und einige andere ſeiner Stücke haben in Bearbeitungen auch auf der Deutſchen Bühne gefallen. S. über ihn und ſeine Werke den intereſſanten Aufſatz von Jacobs im 2. Bd. der Nachträge zu Sulzers Theorie.

Goldſmith (Oliver) war den 29. Nov. 1728 zu Pallas in der Irländiſchen Grafſchaft Longford geboren. Sein Vater, ein redlicher aber armer Landgeiſtlicher von der biſchöflichen Kirche, konnte nicht viel für die Erziehung ſeines Sohnes aufwenden, und beſtimmte ihn für die Handlung. Schon in ſeinem ſiebenten Jahr aber zeigte ſich ſeine vorherrſchende Neigung zur Poeſie dadurch, daß er auf jedes Blättchen Papier, deſſen er habhaft werden konnte, Verſe kritzelte. Dadurch zog er die Aufmerkſamkeit ſeines Onkels auf ſich, der ihn zu ſich nahm und dem Unterrichte des Schulhalters zu Elphim übergab. Hier entſchied ein witziger Einfall ſein Glück. Er tanzte einſt und ward von den dazu aufſpielenden jungen Menſchen wegen ſeiner auffallenden Häßlichkeit mit dem Aeſop verglichen; alles lachte über den paſſenden Einfall, als plötzlich Oliver inne hielt, und mit zwei aus dem Stegreif gemachten Verſen:

O höret an, was dort mein Herold ſingt:
Der Affe ſpielet und Aeſopus ſpringt!

den Spott auf den Urheber zurückwarf. Einige anweſende Verwandte, angeſehene Geiſtliche, beſchloſſen, ihn auf gemeinſchaftliche Koſten auf die Univerſität zu ſchicken. Nachdem er die Schulen zu Athlone und Edgeworthtown beſucht hatte, ging er 1744 nach Dublin, wo ihn die ſchonungsloſe Strenge ſeines Lehrers zu dem Entſchluß bewog, in der Fremde ſein Glück zu verſuchen. Er wollte nach Cork, verkaufte zu dem Ende ſeine ſämmtlichen Habſeligkeiten, verweilte aber noch ſo lange in Dublin, bis ſeine Kaſſe auf einen einzigen Schilling geſchmolzen war. Mit dieſem ging er zum Thor hinaus, allein der Hunger ließ ihn bald genug ſeinen Vorſatz aufgeben. Er wandte ſich zu ſeinem älteſten Bruder, der ihn nach Dublin zurückführte und mit dem erzürnten Lehrer ausſöhnte. Wiewohl er ſich jetzt beſſer in Acht nahm, entging er doch wegen ſeiner Theilnahme an einem Auflaufe gegen die Häſcher kaum der Relegation und wurde 1749 Bachelor. Um dieſe Zeit ſtarb ſein Vater. Seine Verwandten bemühten ſich vergebens, ihm in der biſchöflichen Kirche eine Anſtellung zu verſchaffen; ſeine Jugendſtreiche hatten ihn in ein nachtheiliges Licht geſtellt; auch hegte er ſelbſt ganz entgegengeſetzte Neigungen. Nachdem er ein Jahr lang Hofmeiſter in einem benachbarten guten Hauſe geweſen, widerſtand er ſeiner Neigung zu reiſen nicht länger. Er wollte von Cork nach Amerika fahren; aber auch dieſer Plan ſcheiterte, und nach ſechs Wochen kehrte er von allem entblößt zu ſeiner eben nicht erfreuten Mutter zurück. Er erlangte indeß Vergebung, und ward, ſeinem Wunſche gemäß, 1752 nach Edinburg geſchickt, um dort Medicin zu ſtudiren. An regelmäßigen Fleiß konnte er ſich auch hier nicht gewöhnen; er litt oft an Kränklichkeit, öfter an Geldmangel. Hierauf ging er nach Leyden, und ſtudirte daſelbſt ein Jahr lang, beſonders Chemie. Aber ſein ſtets nach neuen Genüſſen und neuen Beſchäftigungen begieriger Geiſt zog ihn in allerlei Geſellſchaften, wo er ſich mit Leidenſchaft dem Spiel ergab. Als er einſt eine große gewonnene

Summe wieder verloren hatte, entſchloß er ſich Holland zu verlaſſen, auf der Rückkehr nach Irland aber noch einige der nächſt gelegenen Länder zu beſuchen. Ein Freund ſchoß ihm das dazu nöthige Geld vor, das Goldſmith, ſtatt damit zu reiſen, dazu anwandte, ſeinem Onkel Blumenzwiebeln zu kaufen. Nichts deſto weniger war er entſchloſſen, Europa zu Fuß zu durchwandern und ſich wegen der Reiſekoſten auf die Vorſehung zu verlaſſen. Wirklich reiſte er ab, und man ſagt, daß er theils in den Klöſtern durch ſeine Fertigkeit im Diſputiren, theils durch ſein Flötenſpiel in den Dörfern ſich Aufnahme und Unterhalt zu verſchaffen gewußt habe. So durchpilgerte er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutſchland und betrat die Schweiz, wo die Schönheiten der Natur die Blüthe ſeiner dichteriſchen Anlagen aufſchloſſen und er einen Theil ſeines Wanderers ſchrieb. Zu Genf ward er der Führer eines jungen Engländers, der mit einem großen Vermögen ſich auf Reiſen bilden wollte. Aber des ſchmutzigen Geizes ſeines Zöglings bald müde, verließ er ihn wieder und ging nach Padua, wo er ſechs Monate blieb und Doctor der Arzneikunde ward. Der Tod ſeines Onkels rief ihn in ſein Vaterland zurück. Er landete zu Dover, als eben 1756 der Krieg ausbrach, und da ihm jetzt ſeine Flöte und ſeine Dialektik kein Abendbrot mehr verſchafften, ſah er ſich bald in der drückendſten Dürftigkeit. Unter einem erdichteten Namen gelang es ihm nach vieler Mühe als Gehilfe bei einer kleinen Schule angeſtellt zu werden. Dieſer elenden Lage bald überdrüßig, machte er ſich davon und verſuchte als Apothekergehilfe fortzukommen. Aber ſein abgeſchabter Rock, ſeine ſeltſame Geſtalt und ſein Irländiſcher Dialekt mißfielen allgemein, bis endlich ein Chemiker, vielleicht aus Mitleid, ihn in ſein Laboratorium aufnahm und einen überaus nützlichen Gehilfen in ihm fand. Er ernährte ſich jetzt theils als Arzt, theils als Schriftſteller und lebte zwar kärglich, aber unabhängig und fröhlich, als ihm ein Freund den Vorſchlag machte, die Aufſicht über eine Schule, der ſein Vater vorſtand, während deſſen Krankheit zu übernehmen, wogegen derſelbe ſich verbindlich machte, ihn einigen Indiſchen Directoren zu empfehlen, und ihm eine Stelle als Arzt bei der Oſtindiſchen Compagnie zu verſchaffen. Goldſmith nahm den Antrag an, und erhielt wirklich im J. 1758 eine vollſtändige Beſtallung als Arzt bei einer Oſtindiſchen Faktorei. Aber dieſes glänzende Glück hatte ſich ihm kaum dargeboten, als er es auch ſchon wieder aufgab. Die Nothwendigkeit, ſich einem geregelten Amtsleben zu unterwerfen, erfüllte ihn mit Abſcheu gegen ſeinen Ruf. Damals lernte er Griffith, den Herausgeber des Monthly Review kennen, und ward von demſelben eingeladen, Mitarbeiter zu werden, wofür er Wohnung, Tiſch und ein gutes Gehalt haben ſollte. In dieſer Verbindung lebte Goldſmith acht Monate, worauf er ſich von Griffith trennte, und ſein Enquiry of the present state of taste and literature in Europe 1759 herausgab. Er bewohnte damals, in der äußerſten Dürftigkeit, ein armſeliges Stübchen im dritten Stockwerke, bezog aber bald eine anſtändigere Wohnung, und ſchrieb ſeinen Vicar of Wakefield. Während derſelben Zeit ſchrieb er, um ſeine täglichen Bedürfniſſe zu beſtreiten, die Letters on english history und den Citizen of the world, der anfangs in einer Reihe von Briefen in dem Charakter eines Chineſiſchen Philoſophen in dem Lodger erſchien. Schon früher hatte er ein Lady's Magazine und ein Wochenblatt The Bee geſchrieben.

Die beſten jener zerſtreuten Stücke ſind 1765 unter dem Titel Essays zuſammen erſchienen. Um das Jahr 1764 lebte er auf einem ſehr anſtändigen Fuß; Männer vom erſten Rang in den Wiſſenſchaften und im Staate waren ſeine Freunde. Der Beifall, womit ſeine dichteriſchen Werke aufgenommen wurden, reizte ihn an, auch für das Theater zu arbeiten; er ſchrieb The good-natured man und machte mit dieſem und einigen andern Stücken bedeutendes Glück; im J. 1769 erſchien ſein Gedicht the deserted village. In dieſelbe Zeit fällt ſeine History of England und ſeine Roman history. Auf Verwendung ſeiner Freunde, die ihm auch eine äußere Auszeichnung wünſchten, ward er zum Profeſſor der alten Geſchichte bei der Engliſchen Malerakademie ernannt. Im J. 1770 machte er eine Reiſe nach Paris, ſchrieb darauf noch ſeine History of the earth and animated nature, welche 1774 erſchien, nächſtdem ſeine ſcherzhaften Gedichte the Haunch of venison und Retaliation, und war mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuch der Künſte und Wiſſenſchaften beſchäftigt, als ein frühzeitiger Tod ſeine Thätigkeit endigte. Er ſtarb den 4. April 1774 an einem Nervenfieber. Sammeln wir die zerſtreuten Züge ſeines Charakters unter Einem Blick, ſo erſcheinen uns vorherrſchend ein mehr hell als tief blickender Verſtand, eine eben ſo lebhaft auffaſſende wie ſchöpferiſche Phantaſie; ein reges zartes Gefühl: daher bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden mehr eine helle Anſicht, als eine tiefe Einſicht; mehr ein Auffaſſen der intereſſanteſten Seiten, als aller zur Sache gehörigen, aber ein helles, leichtes, ſchönes Darſtellen des hell, leicht und ſchön Angeſchauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunſt Lebendigkeit, Wahrheit, Gemüth und Laune; — im Weltleben ein edler Ehrgeiz durch geiſtige Vorzüge, deſſen einſeitiges Streben eine Gleichgiltigkeit gegen äußern Rang und Glanz, ſogar gegen alle Anſtändigkeit und Anmuth der äußern Verhältniſſe hervorbringt, die überall Tadel verdient; nächſtdem die liebenswürdigſten Züge eines innigen und thätigen Wohlwollens und einer herzlichen Sehnſucht nach Vaterland und Freundſchaft; dabei aber ein trauriger Mangel an praktiſchen Maximen, und daher kein feſtes beſtimmtes Handeln, keine Weltklugheit, daher ſo manche Verlegenheit, ſo manche wirkliche Vergehungen, und — wenn der Tod ein Uebel iſt — ein zu frühes Erdulden deſſelben. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Weſtminſterabtei zwiſchen Gay und dem Herzog von Argyle in dem ſog. Poet's Corner, mit einer von Johnſon verfaßten Inſchrift.

Golgatha, ein Berg nahe bei Jeruſalem, auf welchem Chriſtus gekreuzigt wurde. Der Name iſt Syriſch und bedeutet eigentlich einen Hirnſchädel. Vermuthlich bekam er dieſe Benennung, weil er einer kahlen Hirnſchale ähnlich ſah. Damit ſtimmt auch der lateiniſche Name Calvaria und der Deutſche Schädelſtätte überein. S. Calvarienberg.

Gonfaloniere hieß das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; auf Deutſch ſo viel wie Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt und verwaltete ſein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andere Vortheile davon zu haben als die Ehre und freie Tafel. Erſt nach ſechs Jahren konnte dieſelbe Perſon wieder gewählt werden. **Gonfaloniere des päpſtlichen Stuhls** war ein Titel der Herzoge von Parma.

Gonſalva Fernandez von Cordova, Herzog von Terra-Nova, Fürſt von Venouſe, wo er im J. 1443 aus einem der vor-

nehmſten Geſchlechter Spaniens geboren wurde, zeichnete ſich zuerſt im Kriege gegen die Portugieſen aus. Er diente hierauf unter der Regirung Ferdinands und Iſabellens bei der Eroberung des Königreichs Granada, wo er mehrere Plätze einnahm. Ferdinand V. von Aragonien ſtellte ihn an die Spitze des Heeres, das er unter dem Vorwand, ſeinen Vettern Friedrich und Alphons Hilfe zu leiſten, eigentlich aber um ſie zu berauben, nach Neapel ſchickte. Er führte den Krieg mit Nachdruck und nahm im J. 1501 Tarent durch Capitulation. Seine Soldaten, unzufrieden alles zu entbehren, weigerten ſich, durch neue Anſtrengungen neue Erfolge zu erringen. Ein großer Theil derſelben ſtellte ſich ihm in Schlachtordnung entgegen und foderte den Sold. Einer der verwegenſten wagte es in ſeinem Uebermuth, ihm die Spitze der Hellebarde entgegenzuſtrecken. Ohne zu erſchrecken, faßte er den Soldaten beim Arm, nahm eine heitere und fröhliche Miene an, als ſey alles ein Scherz und ſagte: „Nimm dich in Acht, daß du über den Spaß mich nicht mit deinen Waffen verwundeſt.“ Der Hauptmann einer Compagnie von hundert Mann trieb die Beſchimpfung noch weiter. Er wagte zu Gonſalva zu ſagen, als dieſer ſeinen Kummer ausdrückte, die nothwendigen Bedürfniſſe nicht herbeiſchaffen zu können: „Wenn du kein Geld haſt, ſo gib uns deine Tochter, du magſt uns damit bezahlen.“ Da dieſe gehäſſige Rede vor den Wortführern der Empörung ausgeſtoßen worden war, ſtellte ſich Gonſalva, als habe er ſie nicht gehört; aber in der folgenden Nacht ließ er den Elenden ermorden, der ſich derſelben vermeſſen hatte, und ſeinen Körper an einem Fenſter aufhängen, wo die ganze Armee ihn den folgenden Morgen erblickte. Dieſes Beiſpiel von Strenge befeſtigte das Anſehn des Feldherrn, welches der Aufſtand ein wenig erſchüttert hatte. Gonſalva, deſſen Lage ein entſcheidendes Unternehmen nothwendig machte, belagerte Cerignola, um die Franzoſen zu beſtimmen eine Schlacht zu wagen, und war ſo glücklich ſeine Abſicht zu erreichen und einen Sieg zu erfechten. Er bemächtigte ſich Neapels ohne Schwertſchlag, nahm die feſten Schlöſſer im J. 1503 mit gewaffneter Hand, und die in denſelben aufgehäuften Schätze wurden dem Sieger zur Beute. Da einige Soldaten ſich beklagten, bei der Theilung verkürzt worden zu ſeyn, ſagte Gonſalva zu dieſen: „Man muß dieſem Fehler abhelfen; geht in meine Wohnung; ich überlaſſe euch alles was ihr dort finden werdet.“ Indeß drohte eine neue aus Frankreich gekommene Armee, über die Spanier herzufallen. Gonſalva, obgleich viel ſchwächer, verſchanzte ſich im Angeſicht der Franzoſen. Zu einigen Officieren, die das Benehmen ihres Anführers verwegen fanden, ſagte er heldenmüthig: „Lieber will ich mein Grab finden, indem ich einen Fuß breit Erde dem Feind abgewinne, als damit, daß ich einen Schritt zurückweiche, mein Leben um hundert Jahre verlängern.“ Der Erfolg rechtfertigte ſeinen Entſchluß. Gonſalva ſchlug die Franzoſen einzeln, endigte den Krieg durch geſchickte Manövres, und ſicherte Spanien den Beſitz des Königreichs Neapel, deſſen Connetable er ward. Seine Feinde, eiferſüchtig auf ſeine Macht, beſchuldigten ihn, daß er ſich zum Herrn dieſes Reichs machen wolle. Der neidiſche und undankbare Ferdinand ſchenkte dieſen Verleumdungen Glauben; er begab ſich ſelbſt nach Neapel und nöthigte den Helden, der ihm dies Land erobert hatte, ihm nach Spanien zu folgen. Ludwig XII. von Frankreich, ein ungleich großmüthigerer Fürſt, ſah Gonſalva bei der Durchreiſe in Savona, lud ihn an ſeine Tafel, und unterhielt ſich lange mit ihm. Er zog ſich hier-

auf nach Granada zurück und ſtarb im J. 1515. Sein Edelmuth erwarb ihm eben ſo viel Ruhm als ſeine Tapferkeit. Dennoch wird ihm vorgeworfen, ſein Wort bei einer wichtigen Gelegenheit gebrochen zu haben. Bei dem heiligen Abendmahle hatte er Alfonſen, dem Sohne Friedrichs, entthronten Könige von Neapel, geſchworen, ihn frei zu laſſen, wenn er ſich ergeben und die Waffen niederlegen würde, und dennoch hielt er ihn gefangen und ſchickte ihn unter ſtarker Bedeckung ſeinem Könige Ferdinand, der freilich mehr als einmal auf ähnliche Weiſe verfahren war.

Gonzaga. Bei dem Verfall der kaiſerlichen Macht in Italien im 11. Jahrhundert bemächtigten ſich in Mantua die erſten Familien der Regirung, unter denen die Häuſer Bonacolſi und Paſſerini lange die mächtigſten waren, bis ſich das Haus Gonzaga über alle hinaufſchwang. Dem Schwanken ſeines Vaterlandes zwiſchen mehreren mächtigen Familien machte endlich (16. Aug. 1328.) Ludwig Gonzaga ein Ende, indem er ſich Mantua's mit einem Heer von 800 Fußgängern und 500 Reitern bemächtigte, das damalige Oberhaupt der Stadt, Paſſerini de Bonacoſſa, ermordete und alle Anhänger ſeiner Gegenpartei vertrieb. Er brachte die errungene Herrſchaft auf ſeine Nachkommen, unter denen Johann Franz von Gonzaga 1432 die Stadt mit ihrem Gebiet unter dem Titel eines Marquiſats (Markgrafſchaft) vom Kaiſer Sigismund zu Lehn bekam. Gleich darauf bildete ſich das Haus Gonzaga durch die 3 Söhne ſeines Nachfolgers Ludwigs III., Friedrich, Johann und Rudolph zu drei Linien: von Friedrich ſtammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Friedrich II. von Karl V. zu Herzogen erhoben wurden und bis 1627 fortdauerten; von Johann Franz ſtammten die Herzoge von Sabionetta und Buzzolo, die 1703 erloſchen; von Rudolph die Herzoge von Caſtiglione und Solferino, deren Fürſtenthümer der Kaiſer 1692 einzog. Eine neue Linie des Hauſes Gonzaga bildete ſich, als Ferdinand, Bruder Friedrichs II. Guaſtalla zu ſeinem Antheil bekam; dieſe Linie erloſch 1746. Berühmte Krieger und Kardinäle, eine Reihe von Regenten, welche die Künſte beſchützten, gingen aus dieſer Familie hervor, die Deutſchland 2 Kaiſerinnen und Polen eine Königin gab, und von welcher jetzt nur noch zwei Abkömmlinge aus einer Seitenlinie (Vescovati) zu Mantua im Privatſtand leben. Die merkwürdigſten Glieder dieſer Familie ſind: Ludwig Gonzaga, der Erſte, der unter dem Titel eines Capitano die Herrſchaft von Mantua führte. Er ſtarb 1360 im 93 Jahre, und hinterließ 3 Söhne, Filippino, einen ausgezeichneten Helden, durch welchen ſein Vater eigentlich zur Herrſchaft gelangte. Er ſtarb 1358 ohne Erben, und ſein zweiter Bruder Guido oder Guy wurde 1360 der zweite Capitano von Mantua, der jüngſte aber Petrino oder Feltrino, Stammvater der Grafen von Novellara, welche Linie mit Camillo Gonzaga 1728 erloſch. Guido hatte zwei Söhne, Ugolino und Ludwig. Von dieſen letzteren ſtammt Franz Gonzaga, der dritte Capitano von Mantua und ein wakkerer Kriegsheld. Gleich berühmt durch ſeine Kriegsthaten wurde ſein Sohn Johann Franz, der ſeinem Vater 1407 als Capitano folgte, und von dem Kaiſer Sigismund, um den er ſich ſehr verdient gemacht, 1433 zum Markgrafen von Mantua ernannt ward, in welcher Würde ihm 3 ſeiner Nachkommen folgten, zunächſt ſein älteſter Sohn Ludewig III., genannt der Türke (geboren

1414. geſt. 1478.), welcher den Vater noch an Kriegsruhm übertraf, ſodann ſein Enkel Friedrich I. (geſt. 1484) und deſſen Sohn Franz II. (geſt. 1519). Friedrich II., ein Sohn von Franz II., wurde von Karl V. am 25. März 1530 durch eine Urkunde zum Herzog von Mantua erhoben und mit der Markgrafſchaft Montferrat belehnt. Dieſe Würde erbte auf ſeine Nachkommen fort. Der nächſte Herzog nach ſeinem Tode 1540 war ſein Sohn Franz III. welchem, da er 1550 ohne Nachkommen ſtarb, ſein zweiter Bruder Wilhelm folgte (geb. 1536 geſt. 1587). Ihm folgte ſein Sohn Vincenz I., der in den ungariſchen Kriegen gegen die Türken ſich ſehr auszeichnete. Bei ſeinem Tode (1612) hinterließ er 3 Söhne, Franz IV. (geſt. 1612), Ferdinand IV., der Kardinal (geſt. 1626), und Vincenz II. (geſt. 1627), die ſich einander ſchnell in der Regirung folgten, und ſämmtlich ohne männliche Nachkommen ſtarben. Mit ihnen war die regirende Linie ausgeſtorben. Der nächſte Erbe in der Abſtammung wäre unſtreitig der Herzog von Nevers, Karl I. von Gonzaga geweſen; aber im Hinterhalt ſtand auch der Herzog von Guaſtalla, Ferdinand II., mit Anſprüchen auf die ganze Erbſchaft, und der Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit Anſprüchen auf Montferrat. Die Rechte des Hauſes Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig von Nevers, Vater von Karl I., war ein Großvater-Bruder von Herzog Franz II., und hatte, da er nach Frankreich ging, auf die Succeſſion nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papſt unterſtützten ihn, denn alle drei wünſchten, endlich ein Ende der ſpaniſch-öſterreichiſchen Uebermacht zu ſehen, und dieſer Fall konnte entſcheiden. Spanien und Oeſterreich unterſtützten hingegen die grundloſe Prätenſion des Herzogs von Savoyen, woraus ſich der Mantuaniſche Erbfolgekrieg entſpann, der endlich nach Richelieu's Wunſche beendigt wurde, denn der Kaiſer mußte den Herzog Karl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen. 1631 gelangte er zum ruhigen Beſitze, und ihm folgte 1637 ſein Enkel Karl III. (Karl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten ſeines Vaters geſtorben), während deſſen Regirung das Fürſtenthum endlich ſeine völlige Unabhängigkeit erhielt. (Geſt. 1665.) Allein ſein Sohn und Nachfolger Karl IV. nahm in Mantua wieder franzöſiſche Garniſon ein, und erklärte ſich im Spaniſchen Succeſſionskrieg für Frankreich. Deshalb erklärte Kaiſer Joſeph I. ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua ſtarb. Oeſtreich blieb im Beſitze ſeines Landes, und Montferrat wurde an Savoyen überlaſſen. Viele aus dieſer berühmten Dynaſtie haben ſich als Helden ausgezeichnet, andre zeichneten ſich durch Liebe für Künſte, Wiſſenſchaften und Alterthümer aus. Ludwig Gonzaga ſchickte Pietro Crema mit Briefen und Gold überhäuft an Petrarcha nach Frankreich, um ihn zu bewegen, zu ihm zu kommen. Ein Luigi Gonzaga, der ums Jahr 1549 ſtarb, war ſelbſt Dichter, Ceſare errichtete 1565 die Akademie degl' Invaghiti, und mehrere legten Gallerien von Gemälden und Antiken an. Giulio Romano eröfnete unter ihnen eine ausgebreitete Malerſchule, und viele berühmte Künſtler fanden Unterſtützung und Ehre. Auch viele Frauen aus dieſer Familie haben ſich in gleicher Hinſicht ausgezeichnet. Barba Gonzaga beredete ihren Gemal, Herzog Eberhard von Wirtemberg, zur Stiftung der Univerſität Tübingen. Iſabelle von Gonzaga, Gemalin des Herzogs von Urbino, nannte Sanſovino die Mutter der Wiſſenſchaften; von Lucretia von Gonzaga, der un-

glücklichen Gemahlin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552. 8. die jedoch Haym dem Hortenſio Landi zuſchreibt). Unter denen, die ſich durch Einfluß auf die Statsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet ſich aus Louiſe Marie, Tochter Herzogs Karl, vermählt an die Könige von Polen Wladislaus und Kaſimir, geſt. 1667. Ihre Schweſter Anna, Gemahlin des pfälziſchen Prinzen Eduard, ſpielte eine Zeitlang am franzöſiſchen Hof eine bedeutende Rolle, und hatte auf wichtige Begebenheiten einen großen Einfluß. Sie ſtarb zu Paris 1684, und aus ihrem Nachlaß erſchienen die intereſſanten Memoires d'Anne de Gonzagues. Lond. u. Paris. 1786. 8.

Göpel, ſo wird eine gewiſſe Maſchine genannt, womit große Laſten Erz und taubes Geſtein aus tiefen Schachten gezogen werden. Sie beſteht aus einem großen Wellbaum oder Spindel mit einem hölzernen Korbe und großem Drilling von zwei Scheiben mit am Rande eingeſetzten Hölzern, auf welchen ein Seil, oder eine eiſerne Kette gewickelt iſt, die ſich auf- und abwickeln läßt, mit dem einen Ende in die Grube hinein- und mit dem andern herausgehet. Mit den Seilen ſind hölzerne Kaſten oder Tonnen, ſtark mit Eiſen beſchlagen, durch Quenzelketten verbunden, und mit einer Vorrichtung verſehen, welche ſolche an der im Treibe-Schachte angebrachten Leitung auf und nieder bewegen läßt.

Gorani (Joſeph Graf von) ein Mailändiſcher Edelmann, widmete ſeine Jugend den Wiſſenſchaften und zwar, bei einer eben ſo leichten Faſſungskraft als großer Lebhaftigkeit des Geiſtes, mit ſehr glücklichem Erfolge. Dieſes beweiſen die Werke ſeines reiferen Alters über Philoſophie, Staats-Oekonomie und öffentliche Erziehung, in welchen allen zugleich ein in ſeinem Stande ſeltener demokratiſcher Geiſt athmet. Dieſer Art ſind ſeine: Geheimen Memoiren über Italien, eine Abhandlung über den Despotismus, und ſeine Unterſuchung über die Wiſſenſchaft der Regirung. Seine Grundſätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks und über die Aufhebung der Geburtsunterſcheidungen veranlaßten, daß er aus der Liſte des Mailändiſchen Adels geſtrichen und ſeine Güter eingezogen wurden; wofür man ihm von der andern Seite den Titel eines Franzöſiſchen Bürgers, nach dem er ſtrebte, durch ein Dekret der geſetzgebenden Verſammlung zugeſtand. Deſſen ungeachtet flüchtete er ſich nach Frankfurt, wo er zu Ende des J. 1792 ſtarb.

Gordian iſt der Name von drei römiſchen Kaiſern. Marcus Antonius Gordianus war Proconſul von Afrika und bereits über 80 Jahre alt, als der Senat ihn, gegen den von den Soldaten zum Kaiſer ernannten, grauſamen Maximinus Thrax, zum Kaiſer und ſeinen Sohn zum Mitregenten erwählte (237. n. Chr. Geb.). Vier Monate darauf aber ward er von Capellianus, Maximins Statthalter, geſchlagen; der Sohn blieb im Treffen, der Vater tödtete ſich ſelbſt. Hierauf erklärte der Senat die beiden Conſuln zu Auguſtis, und auf Verlangen des Volks Gordianus Pius, des ältern Gordians Enkel, zum Kaiſer. Dieſer, erſt 13 Jahre alt, ward anfangs von unredlichen Menſchen verführt und betrogen. Seit 241 aber lenkte ihn und den Staat ſein Schwiegervater Miſitheus mit Klugheit und Uneigennützigkeit. Doch dieſer ſtarb 243. Philippus, der an ſeine Stelle erwählt ward, wiegelte die Soldaten auf, zwang den Gordian, ihn zum Mitregenten aufzunehmen, und ließ dieſen endlich (244) hinrichten.

Gordiſcher Knoten ſ. Alexander und Gordius.

Gordius, wurde aus dem Stande eines Landmanns auf den Thron von Phrygien erhoben. Als nämlich im Lande eine Empörung ausgebrochen war und die Bewohner das Orakel wegen eines neuen Königs befragten, beſtimmte daſſelbe denjenigen, der auf dem Rückweg ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiter zu beſuchen. Dies war Gordius, welcher aus Dankbarkeit ſeinen Wagen dem Jupiter weihte, und an der Deichſel deſſelben einen ſo künſtlichen Knoten befeſtigte, daß das Orakel demjenigen die Herrſchaft der Welt verſprach, der ihn auflöſen würde. Als Alexander nach der Stadt Gordium kam, und die Unmöglichkeit ſah, den Knoten aufzulöſen, zerhieb er ihn mit dem Schwerte, um nicht das Orakel zu verlieren.

Gordon (Lord Georg) geb. 1750, ein Sohn des Herzogs von Gordon, und ein höchſt abenteuerlicher Mann. Da das Volk in England und Schottland im Jahre 1780 ſehr unzufrieden mit den Freiheiten war, welche man den Katholiken eingeräumt hatte, fing Gordon an, den Andächtigen zu ſpielen, brachte eine von einer zahlloſen Menge Menſchen unterſchriebene Bittſchrift zuſammen, und wollte damit das Parlament zur Unterdrückung der katholiſchen Religion zwingen. Allein es blieb nicht bloß bei einem ſchriftlichen Geſuche; der Pöbel ward unruhig, beging in London und andern Städten des Reichs die größten Ausſchweifungen, wüthete beſonders gegen die Beſitzungen der Katholiken, und konnte nur mit der größten Mühe von der königlichen Leibwache zur Ruhe gebracht werden. Gordon wurde als Hauptanſtifter dieſer Unruhen gefänglich eingezogen, aber im Jahre 1781 wieder frei gelaſſen. Der Arreſt hatte ihn jedoch nicht klüger gemacht; er verfiel in neue Träumereien und Albernheiten, wurde deswegen vom Hofe entfernt, und ließ ſich, nachdem es ihm bei keiner chriſtlichen Partei mehr glücken wollte, 1787 zu Birmingham unter die Juden aufnehmen. Wegen eines Criminal-Proceſſes, in welchen er verwickelt war, wurde er bald darauf nach London zur Haft gebracht, und bezeigte darin gegen ſeine ehemaligen chriſtlichen Mitbrüder den lebhafteſten Widerwillen. Das Gericht erkannte ihm fünfjährige Gefangenſchaft und noch überdieß eine anſehnliche Geldbuße zu. Gordon ertrug alles mit der größten Gelaſſenheit, ſchrieb Pasquille auf die Königin von Frankreich, den König von England ꝛc. (er war nicht ohne Witz) und kehrte nach überſtandenen Leiden zu ſeinen neuen Glaubensgenoſſen zurück, nachdem er vergebens verſucht hatte, durch eine 1789 dem Franzöſiſchen National-Convent, dem er zur errungenen Freiheit Glück wünſchte, übergebene Bittſchrift, ſich für ihn zu verwenden, ſeiner Gefangenſchaft früher entledigt zu werden. Er ſtarb den 1. Nov. 1793.

Gorgias, von Leontium in Sicilien gebürtig, lebte um die 70ſte Olympiade und war einer der größten Sophiſten und Redner des Alterthums. Empedocles war ſein Lehrer in der Philoſophie und Magie. Als er von ſeiner Vaterſtadt nach Athen geſandt worden, um die Athener um Beiſtand zu bitten, entzückte er ſeine Zuhörer durch ſeine kunſtreiche Rede in dem Maße, daß ſie nicht nur alles bewilligten, ſondern auch ihn einluden, ſich bei ihnen niederzulaſſen. Scharenweis ſtrömten ihm Schüler zu, die Tage, an denen er öffentlich auftrat, nannte man Feſttage; man wetteiferte, ihn mit Ehrenbezeigungen zu überhäufen. Bei den Pythiſchen Spielen beſchloß man, ihm eine goldene Bildſäule zu errichten, und dieſer einmüthige Beſchluß ward in ſeiner Gegenwart im Tempel des Apollo vollzogen.

Aber Gorgias überlebte dieſen glühenden Eifer, womit ihm alles Huldigung und Bewunderung zollte. Man fing an zu fühlen, daß das Pomphafte ſeiner Schreibart nur dazu beitrug, die Dürftigkeit ſeiner Gedanken noch deutlicher zu verrathen. Er ſtarb in einem Alter von 107 oder 108 Jahren. Als Philoſoph baute Gorgias ſeine Sophiſtik auf die ſkeptiſchen Lehrſätze des Meliſſus und Zeno, ging aber darin weiter als jene, indem er den Skepticismus ins gemeine Leben hineinzog, die Anwendung deſſelben auf das Praktiſche zeigte, und auf eine den Geiſt verwirrende Weiſe Tugend und Laſter in gleichem Licht erſcheinen ließ. In ſeinem Buche von der Natur ſuchte er folgende drei Sätze zu beweiſen: Es ſey nichts vorhanden; wäre auch etwas vorhanden, ſo wäre es doch nicht erkennbar; wäre es endlich auch erkennbar, ſo wäre die Erkenntniß doch nicht mittheilbar.

Gorgonen, drei Töchter des **Phorkys** oder **Gorgo** und der **Ceto**, welche **Euryale**, **Stheno** und **Meduſa** hießen. Die erſten beiden waren unſterblich und mit ewiger Jugend geſchmückt; Meduſa allein gehörte zu den Sterblichen. Sie wohnten im äußerſten Weſten am Ocean, in der Nachbarſchaft der Nacht und der Hesperiden, nach andern auch auf den Gorgadiſchen Inſeln im Aethiopiſchen Meere. Sie werden geflügelt und um Haupt und Hüften mit Schlangen gegürtet abgebildet. Jeder, den ihr Blick traf, wurde in Stein verwandelt. Heſiod beſchreibt ſie in folgenden Verſen:

Längs den Gurten herunter
Schlängelten ſich zween Drachen mit aufgekrümmeten Häuptern;
Jene züngelten beid', und knirſchten vor Wuth mit den Zähnen,
Grauſam rollend den Blick. Auch ob den entſetzlichen Häuptern
Tummelte Graun der Gorgonen, ein Furchtbares. ——

Und Aeſchylus ſpricht von ihnen folgendermaßen:

Ohnfern ſind ihre Schweſtern, drei geflügelte,
Die drachenlockigen Gorgonen, menſchenfeind,
Die ſehend nie ein Sterblicher den Geiſt behält.

Perſeus erlegte die jüngſte von ihnen, die Meduſa, deren ſchreckliches Haupt auf dem Schilde der Minerva ſich befindet.

Görlitz, eine der anſehnlichſten, ſchönſten Städte in der Oberlauſitz, und Hauptſtadt des Görlitzer Haupt-Kreiſes, an dem linken Ufer der Neiße gelegen, mit 8200 Einwohnern. Sie hat eine ſehr große, ſchöne Hauptkirche mit einer trefflichen Orgel, ein Gymnaſium, verſchiedene bedeutende Bibliotheken, auch beträchtliche (wenn gleich nicht in dem blühenden Zuſtande, wie ſonſt befindliche) Tuchmanufakturen — man rechnet jährlich auf 10,000 Stück Tuch, welche hier gefertiget wurden, ſo wie denn auch die Ausfuhr aller Tücher und Leinwande im Jahr 1796 gegen 280,000 Thaler betrug — nicht minder Leinwand-Band-Ledermanufakturen, auch ſtarken Leinwandhandel. In der Nähe dieſer Stadt iſt der berühmte Berg, **Landskrone**, (1304 Pariſer Fuß hoch), welcher eine treffliche Ausſicht gewährt. Vor dem Nikolaithor iſt auf einem Berge, bei der kleinen Kirche zum heiligen Kreuz, das **heilige Grab**, welches Georg Emmerich, ein Bürgermeiſter der Stadt, nach dem Modell des hei-

ligen Grabes zu Jeruſalem, wo er in den Jahren 1456 und 1476 geweſen war, 1481 erbauen ließ.

Görz, (Freiherr Georg Heinrich v.), Sohn des Domherrn und Vicedoms, Landes Condirectors des Fürſtenthums Halberſtadt und Ritterhauptmanns der Fränkiſchen Ritterſchaft, Philipp Friedrich, aus der alten Familie derer von Schlitz, genannt von Görz, ſtand eigentlich als geheimer Rath und Hofmarſchall in den Dienſten des Herzogs Chriſtian Auguſt von Holſtein, gefiel aber dem König der Schweden Karl XII. dergeſtalt, daß er ihn, einen Kenner des Finanzweſens, der viele Sprachen gleich gut ſchrieb als ſprach, und mit vielen Kenntniſſen einen höchſt lebhaften Geiſt und unermüdliche Thätigkeit verband, ganz für ſich zu gewinnen ſuchte. In der That waren beide ganz zur wechſelſeitigen Anziehung gemacht, denn was Karl an der Spitze ſeines Heeres, das war Görz im Kabinet, unternehmend, kühn, keine Gefahr ſcheuend, das Gefährlichſte unternehmend, und voller Gewandheit, in ſchlimmer Lage ſich zu helfen. Zweimal wurde er verhaftet, einmal in Sachſen, wo er aus der Mitte von 6 Cavalieren entfloh, das zweitemal in Holland, wo er daran arbeitete, England zu Gunſten des Prätendenten in Aufſtand zu bringen. Jedoch ſetzte man ihn nach wenig Monaten wieder in Freiheit. Nach dem Unglück, welches Karln in der Schlacht bei Pultawa und während ſeines ſeltſamen fünfjährigen Aufenthalts in der Türkei betroffen hatte, bot der Miniſter Görz alles auf, was zur Rettung für ſeinen König irgend dienen konnte. Sein Plan war, alle nur denkbaren Hilfsquellen zu öffnen, um durch thätige Fortſetzung des Krieges einen erträglichen Frieden zu erhalten. Wer konnte es alſo in der damaligen Lage tadeln, wenn ſtatt der Münze Münzzeichen gemacht wurden, die zu ſeiner Zeit redlich wieder eingelöſt werden ſollten? Friede alſo und nicht Krieg war Görzens Plan, und dies zeugen auch ſeine mit Rußland eingeleiteten Unterhandlungen wegen des Friedens, die bereits einem glücklichen Ende nahe waren, als Karl, durch die neu eröffneten Hilfsquellen und glücklichen Hoffnungen muthiger, in Norwegen von neuem einbrach. Bei allem Aufwand ſeiner ſeltenen Kraft und Thätigkeit und bei dem beſten Willen konnte der Ausländer Görz nicht verhindern, daß nicht alle großen und kleinen Schwediſchen Herren mit aller Kraft und Liſt ihm heimlich entgegen gearbeitet hätten, und es iſt wohl ein ſicherer Beweis ſeines außerordentlichen Genies, daß er doch vier Jahre lang die Ausführung ſeines Planes forttrieb. Kaum aber war Karl vor Friedrichshall (11. Dec. 1718.) gefallen, als die lange verhaltene Wuth gegen ihn losbrach, der er als Opfer fallen mußte. Man verhaftete ihn, klagte ihn an, er habe dem König Karl ſeine Unterthanen, den Senat, alle Collegien verhaßt gemacht, ihn zu gewagten und verderblichen Unternehmungen verleitet, beſonders zu dem letzten unglücklichen Zuge nach Norwegen, habe ſchlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen ſchlecht verwaltet. Ohne auf ſeine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt, aller angebornen und erlangten Würden verluſtig, auf dem gewöhnlichen Richtplatz enthauptet zu werden, und dieſes Urtheil ward den 28. Febr. 1719. an ihm vollzogen. Er verfertigte ſich ſelbſt die Grabſchrift: Mors Regis, Fides in Regem, est mors mea (des Königs Tod, Treue gegen den König, iſt Mein Tod), und ging, unter Bezeugung ſeiner Unſchuld, mit der Standhaftigkeit eines Helden dem Tod entgegen. Man kann wol kaum zweifeln, daß nicht Karls Ermordung und Görzens Ermordung

das Werk einer und derſelben Partei war, und das war dieſelbe, die ſich ſogleich der ganzen Regirung bemächtigte und durch ein unkluges Spiel auswärtiger Politik das ungeheure Elend, unter dem das Land ſeufzte, noch vermehrte.

Gorſchi, Perſiſche Reiter, die beſtändig im Felde unter Zelten liegen und ein von den übrigen Perſern verſchiedenes, durch ſeine Tapferkeit berühmtes Volk ausmachen. Sie werden von dem Schach gebraucht, wenn er eine Execution mit einem vornehmen Beamten anſtellen will.

Goſen, Goſi, Ruſſiſche Hoffaktore, oder Kaufleute, die bloß für den Hof handeln, und beſonders nach Deutſchland, der Türkei, Perſien und China.

Goslar, eine Stadt von 1000 Häuſern mit 8,800 Einwohnern, liegt am Fuße des nördlichen Harzgebirges in Niederſachſen an der Goſe, einem Nebenfluſſe der Oker. Die Stadt bildet ein ſehr unregelmäßiges Ganzes. Das Kaiſerhaus, ein Ueberbleibſel des ehemaligen Königshofes der alten teutſchen Könige, iſt jezt ein Magazin. Die Einwohner treiben Korn- und Fruchthandel, und das hier gebraute Bier, die Goſe, iſt ſehr berühmt und wird weit verfahren. Auf dem Rammelsberge bei der Stadt wird Bergbau getrieben, und man findet Vitriolhöfe, Rollenbleifabriken, Draht- und Hammerſchmieden, Meſſingwerke, Ochergruben in der Nähe. Ehemals war Goslar eine freie Reichsſtadt, die auf dem Reichstag die 7te Stelle auf der rheiniſchen Bank, und bei dem niederſächſiſchen Kreis die 2te unter den Reichsſtädten einnahm. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Febr. 1803 wurden 42 Reichsſtädte erblichen Oberherren zuerkannt, und Goslar kam, ſo wie Mühlhauſen und Nordhauſen, an Preußen, von welchem es, zufolge des Tilſiter Friedens, an das neue Königreich Weſtphalen abgetreten wurde, in welchem es zu dem Departement der Oker gehörte, bis es in Folge der Siege über Frankreich i. J. 1813. wieder an Preußen zurückfiel.

Goſſec (François Joſeph) Mitglied des Inſtituts und der Ehrenlegion, einer der drei Inſpectoren und Profeſſor der Compoſition beim Conſervatorium, wurde 1733 zu Vergnies geboren. In ſeinem ſiebenten Jahre ging er nach Antwerpen und blieb acht Jahre Chorknabe an der Domkirche dieſer Stadt. Goſſec hat ſich ganz durch ſich ſelbſt gebildet und keinen andern Lehrer gehabt als die Natur. Das Studium der Partituren der größten Meiſter hat nachher ſein Talent vollkommner ausgebildet. Gleich dem großen Haydn, hat er es beklagt, daß er nicht Italien und die verſchiedenen Schulen dieſes Landes beſuchen können. Im J. 1751 kam er nach Paris, wo er ſeinen ununterbrochenen Aufenthalt nahm. Er trat zuerſt in die Dienſte des Herrn de la Popelinière, und leitete das Orcheſter deſſelben unter den Augen des großen Rameau. Nachher trat er in derſelben Eigenſchaft in das Orcheſter des Prinzen Condé, für den er mehrere Opern componirte. Im J. 1770 ſtiftete er das Liebhaberconcert, in welchem der Chevalier de St. Georges die erſte Violine ſpielte, und welches zehn Jahre hindurch den größten Erfolg hatte. Im J. 1773 übernahm er das Concert spirituel gemeinſchaftlich mit Gaviniés und Le Duc dem ältern, bis es ihm 1777 durch eine Intrigue, welche Legros begünſtigte, entzogen ward. Im J. 1784 wurde er zum Vorſteher der Geſangſchule ernannt, welche der Baron von Breteuil errichtet hatte. Zur Zeit der Revolution wurde er Muſikmeiſter der Nationalgarde und als im J. 1795 ein Geſetz die Organiſation des muſikali-

ſchen Conſervatoriums definitiv beſtimmte, ward Goſſec nebſt Mehul und Cherubini zum Oberaufſeher dieſer Anſtalt und Profeſſor der Compoſition ernannt. Catel, ſein vorzüglichſter Schüler, ward zu gleicher Zeit als Profeſſor der Harmonie angeſtellt. Goſſecs Schüler haben größtentheils den erſten Preis davon getragen. Der berühmteſte unter denſelben iſt gegenwärtig der junge Gaſſe, der ſich als erſter Violiniſt bei dem Theater von Neapel befindet. Goſſec hat in ſeinem hohen Alter, ſowohl im Geſpräch als in ſeinen Compoſitionen, alle Lebhaftigkeit der Jugend behalten. Er arbeitete in ſeinem 78 Jahre an einem Tedeum, um ſich über den Verluſt eines früher verfertigten zu tröſten, das eine große Celebrität erlangt hatte. Wir begnügen uns von ſeinen zahlreichen Werken nur ſeine Opern anzuführen. Dieſe ſind: Sabinus, Alexis et Daphne, Philémon et Baucis, Hylas et Sylvie, La fête de village, Thésée, Rosine, La reprise de Toulon, Le faux Lord, Les Pêcheurs, le double déguisement, Toinon et Toinette und einige andere.

Gotha, ein ſächſiſches Fürſtenthum auf der Nordſeite des Thüringerwaldes, von der Gera, Neſſa, Werra, Unſtrut und Ilm durchſtrömt, erzeugt gute Sandſteine, Getreide, Flachs, Obſt, Pferde und Wildpret. Der Inſelsberg und Schneekopf ſind ſeine bedeutendſten Berge. Die Beſitzungen des Herzoges von Sachſen-Gotha beſtehen in dem Fürſtenthum Gotha und dem größten Theile des Fürſtenthums Altenburg und betragen zuſammen 52 Q. M. mit 170000 Einwohnern, wovon auf Gotha 25 Q. M. mit 82000 Einwohnern kommen. Die Einkünfte können gegen eine Million Thaler betragen. Die Einwohner verdanken unter einer milden und väterlichen Regirung ihren Wohlſtand beſonders dem Ackerbau, der Viehzucht und den beträchtlichen Holznutzungen im Thüringer Walde. Nachdem Kurfürſt Johann Friedrich aus der Erneſtiniſchen Linie in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg von Kaiſer Carl V. gefangen, der Kurwürde beraubt und ſelbige der Albertiniſchen Linie zugetheilt worden, erhielt dieſer Fürſt, vermöge der Wittenberger Capitulation von 1547 und des Vertrags zu Naumburg von 1554 mehrere Aemter, Schlöſſer und Städte größtentheils im ſüdlichen Thüringen zum Erbtheil. Er hinterließ drei Söhne, von denen der mittlere, ebenfalls Johann Friedrich mit Namen, der erſte war, der ſeinen Sitz in der Stadt Gotha nahm. Hier auf dem Schloſſe Grimmenſtein entwarf er gemeinſchaftlich mit Melchior von Grumbach die auf die Wiedererlangung der Kurwürde gerichteten Plane, welche die Vollziehung der Reichserecution gegen den Herzog, deſſen lebenslängliche Gefangenſchaft in den Oeſtreichiſchen Staaten, die Hinrichtung Grumbachs und anderer Theilnehmer und die Zerſtörung des Schloſſes Grimmenſtein zur Folge hatten. Dieſes unglücklichen Fürſten Söhne und die Söhne ſeines Bruders Johann Wilhelms, welcher ſeinem Hauſe in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern durch Erbverbrüderung die Erbfolge in die gräflich Hennebergiſchen Lande eröffnet hatte, bildeten durch Theilungen vier Linien, welche in Coburg, Eiſenach, Altenburg und Weimar reſidirten. Die beiden erſtern Linien erloſchen mit ihren Stiftern und ihre Länder fielen im J. 1638 an Altenburg und Weimar. Damals theilten die drei, von der zahlreichen Nachkommenſchaft des Herzogs Johann von der Weimariſchen Linie noch übrigen Prinzen, Wilhelm, Albrecht und Ernſt ihre ſämmtlichen Länder, und Ernſt erhielt denjenigen Theil, in welchem Gotha der Hauptort war, und welchen er im J. 1672 nach dem Ausſterben der Altenburgiſchen Linie

in der Perſon des jungen Herzogs Friedrich Wilhelms III. noch beträchtlich vermehrte; denn als nächſter Agnat nahm er nach den Grundſätzen des Sächſiſchen Privatrechts ſämmtliche Altenburgiſche Lande in Anſpruch und nöthigte die Weimariſche Linie, welche gleiche Rechte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So ward Herzog Ernſt I. mit dem Beinamen der Fromme, Stifter des Gothaiſchen Geſammthauſes. Zwar hatte er verordnet, daß ſeine Lande nicht getheilt, ſondern gemeinſchaftlich von ſeinen ſieben Söhnen regirt werden ſollten; allein nach ſeinem 1675 erfolgten Tode theilten dieſe dennoch das Land, und ſo entſtanden ſieben Zweige des Gothaiſchen Geſammthauſes; Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eiſenberg, Hildburghauſen und Saalfeld, von denen aber Coburg, Eiſenberg und Römhild in ihren Stiftern wieder ausſtarben. Bei dieſer Theilung nun erhielt Herzog Ernſts älteſter Sohn Friedrich I. das Fürſtenthum Gotha und den größten Theil von Altenburg. Er iſt auf dieſe Weiſe der Stifter des heutigen Particularhauſes Gotha und führte das Recht der Erſtgeburt unter ſeinen Nachkommen ein. Nach ſeinem 1691 erfolgten Tode regirte ſein Sohn Friedrich II. bis 1732 und nach dieſem deſſen Sohn Friedrich III. bis 1772, der auch unter den Drangſalen des ſiebenjährigen Krieges den Wohlſtand ſeines Landes zu erhalten wußte. Ihm folgte der weiſe, gerechte und menſchenfreundliche Herzog Ernſt II. bis 1804. (ſiehe dieſen Art.) Jetzt regirt ſein Sohn Herzog (Emil Leopold) Auguſt, geb. den 23. Nov. 1772 und zum zweiten Male vermählt den 24. April 1802 mit Caroline Amalie, Tochter Wilhelms IX., Kurfürſten von Heſſen, geb. den 11. Juli 1771. Seine erſte Gemahlin war Luiſe Charlotte, Herzogs Friedrich Franz zu Meklenburg-Schwerin Tochter. Aus dieſer erſten Ehe ward am 21. Dec. 1800 eine Prinzeſſin geboren.

Gotha die Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthums Gotha, liegt an einer Anhöhe an der Leine in einer ſchönen Gegend und zählt ungefähr 12000 Einwohner. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören das Schloß Friedenſtein mit ſeinen angenehmen Anlagen, das treffliche Münzkabinet, eines der vollſtändigſten in Europa, nebſt einer ſchönen numismatiſchen Bibliothek, die Kunſt- und Naturalienkammer und die herzogliche Bibliothek, die ſehr reich an Manuſcripten iſt. Billig erwähnen wir hier noch der bei Gotha gelegenen, von Herzog Ernſt II. erbauten Sternwarte, für welche dieſer edle Fürſt ein Capital von 40000 Thalern ausſetzte. Dies Inſtitut gehörte unter des berühmten Oberſten von Zach Aufſicht in Deutſchland zu den vorzüglichſten dieſer Art.

Göthe (Johann Wolfgang von) wurde geboren den 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M., wo ſein Vater, Dr. der Rechte und kaiſerl. Rath, in angeſehenen Verhältniſſen, obſchon ohne öffentliches Amt, nicht in ungünſtigem Glückszuſtande lebte. Wenn es wahr iſt, daß wir Deutſchen oft undankbar gegen unſre großen Geiſter, beſonders gegen unſre großen Dichter ſeyen, ſo iſt Göthe einer von denen, der ſich am wenigſten über dieſen Undank dürfte zu beſchweren haben. Enthuſiaſtiſche Verehrung empfing ihn, als ſein erſtes Werk im Publikum erſchien, und jetzt, nach vierzig Jahren, iſt dieſe weit entfernt, lauer geworden zu ſeyn. Geliebt von vielen, bewundert von allen, vergöttert ſogar von einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menſchen aller Zeiten und Völ-

ker: denn immer ſuchte die Mittelmäßigkeit das Große herabzuziehn und ſich näher zu bringen, ohne daß ſie ihm dadurch ſeinen unwandelbaren Werth hätte rauben können. Geſtand man auch nicht zu, was ſeine Vergötterer in ihrem Enthuſiasmus verlangten, und Göthe ſelbſt nie ſich angemaßt hat, daß er unſer einziger Dichter ſey, ſo fand man doch gerecht, ihn einen unſerer größten, ja in gewiſſer Hinſicht den Größten und Erſten ſelbſt zu nennen. Um ſich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, muß man ſich zuvörderſt alles deſſen erinnern, was ſeine Poeſie und ſeine Laune ſeit dem achten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts geliefert und geleiſtet hat. Lyriſche Gedichte der verſchiedenſten Art, naive, ſentimentale und witzige oder ſchäkernde Epigramme; Lieder der leichteren fröhlichen Gattung, andre, die einem Herzen voll Gefühl entſproſſen; noch andre, die den ſinnigen Ernſt unter leichter Hülle verbergen; Elegieen im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man wenigſtens zum Theil den erhabenſten zuzählen muß; Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald ſchaurig, bald furchtbar; außerdem noch eine Menge lyriſcher Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel einer Poetik würden zu bringen ſeyn; Idyllen voll zarter Anmuth und Innigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von anderem Ton, Geiſt und Styl, Werther ſentimental-lyriſch, Wilhelm Meiſter naiv-epiſch, die Wahlverwandſchaften tragiſch; Tragödien, in deren jeder ein anderer Geiſt weht, und deren jede von der andern ſo verſchieden iſt, daß man kaum denſelben Meiſter und Urheber vermuthen ſollte, Götz von Berlichingen voll treuherziger altdeutſcher Einfalt, aber auch altdeutſcher Kraft und Kernhaftigkeit, eine ſhakeſpearſche Compoſition, etwas wild wie die des Deutſchen Reichs, aber voll Einheit wie die Rieſenmaſſen des Straßburgiſchen Münſters; Egmont, mehr den Süden athmend, daß er, bei aller Wahrheit und Naturtreue, ſelbſt ins Phantaſtiſche überſpielt; Clavigo in ſeiner bürgerlichen Sphäre ans Franzöſiſche tragiſche Theater erinnernd; Iphigenia, voll Griechiſcher Idealität, Taſſo voll Italieniſcher Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht von Kraft und Würde leer; Eugenie mit ihrer Politur, der Großcophtha, dieſe pſychologiſche Entfaltung, und Fauſt, gegen den keine Nation etwas Gleiches ſtellen kann: wie verriethen dieſe wohl durch ſich einen und denſelben Meiſter! Nicht minder verſchieden ſind die Luſtſpiele und Dramen, die Mitſchuldigen, die Laune des Verliebten, der Franzöſiſchen komiſchen Bühne getreu, Stella, mit ihrer Glut des Südens, die Geſchwiſter mit ihrer Deutſchen Innigkeit, Erwin und Elmire mit ihrer romantiſchen Schwärmerei, der Jahrmarkt von Plundersweilern, der Triumph der Empfindſamkeit, mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit, im Komiſchen das, was im Tragiſchen Fauſt; wer fände auch hier wohl eine Familien-Aehnlichkeit aus? Vergeſſe man aber ja nicht, die Singſpiele und Dramolets mit in Anſchlag zu bringen, die phantaſtiſche Lila, die ſeltſame Claudine von Villa Bella, die idylliſche Jery und Bätely, Künſtlers Erdwallen und Apotheoſe ſo anſpruchslos und doch ſo gehaltvoll und tief, Paläophron und Neotherpe, Was wir bringen u. a. m. Des Dramatiſchen iſt, wie man ſieht, am meiſten gegeben, und man könnte daraus vielleicht ſchließen, des Dichters Genius habe ſich hierin vorzüglich bewährt. Man ſchließe aber nicht zu raſch, denn ſieht man auf das, was er als Epiker geleiſtet, ſo findet man ihn in dieſer Gattung nicht unbedeutender, mag man

nun ſeine ſchon genannten drei Romane, oder ſein homeriſch-plaſtiſches Epos Herrmann und Dorothea, oder das Fragment der Achilleis, oder ſeinen im homeriſchen Geiſt nachgebildeten Reinecke Fuchs, oder ſein Fragment eines romantiſchen Epos, die Weißagungen, oder ſeine kleineren poetiſchen Erzählungen und Schildereien, z. B. Hans Sachſens Sendung, ſo ganz in Geiſt und Manier des wakkern Meiſterſängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poeſie von ihm unangebaut bliebe, ſtellt er als didaktiſcher Dichter ſich durch ſeine Epiſteln dem Horaz an die Seite. So viel und ſo vielerlei lieferte Göthe als Dichter; was hat er aber nicht auch als Kunſtfreund und Kunſtkenner, früher in einzelnen zerſtreuten Aufſätzen, unter denen der über Deutſche Baukunſt in Herders fliegenden Blättern über Deutſche Art und Kunſt Auszeichnung verdient, ſpäterhin in den Propyläen, in Programmen der Jenaiſchen Literaturzeitung, in Recenſionen für dieſelbe (z. B. der Gedichte von Voß, Grübel, Hebel u. a.), in dem Anhang zur Ueberſetzung der Biographie Benvenuto Cellini's, Rameau's Neffen von Diderot, in Winkelmann und ſeinem Jahrhundert, in ſeinen Briefen aus Italien, und in Gemeinſchaft mit Meyer, unter dem Namen der Weimariſchen Kunſtfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch in ganz heterogen ſcheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er ſchrieb ein treffliches Werk über die Metamorphoſe der Pflanzen, und zwei beherzigenswerthe über Optik und Farbenlehre. Daß er über einen juridiſchen Gegenſtand ſchrieb, wird von dem Doctor der Rechte nicht befremden, wohl befremden aber könnten ſeine Briefe über die Offenbarung und andere theologiſche Gegenſtände, die man füglich ungenannt laſſen könnte, wenn nicht in der letzteren Zeit auch Göthe's religiöſe Anſichten wären in Anſpruch genommen, und der Hang einer gewiſſen äſthetiſchen Schule zum Katholizismus als von ihm ausgehend wäre betrachtet worden; ein Umſtand, der wichtig genug iſt, um auch dieſe Seite an Göthe mehr herauszuheben. Es drängt ſich aber hier überhaupt die Betrachtung auf, daß Göthe faſt mit allem, was er leiſtete, und nicht ſelten auch mit dem, was er war, einen großen, bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Kultur ſeines Zeitalters gewann, und ſo gewiſſermaßen unter den Deutſchen als der Centralpunkt zu betrachten iſt, von welchem aus ſeit vier Decennien die verſchiedene Geſtaltung unſers äſthetiſchen und ſittlichen Weſens ihre Richtung genommen hat. Seine früheſten, der herkömmlichen Regeln damals geltender Kunſttheorien ſpottenden, Producte führten eine Genieperiode herbei, die man nach einem Schauſpiel des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drangperiode genannt hat, und wohl mit Recht als einen Sturm auf den damaligen Deutſchen Parnaß und ſeine Franzöſiſche Verzäunung betrachten mag. Werther führte die empfindſame Periode, Götz den Tumult der Ritterſchauſpiele und Romane herbei und ſtellte Shakeſpear als Muſter für unſre dramatiſchen Dichter hin. Die Aeſthetik wurde in jener Zeit durchaus revolutionair, und man frage nicht, ob es die Sitten nicht auch wurden, denn man denke nur an die, denen Werther die Piſtole in die Hand gab, woran freilich der Dichter ſehr unſchuldig war, an die Epidemie der Empfindelei, an die Derbheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem Göthe durch Laune, Satyre und komiſchen Witz ſeine früheren Einflüſſe ſelbſt weggelacht, geſcherzt und geſpottet hatte. Wie durch einen Zauberſchlag verwandelt erſchien er auf einmal im neunten Jahrzehnd, denn ſeine Iphigenia, ſein Taſſo treten einher in der höheren

Glorie Griechiſcher Idealität, die ſelbſt in ſeinem, obſchon dem Shakeſpear näheren, Egmont nicht zu verkennen iſt. Im Fauſt, der alles in ſich vereinigt, was Göthe's Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel ſeiner Vollendung erreicht. Es darf nicht verwundern, von dieſen Werken keine ſchnelle Wirkung zu ſehen; aber ſie blieb nicht aus, und wurzelte tief, denn in Aeſthetik und Sitten fing man nachher an, auf Idealität zu dringen; der Schmetterling brach aus der Raupe hervor. Wie Wilhelm Meiſter im letzten Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts wirkte, iſt uns allen noch im friſchen Gedächtniß. Nicht blos Künſtlerromane folgten in großer Anzahl, ſondern Künſtlerleben galt als das eigentlich wahre, als das einzig würdige Leben. Wie nach Werthers Zeit im blauen Frack und Paille-Beinkleidern gehen mußte, wer auf Genialität Anſpruch machte, ſo jetzt mit der Palette und Guitarre, wenn er nicht die Bühne betreten konnte. Kunſt iſt der Gipfel des Lebens, ſie lehrt ein ideales Leben im wirklichen Leben: dieſes Prinzip trat immer deutlicher und lauter hervor, und eine Aeſthetik entſtand, wie ſie die Vorzeit, bisweilen zwar geahndet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Aeſthetik erſchien in der größten denkbaren Würde als Vollenderin des Lebens und der Philoſophie. Die Moral erhielt eine bloß untergeordnete Rolle, die Religion aber, eine Zeitlang der Moral nur dienſtbar, erhob ſich über ſie, indem ſie mit der Kunſt ſich nicht bloß verſchwiſterte, ſondern Eins ward. Mit der Aeſthetik ergriff man demnach auch die Religion, ja man konnte nicht religiös ſeyn, ohne äſthetiſch zu ſeyn, und eine ſchöne Seele ſich nur in dieſer äſthetiſch-religiöſen Innerlichkeit bewähren. Wer ſieht es nicht, daß dem Proteſtantismus hiemit der Stab gebrochen war! Sonderbar genug ſieht man hier an einen Roman, der wohl keineswegs ſo etwas beabſichtigte, bedeutende Umwandlungen in der Aeſthetik nicht blos, ſondern auch in der Philoſophie und Religion geknüpft, und Göthen auf dieſe Weiſe wieder an der Spitze ſeines Zeitalters und einer neuen Generation. Was Wunder, wenn er, da das neue Jahrhundert erſchien, als eine Art von hoherem Weſen unter uns daſtand! Unter ſeinen Einflüſſen waren wir Jüngeren aufgewachſen, an und in ihm hatten wir uns fühlen und verſtehen gelernt, viele der ſchönſten, edelſten Genüſſe unſers Lebens dankten wir ihm, und jetzt gab es keinen bedeutenden Moment des Lebens, nichts Hohes und Tiefes, wobei wir nicht auf ihn verwieſen wurden. So ſchien er weniger der Mann als der Gott des neuen Jahrhunderts, und ſeine Ausſprüche galten für Orakelſprüche. Nur was von Göthe kam, war das Rechte.

Einen zu bereichern unter allen
Mußte eine Götterwelt vergehn!

So nun hat Göthe unter uns gewirkt, und ſo wirkt er noch. Es iſt keine Frage, ein Geiſt, der ſolche Wirkungen hervorzubringen fähig war, muß ein ungewohnlich ſeltener, ausgezeichneter Geiſt ſeyn. Bisweilen wohl mag es gelingen, daß durch Gunſt der Zeit ein nur mäßig begabter Mann über die Häupter der andern emporragt; die Zeit aber ändert ſich, und er erſcheint dann, was er iſt. Nicht alſo bei Göthe, der nicht bloß von der Zeit empfing, ſondern ihr auch reichlich gab. Zu Hunderten liegen die Nachahmungen Göthiſcher Werke im Grabe der Vergeſſenheit beiſammen, die Muſter Göthe's aber kennt, lieſt, bewundert man noch heute und erfreut ſich ihrer wie zur Zeit des erſten Erſcheinens; die Perioden, in welchen Götz, Wer-

ther, Meiſter u. a. eigentlich Mode waren, ſind vorüber, allein Götz, Werther, Meiſter haben dadurch nicht verloren. Beweiſes genug, daß ſie nicht allein durch den zweideutigen Reiz der Neuheit entzückten, ſondern durch innern tiefen Gehalt, durch eigne Vortrefflichkeit, durch das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt, und was auch nach Jahrtauſenden noch neu und jung erhält. Billig mag man auch mit in Anſchlag bringen, daß nicht blos das eigne Vaterland, ſondern auch das Ausland mehrere dieſer Werke mit Entzücken aufnahm. Am Tajo und an der Themſe, an der Seine und der Newa, an der Elbe und an der Tiber war nur Ein Gefühl dabei, und wir blicken deshalb mit Recht auf Göthe als auf Einen, auf den wir ſtolz zu ſeyn gerechte Urſache haben. Mit Stolz nennen wir ihn den Unſern, und erkennen mit Dank, und vergelten mit Liebe, was er uns war und leiſtete. Es iſt darum nicht nöthig, daß ſeine Vorzüge uns blind oder gar ungerecht gegen die Vorzüge Anderer machen, daß man Andere in Schatten ſtelle, um ihn deſto mehr zu erheben, ein Verfahren, das allzuſehr einem Kunſtgriff ähnlich ſieht, und doch den kaum ehret, den man dadurch zu ehren gedachte. Solche Parteilichkeit iſt unnütz und verderblich, und würde Göthen ſelbſt, wenn er ſie in früheren Jahren gehabt hätte, gehindert haben, Göthe zu werden. Hinweg alſo mit dieſer armſeligen Parteilichkeit! Betrachtet Göthe wie er wirklich iſt und wie er wurde, ſeht, was er als Göthe geleiſtet hat, und ſcheut euch als Redliche auch vor der Prüfung nicht, ob er denn nun als ſolcher auch ſtets das Rechte und Einzigwahre geleiſtet hat. Wenn wir aber fragen, wie Göthe wurde, ſo wollen wir damit nicht etwas von ſeinen Naturanlagen erfahren, welche zuvörderſt vorausgeſetzt, nachher aber aus ihren Wirkungen beſtimmter bezeichnet werden, ſondern wir wollen erfahren, wie es kam, daß Göthe, den die Muſe ſich bei der Geburt geweiht hatte, eben ſolche Richtungen nahm, wir wollen ihn im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit ſehen, den Sohn derſelben und zugleich den Schöpfer einer neuen. Hört man hin und wieder von Göthe ſprechen, ſo ſollte man meinen, es ſey die Rede von einer luftigen Abſtraction, von einem Weſen, das mit den menſchlichen Zuſtänden nichts gemein habe, von den Einwirkungen der Welt und des Lebens nicht berührt werde. Dieſes Phantom, das man uns, wie dem Jrion eine Wolke ſtatt der Juno, für Göthe hat ausgeben wollen, muß durchaus zerſtört werden, wenn die Betrachtung dieſes herrlichen Geiſtes wahrhaft fruchtbar werden ſoll. Zu dieſem Behufe dient aber nichts beſſer als ſeine Bildungsgeſchichte. Lieſet man ſein von ihm ſelbſt beſchriebenes Leben, findet man, daß ſeine Wohnung, ſein Geburtsort, die eigenthümliche Lage ſeiner Aeltern, jene Reihe Römiſcher Proſpecte, mit welchen ſein Vater einen Vorſaal ausgeſchmückt hatte, deſſen Vorliebe für die Italieniſche Sprache und für alles, was ſich auf jenes Land bezieht, für die italieniſchen Dichter insbeſondere und vorzüglich für Taſſo, ſeine Bibliothek mit den ſchönen Holländiſchen Ausgaben der lateiniſchen Schriftſteller, und den Werken über die Römiſchen Antiquitäten, ſeine Naturalienſammlung, ſeine Beſchäftigung mit der Botanik und Gärtnerei, wobei der Sohn ſpäterhin öfters ſein Gehilfe wurde, ſeine Liebhaberei der Muſik und Malerei, die ſtets heitere und frohe Mutter, das merkwürdige Puppenſpiel der Großmutter, und der Großvater, von dem man die Ueberzeugung hatte, daß er die Gabe der Weißagung beſitze, beſonders in Dingen, die ihn ſelbſt und ſein Schickſal betrafen, und in deſſen Sphäre Perſonen ohne ſonſtige

Spur von Ahndungsvermögen für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß ſie von gewiſſen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereigniſſen durch ſinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten, nicht ohne manche dauernde Wirkung geblieben ſind. Am allerwenigſten aber die Vaterſtadt des Dichters. Vieles zog darin die Aufmerkſamkeit des Knaben an, am meiſten die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Feſtungen in der Feſtung, die ummauerten Kloſterbezirke nämlich, und die aus früheren Jahrhunderten noch üblichen burgartigen Räume. Bedeutender noch ward ihm das Rathhaus, der Römer genannt, zumal alles das darin, was ſich auf Wahl und Krönung der Kaiſer bezog, die Kaiſertreppe und der mit den Bildern der ſämmtlichen Kaiſer verzierte Kaiſerſaal. Aber auch im Dome ward nicht verſäumt, das Grab des braven, von Freund und Feinden geſchätzten Günther, und das Conclave, dieſen in der Deutſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Raum, zu beſuchen. Und wie ward die Einbildungskraft angeregt und das Herz erhoben beim Vorzeigen der goldnen Bulle! Eine gewiſſe Neigung zum Alterthümlichen ſetzte ſich durch alles dieß bei dem Knaben feſt, welche beſonders durch alte Chroniken und Holzſchnitte genährt wurde, wobei noch eine andere Luſt, bloß menſchliche Zuſtände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anſpruch auf Intereſſe oder Schönheit, zu erfaſſen, ſich hervorthat. Dann traten die Meſſen wieder ein, und bildeten nicht nur die Vorſtellung von dem, was die Welt alles hervorbringt, was ſie bedarf, und was die Bewohner ihrer verſchiedenen Theile gegen einander auswechſeln, ſondern brachte auch manche ſymboliſche, das Alterthum gleichſam hervorzaubernde Ceremonien mit, die man ſich nicht konnte erklären laſſen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne ſich nach Sitten, Gebräuchen und Geſinnungen unſerer Altvordern zu erkundigen. Konnte das Intereſſe dafür noch durch etwas erhöht werden, ſo war es durch eine Kaiſerkrönung ſelbſt, die denn auch nicht ausblieb. Tauſende ſind indeß in Frankfurt geboren und erzogen, und keine Göthe geworden; ſehen wir deshalb, wie das, was die Natur in ihm angelegt hatte, durch Erziehung und Schickſale weiter ausgebildet ward. Durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten entwuchs er ſehr bald dem Unterricht, über deſſen Art, ſo wie über die Maſſe ſeiner Lectüre man ihn ſelbſt hören muß. Das Heer von Kinderkrankheiten diente nicht wenig, ihm dieſe Maſſe verarbeiten zu helfen, indem es den Hang des Knaben zum Nachdenken vermehrte. Dieſer zeigte ſich auch in religiöſer Hinſicht. Da der kirchliche Proteſtantismus, den man den Kindern überlieferte, nur eine Art trockener Moral, und an einen geiſtreichen Vortrag nicht gedacht war, der Knabe aber von gar mancherlei Abſonderungen von der geſetzlichen Kirche, den Separatiſten, Pietiſten, Herrnhutern, den Stillen im Lande u. ſ. w., deren Sinnesweiſe durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbſtſtändigkeit anzog, unaufhörlich Für und Wider reden hörte, ſo blieb auch dieſes nicht ohne Eindruck auf ihn, er fühlte ſich zu ähnlichen Geſinnungen aufgefodert, und kam auf den Gedanken, ſich dem Gott der Natur auf eine eigene Weiſe zu nähern, die zwar ſonderbar genug, aber nicht eben unpoetiſch war. Unter ſolchen Umſtänden hatte er 1756 ſein achtes Jahr angetreten, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, der ſeine weitere Ausbildung auf mannigfaltige Weiſe förderte, beſonders als einige Jahre darauf die Franzoſen Frankfurt beſetzten. Zuvörderſt übte jetzt die kindliche

Unterhaltung und Beſchäftigung mit dem, wieder auf die Bahn gebrachten, Puppenſpiels bei Göthe auf ſehr mannigfaltige Weiſe das Erfindungs- und Darſtellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewiſſe Technik, wie es vielleicht auf keinem andern Wege in ſo kurzer Zeit hätte geſchehen können. Wichtiger für Göthe war es noch, daß der Königs-Lieutenant, Graf von Thorane, ſeine Wohnung im Hauſe ſeiner Aeltern nahm, indem der Graf als Kunſtfreund bald die ſämmtlichen Frankfurter Maler und Seekaz von Darmſtadt für ſich beſchäftigte, zu welchem Behuf Göthe's Giebelzimmer in ein Cabinet und Atelier umgewandelt wurde. Da er alle dieſe Männer von ſeiner fruheſten Jugend an gekannt, und ſie oft in ihren Werkſtätten beſucht hatte, auch der Graf ihn gern um ſich leiden mochte, ſo war er bei den Aufgaben, Berathſchlagungen, Beſtellungen und Ablieferungen gegenwärtig, und eröffnete auch wohl, wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, ſeine Meinung. Unter andern verfertigte er einen umſtändlichen Aufſatz, worin er 12 Bilder beſchrieb, welche die Geſchichte Joſephs darſtellen ſollten: einige davon wurden ausgeführt. Uebte er auf dieſe Weiſe Kunſtſinn und Kunſturtheil, ſo war es ferner kein geringer Vortheil für ihn, das Franzöſiſche praktiſch zu erlernen, und mittelſt deſſelben (da man ein franz. Theater in F. errichtet hatte) wieder zu einer Dramaturgie auf einem Wege zu gelangen, der für ihn erſprießlicher war, als jeder andre. Man muß wieder bei ihm ſelbſt leſen, wie er dazu kam, den ganzen dramaturgiſchen Plunder jener Zeit entſchieden von ſich zu werfen. Endlich kam der Friede heran, und Göthe der angehende Jüngling machte immer ſchnellere Fortſchritte in ſeiner Bildung. Zeichnung, Muſik, Unterſuchung natürlicher Gegenſtände, die Anfangsgründe der Jurisprudenz und Sprachenkunde beſchäftigten ihn abwechſelnd. Zum Behuf der letzteren erſann er ein eigenes Mittel, er erfand nämlich einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die ſich in eben ſo vielen Sprachen Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judendeutſch des Jungſten führte ihn auf Erlernung des Hebräiſchen, worin er es zwar nicht ſonderlich weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller ſonſtigen Zerſtreuung, ſein Geiſt und ſeine Gefühle ſich in den morgenländiſchen Gegenden des erſten Buchs Moſis auf Einen Punkt zu einer ſtillen Wirkung verſammelten. Er ging daher bald an ein Ausmalen bibliſcher, nur im Umriß angegebener Charactere und Begebenheiten, und die Geſchichte Joſephs war ſein erſtes groſſes poetiſches Werk. Er vergegenwärtigte ſich alle Begebenheiten bis ins kleinſte Detail, und erzählte ſie ſich der Reihe nach auf das genaueſte. Da er Gelegenheit hatte, alles dieß zu diktiren (eine Methode, die er noch jetzt liebt und übt, wie man auch ſeinen Perioden anſieht), ſo wuchs mit der Leichtigkeit des Auffaſſens und Aufbewahrens ſeine Erfindungs- und Nachahmungsgabe. Erfahrung, die ihm freilich jetzt noch abgehen mußte, fand er indeß Gelegenheit theils im Umgange mit mehreren bedeutenden Männern, theils in Beſorgung mancher Geſchäfte für ſeinen Vater ſich zu erwerben. „Ich gelangte dadurch," ſagt er, „faſt in alle Werkſtätte, und da es mir angeboren war, mich in die Zuſtände Anderer zu finden, eine jede beſondere Art des menſchlichen Daſeyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, ſo brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß ſolcher Aufträge zu, lernte eines Jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen dieſer und jener Lebensweiſe für

Freude, Leid, Beſchwerliches und Günſtiges mit ſich führen." Das Familienweſen eines jeden Handwerks, das Geſtalt und Farbe von der Beſchäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenſtand meiner ſtillen Aufmerkſamkeit, und ſo entwickelte, ſo beſtärkte ſich in mir das Gefühl der Gleichheit wo nicht aller Menſchen, doch aller menſchlichen Zuſtände, indem mir das nackte Daſeyn als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgiltig und zufällig erſchien." Konnte nun noch irgend Etwas Poeſie in das Leben des jungen Dichters bringen, ſo war es die Liebe, die aber ebenfalls ihre Wirkungen an ihm bewähren ſollte. „Die erſten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend," ſagt er ſelbſt, „nehmen durchaus eine geiſtige Wendung. Die Natur ſcheint zu wollen, daß ein Geſchlecht in dem andern das Gute und Schöne ſinnlich gewahr werde. Und ſo war auch mir durch den Anblick dieſes Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen." Leider ſollte die Roſenzeit ſeiner unſchuldigen Liebe ſehr ſchnell vorübergehen, ja durch Nebenumſtände auf eine höchſt unangenehme Weiſe enden: allein der Eindruck derſelben iſt dem Dichter geblieben, und hat nicht unbedeutend auf ſeine Schilderungen der Weiblichkeit gewirkt. Beſonders ſcheint ihm die Geſtalt der Geliebten bei Egmonts Clärchen vorgeſchwebt zu haben, und im Fauſt hat er ſie bis auf den Namen verherrlicht und verewigt — Gretchen. Die wenigen ſeligen Stunden, die er in ihrem Umgang genoſſen, mußte er theuer bezahlen, indem der Sturm der erſten Leidenſchaft mit aller Heftigkeit in ihm losbrach, und ihn um Schlaf, Ruhe und Geſundheit brachte. Eins indeß hatte er nach ſeiner Wiedergeneſung doch gewonnen, höhere Selbſtſtändigkeit. Mit größerem Eifer bereitete er ſich nun auf die Akademie vor, ohne jedoch Poeſie und Kunſt zu vernachläſſigen. Nach dem Plane ſeines Vaters ging er nach Leipzig, wo Gottſched noch lebte, Erneſti aber und Gellert ſeine Blicke vorzüglich auf ſich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Rede. Mit der Philoſophie hatte er ſchon früher, da er ſich mit der Geſchichte derſelben beſchäftigt hatte, nicht einig werden können, jetzt kam es ihm in der Logik wunderlich vor, daß er die Geiſtesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, ſo aus einander zerren, vereinzeln und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr eben ſo viel zu wiſſen als der Lehrer ſelbſt, und es ſchien ihm an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Mit den juriſtiſchen Collegien ging es bald eben ſo, und ſo gewann er ſchon damals die Anſicht, die er nachher in einer Scene des Fauſt ſo meiſterhaft geſchildert hat. Selbſt die Poeſie wurde ihm, wegen großer Widerſprüche in den Geſchmacksurtheilen, verleidet worden ſeyn, wenn er dieſer anders als mit ſich ſelbſt hätte entſagen können. Die damalige literariſche Epoche entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Im Theoretiſchen der Poeſie tappte man noch gar ſehr im Finſtern und hielt ſich meiſt an Nebendinge, im Praktiſchen ſah es ſchon beſſer aus, denn der Deutſche Frei- und Frohſinn regte ſich, und geniale Werke entſprangen. Um die Deutſchen aus der wäßrigen weitſchweifigen Epoche herauszuretten, ſahen ſie kein anderes Mittel, als Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze (wobei die Muſter Englands, welche jetzt ſtatt der Franzöſiſchen galten, nicht wenig beitrugen). Göthe lernte, unter ſolchen Umſtänden, das Bedeutende des Stoffs und das Conciſe der Behandlung, mehr und mehr ſchätzen, ohne ſich

jedoch klar machen zu können, wo jenes zu ſuchen, und wie dieſes zu erreichen ſey. Bei der großen Beſchränktheit ſeines Zuſtandes aber ſah er ſich genöthigt, wenn er zu ſeinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion verlangte, in ſeinen eigenen Buſen zu greifen. Foderte er zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte er nicht aus dem Kreiſe heraustreten, der ihn berührte, und ihm ein Intereſſe einzuflößen geeignet war. Und ſo begann diejenige Richtung, von der er ſein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit ſich ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl ſeine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als ſich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hiezu war Niemand nöthiger, als ihm, den ſeine Natur immerfort aus einem Extrem ins andere warf. Alles, was daher von ihm bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion, welche ſeine Biographie vollſtändig macht. In jener Zeit entſtanden auf ſolche Weiſe die Laune des Verliebten an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft gewahr wird. Allein früher ſchon hatte ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angeſprochen. Bei ſeiner Geſchichte mit Gretchen und an den Folgen derſelben hatte er zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt iſt. Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Gewohnheit, alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeyns: im Aeußern alles reinlich und anſtändig genug, im Innern öfters deſto wüſter. Um ſich hierüber Luft zu verſchaffen, entwarf er mehrere Schauſpiele, und ſchrieb die Expoſitionen von den meiſten. Da aber die Verwicklungen jederzeit ängſtlich werden mußten, und faſt alle dieſe Stücke mit einem tragiſchen Ende drohten, ließ er eins nach dem andern fallen. Die Mitſchuldigen ſind das einzige fertiggewordene, „deſſen heiteres und burleskes Weſen," wie Göthe ſelbſt ſagt, „auf dem düſteren Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erſcheint, ſo daß es bei der Vorſtellung im Ganzen ängſtiget, wenn es im Einzelnen ergötzt. Die hart ausgeſprochenen widergeſetzlichen Handlungen verletzen das äſthetiſche und moraliſche Gefühl, und deswegen konnte das Stück auf dem Deutſchen Theater keinen Eingang gewinnen." Unter jenen ernſten, für einen jungen Menſchen fürchterlichen Erfahrungen, entwickelte ſich aber in ihm auch ein verwegener Humor, der ſich dem Augenblick überlegen fühlt, nicht allein keine Gefahr ſcheut, ſondern ſie vielmehr muthwillig herbeilockt. Stoffe, die einem ſolchen Humor angemeſſen geweſen wären, ergriff und behandelte er jedoch erſt ſpäter. Immer erſchienen ihm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigſten, und er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit, und über das Hohe und Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel des Menſchenlebens betrachtet werden kann. Bei allem dieſem wurde die Kunſt nicht hintangeſetzt, und derſelbe Mann, der bereits auf Winkelmann einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, hatte ihn auch auf Göthe — Oeſer. Durch ihn wurde Göthe zur Kunſtgeſchichte angeleitet. D'Argensville, Caylus, Chriſt, Lippert, beſonders aber Winkelmann, wurden emſig ſtudirt, und die Sammlungen von Huber, Kreuchauf, Winkler und Richter übten das Verſtändniß im Anſchauen, welches nachher in

Dresden, wohin Göthe ausdrücklich deshalb reiſete, auf eine noch vollkommenere Weiſe geſchah. Uebrigens verſuchte ſich Göthe auch im Kupferſtechen, und war bald dahin gelangt, daß er ſeinem Meiſter Stock in manchen Dingen beiſtehen konnte. Da er ſich aber beim Aetzen nicht mit der nöthigen Vorſicht gegen die ſchädlichen Dünſte verwahrt hatte, ſo trug dieß, neben mancher diätetiſchen Unbeſonnenheit, mit bei, ihm eine gefährliche Krankheit zuzuziehen, von welcher er kaum geneſen, als er 1768 Leipzig verließ, wo er zwar ſein Studium der Rechte verſäumt, ſich aber in dem begründet hatte, worin er in der Folge ſo ſehr ſich auszeichnen, und die größte Zufriedenheit ſeines Lebens finden ſollte. Dieſe geſtörte Geſundheit aber, die auch im älterlichen Hauſe nicht ſobald wieder hergeſtellt wurde, ſollte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben, welche vornehmlich durch ein Fräulein von Klettenberg herbeigeführt wurden, dieſelbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntniſſe der ſchönen Seele entſtanden ſind, die man im Wilhelm Meiſter eingeſchaltet findet. Das religiöſe Verhältniß zu dieſer frommen, zarten Seele führte Göthen zunächſt auf das Studium der myſtiſch-chemiſch alchemiſchen Werke von Welling, Theophraſtus Paracelſus, Baſilius Valentinus, Helmont, Starkay, der aurea catena Homeri, zuletzt aber auch der Werke von Boerhave, und zu eigenen chemiſchen Verſuchen. Das Intereſſe, welches ihm die überſinnlichen Dinge eingeflößt hatten, zeigte ſich aber auf eine noch wichtigere Weiſe, indem er bei Leſung von Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie auf die Idee gerieth, ſich auch eine eigne Religion zu bilden. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetiſche, Myſtiſche und Kabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo erbaute er ſich eine Welt, die ſeltſam genug ausſah. Nach dieſem allen iſt es nun gar nicht zu verwundern, wenn er in Straßburg, wohin er, um ſeine juriſtiſchen Studien zu beendigen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz wieder nicht ſehr getreu blieb, ſondern Chemie und Anatomie ſtudirte, und ſelbſt das Klinikum mit beſuchte. Aber auch für die Kunſt ſollte ſein Aufenthalt in Straßburg nicht unfruchtbar bleiben, denn bei Gelegenheit der Ankunft der neuvermählten Königin Marie Antoinette ſah er die Rafaeliſchen Tapeten, und die Wundererſcheinung des Münſters hatte er täglich. Natürlich, daß dieſe ihn anders anſprach, als gewöhnliche Köpfe. Das bedeutendſte Ereigniß aber, das die wichtigſten Folgen für ihn haben ſollte, war die Bekanntſchaft und die daran ſich knüpfende nähere Verbindung mit Herder, der ſich damals ſchon durch ſeine Fragmente, die kritiſchen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt hatte. Durch alles dieſes, ſo wie durch ſeine ſchönen und großen Eigenſchaften, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und tiefen Einſichten, gewann er eine ſo große Superiorität über Göthe, daß dieſer ſelbſt geſteht, alles, was von Selbſtgefälligkeit, Beſpiegelungsluſt, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth in ihm geruht, ſey durch Herder einer ſehr harten Prüfung ausgeſetzt worden. Durch Herder fing er an in den höheren Sinn der Italieniſchen Schule einzudringen, und ward mit der Poeſie von einer ganz andern Seite und in einem ganz andern Sinne bekannt, als vorher, und zwar in einem ſolchen, der ihm mehr zuſagte. Die Hebräiſche Poeſie, die Volkspoeſie, deren Ueberlieferungen im Elſaß aufzuſuchen Herder antrieb, die älteſten Urkunden als Poeſie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunſt überhaupt eine Welt- und Völkergabe ſey, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen und gebildeten Männer. Ueberdieß wurde Göthe durch Herder

mit allem neuen Streben, und mit allen den Richtungen bekannt, welche daſſelbe zu nehmen ſchien. Da jedoch Herder manches mit Spott verfolgte, was Göthe nicht gern aufgeben mochte, ſo ward dieſer karger in ſeinen Mittheilungen, und verbarg ihm ſorgfältig das Intereſſe an gewiſſen Gegenſtänden, die ſich bei ihm eingewurzelt hatten, und nach und nach zu poetiſchen Geſtalten ausbilden wollten, namentlich an Götz und Fauſt. Am meiſten aber verbarg er ſeine myſtiſch kabbaliſtiſche Chemie, mit der er ſich noch heimlich beſchäftigte, ſie konſequenter auszubilden, als man ſie ihm überliefert hatte. Außerdem iſt eine merkwürdige Wirkung von Göthe's Aufenthalt in Straßburg dieſe, daß er eben hier an der Grenze von Frankreich alles franzöſiſchen Weſens bar und ledig wurde. Ihre Lebensweiſe fanden Er und ſeine gleichgeſinnten Genoſſen zu beſtimmt und vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philoſophie abſtrus und doch unzulänglich, ſo daß ſie auf dem Punkte ſtanden, ſich der rohen Natur wenigſtens verſuchsweiſe hinzugeben, wenn ſie nicht ein anderer Einfluß ſchon ſeit langer Zeit zu höheren, freieren und eben ſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgenüſſen vorbereitet und ſie immer gewaltiger beherrſcht hätte. Ich brauche kaum zu ſagen, daß hier Shakespeare gemeint ſey. Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieſer lebendigen Geſellſchaft gedacht, geſprochen und verhandelt worden, der leſe den Aufſatz Herders über Shakespeare in dem Hefte von deutſcher Art und Kunſt, und Lenzens Anmerkungen übers Theater. — Nach ſeiner Promotion am 6. Aug. 1771 hielt ſich Göthe nur noch kurze Zeit im Elſaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikenſaal zu Mannheim noch Eindrücke mitgenommen, die in der Folge ſehr wirkſam wurden, geſunder und froher als das erſte Mal ins Vaterhaus zurück. Bald fand ſich auch hier ein Kreis von Gleichgeſinnten um ihn, wozu man auch Herdern rechnen mag, der in Bückeburg angeſtellt wurde. Der merkwürdigſte aus dieſem Kreiſe iſt jedoch der Kriegsrath Merk in Darmſtadt, der auf Göthe's Leben den größten Einfluß gehabt hat, welcher in der Schilderung ſeines Lebens immer mehr hervortreten wird. Durch das wechſelſeitige Nehmen und Geben, das Scherzen, welches mit freier Bruſt, ohne irgend einen theoretiſchen Leitſtern, von ſo viel Jünglingen, nach eines jeden angebornem Charakter, ohne Rückſichten getrieben wurde, entſprang die berühmte, berufene und oft verrufene Literarepoche der damals ſogenannten Kraftmänner. Eine Zeitlang trennte ſich Göthe aus dieſem Kreiſe, indem er nach Wetzlar ging, wo ihm nichts von großer Bedeutung begegnete, wenn man, außer der Bekanntſchaft mit Gotter, der ihn mit Boie und deſſen Göttinger Freunden in einige Berührung brachte, die Anläſſe zu Werther abrechnet, den er hier in ſeiner eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schickſal des jungen Jeruſalem fand. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankfurt gab er ungenannt einige kleine Flugſchriften heraus, auch erſchienen mehrere ſeiner kleinen Gedichte in Almanachen und Journalen, allein die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland lenkte er auf ſich, als ſein Götz (1773) und ſein Werther (1774) erſchienen. Unter denen, deren Aufmerkſamkeit der Genius des Dichters auf ſich gezogen hatte, befand ſich auch der damalige Erbprinz von Weimar, und auf einer Reiſe, die dieſer durch Frankfurt machte, vermittelte der Herr von Knebel die Bekanntſchaft zwiſchen beiden, welche für Göthe's Leben und Wirken ſo entſcheidend geworden iſt. Denn als der Erbprinz

die Regirung angetreten hatte, lud er Göthen zu ſeinen Hof ein. Dieſer folgte dem Ruf, ward 1776 Weimariſcher Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimeraths-Collegium, und 1779 wirklicher geheimer Rath. Im ſelbigen Jahre machte er in Geſellſchaft ſeines Fürſten eine zweite Reiſe nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammerpräſident und geadelt. 1786 machte er eine Reiſe nach Italien, wo er 2 Jahre blieb, alle Gegenden, auch Sicilien, beſuchte, am längſten aber in Rom verweilte. Jetzt iſt er erſter Miniſter, und erhielt 1807 von Alexander den Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion. Man halte dieſe Anzeige nicht für überflüſſig, denn bei den künftigen biographiſchen Bekenntniſſen des Dichters wird ſich zeigen, daß die Perioden ſeines äußeren Lebens mit den Perioden ſeines Dichterlebens aufs innigſte zuſammenhängen. Daß man aber im letzteren mehrere Perioden werde unterſcheiden müſſen, iſt ſchon aus dem Wenigen erſichtlich, was oben über ſeine Schriften geſagt iſt. Man unterſcheidet deren füglich drei, die man, wenn man ſie mit eigenen Namen bezeichnen ſollte, die ſentimentale Kraftperiode, die ideale, und die elegante würde nennen können. Wodurch die erſte Periode bei ihm bedingt war, haben wir geſehen. Zu jeder Zeit würde er als eine ungemeine Erſcheinung in der poetiſchen Welt aufgetreten ſeyn, weil die Natur ihm die höchſte Dichterweihe ertheilt hatte; durch jene Einwirkungen erſchien er auf eine beſondere Weiſe ungemein. Götz und Werther waren es, welche in dieſer Periode theils allgemeines Staunen, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte er ſeine liebſten Neigungen befriedigen können, ſeine, mit ihm aufgewachſene, Neigung zur Deutſchen Vorwelt und zu Darſtellungen deſſen, was als allgemein Menſchliches ſeine Bruſt in Schmerz und Freude bewegte. „Was einer nicht ſelbſt geliebt oder gelebt hat,“ ſagte Göthe ſelbſt in jener Periode, „das kann er auch nicht darſtellen.“ Wie glücklich war alſo Er, von ſeinem Genius geleitet, auf Gegenſtände geſtoßen, in denen ſich gleichſam ſein ganzes bisheriges Leben concentrirte! Daher dieſe Wahrheit, dieſe Friſchheit, dieß Leben, dieſe Natur, dieſe Kraft und Fülle und Innigkeit! Poetiſche Erzeugniſſe, voll ſo innerer organiſcher Nothwendigkeit und Lebenskraft, daß ſie wie von ſelbſt entſtanden ſchienen, hatte Deutſchland noch kaum. Kennten wir nicht die, dieſer Periode vorangegangene Lebens- und Bildungsgeſchichte des Dichters, ſo müßte es uns faſt unbegreiflich ſeyn, wie er mit zwei von einander ſo verſchiedenen, und doch jedes in ſeiner Art ſo vollkommenen, Werken zu einer und derſelben Zeit hätte auftreten können. Und auch jetzt noch bleibt es höchſt bewundernswürdig, und zeugt von einem Reichthum und einer bildenden Kraft, wie ſie kaum bei einer andern Nation ein fünf und zwanzigjähriger Jüngling gezeigt hat. Es kann hier nicht unſere Abſicht ſeyn, den eigenthümlichen Geiſt und Gehalt dieſer Werke, über die ſchon ſo vieles geſagt iſt, entwickeln zu wollen: es ſey aber vergönnt, einige, auch jetzt noch nicht unnöthige, Bemerkungen zu machen, die zur näheren Kenntniß des Dichters führen können. Es iſt unläugbar, daß der Dichter bei Werther und Götz etwas vor ſich hatte, woran er ſich hielt, dort das Schickſal des jungen Jeruſalem, hier die Selbſtbiographie des männlichen Götz, von welcher wir ſogar ganze Stellen in Göthe's Drama wieder finden. „Dieſe Lebensbeſchreibung,“ ſagt Göthe ſelbſt, „hatte mich im Innerſten ergriffen. Die Geſtalt eines rohen, wohlmeinenden Selbſthelfers in wilder anarchiſcher Zeit erregte meinen tiefſten Antheil.“ Eben ſo

ging es ihm mit Jeruſalems Schickſal, und — um hier gleich alles zuſammen zu faſſen — ſpäterhin mit andern. In ſeinem Clavigo finden ſich ganze Stellen aus des Beaumarchais Memoiren, bei dem Taſſo ſind die Biographie, Gedichte und Briefe deſſelben, im Fauſt die Sage des Volks, in der Iphigenia, dem Egmont, dem Groß-kophtha die Geſchichte benutzt u. ſ. w. Man hat hiedurch die Originalität der Erfindungsgabe bei Göthe verdächtig machen zu können geglaubt. Als ob nicht auch der gefundene Stoff noch immer der poetiſchen Erfindung bedürfte! Dieſe nun aber zeigt ſich bei Göthe ſchon im Werther und Götz auf eine merkwürdige Weiſe. Man kann eben ſo wenig eine, bis in die feinſten Nebenzüge treffende, äſthetiſche Charakteriſtik der Perſonen verkennen, als eine ſelbſt das Detail beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und eine ſolche Anordnung derſelben, daß es ſcheint, alles ſey aus unmittelbarer Anſchauung oder Empfindung in Einem Guſſe hingeſtrömt, mehr ein Naturgewächs als ein Werk der Kunſt. Daher ſo durchaus keine Uebertreibung, keine üppigen Ranken. Die Kraftfülle Göthe's, von welcher manche Lobredner geſprochen haben, muß daher wohl in etwas Anderem beſtehen, als in ſprudelndem Erguß einer Ueberfülle oft nur poetiſchen Wildwaſſers. Vielmehr muß man einen, bei tiefer Innigkeit des Gefühls, ruhig bildenden Geiſt, eine weniger glühende, feurig und ſchnell auflodernde, als höchſt rege, bewegliche, intenſiv kräftige Einbildungskraft annehmen, um jene Erſcheinung zu erklären. Eine ſolche Einbildungskraft vergegenwärtigt dem Dichter jede Scene bis zur Täuſchung, erregt keine ſo ſtürmiſche Bewegung, daß er nicht ruhig jedes Einzelne ſich ausmalen und entfalten könnte, und iſt jener hohen Beſonnenheit des Genies, welche bei jedem Einzelnen ſtets den Zuſammenhang des Ganzen im Auge hat, ungemein günſtig. Indem ſich der Dichter auf ſolche Weiſe gewiſſermaßen an ſeinen Gegenſtand verliert, erhält ſeine Darſtellung reine Objektivität, und erhebt ſich zum Styl, der nur bei der Objektivität möglich iſt. Dieß beurkundet vornehmlich Götz in ſeiner ungemeinen Mannigfaltigkeit von Perſonen und Scenen auf eine glänzende Weiſe. Bei Werther, dieſem Vorläufer des Fauſt, war er in dem Fall, Empfindung und Reflexion aus ſeiner eignen Bruſt nehmen zu müſſen, denn Jeruſalems Schickſal veranlaßte nur Werthers Leiden, in dem Charakter des Werther liegt der damalige Göthe ſelbſt. Dieß würde die reine Objektivität dieſes Werkes vielleicht gehindert haben, wenn ſich Göthe nicht durch die, ihm ſchon früher ſehr beliebte, Briefform hier in den Vortheil geſetzt hätte, das Subjektive ſelbſt in ein (lyriſch-) Objektives zu verwandeln. Zur Erreichung dieſer Objektivität wird erfordert, daß einer die Fähigkeit beſitze, das Eigenſte der Individualitäten aufzufaſſen, und den verſchiedenſten menſchlichen Zuſtänden eine poetiſche Seite abzugewinnen. Wer beſitzt wohl dieſe Fähigkeit in einem höheren Grad als Göthe? Beiſpiele davon liefern in Menge ſeine vermiſchten Gedichte, hauptſächlich aber jene Verſuche, einen und denſelben Gegenſtand von den entgegengeſetzteſten Seiten zu beleuchten, und die Empfindungen oder Reflexionen der verſchiedenſten Menſchen dabei auszudrücken, welche man als dramatiſche Studien betrachten darf. Dieſes Eingehen in ein fremdes bis zur höchſten Selbſtverläugnung iſt bei Göthe begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit, auch fremde Darſtellungsarten ſich anzueignen. Wer traf den Ton des Volksliedes, wie Er? Wer traf Hanns Sachſens Manier ſo gut? Und kann man im Götz und in etlichen Luſtſpielen den Shakeſpeare, in den Vögeln

den Ariſtophanes, in der Iphigenia die Griechiſchen Tragiker, in Herrmann und Dorothea den Homer, in den Römiſchen Elegien den Properz und in den Epigrammen von Venedig den Martial verkennen? Seine Aneignung aber iſt nicht die ſclaviſche des Copiſten, ſondern die höchſtſelbſtthätige einer ſehr erregbaren Phantaſie, und bei ſeiner Nachbildung opfert er nie ſeine Selbſtändigkeit auf. So wurde ſelbſt das, was Andern Nachtheil bringt, bei ihm nur Mittel zu höherer Vollkommenheit. Solch einen poetiſchen Proteus kündigten nun ſchon Götz und Werther an, und das Nächſtfolgende beſtätigte ihn, wenn er gleich darin an die Vollkommenheit der früheren Werke nicht reichte. Man kann hiebei bemerken, daß Göthe's Talent, ſich leicht in die Zuſtände Anderer zu finden, ihr Daſeyn mitzufühlen, und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, ihn manchen Mißgriff habe thun laſſen. So z. B. im Clavigo und ſpäterhin in dem Groß-kophtha, der übrigens, wenn nicht an Wahrheit der Charaktere, doch an Energie und Friſchheit, Leichtigkeit der Bewegung, wirkſamen Situationen, Intereſſe der Handlung, Tiefe des Gefühls und Verwicklung, dem Clavigo weit nachſteht. Indeß das eigentlich Peinigende und manche kannibaliſche Aeußerung des Beaumarchais abgerechnet, ſteht er doch würdiger neben Götz und Werther als die ſentimentalen Nachklänge des letzteren, Stella und Erwin und Elmire, nach der erſten Mittheilung nämlich in der Iris. Daß Göthe hier in Gefahr ſtand, vielleicht vom Beifall des Publikums berauſcht, manierirt und nachläſſig zu werden, iſt unverkennbar. Doch enthält ſchon jene Mittheilung von Erwin und Elmire etwas Köſtliches, das ſüße, zarte Liedchen nämlich: ein Veilchen auf der Wieſe ſtand; deſſen man nicht gedenken kann, ohne an Göthe's Lieder überhaupt erinnert zu werden. Doch erwarte man nicht, über das Weſen derſelben etwas von uns zu hören, denn dieſe ſo klaren und doch ſo tiefen, ſo zartgefühlten und ſo leicht hingehauchten ätheriſchen Weſen, deren ſüße Zaubergewalt wohl Jeder empfunden hat, bedürfen zu ihrer Anerkennung keiner Entwickelung. Nur dieß müſſen wir bemerken, in Göthe's Liedern und Romanzen herrſchte zuerſt wieder der verklungene Volkston. Nicht aus einer Studirſtube in die andere wurde hier, wie ſonſt, hinübergeſungen, ſondern in aller Eigenheit des Volks (nicht des Pöbels) löſten ſich dieſe Geſänge leicht und frei von der Bruſt, und lebten darum auch und leben im Munde des Geſanges, ein Eigenthum des Volks, ſein Tiefſtes anregend und anſprechend, ſein Gewöhnliches erhöhend und veredelnd. Wahrlich, keins der geringſten von Göthe's Verdienſten! Betrachtet man aber alles von Göthe in dieſer Periode Geleiſtete genauer, ſo ſieht man, es iſt alles volksmäßiger, es iſt voll Deutſchheit, für welche Leſſing bereits männlich gekämpft hatte, und welche Göthe glücklicher erreichte, als die um jene Zeit auch auflebenden modernen Barden. Dieſes Volksmäßige, dieſe Deutſchheit konnte aber nur als Oppoſition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und wer war geeigneter dazu, eine Oppoſitionspartei anzuführen, als eben Göthe, er, deſſen Bildung in eine Periode gefallen war, die ſich durch Kampf entwickelt, der alle gleichzeitige Kritik unſicher, alle Regeln unhaltbar gefunden, Kritiker und Publikum verachtete, und ſeinem eigenen Genius folgend, die mächtigſten Wirkungen und Erſchütterungen hervorgebracht hatte! Kein Wunder, wenn ſich jetzt jener verwegene Humor, der ſich dem Augenblick überlegen fühlt, beſonders kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Cynismus ab, und das Na-

türlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Nun verfloſſen zwölf Jahre, ohne daß man von Göthe viel Neues und Bedeutendes vernommen hätte. Deſto größer war aber die Ueberraſchung, als er wieder erſchien; denn wie erſchien er wieder! So reich und mannigfaltig, ſo gediegen und vollendet! Nicht als wären alle Werke, mit denen er jetzt hervortrat, von gleichem Gehalt und gleicher Vortrefflichkeit geweſen, aber ſelbſt in denen, die nur eine fröhliche Laune, eine luſtige Stunde geboren, erkannte man den Stempel des Genies, das eben nur hatte ſpielen wollen. Andere trugen das Siegel der Vollendung an der Stirn. Man muß indeß nicht glauben, als ob alle Werke, die um dieſe Zeit erſchienen, auch Werke dieſer Periode wären. Beobachtung der Chronologie iſt hier ſehr nöthig, und wird zeigen, daß zwiſchen dieſer und der erſten Periode ein Mittelzuſtand Statt gefunden, in welchem der Dichter durch Ironie ſich ſelbſt reinigte, und die ſtreitenden Kräfte ſeines entzweiten Weſens mildernd zur Harmonie ſtimmte. In dieſen Zwiſchenzuſtand gehören unſtreitig mehrere komiſche und ſatyriſche Produkte, z. B. der Triumph der Empfindſamkeit u. a. Mit ihnen trat er heraus aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters, und erhob ſich auf einen höhern Standpunkt. Spielend in freundlicher Gemüthlichkeit ergötzte er ſich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, z. B. im Jahrmarkt zu Plundersweilern, worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Näher und immer näher trat er hiemit dem Gebiet der reinen Schönheit, die ihm den duftigſten ihrer Kränze um die Schläfe ſchlang, als er die Iphigenia auf ihren Altar niederlegte. Will man erfahren, wie reich an Erfindung, wie liebenswürdig an Motiven, wie zart und edel an Geſinnungen, wie vollkommen in Charakterzeichnung, in Anlegung der Situationen, Entwickelung der Geſinnungen und Leidenſchaften, wie melodiſch im Ausdruck, wie vollendet in der Kunſt unſer Dichter ſey, ſo vergleiche man ſeine Iphigenia mit der des Euripides. Wie weit ſteht die Griechiſche hinter der Deutſchen! Mit Recht nennt man ſie daher keine Nachahmung des Euripides, ſondern lieber, mit A. W. Schlegel, einen Nachgeſang der Griechen. Ohne Nachkünſtelung veralteter, uns für immer fremder, Formen iſt hier ein von Griechiſchem Geiſt durchdrungenes Werk. Hier iſt kein blendendes, obwohl ein liebliches, Kolorit, aber ein milder Zauber der Schönheit über das Ganze ergoſſen, der bei jeder neuen Betrachtung das Gemüth immer feſter anzieht, ganz wie in einem Gemälde — Rafaels. Und mit wem wäre Göthe wohl mehr zu vergleichen, als mit dieſem? Erfreulich ſchließt ſich an Iphigenia Taſſo an, der jener vielleicht nur als Compoſition nachſteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Reflexion aufgefodert wird. Mag nun aber Taſſo auch kein Drama im ſtrengen Sinne der Theorie ſeyn, ſo bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemälde, als ein Gedicht über den Dichter und ſein Werk, das wir gern mit Müller das für Verſtändniß der Poeſie lehrreichſte und tiefſinnigſte nennen. Nur ein Göthe konnte es wagen, dieſen Taſſo darzuſtellen, und ſelbſt Göthen konnte es nur in dieſer Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte ſich auch alles dazu. Das Intereſſe für dieſen Dichter hatte er gleichſam geerbt von ſeinem Vater, den Dichter konnte nur der Dichter ſo verſtehen, und den Dichter in ſolcher Umgebung nur der Dichter, der in einer ähnlichen ſich bewegte. Was hat das Haus Eſte voraus vor dem Haus Weimar, ſeit Amalia, Karl Auguſt und Louiſe den Thron ſchmückten? Sammelte ſich doch kaum in

den größten Hauptſtädten eine Summe ſo ausgezeichneter Geiſter, als in dem kleinen Weimar, das die Kunſt zu einem freundlichen Paradies umſchuf. Jene ſchönen Tage in Ettersburg, in Tiefurt, in Belvedere, in Wilhelmsthal, in Ilmenau, wo ein verſammelter Hof im ſchönen Naturgenuß nicht blos die Muſen freundlich willkommen hieß, ſondern ſelbſt Theil an den Feſten nahm, welche ſie anordneten, werden unvergeßlich ſeyn in der Geſchichte unſerer Poeſie und Kultur. Hier fand Göthe den Stoff zu ſeinen Umgebungen des Taſſo, und lernte eben den Ton treffen, der ſolchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Göthe der Hof- und Staatsmann einen weſentlichen Einfluß auf Göthe den Dichter hatte? Uns däucht, gar ſehr, und zwar einen ſehr günſtigen. Schon durch das Zuſammengenommene, Gehaltene, was ſeine Lage erfoderte (die übrigens nicht ſelten Veranlaſſung gegeben hat, ihn auch als Menſchen ſehr zu verkennen oder doch falſch zu beurtheilen), wurde er dem Idealen näher zugeführt, denn ein Göthe konnte unmöglich, wie ein gemeiner Höfling, bloß zu der Leerheit des äußern Anſtandes kommen. Nächſt dieſem ſeinen Hofleben, und zwar in Weimar, hatte nichts größeren Einfluß auf ſeine Verwandlung als ſein Aufenthalt in Italien. Während ſeiner erſten Periode neigte er in der bildenden Kunſt beſonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden iſt, ſo wie er auch nie aufgehört hat als Dichter von Zeit zu Zeit wenigſtens Niederländiſche Scenen zu liefern: allein Italien öffnete ihm das Auge über das Höhere der Kunſt, und ſein reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und kindlich Liebliche umfaßt, ſein zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunſt, neigte ſich jetzt mit Liebe zu dem Edleren und Höheren hin. An die Stelle ſeines ſonſtigen Natürlichkeitsprinzips trat jetzt Idealität; nicht jenes Wolkengebild gewiſſer Aeſthetiker, das ſie bei ihren Mißgeburten zu Pathen nehmen, ſondern jene echte, welche die Natur durch die Einbildungskraft in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit trägt. Von drei Hauptwerken, die noch in dieſe Periode fallen, Wilhelm Meiſter, Fauſt, und Herrmann und Dorothea, trägt das letztere den Stempel dieſer Idealität am reinſten ausgeprägt. A. W. Schlegel und W. von Humbold haben dieſes Epos von allen Seiten ſo beleuchtet, daß jedes Wort darüber überflüſſig ſcheint. Wilhelm Meiſter würde ihm ganz an die Seite geſetzt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was Göthe eigentlich damit gewollt, bleibt immer ungewiß und räthſelhaft, und nur dieß Eine tritt mit völliger Gewißheit hervor, daß Meiſter noch kein Meiſter geworden iſt. Vielleicht muß man alſo annehmen, daß er dieß noch werden ſolle. Und hat nicht Göthe bereits Proben von Meiſters Wanderjahren geliefert? Und ſollten auf dieſe nicht die Meiſterjahre folgen? Ueber die Einheit und Ganzheit der Lehrjahre können wir alſo jetzt eigentlich kein zureichendes Urtheil fällen. Indeß trotz aller verletzten Einheit bleibt Meiſter eins der vorzüglichſten Götheſchen Werke, denn in ihm und im Fauſt vereinigt ſich die ganze Univerſalität des Götheſchen Geiſtes. Betrachte man den Meiſter von Seiten der Erfindung oder der Ausführung, der Fülle oder der Entfaltung, der Charakterzeichnung oder der Erzählung, ſo findet man überall den Meiſter. Wie rein, wie klar, wie mild, und doch wie tief! Und dieſe Sprache, die wie ein ſchöner Strom in ruhiger Klarheit und der ſchönſten Bewegung ſich ergießt, dieſer

Ausdruck, der ſich wie ein ſchöner Körper an die zarte Seele anſchmiegt, ſo einfach ohne nüchtern, ſo zierlich ohne koſtbar, ſo wahr ohne geſucht, ſo beredt ohne rhetoriſch zu ſeyn, — wo findet ſie ihres Gleichen? Selbſt die Grammatiker finden hier, was ſie bei Göthe ſchon öfters, und bisweilen mit Recht, vermiſſen, Korrektheit. Vergleicht man, in Beziehung auf den Dichter, den Meiſter mit Werther, ſo ſieht man, wie in dieſem der Dichter noch mit Leben und Schickſal ringt, im Meiſter aber ſie beſiegt hat, und alles Heil in einer harmoniſchen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meiſter betrachten muß. Durch ſeine leidenſchaftloſe, ruhige, wahrhaft objektive Anſicht der Welt und des Lebens hatte ſich eine Weltanſchauung in ihm gebildet, die, gleich entfernt von einſeitiger Beſchränktheit als vorgefaßter Meinung, ihn jedes als zweckmäßig an ſeiner Stelle, das Einzelne im Zuſammenwirken mit dem Ganzen, und im menſchlichen Leben das Streben und Thun als die Hauptſache betrachten ließ. Nothwendig warf dieß auch ein milderes Licht auf jenen dunkeln Punkt im Menſchenleben, wo die Fäden deſſelben an ein unergründliches Schickſal geknüpft ſind. Das erhob den, der im Werther einſt an eben dieſer Stelle ſo befangen geweſen war, jetzt zur Idee einer Theodicee, und dieſe ſehe ich im Fauſt, denn ich müßte mich ſehr irren, wenn Fauſt nicht gerettet werden, der Himmel über die Hölle nicht den Sieg davon tragen ſollte. Fauſt iſt demnach kein bloßes Drama, ſondern ein philoſophiſch=, oder, will man lieber, religiös=didaktiſches Drama. Das Höchſte und Tiefſte, das Lieblichſte und Rührendſte, was eine menſchliche Bruſt bewegen kann, iſt darin niedergelegt, durchdrungen von der tiefſten Poeſie, allſeitig wie das Leben ſelbſt, und man fühlt ſich dadurch wie von einem Zauber im Innerſten ergriffen. Darüber iſt auch bei allen, die überhaupt ſo etwas zu verſtehen und zu fühlen fähig ſind, nur Eine Stimme; an die Compoſition des Ganzen (leider iſt es erſt eine Hälfte!) haben ſich hingegen manche geſtoßen. Und gleichwohl iſt eben dieſe eine Vortrefflichkeit mehr, mag man ſie nun aus dem Geſichtspunkt der Zeit, in welche das Stück fällt, oder des Sujets betrachten, das ohne phantaſtiſche Behandlung nicht bleibt, was es iſt. Eben ſo wenig ſcheint uns Tadel zu verdienen, daß nicht alle Scenen rein idealiſch ſind, weil jene Scenen, die man als Niederländiſche Stücke betrachten kann, ja ſelbſt jene, wo Höllen=Breughel dem Dichter vorgeſchwebt zu haben ſcheint, hier eben ſo nothwendig ſind, als die, die uns an Rafael erinnern. Das Flache und Alltägliche mußte hier eben ſowohl als das Würdige und Erhabene ſeine Stelle finden, und es iſt für den Fauſt ein Glück, was für den Meiſter ein Unglück hätte werden können, daß beide Perioden des Dichters ſich darin berühren. Auch gehört er beiden an. Schon aus ſeiner Straßburger Zeit ſchreibt Göthe: „die bedeutende Puppenſpielfabel des Fauſt klang und ſummte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.“ Man ſieht hieraus, wie Fauſt und Werther in der Seele des Dichters neben einander beſtanden. Wie glücklich, daß die Idee Fauſts in ſeiner Befangenheit, in dieſer Periode geboren, erſt in der folgenden ihre völlige Ausbildung erhielt! Nun ſtand der Dichter, der ſich im Fauſt wie im Werther ſpiegelt, über

der Befangenheit. Von vielem, was über Fauſt zu bemerken wäre, nur noch Eins. Man ſehe, wie der Dichter ſelbſt im Phantaſtiſchen noch der Natur getreu bleibt. Selbſt ſein Teufel iſt von unſerm Fleiſch und Bein, wie ihm denn wirklich ein — Baron (oder Merk?) zum Vorbild gedient haben ſoll. Göthe, durchaus ein plaſtiſcher Dichter, wie er ſeinen objektiven Anſichten, und — ſetze man immer hinzu — ſeinem Naturſtudium nach ſeyn mußte, konnte nie und nirgends in jenem Nebeln und Schwebeln ſich verirren, das uns hie und da als Ideales hat geboten werden ſollen. Er ſelbſt ſagt auch offen:

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande die Ideale zu faſſen,
O! ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

Was ſoll man nun zu jenem transſcendenten, hyper-metaphyſiſchen Idealismus ſagen, den man Göthen als Prinzip ſeines Dichtens untergelegt hat? Unſtreitig, daß Göthe mit der Entdeckung davon ſehr überraſcht worden iſt, und daß er ſelbſt nicht im Ernſte daran geglaubt hat. Hier kommt aber überhaupt die Periode, wo Göthes Name vielem philoſophiſch-äſthetiſch-religiös Lächerlichen zur Beglaubigung dienen ſollte. Wir wollen nicht unterſuchen, ob nicht manches hyperboliſche Compliment für Göthe den Dichter, da es anfangs hauptſächlich von Jena ausging, zugleich Göthen dem Miniſter gegolten habe: genug, was ſich Göthe ſelbſt wohl nie hätte träumen laſſen, geſchah, man ſtellte ihn nicht bloß in der Poeſie, ſondern auch in der Aeſthetik überhaupt, ja in der Religion, der Philoſophie, der Phyſik, der Medicin, und wer weiß worin noch, an die Spitze. Es gab nichts ſo Heiliges und Großes, aber auch nichts ſo Abſurdes und Lächerliches, was nicht Göthe hätte vertreten ſollen. Er ſelbſt ſchwieg zu dem Einen wie zu dem Andern. Wenn man ihm das verargt hat, ſo hätte man bedenken ſollen, daß er ja ſtets zu allem geſchwiegen hatte, was über ihn geſagt ward, vielleicht weil man durch jede Defenſive ſich in Nachtheil ſetzt. Man hätte gar zu gern gewußt, ob Göthe kleinlich genug ſey, all dies Unweſen zu begünſtigen. Wir denken, es gibt hier manches zu unterſcheiden. Fürs Erſte war doch gewiß nicht alles verwerflich, was man aufſtellte; fürs Zweite traf wirklich manche Umwandlung in Philoſophie, Phyſik, Poeſie, Aeſthetik mit Göthe's individuellen Anſichten nahe genug zuſammen, und es iſt natürlich, daß wir unſer Schooskind auch von Andern gern geliebt und gepflegt ſehn; fürs Dritte aber ſprach doch Göthe auch manches körnige, tüchtige Wort in den Propyläen und anderwärts (man denke nur an ſein Sonett über das Sonett), was dem äſthetiſchen Unweſen gar nicht ſchmeichelte. Manches mochte ihn bei ſeiner objektiven Anſicht erregen und amüſiren, manches hat er, wie wir wiſſen, belacht. „Hat man ſich aber bei vielem unleugbaren Unweſen nicht auf Göthe geſtützt?" Wie leicht könnten wir dies auf die Bibel anwenden; wir ſagen aber bloß: ſeht bei einem ſo objektiven Dichter als Göthe doch ja erſt genau zu, ob er ſo etwas in eigner Perſon ſprach, oder wem er es in den Mund gelegt hatte, denn beides iſt hier gar nicht einerlei. Uebrigens wollen wir gar nicht in Abrede ſeyn, daß nicht Göthen auch eine Menſchlichkeit habe beſchleichen können, und daß mit dieſer eine große Veränderung der Univerſität zu Jena, die Entſtehung des Freimüthigen, Verlegung der Jenaiſchen Literatur-Zeitung nach Halle, und Entſtehung einer neuen zu Jena, alſo nicht unbedeutende literariſche

Folgen, zuſammenhängen. Gewiß ſehr unſchuldig aber iſt Göthe beim Publikum in den Verdacht gekommen, als ſey von ihm die Begünſtigung des Catholicismus in einer neuen philoſophiſch-äſthetiſchen Schule ausgegangen. Mit Erſtaunen haben wir oft von dem Weimariſchen Krypto-Catholicismus erzählen hören, und das wunderlichſte Zeug über Göthe und Schiller, gerade als wäre von Zacharias Werner die Rede geweſen. Göthe war, wie wir ihn kennen, eigentlich ein wahrer Heide, in jenem Sinne, wie er es ſelbſt von Winkelmann behauptet, und wie dem Sänger der Römiſchen Elegieen ziemte. Wenigſtens war er, der das alte Teſtament ſchon in der Jugend dem neuen vorzog, in ſeinem Chriſtenthum bald ſehr indifferent, bald ſehr ſchwankend. Das konnte ihn freilich auch dahin bringen, dem Catholicismus die — poetiſche Seite abzugewinnen. Aber ſonderbar genug, während man im Publikum ihn beſchuldigt, dem Catholicismus Vorſchub zu thun, tadeln gerade die religiöſen Aeſthetiker, wenn nicht einzig, doch am ſtärkſten an ihm ſeinen — Mangel an Chriſtenthum. Ob ſie es auch nach Erſcheinung ſeiner Biographie thun werden, wiſſen wir nicht; nur das wiſſen wir, daß in ihr zuerſt Göthe dem Catholicismus das Wort zu reden ſcheint. Vielleicht hat alſo doch das, was von ihm ausgegangen ſeyn ſollte, wenigſtens auf ihn zurückgewirkt, und an Empfänglichkeit für manches Schwärmeriſche und Sonderbare hat es ihm freilich nie gefehlt. Daß er in ſeiner letzten Periode ſich auch als Dichter nicht frei von den Einflüſſen der Zeit erhalten hat, liegt unverkennbar zu Tage. Nachdem ſich zu Ende ſeiner zweiten Periode noch einmal jener *dem Augenblick überlegne Humor* in den Xenien gezeigt, und er damit eigentlich die Loſung zu einer neuen Kraftperiode gegeben hatte, ſchien die produktive Kraft Göthe's allgemach zu verſiegen. Und wahr iſt es, ſeitdem er Voltaire's Mahomet und Tancred überſetzt hatte, hat er, wenn man einige Lieder und Romanzen ausnimmt, nichts geliefert, was an die vorige Kraft und Fülle reichte, nichts, worin er nicht befangen in ſeiner Zeit erſchiene. Mit ſeiner Eugenie war es auf eine Trilogie wie bei Schillers Wallenſtein abgeſehen, allein entweder war das Publikum zu lau, oder Göthe verlor ſonſt die Luſt, genug es blieb beim erſten Theile. Ein Glück, daß es Göthe geweſen, der die Luſt verloren hatte, denn da fand ſich doch ein Kritiker, der uns bewies, der Anfang ſey wirklich ein Ganzes, und bedürfe keines Mittels und Endes. Wir alle haben den ſonſt trefflichen Kritiker bedauert, denn man ſieht es dem Beweiſe an, wie ſauer er ihm geworden iſt. Doch ſelbſt dieſer Beweis wirkte nicht, was er ſollte; das Publikum intereſſirte ſich auch für das Ganze nicht, wie ehemals für das Fragment des Fauſt. Gleichwohl darf man die Eugenie in gewiſſer Hinſicht das vollendetſte Product des Dichters nennen; kein anderes iſt ſo gefeilt, ſo geglättet. Huber ſagte: „freilich marmorglatt, aber auch *marmorkalt!*" Und ſollte das nicht wenigſtens zum Theil an der neuen Aeſthetik liegen, die den Dichter dabei leitete? Alles iſt aufgeboten für die *Form*, und der metaphyſiſche Idealismus verräth ſich ſchon durch das Perſonale. Sind es nicht lauter Abſtracta? Man ſieht deshalb Göthen wohl hie und da, aber er waltet nicht durch das Ganze, und dieſes Werk iſt mehr elegant als ſchön. Ein Gleiches läßt ſich von den Wahlverwandtſchaften behaupten, die übrigens die Dankbarkeit Göthe's für ſeine Verehrer vollgiltig dokumentirt; Göthe hat wirklich nach ihrem Recepte gemiſcht. Unbillig hat man jedoch dem Werke den Vorwurf der Unmoralität gemacht; Eduard ſoll ja eben ſo wenig Muſter

für uns ſeyn, als ehedem Werther. Und dann überſehe man die wahrhaft meiſterhafte *Darſtellung* dieſes Werkes nicht! Faſt möchte man ſagen, daß ſich in Göthe's Werken alle drei Style der Griechiſchen Plaſtik zeigen, in der erſten Periode der große aber harte, in der zweiten der ſchöne, in der dritten der elegante. Vielleicht gibt es nur wenige, denen die Werke jeder dieſer Perioden zuſagen; ſehen möchten wir aber den, nur mit ihm umgehen nicht, dem in Göthe's Werken gar nichts zuſagte! Das ſchönſte, höchſt dankenswürdige Geſchenk, das Göthe uns in neueſter Zeit gemacht hat, iſt ſeine Biographie. Vielfältig zu rühmen wie ſie iſt, ſage ich nur: dieſe Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit zeigt Göthen wahrhaft groß. Wie gern ſagten wir mehr, wenn wir nicht ſchon ohnehin die Gränzen allzuſehr überſchritten hätten. Und doch haben wir faſt nur von Göthe dem Dichter geſprochen. Was aber hat er nicht auch für bildende Künſte, für Schauſpielkunſt, für Naturbeobachtung geleiſtet! Und in Hinſicht auf bildende Künſte und Schauſpielkunſt nicht bloß als Schriftſteller, ſondern auch ermunternd, befördernd. Sehr wichtig ſind in dieſer Hinſicht die ehemaligen Weimariſchen Kunſtausſtellungen und das Weimariſche Theater unter Göthe's unmittelbarer Direction; beide wirkliche Pflanzſchulen der Kunſt, wie ſie nur bei Göthe's Maximen (in manchen erkennt man ſeinen Vater wieder,) und liberaler Geſinnung gedeihen konnten. Und ſollte man nicht auch der mannigfaltigen architektoniſchen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Weimars ſelbſt als des Deutſchen Athens, wie man es oft genannt hat, nicht deſſen endlich gedenken, was durch Weimar von Jena ausging? Vielfach und erfreulich hat Göthe durch dies alles, bald ſelbſt ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beiſpiel, auf ſeine Nation gewirkt. Daß es nicht jederzeit auf die Weiſe geſchah, wie Hans und Kunz es wollten, mag wohl recht gut ſeyn, indem wir ſonſt nur einen Hans und Kunz mehr, und keinen Göthe hätten. Daß er nicht *überall* das Höchſte erreicht und manches verfehlt haben kann, iſt ſehr natürlich, und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Ein Anderes aber iſt es freilich, ihn im Allgemeinen beurtheilen, und ein Anderes, ein einzelnes Werk von ihm der Kritik unterwerfen, die billig ſtets den höchſten Maßſtab daran legt, und ihre Hochachtung durch Strenge beweiſt, indem Nachſicht nur der Mittelmäßigkeit zukommt, und doch wahrlich ein Gedanke iſt, der einem bei Göthe gar nicht in den Sinn kommen kann. Nur muß man aber auch des höchſten Maßſtabs mächtig ſeyn, um ihn anlegen zu können; alltägliche Schreier gelten hier nichts. Wenigſtens darf der Schuſter nicht über den Schuh. Gerade dann, wenn die echte Kritik am ſtrengſten verfahren iſt, wird ſie am liebſten auf Göthen anwenden, was er ſelbſt von ſeinem Fürſten ſagt:

> *Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte*
> *Jeder; da wär' es ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn.* dd.

Gothen. Gothiſche Baukunſt. Die Gothen (Gothones bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht aber die Gothini des Tacitus oder *Kotini* des Dio, welche Galliſcher Abkunft ſind), waren ein Germaniſcher Stamm, der ſeinen Sitz an der Baltiſchen Küſte zwiſchen der Weichſel und Oder, folglich in Polen oder Polniſch Preußen, hatte. Ihre Sprache kommt der alten Fränkiſchen ſehr nahe. Wie alle Deutſche, ließen ſie ihr gelbes Haar lang wachſen, hatten

Bärte und trugen Pelze; gegen die Sitte anderer Deutſchen aber hatten ſie **erbliche Königswürde**. Unter dem Namen der Gothen erſcheinen ſie zuerſt im Jahr 215; bald darauf ſpielen ſie die wichtigſte Rolle in der Weltgeſchichte, und erfüllen über ein halbes Jahrtauſend hindurch Europa mit dem Ruf ihrer Thaten. Ihre Wohnſitze an der Oſtſee, in der Nähe der Oder und Weichſel verlaſſend, zogen ſie ſüdlicher in die Gegenden des ſchwarzen Meeres; eine Menge anderer Stämme verſchmolz in den ihrigen, und ſo entſtand durch immer fortgeſetzte Züge und Eroberungen unter Ermanarik um 350 das große Gothiſche Reich, das vom Don, der Europa von Aſien trennte, bis zur Theis, die ſich an Ungarns Gränze in die Donau ergießt, vom ſchwarzen Meer bis zur Weichſel und Oſtſee ſich erſtreckte, alſo Thrazien, Möſien (Servien und Bulgarien), Dacien (einen Theil von Ungarn, den Bannat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau bis an den Pruth), große Strecken von Polen, Rußland, Preuſſen umfaßte, und im Norden Slaviſche, Finniſche und Lettiſche Stämme in ſich aufgenommen hatte. Natürlich kamen hiebei die Gothen von Weſten her mit dem großen Römiſchen Reich, von Oſten her mit dem Byzantiniſchen Kaiſerthum in vielfache Colliſionen, und die Geſchichte iſt voll von Kämpfen, welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu beſtehen hatte, und oft glänzend beſtand. Zwei Kaiſer fielen in den Schlachten mit ihnen, und Rom und Byzanz wurden genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen. Sie waren das erſte Volk, zu welchem über die Donau um die genannte Zeit das Chriſtenthum drang; Ulfilas, der Biſchof der Möſo-Gothen (d. h. des in Möſien wohnenden Gothiſchen Stammes), ward ſchon um das Jahr 360 Erfinder einer Deutſchen Schreibkunſt und Ueberſetzer des neuen Teſtaments in die Gothiſche Sprache. Daß dies ſchon einen bedeutenden Grad von Cultur vorausſetze, bedarf keiner Verſicherung: allein freilich glichen nicht alle Gothen den Möſiſchen, bei denen durch die Nähe und den Verkehr mit Griechenland die Cultur einen großen Vorſprung gewonnen hatte. Durch **innere** Revolution entzweite ſich gegen das Jahr 369 das große Gothiſche Reich, und theilte ſich fortan in zwei Staaten, in das Reich der **Oſtgothen** (Auſtrogothen, Staat der Greuthunger) am ſchwarzen Meer, vom Don bis zum Dnepr, und in das Reich der **Weſtgothen** (Staat der Theruinger) in Dacien, vom Dnepr bis zur Donau. Bald folgte der inneren Revolution eine äußere, welche die Macht der Gothen in dieſen Gegenden ſtürzte. Um das Jahr 375 drangen die Schwärme der Hunnen, und der von ihnen bezwungenen Alanen aus Aſien über den Don herüber, und drängten die Oſtgothen nach den Weſtgothen hin, die nun ihrerſeits bei dem Kaiſer Valens um die Erlaubniß baten, in das Byzantiniſche Reich aufgenommen zu werden, und ſich in dem verödeten Thrazien niederzulaſſen. Sie erhielten die Erlaubniß, ſahen ſich aber durch den Druck der kaiſerlichen Statthalter bald zur Empörung genöthigt, die nicht ohne ſchreckliche Scenen endete. Valens ſelbſt wurde im Jahr 378 von ihnen bei Adrianopel völlig geſchlagen, und verbrannte auf der Flucht in einer von ihnen angezündeten Bauernhütte. Bedeutende Rollen ſpielten ſie von da an in Conſtantinopel. Nach mancherlei wechſelnden Schickſalen erlangten auch die Oſtgothen einen neuen Wohnſitz in Ungarn und Slavonien, jedoch erſt nach der Zerſtörung des Hunniſchen Reiches im Jahr 453. Während der Zeit hatten die Weſtgothen ſich in Griechenland und Italien furchtbar gemacht. Alarich

brach mit Heeresmacht im J. 396 unaufhaltbar in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien und König der Weſtgothen. Als ſolcher zog er zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Italien, wo er den Untergang des Römiſchen Reichs immer näher herbeiführte, denn um den Sieg über Alarich bei Verona (403) zu erfechten, hatte Stilico, der Römiſche Feldherr, alle Römiſchen Truppen vom Rheine wegziehen müſſen, und dadurch die ſogenannte große Völkerwanderung veranlaßt, in welcher Germaniſche Schwärme von allen Seiten her nach Gallien, Oberitalien, in die Schweiz und Spanien eindrangen. Alarich ſelbſt kehrte bald genug nach Italien zurück, eroberte Rom im Jahr 409, und zum zweiten Mal 410. Nach ſeinem in demſelben Jahr erfolgten Tode wendeten die Weſtgothen ihre Blicke vornehmlich nach dem ſüdlichen Gallien und Spanien, und es gelang ihnen, hier ein neues Weſtgothiſches Reich zu gründen (Septimania, Gothia), wovon gegen das Ende des fünften Jahrhunderts die Provence, Languedoc und Catalonien die Haupttheile waren, Toulouſe die Reſidenz. Um dieſelbe Zeit (474) erhielten ſie auch geſchriebene Geſetze (leges Visigothorum). Die zwiſchen dem Oſt- und Weſtrömiſchen Reich obwaltende Eiferſucht war die Urſache, daß kurz hierauf (489), von dem Kaiſer Zeno in Conſtantinopel veranlaßt, auch die Oſtgothen unter ihrem König Theuderich nach Italien zogen. Im Jahr 493 wurde dieſer Oſtgothe zu Ravenna König von Italien, und legte hier den Grund zu einem neuen Oſtgothiſchen Reiche, welches nebſt Italien auch Rhäzien (einen Theil der Schweiz und Tyrols), Vindelizien (einen Theil von Baiern und Schwaben), Norikum (Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Oeſtreich), Dalmazien, Pannonien (Vorderungarn, Slavonien) und Dacien jenſeit der Donau (Siebenbürgen, Walachei) umfaßte, ſchon aber im Jahr 554 ſein Ende erreichte. Allerdings alſo ſind die Gothen, deren Throne anfangs am Don, am Dnepr und an der Donau, nachher in Toulouſe, Toledo und Ravenna ſtanden, und deren Beute, wenigſtens eine Zeitlang, Athen und Rom geworden waren, ein welthiſtoriſches Volk. Unrecht würde man ihnen thun, wenn man ſie für bloße Wilde halten wollte, die ohne alle Kunſt und Kenntniſſe geweſen wären, da ſie ja mit dem Oſt- und Weſtrömiſchen Reich lange vor ihren Einbrüchen in Italien in Verbindung geſtanden hatten. Theuderich, an dem Hofe zu Conſtantinopel erzogen, war ein ſo großer Liebhaber der ſchönen Künſte, daß er eine beſondere Würde errichtete, einen comes nitentium rerum (Kunſtgraf, Oberaufſeher über die Kunſtwerke), der auf die Bildſäulen achten mußte, daß ſie nicht verletzt oder geraubt würden, und einen öffentlichen Baumeiſter erwählte, dem die Beſorgung und Erhaltung der alten Gebäude aufgetragen war. Nicht nur ließ er zu Rom verſchiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, ſondern auch andere Städte mit neuen verzieren. Doch haben wir über ihre Cultur nur ſpärliche Nachrichten. Sonderbar genug hat ſich der Name der Gothen am längſten in der Baukunſt erhalten, aber freilich auf eine Weiſe, welche von der Cultur, wenigſtens von dem Geſchmack der Gothen kein günſtiges Zeugniß ablegen würde, wenn alles wahr ſeyn ſollte, was man von ihm geſagt hat. Wie wahr ſchrieb Göthe darüber bereits im Jahr 1773: „Unter die Rubrik Gothiſch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle ſynonymiſche Mißverſtändniſſe, die mir von Unbeſtimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zuſammengeſtoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem, jemals durch den Kopf gegangen waren.

Nicht geſcheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbariſch nennt, hieß alles Gothiſch, was nicht in mein Syſtem paßte, von dem gedrechſelten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unſre bürgerlichen Edelleute ihre Häuſer ſchmücken, bis zu den ernſten Rieſen der ältern Deutſchen Baukunſt, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Geſang einſtimmte: „ganz von Zierrath erdrückt!“ und ſo graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten, krausborſtigen Ungeheuers. „Zweierlei verſuchte Gothe damals zuerſt, einmal die ſogenannte Gothiſche Baukunſt den Deutſchen zuzueignen, und dann ſie von den Vorwürfen des Ungeſchmacks zu retten, die ihr ſo allgemein gemacht wurden. Sein ausgeſtreutes Samenkorn hat hundertfältige Frucht getragen. Jener erſte Punkt war noch ziemlich unbeſtimmt, denn Gothiſche Baukunſt, auch wenn ſie wirklich von den Gothen ſtammen ſollte, wäre ja doch Deutſchen Urſprungs. Es wird ſich daher fragen, ob dieſe Baukunſt eben von dem Germaniſchen Stamme herkommt, welcher den Namen der Gothen trug? Der Scheidepunkt zwiſchen alter und neuer Kunſt fällt in die Zeiten, wo das neue Oſt- und Weſtgothiſche Reich ſich bildeten, auch an die Stelle der alten klaſſiſchen Baukunſt ſehen wir mehr und mehr eine neue treten, die ſich ſo weit erſtreckt, als die Eroberungen der Gothen, durch Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, einen Theil von Deutſchland, aber auch nach Britannien, wohin doch keine Gothen kamen. Wollte man nun auch zugeben, daß dieſe neue Baukunſt wirklich von den Gothen ſtamme, (und daß mehrere bedeutende Gebäude von ihnen aufgeführt wurden, iſt nicht zu läugnen); ſo wiſſen wir doch von ihr ſo viel wie nichts. Man hat alle Bauwerke aus der Zeit der Longobardiſchen Herrſchaft in Italien (568) und die ganze Mönchsbauart jener Zeit Gothiſch genannt, und dachte darum bei allem Plumpen und Düſtern an die wahrſcheinlich hieran ſehr unſchuldigen Gothen. Nachher erkannte man dies Unrecht an, und gleichſam zur Verſöhnung des Gothiſchen Namens ſchrieb man den Gothen auch eine, der vorigen gerade entgegeſetzte, Bauart zu, indem man zwiſchen Alt- und Neugothiſcher Baukunſt unterſchied. Die letztere würde von dem Weſtgothiſchen Reich in Spanien haben ausgehen müſſen, denn ſie ſoll durch Dazwiſchenkunft der Arabiſchen oder Mauriſchen entſtanden ſeyn, und hatte ihre Periode von dem eilften bis ins funfzehnte Jahrhundert, wo in Italien die moderne Baukunſt nach Muſtern der Altgriechiſchen begann. Der Arabiſche Geſchmack liebte die höchſte Leichtigkeit; darum durchbrach man die Wände, daß ſie einer Laube ähnlich ſahen, zierte ſie von innen und außen mit Blumenranken und Blättergewinden, und ſchmückte die Façade mit einer Saat von Thürmchen und Zinnen. Etwas ſo Leichtes und Freies hat nun freilich auch die ſogenannte Neugothiſche Baukunſt; der Blick aber muß ſehr flüchtig ſeyn, der nicht bald auch bedeutende Unterſchiede zwiſchen ihr und der Mauriſchen findet. Immer erkennt man in dieſer das Zelt, in der ſogenannten Neugothiſchen den Wald als Vorbild, und darum in der Arabiſchen Baukunſt lauter hufeiſenförmige, in der Neugothiſchen lauter ſpitzige Bogen, und durchaus etwas Solideres als dort. Einige haben daher den Urſprung der Neugothiſchen Baukunſt lieber von den Normannen ableiten wollen, die um die Zeit des Beginns dieſer Bauart ſo mächtig waren, und ihre Herrſchaft weit verbreiteten. Daß die Zeit, wo dieſe Bauart in England eingeführt wurde, mit der Epoche der Normänniſchen Eroberung zuſammenfällt, würde dieſer Vermuthung noch

günſtiger ſeyn, wenn man nicht in England ſelbſt von dieſer Zeit an mehrere Style der Baukunſt fände, ehe man zu dem kam, was man Neugothiſche Bauart nennt (earliy Gothic und pure Gothic). Man hat demnach ſchwerlich Unrecht, wenn man dieſe ſogenannte Neugothiſche Baukunſt für Deutſchen Urſprungs hält, und zwar ihre Epoche von der Errichtung des Straßburger Münſters (1015) beginnt, womit ſehr wahrſcheinlich auch die Freimaurerei zuſammenhängt. War es doch auch ein Deutſcher Baumeiſter, der den bewunderten Dom zu Mailand aufführte. Daß ſchon früher die Deutſchen hierin einen eigenthümlichen Weg gegangen, zeigte die ſchöne Ruine einer Kirche zu Memleben an der Unſtrut aus der Zeit Heinrichs I. im zehnten Jahrhundert, die man leider im Jahre 1812 niedergeriſſen hat, ohne wenigſtens vorher Abriſſe von ihr zu nehmen. Zwar waren hier die Fenſterbogen rund gewölbt, die Bogen aber, welche das Schiff der Kirche von den Flügeln ſchieden, ſpitzig oder, wie man ſagt, Gothiſch. Der Gebrauch von ſpitzigen Fenſtern und piramydaliſch zulaufenden einzelnen Theilen verbreitete ſich überhaupt erſt im dreizehnten Jahrhundert. Der Gedanke an die Gothen fällt alſo auch hier weg. Was den Werth dieſer Bauart betrifft, ſo kann darüber ſeit der Erſcheinung von Murphy's Prachtwerk über die Kirche zu Batalha in Portugal (Plan, Elevations, Sections and Views of the Church of Batalha, to which is prefixed an introductory Discourse on the Principles of Gothic Architecture by James Murphy. London, 1795. Fol.) nur Eine Stimme ſeyn. Es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Künſtler, welche jene Werke aufführten, in Zeichnung erfahren ſeyn mußten, und die Lehrſätze der Meßkunſt eben ſo gut verſtanden, als die Griechiſchen Architekten. Die Regeln der Schwere und Feſtigkeit verſtanden ſie in einem überaus hohen Grade; wie hätten ſie auch ſonſt ſo bewundernswürdig feſte und dauerhafte Mauern kühn emporſtrebend ins Freie aufführen, mit ſo weitgeſprengten und hohen Gewölben den ungeheuern Raum zwiſchen ihnen ſo ſicher bedecken, und ſo ſchlanke und dünne Säulen den größten Laſten als Stützen, auf denen ſie Jahrtauſende lang ruhen, unterſetzen können. Die ſpitzigen Bogen leitet Murphy von der Piramydalform des Ganzen ab, und zeigt damit, daß dieſe Baukunſt ſich auch auf richtige Grundſätze ſtützte. Und wer, wenn er irgend ein Meiſterwerk dieſer Art betrachtet hat, wird es wagen, ihr äſthetiſchen Werth abzuſprechen! Ein Geiſt des Großen und Mächtigen, zum Theil des Furchtbarerhabenen ſpricht uns aus dieſen Steinen an, und damit kein bloßer Schauder bei den gewaltigen Maſſen uns befalle, iſt durch gefällige, aber zweckmäßige, Mannigfaltigkeit das ungeheure Ganze in den Kreis der Schönheit gezogen worden. Wenn man an Werken dieſer Baukunſt tadelt, daß ihre Geſtalten ſtachlicht und gleichſam zerſplittert ſcheinen, daß ſie zu ſcharfe, eckige Formen darbieten, ſo kann man doch auch den Einen großen Eindruck von kühn und leicht emporſtrebender Höhe nicht leugnen, und fühlt ſich im Innerſten von dem Rieſengeiſt ergriffen, der darin waltet, und an das Unermeßliche des Weltalls erinnert. „Die Griechiſche Baukunſt, ſagt Georg Forſter, iſt unſtreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinſtimmenden, Beziehungsvollen, Erleſenen, mit einem Worte, des Schönen. Hier indeſſen an den Gothiſchen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme ſchwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Maſſe machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die

gleichſam auf nichts ruhen, luftig ſchweben, wie die ſchattenreichen Wipfelgewölbe der Waldes, hier ſchwelgt der Sinn im Uebermuth des künſtleriſchen Beginnens. Jene Griechiſchen Geſtalten ſcheinen ſich an alles anzuſchließen, was da iſt, an alles, was menſchlich iſt; dieſe ſtehen wie Erſcheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläſte da, um Zeugniß zu geben von der ſchöpferiſchen Kraft im Menſchen, der einen iſolirten Gedanken bis auf das Aeußerſte zu verfolgen, und das Erhabene ſelbſt auf einem excentriſchen Wege zu erreichen weiß." dd.

Gothenburg (Götheborg), eine nach Holländiſcher Art gebaute See- und Handelsſtadt in Weſtgothland, an dem Ausfluß der Goth-Elbe in die Nordſee, nach Stockholm die beträchtlichſte und wohlhabendſte Stadt in ganz Schweden. Hier haben ihren Sitz ein Landeshauptmann und Oberkommandant, eine Admiralität und Fortificationsbrigade, ein Manufactur- und Hallgericht und ein Biſchof, unter deſſen Aufſicht das Gymnaſium nebſt ſeiner wohleingerichteten Bibliothek ſteht. Die Manufakturen von Segeltuch, Tauwerk, Leder, ſo wie die Zuckerraffinerien, ſind von Bedeutung; außerdem fabricirt man auch ſeidene Zeuge, Strümpfe, Bänder, Cattun, Seife und Tabak. Die Schleuſe von Trolhätta erleichtert durch die Fahrt auf der Gothelbe nach dem Wenerſee den Verkehr mit dem inneren Lande. In Friedenszeiten beſuchten jährlich über 1200 Schwediſche und andere Fahrzeuge den Hafen, der gut und ſicher, aber nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar iſt; größere landen in einiger Entfernung. Die ſeit 1731 geſtiftete Oſtindiſche Compagnie gewährt bedeutende Vortheile, beſchränkt ſich aber meiſtens auf den Handel mit China. Ein beſonders wichtiger Zweig des daſigen Handels iſt die lebhaft getriebene Heringsfiſcherei. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 20,000. Uebrigens hat die Stadt mehrmals, und zuletzt noch 1802 und 1804 durch große Feuersbrünſte ſehr gelitten.

Gott und Götter. Unter Gott denkt ſich die gereifte Vernunft das nothwendige, von der Welt verſchiedene Weſen, deſſen unendlicher Verſtand und heiliger Wille der Grund von dem Daſeyn der Welt und ihrer Einrichtung und von dem Wirklichwerden des höchſten Gutes iſt, deſſen Erwartung die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſtreit zu gerathen. So muß Gott gedacht werden, wenn der Glaube an ihn die Bedürfniſſe der Vernunft befriedigen ſoll. Als ein nothwendiges d. h. als ein ſolches Weſen, welches den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt trägt, muß er gedacht werden, weil nur ein ſolches Weſen das Daſeyn der Welt erklärbar macht; unendlichen Verſtand muß man bei ihm vorausſetzen, weil nur durch ein Weſen von dieſer Beſchaffenheit die alle menſchliche Einſicht und Faſſungskraft überſteigende Welteinrichtung begreiflich wird, und heiligen Willen muß man Gott zuſchreiben, weil nur unter dieſer Vorausſetzung von ihm erwartet werden kann, daß er die vernünftigen Naturen zu höherer ſittlicher Reife führen und Glückſeligkeit und Leiden nach Maßgabe der Schuld und des Verdienſtes austheilen werde. Die Idee Gottes, des Schöpfers der Welt, des Geſetzgebers der vernünftigen Weſen und des Regirers der menſchlichen Dinge iſt das Höchſte, was die Vernunft erreichen kann, der Grund aller über das Irdiſche ſich erhebenden Hoffnung und das wirkſamſte Motiv der Pflichterfüllung. Das Syſtem, welches die Realität dieſer Idee anerkennt, heißt Theismus, das entgegengeſetzte Atheismus, und die Lehre derer, welche, wie Spinoza und

einige Philoſophen aus der neueſten Schule, Gott und Welt identificiren, damit aber im Grunde die das Bedürfniß der Vernunft befriedigende Idee Gottes aufheben, wird Pantheismus genannt. Die achtungswertheſten Philoſophen der neuen Zeit Carteſius, Leibnitz, Wolf, Reimarus und Kant, obgleich der zuletzt genannte Weltweiſe die vor ihm gewöhnlichen metaphyſiſchen Demonſtrationen für das Daſeyn Gottes in ihrer Unzulänglichkeit darſtellte, haben ſich für den Theismus entſchieden, und da durch die Schellingiſche oder Identitätsphiloſophie die Idee eines von der Welt verſchiedenen, die Welt mit Weisheit und Güte regirenden Gottes gefährdet zu ſeyn ſchien, hat jüngſt Jacobi in ſeinem Buche über Gott und die göttlichen Dinge den Theismus, mit Rückſicht auf die abweichenden Vorſtellungsarten einiger neuen Philoſophen zu vertheidigen geſucht. Die wichtigſten Beweiſe für das Daſeyn Gottes ſind der kosmologiſche, der phyſikotheologiſche und der moraliſche. Der kosmologiſche Beweis beruht auf folgenden Momenten: alles in dem Gebiete der erkennbaren Wirklichkeit erſcheint uns als gegründet und bedingt, d. h. alles, was vorhanden iſt, hat den Grund ſeines Daſeyns nicht in ſich ſelbſt, ſondern iſt von andern, früher vorhandenen Urſachen abhängig. Die Vernunft kann ſich nichts Bedingtes ohne eine Bedingung, nichts Gegründetes ohne einen Grund denken; das Geſetz des zureichenden Grundes nöthiget ſie, jede Wirkung auf eine Urſache zurückzuführen. Indem nun die Vernunft von einer Erſcheinung zu der andern, von einem Grunde zu dem andern zurückgeht, gelangt ſie zu der Idee eines Urgrundes, welche gleichſam der Träger aller Dinge ſey, zu der Idee eines abſoluten und nothwendigen Weſens, d. h. zu der Idee eines Weſens, welches in keiner andern Urſache bedingt und gegründet iſt, den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt trägt, und als der letzte Grund aller Erſcheinungen, als der Punkt, von welchem alle Reihefolgen der Erſcheinungen ausgehen, zu betrachten iſt. Der phyſikotheologiſche Beweis beruhet auf der in der Natur wahrnehmbaren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Da nämlich, wo Zweckmäßigkeit wahrgenommen wird, muß man ein Handeln nach Ideen vorausſetzen und darum annehmen, daß der Grund der Welt, weil in ihren Einrichtungen Plan und Abſicht ſich offenbart, in einem nach Ideen, nach der Vorſtellung von Mitteln und Zweck handelnden Weſen enthalten ſey. Dergleichen Einrichtungen der Natur aber, in denen Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit auf die unverkennbarſte Weiſe ſich ankündigt, ſind die Axebewegung der Sonne, die Kreis- und Axebewegungen der Planeten und die dadurch bewirkte Entſtehung des Lichts und der Wärme, der Tages- und der Jahreszeiten, die ſphäriſche Figur der Erde, ohne welche alles Land um den Aequator überſchwemmt und alles Land an den Polen dürre ſeyn würde, das Gleichgewicht der Südſee mit der Nordſee, des ſtillen Meeres mit dem atlantiſchen, des feſten Landes der neuen Welt mit dem feſten Lande der alten Welt, die gleichmäßige Vertheilung der Erde und des Waſſers und andere Einrichtungen des Erdplanetens, ferner die wechſelſeitige Beziehung der geiſtigen Vermögen des Menſchen zu einander, die Harmonie zwiſchen dem Geiſtigen und Sinnlichen ſeines Weſens und die Organiſation des menſchlichen Leibes, deſſen Theile alle mit dem Zwecke der Erhaltung zuſammenhängen, die Mittel der naturgemäßen Erhaltung der Lebenden jeder Gattung, das ziemlich gleiche Verhältniß der Geſchlechter und eine Menge anderer Erſchei-

nungen, mit deren Erwähnung und näherer Beſchreibung ſich viele phyſikotheologiſche Schriften, unter denen beſonders die von Derham, Trembley, Bonnet, Reimarus und Sander gerühmt werden, ſich beſchäftigen. Dieſe und andere Erſcheinungen nun nöthigen den Menſchen, dafern er nicht die in der Natur wahrnehmbare Ordnung und Zweckmäßigkeit auf ſich ſelbſt beruhen laſſen will, einen Welturheber von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, da ſich, auch bei der Vorausſetzung einer ewigen Materie, doch die Entſtehung der Formen der Dinge ohne ein Handeln nach Ideen nicht erklären läßt. Die Natur iſt der Spiegel und der Abglanz Gottes und darum führt die Naturbetrachtung den Menſchen, der das Verlangen nach dem Höhern und Göttlichen im Herzen trägt, zu Gott, und wenn er auf Erſcheinungen trifft, in denen er keine Spuren von Weisheit und Güte entdeckt, ſo erwägt er, daß er nur einen kleinen Theil des großen Ganzen überſehe, daß, wenn das gegenwärtige Leben ein Zuſtand der Tugendübung ſeyn ſoll, die vernünftigen Weſen in einem Syſteme von Kräften ſich befinden müſſen, welche ihren Neigungen entgegenwirken und Reizungen zur Sünde enthalten, und daß es vernünftig ſey, da, wo man in einem bekannten Theil Ordnung und Zweckmäßigkeit entdeckte, auch in dem unbekannten weiſe Abſichten vorausſetzen. Wenn ich, denkt er, ein Buch leſe, und da, wo ich es verſtehe, vernünftiges Urtheil und Zuſammenhang finde, ſo nehme ich an, daß der Verfaſſer auch in den Stellen, wo ich ihn nicht faſſe, mit Nachdenken und Ueberlegung geſchrieben habe. Soll aber die Naturbetrachtung den Menſchen zu Gott führen, ſo muß in ſeinem Gemüthe ſchon das Verlangen, ihn zu finden, erwacht ſeyn, denn eine apodiktiſche Gewißheit, d. h. eine ſolche Gewißheit, bei welcher das Gegentheil der angenommenen Ueberzeugung undenkbar wird, gewährt weder der phyſikotheologiſche noch der kosmologiſche Beweis, und beide Beweiſe können durch Sophiſtereien entkräftet werden. Dieſes Verlangen nun iſt in der ſittlichen Natur des Menſchen gegründet und darum ſetzt ein inniger und lebendiger Glaube an Gottes Daſeyn und Regirung voraus, daß die ſittlichen Anlagen des Menſchen ſich entwickelt haben und er ſeiner höhern Bedürfniſſe ſich bewußt geworden ſey. Die Darſtellung des Zuſammenhanges des Glaubens an Gott mit dieſen Bedürfniſſen des menſchlichen Gemüthes wird der moraliſche Beweis für das Daſeyn Gottes genannt, welchen beſonders Kant und deſſen Schüler hervorgehoben und näher entwickelt haben. Es beruht aber dieſer Beweis auf folgenden Momenten: der Menſch iſt ein ſittliches Weſen und aus ſeiner ſittlichen Natur gehet die Idee des höchſten Gutes, d. h. die Idee einer ins Unendliche fortſchreitenden ſittlichen Vervollkommnung und einer genauen Uebereinſtimmung zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit hervor. Er kann dieſe Idee nicht für Wahn und Täuſchung erklären, ohne den Glauben an ſeine ſittliche Natur und Beſtimmung aufzugeben, und muß, um einig zu ſeyn mit ſich ſelbſt, das Wirklichwerden des höchſten Gutes erwarten. Alles um ihn her erliegt der Zerſtörung, und die Natur theilt Freude und Glückſeligkeit nicht nach dem Maßſtabe der Würdigkeit der Empfänger aus. Um daher das Wirklichwerden des höchſten Gutes erwarten zu können, iſt er genöthiget, das Daſeyn einer von der Natur unterſchiedenen Urſache der geſammten Natur anzunehmen, welche den Grund der Erhaltung ſeines Weſens und eine dereinſtige Uebereinſtimmung zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit enthalte. Dieſe oberſte Urſache der Natur muß eine der

moraliſchen Geſetzgebung gemäße Cauſalität haben, muß das Sitten=geſetz ſich vorſtellen (Intelligenz, vernünftiges Weſen ſeyn) und der Vorſtellung dieſes Geſetzes gemäß wirken (muß Willen beſitzen). Es muß alſo die oberſte Urſache der Natur ein Weſen ſeyn, welches durch Verſtand und Willen die Urſache der Natur iſt, und ein ſolches Weſen wird Gott genannt. Zu der hier entwickelten Idee der Gottheit aber kann nur die gereifte Vernunft ſich erheben, und ohne die Dazwiſchenkunft der Offenbarung würde ſie vielleicht nie allgemein Glaube geworden ſeyn. Ehe der Menſch zu der Idee Gottes ſich erhebt, glaubt er an Götter, von deren Weſen und Wirkſamkeit die Völker höchſt verſchiedene Vorſtellungen gehegt haben. Die unvollkommenſten Götter ſind die Fetiſche d. h. lebloſe Körper oder Thiere, denen der Menſch, weil er ſie als Urſache ſeines Wohles und Wehes betrachtet, Verehrung erweiſet. Der Thierdienſt der Aegyptier war eine beſondere Art des Fetiſchismus und noch wird bei vielen Afrikaniſchen Völkern der Fetiſchendienſt gefunden. Auf einer höhern Stufe der Cultur ſtanden die Völker, welche der Sonne und den Geſtirnen Einfluß auf die menſchlichen Schickſale zuſchrieben und dieſe Himmelskörper verehrten, welche Art des Gottesdienſtes Sabäismus genannt wird. Noch weiter waren die Völker fortgeſchritten, welche ihre Helden und Könige, die Erfinder nützlicher Künſte und merkwürdige Fremdlinge als fortlebend nach dem Tode ſich dachten und ihnen übermenſchliche Kraft und Einfluß auf ihre Schickſale zuſchrieben, oder ſich Kräfte der Natur als wirkliche Weſen, als Perſonen, mit Verſtand und Willen begabt, vorſtellten; auf welche Weiſe die Religion der Griechen und Römer entſtanden war. Der Glaube an mehrere, die Schickſale der Völker und einzelner Menſchen regirende Weſen, welche zwar eine übermenſchliche Macht beſitzen, doch aber menſchlich fühlen und begehren und nicht frei ſind von menſchlicher Beſchränkung, nennt man Polytheismus. Der Polytheismus iſt nichts anders, als Vergötterung der Natur, da hingegen der Theismus über die Natur ſich erhebt und über ihr das Göttliche findet. Auch die gebildetſten Völker der alten Welt, die Griechen und die Römer, waren Polytheiſten und nur wenige Weiſe der vorchriſtlichen Zeit, wie Anaxagoras, Sokrates, Plato, hatten ſich zu würdigern Vorſtellungen von Gott und ſeiner Regirung erhoben. Indem der Polytheismus in der ganzen alten Welt herrſchte, ward bei einem für unbedeutend gehaltenen, von den gebildeten Nationen des Alterthums wenig gekannten, Volke die allgemeine Verbreitung des vernunftgemäßen Glaubens an Gott und ſeine Regirung verbreitet. Zwar dachten ſich die Juden, eben ſo wie andere Völker der vorchriſtlichen Zeit, Jehova nur als ein vernünftigſinnliches Weſen von großer Macht und Hoheit. Da ſie aber nur einen Gott verehrten, ſo konnten hier die religiöſen Vorſtellungen weit leichter veredelt und endlich bis zu der, den Bedürfniſſen der gereiften Vernunft genügenden, Idee Gottes ausgebildet werden, und darum war der Monotheismus der Juden, ihr Glaube an einen Gott von ſo großer Wichtigkeit, daß es höchſt glaublich iſt, daß Gott ſelbſt für die Erhaltung dieſes Glaubens geſorgt habe. Nach einer allmähligen, durch mehrere Jahrhunderte fortlaufenden Vorbereitung gelang es dem großen Stifter des Chriſtenthums, auf den Monotheismus ſeines Volkes den völlig vernunftgemäßen, alle Bedürfniſſe des Verſtandes und des Herzens befriedigenden Glauben an Gott und ſeine Regirung zu gründen, welcher durch die Ausbreitung der Kirche auf einen

großen Theil des Menſchengeſchlechtes überging. Aus dem Juden- und Chriſtenthume ſchöpfte Mahommed ſeine, wenn auch nicht vollkommen reine, doch weit über die Vorſtellungen der polytheiſtiſchen Völker erhabenen religiöſen Begriffe und ſo ward auch durch den Islamismus der Glaube an einen Gott in einem großen Theile verbreitet. N.

Gotter (Friedrich Wilhelm) wurde den 3. Sept. 1746 zu Gotha geboren. Sein Vater, der in anſehnlichen Aemtern ſtand und 1772 als Geheimer-Aſſiſtenzrath ſtarb, ließ ſeinem Sohne die ſorgfältigſte moraliſche und wiſſenſchaftliche Bildung geben. Seltene Fähigkeiten zeichneten ſchon den Knaben aus, der ſich zuerſt in kleinen dramatiſchen Stücken in Franzöſiſcher Sprache verſuchte, denn dieſe Sprache hatte einen beſondern Reiz für ihn. Sein Unterricht wurde Privatlehrern anvertraut; er lernte die Römiſchen Schriftſteller, beſonders die Dichter kennen; mit den Griechen hingegen befreundete er ſich nicht, da er in ihrer Sprache nur langſame und unbedeutende Fortſchritte machte. Mit dem Italieniſchen hatte er ſich ebenfalls bekannt gemacht. Im J. 1763 bezog er die Univerſität Göttingen, um die Rechte zu ſtudiren. Aber er wurde dadurch von der Dichtkunſt nicht abgezogen, ſondern übte ſich im Stillen in poetiſchen Arbeiten mancherlei Art. Die Ackermannſche Schauſpielergeſellſchaft befand ſich damals in Göttingen, und ſchon hier machte er Bekanntſchaft mit Eckhof, errichtete nach dem Weggange dieſer Truppe ein Geſellſchaftstheater und entwickelte ſo ſein bewundernswürdiges Talent der theatraliſchen Darſtellung. Im J. 1766 verließ er Göttingen und trat zu Gotha als zweiter geheimer Archivar in herzogliche Dienſte. 1767 begleitete er den Freiherrn von Gemmingen als Legationsſekretär nach Wetzlar, folgte aber im nächſten Jahre der Einladung, zwei junge Edelleute auf die Univerſität Göttingen zu führen. Auch dieſen zweiten Aufenthalt benutzte er aufs thätigſte und zog bereits die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen auf ſich. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des Göttingiſchen Muſenalmanachs, dem der Franzöſiſche Almanac des Muses zum Muſter diente, und empfahl ſich durch verſchiedene lyriſche Stücke ſehr vortheilhaft. Im Jahr 1769 kehrte er wieder nach Gotha zurück, und 1770 ging er auf ſeinen vorigen Poſten nach Wetzlar, wo er zwei Jahre blieb, nach welchen er in Gotha bei der geheimen Kanzlei angeſtellt wurde. Wetzlar war für die Fortbildung ſeines Geiſtes ſehr vortheilhaft. Er fand nicht nur die Ackermannſche Geſellſchaft daſelbſt wieder, ſondern auch einen Zirkel junger Männer, die mit ihm an Cultur und Talent wetteiferten; Göthe und der junge Jeruſalem waren darunter. Gotter ſchloß ſich als ein würdiges Mitglied an jenen ſchönen Verein trefflicher Talente an, durch deren Arbeiten die Deutſche Sprache aus der Verſunkenheit zu einem neuen Leben emporgehoben wurde. Während ſein Geiſt ſo gefällige Blüthen trug, wurde ſein Körper immer ſchwächer, weshalb er im J. 1774 eine Reiſe nach Lyon unternahm. Hier lernte er das Franzöſiſche Theater, für das er von jeher eine große Vorliebe gehegt hatte, näher kennen, und wurde ſeitdem immer thätiger für die Bühne, ſo daß die nächſten zwölf Jahre nach ſeiner Rückkehr als die Periode anzuſehen ſind, in welcher ſeine vorzüglichſten dramatiſchen Arbeiten entſtanden. Leſſings, Weiße's und Anderer Vorgang, deren Bemühen die Deutſche Schaubühne umwandelte, und die treffliche Schauſpielergeſellſchaft, welche Gotha vor allen Städten Deutſchlands damals beſaß, befeuerten ſeine Liebe für die

dramatiſche Kunſt. Schon vor der Errichtung des Hoftheaters in Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne ſein treffliches Spiel gezeigt und ſeine Freunde mit dieſem Gefühl des Richtigen belebt. Die Anmuth und Vollkommenheit ſeiner Declamation war unübertrefflich, zumal in verſifizirten Stücken. Außerdem beſaß er das Talent des Improviſirens in einem ſeltenen Grade, und in kleinen extemporiſirten Schauſpielen ſprach er bisweilen mit einer unbeſchreiblichen Leichtigkeit in Verſen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen gerundet aus ſeinem Munde kamen. Im Jahr 1780 verheirathete ſich Gotter und lebte ſeitdem, kleine Reiſen abgerechnet, beſtändig in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſeine Zeit zwiſchen ſeinen Dienſtgeſchäften, der Erziehung ſeiner Kinder und ſeinen Lieblingsarbeiten theilte und den 18. März 1797, im 53ſten Jahre ſeines Lebens, ſtarb. Obgleich Gotter die ſchöne Literatur der Franzoſen, Engländer und Italiener kannte, ſo ſagten ſeiner vielleicht etwas überverfeinerten Natur doch am meiſten die Werke der erſtern zu. Sie waren es, nach denen er ſich bildete, deren geglättete Eleganz er ſich bis herab auf das Mechaniſche der Poeſie, das er ganz in ſeiner Gewalt hatte, zu eigen machte. Die Stoffe und einzelnen Blüthen ſeiner Poeſien ſammelte er auf fremdem Boden, behandelte ſie aber in der Ausführung mit freier Willkühr. Er verſuchte ſich in jeder Gattung der dramatiſchen Kunſt, im Trauerſpiel, Luſtſpiel, Singſpiel und in der Poſſe. Seine übrigen Poeſien im Fache der Epiſtel, des Liedes, der Erzählung und Elegie zeichnen ſich durch den reinen gebildeten Ausdruck zarter und edler Gefühle, ſchalkhafte Laune und eine gefällige Lebensphiloſophie aus. In allen ſeinen Werken zeigt ſich Gotter als einen wahren Meiſter in der Verſification. An Wohlklang, Leichtigkeit und Reinheit der Reime haben es ihm wenige Deutſche Dichter gleich, und faſt keiner zuvor gethan.

Götterlehre, ſ. Mythologie.

Götterſpeiſe, Ambrosia, war in der Mythologie der Griechen und Römer ein ſüßer und balſamiſcher Saft, der in der ſeligen Inſel des Oceanus quoll, und den Göttern zur Erhaltung der Unſterblichkeit, gewöhnlich als Speiſe, aber auch als Trank und als Salbe diente. Menſchen, denen davon mitgetheilt wurde, erhielten dadurch Schönheit, Stärke, Behendigkeit, kurz etwas von Göttlichkeit. Die neuere Botanik bezeichnet mit dieſem Namen fünf Gattungen von Gewächſen, welche ſich ſämmtlich dadurch auszeichnen, daß ihre Blüthen zuſammengeſetzt und halbgetrennten Geſchlechts ſind.

Gottesdienſt und gottesdienſtliche Gebräuche. — Unter dem Gottesdienſte, welcher richtiger Gottesverehrung genannt wird, verſteht man alle die Handlungen, welche entweder religiöſe Gefühle ausdrücken oder die Hervorbringung derſelben bezwecken. Der Ausdruck des religiöſen Gefühls durch Worte heißt Gebet, und ſolche Religionshandlungen, welche entweder durch die Vorſchrift eines Religionsſtifters, oder durch die Sitte, oder durch die Uebereinkunft einer kirchlichen Geſellſchaft eingeführt worden ſind und regelmäßig wiederholt zu werden pflegen, werden gottesdienſtliche und heilige Gebräuche genannt. Der Gottesdienſt kann entweder ein beſonderer oder ein öffentlicher ſeyn, und da die Menſchen nur zu leicht das Göttliche vergeſſen, da Vereinigung Vieler zu Einem Zwecke das Gemüth ſtärker ergreift, und viele Religionshandlungen nur da Statt finden können, wo Viele ſich verſammeln, ſo hat ein zweckmäßig eingerichteter öffentlicher Gottes-

dienſt, wo die Rede des Predigers und der Geſang der Gemeinde das religiöſe Gefühl auf eine würdige Weiſe ausſpricht und anregt, auch die Muſik und die bildenden Künſte das Göttliche darſtellen, einen hohen Werth. Die Verſchiedenheit der Gottesdienſte, mit denen uns die Religionsgeſchichte bekannt macht, hat ihren hauptſächlichſten Grund in der Verſchiedenheit der religiöſen Vorſtellungen, obgleich auch die Verſchiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfaſſungen und in den Erzeugniſſen ihrer Länder und ihres Kunſtfleiſſes, und zufällige Umſtände beigetragen haben, dem Cultus jedes Volks ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Der unvollkommenſte, des Namens kaum werthe Gottesdienſt iſt der, welcher ſich auf äuſſere Objekte, die als Urſachen des Wohls und des Wehes betrachtet werden, bezieht, und es drückt dieſer Fetiſchendienſt nur Begehren und Verabſcheuen, Furcht und Hoffnung aus, und kann auf die Sittlichkeit gar keinen Einfluß äußern. Eine vollkommenere Art des Gottesdienſtes iſt die, welche auf menſchenähnliche Weſen bezogen wird, und da dieſen Göttern, ſo unvollkommen man ſie ſich auch vorſtellen mag, doch moraliſche Eigenſchaften zugeſchrieben werden, ſo kann er nicht ohne allen Einfluß auf die Sitten der Völker bleiben. Es beſteht dieſe Art des Gottesdienſtes hauptſächlich in Opfern, Reinigungen, Gelübden und Büßungen, und da man ſich die Götter meiſt als unſichtbar zu denken pflegt, ſo wird er zunächſt auf die Symbole der Götter bezogen, und iſt daher mit dem Bilderdienſte verbunden. Der edelſte und würdigſte Gottesdienſt aber iſt der, welcher ſich auf den Glauben an einen allmächtigen und heiligen, über alle menſchliche Beſchränkung erhabenen Weltregirer gründet, auf den Glauben an Gott und ſeine Regirung, welchen das Chriſtenthum in der Welt ausgebreitet hat, der Gottesdienſt, welcher durch die chriſtliche Kirche in einem großem Theile der Erde eingeführt worden iſt. Unverkennbar war der Gottesdienſt der Chriſten im apoſtoliſchen Zeitalter ein ſittlich-religiöſes Inſtitut, ganz darauf berechnet, durch Ermahnung, durch das Vorleſen der heiligen Bücher, durch gemeinſchaftlichen Geſang und durch das bei brüderlichen Mahlen verordnete Andenken an Jeſum Chriſtum den Glauben zu ſtärken und fromme Gefühle zu nähren. Und ward auch der chriſtliche Religionscultus in der Folgezeit auf mannigfaltige Weiſe, und namentlich durch die Einmiſchung von Gebräuchen, welche die zum Chriſtenthum bekehrten Heidniſchen Völker in die Kirche hinüber brachten, entſtellt, ſo blieb er doch immer unendlich edler und würdiger, als der Cultus der vorchriſtlichen Welt, und hörte nie auf, wohlthätig auf die Sitten der Völker zu wirken. Durch die Reformation wurden die meiſten dieſer Mißbräuche verdrängt, die Predigt und der Geſang ward die Hauptſache bei dem Gottesdienſte der Proteſtanten, und unläugbar iſt ein ſolcher Cultus die trefflichſte Schule der Volksbildung, und das wirkſamſte Mittel, religiöſe Kenntniß und Geſinnung unter den Menſchen zu erhalten. Daß der proteſtantiſche Gottesdienſt durch manche Gebräuche bereichert, und mehr noch, als an den meiſten Orten der Fall iſt, durch die Kunſt verſchönert werden könnte, läßt ſich nicht bezweifeln. Doch darf man dieſen Mangel an Ceremonien, und die Seltenheit von Kunſtwerken in den proteſtantiſchen Kirchen keinesweges ſo hoch anſchlagen, als von denen zu geſchehen pflegt, welche in unſern Tagen den Katholicismus auf Koſten des Proteſtantismus erheben; das Wort bleibt immer die Hauptſache, und wenn nur dafür geſorgt wird, daß es der proteſtantiſchen Kirche nicht an

ausgezeichneten Kanzelrednern fehlt und überall gute Geſänge gebraucht werden, ſo wird ihr Cultus ſeinen Zweck erreichen. N.

Gottesfriede, Treuga dei, (Treuga oder Trewa von dem deutſchen Worte Trew, Treu) hieß im Mittelalter ein Friedensvertrag, welchen die Kirche, als Stellvertreterin der göttlichen Polizeigewalt, gebot. Solche Gottesfrieden traten einige Tage in jeder Woche, die Advents- und Faſtenzeit, und die hohen Feſttage mit ihren Oktaven und Vigilien in Wirkſamkeit, wo alle Fehden ruhen mußten. Sie wurden zuerſt 1033 in Aquitanien (wo ein Biſchof den Befehl dazu vom Himmel erhalten zu haben vorgab), alsdann in Frankreich und Burgund eingeführt; 1038 kamen ſie ſchon auf dem Reichstage zu Solothurn für Deutſchland in Anregung; unter Wilhelm dem Baſtard wurden ſie in England, 1071 in den Niederlanden eingeführt, und die Geiſtlichkeit wirkte durch dieſe Einführung von Zucht gewiß wohlthätig in den barbariſchen Fehdegeiſt jener Zeit ein.

Gottesurthel, ſ. Ordalien.

Gottfried von Bouillon, geboren um die Mitte des eilften Jahrhunderts zu Baſy im Walloniſchen Brabant, zwei Meilen von Nivelle, war der Sohn Euſtachs II., Grafen von Boulogne und Lens, und folgte im J. 1076 ſeinem Oheim, Gottfried dem Buckligen, Herzog von Niederlothringen, in dem Herzogthum Bouillon. Er diente mit eben ſo viel Treue als Tapferkeit dem Kaiſer Heinrich IV. in Deutſchland und Italien. Ihm verdankte dieſer Monarch einen großen Theil des Sieges über den Herzog Rudolph von Schwaben, und auch bei der Eroberung Roms that er ſich heldenmüthig hervor. Der Ruf der Tapferkeit, den ſeine Thaten ihm erwarben, ließ ihn im J. 1095 zu einem der Hauptanführer der Kreuzzüge erwählen, welche Papſt Urban II. und die übrigen Fürſten der Chriſtenheit zur Eroberung des gelobten Landes ausrüſteten. Im Frühjahre 1096 trat er den Zug in Begleitung ſeiner Brüder Euſtach und Baudoin an. Die Griechen widerſetzten ſich vergebens ihrem Durchmarſch. Gottfried zwang den Kaiſer Alexis Comnenes, ihm die Wege nach dem Orient zu öffnen und ſeine gerechten Beſorgniſſe zu verbergen. Zu Folge der Bündniſſe, die er mit dieſem Fürſten ſchloß, ſollte er demſelben die Plätze des Reichs übergeben, die er den Ungläubigen entreißen würde, wogegen dieſer ſich verpflichtete, die Armee mit Lebensmitteln und Mannſchaft zu verſehen. Aber Alexis fürchtete für ſeine eigenen Länder, und unzufrieden, daß die Kreuzfahrer die Umgebungen von Conſtantinopel geplündert hatten, hielt er nichts von ſeinen Verſprechungen. Gottfried belagerte Nicäa, eroberte es, und nahm, indem er ſeinen Lauf fortſetzte, einen großen Theil der Städte Natoliens ein. Die Armee der Kreuzfahrer beſtand damals aus 100,000 Reitern und 500,000 Mann Fußvolk, ungerechnet die Geiſtlichen, welche in heiligem Enthuſiasmus oder aus Ueberdruß ihre Zellen verlaſſen hatten, und eine Menge Weiber, die zum Theil in Paläſtina den Gegenſtand ihrer zügelloſen Leidenſchaften ſuchten. Am 3. Juni 1098 ward Antiochien eingenommen. Drei Tage darauf erſchien eine ungeheure Armee, welche die in der Stadt eingeſchloſſenen Kreuzfahrer belagerte. Da ſie ohne Lebensmittel waren, ſahen ſie ſich genöthigt, Pferde und Kameele zu ſchlachten. Aus dieſer äußerſten Noth wurden ſie durch die vermeintliche Entdeckung der heiligen Lanze befreit, die auf die Anzeige eines Provençaliſchen Geiſtlichen aufgefunden wurde, welcher eine Offenbarung gehabt zu haben

vorgab. Dieſe Begebenheit belebte den Muth der Kreuzfahrer dergeſtalt, daß ſie mit Nachdruck die Türken zurückſchlugen und einen glänzenden Sieg über ſie erfochten. Im folgenden Jahre am 19. Juli ward nach einer fünfwöchentlichen Belagerung die Stadt Jeruſalem eingenommen. Alle Ungläubigen wurden niedergemetzelt, alles ſchwamm in Blut, und die Sieger ſelbſt, des Mordens müde, fühlten ſich von Entſetzen durchdrungen. Gottfried, deſſen Sanftmuth ſeiner Tapferkeit gleich war, befand ſich gewiß unter denen, welche der Wuth Einhalt zu thun ſuchten. Acht Tage nach der Eroberung Jeruſalems erwählten ihn die Häupter des Heeres zum König der Stadt und des Landes; aber der fromme Gottfried wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Chriſtus mit Dornen gekrönt worden; eben ſo lehnte er den Königstitel ab und begnügte ſich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des heiligen Grabes. Der Sultan von Aegypten, welcher wahrnahm, daß die Chriſten nach ſo großen Vortheilen gleichwohl nicht in ſein Land eindrangen, und daß von 300,000 Mann, die Antiochien erobert hatten, nur noch 20,000 übrig ſeyen, ſchickte ein Heer von 400,000 Soldaten gegen ſie. Gottfried lieferte ihnen eine Schlacht, worin er ſie in Unordnung brachte und 100,000 Mann getödtet haben ſoll. Dieſer Sieg ſetzte ihn, mit Ausnahme von zwei oder drei Plätzen, in den Beſitz des ganzen gelobten Landes. Jetzt dachte Gottfried weniger darauf, ſeine Staaten zu erweitern, als ſie zu erhalten und zu organiſiren. Er ſetzte einen Patriarchen ein, ſtiftete zwei Domkapitel, eins in der Kirche von St. Sulpice, das andere in der Tempelkirche, und erbaute ein Kloſter in dem Thale Joſaphat. Darauf gab er ſeinen neuen Unterthanen ein Geſetzbuch, ſtarb aber ſchon den 18. Juli 1100, gerade ein Jahr nach der Eroberung von Jeruſalem. Taſſo's ſchönes Epos preiſt auf eine würdige Weiſe dieſen großen Fürſten und Feldherrn, den uns die Geſchichte als ein Muſter der Frömmigkeit, Tapferkeit und aller Herrſchertugenden darſtellt.

Gotthardsberg (Sankt), ein hohes Bergthal in der Kette der höchſten Alpengebirge an der Südgränze des Cantons Uri. In der Mitte deſſelben liegt ein Kapuzinerhoſpitium nebſt einem Spital und Güterlager. Auf dieſem Punkte rechnet man die Erhebung über der Meeresfläche auf 6339, oder nach der Weiſſiſchen Charte 4566 Fuß. Auf beiden Seiten ragen noch höhere Bergſpitzen empor, welche man auf 8587 Fuß ſchätzt. Die Straße über den Gotthard von der Schweiz nach Italien iſt Winter und Sommer zu paſſiren, und wird ununterbrochen befahren, da hier die Hauptverbindung zwiſchen beiden Ländern iſt; dabei iſt ſie jedoch weder ohne Beſchwerden noch ſelbſt ohne Gefahr. Schon mehrere Stunden vorher muß man durch das Urnerland an den Abgründen, durch welche die Reuß ſich drängt, über mehrere ſchwindelnde Brücken, namentlich über die Teufelsbrücke und durch das, durch den Felſen gebrochene, Urnerloch wandern. Noch gefährlicher iſt das ſchnelle und ſteile Abſteigen des St. Gotthards nach Airolo, dem nächſten Orte im Livinerthal. Die Waaren werden auf Saumroſſen hinübergeſchafft.

Göttingen, eine in einem fruchtbaren und angenehmen Thale in dem Fürſtenthum Calenberg, an der Leine, gelegene Stadt, die gegenwärtig über 10,000 Einwohner zählt und zu den ſchönſten Städten von Niederſachſen gehört. Hier ſtiftete im Jahr 1734 König Georg II. die berühmte Univerſität, Georgia Augusta, welche am 17. Sept. 1737 feierlich eingeweiht wurde, und ſich bald zu einem der

vorzüglichſten gelehrten Inſtitute Europa's erhob. Mit einem angemeſſenen Koſtenaufwand vereinigte die Regirung die erſten vaterländiſchen Gelehrten hier, und gründete, neben vielen andern zweckmäſſigen Anſtalten, eine Bibliothek, welche für die neuere Literatur die reichſte in Deutſchland iſt, und gegen 200 000 Bände zählt. Im J. 1751 wurde die königliche Societät der Wiſſenſchaften errichtet, und erhielt im J. 1770 eine neue und zweckmäßigere Einrichtung. Sie beſteht aus der mathematiſchen, phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Klaſſe, hat ordentliche und außerordentliche, einheimiſche und auswärtige Mitglieder, und hält monatlich eine Sitzung. Die einzelnen Klaſſen ſetzen abwechſelnd einen Preis von 50 Dukaten auf die Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. Im J. 1773 ward ein Muſeum angelegt, welches nebſt einer beträchtlichen Münzſammlung die Merkwürdigkeiten des Thier-, Gewächs- und Mineralreichs, auch eine beträchtliche Sammlung von Modellen aller Art, in großer Vollſtändigkeit enthält. Seit 1784 wird jährlich von jeder der 4 Fakultäten eine Preisaufgabe für die zu Göttingen Studirenden bekannt gemacht; der Preis beſteht in einer 25 Dukaten ſchweren goldenen Medaille. Außerdem befindet ſich hier ein Predigerſeminarium, ein theologiſches Repetentencollegium und ein Paſtoralinſtitut, ein chirurgiſches, ein Accouchir- und ein Krankenhoſpital, ein botaniſcher und ökonomiſcher Garten, ein anatomiſches Theater, ein Krankenhaus und kliniſches Inſtitut, ein chemiſches Laboratorium, ein phyſikaliſcher Inſtrumentenapparat, ein Obſervatorium, ferner ein philologiſches Seminarium u. ſ. w. Sonſt war die Mittelzahl der Studirenden 800, die ſich aber unter der Weſtphäliſchen Regirung ſehr vermindert hatte. — Göttingen hat auch bedeutende Tuch- und Strumpfmanufakturen und Leinwebereien; ferner ſind die **Mettwürſte** ein bedeutender Ausfuhrartikel.

Gottlos heißt, der Etymologie nach, ein Menſch, welcher ſich von Gott losſagt. Von dem indeß, welcher ſich theoretiſch von Gott losſagt, welcher nicht an Gott glaubt, pflegt man das Wort nicht leicht zu brauchen, ſondern vielmehr von dem, welcher ſich praktiſch von Gott losſagt, von dem Laſterhaften, in wie fern er keine Sanction der Pflichten durch Gott anerkennt, über die göttlichen Geſetze ſich frech hinwegſetzt, und ohne Scheu vor Gott ſelbſt die gröbſten Verbrechen und Schandthaten begeht. N.

Gottorp ſ. **Holſtein**.

Gottſched (Johann Chriſtoph), war den 2. Febr. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, empfing von ſeinem Vater, welcher Prediger daſelbſt war, den erſten Unterricht in Sprache und Wiſſenſchaften, und bezog ſchon 1714 die Univerſität Königsberg. Seine Neigung zog ihn bald von der Theologie, für welche ihn ſein Vater beſtimmt hatte, zu dem Studium der Philoſophie, der ſchönen Wiſſenſchaften und Sprachen. Er ließ bereits hier einige akademiſche Abhandlungen philoſophiſchen Inhalts und Gedichte drucken, ward 1723 Magiſter, und begab ſich, um dem Militärzwang zu entgehen, im folgenden Jahre nach Leipzig, wo ihn der Königsberger Magiſtrat mit einem Stipendium unterſtützte. Hier gewann er die Zuneigung des berühmten Polyhiſtors Johann Burkhard Menke, der ihm die Erziehung ſeiner Kinder anvertraute. Er fing an, Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften zu halten, und bekämpfte darin auf eine beifallswürdige Weiſe den damaligen verderbten Geſchmack und Lohenſteiniſchen Schwulſt, wogegen er die

Alten und deren vermeintliche Nachfolger, die Franzoſen, anpries. Im J. 1726 erwählte ihn die damalige Poetiſche Geſellſchaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon im folgenden Jahre bildete er dieſelbe in die noch beſtehende Leipziger Deutſche Geſellſchaft um, und brachte ſie in einen blühenden Zuſtand. So wenig dieſe Geſellſchaft auch gegenwärtig ſich rühmen darf, auf die Deutſche Literatur einzuwirken, ſo bedeutend war doch unläugbar ihr damaliger Einfluß. Zwar hat ſie, wie ſie ſich wohl einbildete, auch damals weder gute Dichter hervorgebracht noch den guten Geſchmack wirklich gebildet; unſtreitig aber verdanken wir es ihren Bemühungen und Unterſuchungen, daß die Liebe für unſere vernachläſſigte und herabgewürdigte Sprache, und die Begierde, ſie rein und zierlich zu ſchreiben, wieder erwachte. In der Folge entſagte aber Gottſched dieſer Geſellſchaft, und ſtiftete eine neue, welche ſich die Geſellſchaft der freien Künſte nannte. Im J. 1728 gab er den erſten Entwurf ſeiner nachher weiter ausgeführten Redekunſt, und 1729 zum erſten Mal ſeine kritiſche Dichtkunſt heraus. Beide Werke unterſcheiden ſich vortheilhaft von den herrſchenden Lehrbüchern jener Zeit, in ſo fern ſie nachdrücklich die Verunſtaltung der Sprache durch den Gebrauch ausländiſcher Wörter rügen, und dem in der Poeſie herrſchend gewordenen Schwulſt entgegenarbeiteten. In demſelben Jahre beſuchte er ſein Vaterland, wo er ſeine nachherige Gattin kennen lernte. Im J. 1730 wurde er außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt. Er gab jetzt ſeine Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit heraus, und fing ſeine unerſprießlichen Bemühungen für die vaterländiſche Bühne an. Im J. 1734 wurde er ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik, gab als ſolcher ſeine Erſten Gründe der Weltweisheit heraus; ward hierauf Decemvir der Univerſität, der philoſophiſchen Fakultät und des großen Fürſtencollegiums Senior, wie auch mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitglied, und ſtarb den 12. Decbr. 1766, im 67ſten Jahre ſeines Alters. In unſerer Literatur ſteht er als ein warnendes Beiſpiel da, zu welcher Schmach auch ein Schriftſteller von löblichem Beſtreben und manchem unläugbaren Verdienſt durch Einſeitigkeit und Pedantismus herabſinken kann. Durch dieſe Eigenſchaften hat er es verſchuldet, daß man gegenwärtig mit ſeinem Namen nur die Idee eines von Hochmuth aufgeblähten Lehrers des Ungeſchmacks und der Afterweisheit verbindet, der für alle äſthetiſchen Sünden ſeines Zeitalters nicht genugſam geſchmäht und gezüchtigt werden kann. Seine Freunde und Verehrer, die ihn nach ſeinem erſten Auftreten für den Wiederherſteller der Dichtkunſt und den Verkündiger des guten Geſchmacks ausgegeben hatten, wurden bald durch Roſt, Pyra, Liscov, Bodmer und Andere zum Schweigen gebracht, deren zum Theil gewandten Witz und gründlichen Demonſtrationen Gottſched mit ſo ſchwerfälligen Waffen begegnete, daß er einer völligen Niederlage nicht entgehen konnte. So ward noch bei ſeinen Lebzeiten ſein Anſehn faſt gänzlich vernichtet, wiewohl die ſelbſtgefällige Ueberzeugung von ſeiner Trefflichkeit und Unfehlbarkeit den glücklichen Wahn in ihm nicht untergehen ließ, daß er der kritiſch-poetiſch-rhetoriſche Meſſias der Deutſchen ſey, und die Nachwelt noch dereinſt ihn als ſolchen anerkennen werde. Was Gottſched Gutes gewirkt, iſt eben ſo wenig zu verkennen, als ſeine Abgeſchmacktheiten und Verkehrtheiten. Verdienſtlich war ſein Eifer für die Reinheit der Deutſchen Sprache, deren Genius er wenigſtens

ahnete, wenn er auch nicht Talent genug beſaß, ſelbſt Muſter darin zu werden; verdienſtlich ſind ferner ſeine Bemühungen um die Deutſche Grammatik und die Geſchichte der Deutſchen Literatur. Unbrauchbar und keiner Beachtung mehr werth ſind ſeine kritiſche Dichtkunſt und Rhetorik, doch würde er ſich auch hier unter ſeinen Zeitgenoſſen noch mit Ehren haben behaupten können, hätte er ſich nicht einfallen laſſen, in ſich ſelbſt ein Muſter der Dichtkunſt aufſtellen, und ſich zum Reformator der Deutſchen Bühne machen zu wollen. Nicht zufrieden, die Haupt- und Staatsactionen durch regelmäßige Langweiligkeit zu erſetzen, wollte er auch die Oper und Operette als unnatürlich und widerſinnig ausrotten, die Comödie aber dadurch veredeln und reinigen, daß er den Hanswurſt, den ergötzlichen Liebling der Menge, von der Bühne vertrieb. Ja er war grauſam genug, in Gemeinſchaft mit der Schauſpieldirektrice Neuber den ehrlichen Geſellen im J. 1737 öffentlich und feierlich zu begraben. Dabei war alles, was er ſelbſt für die Bühne lieferte, über alle Maßen froſtig, ſteif und langweilig. So unerſprießliche und verkehrte Bemühungen lieferten ihn in die Hände ſeiner muthwilligen Gegner, deren Uebergewicht über ihn um ſo entſchiedener ward, je mehr der unbeholfene pedantiſche Mann ſich ereiferte und mit diktatoriſchem Tone ſie niederſchlagen wollte.

Gottſched (Luiſe Adelgunde Viktorie), Gattin des im vorigen Artikel geſchilderten Profeſſors, Tochter des Polniſchen Leibarztes Kulmus, war den 11. April 1713 zu Danzig geboren, und verdankte ihrer Mutter die Ausbildung ihrer angebornen Talente. Von dieſer empfing ſie Unterricht in der Deutſchen und Franzöſiſchen Sprache. In der Folge ward ſie auch mit dem Engliſchen bekannt, und bildete beſonders durch die Lektüre des Engliſchen Zuſchauers frühzeitig ihren Witz und Geſchmack; eben ſo erwarb ſie ſich in der Geographie und Geſchichte ausgebreitete Kenntniſſe, und im Zeichnen und in der Tonkunſt ſeltene Fertigkeiten. Sie las mit gleichem Eifer die beſten Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit und die ernſthafteſten philoſophiſchen Schriften. Mit Gottſched, den ſie im Jahr 1729 perſönlich kennen lernte, unterhielt ſie ſeitdem einen ununterbrochenen Briefwechſel, und verband ſich mit ihm im J. 1735. Sie lernte jetzt auch noch Lateiniſch und Griechiſch, half ihrem Manne vielfältig bei ſeinen gelehrten Arbeiten und trat ſelbſt als Schriftſtellerin, beſonders als Ueberſetzerin, auf, ohne darum die geringſte ihrer häuslichen Pflichten zu vernachläſſigen. Ihre raſtloſe Thätigkeit aber zerſtörte nach und nach ihre Geſundheit, und ſie ſtarb zu Leipzig den 26. Juni 1762, im 49ſten Jahr ihres Alters. Mad. Gottſched war eine Frau von den liebenswürdigſten Eigenſchaften. Mit ſeltenen Kenntniſſen und einem männlichen Ernſt verband ſie alle weiblichen Tugenden, Sanftmuth, Beſcheidenheit und das regſte Gefühl für Liebe und Freundſchaft. Als Schriftſtellerin erwarb ſie ſich mit Recht die Achtung ihrer Zeitgenoſſen. Die Deutſche Sprache behandelte ſie geſchickter als ihr Mann, den ſie an Witz und Verſtand bei weitem übertraf. Zwar ſind ihre Gedichte von ſehr geringem Werth, und ihre Ueberſetzungen fremder Dichterwerke eben ſo wenig noch lesbar; dagegen aber gewähren ihre Briefe auch jetzt noch eine intereſſante Lektüre, und zeigen ſie als zärtliche Tochter, tugendhafte Gattin, gute Hausfrau, treue Freundin und Vertraute der Muſen allenthalben in dem vortheilhafteſten Lichte.

Götz (Johann Nikolas), einer der angenehmſten und gefälligſten Dichter des 18. Jahrhunderts, war den 9. Juli 1721 zu Worms geboren, und bezog 1739 die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Hier führte ihn die gleiche Neigung mit Uz und Gleim zuſammen, und beſonders mit erſterm übte er ſich in poetiſchen Arbeiten. Im J. 1742 ward er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Freiherrn von Kalkreuter, Oberſten und Kommandanten von Emden, kehrte aber, nachdem er noch Holland beſucht hatte, in ſein Vaterland zurück, da das rauhe Klima Oſtfrieslands ihm nicht zuſagte. Zwei Jahre darauf berief ihn die verwittwete Gräfin von Strahlenheim zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, und zugleich zum Hofmeiſter ihrer Enkel. Dieſe waren Officiere bei dem Regimente ihres Oheims, des Franzöſiſchen Feldmarſchalls, Grafen von Sparre; er befand ſich mit ihnen abwechſelnd in Sarlouis, Metz und Straßburg, begleitete ſie 1746 auf die Ritterakademie zu Lüneville, und ward 1747 Feldprediger bei dem Regiment Royal-Allemand, welches bald zu Toul, bald zu Nancy ſtand, und dem er nach Flandern und Brabant, und von da wieder zurück nach dem Elſaß und nach Lothringen folgte. Hierauf ward er Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückiſchen, wo er ſich mit einer jungen Wittwe verheirathete, 1754 Oberpfarrer und Inſpektor in Meiſenheim, 1761 Pfarrer und Conſiſtorialaſſeſſor in Winterburg, und endlich 1766 Baden-Durlachiſcher Superintendent der evangeliſch-lutheriſchen Kirchen und Schulen der Aemter Winterburg und Sprendlingen, als welcher er den 4. November 1781 im 81ſten Lebensjahre ſtarb. Am vortheilhafteſten zeigt ſich Götz in dem ſcherzhaften und empfindungsvollen Liede, das ſinnliche Freuden und Leiden ſchildert; auch verdient er Beifall in der Ode, Elegie und Idylle, in der poetiſchen Erzählung und ſelbſt in dem Sinngedicht. Bis auf wenige Ausnahmen empfehlen ſich alle durch Feinheit, Leichtigkeit, Zierlichkeit und ſanftes Gefühl. Er wetteifert darin mit einem Chaulieu, Dorat und ähnlichen Franzoſen, übertrifft dieſe aber bei weitem an Sinnlichkeit und Gemüthlichkeit. Dem ausdrücklichen Willen des Dichters gemäß ward ſein ſämmtlicher poetiſcher Nachlaß Ramlern übergeben, der ihn unter dem Titel: „Vermiſchte Gedichte von J. N. Götz," in 3 Bänden herausgab, ſich aber wahrſcheinlich manche Aenderungen erlaubte, die wohl nicht alle eines gleichen Dankes werth ſind.

Götze iſt jeder Gegenſtand göttlicher Verehrung von dem Standpunkte deſſen aus betrachtet, der dieſen Gegenſtand einer ſolchen Verehrung für unwürdig hält. So nennen wir, die wir an einen Gott glauben, alle, welche nicht dieſen einen Gott, ſondern entweder irgend eine Creatur oder ein Geſchöpf der Phantaſie anbeten, Götzendiener, und drücken dadurch zugleich die gewöhnliche Meinung aus, welche wir von dem Gegenſtande ihrer Anbetung haben. Selbſt nicht göttliche, oder nicht für göttlich gehaltene Dinge nennen wir Götzen, wenn ſie das höchſte Ziel aller Wünſche und Beſtrebungen eines Menſchen werden, der ihnen alles aufopfert, was vernünftige Menſchen für ſchätzenswerth und gut in ſich halten; Gold, Ruhm, Wolluſt ſind ſolche Götzen. Im engern Sinne bezeichnet man durch Götzen die Bilder der Götter, welche in den Tempeln aufgeſtellt, und denen Ehrenbezeigungen erwieſen wurden. Daher kann man die Statüen der heidniſchen Gottheiten, welche in den Sammlungen von Alterthümern und Kunſtwerken aufbewahrt werden, Götzen nennen, in Rückſicht auf das, was ſie in den Tempeln der

Heiden waren. Der Menſch muß ſchon eine hohe Stufe geiſtiger Bildung erhalten haben, wenn er aufhören ſoll, ſich ſeinen Gott durch ein Bild ſichtbar zu machen. Schon das eine Verbot: du ſollſt dir kein Bild noch Gleichniß von Gott machen, ſpricht daher für eine ſehr hohe Ausbildung deſſen, der es zuerſt unternahm, einen Gottesdienſt ohne Gottesbild bei einem ganzen Volk einzuführen; es war bekanntlich Moſes; und die Geſchichte der häufigen Rückfälle ſeines Volks in die verbotene Bilderanbetung iſt ein Beweis, wie ſchwer es halten müſſe den Menſchen bei einer bloß geiſtigen Gottesverehrung feſt zu halten. Wie in der Gottesverehrung überhaupt, ſo ganz beſonders in den Bildern der Götter, oder in den Götzen hat ſich die Beſchäftigung, der Charakter, die Cultur der verſchiedenen Völker auf das Deutlichſte ausgedrückt. Von dem rohen, nur wenig behauenen Klotz und Stein, z. B. der Cybele bis zum Jupiter Olympius und der Minerva des Phidias (beide waren koloſſale Statüen von Elfenbein mit Gold ausgelegt), welch eine wunderbare Reihe von Bildern des Göttlichen. Die abſcheulichſten, obſconſten Mißgeſtalten, die ungeheuerſten Zuſammenſetzungen von Thieren, und ſelbſt von Thier und Menſch behaupteten eben ſo gut ihre Plätze auf den Altären und in Heiligthümern, als die unübertroffenſten Ideale der Phantaſie und der Kunſt. Leicht zu begreifen iſt es, wie gebildete Völker ihre Götter nicht würdiger im Bilde darſtellen zu können glaubten, als durch koloſſale und idealiſch ſchöne Nachahmung der Menſchengeſtalt; deſto ſchwerer aber fällt es, eine genugthuende Erklärung davon zu geben, wie es ſelbſt bei der unvollkommenſten Vorſtellung von dem Göttlichen möglich geweſen iſt, einen würdigen Ausdruck deſſelben in Caricaturen, und noch mehr in den Indiſchen ſcheußlichen Schreckgeſtalten zu finden, die man zum Theil nicht ohne Schauder erblicken kann. N.

Gouda (Ter Gouw) eine Stadt in Südholland mit 4000 Häuſern und 13,500 Einwohnern, am Rheinkanale Guewe gelegen, iſt ihrer Schleußen wegen berühmt, wodurch die umliegende Gegend in wenig Stunden unter Waſſer geſetzt werden kann. Auch für den Handel ſind dieſe Schleußen ſehr wichtig, und gewähren der Stadt beträchtlichen Vortheil.

Gourmand, ein Schmecker, Leckermaul, ein feiner Epicuräer, welcher den höchſten irdiſchen Genuß in den Tafelfreuden ſucht: in ſeiner Art ein wahrer Weltweiſer, zumal, wenn er es dahin gebracht hat, daß er die Delicen der Zunge mit den Seelengenüſſen in ſchöne Wechſelwirkung zu ſetzen verſteht. Ein echter Gourmand hat nur eine Tendenz, d. h. die Zunge möglichſt zu ergötzen, ohne dem Magen und andern Gliedern wehe zu thun. Wenig und gut iſt ihm daher lieber, als ein trivialer Ueberfluß, und er verlangt heitere Umgebung zu ſeinen Tafelfreuden, weil ihm nichts mehr am Herzen liegt, als die feinen Nerven, womit ſich die Wonne der Seele und der Kitzel des Gaumens wechſelſeitig verketten, in beſter Spannung zu erhalten, damit die beſeligenden Empfindungen in den gehörigen Schwingungen hin und her zittern können. Dahin gehören der Witz des Deſerts und die Feinheit der Deſertweine zu einander, darum muß die Tiſchnachbarſchaft raffinirt eingerichtet werden u. ſ. w., wie über dies alles der berühmte Almanac des Gourmands in ſeinen 8 Jahrgängen eine eben ſo witzige als anmuthige Anweiſung gibt. A.

Gouvion St. Cyr, franzöſiſcher Reichsmarſchall, Staatsrath, vormaliger Botſchafter zu Madrid, Generaloberſter der Kuiraſſiere,

Groſsofficier der Ehrenlegion u. ſ. w., hatte ſich ſchon in den Italieniſchen Feldzügen von 1793 und 1794 ausgezeichnet. Als ein Aufſtand der Armee 1798 Maſſena nöthigte, Rom zu verlaſſen, übernahm Gouvion das Kommando und ſtellte durch zweckmäßige Maßregeln die Ordnung wieder her. Seine einfache Lebensart in dem Komando war bemerkenswerth. Das Direktorium ſetzte ihn zwar 1799 ab, doch kam er durch den erſten Conſul ſogleich wieder in Thätigkeit. Gegen Ende des J. 1801 wurde er in den Staatsrath für das Kriegsdepartement berufen, erhielt im Mai 1803 von neuem das Kommando der Franzöſiſchen Armee in Italien, und ſtand bis zum September 1805 in den Neapolitaniſchen Staaten, zu welcher Zeit Frankreich den Neutralitätsvertrag mit Neapel abſchloß. Zu Ende des Jahrs 1805 kommandirte er unter Maſſena, trug zur Niederlage der Generale Jellachich und Rohan bei, und wurde zu Anfange des J. 1806 in das ſüdliche Italien zur Einnahme des Königreichs Neapel beordert. Darauf ward er Oberbefehlshaber des Lagers von Boulogne, kommandirte ſodann eine Diviſion in Spanien, befand ſich 1812 bei der Armee in Rußland, wo er dem Fürſten Wittgenſtein gegenüber ſtand, war nachher bei den Ueberreſten des Heeres unter dem Vicekönig von Italien, und befehligte in dem letzten Napoleoniſchen Feldzug von 1813 das 14te franzöſiſche Armeekorps, mit welchem er nach dem Waffenſtillſtand im Lager bei Königsſtein ſtand, und zu verſchiedenen Zügen gegen Böhmen gebraucht ward. Als am 6. October Napoleon ſeine Hauptarmee in die Gegend von Leipzig führte, blieb St. Cyr als Gouverneur in Dresden, welches er den 12. November an den öſterreichiſchen General Grafen Klenau durch Capitulation übergab. Da er dies aber ohne Ratihabition der alliirten Mächte gethan hatte, ſo ward ihm, weil die Capitulation nicht genehmigt wurde, freigeſtellt, ob er wieder in die Feſtung zurück, oder als Gefangener nach Böhmen gehen wolle. Er wählte das Letztere.

Göze (Johann Melchior), ein durch ſeine Streitſucht den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen verhaßt gewordener Theologe. Er war 1717 geboren, ward Prediger zu Magdeburg, und 1755 Paſtor in Hamburg, welche Stelle er bis an ſeinen Tod 1786 bekleidete. Er wachte unermüdet über die Reinheit des proteſtantiſchen Lehrbegriffs nach dem ſtrengſten Sinne der ſymboliſchen Bücher, und witterte überall Ketzereien und gefährliche Anſchläge gegen das Heil der Kirche. Leſſing, Baſedow und ſelbſt Göthe (wegen Werthers Leiden) mußten, nebſt vielen Andern, die er für gefährliche Neologen anſah, eine Lanze mit ihm brechen, und ſahen ſich nicht ſelten in Gefahr, von dem gewaltigen Geſchrei des leidenſchaftlichen Mannes überwältigt zu werden. Es fehlte ihm übrigens nicht an gelehrten Kenntniſſen, und ſeine hiſtoriſchen und kritiſchen Schriften verdienen alle Achtung. Er wollte aber durchaus als Polemiker glänzen, und verlor darüber den wahren Standpunkt aus den Augen, welcher ihm unfehlbar den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen und die Achtung der Nachwelt verſchafft haben würde.

Göze (Johann Auguſt Ephraim), der jüngere Bruder des vorigen, war 1731 geboren und ſtarb 1793 als Hofdiaconus der Stiftskirche zu Quedlinburg. In ſeinen frühern Jahren hatte er die Theologie zu ſeinem Hauptſtudium gemacht, ohne jedoch ſo heftiger Polemiker zu ſeyn, wie ſein Bruder. In den verſchiedenen Streitigkeiten, welche dieſer mit den angeſehenſten Theologen ſeiner Zeit

führte, ergriff er keine Partei, ſondern forſchte ſelbſt der Wahrheit nach, und warnte ſeinen Bruder vor den Ausbrüchen einer unmäßigen Hitze. Bald darauf wurde er durch einige zufällige Verſuche mit dem Mikroſcop veranlaßt, ſich mit allem Eifer den naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu ergeben, und es glückte ihm, darin ſolche Fortſchritte zu machen, daß er bald zu dem Ruhme gelangte, unter die vorzüglichſten Naturhiſtoriker Deutſchlands gezählt zu werden. Wenn man erwägt, daß er ſchon über das vierzigſte Jahr hinaus war, als er dies Studium anfing, ſo muß man die ungemeine Thätigkeit und den anhaltenden Fleiß bewundern, wodurch es ihm möglich wurde, dieſe Wiſſenſchaft nicht nur gründlich zu erlernen, ſondern auch darin als geſchätzter Schriftſteller aufzutreten. Aber er war ein Mann von ſeltener Thätigkeit; beſonders bemerkte man an ihm außer einer glücklichen Beurtheilungskraft und einem äußerſt treuen Gedächtniß, eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geiſtes, bei welcher es ihm unmöglich ward, ſich von einer einmal aufgefaßten Idee zu trennen, oder einen angefangenen Plan unvollendet zu laſſen. Außer einigen gelehrten Werken, die ſeinen Ruhm bei der Nachwelt ſichern, hat er in einer Reihe von Volksſchriften die unter dem Namen des **nützlichen Allerlei's**, **Cornelius**, **Natur**, **Menſchenleben** und **Vorſehung** bekannt genug ſind, unſtreitig das meiſte dazu beigetragen, daß der Glaube an übernatürliche Ereigniſſe in der Schöpfung, und verjährte Vorurtheile im Reiche der Natur immer mehr verſchwanden.

Gozzi (Graf Carlo) war ein Bruder des ebenfalls als Schriftſteller berühmten Gaſparo Gozzi, und arbeitete in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit glücklichem Erfolg für die komiſche Bühne ſeines Vaterlandes. Durch Schillers nach der ſeinigen bearbeiteten Turandot iſt er auch unſerm Publikum näher gerückt worden. Eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft mit ihm kann man durch die von ihm herausgegebenen Memorie inutili della Vita di Carlo Gozzi, scritte da lui medesimo, e pubblicate per umiltà machen, welche, da ſie durch die Originalität ſeines Charakters und ſeiner Darſtellung gleich anziehend ſind, auch in einer abgekürzten Ueberſetzung bei uns ihr Glück machen würden. Er begann ſeine Laufbahn in Dalmazien unter den venezianiſchen Truppen, und brachte ſein ganzes übriges Leben in Venedig zu, ohne Amt und unverheirathet, bloß ſeinen Prozeſſen und ſeinen angenehmen Studien lebend. Seine Stirn in Falten, ſein langſamer Gang, ſein Stillſchweigen und Stilleſuchen brachte ihn bei Vielen in den Verdacht, er ſey ein zurückſtoßender, nicht umgänglicher, vielleicht auch ſchlimmer Menſch. Viele, die ihn ſahen, mochten denken, er überlege eben den Mord eines Feindes, während er ſein Mährchen vom goldgrünen Vogel zuſammenphantaſirte. Ohne reich zu ſeyn, verſchenkte er doch ſeine zahlreichen Schriften an Theater und Buchhändler, weil er ſich dadurch unabhängiger glaubte. Alle ſeine Schriften ſind mit freiem Geiſte geſchrieben, und griffen immer die Vorurtheile und Laſter mit Satyre an. Das Menſchenleben kam ihm immer wie eine recht geſalzene Komödie vor, über die er nur lachen konnte, und das ſieht man denn auch ſeinen Komödien an. Wir beſitzen von Gozzi 10 Fiabe oder Mährchen und 6 Tragikomödien, von denen aber die letztern nach Spaniſchen Muſtern gearbeitet ſind. Auch hat er mehrere ſatyriſche und lyriſche Gedichte, und einige ſehr ergötzliche Novellen geſchrieben. Seine ſämmtlichen Werke ſind un=

ter anderm bei Zatta in Venedig in 8 Oktavbänden erſchienen. A. W. Schlegel charakteriſirt ihn als Dichter alſo: Goldoni war faſt im ausſchließlichen Beſitz der komiſchen Bühne Italiens, und ſuchte die Masken, denen er als abgeſchmackten und unwürdigen Poſſenreißern (wofür er ſie fälſchlich hielt) abgeneigt war, wo nicht ganz zu verbannen, doch zu beſchränken und zu unterdrücken, als Gozzi ſich aus Wohlwollen gegen die Truppe Sacchi in Venedig, welche zu dieſem Behuf treffliche Talente beſaß, der Maskenkomödie annahm, und im J. 1761 mit dem erſten ſeiner Stucke auftrat. Es ſind dramatiſirte Feenmährchen, in denen er aber neben dem wunderbaren verſifizirten und ernſthaften Theile die ſämmtlichen Masken anbrachte, und ihnen die freieſte Entwickelung ließ. Es ſind Stucke auf den Effekt, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr phantaſtiſch als romantiſch, wiewohl er zuerſt unter den Italieniſchen Luſtſpieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung iſt keineswegs ſorgfältig und künſtleriſch ausgebildet, ſondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er iſt bei aller grillenhaften Kühnheit ſehr volksmäßig, und folgt dem Geſchmack ſeiner Landsleute in robuſten Situationen. Weniger zu loben ſind ſeine Nachahmungen Spaniſcher Schauſpiele, beſonders von Calderon. Die ätheriſche, in Morgenroth getauchte Poeſie des Spaniers wird von ihm durchgängig vergröbert und greller gefärbt; das Gewicht ſeiner Masken zieht das luftige Gewebe zum Boden herunter. Dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmährchen hingegen diente die eben ſo ſtark aufgetragene Wunderlichkeit der Maskenrollen vortrefflich zum Gegenſatz. Die Willkür der Darſtellung ging in dem ernſthaften Theile, wie im beigeſellten Scherz gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hierin faſt zufällig einen Fund gethan, deſſen tiefere Bedeutung er vielleicht ſelbſt nicht einſah; die proſaiſchen, meiſtens aus dem Stegreif ſpielenden Masken bilden einen trefflichen Gegenſatz des poetiſchen Theils, und ſind gleichſam ein in die Darſtellung ſelbſt hineingelegtes mehr oder weniger leiſe angedeutetes Eingeſtändniß der übertreibenden Einſeitigkeit deſſelben in dem Antheil der Phantaſie und Empfindung, wodurch das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird.

Grabmahl ſ. Denkmahl.

Gracchen (Unruhen der). In einem Zeitraume von 620 Jahren hatte ſich Rom, nachdem es die Oberherrſchaft von Italien mehrere Jahrhunderte hindurch mühſam erkämpft, ſchnell nach Carthagos Beſiegung zur Schiedsrichterin der Welt erhoben. Die Gleichheit der Stände, des Erbadels (der Patricier) und des Bürgerſtandes (der Plebejer) war nach langwierigen Zwiſtigkeiten endlich in allen wichtigen Punkten geſetzlich geworden, und ſo heftig im Laufe derſelben ſich auch oft Senat und Volk widerſtrebt hatten, ſo nahe oft die Republik ihrer Auflöſung geſchienen hatte, war doch kein Bürgerblut vergoſſen, kein Auswärtiger in den Streit gezogen worden. Aber die Zeit ſollte ſich jetzt nahen, wo die Zwiſtigkeiten der Stände in bürgerliche Unruhen, dieſe in die blutigſten Bürgerkriege übergingen, welche den mit Blut überſchwemmten Römiſchen Weltſtaat zur Ruhe (endlich zur Auflöſung) unter dem Despotismus eines Einzigen führten. Es waren die beiden Brüder Tiberius und Cajus Gracchus, welche durch ihre Geſetzvorſchläge dieſe Cataſtrophe herbeiführten, nicht mit Abſicht; aber was ſie zur Reorganiſation der Republik und zur Befeſtigung einer dauern-

den Unabhängigkeit und Glückſeligkeit des Römiſchen Volks unternahmen, wurde in dem verderbten, ihren Verbeſſerungsplänen widerſtrebendem Geiſte des Zeitalters Anlaß der unglücklichen Ereigniſſe, die darauf erfolgten. Tiberius Sempronius Gracchus, etwa 9 Jahr älter als ſein Bruder, war ein Mann von großen Talenten und ſchätzbaren Eigenſchaften. Er ſowohl als ſein Bruder erhielten von ihrer vortreflichen Mutter — frühe verloren ſie ihren Vater — Cornelia, Tochter des großen ältern Scipio, der Hannibal beſiegte, eine ausgezeichnete Erziehung; in ſpätern Jahren hatte griechiſche Philoſophie ihren Geiſt gebildet und veredelt. Ihre Familie gehörte zu den edelſten und vornehmſten Roms. Tiberius hatte ſich ſchon früher als Krieger ausgezeichnet; unter Anführung ſeines Schwagers, des jüngern Scipio, war er bei der Belagerung Carthago's, und der Erſte auf den Mauern der brennenden Stadt. Schon als Jüngling ward er in das Collegium der Augurn aufgenommen, eine Würde, die gewöhnlich nur verdiente Staatsmänner belohnte. Er ward hierauf Quäſtor (General=Intendant der Armee) des Conſuls Mancinus, der damals das kleine, aber tapfere und freiheitliebende Volk der Numantiner in Spanien bekriegte. Die Numantiner, auf das ungerechteſte von den Römern angegriffen, waren ſo glücklich, das ganze Römiſche Heer in eine Lage zu bringen, wo es nur zwiſchen Tod und Sklaverei wählen konnte; und ſchon öfters von den Römern getäuſcht, ſchien jetzt kein Mittelweg getroffen werden zu können. Da rettete des jungen Gracchus hohes Anſehen, in dem er ſelbſt bei dieſen Feinden Roms ſtand, durch einen Vertrag, der, ohne weiter ſchimpflich zu ſeyn, den Numantinern nur ihre Unabhängigkeit zuſicherte, viele Bürger; ja ſie gaben dem Quäſtor ſeine mit der Bagage verlornen Rechnungen und Papiere mit rührenden Achtungsbezeigungen zurück. Aber der Römiſche Senat caſſirte dieſen Vertrag und beſchloß, um dieſe treuloſe Verletzung des Völkerrechts einigermaßen zu rechtfertigen, alle diejenigen, welche ihn geſchloſſen hatten, den Numantinern auszuliefern; auch ward der jüngere Scipio mit einem neuen Heere abgeſchickt, um Numantia wieder anzugreifen. Zwar rettete die große Popularität, deren Gracchus ſchon damals genoß, ihn von einer ſo ſchmählichen Behandlung, und am Ende ward nur Mancinus, den aber die Numantiner ungekränkt entließen, ausgeliefert; aber dieſer Vorfall mußte wohl ſeinem politiſchen Leben eine beſtimmte Richtung geben, nämlich als Gegner des Senats für das Volk zu handeln. Sofort bewarb er ſich auch um die Würde eines Volksvorſtehers (Tribunus Plebis), die ſeine Perſon, während er dieſelbe bekleidete, unverletzlich machte, und ihn in den Stand ſetzte, ſeine großen Entwürfe zum Beſten des Volks auf geſetzlichem Wege auszuführen; auch ſäumte er nicht, ſobald er zu dieſer Stelle (mit großem Beifall des Volks) erwählt war, dieſelben auszuführen. Das tiefe Elend des größern Theils des ſouverainen Römiſchen Volks, das er beſonders bei ſeiner letzten Reiſe von der Provinz nach der Hauptſtadt bemerkt hatte, führte ihn auf den Gedanken, die Anzahl der Grundeigenthümer in Italien zu vermehren, wodurch auf einmal der Armuth des großen Haufens, ſo wie den meiſten Uebeln, an denen die Republik krankte, abgeholfen ſeyn würde. Da die Römer eigentliche Neuerungen nicht liebten, ſuchte er dies durch die Erneuerung eines alten, ſchon vor 232 Jahren gegebenen, aber lange vergeſſenen Geſetzes zu bewirken. Damals hatte nämlich ein Volkstribun, Licinius Stolo, nach heftigen Streitigkeiten, das Geſetz durchgetrieben: „daß niemand über 500 Aecker (Jugera zu 28,000 Quadrat=Fuß) von

dem Gemeinlande (der Staatsdomaine, Ager Publicus) beſitzen ſollte; das Uebrige ſollte unter die Plebejer gleichmäßig vertheilt werden.“ Dieſes Geſetz alſo, was nun nach Gracchus das Semproniſche oder vorzugsweiſe das Ackergeſetz genannt wurde, erneuerte er, fügte aber mehrere mildernde Beſtimmungen hinzu. Um aber den Sinn dieſes Geſetzes, ſo wie den Unterſchied der bei der Ausführung deſſelben zu Licinius Zeiten und bei der jetzigen Erneuerung deſſelben Statt fand, klar einzuſehen, muß man folgendes wiſſen: Nach den Begriffen der altitaliſchen Völker ging alles Grundeigenthum vom Staat aus, alſo auch mit demſelben verloren. Nach dieſer Anſicht pflegten alſo auch die Römer, wenn ſie ein benachbartes Volk beſiegt hatten, dieſem einen anſehnlichen Theil ſeiner Grundſtücke abzunehmen, und ſahen es noch für eine Gnade an, wenn ſie den Beſiegten das Uebrige zinspflichtig überließen; und ſo hatten ſich die Römer ſchon zu Licinius Zeiten (im J. R. 388) ſehr große Landſtrecken zugeeignet. Von dieſem Lande nun wurde ein Theil, und zwar ſollte der beſte dazu auserſehen werden, in kleinern Landlooſen völliges und reines Eigenthum der Plebejer. Der andere Theil, der zwar größer, aber gewöhnlich aus den durch den Krieg verödeten Landſtrichen beſtand, ward, wiewohl unter der Oberlehnsherrſchaft der Republik, und unter dem Namen von Gemeinland, Eigenthum des herrſchenden Standes, damals der Patricier. Dieſe benutzten das Weideland gemeinſchaftlich (für das Vieh ward ein Grasgeld bezahlt), das Ackerland aber ward von Einzelnen dieſes Standes nach gewiſſen Formen occupirt (wie man es nannte), und nun als Eigenthum derſelben betrachtet; es konnte verkauft, vererbt, verſchenkt u. ſ. w. werden; nur mußten die Beſitzer den zehnten Scheffel, und von Baumpflanzungen und Weinbergen ein Fünftel des Ertrags abgeben, welche Quote alle 5 Jahr von den Cenſoren an die Meiſtbietenden (die Finanzpächter, Publicani) zum Vortheil der Republik verpachtet wurde. Dabei aber behielt ſich der Staat immer vor, alle dieſe Ländereien nach Gutdünken einzuziehen und damit auf anderweitige Weiſe zu verfahren. Zu Licinius Zeiten war es nun viel leichter, dieſen Beſitz zu beſchränken. Sein Geſetz ging mit dahin, vornehmern Plebejern Antheil an dem Rechte zu verſchaffen, das Gemeinland zu benutzen; alle Plebejer, Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, unterſtützten ihn; Roms Eroberungen waren damals noch nicht ſo groß, daß viele Patricier hätten mehr Land beſitzen ſollen, als dies Geſetz vorſchrieb. Was aber im 4ten Jahrhundert Roms möglich und unſchwer auszuführen geweſen war, das mußte im 7ten, unter ganz veränderten Umſtänden, zu Gracchus Zeiten faſt unüberſteigliche Hinderniſſe finden. Im Laufe dieſer Zeit hatten ſich nämlich einzelne Plebejiſche Familien, indem faſt ausſchließlich aus ihnen die großen Magiſtrate beſetzt wurden, ſo emporgeſchwungen, daß ſie eigentlich, und nicht mehr die Patricier, der herrſchende Stand in Rom waren; ihr Mittelpunkt war der Senat, die eigentliche Regirung der Republik. Ferner war in dieſem Zeitraume die ganze Italiſche Halbinſel unterjocht worden, und wenigſtens ein Drittel derſelben war Gemeinland, und befand ſich in den Händen dieſer regirenden Plebejiſchen Familien, die ſich ſelbſt Edle (Nobiles) nannten. Gracchus alſo konnte ſich nicht wie Licinius an die Spitze des geſammten Plebejiſchen Standes ſtellen, ſondern nur des größern, aber ärmern Theils deſſelben. Das Volk im Ganzen war weit ärmer und beſitzloſer zu ſeiner, als zu Licinius Zeiten, denn im Laufe der langen und verheerenden Kriege hatten ſich die meiſten

ärmern Plebejer genöthigt geſehen, ihr Eigenthum, jene eigentlichen Plebejiſchen Allodialhufen, zu veräußern, welche denn die großen Grundbeſitzer (der Domaine) zu dem Ihrigen geſchlagen hatten. Auch war es früher, durch das Herkommen ſo wie durch das Bedürfniß politiſchen Anſehens, geheiligte Sitte geweſen, daß die Beſitzer des Gemeinlandes (anfänglich die Patricier, ſpäter, wie geſagt, die Plebejiſchen Nobiles) kleinere Theile ihrer Ländereien an ärmere Bürger gegen Frohndienſte und andere Verpflichtungen überließen; allein zu den Zeiten des Gracchus fanden es die großen Grundbeſitzer zuträglicher, ihre Aecker theils in Weide zu verwandeln, theils durch Sklaven bebauen zu laſſen; und ſo verloren jene armen Clienten nach und nach ihre kleinen Beſitzungen. Das Geſetz des Licinius war nach einigen Jahrzehenden in Vergeſſenheit gekommen, und obwohl der Staat von ſeinem unſtreitigen Rechte, das Gemeinland einzuziehen, einige Mal im Kleinen Gebrauch gemacht hatte, fiel es doch wohl Niemanden im Zeitalter des Gracchus ein, zu glauben, daß je ein ſolcher Verſuch im Großen gemacht werden könne. Der Landbeſitz von 500 Jugern (etwa 490 Magdeburger Morgen), der zu Licinius armen und harten Zeiten das Maximum geweſen war, das höchſtens einige Wenige beſaßen, war für die vornehmen Plebejiſchen Familien in Gracchus ſchon luxuriöſem Zeitalter etwas Geringes; daß ſie ihres größtentheils wohlerworbenen Beſitzes plötzlich verluſtig gehen, von Reichthum und Anſehen zu einer bloßen Mittelmäßigkeit herabſinken ſollten, darin lag allerdings etwas ſehr Hartes. Zwar milderte Tiberius durch einige Modifikationen die Härte des Liciniſchen Geſetzes; für die aufgeführten Gebäude und andere Verbeſſerungen ſollten die Beſitzer entſchädigt werden; jeder nicht emancipirte (aus der väterlichen Gewalt entlaſſene) Sohn ſollte die Hälfte (150 Jugern) beſitzen dürfen (der emancipirte konnte als Bürger und Hausvater das Ganze beſitzen); aber dieſe Milderungen mußten dennoch ſehr unzulänglich ſcheinen, und der heftigſte Widerſtand der herrſchenden Partei (der Nobiles oder Optimaten) konnte erwartet werden. Aber nicht dieſe allein, auch die beſiegten Italiſchen Völker, die ſeit ihrer Unterwerfung unter dem Namen „Bundesgenoſſen des Römiſchen Volks“ durch Geldbeiſteuern und Truppencontingente eigentlich die Römiſche Macht ſo gehoben hatten, wurden durch dieſes Geſetz gekränkt; auch ſie hatten unter verſchiedenem Namen und Titel manche Strecken des Römiſchen Gemeinlandes an ſich gebracht. Gracchus ſahe wohl ein, daß wenn ſeine Gegner dieſe Völker in ihr Intereſſe zögen, dadurch ein ſehr großes Gewicht in die Wagſchaale gelegt würde, und es iſt wahrſcheinlich, daß er mehreren unter ihnen, beſonders den Latinen, zur Entſchädigung das Römiſche Bürgerrecht (wodurch ſie alſo an den Wohlthaten ſeines Geſetzes Theil nehmen konnten), allen aber mehr Schutz gegen den Uebermuth und die Erpreſſungen einzelner Römiſcher Magiſtratsperſonen (beſonders bei Reiſen und Durchmärſchen) verſprach. Es mußte aber jedem, der den damaligen Zuſtand der Republik kannte, höchſt gefährlich ſcheinen, dieſen Völkern im Ganzen die Ausſicht zu zeigen, das Römiſche Bürgerrecht zu erlangen, und ſie überhaupt auf irgend eine Weiſe in die innern Angelegenheiten des Staats einzuflechten. Die Proteſtation (das Veto) eines einzigen Volkstribuns (das ganze Collegium beſtand aus 10) konnte nach der Verfaſſung die Schritte jedes andern, ſo wie des ganzen Collegiums, unwirkſam machen. Der Senat gewann einen derſelben, Marcus Octavius, einen jungen, reichen und kühnen Mann; und als Tiber, nachdem er,

dem Herkommen gemäß, ſein Geſetz 19 Tage hindurch öffentlich ausgeſtellt hatte, es der verſammelten Bürgerſchaft zum Abſtimmen vorlegen wollte, legte dieſer dagegen ſein Veto ein, wodurch das ganze Unternehmen auf einmal geſcheitert ſchien. Tiber machte zwar jetzt von ſeiner ganzen Machtfülle Gebrauch, verſiegelte die Schatzkammer, und verbot allen Magiſtraten ihre Functionen, aber er ſah, daß er dadurch nicht viel weiter kam. Unzugänglich gegen Cabalen und Dolche, die man in Bewegung ſetzte, wagte er jetzt einen neuen und bisher in der Römiſchen Geſchichte unerhörten Schritt. In der nächſten Volksverſammlung trug er auf die Abſetzung des Octavius als eines ungetreuen Volksvorſtehers an. Von den 35 Tribus (Zünften, in die das Römiſche Volk getheilt war) hatten ſchon 17 für die Abſetzung geſtimmt; jetzt trat Tiber zu Octavius (er war ſein Jugendfreund geweſen), und bat und beſchwor ihn, das Veto zurückzunehmen. Dieſer hieß ihn die Abſtimmung fortſetzen, und kaum war durch die nächſte Tribus die Majorität für die Abſetzung entſchieden, ſo warf ſich der wüthende Pöbel — was Octavius unerſchütterliche Seele wohl vorausgeſehen hatte — auf ihn, da er mit ſeiner Würde zugleich ſeine Unverletzlichkeit verloren hatte; und nur durch die Bemühungen Tibers, der alles anwandte, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen, durch die Treue eines Sklaven, der ſich für ihn aufopferte, und die Anſtrengungen der Ariſtokraten, rettete er ſein Leben. Uebrigens war nun das größte Hinderniß des Geſetzes gehoben, und noch in derſelben Volksverſammlung ward es vom Volk angenommen, auch ſogleich 3 Commiſſarien, die es in Vollzug ſetzen ſollten, in der Perſon des Tibers ſelbſt, ſeines jüngern Bruders Cajus, und ſeines Schwiegervaters Appius Claudius ernannt. Jetzt aber zeigten ſich erſt alle Schwierigkeiten, die der Ausführung des Geſetzes im Wege ſtanden, in ihrem vollen Lichte; ſchon die unumgänglich nöthige Vorarbeit, die Unterſuchung: „was Gemeinland und Privatacker ſey,“ hatte deren in vollem Maße; die Klagen und Beſchwerden aus allen Gegenden Italiens häuften ſich, und Tiberius Popularität fing an zu ſinken, wozu die Vorſtellungen ſeiner Gegner, die ſein Benehmen gegen ſeinen Collegen Octavius und ſeine Verſprechungen an die Bundesgenoſſen — als Aufwiegelungen gegen das ſouveraine Volk — in das ſchwärzeſte Licht ſtellten, nicht wenig beitrugen. Indeſſen kam der Auguſt des Jahres 620, wo die Tribunen für das folgende Jahr gewählt wurden, heran, und Gracchus, der indeſſen durch neue Vorſchläge ſeine Popularität wieder zu heben verſucht hatte, bewarb ſich von neuem um dieſe Würde. Da im Gegentheil die Ariſtokraten alles aufboten, dies zu verhindern, ſtieg die Gährung in Rom auf das höchſte. Ohne zu einer Wahl zu kommen, die Cabalen verhinderten es, ging ein Wahltag vorüber. Am folgenden beſetzten zahlreiche Volkshaufen das Forum (den Markt); der Senat verſammelte ſich in dem nahe gelegenen Tempel der Treue (Fides). Vergebens verſuchte Tiber zu dem tobenden Volkshaufen zu reden; um anzudeuten, ſein Leben ſey in Gefahr, zeigte er auf ſeinen Kopf. Einige Aufpaſſer, immer umgaben ihn ſeine Feinde damit, eilten ſogleich in den Senat, dies zu berichten; ſofort ſchrieen ſeine Feinde, er habe das Diadem gefodert. Grundlos, faſt lächerlich war dieſe Anſchuldigung; aber was glaubt die Leidenſchaft, oder ergreift ſie wenigſtens nicht, wenn von dem verhaßten Feinde die Rede iſt? Scipio Naſica, aus einer der vornehmſten Familien, geweſener Conſul, großer Grundbeſitzer, und daher leidenſchaftlicher Ariſtokrat, erhob ſich, von den Conſuln fordernd: „daß ſie Ge-

walt brauchen möchten;" und als dieſe mit weiſer Mäßigung es ablehnten, rief er, zur Wuth erhitzt: „wer die Republik lieb hat, folge mir nach," und verließ mit ſeinen Anhängern in ſtürmiſcher Eile die Curie. Der ganze Haufen, mehrentheils Senatoren und geweſene Magiſtrate, bewaffnet ſich mit Stöcken, Keulen und dergl., und thut einen Angriff auf das Volk, das mehr aus Achtung für die hohe Würde dieſer Männer, als aus Furcht, ihnen weichend Platz macht; einige wenige ſetzen ſich zur Wehre. So entſteht ein Handgemenge, wo Tiber ſelbſt mit 300 ſeiner Anhänger erſchlagen wird. Der Leichnam des unglücklichen Tribun ward durch die Straßen geſchleift und in die Tiber geſtürzt; einzelne ſeiner Freunde, die dem Verderben entgingen, wurden durch blutige Inquiſitionen verfolgt. Aber mit dieſem erſten Bürgerblute, das jetzt in den Straßen Roms gefloſſen war, konnte die einmal erregte Gährung unmöglich geſtillt werden; ſie ward vielmehr um ſo heftiger. Denn es bildete ſich eine demokratiſche Faction, als Gegnerin des Senats, die ſich ebenfalls mit ſchonungsloſer Heftigkeit zu verfahren berechtigt hielt. Die kühnſten Wortführer derſelben drängten ſich zum Tribunat, mit Gracchus ehrwürdigem Namen ihre ehrgeizigen Entwürfe bedeckend. So erſchütterte der Volkstribun Carbo 2 Jahre nach Tibers Tode durch neue Vorſchläge die Ruhe des Staats. Scipio Naſica, vom allgemeinen Unwillen der Volkspartei bedroht, hatte unter dem Namen eines Geſandten, den ihm der Senat gab, ſein Vaterland verlaſſen müſſen, aber eine ſtärkere Stütze ſtatt ſeiner erhielt jetzt der Senat an dem jüngern Scipio Africanus, der nach Numantia's Eroberung nach Rom zurückkehrte. Trotz ſeiner Verſchwägerung mit der Familie des Gracchus erklärte er ſich mit Heftigkeit gegen deſſen Entwürfe, wohl nicht aus Eigennutz, er war kaum wohlhabend, und hätte bei der Ausführung des Ackergeſetzes nichts verloren, aber entweder aus Familienſtolz — als durch den alten Glanz ſeines Geſchlechts berechtigt und erkohren, an der Spitze des Senats, an der Spitze der Ariſtokraten und der ganzen Republik zu ſtehen — oder für ſich von der Unausführbarkeit und den ſchädlichen Folgen des Semproniſchen Geſetzes überzeugt. Zwar widerſtand er Carbo's Vorſchlägen, und ſchon war die Rede davon, ihn zum Diktator zu ernennen (welche Stelle dem, der ſie bekleidete, eine unumſchränkte Macht gab), als er — eines Morgens todt in ſeinem Bette gefunden wurde. Es war dies höchſt wahrſcheinlich eine Masregel der auf das Aeußerſte gebrachten demokratiſchen Faction; wenn aber die Ariſtokraten die Schuld dieſer That auf ſeine Gemahlin Sempronia, weil ſie eine Schweſter des ermordeten Gracchus war, zu werfen ſuchten, ſo muß dieſe Beſchuldigung wohl als eine bloße Aeußerung des Parteihaſſes angeſehen werden. Ein anderer Demagog, Fulvius Flaccus — Carbo trat ſpäterhin wieder zu der ariſtokratiſchen Partei über — ward ſelbſt Conſul, und würde in dieſem hohen Poſten große Unruhen erregt haben, da er den Bundesgenoſſen große Verſprechungen that, hätte ihm nicht der Senat ein Kommando in Gallien gegeben; auch zeigten ſich die Folgen ſeiner Intriguen bald, die Bundesgenoſſen empörten ſich, aber die Rebellion ward in der Geburt erſtickt. Auch gab die fortdauernde, obwohl wenig wirkſame Ausführung des Semproniſchen Geſetzes, das durch Tiberius Tod keinesweges aufgehoben war, den Unruhen immer neue Nahrung. An die Stelle des ermordeten Tiber war ein gewiſſer Licinius Craſſus, Schwiegervater des Cajus Gracchus, gewählt; und als dieſer ſtarb, bildeten die ſchon genannten, Carbo, Fulvius Flaccus und C. Gracchus. die

zur Ausführung des Geſetzes beſtimmte Commiſſion. So hatten ſich die Parteien mit abwechſelndem Erfolge bekämpft, als der jüngere Gracchus 10 Jahre nach dem Tode ſeines Bruders (im J. Roms 630) die politiſche Bühne betrat, indem er ſich um das Tribunat bewarb, und mit den größten Erwartungen des Volks erhielt. Mit vielſeitigern und glänzendern Talenten, als ſein Bruder, verband er eine ſtürmiſche, den Zuhörer fortreißende, Beredſamkeit. Nach den Begriffen der Alten war es für ihn Ehren- und Gewiſſensſache, als Rächer ſeines Bruders aufzutreten, auch war er perſönlich vom Senate, während er das geringere Amt der Quäſtur bekleidete — in welcher er ſich übrigens auf das ehrenvollſte auszeichnete — auf eine unwürdige Weiſe beleidigt und geneckt worden. Als Tribun erneuerte er zuvörderſt das Geſetz ſeines Bruders, und ſchärfte es vielleicht noch, denn der von Tiber zugeſtandenen Modificationen geſchieht keine Erwähnung; er rächte ſein Andenken, indem er mehrere der heftigſten Gegner deſſelben aus der Stadt vertrieb. Zugleich trieb er das Geſetz durch, „daß den Dürftigen in Rom ein gewiſſes Quantum an Getreide monatlich vertheilt werden ſolle;" und durch ein anderes Geſetz erleichterte er den Dienſt und ſicherte den Soldaten außer dem Sold auch Kleidung. Zugleich ließ er mehrere Heerſtraßen durch Italien ziehen; Werke, die mit Römiſcher Munificenz unter Gracchus einſichtsvoller Aufſicht ausgeführt (der bei dieſer Gelegenheit bewundernswürdige Talente und eine ſeltene Thätigkeit entwickelte), vielen Jahrhunderten getrotzt haben. Das Volk faßte einen gränzenloſen Enthuſiasmus für ſeinen Liebling, ſeine Gegner waren geſchreckt und betäubt, — ſo wurde es ihm leicht, die Erneuerung ſeiner Würde für das folgende Jahr zu erhalten. Ein Demagog muß durch immer neue Entwürfe und Vorſchläge ſeine Partei in Spannung erhalten, Stillſtand iſt ſein Verderben, das wußte Gracchus, und ſchritt daher auf ſeiner Bahn unaufhaltſam vorwärts; konnte er in den Senat ſelbſt, das Centrum ſeiner Feinde, eine Anzahl ſeiner Anhänger bringen, ſo war ſeine perſönliche Sicherheit, ſo wie die Ruhe des Staats auf lange Zeit befeſtigt. Zu dieſem Ende that er einen wichtigen Schritt, indem er vorſchlug, 300 Ritter in den Senat aufzunehmen; (die Ritter waren der anſehnlichſte Theil der nicht edeln [Nobiles] unter den Plebejern, aus ihnen ward die Cavallerie der Legionen genommen, weil dieſer Dienſt der koſtſpieligſte und zugleich angeſehenſte war); allein der Widerſtand des Senats vereitelte dieſen Entwurf. Daher gab Gracchus jetzt ein neues Geſetz und trieb es auch durch: „daß nämlich den Senatoren die Gerichte genommen, und dem Ritterſtand übertragen werden ſollten (die Senatoren waren nämlich damals im Beſitz des Rechts, als Geſchworne, die von dem Prätor, „dem Chef des Juſtizweſens" aufgerufen wurden, ihr Schuldig oder Unſchuldig zu ſprechen), und da die Senatoren ſich gerade damals durch mehrere ungerechte Urtheilsſprüche verhaßt gemacht hatten, wagten ſie es nicht, dieſem Geſetze zu widerſprechen. So entſtand ein neuer politiſcher Stand im Römiſchen Staate, der, zwiſchen Senat und Volk in der Mitte ſtehend, auf die folgende Geſchichte den wichtigſten Einfluß gehabt hat. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber ſichern Mittel, Gracchus zu ſtürzen; ein von ihm gewonnener Tribun, Livius Druſus, wußte durch noch größere Verſprechungen das Volk von Cajus abwendig zu machen, und ſich und dem Senat noch größere Popularität zu verſchaffen. Auch ſcheiterte Cajus an derſelben Klippe, wie ſein Bruder, nämlich durch ſeine Verſprechungen an die

Latinen und Italiſchen Bundsgenoſſen, welchen erſtern Er, allen aber ſein Freund Fluvius Flaccus das römiſche Bürgerrecht verſprach; was dem ſouverainen Volk in Rom höchſt unangenehm, aber für Gracchus nothwendig war, wenn er nicht wollte, daß der Einfluß dieſer Völker ſeinen Gegnern zu Gebote ſtehen ſollte. Daher geſchah es, daß Gracchus das dritte Tribunat nicht erhielt (obwohl das Geſchrei allgemein war, daß die Stimmen verfälſcht ſeyen), dagegen einer ſeiner heftigſten Feinde Opimius zum Conſul erwählt ward. Ein Tumult, in welchem ein Lictor (Dienſtknecht) des Conſuls erſchlagen ward, gab dem Senate Gelegenheit, die Conſuln zu autoriſiren, mit gewaffneter Hand zu verfahren. Der Antrag, den Opimius an das Volk thun wollte, ein Geſetz des Gracchus aufzuheben (es betraf nur eine von ihm decretirte Colonie, aber man betrachtete es als Vorſpiel der Aufhebung aller von den Gracchen gegebenen Geſetze), gab der Gährung neue Nahrung. Gracchus, der ſich den Armen ſeiner Gattin mit Mühe entriſſen hatte, erſchien auf dem Forum; Flaccus hatte ſeine Anhänger bewaffnet. Da that Opimius, den man durch Unterhandlungen vergebens zu mildern Geſinnungen zu bringen geſucht hatte, mit einer wohlbewaffneten Schaar diſciplinirter Krieger einen Angriff auf das Volk. An 300 wurden erſchlagen, und Gracchus ſelbſt, von treuen Freunden tapfer vertheidigt, fiel als ein Opfer der Wuth ſeiner Feinde. Das Ackergeſetz ward zwar ſpäterhin wirklich aufgehoben, aber die Achtung für den Senat war dahin, und die einmal erregte Gährung brachte bald die im Eingang angedeuteten unglücklichen Ereigniſſe hervor. ee.

Gradation, Steigerung, iſt in der Redekunſt das ſucceſſive Fortſchreiten von einem ſchwächeren zu einem ſtärkeren Gedanken, von dem Allgemeinen zu dem Speciellen, wodurch allein die Aufmerkſamkeit des Hörers in ſteter Spannung erhalten werden kann. In den bildenden Künſten zeigt ſich die Gradation in der Anordnung, in den Formen, in den Charakteren, in den Ausdrücken, Bewegungen, Falten der Bekleidung und in dem Colorit, da eine bemerkbare Lücke in der Folge der Gegenſtände in allen dieſen Theilen der Kunſt ein unangenehmes Gefühl erweckt. Die Gradation in der Anordnung der Gegenſtände iſt das, was des Künſtlers erſte und vorzüglichſte Sorgfalt erfodert, um von Stufe zu Stufe das Auge des Beſchauers von den untergeordneten Figuren auf die Hauptfigur, und von dieſer wieder auf jene zurückzuleiten. Nur durch die richtige Gradation bekommt ein Kunſtwerk Einheit und jeder Theil deſſelben ſeine volle Bedeutung.

Grade nennt man in vielen Fällen die gleichen Theile, in welche irgend ein Ganzes abgetheilt wird. In der Mathematik wird jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade eingetheilt. Die Größe eines Grades hängt demnach von der Größe des Kreiſes ab, und kann alſo nur in Beziehung auf dieſen beſtimmt werden. Da man die Winkel nach Kreisbogen mißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beſchrieben werden; ſo gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach Graden an. So hat ein rechter Winkel 90 Grade, d. h. ſeine beiden Schenkel umfaſſen den vierten Theil eines aus ſeiner Spitze beſchriebenen Kreiſes. Jeder Grad wird weiter in 60 Sekunden und jede Sekunde 60 Terzien getheilt, wofür man ſich folgender Zeichen bedient: Grad °, Minute ′, Sekunde ″, Terzie ‴. Alle mathematiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente, mit welchen Winkel gemeſſen werden, wie das Aſtrolabium, der Quadrant, Sextant,

haben dieſe Eintheilungen. Denn alle Kreiſe, welche man in der Vorſtellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B. der Aequator, die Mittagskreiſe, die Ekliptik, die Parallelkreiſe, die Scheitelkreiſe, der Horizont u. ſ. w. werden auf gleiche Weiſe in Grade, Minuten und Sekunden getheilt. Etwas anderes iſt die Abtheilung in Grade bei phyſikaliſchen Inſtrumenten, z. B. bei Barometern, Thermometern u. ſ. w., wobei man allemal von einem feſten Punkt ausgehen muß, z. B. beim Thermometer vom Eispunkt, indem man die Grade uber und unter demſelben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer iſt, als dieſer feſte Punkt anzeigt. In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehrerer Deſcendenten von den gemeinſchaftlichen Aeltern. In gleichem Grade mit einander verwandt ſeyn, heißt demnach, von den gemeinſchaftlichen Aeltern in Anſehung der Abſtammung gleich weit entfernt ſeyn, wie dies mit Geſchwiſtern, erſten, zweiten und dritten Geſchwiſterkindern u. ſ. w. der Fall iſt. Im Gegentheil ſagt man, im ungleichen Grade verwandt ſeyn, wenn der eine Theil der gemeinſchaftlichen Aeltern näher iſt, als der andere. Geſchwiſter ſind nach dem canoniſchen Recht im erſten Grade verwandt oder machen den erſten Grad aus: nach dem Römiſchen Civilrecht aber ſind ſie im zweiten Grade verwandt.

Gradiren (Salzwerke) heißt, die unendlich kleinen, in dem Salzwaſſer oder in der Soole aufgelöſten, Salztheilchen einander näher bringen (veredeln) oder concentriren und ſie von einem Theil ihres uberflüſſigen Waſſers befreien, damit dadurch der Aufwand beim Salzſieden vermindert werde. Dieſes läßt ſich nun hauptſächlich auf eine dreifache Art bewirken: 1) daß man die Soole durch Beimiſchung mehrerer Salztheile verſtärkt, wie z. B. auf dem Baieriſchen Salzwerk Armenhalle, dem Norwegiſchen zu Walloe ꝛc.; 2) daß man die in der Soole befindlichen Salztheilchen vermittelſt der Kälte (Eisgradirung) nöthigt, näher zuſammenzutreten; 3) daß man die wäßrigen Theile der Soole verflüchtigt, die Salztheilchen aber zurückhält. Dies letztere Verfahren iſt die allgemeinſte und wichtigſte Gradirungsart, und man betreibt ſie auf vierfache Weiſe; a) daß man die Soole in großen Behältern ganz ruhig, nur der Sonnenwärme ausgeſetzt, ſtehen läßt (Sonnengradirung.) Gehort nur fürs ſüdliche Europa. b) Daß man die Soole über große ſchiefliegende, der Luft und Sonnenwärme ausgeſetzte Flächen langſam hinfließen läßt. (Pritſchen- oder Tafelgradirung, Dachgradirung.) Herr Hollenberg machte dieſe Pritſchengradirung zuerſt im Götting. Magaz. Jahrg. I. St. 5. bekannt. Sie iſt die unzweckmäßigſte unter allen. c) Daß man die Soole aus hochgeſtellten Behältern durch gehörig dazu eingerichtete und der freien von Morgen nach Abend oder umgekehrt ſtreichenden Luft ausgeſetzte Wände herabtröpfeln läßt. (Tröpfelgradirung oder die ſogenannten Leckwerke, die beſte unter allen.) d) Daß man endlich die Soole in Pfannen der Hitze des Feuers ausſetzt. (Die koſtſpieligſte und unanwendbarſte unter allen, wenn die Soole nicht wenigſtens neungrädig und das Feuermateriale noch obendrein wohlfeil iſt.) Die Tröpfelgradirung, als die allgemeinſte, geſchieht in den von Deutſchen erfundenen Gradirhäuſern, welches längliche viereckige bedachte und unbedachte aus Holz erbauete Gebäude ſind, deren Giebel nach Mittag und Mitternacht ſtehen müſſen, die im oberſten Theile die Sooltropfkaſten und an den Sei-

ten derſelben die hölzernen Hähne und Rinnen mit Einſchnitten verſehen haben, aus denen die Soole abtröpfelt, in dem mittlern Theile die Wände, durch welche die Soole fällt, und im untern Theile einen großen Sool-Behälter oder Baſſin enthalten, in welchem die Soole geſammelt wird. Für den Erfinder der Gradirhäuſer hält man einen Arzt aus Langenſalza im Königr. Sachſen, Matthäus Meth, der das erſte zu Nauheim in der Grafſchaft Hanau 1579 mit Wänden aus Stroh und das andere 1599 zu Kötzſchau im Königreich Sachſen erbauet hat. Allein die heutigen Dornwände, die aus Schwarzdorn oder Schlehendorn (Prunus spinosa) und nur im Nothfalle aus Weißdorn (Crataegus Oxyacantha) beſtehen müſſen, hat Joachim Friedrich, Freiherr von Beuſt, 1726 auf der Saline Wilhelms Glücksbrunn bei Creutzburg an der Werra zuerſt eingeführt. Die Veranſtaltung nun, worin das Gradiren der Soole vom Anfange an, bis zu ihrer Gare oder Grädigkeit (Löthigkeit) zum Verſieden gebracht wird, nennt man überhaupt ein Gradirwerk. X.

Graf war im älteſten Deutſchland eine Art von Unterrichter, wozu das Volk, denn dieſes wählte ihn, einen Mann auswählte, der in Geſchäften grau worden, und daher Grau, Grave hieß, woraus unſer heutiges Graf entſtand (ſ. Gau). Man hat behaupten wollen, die Franken hätten Grafen als Nachahmung der Römer eingeſetzt, wahrſcheinlich weil Graf im Lateiniſchen comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte ſtets einige Senatoren um ſich, die überall mit ihm umherreiſten, und dieſe Suite hieß Comitatus Caesaris, die vornehmſten darunter Comites. Aus ihnen beſetzte der Kaiſer verſchiedene Stellen an ſeinem Hofe, und ſchickte ſie als Gouverneurs in Provinzen und Städte. So manches Aehnliche nun darin mit den Deutſchen Grafen iſt, ſo können dieſe doch den Römern nicht nachgeahmt ſeyn, weil ſie erweislich älter ſind als die Comites bei dieſen. Ehe die Franken die herrſchende Nation wurden, hatte Deutſchland ſchon ſeine Grafen, bei den Franken erhielten ſie nur eine etwas veränderte Beſtimmung. Nicht mehr von dem Volk, ſondern, wie die Herzöge, von den Königen gewählt und eingeſetzt, wurden ſie Richter über die Gaue, und übten Regirungsrechte, nicht in eignem, ſondern in des Königs Namen. Sie waren königliche Beamte, und man ſieht aus der ihnen mitgegebenen Inſtruction, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß ihr Amt in Verwaltung der Juſtiz, Polizei und königl. Gefälle beſtand. Die Grafſchaften waren demnach Aemter, und wurden deshalb auch nicht nach einem Ort oder Bezirk, ſondern von dem Namen der Grafen ſelbſt benannt, z. B. die Grafſchaft des Maracher u. ſ. w. Nach den Zeiten der Karolinger blieben Amt und Namen, man fing aber an, verſchiedene Klaſſen derſelben zu unterſcheiden. Vorzüglich zeichneten ſich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), welche bei Hof zu Gericht ſaßen, und bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, um zu ſehen, ob es nothwendig ſey, daß der König darüber entſcheide; Markgrafen, Gränzvorſteher (von Mark, Gränze); Landgrafen (ſpäter als die vorigen, kommen erſt im eilften Jahrhundert vor) im Gegenſatz der vorigen, Beamte des Innenlandes; Burggrafen, die nur über eine Burg und das zugehörige Gebiet geſetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor Centgrafen, wahrſcheinlich von der Zahl 100 (centum), weil ſie, die ſelbſt unter den Grafen ſtanden, anfänglich (denn ſpäterhin waren ſie bedeutender) über ſo viele Per-

ſonen geſetzt waren; Dinggrafen, von Ding, Gericht, Gerichtshof, alſo Gerichtsbeamte; Holzgrafen, eine Art von Oberforſtmeiſter, wie die Stallgrafen Oberſtallmeiſter; Lehn-, Salz-, Teich-Grafen erklären ſich von ſelbſt; Wicgrafen hatten ihren Namen von Wic (vicus), Dorf. Um widerrechtlichen Anmaßungen oder Unterſchleifen dieſer Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und Kaiſer oft ſelbſt Gericht in den Provinzen, oder ſchickten Sendgrafen dahin. Karls Capitularien enthalten faſt auf allen Blättern genaue Vorſchriften, wie dieſe dabei zu Werke gehen ſollen. Allmählig aber wuchs die Macht der Grafen, ſo wie der Herzöge, immer mehr (ſ. Fürſten, Gefolgswesen), und ſie fingen an, ihre Aemter erblich zu machen, ſich der Gewalt der Kaiſer zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiſerliche Beamte, ſondern als eigenthümliches Recht auszuüben. Da im zwölften Jahrhundert die Gauen als eine politiſche Eintheilung abkamen, erſtreckte ſich die Verwaltung der Gerichtsbarkeit der Grafen nur auf die eignen Güter, die ſie in ihren Amtsſprengeln hatten, und auf die Perſonen, die ihnen mit der Schutzherrlichkeit und Erbgerichtsbarkeit angehörten. Hatten ſie in ihren Sprengeln viele ſolche Güter und Perſonen, ſo entſtanden daraus Herrſchaften, und mehrere Grafen verwechſelten den gräflichen Titel mit dem eines Herrn oder Dynaſten, oder nannten ſich, wenn ſie jenen beibehielten, nicht mehr nach ihrem Sprengel, ſondern nach ihren Allodialgütern, nicht mehr z. B. Grafen im Riesgau, ſondern Grafen von Oettingen. Dabei blieben aber viele im Beſitz gewiſſer Rechte, die ſie ehemals als kaiſerliche Beamte in ihren Sprengeln auszuüben hatten, wohin vorzüglich der Wildbann (Jagd- und Forſtgerechtigkeit) der Blutbann oder Cent (Recht über Leben und Tod; dieſe beiden Bänne nannte man die Grafenbänne oder Regalien, weil ſie vordem im Namen der Könige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleite gehören. Durch alles dieſes wurde der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vaſallen und Beamten dieſe endlich ganz von den Kaiſern ertrotzt und erliſtet hatten (ſ. Fürſten), gab es daher regirende Grafen, Markgrafen, Landgrafen, von denen mehrere ſpäterhin zu herzoglicher, kurfürſtlicher und königlicher Würde aufſtiegen. Die nicht mit Landeshoheit verſehenen Grafen gehörten, nachdem eine Organiſation des Deutſchen Reiches zuſammengebracht war, zum hohen Adel (von denen viele ſpäterhin auch in den Fürſtenſtand erhoben wurden), und als Reichsgrafen nahmen ſie Theil am Reichstage und hatten Stimmen im Fürſtenrath. Sie hatten aber nur Curiat-, nicht Viril-Stimmen, d. h. eine ganze Corporation zählte für Eine Stimme. Bis zum Weſtphäliſchen Frieden gab es zwei Grafenbänke, die der Wetterauiſchen und Schwäbiſchen Grafen, die alſo für zwei Stimmen zählten; nach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverſchiedenheit, noch zwei Grafenbänke, die Fränkiſche und Weſtphäliſche, hinzu, ſo daß von da an die Grafen vier Curiatſtimmen im Fürſtenrathe hatten. dd.

Graff, (Anton), königl. Sächſiſcher Hofmaler, geboren zu Winterthur 1736. Aus angeborner Neigung widmete er ſich der Malerei, vornehmlich aber dem Portraitmalen, worin Joh. Ulrich Schellenberg ſein Lehrer war, und erwarb ſich einen Platz unter den erſten Portraitmalern ſeiner Zeit. Nachdem er acht Jahre in Augsburg verlebt und dort ſeinen Ruf zu gründen angefangen hatte, bekam er

1766 eine Einladung nach Dresden, der er folgte. Hier in einer würdigen Umgebung und einem angemeſſenen Wirkungskreis bildete er ſein Talent vollkommen aus. Zeichnung, Charakter und Colorit ſind an ſeinen Gemälden gleich lobenswerth und befriedigen die ſtrengen Forderungen des Kenners. Die Zahl ſeiner Portraits und Familiengemälde belief ſich ſchon 1796 auf mehr als eilfhundert; darunter iſt auch ein eigenhändiges Bildniß des Künſtlers ſelbſt, welches im J. 1795 die Dresdner Ausſtellung zierte und nachher in den Beſitz des Herrn Appellationsraths Körner kam. Graff ſtarb zu Dresden im J. 1813.

Grafigny (Françoiſe d'Iſembourg d'Happoncourt, Frau von) geboren zu Nancy gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, war die Tochter eines Majors der Gendarmerie des Herzogs von Lothringen; ihr Großonkel war der berühmte Callot. Sie wurde mit François Hugot de Grafigny, Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, einem ſo jähzornigen Manne vermählt, daß ſie ſich mehrmals durch ihn in Lebensgefahr befand. Nach mehreren Jahren einer heldenmüthigen Geduld ward ſie gerichtlich von ihm getrennt. Ihr unwürdiger Gemahl endigte ſein Leben im Gefängniß, in welches ihn ſein heftiger Charakter und ſein übles Betragen geführt hatten. Frau von Grafigny, befreit von ſeinen Ketten, kam nebſt der Prinzeſſin von Guiſe, die dem Marſchall von Richelieu beſtimmt war, nach Paris. Sie ahndete nicht, welchen Ruhm ſie in der Hauptſtadt erwerben ſollte. Mehrere geiſtreiche Männer, die ſich zu einer Geſellſchaft verbunden und auch ihr den Zutritt verſtattet hatten, erkannten bald ihre Verdienſte und nöthigten ſie zu einem Beitrag für ihre Sammlung. Die Spaniſche Nouvelle, Le mauvais exemple produit autant de vices que de vertus, iſt von ihr. Dieſes kleine Werk ward ſtreng beurtheilt. Frau von Grafigny lieferte ſtatt der Antwort ihre Lettres d'une Peruvienne, welche den größten Beifall fanden. Man fand darin ſchöne Details, lebendige Bilder, zarte, naive, lebhafte Gefühle. Man war gerührt von der kunſtreichen, feurigen und intereſſanten Stelle, wo die Peruanerin mehr als je zwiſchen ihrem theuern Aza und dem großmüthigſten Wohlthäter in Verwirrung geräth. Neben dieſen Schönheiten erkannte man aber auch die Mängel. Die Auflöſung befriedigt nicht. Der 30ſte und 31ſte Brief ſind kalt; der Styl iſt oft geſchraubt. Die Verfaſſerin affektirt einen metaphyſiſchen, in der Liebe durchaus kalten Ton. Man hat ihr überdies vorgeworfen, mehrere Situationen und Ideen aus der Pamela, den Lettres persannes und den Amusemens sérieux et comiques von Dufresnoy entlehnt zu haben. Faſt ein gleiches Urtheil fällte man über Cénie, ein proſaiſches Stück in fünf Akten. Es gehört zu den kleinen dialogiſirten Romanen, welche die Franzoſen Comédies larmoyantes (Thränenſtücke) nennen, und iſt mit Zartheit geſchrieben, voll feiner Züge und ſchöner Empfindungen. Doch iſt die Nachahmung der Gouvernante von La Chauſſée unverkennbar. Man findet in dem Stücke des Letztern mehr Kenntniß des Theaters, beſſer verknüpfte Scenen und einen natürlichern Styl; dagegen in dem Werke der Grafigny mehr Geiſt und Ideen, gehaltenere Charaktere und zu Anfang des fünften Akts eine Scene, der in jenem Werke nichts gleich kommt. Die Fille d'Aristide, ein anderes Stück in fünf Akten, in derſelben Gattung wie Cénie, machte kein Glück. Frau von Grafigny, die lange Zeit am Lothringiſchen Hofe gelebt hatte, ward daſelbſt dem Kaiſer bekannt, welcher, nachdem er die Lettres péruviennes mit

Vergnügen geleſen hatte, ſie erſuchen ließ, einige Comödien zu ſchreiben, die von den jungen Fürſtinnen des Hofs und den Damen der Kaiſerin geſpielt werden konnten. Frau von Graſigny verfaßte zu dem Ende fünf oder ſechs kleine Dramen, welche zu Wien am Hofe mit Vergnügen gegeben wurden, und erhielt zur Belohnung dafür einen Penſionsbrief von 1500 Livres, doch durfte ſie dieſe für den kaiſerlichen Hof geſchriebenen Stücke weder drucken laſſen, noch irgend einem Theater mittheilen. Sie ſtarb zu Paris im Jahr 1758 in ihrem 64ſten Lebensjahre. Unter ihren nachgelaſſenen Papieren fand ſich nichts der Bekanntmachung Würdiges. Die Akademie zu Florenz hatte ſie zu ihrem Mitglied aufgenommen. Um den lebendigen und flüchtigen Charakter ihrer Nation zu charakteriſiren, läßt ſie ſehr ſinnreich dieſelbe in dem Augenblicke den Händen des Schöpfers entſchlüpfen, wo er zur Organiſation des Menſchen erſt das Feuer und die Luft vereinigt hatte.

Grammatik heißt bei uns der Inbegriff der Regeln, nach welchen eine Sprache richtig geredet und geſchrieben wird, die Sprachkunſt. Jede Sprache hat ihre eigene Grammatik; alle aber umfaßt die allgemeine oder philoſophiſche Grammatik, welche ohne Rückſicht auf eine vorhandene Sprache, nach den Geſetzen des Denkens und den Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes dabei ein ideales Sprachgebäude aufführt, das von jeder menſchlichen Sprache mehr oder weniger, von keiner aber vollſtändig erreicht wird, noch erreicht werden kann. (Vergl. Sprachlehre.). Bei den Alten hatte das Wort Grammatik urſprünglich einen ganz andern, weit umfaſſendern Sinn. Sie nannten Grammatik den Unterricht, nicht bloß in der Sprachkunde, ſondern auch hauptſächlich in der Dichtkunſt, Redekunſt, Geſchichte, und ſelbſt in den erſten Anfangsgründen der Philoſophie, inſofern ſie bei jenen anwendbar war; daher hießen Grammatiker ſolche Gelehrte, welche in allen dieſen Wiſſenſchaften Unterricht ertheilten. Die Kunſt aber, bloß richtig zu reden, zu leſen und zu ſchreiben, alſo nur einen Theil der Grammatik, nannten ſie Grammatiſtik, und die Lehrer derſelben Grammatiſten. Mit dieſer Wiſſenſchaft wurde beim Unterricht der Jugend der Anfang gemacht. Unter den griechiſchen Grammatikern waren die ſogenannten Scholiaſten die wichtigſten; bei den Römern hießen ſie auch Profeſſores, Literati und Literatores. Späterhin waren ſie faſt ausſchließlich im Beſitz der Gelehrſamkeit, die durch ihre unnützen Spitzfindigkeiten und Grübeleien immer mehr ausartete und verfiel.

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen erſetzt. Es wurden daraus durch Multiplication oder Diviſion alle größere oder kleinere Gewichte gemacht. So iſt z. B. das Decagramme, ein Gewicht von 10 Grammen, ſoviel als $2\frac{3}{4}$ Quentchen; das Hectogramme, ein Gewicht von 100 Grammen, macht $1\frac{1}{4}$ Unze; das Kylogramme oder Kilogramme, ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und faſt 6 Quentchen; das Myriagramme, ein Gewicht von 10,000 Grammen, beinahe $20\frac{1}{2}$ Pfund; es hieß anfangs Centibar. Das Decigramme iſt ein Zehntheil des Grammes, beinahe 2 Grän ſchwer; Centigramme, ein Hunderttheil des Grammes, beinahe ein Fünftheil Grän; Milligramme, ein Tauſendtheil des Grammes, beinahe $\frac{1}{50}$ Grän; es tritt an die Stelle des ehemaligen Karats.

Grammont (Philibert, Graf von), ein Sohn Anton II., Grafen von Grammont, zeichnete ſich frühzeitig als Militär aus, und war im Gefolge Ludwigs XIV. im J. 1668 bei der Eroberung de

Franche Comté und im J. 1672 bei der Eroberung von Holland. Er zeichnete ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten aus und erlangte mehrere Gunſtbezeigungen, das blaue Band, die Verwaltung der Landſchaft Aunis und die Generalſtatthalterſchaft von Bearn. Er ſtarb den 10. Januar 1707 in einem Alter von 86 Jahren. Vermählt hatte er ſich mit Mademoiſelle Hamilton. Seine Kenntniſſe, ſein Witz und ſeine Anmuth gefielen Ludwig XIV. ſehr. Man führt mehrere ſeiner ſinnreichen Einfälle an. Ein Marquis von neuem Adel, der dem Grafen von Grammont am Hofe begegnete, ſagte mit einer ſehr zuverſichtlichen Miene zu ihm, Guten Tag, alter Graf. Guten Tag, junger Marquis, antwortete ihm auf der Stelle Grammont. Grammont war im ſiebzehnten Jahrhundert, was Richelieu im achtzehnten. Man hat ſie beide mit einander verglichen und gefunden, daß beide ihre Nebenbuhler am Hofe und in der Stadt zu beſeitigen wußten, beide Helden an der Toilette der Damen und zuweilen auf dem Schlachtfelde waren, und ſich durch gleiche Vorzüge, gleiche Mängel, gleichen Geiſt und gleiches Glück auszeichneten.

Gran, ein Goldgewicht, ſo viel als ein halbes Loth; desgleichen ein Apothekergewicht der 60ſte Theil eines Quentchens. **Grän** oder **Green**, ein kleines Goldgewicht, der dritte Theil eines Grans, oder das Zwölftel eines Karats; beim Silber der 18te Theil eines Loths, oder der 24ſte Theil eines Pfenniggewichts; überhaupt der 288ſte Theil einer Mark.

Granada, eine Provinz oder ein Königreich in Spanien, weſtlich von Sevilla, nördlich von Jaen und Cordova, öſtlich von Murcia und ſüdlich von dem Mittelländiſchen Meere begränzt. Das Land iſt meiſtens von ſteilen Bergen durchzogen, aber dabei fruchtbar an Wein, Oel, Flachs und Hanf, Feigen, Mandeln und andern Südfrüchten. Auch wird Zuckerrohr und viel Seide gebaut. Die Berge liefern Marmor, Mineralien und Erz. Granada, welches im dreizehnten Jahrhundert ein beſonderes Königreich der Araber wurde, war der letzte Theil von Spanien, den ſie im Beſitz hatten, bis ſie im J. 1491 auch hier vertrieben wurden. Damals war es ſehr bevölkert; im J. 1787 zählte man 653,000 Einwohner. Die Hauptſtadt Granada am Fluſſe Xenil, unter einem ſehr angenehmen und geſunden Himmelsſtrich, zählt über 50,000 Einwohner. In der prächtigen Domkirche ſind die Grabmäler Ferdinands des Katholiſchen und der Königin Iſabella, welche das Königreich eroberten. **Neugranada** oder **das goldene Caſtilien** iſt eine Südamerikaniſche Landſchaft, reich an Gold und Edelſteinen, wie an Lebensmitteln und Arzneigewächſen. Die Bevölkerung ſteigt mit der Induſtrie der Einwohner. Die Hauptſtadt iſt St. Fé de Bogata. Das Spaniſche Vicekönigreich Neugranada umfaßt außer dieſer Provinz noch **Tierra-Firma**, das **Spaniſche Guiana** und die Provinz **Quito**.

Granat iſt eine zum Kieſelgeſchlechte gehörige Steinart, die ihren Namen vom latein. Worte Granum erhielt, weil ſie gewöhnlich in rundlichen Körnern vorkommt, nicht aber von ſeiner granatblüthenähnlichen Farbe. Es gibt zwei Arten deſſelben, den **edlen** und **gemeinen Granat**. Der **edle Granat** heißt bei Goldarbeitern und Edelſteinhändlern auch **Karfunkel**, **Böhmiſcher-** **Morgenländiſcher-** **Orientaliſcher-** und **Siriſcher Granat**, von einer zerſtörten Stadt **Sirian** in Pegu. Er iſt gewöhnlich blut-, colombin- und dunkelkarmoiſinroth, ſeltener kirſch- cochenil- roſen- hyacinth- und bräunlichroth, welche letztere Farbe oft ſchon ins Röth-

lichbraune übergeht, und ſeine dunkelrothen Farben fallen insgemein ſchon mehr oder weniger ins Schwarze und haben viel blau in ihrer Miſchung, dahingegen die hyacinthrothen ſehr viel gelb enthalten. Er kommt kryſtalliſirt vor in rundlichen Körnern, in Säulen und Pyramiden, durchſichtig, aber auch nur an den Kanten durchſcheinend und iſt viel härter als der Quarz. Man findet ihn zuweilen groß, öfters aber nur von mittler Größe und am gewöhnlichſten klein. Den blutrothen Granat nennt man gewöhnl. Böhmiſchen, den karmoiſin- und colombinrothen, die mehr blau in ihrer Miſchung haben, allgemein Orientaliſchen Granat, er mag übrigens her ſeyn, wo er will. Der edle Granat wird vorzüglich gefunden in Aethiopien und Madagaskar; in Braſilien, Pegu, Ceylon und Sibirien; in Böhmen um Bilin, in Sachſen um Zöblitz ꝛc. in Salzburg, Kärnthen, Steyermark, Schleſien, Schweiz ꝛc. Die reinen ſchönen durchſichtigen Granaten werden wie andere Edelſteine geſchliffen, brillantirt und in Ringe, wo ſie dann gewöhnlich eine Goldfolie erhalten, ſo wie auch zu anderm Schmucke gefaßt. Auch werden ſie mit Diamanten durchbohrt, alsdann facetirt, auf Schnuren gezogen, zu Tauſenden verkauft und als Hals- und Armſchmuck getragen. Die ganz kleinen Granaten endlich werden als Ausſchuß theils in die Apotheken zum Tariren, theils zu Gartenverzierungen, theils zerſtoßen anſtatt des Schmirgels zum Schleifen weicherer Steine pfundweiſe verkauft. Unächte Granaten, die aber nur von Kennern unterſchieden werden können, macht man entweder aus 2 Pfund Glasfluß, 1 Pfund Spiesglas, 1 Drachme Braunſtein und 1 Drachme Goldpurpur; oder 2 Pfund Glasfluß, 2 Pfund Spiesglas und 2 Drachmen Braunſtein. Der gemeine Granat hingegen kommt am gewöhnlichſten von oliven- lauch- berg- piſtacien- und ſpargelgrüner und leber- röthlich- und gelblichbrauner Farbe in Böhmen, Sachſen, Salzburg, Bannat, Schweden ꝛc. vor. Er iſt am meiſten nur durchſcheinend, ſelten halbdurchſichtig, und der grüne wird beſonders als Zuſchlag beim Eiſenſchmelzen gebraucht; und wo der gemeine Granat häufig bricht, macht man auch eine Art Schmirgel zum Schleifen daraus. X.

Granatbaum, ein in beiden Indien, im Morgenland und in Süd-Europa wachſender Baum mit länglichen, ſchmalen, dicken, glänzend grünen Blättern und ſehr ſchönen hochrothen, viele kurze Staubfäden und einen Griffel, der ſich mit einem kropfichten Staubwege endet, enthaltenden Blüthen, deren es einfache und gefüllte gibt und derenwegen man ihn auch nur in nördlichern Gegenden zieht, wo die wohlſchmeckenden Früchte deſſelben, welche Granatäpfel heißen, nicht zur Reife kommen.

Granaten oder Granaden ſind mit Kernpulver angefüllte, hohle, eiſerne Kugeln mit einer Brandröhre, kleiner als die Bomben, übrigens dieſen völlig ähnlich, werden aber nicht, wie die Bomben, aus Mörſern, ſondern aus Haubitzen geſchoſſen. Ehedem waren auch kleinere Granaten üblich, welche mit der Hand geworfen wurden und daher Handgranaten hießen. Von dieſen bekamen die Soldaten, welche ſie warfen, den Namen Granadier oder Grenadier. Ludwig XIV. brachte ſie im J. 1667 zuerſt auf. Gegenwärtig, wo das Werfen der Handgranaten nicht mehr üblich iſt, haben die Grenadiere dieſe Beſtimmung verloren und ſind den übrigen Linientruppen gleich. Sie bilden jetzt den Kern einer Armee, und unterſcheiden ſich hauptſächlich durch ihre Mützen, die aber als unbequem und unzweckmäßig gegenwärtig auch abgeſchaft ſind. Sonſt fanden ſie nur bei der Infan-

terie Statt, aber bei der franzöſiſchen Armee hat auch jedes Cavallerie-Regiment eine Grenadier-Compagnie. Die Grenadiere der Franzöſiſchen Infanterie unterſcheiden ſich durch rothe Federbüſchel, die Grenadiere der Cavallerie aber durch Bärmützen.

Grandes. Im Caſtiliſchen Reiche gab es, wie in dem benachbarten Aragon, eine Stufenfolge unter den Edeln des Landes, die theils zum hohen, theils zum niedern Adel gehörten. Jenen bildeten die ſogenannten **Ricos Hombres** (wörtlich: reiche Männer), dieſen die Ritter (**Cavalleros**) und die Edelbürtigen (**Hidalgos**). In der Entſtehungsart der neuchriſtlichen Staaten, welche im fortdauernden Kampfe gegen die Araber ſich bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Abkömmlinge der Männer, die den erſten Waffenbund zur Befreiung des Vaterlandes geſchloſſen hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Der König war durch ſie beſchränkt in ſeiner Gewalt, ſie ſtanden ihm als geborene Rathgeber zur Seite und hatten die erſten Anſprüche auf die höchſten Staatsämter. Schon im 13ten Jahrhunderte ward dieſer Anſpruch denjenigen Adelsgeſchlechtern, die ſich durch Reichthum und alten Beſitz der Fürſtengunſt vor Andern die Achtung des Volkes erworben hatten, geſetzlich zuerkannt, und ſelbſt der Name **Grandes** kommt um dieſe Zeit ſchon in dem Geſetzbuche (Las siete partidas) vor, welches Alfons X. dem Caſtiliſchen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Erſten unter dem hohen Adel, denn viele wurden zu dieſem gerechnet, die nicht **Grandes** hießen; aber keiner ward **Grande** genannt, der nicht Rico Hombre war, das iſt, aus einem angeſehenen altadeligen Geſchlechte ſtammte. **Grandes** hießen theils die Verwandten des königlichen Hauſes, theils diejenigen, durch Güterreichthum ausgezeichneten, Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben, und dies gab ihnen einen Vorrang vor den **Ricos Hombres**, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; ſie beſaßen, wie dieſer, gewiſſe Soldgüter (**Königslehne, Herrenlehne genannt**), für deren Einkünfte ſie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von **Lanzen** (deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüſteten Leuten beſtand) dienen mußten, und konnten dieſe Lehne nur in gewiſſen geſetzlich beſtimmten, Fällen verlieren; ſie waren, da ſie dem König im Kriege mit Hab' und Leben dienten, frei von Steuern; ſie durften, ohne beſondern Auftrag des Königs, vor keinen bürgerlichen oder peinlichen Richter gefodert werden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters ſammt ihren Vaſallen ungehindert das Reich verlaſſen und dem vaterländiſchen Geſetz und der Lehnpflicht ſich entziehen, um einem andern Fürſten, ſelbſt gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer dieſen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anſpruch auf die erſten Staatswürden, ſtanden den **Grandes** noch einige Auszeichnungen zu, worunter beſonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiſte einer beſchränkten Feudal-Monarchie hervorging, aber auch den Adelswürden, den ſogenannten **Titulos** (Betitelten, d. i. Herzogen, Grafen), zuſtand. Der König nannte ſie: **mein Vetter** (my primo), wäh-

rend er die übrigen Beſitzer hoher Adelswürden nur: mein Ver-wandter (my pariente) nannte. Auf den Reichstagen ſaßen ſie unmittelbar nach den Prälaten vor den Titulos. Sie hatten freien Zutritt in den Pallaſt und die Gemächer des Königs, und bei feierli-chen Handlungen in der königlichen Kapelle ſaßen ſie zunächſt am Al-tare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußeren Vorzüge der männli-chen Würde, die Königin ſtand vor ihnen von ihrem Sitz auf, ſie zu empfangen, und es wurden Kiſſen für ſie auf den erhöhten Polſterſitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Iſabella, durch den kraftvollen Ximenez geleitet und unterſtützt, die Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geſchmälert und am Ende des 15ten Jahrhunderts verlor ſich der Name der Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger, Carl V. (in Spanien I.), im Allgemeinen die Regirungsgrundſätze ſeines Vorgängers verließ und das Streben nach unbeſchränkter Kö-nigsgewalt aufgab, ſo fand er doch während ſeiner Regirung manche Veranlaſſungen, die ihn vermochten, Einige von den Großen des Reichs ſich zu verbinden, und Andre für die wichtigen Dienſte, wel-che ſie ihm bei der Unterdrückung des Aufſtandes der Stadtgemeinden geleiſtet hatten, zu belohnen. Was alter Gebrauch ſchon eingeführt und in der Achtung des Volks ſich befeſtigt hatte, ward von ihm auch durch den Namen Grandeza ausgezeichnet, und zu einer beſon-dern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte beſtimmt wurden, aber meiſt nur in äußeren Auszeichnungen beſtanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten beſeſſen, ſollte er freilich nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Iſabella ſchlau be-gonnen war, ſollte ſtandhaft durchgeführt werden, aus dem un-abhängigen Lehnadel einen abhängigen Hofadel zu machen. Zu jenen Auszeichnungen gehörte vorzüglich das alte Recht, ſich vor dem Kö-nige zu bedecken, das auch diejenigen beſaßen, welche die Gran-deza nicht erblich, ſondern nur auf Lebzeit erhielten. Nicht eher aber durfte der Grande ſich bedecken, bis der König es ihm gehei-ßen, obgleich es kein Beiſpiel gab, daß einem Grande, deſſen Ge-ſchlecht im Beſitze dieſes Vorrechts war, nicht wäre befohlen worden, es auszuüben. Die Art, wie der König dieſen Befehl ertheilte, be-zeichnete einen dreifachen Rangunterſchied der Grandes, welcher auf den Beſitzſtand und den Umfang der Verdienſte ihrer Geſchlechter gegründet war. Einigen befahl der König, ſich zu bedecken, ehe ſie ihn angeredet hatten; dies waren die Grandes der erſten Klaſſe: Andere erhielten den Befehl, ſobald ſie geredet hatten, und ſie hörten ſeine Antwort mit bedecktem Haupte, die Grandes der zweiten Klaſſe: und wieder Andre empfingen des Königs Befehl erſt nach ſeiner Antwort, die Grandes der dritten Klaſſe *). In neuern Zeiten war dieſer Rangunterſchied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei Klaſſen von Grandes, welche freilich nur ſehr

*) Ueber Alles, was oben berührt worden iſt, ſo wie überhaupt über die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in den Spaniſchen Reichen während des Mittelalters findet man ausführliche Erörterungen in dem Auf-ſatze: Die Cortes: Beiträge zur Geſchichte der geſell-ſchaftlichen Verhältniſſe und der Staatsverfaſſun-gen in Spanien; welcher im erſten Theile der Darſtellungen aus der Geſchichte von Spanien, von W. J. A. Lindau (Görlitz 1812. 8.) ſteht.

unweſentlich unterſchieden wären. Alle Grandes, von welcher Klaſſe ſie auch ſeyn mochten, genoſſen bis auf die neueſte Staatsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte, noch die Vorzüge, daß ſie den Erzellenz-Titel führten, und daß, wenn ſie durch den Saal der Garden im königlichen Palaſte gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präſentiren. Andre Auszeichnungen hatten ſie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen beſondern Verein, wie ehedem die Herzoge und Pairs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausſchließend beſtimmt, ausgenommen höchſtens die Würde eines Oberſtallmeiſters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardirer-Garde, aber ſelbſt bei der Ernennung zu dieſen Hofämtern war des Königs Willkühr im Grunde gar nicht beſchränkt. Selten wurden Grandes von Spaniſcher Abkunft zur Verwaltung öffentlicher Aemter außerhalb des Reiches berufen, und es ſchien Grundſatz der Regirung geworden zu ſeyn, den Grandes nie Aemter, mit großer Macht verbunden, zu verleihen. Es iſt faſt ohne Beiſpiel, daß ein Grande eine von den Vicekönigswürden in den Amerikaniſchen Beſitzungen erhalten hätte, Würden, die in Rückſicht auf Prachtaufwand, auf Ehrenbezeigungen und auf die Leichtigkeit, ſich durch rechtliche und unrechtliche Mittel zu bereichern, wenigſtens mit einer vorübergehenden Herrſcherhoheit umgeben waren. Nur diejenigen Grandes, welche ein Hofamt beſaßen, oder eine der höchſten Staatswürden bekleideten, waren um den König. Die übrigen lebten meiſt in Madrid, und entfernten ſich nur ſelten, um ihre Güter zu beſuchen. Einige wohnten in den Hauptſtädten der Provinzen, aber es gab unter ihnen keine, die für immer auf ihren Gütern lebten, was überhaupt unter dem reichen Spaniſchen Adel, zum Nachtheil der Landeskultur, nicht Sitte war. Bald nach der Thronbeſteigung der neuen Franzöſiſchen Dynaſtie ward die alte Grandeswürde aufgehoben, und keine Adelswürde war giltig, die ſich nicht auf eine Verleihung oder Beſtätigung des neuen Herrſchers gründete. R.

Granit. Dieſe harte Gebirgsart, aus welcher die Urgebirge und überhaupt die größten und höchſten Bergketten beſtehen, macht eine Hauptmaſſe unſerer Erdfläche aus. An der Luft verwittert ſie mit der Zeit und löſt ſich zu einem Sande auf, aus welchem vermittelſt bindender Feuchtigkeiten unter gewiſſen Umſtänden wiederum neuer Granit gebildet wird. Der Granit gehört zu den gemengten Gebirgsarten und zwar ſind die ihn bildenden Stoffe urſprünglich in einander gewachſen; dieſe ſind Quarz, Feldſpath und Glimmer, oft auch andere Mineralien. Nach Verſchiedenheit ſeiner Beſtandtheile und ihrer Miſchung iſt auch ſeine Farbe verſchieden. Man unterſcheidet mehrere Hauptarten: 1) den eigentlichen Granit, der bloß aus den angegebnen drei Gebirgsarten beſteht; 2) Aftergranit, welcher z. B. ſtatt des Glimmers Hornblende enthält; 3) Uebermengter Granit, in welchem zu den drei eigentlichen Subſtanzen noch Hornblende gemiſcht iſt; 4) Halbgranit, der nur aus Hornblende und Feldſpath, oder auch aus Feldſpath und Glimmer beſteht.

Gränze des menſchlichen Geiſtes iſt beſtimmt durch die Geſetze, an welche das geſammte Vermögen des menſchlichen Geiſtes bei ſeiner Wirkſamkeit gebunden iſt. Da indeſſen der menſchliche Geiſt einer ins Unendliche fortſchreitenden Vervollkommung fähig iſt, ſo kann jene Gränze nicht als eine für alle Zeiten unverän-

derlich beſtimmte, ſondern nur als eine ſolche angeſehen werden, die für die jedesmalige Form und Sphäre ſeiner Exiſtenz giltig iſt. So hat das Erkenntnißvermögen unſers Geiſtes in der gegenwärtigen Periode unſers Daſeyns allerdings ſeine Gränze, ſo daß, wenn wir uns nicht innerhalb dieſer Gränze halten wollen, nur eine eingebildete oder angemaßte (transcendente) Erkenntniß daraus entſtehen kann. Aber daraus folgt nicht, daß unſer Erkenntnißvermögen immer nur innerhalb dieſer Gränze wirkſam ſeyn könne. Vielmehr läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſich dieſe Gränze immer mehr erweitern werde, wenn auch der menſchliche Geiſt wegen ſeiner Endlichkeit immerfort irgendwo eine Gränze ſeiner Wirkſamkeit finden muß. Nur der unendliche Geiſt wird als ein ſolcher gedacht, dem keine Gränze ſeiner Wirkſamkeit geſetzt iſt, ob wir uns gleich eben darum keine Vorſtellung von ſeiner Wirkſamkeit machen können. D.

Graphit iſt theils ein Geſchlechts-, theils ein Gattungsname. Man bezeichnet damit gewiſſe Mineralien, welche zu den brennlichen gehören. Graphit als Geſchlecht betrachtet enthält zwei Gattungen, wovon die eine Kohlenblende, die andere Reißblei genannt wird.

Gras. Mit dieſem im gemeinen Leben unbeſtimmten Worte benennt man in der Botanik ein ſolches Gewächs, das einen hohlen, mit Knoten und Gelenken verſehenen Stengel hat, der hier Halm heißt. Die Blätter ſind lang, ſchmal und geſtreift; ſie ſitzen nicht, wie andere Pflanzenblätter, auf Stielen, ſondern endigen ſich unten in einer Scheide, die den Halm umſchließt. Die Blüthen ſind klein, meiſt grünlich von Farbe und haben Spelzen; ſie bringen nur einzelne Saamenkörner. Die Knoten der Gräſer ſchlagen, wenn ſie mit Erde bedeckt werden, wieder Wurzeln, und hierauf gründet ſich die künſtliche Vermehrung des Getreides, von denen viele Arten zu den Gräſern gehören. Demnach ſind die Gräſer ein Hauptnahrungsmittel der Menſchen und Thiere.

Graſſi , Profeſſor und Director der Maler Akademie zu Dresden, wurde geboren d. . Er hat ſich beſonders unter den Portraitmalern einen vorzüglichen Rang erworben. Meiſterhaft ſchöne Behandlung verbunden mit täuſchender Aehnlichkeit zeichnen ſeine Bilder auf das Vortheilhafteſte aus.

Graſſini (Madame), Kammerſängerin des Kaiſers Napoleon ſingt einen Contrealt von ſeltener Schönheit mit einer noch ſeltenern Gewandtheit.

Grau in Grau, Monochromata, Franzöſiſch Camayeur, ſind Malereien von einerlei Farbe, dieſe mag ſeyn, welche ſie will.

Graubünderland, einer der größten von den neunzehn Helvetiſchen Cantonen, ſonſt aus drei Bünden beſtehend, dem grauen Bunde, dem Gotteshausbunde und dem Bunde der zehn Gerichte, welche eine unter die zugewandten Orte der Eidgenoſſenſchaft gehörige Republik bildeten. Das Land iſt 118 Quadratmeilen groß, gebirgig, aber von ſchönen Thälern durchſchnitten, und zählt gegen 80,000, theils reformirte, theils katholiſche Einwohner, deren Hauptnahrungszweig die Viehzucht iſt. Getreide hingegen muß vom Auslande her eingeführt werden. Die Verfaſſung Graubündens hat durch die nähere Verknüpfung an die Helvetiſche Republik keine weitere Abänderung erlitten, als daß das Contingent des Cantons zur Schweizer Armee auf 1200 Mann feſtgeſetzt iſt und daß er 12,000 Franken bezahlt, wenn die Schweizer Staatsausgaben 490,507 Fran-

ken betragen. Die geſetzgebende Macht hat wie vormals die Landesgemeinde, den Vorſchlag zu Geſetzen aber der Cantonsrath von 63 Mitgliedern, welche jedes Hochgericht nach den alten Verhältniſſen wählt. Die vollziehende Gewalt beſitzt der kleine, aus der ganzen Gemeine frei gewählte Rath; die richterliche Gewalt iſt ganz von der Staatsverwaltung getrennt. Die Landeshoheit des Cantons wird durch die allgemeinen Verſammlungen oder Bundestage repräſentirt, welche wechſelsweiſe zu Jlanz im grauen Bunde, zu Chur in dem Bunde des Hauſes Gottes und zu Davos im Bunde der zehn Gerichte gehalten werden. Als Staat hat Graubünden keine öffentlichen Ausgaben, und kein Einwohner hat etwas an den Staat zu entrichten. Alle Aemter werden unentgeltlich verwaltet. Der Adel lebt einzeln in den Dörfern zerſtreut, und kennt den Wetteifer im Luxus nicht. Die einfache, koſtenloſe Entſcheidung der wichtigſten Prozeſſe iſt beneidenswerth; ſie geſchieht durch ein auf Verlangen des Klägers zuſammenberufenes Gericht von 12 Perſonen, wobei ſich die Koſten auf eine Kanne Wein und einen kleinen Laib Brot für jeden Beſitzer beſchränkt; Anwalde kennt man nicht; höchſtens nimmt der Bauer einen verſtändigen Mann mit ſich vor Gericht.

Graun (Carl Heinrich), Capellmeiſter Friedrichs II., ward 1701 zu Wahrenbruck in Sachſen geboren, woſelbſt ſein Vater Accis-Einnehmer war. Er war von drei Brüdern der jüngſte. Sein Vater ſchickte ihn im J. 1713 mit ſeinem zweiten Bruder Johann Gottlieb in die Kreuzſchule nach Dresden. Seine ſchöne Stimme erwarb ihm kurze Zeit darauf die Stelle als Rathscantor in dieſer Stadt. Der Cantor Grundig unterrichtete ihn in der Vokalmuſik und der Organiſt Pezold lehrte ihn das Clavier. Unter andern übte er ſich für ſich ſelbſt durch das Studium der Cantaten von Kaiſer, welche den Titel führen: Die muſikaliſche Landluſt. Er lernte ſie faſt auswendig, und ſeine Compoſitionen ſind in dem Charakter derſelben. Als ſeine Stimme zum Tenor übergegangen war, fing er an, die Compoſition unter der Anleitung des Capellmeiſters Schmidt in Dresden zu ſtudiren. Während er das Studium des Contrapunkts verfolgte, war er zugleich bemüht, ſeine Einbildungskraft zu begaben und ſeinen Geſchmack als Sänger zu bilden. Dazu dienten ihm die Opern von Lotti und Heinichen, welche eine erleſene Operiſtengeſellſchaft damals in Dresden gab. Im J. 1720 verließ er die Kreuzſchule und begann für die Kirche zu componiren. Seine Verbindung mit Piſendel und dem berühmten Lautenſpieler Weiß, und die Hilfe des Doktor Löſcher, des Architekten Karger und des Ceremonienmeiſters und Hofpoeten König waren ihm dabei von dem größten Nutzen; aber beſonders war es die Empfehlung des letztern, welche ihm den Weg zum Glück öffnete, indem ſie ihm die durch Haſſe's Abgang erledigte Stelle eines Tenoriſten zu Braunſchweig verſchaffte. Graun erhielt ſogleich eine Rolle in der Oper, welche während des Carnevals gegeben werden ſollte, und reiſete zu Neujahr 1725 nach Braunſchweig ab. Da die Arien in ſeiner Rolle, wie Schurrmann ſie componirt hatte, nicht nach ſeinem Geſchmack waren, verfertigte er eine andere Muſik für ſelbige, und ſang ſie zur großen Zufriedenheit des Hofes. Dieſer Verſuch ſeines Talentes verſchaffte ihm den Auftrag, die Oper welche nächſten Sommer gegeben werden ſollte, in Muſik zu ſetzen, und zugleich den Poſten eines Vice-Capellmeiſters. Unterdeß fuhr er fort, in jeder Oper bald ſeine eigenen, bald fremde Compoſitionen zu ſingen. So verlebte er, allgemein geachtet, mehrere Jahre,

bis der Kronprinz von Preußen ihn ſich vom Herzog Ferdinand Albrecht erbat, um ihn als Kammerſänger bei ſeiner Capelle zu Reinsberg anzuſtellen. Der Herzog kundigte ihm ſelbſt dieſes glückliche Ereigniß an und ertheilte ihm ſeine Entlaſſung. Graun ging im J. 1735 zu ſeiner neuen Beſtimmung ab. Die Beſchäftigungen ſeines neuen Amtes beſtanden in der Abfaſſung von Cantaten für die Concerte des Prinzen, welche er zugleich als Sänger vorzutragen hatte. Als der Prinz 1740 den Thron beſtieg, ernannte er ihn zu ſeinem Capellmeiſter, und ſchickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nöthigen Sänger und Sängerinnen zu engagiren. Graun ließ ſich auf dieſer Reiſe hören, indem er ſeine eigenen Compoſitionen ſang, und ward allgemein mit Beifall aufgenommen, ſelbſt von dem berühmten Bernachi. Nach ſeiner Rückkehr vermehrte der König ſeinen Gehalt auf 2000 Thaler, und Graun beſchäftigte ſich ſeitdem ununterbrochen mit Compoſitionen für die Oper, bis er am 8. Auguſt 1759 ſtarb. Sein Haupttalent als Sänger beſtand in der Ausführung des Adagio, wiewohl er auch kräftige Partien mit Geſchmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wohl an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach. Der König vergoß Thränen, als er den Tod Grauns zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den beſten klaſſiſchen Muſikern wegen ſeiner ſchöner Erfindung, des Charakters und Ausdrucks ſeiner Compoſitionen, ſeiner ſchönen Melodie, ſeiner reinen Harmonie, und der geſchickten Anwendung, die er von den Hilfsmitteln des Contrapunkts macht. Die erſten Compoſitionen, welche man von ihm kennt, ſind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzſchule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinholdt eine große Menge Kirchenſtücke. Die Zahl ſeiner Werke, die er in Braunſchweig, Reinsberg und Berlin verfertigte, iſt ſehr groß; es ſind darunter mehr als dreißig Opern. Seine Muſik zu dem Ramlerſchen Tod Jeſu wird insgemein für ſein Meiſterwerk angeſehn. Der Capellmeiſter Hiller hat Graun's Leben geſchrieben, aus welchem dieſer Artikel gezogen iſt.

Grave zeigt in der Muſik eine langſame, ernſte Bewegung an. Soll dieſe in der Ausführung gehörig charakteriſirt werden können, ſo müſſen die Tonſtücke gewiſſe dem gemäße Einrichtungen haben; es würden z. B. lange Reihen gleiche Geltung habender Noten, ſtakkirte oder rollende Paſſagen als Hauptfiguren hier am unrechten Orte ſtehen, wenigſtens müſſen, wenn man dieſe Fälle annehmen, und ſich ſolche in vollſtimmigen Tonſtücken denken will, andere Stimmen den Charakter des Grave durch abſtechende Notengattungen behaupten und fühlbar machen. Punktirte Noten, Bindungen u. dgl. ſcheinen im Grave vorzugsweiſe zu paſſen, und müſſen hier mit gewiſſenhafterer Präciſion vorgetragen werden, als ſonſt bei langſamen und ſangbaren Sätzen zu geſchehen pflegt.

Graveswein, eine gute Sorte Bordeauxwein. Es gibt weißen und rothen. Die rothen Gravesweine wachſen, wie die weißen, auf einem mehr oder weniger ſteinigen Boden. Sie haben wenigen oder gar keinen Gohr, aber viel Blume (bouquet). Man theilt ſie in vier Qualitäten ein, deren Preiſe zwiſchen 350 und 150 Livres variiren. Am vorzüglichſten iſt der Haut-Brion. Zu dem Graves rechnet man auch den ſchönen St. Emillion, an der Dordogne, nahe bei Libourne; er geht größtentheils nach dem Norden. Sonſt ver-

ſchickte man die Graveſsweine faſt nach allen Ländern, weil ſie ſich ſehr gut auf langen Seereiſen halten.

Graviren heißt Figuren einſchneiden, es ſey in Holz, Metall oder Stein. Von der Kunſt, in Holz zu graviren, wird unter Holzſchneidekunſt; von der Kunſt, in Metall zu graviren, unter Kupferſtecherkunſt und ihren verſchiedenen Arten, wie auch unter Stempelſchneidekunſt; von der Kunſt, in Stein zu graviren endlich, wird unter Steinſchneidekunſt ausführlicher die Rede ſeyn.

Gravitation, Schwerkraft oder allgemeine Schwere, nennen wir die in der Körperwelt als allgemein wahrgenommene Erſcheinung, daß alle Körper ohne eine äußere Urſache ſich einander zu nähern oder ſelbſt in der Entfernung anzuziehen ſtreben. Dies findet nicht nur bei allen auf der Erde befindlichen Körpern, ſondern auch bei den Himmelskörpern Statt. Erde und Mond, die Sonne und die umkreiſenden Planeten ziehen einander gegenſeitig an. Die Gravitation iſt der Grund, daß ein frei gelaſſener Stein gegen die Erde lothrecht hinabfällt, ſie iſt aber auch der Grund, daß große Gebirgsmaſſen leichte fallende Körper von ihrer lothrechten Richtung merklich ablenken und zu ſich hinziehen. Die Atomiſten, nach deren Lehre nur von außenher eine Kraft auf die an ſich feſte Materie wirken kann, vermögen die Urſache der Gravitation nicht zu erklären. Nach der dynamiſtiſchen Lehrart beruht ſie auf den anziehenden Kräften, die der Materie weſentlich angehören, und womit die Körper in allen Entfernungen, und ſelbſt durch den leeren Raum auf einander wirken. Nach dieſem Syſteme liegt der Grund der allgemeinen Schwere in der Materie ſelbſt, und die allgemeine Erfahrung ſtimmt damit überein. Schon Anaxagoras kannte ſie, und Lucrez lehrt uns, daß ſie ein Satz des epicureiſchen Syſtems war. Als man bei den Fortſchritten der Aſtronomie die Gewißheit erlangte, daß die Himmelskörper von kugelähnlicher Geſtalt ſeyen, und nach der Urſache dieſer Geſtalt forſchte, fand man keine andere, als die Schwere, nach welcher die Materie ein Beſtreben habe, ſich zu vereinigen und nach einem gemeinſchaftlichen Punkte zu drängen. Aber das Geſetz, nach welchem die Gravitation wirke, entdeckte Newton. Er fand, daß jedes materielle Element alle Körper in geradem Verhältniß und im umgekehrten der Quadratzahl ſeiner Entfernung von denſelben anziehe. Aus dieſem Geſetze laſſen ſich alle die Erſcheinungen herleiten, welche unſer Sonnenſyſtem verbindet, nämlich die Bewegungen der Planeten um die Sonne, die Ungleichheiten des Mondlaufes, die Ungleichheit der Kometenbahnen, das Vorrücken der Nachtgleichen, die Schwankung der Erdaxe, die Störungen, welche die Planeten durch gegenſeitige Einwirkungen auf einander in ihren Bahnen leiden, die abgeplattete Geſtalt der Erde, des Jupiters u. ſ. w.

Grävius (Johann Georg), ein berühmter Philolog und Kritiker, war im J. 1632 zu Naumburg in Sachſen geboren, ſtudirte anfangs zu Leipzig die Rechte, vornehmlich aber Humaniora, ging dann nach Leyden, wo er zwei Jahre Gronovs Unterricht genoß, und ward, nachdem er 1656 als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Duisburg und 1658 zu Deventer angeſtellt geweſen, im J. 1662 auf den Lehrſtuhl der Beredſamkeit, Staatskunſt und Geſchichte nach Utrecht berufen. Hier lehrte er mit Auszeichnung, bildete treffliche Schüler und ſtarb den 11. Januar 1703. Aber auch als Schriftſteller erwarb er ſich um das Griechiſche und Römiſche Alterthum die ent=

ſchiedenſten Verdienſte. Seine Ausgaben des Heſiod, Sueton, Cicero, Catull, Tibull, Properz, Juſtin, Lucian u. A. ſind noch jetzt ſehr geſchätzt. Am wichtigſten jedoch ſind ſeine beiden großen Sammlungen, der Thesaurus antiquitatum romanarum, und der nach ſeinem Tode von Burmann beendigte Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae etc.

Gray (Johanna) war die Enkelin Mariens, der Schweſter Heinrichs VIII. und Gemahlin Gilforts, des Sohns Johann Dudley's, Herzogs von Northumberland. Nachdem Marie von König Ludwig XII. Wittwe und kinderlos geblieben war, hatte ſie ſich mit Brandon, Herzog von Suffolk, dem Vater Johannens, vermählt. Der Herzog von Northumberland, welcher dem Herzog von Sommerſet in der Gunſt Eduards VI. gefolgt war, furchtete, dieſer Fürſt möchte in kurzem der Schwäche ſeiner Körperconſtitution unterliegen, und fand kein anderes Mittel, ſein Anſehn zu behaupten, als die Prinzeſſinnen Maria und Eliſabeth vom Throne zu entfernen, und Johannen, ſeine Schwiegertochter, eine einſichtsvolle, liebenswürdige und tugendhafte Fürſtin, als Königin proklamiren zu laſſen. Eduard VI., ein eifriger Proteſtant, ging in die Anſichten ſeines Miniſters ein, änderte die von Heinrich VIII. feſtgeſetzte Ordnung in der Thronfolge, und verfügte, daß ihm die Töchter Heinrich Gray's, von denen Johanna die älteſte war, in der Regirung folgen ſollten. Sie wurde auch wirklich in London als Königin ausgerufen, aber Mariens Anhang und Recht trugen den Sieg davon. Vergebens begab ſich Johanna der Würde, die man ihr ertheilt hatte, und die ſie nur neun Tage bekleidete; Maria ließ die unglückliche Nebenbuhlerin, nebſt Eliſabeth, welche nachher regirte, in den Tower von London ſetzen. Man machte ihr den Prozeß, und ihr Schwiegervater und ihr Gemahl wurden mit ihr im J. 1554 enthauptet. Ihr Gemahl hatte die Erlaubniß erhalten, ihr das letzte Lebewohl ſagen zu dürfen, aber ſie verweigerte es, aus Furcht, eine Schwäche zu offenbaren. Jeder beklagte das Loos Johannens, welche in einem Alter von 17 Jahren als das ſchuldloſe Opfer der Herrſchſucht ihres Schwiegervaters ſtarb, und die dritte Königin war, die in England ihr Leben auf dem Blutgerüſte endete. Sie war eine gelehrte Fürſtin, und las ſelbſt den Plato. Die Griechiſche Sprache war ihr ſo geläufig, daß an dem Morgen ihres Sterbetages ſie einen Griechiſchen Brief an ihre Schweſter, die Gräfin Pembrock, ſchrieb. Eine Ueberſetzung deſſelben findet ſich in Larrey's Geſchichte von England.

Gray, Thomas, den die Britten ihren Pindar zu nennen pflegen, iſt auch uns Deutſchen durch ſeine ſchöne Elegie, geſchrieben auf einem Dorfkirchhofe, wenigſtens in den Ueberſetzungen von Gotter, Koſegarten und Seume, rühmlich bekannt. Er wurde geboren zu London den 26. Dec. 1716, ſtudirte zu Cambridge, und begab ſich hierauf nach London, um mit ſeinem geliebten Weſt in dem Inn-Temple dem Studium der Rechte obzuliegen. Bald war ihm dieſes läſtig, und da ſein zweiter Jugendfreund, Horazio Walpole, ihn zu Begleitung auf ſeinen Reiſen ins Ausland einlud, nahm er dieſe Einladung mit Freuden an. Die Reiſe ging durch Frankreich und Italien, wo ſie beide, durch Walpole's Schuld, zerfielen. Gray mußte nun ſeine Reiſe allein fortſetzen, nicht ohne mancherlei Unbequemlichkeiten, denen ſeine beſchränkten Vermögensumſtände ihn ausſetzten. 1741 traf er wieder in England ein, wo ſeine Ausſichten nichts weniger als vielverſprechend waren. Er wählte ſeinen Aufenthalt zu Cam-

bridge, wo er ſich in alle Arten von Studien vertiefte, denn er war einer von den ſeltenen Gelehrten, welche lediglich zur Befriedigung ihres eigenen geiſtigen Bedurfniſſes ſtudiren. Erſt zu einer Zeit gelangte er zu Brod und Ehren, wo er, ſeiner herannahenden Auflöſung halber, auf beides hätte Verzicht leiſten können. Er wurde 1768 Profeſſor der neuern Sprachen und Geſchichte zu Cambridge, ſeine Geſundheit war aber ſchon ſo geſchwächt, daß er ſich außer Stande fühlte, ohne Gehilfen, die er ſalarirte, ſeinen Poſten zu vertreten. Er ſtarb d. 30. Jul. 1771. Dryden, Collins und Gray gelten für das Triumvirat der brittiſchen Lyriker. Uebertrafen jene ihn an Hoheit, Pathos und Begeiſterung, ſo übertraf er ſie wieder weit an Reichthum der Bilder, Glut des Colorits und Harmonie des Versbaues. Der Gedichte, die er hinterließ, ſind wenige; aber jedes trägt das Siegel der Meiſterſchaft.

Grazie bezeichnet in den ſchönen Künſten überhaupt diejenigen Eigenſchaften, durch welche ein Gegenſtand einen wohlgefälligen Eindruck der ſanfteren Art auf uns macht. Wir haben dafür die Wörter Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdſeligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empfindungen, deren die eine ſich über die andere erhebt. Reiz ſcheint das Allgemeine zu ſeyn; die übrigen bezeichnen beſondere Arten deſſelben. Nur das Schöne kann reizend ſeyn, und es wird reizend, wenn es nicht bloß das Vergnügen der Betrachtung erregt, ſondern zugleich eine ſchwärmeriſche Begierde, ſich innig mit ihm zu vereinigen, es ſeiner Phantaſie zu fortdauerndem Genuſſe zu übergeben. Anmuth und Lieblichkeit ſind von Liebreiz und Holdſeligkeit dadurch unterſchieden, daß jene auch von lebloſen und thieriſchen Weſen, dieſe bloß von Menſchen und höheren Weſen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffaſſung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, dieſe ein höheres, mit der Sittlichkeit nahe verwandtes Gefühl ausdrücken; jene in Werken der Kunſt in der Anordnung und Manier, dieſe im Ausdrucke ihren Grund haben. Liebreiz iſt das echte Deutſche Wort für Grazie. Er iſt nur dem Geſchlechte eigen, welches wir das ſchöne nennen, und auch dieſem nur in der Blüthe des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geſchlechte den Ausdruck der Liebe, und athmet aus jenen zauberiſchen Mienen und Bewegungen, in welchen der Ausdruck der Liebe mit dem Ausdruck einer unſchuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und natürlich verknüpft iſt. Ihn ſeinen Werken einzuhauchen, wird dem Künſtler nur in dem Moment der reinſten Begeiſterung gelingen. Holdſeligkeit aber iſt nur überirdiſchen, idealiſchen weiblichen Geſtalten eigen; ſie iſt der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, erhabener, allumfaſſender Liebe und Sympathie gegen niedere Weſen, bei welchen man ſich zugleich beſtimmt fühlt, ſich zutrauensvoll anzunähern und demüthig zurückzuziehn.

Grazien oder Charitinnen, die Göttinnen der Anmuth, der ſchönen Sitte, von welchen, wie Pindar ſingt, den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche allein der Menſch weiſe, ſchön oder glänzenden Ruhmes iſt. Die Dichtungen der Alten davon ſind ſehr verſchieden. Nach Heſiodus und den meiſten Dichtern und Mythographen war Jupiter ihr Vater; in Anſehung ihrer mütterlichen Abſtammung aber weichen die Angaben ſehr von einander ab. Phurnutus allein läßt ſie aus einer rechtmäßigen Ehe entſtehen. Bei Heſiodus heißt die Mutter Eurynome; und mit ihm ſtimmen die mei-

ſten Alten überein. Orpheus nennt ſie Eunomia, Andere Eurydomene und Eurymeduſa, ein Epigramm auf die Grazien Hemonia und die Scholien des Lucatius Hermione oder Harmonia. Wahrſcheinlich aber ſind dies alles Verſtümmelungen des Namens Eurynome. Antimachus, ein Zeitgenoſſe Plato's, nennt ſie Töchter des Helios und der Aegle, Servius Töchter des Bacchus und der Venus, und Nonnus, des Bacchus und der Nymphe Koronis. Eben ſo verſchieden werden ihre Anzahl und ihre Namen angegeben. Die Lacedämonier und Athenienſer kannten zuerſt nur zwei, denen jene die Namen Phaënna (die Schimmernde) und Kleta (die Ruhmvolle); dieſe aber die Namen Hegemone (die Führerin) und Auxo (die Beglückerin) gaben. König Eteokles führte bei den Orchomeniern die Anbetung dreier Grazien ein, und Heſiodus gibt ihnen zuerſt die bekannten Namen Aglaja (Glanz), Thalia (die Grünende) und Euphroſyne (Heiterkeit). Homer erwähnt ihrer in der Ilias als Dienerinnen der Juno, in der Odyſſee aber als Dienerinnen der Venus, welche ſich von ihnen baden und ſchmücken läßt. Er dachte ſie ſich als ein zahlreiches Gefolge dieſer Göttinnen, beſtimmt, die Tage der Unſterblichen zu beglücken. Heſiods Dichtung kommt der Homeriſchen am nächſten. Ihm waren ſie, wie ſich ſchon aus den Namen ſeiner Grazien ergibt, ein Bild von der höchſten Anlage zu gefallen, deren Hauptzweck iſt, das geſellſchaftliche Vergnügen zu befördern und durch Heiterkeit und Güte zu feſſeln. Die ſpätern Dichter entfernten ſich von dieſer Vorſtellungsart, und machten aus ihnen allegoriſche Dichtungen. Allenthalben aber erſcheinen die Grazien (und eben dies ſcheint ihren Charakter zu vollenden) nicht als herrſchende, ſondern als dienende Gottheiten. Nicht ſie ſelber ſchimmern, aber Venus ſchimmert durch ſie; nicht ſie erobern, aber durch ſie gewinnt Venus die Herzen. Doch nicht auf das Gebiet der Liebe und geſellſchaftlicher Freuden iſt ihre Thätigkeit beſchränkt; auch geiſtige Genüſſe und Annehmlichkeiten, Muſik, Beredſamkeit, Poeſie und andere Künſte verſchönern ſie durch ihren Einfluß, auch wird ihnen die Ausübung des Wohlthuns und der Dankbarkeit zugeſchrieben. In den ältern Zeiten bildete man die Grazien völlig bekleidet. So waren z. B. ihre goldenen Bildſäulen des Bupalus in Smyrna und die marmornen des Sokrates vor dem Eingange der Acropolis von Athen; eben ſo im Tempel zu Elis, wo die Körper von Holz, Hände, Geſicht und Beine von weißem Marmor, die Kleider aber vergoldet waren. Eine von ihnen hielt eine Roſe, die andere einen Myrthenzweig (Symbole der Schönheit und Liebe), die dritte einen Würfel (das Bild harmloſer Jugend) in der Hand. In der Folge bildete man ſie auch unbekleidet. Ihr Dienſt war in Griechenland ſehr ausgebreitet; ſie hatten daſelbſt eine große Anzahl von Tempeln, theils allein, theils mit andern Gottheiten gemeinſchaftlich, namentlich mit der Venus, den Muſen, dem Amor, Merkur und Apoll. Ihre Feſte hießen Chariſien und wurden mit Tanz gefeiert. Uebrigens ſchwur man bei den Chariten und weihte ihnen bei Tafel den erſten Becher.

Grätz, die Hauptſtadt des Herzogthums Steyermark an der Muhr, hat 4,600 Häuſer, und unter dieſen mehrere Paläſte. Einwohner zählt man 40,000, von denen an 12,000 durch die Zitz- und Kattun-Fabriken beſchäftigt werden. Der Ort iſt ſehr wohlhabend, und das Gewerbe wird noch durch jährliche Meſſen befördert. Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten verdienen eine Sternwarte mit einer

Naturalienſammlung, ſo wie eine zahlreiche Bibliothek beſonders bemerkt zu werden.

Grécourt (Jean Baptiſte Joſeph Villart de), wurde im Jahr 1683 zu Tours geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn, als den jüngſten ihrer Söhne, zum geiſtlichen Stande. Er ſtudirte in Paris, erhielt 1697 ein Canonicat an der Kirche St. Martin in ſeiner Vaterſtadt, und machte ſich zuerſt durch einige Predigten bekannt, die mehr ſatyriſchen als moraliſchen Inhalts waren. Er erlaubte ſich darin ſehr anzügliche Anſpielungen auf viele Damen der Stadt, welche nicht ermangelten, ſich dafür dankbar zu erweiſen. Aber er entſagte bald dieſem Stande, der für ſeinen unruhigen und lebhaften Geiſt zu einförmig war, und ging nach Paris, wo er als witziger Kopf Eingang in die beſten Häuſer fand, und ſich unter andern vorzüglich die Gunſt des Marſchalls d'Eſtrées zu erwerben wußte. Dieſer nahm ihn mit ſich nach dem Schloſſe Veret in Bretagne, einem Orte, den Grécourt ſein irdiſches Paradies zu nennen pflegte, weil er hier alles fand, was ſeiner Sinnlichkeit ſchmeicheln konnte. Sein ausſchweifender Hang zu Genüſſen, ſein Leichtſinn und ſeine zügelloſe Einbildungskraft hielten ihn von ernſten und anhaltenden Studien ab; ſeine ganze Beſchäftigung beſtand darin, Erzählungen, Epigramme und andere kleine Gedichte zu verfertigen, und ſeinen Freunden mit der ihm eigenthümlichen Anmuth vorzuleſen. In dieſer Kunſt war er ein ſolcher Meiſter, daß die ganze Feinheit ſeiner Poeſien ſich erſt durch ſeinen Vortrag fühlbar machte. Dieſes Talent, ſeine Luſtigkeit und ſeine Einfälle machten ihn angenehm; aber ſeine Neigung zur Satyre zog ihm auch manchen Feind zu. Er wollte gelehrt ſeyn, und hatte die Römiſchen Autoren ziemlich wohl inne; aber er gab ſich das Anſehn, als ob er noch ungleich beſſer die Griechen verſtehe, die ihm durchaus fremd waren. Die Schalkhaftigkeit ſeiner Freunde ſetzte ihn in dieſer Rückſicht oft in Verlegenheiten, aus denen er ſich jedoch durch Unverſchämtheit zu ziehen ſuchte. Er ſtarb zu Tours den 2. April 1745. Seine ſämmtlichen Gedichte ſind nach ſeinem Tod oft gedruckt worden. Sie enthalten außer mehrern mittelmäßigen Fabeln, Epigrammen, Liedern und andern kleinen Gedichten, 91 poetiſche Erzählungen und ein in Lateiniſcher Sprache abgefaßtes und wider den Jeſuiterorden gerichtetes Gedicht Philotanus. Seine Poeſien haben ganz den Charakter ihres Verfaſſers; ſie ſind lebhaft und witzig, aber auch unendlich muthwillig und ausgelaſſen.

Greenwich, eine ſchöne Stadt in England, in der Provinz Kent, an der Themſe, mit einem königlichen Palaſt und einem Park. Berühmt iſt das hieſige Obſervatorium, von dem Aſtronomen Flamſtead, der hier wohnte, auch Flamſteadhouſe genannt, von welchem die Engliſchen Geographen und Seefahrer den erſten Meridian rechnen, der von Fero 17° 40' entfernt iſt. Ferner iſt hier das prächtige, von Wilhelm III. geſtiftete und von ſeiner Nachfolgerin Anna völlig zu Stande gebrachte Hoſpital, worin über 2000 alte oder dienſtunfähige Seeleute bis an ihr Lebensende verpflegt, und außerdem 100 Knaben, Söhne von Seeleuten, in den Seewiſſenſchaften unterrichtet und zum Dienſt der Flotte erzogen werden. Zwei andere Orte dieſes Namens liegen in dem Nordamerikaniſchen Freiſtaate New-Jerſey.

Gregoire (H.), geboren zu Lüneville im J. 1750, ward Pfarrer zu Enobermesnil, hierauf Deputirter der Geiſtlichkeit von Nancy bei der General-Ständeverſammlung. Er war einer der erſten Geiſt-

lichen, der zum dritten Stande übertrat, von welchem er mit lautem Beifall aufgenommen ward. Den 8. Juli 1789 widerſetzte er ſich der Annäherung der Truppen, welche der König nach Paris beſchied. Gregoire war der erſte Geiſtliche, der den conſtitutionellen Eid leiſtete, und wurde zum Biſchof von Blois gewählt. Als die Flucht Ludwigs XVI. die Frage von der Unverletzlichkeit der königlichen Perſon zur Sprache brachte, erklärte ſich Gregoire mit Nachdruck gegen den Monarchen, und verlangte, daß er von einem Convente gerichtet werde. Hingegen weigerte er ſich, dem Beiſpiele Gobels, conſtitutionellen Biſchofs von Paris, zu folgen, welcher am 7. November vor den Schranken erſchien, und die katholiſche Religion nebſt den biſchöflichen Amtsverrichtungen abſchwur. Er war ſelbſt kühn genug, das Benehmen deſſelben zu mißbilligen. Im J. 1794 arbeitete er viel in dem Ausſchuſſe für den öffentlichen Unterricht, und erſtattete mehrere Berichte über den unerſetzlichen Schaden, den der Terrorismus den Künſten und Wiſſenſchaften zugefügt habe. Im September 1795 trat er in den Rath der Fünfhundert, und nach dem 18. Brumaire kam er von neuem in den geſetzgebenden Körper. Im Februar 1800 wurde er zum Präſidenten ernannt, und den 25. December 1801 auf die wiederholte Präſentation des geſetzgebenden Körpers zum Mitgliede des Erhaltungsſenats gewählt. Ueberdies iſt er Kommandant der Ehrenlegion. Vor der Revolution war er Mitglied der Akademie von Metz, und wurde es nachher von dem Nationalinſtitute und der Pariſer Geſellſchaft des Ackerbaues. Ihm verdankt Frankreich die Errichtung des Büreau der Längenmeſſungen und des Conſervatoriums der Künſte und Handwerke. Eben ſo machte er ſich um die Wiſſenſchaften verdient. Er iſt Verfaſſer mehrerer Schriften, von denen die meiſten ins Engliſche überſetzt worden ſind. Im J. 1803 machte er eine Reiſe nach England und Deutſchland.

Gregor VII., ehe er zum Pontificate gelangte, **Hildebrand** genannt, war einer der merkwürdigſten Päpſte. Seine Jugendgeſchichte iſt wenig bekannt, ſelbſt das Jahr und der Ort ſeiner Geburt iſt ungewiß, indem einige Siena, andere Saona im Toskaniſchen und noch andere Rom als ſeinen Geburtsort nennen. So viel indeß iſt gewiß, daß er ſeine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reiſe nach Frankreich machte, und hier mit dem Kloſter zu Clügny in Verbindung kam, um das J. 1045 nach Rom zurückkehrte und hier eine Laufbahn ſich eröffnete, welche ihn zu einem großen Ziele führen ſollte. Bekannter und zugleich merkwürdiger wird ſeine Geſchichte von der Zeit an, wo er ſich wieder in dem Kloſter zu Clugny eine Zeit lang eingeſchloſſen hatte, und hier dem Papſt Leo IX., nachdem er auf einer zu Worms gehaltenen Synode zum Pontificat ernannt worden war, auf ſeiner Reiſe durch Frankreich nach Rom bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom, und ſpielte von dieſer Zeit an, obgleich im Verborgenen, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrſchaft, welche große Geiſter über gewöhnliche Menſchen ausüben, die Schritte dieſes und mehrerer nachfolgender Päpſte leitete. Erſt nach dem Tod Alexanders II. im J. 1073 gefiel es dem Cardinal Hildebrand, den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen, auf welchen er ſich, wenn es ſein Wille geweſen wäre, weit früher hätte ſchwingen können. Was er längſt ſchon durch mehrere Maßregeln, zu denen er den vorhergehenden Päpſten gerathen hatte, vorzubereiten bemüht geweſen, das ſuchte er nun ſelbſt mit dem raſtloſeſten Eifer auszuführen.

Es war ſein Entwurf, dem Römiſchen Stuhl nicht blos die höchſte Gewalt in der Kirche und über die Kirche zu verſchaffen, und die ganze Fülle der geiſtlichen Gewalt in die Hände des Papſtes zu bringen, ſondern auch die Kirche von der Gewalt des Staats gänzlich unabhängig zu machen, und den Königen und Fürſten den Einfluß abzuſchneiden, den ſie bisher noch in mannigfaltigen Beziehungen zu behaupten gewußt hatten. Er wollte gleichſam eine Theokratie ſtiften, in welcher der Päpſt der Statthalter Gottes, der höchſte Regent in politiſchen eben ſo wohl als in kirchlichen Angelegenheiten ſeyn ſollte. Das Meiſte für die Ausführung ſeines Plans verſprach er ſich von der Aufhebung der Laieninveſtitur, an welchem Rechte der Fürſten, die Biſchöffe zu belehnen, die ganze Gewalt hing, welche die Fürſten noch über den Clerus ihrer Länder ausübten. Daher ließ er im J. 1075 zum Erſtaunen der ganzen Welt das merkwürdige Dekret ausgehen, worin allen Geiſtlichen bei Strafe des Verluſts ihrer Aemter verboten ward, die Inveſtitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes verboten ward, einem Geiſtlichen die Inveſtitur zu ertheilen. Leicht konnte Gregor vorherſehen, daß die Fürſten, und namentlich der Kaiſer, nicht bereit ſeyn würden, das bisher behauptete Inveſtiturrecht auf das erſte Wort aufzuopfern. Daher beſchloß er, mit dem Kaiſer Heinrich IV. zu brechen, nnd hoffte, der Streit werde ſich ſo wenden, daß der Kaiſer genöthigt werden würde, durch die Aufopferung dieſes Rechtes den Frieden zu erkaufen. An Gelegenheit zum Kriege mit dem Kaiſer konnte es dem Papſte nicht fehlen, da ſich der Kaiſer, durch jugendlichen Leichtſinn und böſe Rathgeber irre geleitet, während der kurzen Zeit ſeiner Selbſtregirung über alle göttlichen und menſchlichen Geſetze hinweggeſetzt hatte. Auch konnte ihm dieſer Krieg eben nicht gefährlich dünken, da der Kaiſer viele und mächtige Feinde im Reiche hatte. Noch im Jahr 1075 ſprach der Papſt das Suspenſionsurtheil über mehrere Deutſche Biſchöffe, welche ihre Aemter von dem Kaiſer gekauft hatten, und den förmlichen Bann über 5 kaiſerliche Räthe aus, welche dieſen ſchändlichen Handel getrieben haben ſollten, und da der Kaiſer dieſe Räthe nicht entließ, und jener Biſchöffe ſich annahm, machte der Papſt im J. 1076 ein neues Dekret bekannt, in welchem dem Kaiſer angekündigt ward, daß er in Rom erſcheinen und ſich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen verantworten ſolle. Der unbedachtſame Kaiſer verſammelte unverzüglich eine Synode zu Worms, und ließ das Abſetzungsurtheil gegen den Papſt ausſprechen, wodurch denn dieſer bewogen ward, auch ſeinerſeits zum Aeuſſerſten zu ſchreiten, den Kaiſer in den Bann zu thun, und alle ſeine Unterthanen und Vaſallen von dem Eide der Treue zu entbinden. Bald ſah der Kaiſer ganz Oberdeutſchland gegen ſich aufſtehen, zu eben der Zeit, da die Sachſen in Niederdeutſchland den Krieg gegen ihn erneuerten, und als die zu Oppenheim verſammelten Fürſten den Schluß faßten, daß zu einer andern Kaiſerwahl geſchritten werden ſollte, ergab er ſich ihnen faſt auf Discretion, und mußte ſich vorſchreiben laſſen, daß er den Papſt, den ſie ſelbſt erſuchen würden, in das Reich zu kommen, als Richter über ſich erkennen, ſeine excommunicirten Räthe entlaſſen, und ſich als ſuspendirt von der Regirung betrachten wolle. Betäubt von dieſem Schlage, fiel Heinrich auf den Gedanken, nach Rom zu eilen, und hier von dem Papſte die Losſprechung von dem Banne zu erbetteln. Mitten im Winter, faſt ohne Gefolge, reiſete der Kaiſer nach Rom, und der Papſt traute kaum

ſeinen Augen, als er ihn ſo tief geſunken ſah. Zu Canoſſa, in dem Gebiete der Markgräfin Mathildis, traf der Kaiſer den Papſt, welcher darauf drang, daß ſich der Kaiſer einer kirchlichen Buße unterziehen müſſe, und ihn deshalb 3 Tage lang in dem Aufzuge eines Büßenden in dem Hofe zu Canoſſa warten ließ. Bald aber bereuete der Kaiſer dieſen Schritt, und es ſammelten ſich wieder mehrere ſeiner Freunde um ihn, und nach einem mit abwechſelndem Glücke geführten Kriege trug er den Sieg über den ihm entgegengeſetzten Gegenkaiſer, Rudolph von Schwaben, davon. Nun ließ er den Papſt auf einer Synode zu Brixen abſetzen und einen Gegenpapſt wählen, eilte nach Italien, drang in Rom ein, und inthroniſirte den Gegenpapſt. Gregor, welcher in die Engelsburg flüchtete, und hier 3 Jahre lang wie im Gefängniſſe lebte, trug ſein Unglück mit Würde und Standhaftigkeit, und konnte durch nichts bewogen werden, die Rechte der Kirche zu verletzen. Endlich befreite ihn Robert, Herzog der Normänner, die Römer aber nöthigten ihn, weil Roberts Soldaten die Stadt geplündert und verheert hatten, Rom zu verlaſſen, und er ging daher nach Salerno zu den Normännern, wo er im J. 1085 ſtarb. Außerdem iſt von Gregor zu bemerken, daß er den Cölibat der Geiſtlichen allgemein einführte, ſo weit er ihn erzwingen konnte, weil er entweder an eine größere Heiligkeit des eheloſen Standes glaubte, oder den Klerus auch hiedurch unabhängiger machen wollte, und die Markgräfin von Toskana, Mathildis, beſtimmte, ihre faſt königlichen Beſitzungen dem Römiſchen Stuhle zu legiren. Kein Papſt iſt mehr geprieſen, aber auch keiner mehr getadelt worden, als Gregor. Die meiſten proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber haben ihm unersättliche Herrſchſucht und gränzenloſen Ehrgeiz vorgeworfen. Betrachtet man aber das Ganze ſeines Lebens und die Größe ſeines Geiſtes, lieſt man ſeine Briefe, in denen die edelſten Geſinnungen ausgedrückt ſind, und erwägt, wie ſtreng er, nicht nur gegen Andere, ſondern auch gegen ſich ſelbſt war, ſo iſt es nicht glaublich, daß ein bloßes kleinliches Streben nach eigener Größe der Zweck ſeines Lebens geweſen ſey. Vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß er, wenigſtens bei ſeinem Hauptentwurf, ein höheres Ziel vor Augen hatte, und mit redlicher, wenn auch irriger Ueberzeugung, für die Sache Gottes und Chriſti, für die Sache der Religion und der Kirche, zu wirken glaubte. N.

Greif, ein bekanntes Wunderthier des Alterthums, das nach der gewöhnlichen Sage Leib, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren des Pferdes, und ſtatt der Mähne einen Kamm von Fiſchfloſſen hatte; der Rücken war befiedert. Aelian beſetzt den Rücken mit ſchwarzen, die Bruſt mit rothen und die Flügel mit weißen Federn; Cteſias gibt ihm blaue, glänzende Nackenfedern, einen Adlerſchnabel und feurige Augen. Spätere Schriftſteller ſetzen noch manches hinzu. Nach dem Verfaſſer des Buchs: De rerum natura, iſt er größer, als ein Adler, hat an den Vorderfüßen große Adlersklauen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, legt in ſein Neſt einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er iſt ſo ſtark, ſagt Cteſias, daß er im Kampf mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Man gab Indien für ſein Vaterland aus, und glaubte, daß er auf hohen Bergen niſte; nie erwachſen, wohl aber jung gefangen und gezähmt werden könne; daß er das Gold der Gebirge bewahre, und ſein Neſt davon mache, oder nach andern Angaben, daß er die fürchte, welche Gold

ſuchen, und ſeine Jungen gegen ſie vertheidige. Ueber die Entſtehung der Idee von dieſem fabelhaften Vogel iſt viel gemuthmaßt worden; namentlich hat der Graf von Veltheim in ſeiner Abhandlung von den goldgrabenden Ameiſen und Greifen der Alten, und der gelehrte Böttiger in ſeinen Vaſengemälden ſehr viel Sinnreiches darüber geſagt. Letzterer erklärt mit vieler Wahrſcheinlichkeit dieſe und ähnliche Ungeheuer bloß als Erzeugniſſe der Indiſchen Tapetenwirkerei, da ſich die Indier von den älteſten Zeiten her an ſeltſamen Zuſammenſetzungen ihrer heiligen Thiere ergötzen. Die Griechen, welche an dem Hofe des Perſiſchen Königs dergleichen Tapeten erblickten, hielten die darauf abgebildeten Thiere für wirkliche Geſchöpfe des wunderreichen Indiens, und verbreiteten die Sage davon. Auf ähnliche Art entſtanden auch die nachherigen Arabesken, Grotesken u. ſ. w., mit denen jene alſo einerlei Urſprung hätten.

Greifenfeld, Peter, Graf von, hieß eigentlich **Schumacher**, und war der Sohn eines Weinhändlers zu Kopenhagen. Durch außerordentliche Talente ſtieg er unter König Friedrich III von Dänemark zum Kabinetsſekretär, ſeit 1670 aber überließ ihn Chriſtian V. die ganze Leitung der Regirungsgeſchäfte, erhob ihn zum Grafen v. Greifenfeld, Großkanzler und Ritter vom Elephanten-Orden. Der eben ſo rechtſchaffene als kluge Miniſter machte ſich um die Staatsverwaltung auf vielfache Weiſe verdient, und erlangte auch im Ausland ein ſo großes Anſehen, daß Kaiſer Leopold I. ihn 1674 zum Reichsgrafen erhob, Frankreich ihm die Kardinalswürde, und Friedrich Wilhelm von Preußen die Inſel Rügen als ein Reichsfürſtenthum anbot. Auf dieſer größten Höhe hatte man ſeinen Sturz bereitet. Unvermuthet ward er im März 1676 verhaftet, und der König, den die Faction einiger Großen bis zur Erbitterung getrieben hatte, ließ den unſchuldigen Mann das Schaffot beſteigen. Seine Todesſtrafe ward in lebenslängliche Gefangenſchaft verwandelt, und dauerte 23 Jahre, ungeachtet der König ſelbſt einſt, bei Endigung einer wichtigen Deliberation, zu ſeinen geheimen Räthen ſagte: Jetzt verſteht mein ganzer geheimer Rath nicht ſo viel, als ehedem ein einziger Greifenfeld. — Er ſtarb den 12. März 1699 zu Drontheim.

Greifenſtein, (der) heißt eine Felſengruppe von 9 oder 10 ſenkrecht und freiſtehenden Granitfelſen im ſächſiſchen Erzgebirge. Nur einer von ihnen kann ohne Gefahr beſtiegen werden. Ohngefähr 4 Stunden ſüdlich von Chemnitz liegt in einem ziemlich einförmigen Thale das kleine Bergſtädtchen **Thum**. An der Südſeite deſſelben erhebt ſich ein Gebirge, auf deſſen Rücken ſich der dichte Freywald hinanſtreckt. In der Mitte dieſes Waldes erhebt ſich eine Felſengruppe, welcher man ſich nur dann, wenn man in einer weiten Strecke von Granitblock zu Granitblock, womit ſich die ganze Gegend bedeckt, geſprungen iſt, nähern kann. Hat man dieſe Hinderniſſe überwunden, ſo iſt man aber auch für alle vorhergegangene Beſchwerlichkeit des Wegs durch den Anblick der ungeheuern Granitmaſſen, die wie Betten übereinander geſchichtet ſind, und oft nur von einem kleinen Klumpen gehalten, den Einſturz zu drohen ſcheinen, hinlänglich belohnt. Wilde Geſträuche und kleine Fichten drängen ſich aus den Spalten der Felſenwände hervor, und erhöhen den ſchönen romantiſchen Anblick. In den Felſenhölen niſten zuweilen Raubvögel, die mit fürchterlichem Geſchrey die Gegend umkreiſen, wenn ſie irgend etwas in ihrer Ruhe ſtört. Eine Bergſtraße führt aus dem Städtchen Thum hinauf auf den Freywald, zieht ſich nur

kurze Zeit auf dem Wege nach Stollberg hin, und verliert ſich endlich in mehrere Holzwege und unwegſame Bergpfade. Hie und da ſtehen am Wege einzelne Kauen, aus denen die Schläge des Fäuſtels dumpf heraufſchallen. Der einzige der Felſen, den man bequem beſteigen kann, iſt durch eine hölzerne Treppe auf Befehl des jetzigen Königs, als damaligen Kurfürſten, bei ſeiner Anweſenheit noch zugangbarer gemacht worden. Zwar iſt jene erſte Treppe durch die Einwirkung der Witterung längſt vernichtet, allein ſie iſt ſo wie das obere um den Vorſprung des Felſens geführte Geländer erſt jüngſt noch erneuert worden. Hat man nun den Felſen erſtiegen, ſo findet man ſich durch die herrliche Ausſicht, die ſich unſern Blicken in die weite Gegend öffnet, für die Beſchwerlichkeit des Aufſteigens reichlich belohnt. Die romantiſchen Gegenden des obern, und die mahleriſchen, lachenden Fluren des niedern Erzgebirges liegen als ein lebendiges Panorama vor unſern Blicken ausgebreitet. Nach Norden zu überſieht das Auge die Gegenden bis über den Rochlitzer Berg hinab und verliert ſich in den weiten Ebenen des Niederlandes, Weſtwärts iſt die Stadt Altenburg mit ihren Thürmen, und vor ihr das Bergſtädtchen Hohenſtein mit ſeinen freundlichen Häuſern ſichtbar. Südlich nach Böhmen zu ſind die Anſichten weniger lachend, ſondern mehr düſter und romantiſch, und ſchauerlich die tiefen Klüfte zwiſchen Schlettau und Annaberg. Hoch erheben ſich die ſonderbar gebildeten Bergmaſſen des Pil = Scheiben = und Haßberges, und des Bärenſteins, und gleichſam als Staffage liegt die Stadt Annaberg auf dem ebenen Abhange des Pilberges, mit ihren ſchwarzen Schieferdächern und ihrer majeſtätiſchen Hauptkirche. Den Horizont füllt an dieſer Seite der Keil = und Fichtelsberg mit ihren himmelanſtrebenden Scheiteln. Natürlich mußten dieſe Felſenmaſſen ſchon in den frühern Zeiten dem Aberglauben reichen Stoff liefern, daher die Sagen von Koboltén und Berggeiſtern. Gewiß iſt es aber, daß man zu verſchiedenen Zeiten Pfeilſpitzen, Sporen, Scherben, Schlüſſel, und Eiſen von mancherlei Form in den Gegenden um und an dem Greifenſtein gefunden, woraus erhellt, daß die frühere Geſchichte deſſelben in tiefes Dunkel verhüllt iſt. r.

Grell. Dieſes Wort wird in der Malerei auf den Ton der Farbe, auf die Farbe ſelbſt, und auf Licht und Schatten angewendet. Ein greller Farbenton iſt derjenige, der ſich nicht durch einen ſanften Uebergang in den ihm zunächſt ſtehenden verliert und mit demſelben verſchmilzt; eine grelle Farbe iſt eine ſchreiende, unharmoniſche, der gebrochenen entgegengeſetzte Farbe; ein grelles Licht, ein greller Schatten entſteht dann, wenn ſie in großen Maſſen zu plötzlich mit einander abwechſeln.

Grenoble, die Hauptſtadt in der Dauphiné (Depart. Iſère) an der Iſère, iſt eine alte, große und anſehnliche Stadt mit 24,000 Einwohnern, welche gute Handſchuhe, Hüte, Tuch, Leinwand und Metallwaaren liefern, und einen anſehnlichen Handel damit treiben. Es befinden ſich daſelbſt eine Artillerieſchule, ein Kunſtmuſeum, Lyceum, Militärhoſpital. Sehenswerth ſind das alte Bergſchloß, das Zeughaus, der biſchöfliche Palaſt, das vormalige Parlementshaus, die Cathedral = und St. Clarenkirche, die ſchönen Spaziergänge.

Grenville (William Windham, Lord) Staatsſekretär des Königs von England für die auswärtigen Angelegenheiten, zweiter Sohn des berühmten Georg Grenville, Premierminiſters zu Anfang der jetzigen Regirung, ward geboren den 25. October 1759. Bei ſei-

nem Eintritt in das Parlament ſchlug er ſich zu Pitts Partei, und wurde zum Sprecher des Unterhauſes ernannt. Im Mai 1791 übertrug der König ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem er früher ſchon im Departement des Innern gearbeitet hatte. Im December 1792 und Januar 1793 antwortete er auf die verſchiedenen Noten Chauvelins, der als Franzöſiſcher Miniſter anerkannt ſeyn wollte, und deutete ihm an, daß England fortfahren würde, die Maßregeln, welche die Zeitumſtände nothwendig machten, zu verfolgen) und daß man ihn in keinem öffentlichen Charakter anerkennen könne. Eben ſo kündigte er ihm an, Se. Großbritanniſche Majeſtät würden nie zugeben, daß diejenigen, welche ſich eines Verbrechens gegen Ludwig XVI. ſchuldig machten, je einen Zufluchtsort in Großbritannien finden dürften. Den 11. und 12. Februar deſſelben Jahres meldete er beiden Häuſern des Parlaments die Kriegserklärung Frankreichs gegen England und Holland, und ſchloß ſeine Rede mit einem Lobe des Benehmens der Engliſchen Regirung. Den 17. Juni nahm er ſich lebhaft in dem Hauſe der Pairs der Vertheidigung des Lords Aukland, Botſchafters in Holland, an, dem man Schuld gab, durch ſein Benehmen die Feindſeligkeiten veranlaßt zu haben. Im J. 1794 vertheidigte er mit nicht geringerer Wärme das Benehmen des Miniſteriums, und ſprach hauptſächlich den 17. Februar über die Nothwendigkeit des Kriegs gegen Frankreich; den 30. April für die mit Preußen abgeſchloſſene Allianz; den 5. Mai über die Errichtung von Franzöſiſchen Emigrantencorps; den 22. deſſelben Monats über die einſtweilige Aufhebung der Habeas corpus Akte, die er als eine unerlaßliche Maßregel zur Verhütung innerer Unruhen, welche England bedrohten, darſtellte. Wegen des Benehmens, das England bei den damals eröffneten Unterhandlungen zu Lille zu beobachten hätte, wurde im Juni 1795 ein Staatsrath zu London gehalten, dem Grenville beiwohnte, und wo er der Meinung war, ernſtlich an den Frieden zu denken; doch gewann ſeine Meinung nicht die Oberhand. Er war damals von allen Miniſtern derjenige, welcher bei der Oppoſitionspartei in der größten Gunſt ſtand. Im J. 1799 ſprach er für die Vereinigung Irlands mit England, und als zu Ende des Jahrs der erſte Conſul, ſogleich nach Annahme dieſer Würde, an den König von England geſchrieben hatte, um Friedensvorſchläge zu thun, antwortete Lord Grenville, damaliger Miniſter, daß die Wiedereinſetzung des Hauſes Bourbon eine der erſten Bedingungen des Vertrags ſeyn müſſe. Im J. 1800 beſtritt er das Friedensſyſtem mit Frankreich, betheuerte aber ſeinen eigenen Wunſch, den Frieden wiederkehren zu ſehen. Den 5. Februar 1801 nahm er ſeine Entlaſſung bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Kurz darauf widerſetzte er ſich im Oberhauſe mit Lebhaftigkeit der Bildung eines Ausſchuſſes zur Unterſuchung des National-Etats, welchen Lord Darnley in Vorſchlag gebracht hatte, und rechtfertigte das vorige Miniſterium. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im November 1802 ſprach er lebhaft gegen das Miniſterium, das den Frieden mit Frankreich geſchloſſen hatte; ſagte, daß nur Maßregeln der größten Anſtrengung die Brittiſche Macht vom Untergange retten könnten, und daß dieſe Maßregeln genommen werden müßten, nicht aber von den gegenwärtigen Miniſtern, ſondern von dem Manne (auf Pitt deutend), den England als ſeinen Retter anſehe und erwarte. Er berief ſich hauptſächlich auf die außerordentliche Macht Frankreichs und deſſen Vergrößerungen, und beklagte

ſich, daß man in dem Vertrage von Amiens die treueſten Alliirten Englands, den Statthalter und den König von Sardinien aufgeopfert habe. Im Januar 1806 trat er an Pitts Stelle und wurde zum Premierminiſter und Kanzler der Staatskammer ernannt, welche Stellen aber im März 1807 an ſeiner Statt Canning und Perceval erhielten.

Greſſet (Jean-Baptiſte-Louis), St.-Michaels-Ritter, Hiſtoriograph des St. Lazarusordens, und Mitglied der Akademie françoiſe, war 1709 zu Amiens geboren, trat in ſeinem 16. Jahr in den Jeſuiterorden, und verließ ihn 10 Jahre nachher wegen des Aufſehens, welches ſein Gedicht Vert-Vert machte. Angekündigt in Paris durch die Stimme des Rufs, wußte er denſelben zu behaupten und zu vermehren, und ward im J. 1748 in die Franzöſiſche Akademie aufgenommen. Er lebte zu Amiens, wo er eine treffliche Finanzſtelle verwaltete und eine reiche Frau geheirathet hatte. Die ländliche Natur, aus der er faſt alle ſeine Bilder entlehnte, wurde ſein Lieblingsaufenthalt. Glücklich pries er, wie Horaz, ein genügſames und unbekanntes Leben im Schooße der mütterlichen Natur. Nach dem Tode Ludwigs XV. kam er nach Paris, und wurde gewählt, um Ludwig XVI. im Namen der Akademie zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Hof und Stadt wünſchte den Mann zu ſehen, der ſie ſo treffend geſchildert hatte. Aber er ſchien denen, die ihn gekannt hatten, nicht mehr der nämliche, und die Meinung, welche ſeine erſten Hervorbringungen erweckt hatten, wurden ungemein geſchwächt durch ſeinen Discours, worin er einen frühern von Suard beantwortete. Er machte darin ſeiner Entrüſtung Luft über die Laſter und Läſterlichkeiten der Hauptſtadt: man wollte den Verfaſſer des Mechant nicht darin erkennen. Seine Gemälde ſchienen nicht natürlich, ſondern Caricaturen. Man ſuchte vergebens, den Druck des Werks zu hintertreiben. Nach ſeiner Rückkehr nach Amiens ließ er es vielmehr neu auflegen, mit einem aus Proſa und Verſen gemiſchten Briefe vermehrt, worin er ſeiner Feder einen noch freiern Lauf verſtattet. Er überlebte ſeine Rückkehr in ſein Vaterland nicht lange, und ſtarb den 16. Juni 1777, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Die Annehmlichkeit ſeines Umgangs, die Unwandelbarkeit ſeiner Grundſätze, die Redlichkeit ſeines Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde und die Gunſt des Hofes. Ludwig XVI. erhob ihn im J. 1775 in den Adelſtand. Sein Vert-Vert iſt ein durch Witz, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, deſſen Werth um ſo größer erſcheint, als der Stoff ſelbſt wenig Hilfsmittel darbot. „Dieſes Gedicht,“ ſagt d'Alembert, „würde unter den Händen eines andern eine fade und abgeſchmackte Poſſe geworden ſeyn, und in dem Bezirk des Kloſters, wo es erzeugt wurde, ſein Grab gefunden haben. Greſſet beſaß in ſeiner Eingezogenheit die Kunſt, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen ſo unbedeutenden Gegenſtand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte.“ Er hatte es noch mit einem Geſange, Pouvoir des nones überſchrieben, vermehrt, welcher, wie man ſagt, Züge ſeines Talents enthielt: aber er verbrannte ihn in ſeiner letzten Krankheit. Dennoch iſt die Hoffnung, daß er ſich erhalten hübe, nicht ganz verſchwunden, da man weis, daß er ihn an Friedrich II. geſchickt hat. Auf Vert-Vert folgte La Chartreuse. Dieſe Epiſtel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philoſophie: man findet darin Harmonie, und eine an Ueppigkeit gränzende Fülle des Ausdrucks. Von geringem

Werth ſind ſeine Epiſtel an den Pater Bougeant und Les Ombres. Dieſelben Gedanken ſind darin zu häufig in langen und ſchleppenden Phraſen wiederholt. Kräftiger dagegen und ſorgfältiger gearbeitet iſt ſeine Epiſtel an ſeine Schweſter über ſeine Geneſung. Greſſet wollte von der leichten Poeſie ſich zur Tragödie erheben, aber ſein Eduard III., der 1740 geſpielt wurde, iſt nicht wieder auf dem Theater erſchienen. Die Intrigue iſt kalt und der Styl noch kälter. In dem Sidney, der im J. 1745 aufgeführt wurde, iſt die Intrigue ſchwach und die Verknüpfung gemein; doch finden ſich ſchöne Verſe darin. Le Méchant, der 1747 mit großem Erfolg gegeben wurde, iſt wegen der Leichtigkeit, Mannigfaltigkeit und ſchönen Verſification, wegen der Lebendigkeit und Fülle des Witzes und der Wahrheit der Charaktere eine der beſten Franzöſiſchen Comödien. Sie wäre vollkommen, wenn eine gleiche Fülle des Komiſchen dieſe ſchönen Eigenſchaften krönte. Unbedeutender ſind ſeine Oden, ſeine Ueberſetzung der Eclogen Virgils und ſein Discours sur l'harmonie. Unter ſeinen Papieren haben ſich unter andern zwei bis jetzt noch ungedruckte Gedichte gefunden. Le Gazetin und Le parrain magnifique. M.

Gretry (André-Erneſt-Modeſte), Mitglied der Ehrenlegion und des Inſtituts, iſt geboren zu Lüttich den 11. Februar 1741. Sein Gefühl für den muſikaliſchen Rhythmus äußerte ſich ſchon mit dem vierten Jahr, und hätte ihm faſt das Leben gekoſtet. Er war allein; das Wallen ſiedenden Waſſers in einem eiſernen Topf feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit; er fing an, nach dieſem trommelähnlichen Geräuſch zu tanzen; darauf wollte er auch ſehen, wie ſich dieſes periodiſche Wogen in dem Gefäß bilde, und goß es in ein ſehr glühendes Steinkohlenfeuer aus. Die Exploſion war ſo heftig, daß er vom Dampf betäubt, und faſt am ganzen Körper verbrannt zur Erde fiel. Dieſes Ereigniß zog ihm eine langwierige Krankheit zu, und ſchwächte ſeine Augen für immer. Im J. 1759 verließ Gretry ſein Vaterland, um ſich zu Rom in der Muſik zu vervollkommnen. Er genoß hier den Unterricht mehrerer Lehrer, aber Caſali iſt der einzige, den er anerkennt. Er hatte ſchon zu Rom einige Italieniſche Scenen und einige Symphonien hören laſſen, als er von den Unternehmern des Theaters Alberti beauftragt wurde, 2 Intermezzos in Muſik zu ſetzen. Sein erſter Schritt auf dieſer Laufbahn ſollte mit einem glücklichen Erfolge bezeichnet ſeyn; er gewann einen Beifall, der ihm ein glückliches Vorzeichen für die Zukunft ward. Am ſchmeichelhafteſten war ihm das Urtheil Piccini's, der öffentlich ſein Werk gebilligt hatte, beſonders, weil es nicht dem gewöhnlichen Wege folgte. Wohl aufgenommen und verehrt in der Hauptſtadt Italiens, ſetzte Gretry daſelbſt ſeine Arbeiten und Studien fort, als Melon, Mitglied der Franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Rom, ihm eine Partitur von Rose et Colas zeigte, welche den Wunſch in ihm erweckte, ſich in Paris bekannt zu machen. Auf dem Wege nach Frankreich verweilte er zu Genf. Er ließ ſich bei Voltaire einführen, von dem er wohl aufgenommen ward, und wagte es, denſelben um ein Gedicht zu bitten. Voltaire ſagte es ihm zu, und ſchickte es ihm nach Paris. Es kam jedoch nicht zur Aufführung. Gretry verließ Genf nicht, ohne ſich vorher bekannt gemacht zu haben. Er ſetzte die Oper Iſabelle und Gertrud in Muſik, welche in Paris gegeben worden war, und deren Muſik etwas ſchwach geſchienen. Der Beifall, den die ſeinige erhielt, beſtimmte ihn, nach Paris zu gehen, um dort ein Theater und Schauſpieler zu

finden, die ſeiner würdiger wären. Länger als 2 Jahre hatte er, wie ſo viele andere, jene hundertköpfige Hyder zu bekämpfen, die einem beſcheidenen, verſtändigen, ſie zu beſiegen ausgerüſteten Künſtler nur zu oft in den Weg tritt. Nach vielen leeren Verſprechungen und getäuſchten Hoffnungen erhielt er von Marmontel den Huron, deſſen Text und Muſik in 6 Wochen vollendet wurde, und deſſen Aufführung im J. 1769 den entſchiedendſten Erfolg hatte. Mit noch größerm Enthuſiasmus ward bald darauf der Lucile, eine Comödie in einem Akt, aufgenommen. Er widmete ſich von nun an ausſchließlich dem Theater, und ſchrieb im Laufe der Zeit gegen 40 Opern, deren Aufzählung wir um ſo eher erſparen können, da ſie zum Theil ſehr bekannt ſind. Gretry hat wie Pergoleſi die Declamation zum Typus des muſikaliſchen Ausdrucks genommen, und die Fehler, die er zuweilen gegen die Harmonie begangen hat, ſind dieſem Beſtreben zuzuſchreiben und mit Bewußtſeyn von ihm begangen worden. Im J. 1790 gab er ſeine Mémoires ou Essais sur la musique heraus, welche 1795 in einer neuen Auflage von 3 Bänden erſchienen. Der erſte Band enthält das künſtleriſche Leben des Verfaſſers und Bemerkungen über ſeine Opern: die beiden andern ſind moraliſchen und metaphyſiſchen Inhalts; auch hat Gretry ein politiſches Werk 1801 unter dem Titel De la verité, und das Jahr darauf eine einfache Methode, um präludiren zu lernen, herausgegeben. Eins ſeiner letzten Werke ſind ſeine Réflexions d'un solitaire. Seine Statue, von de Livry ausgeführt, ziert den Eingang des Theatre de l'Opera comique. Er ſtarb im J. 1813 zu Paris, und ward aufs feierlichſte beerdigt.

Greuze, ein geiſtreicher Maler, geboren zu Tournus bei Macon im J. 1725. Nachdem er zu Rom ſtudirt und die Werke der größten Meiſter kennen gelernt hatte, kehrte er in ſein Vaterland zurück, und erwarb ſich durch ſein herrliches Talent eben ſo viele Bewunderer als Neider. Originell in der Wahl ſeiner Gegenſtände und in der Compoſition, iſt er es eben ſo ſehr in Colorit und Zeichnung. Charakteriſtiſch iſt der moraliſche Zweck, auf den alle ſeine Gemälde hindeuten. Vorwerfen kann man ihm vielleicht etwas Affektation und Theatraliſches; auch iſt die Nachläſſigkeit, mit der er abſichtlich ſeine Draperien behandelte, mit Recht zu tadeln. Seine Köpfe und halben Figuren ſind in allen Cabinetern Europa's verbreitet, und haben ſowohl in Colorit und Beleuchtung, als in geiſtreicher lebendiger Zeichnung einen hohen Grad der Wahrheit. Er hat deren eine große Anzahl geliefert; viele davon ſind geſtochen und zieren die Zimmer der Reichen und Armen. Sein Gemälde: La petite fille au chien, gilt für ſein Meiſterwerk. Er ſtarb zu Paris 1805, 79 Jahre alt, und hinterließ 2 Töchter, deren eine, Anna mit Namen, das Talent ihres Vaters geerbt hat.

Grey, Mitglied des Unterhauſes im Engliſchen Parlament, iſt eines der vorzüglichſten Oppoſitionsglieder dieſer Kammer. Er begnügte ſich nicht, fortwährend für den Frieden mit Frankreich zu ſprechen, ſondern erhob ſich mit Kraft am 2. Febr. 1801 gegen den Krieg, den das Miniſterium Schweden und Dänemark erklärt hatte. Die Kaufleute von Stockholm ließen dafür eine Medaille auf ihn prägen, welche ſein Bildniß mit der Umſchrift enthält: „Dem braven Weltbürger, der die Seerechte der Nationen vor der Verſammlung des Brittiſchen Volks vertheidigte.“ Er hat ſeitdem fortgefahren, eine der kräftigſten Stützen der Oppoſition zu ſeyn. Bei der Erneuerung des Miniſteriums, welche im Februar 1806 nach Pitts

Tod erfolgte, wurde er zum erſten Lord der Admiralität und zum Staatsſekretär ernannt, und erhielt den Titel eines Viscount Howik; aber im Mai 1807, bei der neuen Veränderung des Miniſteriums, verlor er dieſen Poſten wieder, und Canning trat an ſeine Stelle.

Griechenland. Die Namen Griechen und Griechenland waren bei den Eingebornen nicht einheimiſch, ſondern entſtanden in Italien, wahrſcheinlich durch die aus Epirus dahin gewanderten Pelasgiſchen Colonien, welche, indem ſie ſich nach Gräcus, dem Sohne ihres Stammvaters Theſſalus, Griechen nannten, Veranlaſſung gaben, daß dieſer Name auf alle die Völker übergetragen wurde, welche einerlei Sprache mit ihnen redeten. Bei den Eingebornen ſelbſt hatte Griechenland in den früheren Zeiten, z. B. bei Homer, keinen allgemeinen Namen; nachher bekam es den Namen Hellas, und nach der Eroberung durch die Römer den Namen Achaja, unter dem jedoch Macedonien und Epirus nicht mit begriffen war. Die Griechiſchen Nationen aber waren ſo weit zerſtreut, daß es dadurch ſchwierig wird, genau zu beſtimmen, was zu Griechenland gehöre und was nicht. Bald nahm man Griechenland nur im engeren Sinne, wie es auf drei Seiten vom Mittelländiſchen Meer umfloſſen, im Norden durch die Kambuniſchen Gebirge von Macedonien geſchieden, etwa 2000 Quadratmeilen enthält; bald in einem weitern Sinne, der Macedonien mit einſchließt, das Hämusgebirge, das Joniſche und Aegäiſche Meer ihm zu Gränzen gibt und die Inſeln dieſer Meere mit aufnimmt. Demnach beſtand Griechenland theils aus feſtem Lande, theils aus Inſelgruppen. Das feſte Land theilt man in Nordgriechenland, Mittelgriechenland, oder Hellas im engern Sinne und den Peloponnes. I. Nordgriechenland umfaßt a) Theſſalien (jetzt Janiah), eins der größten und fruchtbarſten aller Griechiſchen Länder, von dem Peneos bewäſſert, der, durch das reizende Thal Tempe fließend, in den Thermaïſchen Buſen ſich ergoß. Die gefeierten Berge Olympus, Oſſa und Pindus erhoben ſich hier, und unter den Städten ſind Lariſſa, Pharſalus und Magneſia berühmt. b) Epirus (jetzt Albanien), nächſt Theſſalien die größte Landſchaft Griechenlands. Hier war das uralte Zeusorakel zu Dodona, Hauptſtadt Ambrakia. c) Macedonien (jetzt Macdonia oder Filiba Vilaleti), erſt ſeit Philipp und Alexander zu Griechenland gerechnet, machte gleichſam ein Mittelglied zwiſchen Griechenland und Thracien, dem Nordlande, im Sinne der Griechen, welchem Macedonien ſelbſt früher beigerechnet wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthielt acht Landſchaften: a) Acarnanien, mit dem Hauptort Argos-Amphilochicum, hatte rohe und kriegeriſche Einwohner, keine bedeutenden Flüſſe und Berge. b) Aetolien, mit den Flüſſen Achelous und Euenus, und den Städten Kalydon, Chalkis und Thermus. Gebirgig und unkultivirt. c) Doris oder Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis), mit den Städten Pindus, Erinëus, Boion und Kytinion. d) Lokris, mit dem berühmten Paß von Thermopylä, von drei Völkerſtämmen bewohnt, den Opuntiſchen, Epiknemidiſchen und Ozoliſchen Lokriern. Hier waren die Städte Opus, Naupaktos, Amphiſſa und Thronion. e) Phocis, vom Cephiſſus bewäſſert. Hier erhob ſich der Parnaſſus, unter welchem Delphi, berühmt durch Apollons Orakel, lag. Außerdem ſind Kriſſa und Anticyra hier zu bemerken. f) Böotien, zwar voll dicker, neblichter Luft, aber trefflicher Viehweiden, außer vielen klei-

neren Flüſſen, von dem Aſopus und Ismenus durchſtrömt und reich bewäſſert, zählte viele blühende Städte, Thebe, Oropus, Platäa, Leuktra, Theſpiä, Chäronea, Orchomenos u. a. Berühmt ſind hier die Berge Helicon und Cithäron. g) Attica, eine ſchmale Landzunge, felſig, trocken, meiſt unfruchtbar, eben deshalb aber der früheſte und nachmals der ſchönſte Sitz helleniſcher Cultur. Hier hatte Athen die Geſetzgeber, Helden, Dichter und Künſtler, die noch jetzt die Bewunderung der gebildeten Welt ſind. Unter den übrigen Ortſchaften Attica's zeichneten ſich Marathon, Decelia, Rhamnus und Laurion aus. h) Megaris, mit der Stadt Megara, die kleinſte aller Griechiſchen Landſchaften. III. Die Halbinſel des Peloponnes (Morea), zu welcher durch Megaris der Corinthiſche Iſthmus führt, umfaßte acht Landſchaften: a) Das Gebiet von Corinth, mit der gleichnamigen, früher Ephyre genannten Stadt, berühmt durch Handel und Reichthum. b) Das kleine Gebiet von Sikyon, mit der alten Stadt gleiches Namens. c) Achaja, zuerſt Aegialos, dann Jonia genannt, hatte in ſeiner Ausdehnung längs des Corinthiſchen Meerbuſens bis zum Fluſſe Melas zwölf Städte, unter denen Dyme, Paträ und Pellene die beträchtlichſten waren. d) Elis, von dem Alpheus, der mehrere kleinere Flüſſe aufnimmt, durchſtrömt, erſtreckte ſich von Achaja ſüdweſtlich an der Meeresküſte hin. Vor Elis und Kyllene iſt hier Olympia wegen der hier gefeierten Spiele berühmt. e) Meſſenia, unterhalb Elis an der Meeresküſte bis zur Landſpitze hinreichend, mit der Stadt Meſſene und den Gränzfeſtungen Ithome und Ira. f) Laconia, Laconica, Lacedämon, ein Gebirgsland, vom Eurotas durchſtrömt, wird von dem Meſſeniſchen Laconiſchen und Argoliſchen Meerbuſen von drei Seiten beſpült. Berühmt iſt ſeine Hauptſtadt Sparta und unter ſeinen Bergen der Taygetos. g) Argolis, mit den Städten Argos, Mycenä, Epidaurus, Trözene, Nemea, Lerna und Tiryns, von dem Inachos bewäſſert, bildet eine kleine Halbinſel zwiſchen der Laconiſchen und Atticaniſchen. h) Arcadien, in der Mitte der Halbinſel gelegen, reich an Flüſſen, Quellen und Triften, und vom Alpheos durchſtrömt, mit den Städten Mantinea, Tegea, Megalopolis und den Bergen Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. — Die zu Griechenland gehörigen Inſeln lagen I. im Joniſchen Meere, an der Weſt- und Südſeite des feſten Landes. 1) Corcyra (Corfu), 2) Cephalenia, 3) Aſteris, 4) Ithaca (Val de Compare), 5) Zakynthos (Zante), 6) Strophades, zwei kleine Inſeln, 7) Sphacteriä, Sphagiä, drei Inſeln, 8) Kranaë, 9) Cythera (Cerigo), 10) die Inſelgruppe des Argoliſchen Meerbuſens, Irene, Ephyra, Tiparenos, Colonis, Trikrana, Aperopia, Hydreia, Heliuſa, Pythiuſa, Ariſteras; 11) die Pelopsinſeln beim Gebiet von Trözen, unweit derſelben Sphäria, Calauria (Poro), 12) Aegina, früher Oenone; 13) Salamis (Coluri), früher Kychrea, und mehrere umherliegende, die Pharmakuſiſchen, die vier Methuriſchen, Pſyttalia, Atalanta; 24) Creta (Candia). II. Im Aegäiſchen Meere an der Süd- und Nordſeite des feſten Landes, im ſogenannten Archipelagus lagen: 1) Carpathos (Scarpento) und Caſos, nordöſtlich über Creta, 2) Rhodus, 3) Cyprus, 4) die Cykladen, d. i. Delos umliegende Inſeln, die weſtlichen, und 5) die Sporaden, d. i. zerſtreut liegende, die öſtlichen des Archipelagus. Zu den Cykladen gehören Delos (Sdilli), Rhenäa, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Gyaros, Keos (Zia), Syros, Kythnos (Thermia), Seriphos, Siphnos, ehemals Merope, Kimo-

lis (Argentiere), Melos (Milo), Thera (Santorin), Anaphe, Aſtypa- läa (Stampalia), Amorgos, Lebinthos, Jos, wo Homer begraben ſeyn ſoll; Naxos, früher Dia, Paros (Pario), Olearos (Antiparos), Prepeſinthos und etliche kleinere. Zu den Sporaden gehörten Niſy- ros, Kos (Stanchio, Stingo), Kalydna, Pharmakuſä, Patmos (Pal- mo, Palmoſa), Leros, Lade, Ikaria, (Nikaria), Samos, Chios (Scio), mit mehreren kleinern umliegenden Inſeln, Lesbos (Meta- line), wo die umliegenden kleinern Inſeln Hekatonnyſoi, d. i. die hundert Inſeln heißen, Tenedos (Bokthſcha Adaſſi), Lemnos (Stali- mene), Imbros (Lembro), Samothrake, Thaſos; und der Küſte Griechenlands näher Sciathos, Peparethos (Piperi), Skyros (Sci- ro), Chryſe, Ikos, Euböa (Negroponte). In Anſehung der phyſi- ſchen Beſchaffenheit waren die einzelnen Theile Griechenlands ſehr von einander verſchieden. Macedonien war in ſeinem Innern rauh, waldig und arm, und erzeugte nur in den Küſtengegenden Wein, Oel und Baumfrüchte; eben ſo Epirus. Dagegen war Theſſalien ein fruchtbares, ſchön bewäſſertes Thal, das treffliche Pferde lieferte; Böotien, eben ſo fruchtbar, war reich an ſchönen Rinderheerden. Der Boden von Lokris war nur mittelmäßig; deſto fruchtbarer war Do- ris, und noch mehr Phocis, welches guten Wein, ſchönes Oel und Krapp in Fülle hervorbrachte. Aetoliens rauhe Gebirge ließen weder Viehzucht noch Ackerbau gedeihen. Acarnanien, die Seeküſte von Attica und das bergige Megaris waren eben ſo wenig ergiebig, als Achaja. Argolis hatte einen fruchtbaren Boden, und in Laconien, Meſſenien und Elis blühten Ackerbau und Viehzucht; Arcadien war ein gebirgiges Hirtenland. Die Griechiſchen Inſeln waren, unter ei- nem glücklichen Himmel, größtentheils mit Wein, Obſt und Feld- früchten reichlich ausgeſtattet. Dieſe Verſchiedenheit des Bodens mußte auch eine Verſchiedenheit in der Lebensart der Bewohner er- zeugen, welche ihrer Lage gemäß, ſich von Ackerbau, oder Handel, oder Krieg, oder Schiffahrt nährten. Die Geſchichte der Griechen läßt ſich in drei Hauptperioden theilen; in die Periode ihres Anfangs, ihrer Blüthe und ihres Verfalls. Die erſte erſtreckt ſich von dem früheſten Urſprung der Griechen um das Jahr 1800 vor Chr. Geb. bis auf Lykurg, 845 vor Chr. Geb., und umfaßt ungefähr 1000 Jahre; die zweite reicht von da bis zu ihrer völligen Unterjochung durch die Römer, 146 v. Chr. Geb., und umfaßt 700 Jahre; die dritte Pe- riode endlich zeigt uns die Griechen als ein überwundenes Volk, in immer zunehmendem Verfall, bis ſie endlich gegen das J. 300 nach Chr. Geb. faſt ganz verſchwinden, und umfaßt gegen fünftehalbhun- dert Jahre. Die Pelasger waren die erſte nach Griechenland einwan- dernde Völkerſchaft. Ohne alle Cultur wohnten ſie in Höhlen und nährten ſich von wilden Baumfrüchten, oft auch von dem Fleiſch über- wundener Feinde, bis Phoroneus, welcher als König von Argos ge- nannt wird, um das J. 1800 v. Chr. Geb. ihnen einige Bildung zu geben anfing. Zugleich ſuchten mit ihm Pelasgus in Arcadien und Aegialeus in Achaja ihre wilden Landsleute zu cultiviren. Mehrere kleine Reiche entſtanden, z. B. Sparta, Athen. Von den drei Brü- dern Achäus, Pelasgus und Phthius, welche Colonien aus Arcadien nach Theſſalien führten, ſo wie von Pelasgus Söhnen, Theſſalus und Gräcus, und von Andern, erhielten einzelne Völkerſtämme der ehemaligen Wilden beſondere Namen. Eine große Veränderung be- wirkte die Deukalioniſche Fluth um das J. 1514 vor Chr. Geb. und die Ankunft eines neuen Völkerſtammes aus Aſien, der Hellenen.

Dieſe breiteten ſich in Griechenland aus, vertrieben die Pelasger oder vermiſchten ſich mit ihnen. Ihr Name ward allgemeiner Name der Griechen. Mit ihnen erhob ſich Griechenland ſchon mehr aus dem Stande der Wildheit, und noch ſchneller wurde dieſer durch die bald erfolgenden Einwanderungen Phöniciſcher und Aegyptiſcher Colonien verdrängt. Ungefähr ſechzig Jahre nach der Deukalioniſchen Fluth ließ ſich der Phönicier Kadmus in Theben nieder und brachte die Kenntniß der Buchſtabenſchrift dahin. Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleuſis lehrten den Ackerbau und Bacchus pflanzte den Weinſtock. Nach Argos kam der Aegyptiſche Flüchtling Danaus. Jetzt begann das Zeitalter der Heroen, zu denen Hercules, Pirithous und Theſeus gehörten, und jener alten Naturſänger und Weiſen, wie Thamyris, Amphion, Orpheus, Linus, Muſäus, Chiron, u. A. m. Ein kriegeriſcher Geiſt beſeelte die ganze Nation und ward Urſach, daß jede einzelne Fehde alle Helden Griechenlands unter die Waffen rief. Dahin gehören die Kriege gegen Theben und bald nachher der Trojaniſche Krieg, deſſen Folgen eine Hauptepoche in der Geſchichte Griechenlands herbeiführten. Dieſer langwierige und blutige Kampf hatte viele Reiche ihrer Fürſten beraubt; daraus entſtand eine allgemeine Verwirrung, in welcher es den Herakliden gelang, ſich des ganzen Peloponnes zu bemächtigen und die Jonier und Achäer daraus zu vertreiben. Dieſe wandten ſich nach Attica. Da ſie aber hier nicht Raum genug fanden, führte Neleus um das J. 1234 eine Joniſche Colonie nach Kleinaſien, wo ſchon früher eine Aeoliſche aus dem Peloponnes angelangt war und achtzig Jahre nachher eine Doriſche ſich niederließ. In andern Staaten bildeten ſich Republiken, z. B. in Phocis, in Theben, in den Aſiatiſchen Colonien, endlich auch in Athen u. ſ. w., ſo daß in den nächſten 400 Jahren das ganze ſüdliche Griechenland ſich meiſtens mit Republiken anfüllte. Wohlſtand und treffliches Klima machten indeß die Aſiatiſchen Colonien zur Mutter der Cultur; von hier gingen Künſte und Wiſſenſchaften aus. Hier war das Vaterland der Geſänge Homers und Heſiods; hier blühten Handel, Schiffahrt und Geſetzgebung. Doch blieb Griechenland noch bei der alten Einfalt der Sitten und unbekannt mit dem Luxus, dem keine fremde Unterſtützung die Hand bot. Wenn daher in einem Staate ſich die Einwohner zu ſehr anhäuften, nahm man zu Colonien ſeine Zuflucht; ſo wurden im ſiebenten und achten Jahrhundert die mächtigen Colonien von Rhegium, Syrakus, Sybaris, Croton, Tarent, Gela, Lokris und Meſſana in Sicilien und Unteritalien errichtet. Die verſchiedenen kleinen, von einander unabhängigen Staaten Griechenlands aber bedurften eines gemeinſchaftlichen Bandes, das ſie zuſammenhielt. Dieſes fand ſich in dem Tempel zu Delphi, in dem Amphiktyonengericht und in den feierlichen Kampfſpielen, unter denen beſonders die Olympiſchen ſich auszeichneten, deren letzte und Haupterneuerung 776 Jahre v. Chr. Geb. geſchah, und welche zugleich den Griechen zur Zeitrechnung dienten. Von dieſer Zeit an erhoben ſich vor den übrigen Staaten durch Macht und Anſehn Sparta und Athen; das erſtere noch früher als das letztere. Bis zum Perſiſchen Kriege hatte Griechenland ſchon eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Außer der Dichtkunſt finden wir um das Jahr 600 v. Chr. Geb. auch die Anfänge der Philoſophie, und zwar ebenfalls früher in Jonien und Unteritalien, als im eigentlichen Griechenland. Auch die Bildhauerkunſt und Malerei kamen in Flor. Die mächtigen Colonien Maſſilia in Gallien, und Agrigent in Sicilien entſtanden;

Athen breitete ſeinen Handel immer mehr aus, und legte beſonders in Thracien anſehnliche Handelsplätze an. In Kleinaſien aber waren die Griechiſchen Colonien unter die Herrſchaft des Lydiſchen Kröſus und bald nachher auch des Cyrus gekommen, und ſelbſt Altgriechenland wurde von Perſiens übermüthigen Beherrſchern, Darius und Xerxes, mit gleicher Knechtſchaft bedroht. Da aber erwachte der Heldenmuth der freiheitliebenden Griechen und zeigte ſich in ſeinem herrlichſten Glanze. Athen und Sparta, mit einander verbunden, widerſtanden faſt ganz allein den ungeheuern Heeren der Perſer, und die Schlachten bei Marathon, Thermopylä und Platää, ſo wie die Seetreffen bei Artemiſium, Salamis und Mycale lehrten die Perſer, daß Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören werde. Dieſer glorreiche Kampf bereicherte es mit einer unermeßlichen Beute und führte die höchſte Stufe der Macht und des Wohlſtandes herbei. Vor allen andern Griechiſchen Staaten aber erreichte Athen die höchſte Blüthe und das entſchiedenſte Uebergewicht. Das Oberkommando, welches bisher Sparta geführt hatte, kam an Athen, deſſen Feldherr Cimon die Perſer zum Frieden und zur Anerkennung der Freiheit der Kleinaſiaten zwang. Zugleich ward Athen der Mittelpunkt der Künſte und Wiſſenſchaften. Jetzt brach der Peloponneſiſche Krieg aus, veranlaßt durch Athens übermäßigen Stolz, den Sparta nicht länger ertragen konnte. Dieſer verderbliche Krieg, der Griechenlands Inneres verheerte, demüthigte Athen, bis Thraſybul es wieder befreite; dagegen mußte ſich Sparta auf kurze Zeit unter Thebens allgewaltigen Epaminondas und Pelopidas beugen. Aller dieſer Unruhen ungeachtet blieb die Cultur in Griechenland noch im Steigen. Jetzt blühten neben den Dichtern Künſtler, Staatsmänner und Philoſophen; der Handel war im größten Flor, und Sitten und Lebensart waren aufs höchſte verfeinert. Nun aber trat die unglückliche Periode ein, wo mit dem Ende der politiſchen Freiheit Griechenlands auch die Cultur deſſelben zu ſinken anfing, ohne daß ſie ſich je wieder auf die ehemalige Stufe emporheben konnte. Im Norden von Griechenland hatte ſich ein mächtiger erobernder Staat gebildet, deſſen Beherrſcher Philipp, unter Epaminondas und Pelopidas zum Feldherrn gebildet, Tapferkeit mit ſchlauer Politik verband. Die Uneinigkeit unter den Griechiſchen Staaten bot ihm Gelegenheit, ſeine herrſchſüchtigen Plane auszuführen, und die Schlacht bei Chäronea gab Macedonien die Oberherrſchaft über ganz Griechenland. Vergebens hoffte daſſelbe, nach ſeinem Tode ſich wieder frei zu machen. Thebens ſchreckliche Zerſtörung foderte Unterwerfung unter den mächtigen Genius des jungen Alexander. Während er als erſter Feldherr der Griechen über die Perſer die glänzendſten Siege erfocht, veranlaßte eine falſche Nachricht von ſeinem Tod einen nochmaligen Verſuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, den jedoch Antipater vereitelte. Eben ſo unglücklich endigte der Lamiſche Krieg nach dem Tod Alexanders. Griechenland war jetzt faſt zu einer Macedoniſchen Provinz herabgeſunken und hatte nur noch einen Schein von Freiheit. Verweichlichender Luxus hatte die alte Tapferkeit und Energie verzehrt. Endlich ſchloſſen die meiſten Staaten des ſüdlichen Griechenlands, Sparta und Aetolien ausgenommen, den berühmten Achäiſchen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen Macedonien. Als dieſer Bund ſich aber mit Sparta entzweite, ſuchte er Macedoniens Hilfe und war durch dieſelbe ſiegreich. Allein dieſe Freundſchaft ward bald für Griechenland verderblich, denn ſie verwickelte daſſelbe in die Händel Philipps mit

den Römern, welche zwar anfänglich großmüthig genug waren, die Freiheit der Griechiſchen Städte zu beſtätigen, während ſie in dem Kriege gegen Antiochus Aetolien und bald darauf auch Macedonien in eine Römiſche Provinz verwandelten; allein ſpäter fingen ſie an, den Achäiſchen Bund unter ſich zu entzweien, miſchten ſich mit Gewalt in die innern Streitigkeiten der Griechen und zwangen dieſe endlich zu dem letzten ſchwachen Verſuch, ihre Freiheit mit den Waffen zu behaupten. Der Ausgang eines ſo ungleichen Kampfs konnte nicht lange unentſchieden ſeyn; die Eroberung Corinths unterwarf die Griechen der Römiſchen Herrſchaft. Während dieſes ganzen Zeitraums von der Schlacht bei Chäronea bis zur Eroberung Corinths blühten noch immer Künſte und Wiſſenſchaften unter den Griechen; ja die Kunſt feierte erſt unter Alexander ihr goldenes Zeitalter. Indeſſen waren doch die Griechiſchen Colonien in einem noch blühendern Zuſtand als das Mutterland, beſonders ward jetzt Alexandria in Aegypten, der Sitz der Gelehrſamkeit. Da ſie ebenfalls nach und nach unter die Botmäßigkeit der Römer kamen, wurden auch ſie, wie das Mutterland, die Lehrer ihrer Ueberwinder, der Römer, zu denen ſie in großer Anzahl nach Italien hinüberwanderten. Unter Auguſt endlich verloren die Griechen auch den Schatten ihrer bisherigen Freiheit und hörten auf, ein ſelbſtſtändiges Volk zu ſeyn, obgleich ihre Sprache, Sitten, Gebräuche, Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchmack überall im Römiſchen Reiche ſich ausbreiteten. Der Charakter der Nation war jetzt ſo tief geſunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das feilſte und nichtswürdigſte Geſchöpf verachteten. Aſiatiſcher Luxus hatte ſie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbſtſtändigkeit war erſtorben und niedriger Sclavenſinn an ſeine Stelle getreten. Die Nation ward immer ausſchweifender, ärmer, verächtlicher, unbedeutender; und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, war kaum noch eine Spur von derſelben vorhanden, da zugleich die barbariſchen Völker jetzt anfingen, ihre verheerenden Verwüſtungen auch in Griechenland auszubreiten. Von den Sitten und der Denkweiſe der Griechen hat man im Allgemeinen folgende Schilderung entworfen. Die Hauptzüge in dem Charakter derſelben waren von jeher eine gewiſſe Einfalt und Größe. Von ſeinem früheſten Daſeyn an war der Grieche ſein eigner Lehrer, und wenn er von Andern lernte, geſchah es mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Das große Vorbild ſeiner Empfindungen war die Natur, die in ſeinem Vaterland alle Reize in ſich vereinigte. Der noch ungebildete Grieche war männlich und ſtolz, thätig und unternehmend, eben ſo ausſchweifend in ſeinem Haſſe wie in ſeiner Liebe. Er ſchätzte und übte Gaſtfreundſchaft gegen Fremde und Landsleute. Dieſe Grundlage des Charakters der Griechen hatte auf ihre religiöſen, politiſchen, ſittlichen und philoſophiſchen Meinungen einen großen Einfluß. Griechenlands Götter waren nicht, wie in Aſien, in ein heiliges Dunkel geſtellt; ſie waren in ihren Fehlern und Tugenden menſchlich, ſtanden aber höher, als die Menſchen. Sie gingen mit denſelben vertraut um; Gutes und Böſes kam aus ihren Händen; alle körperlichen und geiſtigen Gaben waren ihr Geſchenk. Eben ſo menſchlich, wie die alten Götter Griechenlands, war auch die Moral der älteſten Griechen. Sie befahl, die Götter durch genaue Beobachtung der Gebräuche zu ehren, die Gaſtfreundſchaft heilig zu halten, ſelbſt Mörder zu ſchonen, wenn ſie zu den Göttern ihre Zuflucht nahmen, das Blut des Verwandten an deſſen Mörder

zu rächen. Gegen den Feind war Liſt und Rache erlaubt. Kein Geſetz befahl die Keuſchheit. Nur die Gewalt des Vaters, Ehegatten oder Bruders beſchützte die Ehre des weiblichen Geſchlechts, welches daher auch in beſtändiger Abhängigkeit lebte. Verlorne Unſchuld wurde zwar ſtreng beſtraft, aber der Verführer freute ſich ſeines Sieges ohne das Gefühl eines begangenen Unrechts, und brachte den Göttern eben ſo wohl Opfer und Geſchenke, als ob er die rühmlichſte Handlung begangen hätte. Die Sicherheit des häuslichen Lebens beruhte einzig auf dem Hausvater. Aus dieſen Grundzügen der alteſten Sitten der Griechen entſprang in der Folge die Eigenthümlichkeit ihrer religiöſen Geſinnungen, ihre Liebe zur Freiheit und Thätigkeit, ihre Vorliebe für Schönheit, ihr Großſinn und die Einfalt in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben. Die Religion der Griechen war zwar, beſonders in den älteſten Zeiten, voller Aberglauben, doch nicht in dem Grade wie die Religion der Römer; ſo kannte z. B. der Grieche das Auguralweſen nicht. Er neigte ſich, wie allenthalben, ſo auch in der Religion, mehr zur Fröhlichkeit, und diente den Göttern weniger durch Geſinnungen als durch äußere Ceremonien. Auf die Sittenlehre, den Glauben und den Unterricht des Geiſtes hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Götter und eine Fordauer nach dem Tode foderte ſie, ferner Enthaltung von den gröbſten Verbrechen und Beobachtung der vorgeſchriebenen Gebräuche. Gute Sitten und wahre Religioſität zu befördern, wirkten anfangs bei den Griechen die Einfalt ihrer Lebensart und gewiſſe dunkle Vorſtellungen von einer alles regirenden, das Gute liebenden und belohnenden, das Böſe aber haſſenden und beſtrafenden Gottheit, ſpäterhin aber eine durch Dichtkunſt und Philoſophie erzeugte Aufklärung, welche von den Gebildeteren ſich auch dem großen Haufen mittheilte. Man hatte in der ſchönſten Blüthe der Griechiſchen Cultur ſehr geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit, ihrer Allwiſſenheit, Allgegenwart, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit, und von einer würdigen Verehrung derſelben durch Tugend und Reinigkeit des Herzens. Eben ſo lauter war die Sittenlehre der Griechen. Man trug ſie anfangs in ſinnreichen Sprüchen vor; dahin gehören die bekannten Sprüche der ſog. ſieben Weiſen. Nachher traten Sokrates und deſſen Nachfolger auf und verbreiteten gereinigte Grundſätze. Die Freiheitsliebe der Griechen hatte ihren Grund in dem glücklichen Schickſale, von jeher ohne Druck und ohne Furcht vor andern Völkern gelebt zu haben, verbunden mit einer angebornen Lebhaftigkeit des Geiſtes. Sie war es, welche kleine Heere unüberwindlich machte und einen Timoleon, Solon und Lykurg Kronen entſagen ließ. Die Freiheit der Griechen war ein Werk der Natur und Folge ihrer erſten patriarchaliſchen Lebensart. Die erſten Könige wurden als Hausväter betrachtet, denen man freiwillig und zu ſeinem eigenen Vortheil gehorchte. Wichtige Angelegenheiten entſchied die Volksverſammlung. In ſeinem Hauſe war Jeder Herr; Abgaben wurden nicht bezahlt. Als aber die Könige ihre Gewalt mehr und mehr ausdehnten, war man darauf bedacht, ihre Würde ganz abzuſchaffen, und es entſtanden Freiſtaaten, die ſich mehr oder weniger zur Ariſtokratie oder Demokratie hinneigten, oder auch aus beiden gemiſcht waren; die Bürger liebten den Staat, weil nicht Willkühr, ſondern weiſe Geſetze ihn regirten. Dieſe edle Liebe für das freie Vaterland war es, welche Leonidas dem Perſerkönige ſagen ließ, er wolle lieber ſterben, als über Griechenland herrſchen, welche den Solon, Themiſtokles, Demoſthenes, Phocion begeiſterte, daß ſie, ungeachtet des

Undanks ihrer Landsleute, lieber dem Staat und den Geſetzen als ihrem eigenen Vortheil dienen mochten. Von der Thätigkeit der Griechen zeugt der Anbau ihres nicht sehr fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß ſeiner Bewohner viele Millionen nährte. Gleichen Eifer nehmen wir in den Colonien wahr; allenthalben blühten Handel, Schifffahrt und Gewerbe; Kenntniſſe aller Art wurden eingeſammelt; der Geiſt der Erfindung war raſtlos geſchäftig; man lernte die Freuden eines geſelligen, aber auch allmählig eines geräuſchvollen und üppigen Lebens kennen. Aus eben dieſer Quelle der Thätigkeit entſprang auch die Liebe zu wahrhaft großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die Griechiſche Geſchichte ſo viele und außerordentliche Beiſpiele aufſtellt. Noch ein charakteriſtiſcher Zug des Griechen war ſein Sinn für Schönheit, ſowohl geiſtige als körperliche. Dieſer Sinn, durch die Natur geweckt und gebildet, ſchuf aus ſich ſelbſt ein Ideal von Schönheit, das ihr zum Maßſtab ward für alle Erzeugniſſe der Kunſt, und deſſen Wahrheit ſich ewig bewähren wird. Es ging über auf alle ſeine Umgebungen, und iſt in edler Einfachheit allem aufgeprägt, was von ihm ausging. Er machte die Griechen zu Lehrern aller Zeiten und Geſchlechter.

Griechiſche Arzneikunde. S. Arzneikunſt und Griechiſche Literatur.

Griechiſche Kirche heißt derjenige Theil der Chriſtenheit, welcher in ſeinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen Griechiſchen Kaiſerthume gegründeten, und vom 5. Jahrhundert an unter den Patriarchen von Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem eigenthümlich ausgebildeten Anſicht und Ausubung des Chriſtenthums folgt. Die im 3. und 4. Jahrhunderte durch allgemeine Kirchenverſammlungen und fleißigen Verkehr der Gemeinden mit einander erſt mühſam zur Uebereinſtimmung gebrachte Chriſtenheit trug gleichwohl wegen ihrer, den ganzen Orient und Occident des Römiſchen Reichs umfaſſenden, Ausdehnung und der Verſchiedenheit der ihr zugehörigen Völker an Sprache, Denkart und Sitten ſchon den Keim einer künftigen Scheidung in ſich. Die Gründung des neuen Roms in Conſtantinopel, die politiſche Trennung des Römiſchen Kaiſerthums in das Orientaliſche oder Griechiſche und Occidentaliſche oder Lateiniſche, die auf den Kirchenverſammlungen zu Conſtantinopel 381 und zu Chalcedon 451 durchgeſetzte Erhebung des Biſchofs zu Conſtantinopel zum zweiten Patriarchen der Chriſtenheit nach dem Römiſchen, die Eiferſucht des letztern gegen die anwachſende Macht des erſtern, dies alles waren Umſtände, bei denen es nur der Zweideutigkeit des vom Griechiſchen Kaiſer Zeno 482 promulgirten, und den Lateinern wegen des Scheines einer Abweichung von den Beſchlüſſen der Chalcedoniſchen Kirchenverſammlung anſtößigen, Edictes bekannt unter dem Namen des Henotikon bedurfte, um eine förmliche Spaltung in der chriſtlichen Kirche herbeizuführen. Der Patriarch Felix II. zu Rom ſprach über die Patriarchen zu Conſtantinopel und Alexandrien, welche die vornehmſten Werkzeuge des Henotikons geweſen waren, 484 den Bannfluch aus, und hob dadurch die Kirchengemeinſchaft ſämmtlicher Morgenländiſcher, dieſen Patriarchen anhängigen Gemeinden mit den Abendländiſchen auf. Zwar vermochte der Römiſche Patriarch Hormisdas bei veränderten Geſinnungen des kaiſerlichen Hofes 519 die Wiedervereinigung der Griechiſchen Kirche mit der Lateiniſchen zu erzwingen; allein dieſe ohnehin nicht ernſtlich gemeinte

und nur loſe angeknüpfte Verbindung wurde durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und Römiſche Bannflüche gegen die Bilderſtürmer unter den Griechen 733 und gegen den Patriarchen Photius zu Conſtantinopel 862 wieder aufgelöſt. Die Vermehrung des Griechiſchen Kirchengebiets durch neubekehrte Völker, z. B. die Bulgaren, erweckte um dieſe Zeit die Eiferſucht des Papſtes aufs neue, und er verfuhr um ſo übermüthiger gegen die Griechen, da er ſich von der Oberherrſchaft der Griechiſchen Kaiſer losgemacht, und an dem neu entſtandenen Fränkiſch-Römiſchen Kaiſerthum einen ſichern Schutz gegen ſie hatte. Photius dagegen machte den Lateinern die Willkühr zum Vorwurfe, mit der ſie einen ſchriftwidrigen Zuſatz in das Symbolum vom Ausgange des heiligen Geiſtes eingeſchaltet, und manchen Gebrauch der alten rechtgläubigen Kirche geändert hätten, z. B. daß ſie den Prieſtern die Ehe verboten, das Chrisma wiederholten und Sonnabends als am Jüdiſchen Sabbath faſteten; beſonders aber beſchwerte er ſich mit Recht über die Anmaßung des Papſtes, der ſich zum Oberherrn über die ganze Chriſtenheit aufwerfen, und auch die Griechiſchen Patriarchen als ſeine Untergebenen behandeln wollte. Die zweimal vom Papſt errungene Abſetzung dieſes Patriarchen ſtellte dennoch die Kirchengemeinſchaft der Griechen mit den Lateinern nicht völlig wieder her, und da der Conſtantinopoliſche Patriarch Michael Cerularius 1054 die Lateiner, außer den von Photius gerügten Punkten, auch wegen des Gebrauchs ungeſäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genuſſes vom Blut erſtickter Thiere und der Sittenloſigkeit des Lateiniſchen Klerus überhaupt aufs neue verketzerte, Papſt Leo IX. ihn dagegen auf die übermüthigſte Weiſe excommunicirte, ſo kam es zu einer völligen Trennung der Griechiſchen Kirche von der Lateiniſchen. Stolz, Rechthaberei und hierarchiſcher Eigennutz vereitelten ſeit dieſer Zeit alle Verſuche, welche theils die Päpſte, um den Orient in ihr Kirchengebiet zu ziehen, theils die von Kreuzfahrern und Muhamedanern gleich bedrängten Griechiſchen Kaiſer, um ſich des Beiſtandes Abendländiſcher Fürſten zu verſichern, zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Keine von beiden wollte in den oben berührten ſtreitigen Punkten der andern nachgeben. Während der Katholicismus ſich nun durch das hierarchiſche Syſtem Gregors VII, und durch die ſcholaſtiſche Philoſophie immer vollkommener und eigenthümlicher ausbildete, blieb die Griechiſche Kirche bei dem von Johannes dem Damascener ſchon 730 geordneten Lehrbegriffe und ihrer alten Kirchenverfaſſung ſtehn. Die Eroberung von Conſtantinopel durch Franzöſiſche Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von dieſen Lateinern und den päpſtlichen Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der Griechiſche Kaiſer Michael II. Paläologus, der 1261 Conſtantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papſtes anerkennen wollte, und durch ſeine Geſandten und einige ſeiner Creaturen aus dem Griechiſchen Klerus das Schisma auf der Kirchenverſammlung zu Lyon 1274 abſchwören ließ, auch 1277 zur Befeſtigung des Vereins mit den Lateinern eine Synode zu Conſtantinopel gehalten ward; ſo widerſetzte ſich doch die Maſſe des Griechiſchen Klerus dieſem Schritte, und da Papſt Martin IV. 1281 ſelbſt den Kaiſer Michael aus politiſchen Beweggründen in den Bann gethan, ſtellten die 1283 und 1285 zu Conſtantinopel von den Griechiſchen Biſchöffen gehaltenen Synoden ihre alte Lehre und die völlige Abſonderung von den Lateinern wieder her. Den letzten

Verſuch machte endlich der von den Türken aufs äußerſte bedrängte Griechiſche Kaiſer Johannes VII. Paläologus nebſt ſeinem Patriarchen Joſeph auf der 1438 erſt zu Ferrara und im folgenden Jahre zu Florenz unter dem Vorſitze des Papſtes Eugen IV. gehaltenen Kirchenverſammlung; allein die daſelbſt getroffene Vereinigung hatte eher das Anſehen einer Unterwerfung der Griechen unter den Römiſchen Stuhl, und wurde von dem Griechiſchen Klerus und Volke durchaus verworfen, ſo daß es in der That bei der noch jetzt fortwährenden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmiſchung der Griechiſchen Kaiſer, welche immer das meiſte Intereſſe bei dieſen Vereinigungsverſuchen gehabt hatten, hörte mit dem Sturz ihres Kaiſerthums und der Eroberung von Conſtantinopel durch die Türken 1453 von ſelbſt auf, und die Bemühungen der Römiſch-Katholiſchen, ſich die Griechiſche Kirche zu unterwerfen, konnten ſeitdem nur den Erfolg haben, einzelne Gemeinden in Italien, wohin ſich viele Griechen vor den Türken geflüchtet hatten, in Ungarn, Galizien, Polen und Litthauen unter die Hoheit des Papſtes zu bringen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt ſind. Zum Gebiete der Griechiſchen Kirche gehörten bis in das 7. Jahrhundert außer Oſtillyrien, dem eigentlichen Griechenland mit Morea und dem Archipelagus, Kleinaſien, Syrien mit Paläſtina, Arabien, Aegypten und zahlreiche Gemeinden in Meſopotamien und Perſien; allein durch die Eroberungen Muhameds und ſeiner Nachfolger verlor ſie ſeit 630 faſt alle ihre Provinzen in Aſien und Afrika, und ſelbſt in Europa wurde die Zahl ihrer Anhänger durch die Invaſion der Türken im 15. Jahrhundert beträchtlich vermindert. Auf der andern Seite fielen ihr jedoch mehrere Slaviſche Völkerſchaften und beſonders die Ruſſen zu, welche der Großfürſt Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des Griechiſch-Chriſtlichen Glaubens nöthigte. Dieſer Nation verdankt die Griechiſche Kirche auch das ſymboliſche Buch, welches nebſt den Kanons der erſten und zweiten Nicäniſchen, der erſten, zweiten und dritten Conſtantinopliſchen, der Epheſiſchen und Chalcedoniſchen allgemeinen Kirchenverſammlung, und der 692 zu Conſtantinopel gehaltenen Trullaniſchen Synode für die Griechiſchen Chriſten allein Autorität in Glaubensſachen hat. Nachdem der gelehrte Patriarch Cyrillus Lacaris zu Conſtantinopel die in ſeinem Glaubensbekenntniſſe merkbare Annäherung an den Proteſtantismus 1629 mit dem Leben gebüßt hatte, wurde 1642 von Peter Mogilas, Metropoliten zu Kiow, eine Darſtellung des Glaubens der Ruſſen in Griechiſcher Sprache abgefaßt, unter dem ſtolzeren Titel: Orthodoxes Glaubensbekenntniß der katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche Chriſti von ſämmtlichen Patriarchen der Griechiſchen Kirche, zu denen ſeit 1589 der fünfte Patriarch zu Moskwa hinzugekommen war, 1643 unterzeichnet und ſanctionirt, 1662 Griechiſch und Lateiniſch mit einer Vorrede des Patriarchen Nektarius von Jeruſalem in Holland gedruckt, 1696 vom letzten Ruſſiſchen Patriarchen Adrianus zu Moskwa und 1722 auf Befehl Peter des Großen von der heiligen Synode herausgegeben, nachdem es vorher 1672 auf einer Synode zu Jeruſalem und 1721 in dem geiſtlichen Reglement Peter des Großen für das allgemein giltige ſymboliſche Buch der Griechiſchen Kirche erklärt worden war. Dieſe Kirche erkennt in demſelben, wie die katholiſche, eine doppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition, an,

unter welcher letztern ſie ſolche Lehren verſteht, die die Apoſtel blos mündlich vorgetragen, und die Griechiſchen Kirchenväter, beſonders Johannes von Damask, wie auch die ſieben genannten allgemeinen Kirchenverſammlungen beſtätigt haben. Die übrigen noch in der Römiſch-Katholiſchen Kirche giltigen Kirchenverſammlungen erkennt ſie nicht an, unterſagt es auch den Patriarchen und Synoden, neue Dogmen aufzuſtellen; ihre Dogmen gibt ſie aber für durchaus giltig und ſo nothwendig aus, daß man ſie ohne Verluſt der Seligkeit nicht abläugnen könne. Ganz eigenthümlich iſt ihr die Lehre, daß der heilige Geiſt nur vom Vater ausgehe, wodurch ſie von den Katholiken und Proteſtanten, welche übereinſtimmend ein Ausgehen des heiligen Geiſtes vom Vater und vom Sohn annehmen, abweicht. Sie zählt, wie die Katholiken, ſieben Sakramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Ohrenbeichte, Buße, Prieſterthum, Ehe und heiliges Oel, hat aber dabei das Eigene, daß ſie 1) bei der Taufe das dreimalige Eintauchen des ganzen Körpers ins Waſſer, mögen nun Kinder oder erwachſene Proſelyten getauft werden, zur völligen Reinigung von der Erbſünde für nothwendig hält, und das Chrisma (Firmelung) als die Vollendung der Taufe gleich mit dieſer Ceremonie verbindet; 2) beim heiligen Abendmahle, zwar die Transſubſtantiation, auch die katholiſche Anſicht des Meßopfers annimmt, aber doch vorſchreibt, daß das Brot geſäuert, der Wein nach Orientaliſcher Weiſe mit Waſſer vermiſcht und beide Geſtalten jedermann, auch den Kindern, noch ehe ſie recht wiſſen, was Sünde iſt, in der Naße gereicht werde, daß der Communicant das Brot gebrochen in einem mit dem conſecrirten Weine gefüllten Löffel erhält: 3) bei dem Prieſterthum allen Geiſtlichen, ausgenommen den Kloſtergeiſtlichen und der aus ihnen zu wählenden höheren Geiſtlichkeit bis zum Biſchoff herab, die Ehe mit einer Jungfrau gebietet, mit einer Wittwe aber und eine zweite Ehe unterſagt, und daher verwittwete Geiſtlichen ihre Pfarrämter nicht beibehalten, ſondern in ein Kloſter gehen läßt, wo ſie Hieromonachi heißen. Nur ſelten verſtatten die Biſchöffe einem Wittwer, ſein Pfarramt beizubehalten, und von dem Grundſatze, daß ſich für die höhere Geiſtlichkeit die Ehe überhaupt, und für die niedere wenigſtens die zweite Ehe nicht ſchicke, gibt es keine Ausnahme. Die Ehe der Laien hält die Griechiſche Kirche nicht für unauflöslich, und verſtattet häufig Eheſcheidungen, aber mit den verbotnen Graden der Verwandtſchaft, beſonders der geiſtlichen Verwandtſchaft zwiſchen Pathen und Gevattern, nimmt ſie es eben ſo genau, wie die katholiſche Kirche, und erlaubt auch den Laien die vierte Ehe nicht. Von dieſer letztern Kirche unterſcheidet ſie ſich auch dadurch, daß ſie mit dem heiligen Oele nicht nur Sterbende, ſondern auch Kranke überhaupt zur Wiederherſtellung der Geſundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele ſalben läßt, daß ſie das Fegfeuer nicht annimmt, auch von Prädeſtination, überverdienſtlichen Werken, Indulgenzen und Ablaß nichts weis, und weder den Primat des Papſtes, noch irgend einen ſichtbaren Stellvertreter Chriſti auf Erden anerkennt. Ferner duldet ſie keine geſchnitzte, ausgehauene oder gegoſſene Bilder heiliger Perſonen und Gegenſtände, ſondern die Bilder Chriſti, der Jungfrau Maria und der Heiligen, welche in Kirchen und Privathäuſern Gegenſtände der religiöſen Verehrung ſeyn ſollen, dürfen nur platt, gemahlt und al-

lenfalls mit Edelſteinen künſtlich ausgelegt ſeyn *); in Ruſſiſchen Kirchen findet man jedoch plaſtiſche Kunſtwerke an Altären. In der Anrufung der Heiligen und beſonders der Mutter Gottes ſind die Griechen eben ſo eifrig, wie die Katholiken, auch Reliquien, Gräber und Kreuze ſind den Griechen heilig, und dem Bekreuzen im Namen Jeſu meſſen ſie eine zauberiſche ſegensreiche Kraft bei. Von den Bußübungen gilt unter ihnen vornehmlich das Faſten, bei dem nur Früchte, Kräuter, Brot und Fiſche zu eſſen erlaubt ſind. Sie faſten Mittwochs und Freitags in jeder Woche, und halten überdies noch 4 große jährliche Faſten, nämlich vierzig Tage vor Oſtern, von Pfingſten bis zum Tage Petri und Pauli, Muttergottesfaſten vom 1. bis 15. Auguſt, Apoſtels Philippusfaſten vom 15. bis 26. November, außerdem noch am Tage der Enthauptung Johannis und Kreuzerhöhung. Der Gottesdienſt der Griechiſchen Kirche bleibt faſt ganz beim äußern Ceremoniell ſtehen; Predigten und Katechesen machen den geringſten Theil davon aus, und im 17. Jahrhundert unter dem Zaar Alexei war das Predigen in Rußland ſogar ſcharf verboten, damit nicht neue Lehren dadurch verbreitet würden. In der Türkei predigen meiſt nur die höhern Geiſtlichen, weil dieſe allein im Beſitz einiger Bildung ſind. Jede Gemeinde hat ihr beſtimmtes Chor von Sängern, welche Hymnen und Pſalmen ſingen, die Gemeinden ſelbſt aber ſingen nicht wie bei uns aus Geſangbüchern, und die Inſtrumentalmuſik iſt ganz vom Griechiſchen Gottesdienſt ausgeſchloſſen. Die Liturgie beſteht übrigens außer der Meſſe, welche als die Hauptſache betrachtet wird, im Vorleſen von Schriftſtellen, Gebeten und Heiligenlegenden, und im Herſagen von Glaubensbekenntniſſen oder Sprüchen, welche der Liturg oder Prieſter anfängt und das Volk im Chor fortſetzt und beendigt. Die Klöſter folgen mehrentheils der ſtrengen Regel des heil. Baſilius. Der Griechiſche Abt heißt Higumenos, die Aebtiſſin Higumene. Der Abt eines Griechiſchen Kloſters, unter deſſen Aufſicht mehrere andere ſtehen, heißt Archimandrit, und hat den Rang gleich nach den Biſchöffen. Die niedere Geiſtlichkeit in der Griechiſchen Kirche beſteht übrigens aus Liturgen, als: Vorleſern, Sängern, Hypodiakonen und Diakonen, und aus Prieſtern, als: Popen und Protopopen oder Erzprieſtern, welches die erſten Prediger an Haupt- und Kathedralkirchen ſind. Weiter als zum Protopopen können es Liturgen und Prieſter nicht bringen, denn die Biſchöffe werden aus den Kloſtergeiſtlichen gewählt, und aus den Biſchöffen die Erzbiſchöffe, Metropoliten und Patriarchen. Die Griechiſche Kirche unter Türkiſcher Hoheit iſt, ſoviel es der Druck, unter dem ſie lebt, erlaubt, ganz der älteſten Verfaſſung getreu geblieben. Die Würden der Patriarchen zu Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem beſtehen noch, doch nur der erſte hat das alte Anſehen der ehemaligen Erzbiſchöffe von Conſtantinopel, führt als ökumeniſcher Patriarch auf der aus den 4 Patriarchen, einer Anzahl Metropoliten und Biſchöffen, und 12 vornehmen weltlichen Griechen gebildeten heiligen Synode zu Conſtantinopel den Vorſitz, übt durch ſie im ganzen Türkiſchen Reiche die obere geiſtliche Gerichtsbarkeit über die Griechen aus, und wird auch von den nicht unirten

*) Bei den neuern Griechen iſt es ſprichwörtlich: man dürfe kein Bild anbeten, deſſen Naſe ſich zwiſchen zwei Singern faſſen laſſe.

Griechen in Galizien, in der Bukowina, in Slavonien und den ſieben Inſeln als das Oberhaupt der Griechiſchen Kirche anerkannt. Die übrigen 3 Patriarchen haben, da ſich in ihren Sprengeln faſt alles zum Muhamedanismus bekennt, einen ſehr geringen Wirkungskreis (der zu Alexandrien hat nur 2 Kirchen zu Cairo unter ſich) und leben daher meiſt von der Gnade des Conſtantinopliſchen. Dieſer hat beträchtliche Einkünfte, muß aber beinahe die Hälfte davon als Tribut an den Großherrn abgeben, der die Griechen zwar mit Mäßigung aber doch immer ſehr nieder hält. Sie dürfen keine neuen Kirchen bauen, müſſen die Erlaubniß, alte auszubeſſern, theuer bezahlen, dürfen keine Thürme und Glocken an ihren Kirchen führen, auch die Türkiſche Kleidung nicht tragen, meiſt nur bei Nacht den Gottesdienſt halten, auf Morea nur des Nachts Meſſe leſen, und müſſen überdem nicht nur Wegzölle entrichten, von denen die Türken frei ſind, ſondern auch vom 15. Jahr an männiglich eine ſtarke Kopfſteuer, unter dem Titel: Loskaufung vom Kopfabſchneiden, an den Großherrn bezahlen, wovon nur das weibliche Geſchlecht frei iſt. Kein Wunder, daß unter den Griechen in der Türkei eine alte Weiſſagung im Umlauf iſt, von Rußland werde einſt Hilfe und Rettung für ſie kommen. Sollte dies je geſchehen, und der Eifer, mit dem die Ruſſiſche Regirung ſich der Volksaufklärung annimmt, anhaltend und mit glücklichem Erfolg begleitet ſeyn; ſo könnte die Griechiſche Kirche vielleicht auch noch aus den allgemeinen Fortſchritten der Geistesbildung in Europa, von denen ſie bis jetzt wenig Notiz genommen hat, manchen Vortheil ziehen und Veränderungen erfahren, die ihren Cultus belehrender und erbaulicher, und ihre Bekenner geſitteter machen würden. Bis jetzt hat aber die ſtarke Anhänglichkeit dieſer Kirche am Alten, ihre Bigotterie und die Rohheit ihrer meiſten Bekenner jedem Verbeſſerungsverſuch im Wege geſtanden. E.

Griechiſche Kunſt. Wo der Griechiſchen Kunſt gedacht wird, denkt man gewöhnlich nur an die ſchöne Kunſt, und im noch engern Sinne an die ſchöne bildende Kunſt Griechenlands, häufig aber ſo, daß dadurch etwas Vollkommenes, Vollendetes bezeichnet werden ſoll, weil man dann weniger an das Land, als an den Genius der Bewohner dieſes Landes denkt. Unter Genius der Griechen verſtehen wir aber eine geiſtige Naturart, durch die es möglich ward, daß die Bewohner Griechenlands jenen feinen Sinn und hellen Geiſt, jene ſchöne Phantaſie, jenen zarten und reinen Geſchmack, jenen richtigen Verſtand und tiefen Forſchungsgeiſt beſaßen, wodurch die Werke ihrer Dichter, Philoſophen, Redner, Geſchichtſchreiber und Künſtler ſich auszeichneten, und Jahrtauſende lang die Bewunderung und Muſter aller gebildeten Nationen wurden. Was, in Sachen des Geiſtes und Geſchmacks, ſolche Eigenſchaften vereinigt, pflegt man als Griechiſch zu preiſen; und wer ſchlöſſe nun nicht hieraus, wenn nicht auf den höchſten, doch auf einen ſehr hohen Grad von Vollkommenheit in der Griechiſchen Kunſt! Auch hatte ſie dieſen in der That erreicht. Erreicht aber ſagen wir abſichtlich, damit Niemand wähne, ſie habe in Griechenland von jeher und zu aller Zeit auf dieſem Gipfel der Vollendung geſtanden. Alles in der Natur- und Menſchenwelt entwickelt ſich im ſtetigen Fortſchritt, und die Griechiſche Kunſt macht hievon keine Ausnahme. Auch ſie hat eine Zeit der Entwickelung, der Vollkommenheit, des Sinkens. Hiedurch aber verliert ſie nichts, denn es bleibt immer eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, wie ſie von früher Zeit an eine Richtung zu dieſer hohen Vollkommenheit

zeigt, und dieſe ſelbſt dann nie ganz wieder verlor, als die Zeit der ſchönſten Blüthe vorüber war. Wer ſich demnach für ſchöne Kunſt überhaupt intereſſirt, findet ſchwerlich ein intereſſanteres Studium als die Geſchichte der Griechiſchen Kunſt. Man unterſcheidet in ihr vier Hauptepochen: 1) die des ältern, 2) des hohen und ſchönen, 3) des reizenden Styls, 4) der Entartung. Die Zeitdauer der erſten Epoche, der Dädaliden, rechnet man gewöhnlich bis gegen das Ende der Perſiſchen Kriege, 430 vor Chr. Geb.; die zweite Epoche, zu welcher Phidias, Polykletos, Myron, die beiden Pythagoras gehören, erſtreckt ſich bis 350 an den Anfang der Macedoniſchen Herrſchaft; die dritte, in welcher Praxiteles, Lyſippos und Apelles hervorragen, bis auf den Tod Alexanders 323, und die vierte in die Zeit der Römer herein. Daß in die älteſte Zeit nur rohe Verſuche fallen, verſteht ſich von ſelbſt, denn nur der Nachahmungstrieb, noch nicht das Schönheitsgefühl war in dem Künſtler wirkſam. Spitzſäulen, Gränzſteine und Hermen, unförmliche Fetiſche der Pelasgiſchen Zeit, waren die Anfänge der Bildnerei. Von den Hermen kam man zu den mumienartigen Bildern in Ebenholz und Cedern, wo die Arme anliegen, die Füße nur durch einen Mittelſchnitt angedeutet, Augen und Mund nur durch einen Schlitz bezeichnet waren, und ſpäter noch folgten die Dädaliſchen Figuren, ganz gegliedert und mit den Füßen in fortſchreitender Bewegung (ſ. Dädalos, Dädalien). Künſtler wie Dädalos in Kreta, Dipönos und Skyllis zu Sikyon, Rhökos und deſſen Söhne Theodoros und Telekles zu Samos, Kalon und Onatas aus Aegina, Bupalos und Anthermos aus Chios, Perillos zu Agrigent, Ageladés zu Athen u. a., deren Pauſanias gedenkt, bildeten ohne Zweifel in dieſer Manier. Ahmten ſie aber gleich die Natur getreuer nach, als ihre Vorgänger, ſo geſchah es doch mit zu viel ängſtlicher Sorgfalt und bei zu großer Genauigkeit in Nebendingen wurde die Darſtellung ſteif. Wie konnte es auch anders ſeyn, zu einer Zeit, wo man die Schwierigkeiten der Behandlung noch nicht beſiegt, den Stoff dem Willen noch nicht unterworfen hatte! „Wahrſcheinlich, ſagt Meyer, dauerte dieſer Styl eine ziemlich lange Zeit; denn aus einer Menge ſowohl der größern als kleinern Ueberbleibſel deſſelben läßt ſich ſchließen, daß die Mühe und das Beſtreben vieler Generationen nöthig war, um der Kunſt Freiheit in der Ausarbeitung, und einige Leichtigkeit, Zierlichkeit und Richtigkeit zu verſchaffen. Die bildende Kunſt hatte alſo in dieſer ihrer erſten Periode mehr den mechaniſchen als den geiſtigen Theil zu entwickeln angefangen. Indem man aber mehr darauf geachtet zu haben ſcheint, wie, als was man arbeitete, ſo wurde das Glatte und Mühſame klein und ängſtlich, die Leichtigkeit wurde mager, und aus einer geſuchten Richtigkeit entſtand Härte, Manier und Einförmigkeit. Daher ſind alle Figuren auf eben dieſelbe Weiſe gebildet, und ohne einen merklichen Unterſchied des Alters, der Würde und Verrichtung, bloß durch die ihnen beigelegten Zeichen kennbar. Merkur wäre ohne Schlangenſtab dem Herkules ähnlich, und dieſer dem Apoll, wenn man ihm die Löwenhaupt nähme. Juno und Venus, Diana und Pallas ſind ebenfalls einander gleich.“ Wie die Sculptur, ſo die Malerei, die ohne Zweifel jüngern Urſprungs iſt als jene. Von den Verſuchen, einen Schatten auf einer Fläche zu umſchreiben, fing ſie an, gab dieſen Umriſſen von innen noch einige andeutende Striche, gliederte ſie, und zeichnete ſie aus. Levesque in ſeiner Abhandlung von den Fortſchritten der Griechiſchen Malerei (Mém. de l'Instit. nation., Litter. et beaux Arts 1, 389 ſgg.) nimmt

hierzu 5 verſchiedene Epochen an. Von dieſen Umriſſen, Monogramme genannt, kam man zu den Monochromen, d. h. man illuminirte jene Umriſſe mit einer einzigen Farbe, wovon Plinius den Corinther Kleophantos als Erfinder nennt. Ziegelmehl war es, deſſen man ſich zu dieſer Färbung bediente. Von Eumarus und Cimon berichtet Plinius, daß ſie die erſten geweſen, welche in Gemälden männliche und weibliche Figuren von einander unterſchieden, was Böttiger wohl mit Recht nicht auf die Zeichnung, ſondern auf die verſchiedene Carnation bezieht. Wahrſcheinlich ſchritt man auch zu Polychromen, d. h. zu vielfarbigen Gemälden fort, die aber unſtreitig auf der unterſten Stufe roheſter Verſuche ſtehen blieben. Von der Zeichnung gilt daſſelbe, was von der Sculptur geſagt iſt. Alle bildende Kunſt war bisher lediglich im Dienſte der Religion geübt worden. Dieſe Religion aber hatte bis auf die Zeit der Perſiſchen Kriege durch die epiſche und lyriſche Poeſie, vornehmlich des Homer und Heſiodus, eine Ausbildung gewonnen, welche den Darſtellungen der Kunſt ungemein günſtig und beförderlich ward. Aus ihren Stammſagen erhielten die Griechen ein vermenſchlichtes Göttergeſchlecht, ihre Fetiſche wurden menſchenähnliche Bilder, der religiöſe Anthropomorphismus, durch die Poeſie zu einem höchſt charakteriſtiſchen Polytheismus ausgebildet, gab Gelegenheit, die Idee der Gottheit in der Geſtalt der Menſchheit, nach den verſchiedenen Charakteren derſelben, auf mannigfaltige Weiſe auszuprägen. In den eigenthümlichſten menſchlichen Charakteren und in herrlichen Geſtalten lebten dieſe Götter in den Geſängen, aber nur dem Auge der Phantaſie anſchaubar: konnte, durfte der bildende Künſtler hinter dem Dichter zurückbleiben? Mußte er nicht wetteifern mit dem Dichter, jene poetiſchen Geſtalten, die ſich der Phantaſie der Nation tief eingeprägt hatten, auch der äußeren Anſchauung darzuſtellen? Dieß war unter den gegebenen Umſtänden die nothwendige Aufgabe der bildenden Kunſt, und aus dem Streben der Künſtler, ſie zu löſen, ging nun jener ewig bewunderte Cyklus der Griechiſchen Göttergeſtalten hervor, worin das Ueberirdiſche in plaſtiſcher Anſchauungsform, d. h. in ſchöner Aeußerlichkeit, nicht, wie im Orient, in myſtiſcher Innerlichkeit aufgefaßt iſt. Die intellektuelle Idee eines Gottes wurde zur individuellen Geſtalt mit den objektiv beſtimmteſten Umriſſen, die alſo dargeſtellte Individualität aber keine beſchränkte, perſönliche, nicht die Copie eines wirklichen menſchlichen Individuums, ſondern der Typus einer ganzen Klaſſe von menſchlichen Individuen gewiſſer Art. Hiemit nahm die Kunſt eine Richtung zum Idealen, ſie ſchuf Götterideale, und es begreift ſich nun, wie auf jenen alten Styl der hohe folgen konnte. „Mit beharrlicher Mühe,“ ſagt Meyer, „Unverdroſſenheit und Anſtrengung mußten Schwierigkeiten überwunden, Verſuche angeſtellt, und Entdeckungen gemacht werden, bis man das Vermögen erwarb, die Formen der Natur nachzuahmen, auf Begriffe zu bringen, und zuletzt ihren Geiſt zu ergreifen. Allein die Künſtler wurden noch immer von dem Gewicht der Materie niedergezogen, und die Schwierigkeiten der Ausführung beſchäftigten ſie noch viel zu ſehr, als daß ſie ſich zu Gedanken erheben, und dem Fluge ihrer Einbildungskraft frei überlaſſen konnten. Nachdem ſie aber endlich Raum und Freiheit gewannen, ſich von der Kleinlichkeit und Gebundenheit des alten Styls loszumachen, da erhuben ſich ihre entfeſſelten Kräfte mit einem kühnern Schwung, und der hohe Styl nahm ſeinen Anfang: die herrlichſte Kraftäußerung des menſchlichen Geiſtes, durch die er

ſich ein unvergängliches Denkmal errichtete." Hiezu gab es aber keinen günſtigern Zeitpunkt, als den unmittelbar nach dem Perſiſchen Kriege, theils weil die Nation ſelbſt von einem höhern Geiſte belebt, theils weil größerer Reichthum in Griechenland zuſammengefloſſen war, um die Künſtler mehr beſchäftigen zu können. An Tempel und öffentliche Gebäude blieb auch jetzt die bildende Kunſt gebunden, und da alle Gebäude dieſer Art, welche nachmals Griechenland verherrlichten, Theater, Odeen, Hallen und Gymnaſien, ſelbſt die vorzüglichſten Tempel, erſt nach dem Perſerkrieg errichtet wurden, ſo fand ſich jetzt nicht nur mehr Gelegenheit, die Kunſt zu üben, ſondern auch größere Aufforderung, ſie zu höherer Vollkommenheit zu bringen, wenn ſie anders hinter der ſehr vervollkommneten Baukunſt nicht zurückſtehen wollte. Sehr gegründet iſt gewiß auch Böttigers Vermuthung, daß eine häufige Wechſelwirkung der Bühne auf die bildende Kunſt, und dieſer auf jene Statt gefunden habe. (Andeutungen 1, 81. Vgl. Schlegel über dramat. Lit. und Kunſt 1, 67.) Der Fortſchritt zu höherer Vollkommenheit ging aber auch hier durch Mittelſtufen. An den Statüen, die man zuerſt in dieſe Epoche ſetzen kann, bemerkt man ſchönere Züge, edlere Formen und Verhältniſſe, die Lehre von den Proportionen aber war noch zu unvollkommen, als daß man fähig geweſen wäre, ihnen einen wahrhaft göttlichen, über alle menſchliche Dürftigkeit und Schwäche erhabenen Charakter zu geben. Bei aller Großheit, Hoheit und Vortrefflichkeit dieſer Werke mangelt denſelben noch eine gewiſſe Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung und der Behandlung. Das Erhabene daran nähert ſich dem Ungeheuern, und ſteht in allzu ungleichem Verhältniß mit unſerer Natur; weshalb ſie geſchickter ſind, die Sinne zu überraſchen, als das Herz zu rühren. (S. Meyers Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt in den Horen.) Als Kennzeichen dieſer Zeit bemerkt man drathartige Haare, einen Saum um die Lippen, ſcharf angedeutete Augenknochen, und überhaupt Strenge des Contours. Je weiter ein Werk in dieſe Periode hereingeht, deſto mehr bricht ein Schimmer von Eleganz, vom Zärtlichen und Gefälligen hindurch, und mit dem Ernſt verbindet ſich zugleich die Abſicht zu ergötzen. Werke dieſer Art gränzen jedoch ſchon an die dritte Kunſtepoche; Ernſt und Hoheit, die nur zu rühren, nicht zu gefallen ſuchten, und den Reiz verſchmähten, ſind der Charakter der zweiten. Als ausgezeichnete Meiſter in derſelben nennt uns die Geſchichte den Phidias, von welchem beſonders berühmt ſind die Minerva im Parthenon zu Athen und der olympiſche Jupiter, und ſeine Schüler Alkamenes aus Athen und Agorakritos aus Paros, jener berühmt durch ſeine Venus in den Gärten, dieſer durch ſeine Nemeſis; ferner Polykletos aus Sycion, der in ſeiner koloſſalen Juno zu Argos ein würdiges Seitenſtück zum olympiſchen Jupiter, und in ſeinem Doryphoros ein Muſterbild des Ebenmaßes (deshalb auch als Kanon genannt) lieferte. Uebrigens vervollkommnete er die techniſche Behandlung der Erzbildnerei. Ihn übertraf Myron aus Eleutherä in Böotien, der berühmte Bildner der ehernen Kuh, durch Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, Neuheit der Compoſitionen und gewagte Stellungen, ward aber von den beyden Pythagoras durch das Seelenvolle des Ausdrucks übertroffen. Was die Malerei betrifft, ſo iſts wohl, wie Böttiger (Archäol. der Mal. 1, 241) bemerkt, unmöglich, daß ſie in allem, was Correktheit und Adel der Zeichnung, Lebendigkeit des Ausdrucks, Mannigfaltigkeit der Gruppirung und Compoſitionen betrifft, hinter den Bild=

nern in Bronze und Marmor zurückbleiben konnte. Aber die ſchnellen Fortſchritte der Malerei, die zugleich in der kunſtgerechten Farbenbehandlung beſteht, waren noch immer ſehr aufgehalten; die großen alten Meiſter herrſchten von dieſer Seite noch nicht techniſch über den Stoff, und es fehlte wahrſcheinlich auch lange noch an den zweckmäßigſten Farben und Werkzeugen zu ihrer Behandlung. Merkwürdig ſind aber aus dieſer Periode Panätios, der Cimabue der ältern Atheniſchen Malerſchule, Mikon, vornehmlich berühmt als Roßmaler, und Polygnotos, der in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit in den Geſichtern Bewegung und Leben, Ausdruck und Seele brachte, der Bekleidung mehr Mannigfaltigkeit, und überhaupt der Griechiſchen Malerei zuerſt Selbſtſtändigkeit gab. Seine vorzüglichſten Werke befanden ſich in der Pökile zu Athen und einer Leſche zu Delphi. Apollodoros aus Athen vertheilte zuerſt Licht und Schatten in ſeiner Farbengebung, worin ihn aber Zeuxis eben ſowohl, als in größerer Naturtreue übertraf. Mit ihm wetteiferte Parrhaſios, der an Richtigkeit des Ebenmaßes, Ausdruck und Reinheit der Zeichnung, die Vorigen hinter ſich zurückließ. Was die Kunſt an Größe und Erhabenheit erreichen konnte, ſcheint ſie in dieſer Periode erreicht zu haben. Gegen das Ende derſelben nahm der Geſchmack eine andere Richtung, theils weil die Griechen zur Zeit Alexanders nicht mehr jene Sieger bei Marathon und Platää waren, theils weil die Kunſt mehr und mehr auch den Privatbedürfniſſen dienſtbar wurde, woher es ohne Zweifel kommt, daß wir jetzt weit mehr Süjets bearbeitet finden, welche mit dem Leben in näherer Beziehung ſtehen. Zu ſolchem Behuf und unter ſolchen Umſtänden mußte ſich nothwendig ein anderer Styl bilden, und das Gefällige, das Reizende ſtatt des Erhabenen vorwaltend werden. So wurden nach und nach Werke vorbereitet, welche, um mit Meyer zu reden, die Blume der Kunſt und der Triumph der gefälligen Grazien ſind, wo das Erhabene, ja die Schönheit ſelbſt, dem Lieblichen untergeordnet, und nur in ſoweit angewandt iſt, als der Zweck des Reizes und der Anmuth dadurch befördert werden konnte. Von der zarteſten Empfindung erzeugt, und mit dem feinſten Verſtand ausgebildet, ſprechen dieſe Werke unmittelbar zum Herzen, und legen ſich gleichſam warm und ſchmeichelnd an den Buſen. Von Bildhauern gehören in dieſe Periode Skopas, vornehmlich wegen ſeiner geiſtreichen Gruppirungen geprieſen; Praxiteles, durch ſeinen Amor zu Thespiä, ſeinen Satyr zu Athen, ſeine Venus zu Kos und Knidos berühmt; Lyſippos, der Meiſter der veredelten Porträtbildung; von Malern Apelles, vornehmlich berühmt durch ſeine Venus Anadyomene, Protogenes, Asklepiodoros, Meiſter der Symmetrie, Ariſtides, ſtark im Charakterausdruck. Lyſippos wird als Meiſter der höchſten Grazie in Bronze, Praxiteles in Marmor, Apelles in der Malerei genannt. Als Werke, die aus dieſer Kunſtepoche noch übrig ſind, nennt Meyer den Ludoviſiſchen Bacchus, den ſtehenden Hermaphrodit, den Flötenſpieler und die Bacchantin in der Villa Borgheſe, das Kind mit dem Vogel in der Gallerie Borgheſe, und Ganymed im Clementiniſchen Muſeum. Beſcheiden und weiſe hat ſich in denſelben die Kunſt zu verſtecken bemüht, damit der Verſtand auf keinen einzelnen Theil geheftet, der Genuß durch keinen Begriff geſtört, und die liebliche Einheit des Ganzen ungeſchwächt und rein zu dem Gefühl ſprechen möchte. Von dieſem Punkt aus ging dann aber der Geiſt der Kunſt zu Ueppigkeit und Weichheit über, und verirrte ſich auf mancherlei Abwege in der letzten Kunſtepoche, der der

Entartung, von welcher wir am ſchicklichſten bei Gelegenheit der Kunſt unter den Römern ſprechen. Das Höchſte in jeder Art war erreicht, man konnte faſt nur wiederholen und variiren. Glücklich genug, ſo lange nur dies geſchah, und das war faſt immer der Fall, ſo lange irgendwo noch reiner Kunſtgeſchmack herrſchte. Wurde ſtatt deſſen der Reiz der Neuheit vorwaltend, ſo waren Uebertreibungen unvermeidlich, und dieſe gingen von der einen Seite ins Koloſſale und Ueberladene, von der andern ins Ueppige und Weichliche aus. In der That kann nur ernſtes Studium der klaſſiſchen Meiſterwerke vor dieſen Abwegen verwahren. Wie unermeßlich reich aber Griechenland an Schätzen dieſer Art war, kann man aus der Rede von Jacobs ſehen: Ueber den Reichthum Griechenlands an plaſtiſchen Kunſtwerken und die Urſachen derſelben. München, 1810. Und um wie viel größer erſcheint er dann, wenn man auch noch die Werke der übrigen bildenden Künſte, der Malerei, Steinſchneidekunſt, Formſchneidekunſt u. ſ. w. berückſichtigt. Niemand wird eine ſolche Aufzeichnung hier erwarten, wo es nur um einen allgemeinen Ueberblick zu thun war. dd.

Griechiſche Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verlieren ſich, aus leicht begreiflichen Gründen, die Anfänge der Griechiſchen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Werke der Sprache und Schrift. Schon der Umſtand der ſpät entſtandenen eigentlichen Schriftſtellerei unter den Griechen bezeugt, daß die Cultur der Griechen durch Literatur erſt ſpäterhin befördert wurde. Gab es aber gleich in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, ſo mangelte es doch keineswegs an Inſtituten, die deren Stelle vertraten, und von denen auch das ausging, was man nicht mit Unrecht literariſche Bildung nennen kann, wofern man ſich nur von dem Vorurtheil entwöhnt hat, daß in geſchriebenen Buchſtaben allein das Palladium der Menſchheit beſtehe. Die erſte Periode Griechiſcher Cultur, welche wir bis zum Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, und die dadurch bewirkten bedeutenden Veränderungen, alſo bis 80 Jahre nach dem Troiſchen Kriege ſetzen, und mit dem Namen der Vor-Homeriſchen Periode bezeichnen können, ermangelt alſo der Literatur gänzlich; es fragt ſich aber: ob auch aller literariſchen Bildung? Es iſt frech, und verräth Unwiſſenheit und Mangel an hiſtoriſch-literariſchem Sinn, jene Frage durchaus verneinen zu wollen; denn auch dem Falſchen, was aus dieſer Periode erzählt wird, liegt noch Wahres zum Grunde, das man nur richtig verſtehen muß. Unter den literariſchen Culturbeförderern dieſer Periode hat man drei Klaſſen zu unterſcheiden: 1) ſolche, von denen man keine Schriften kennt, die aber als Erfinder, Dichter, Weiſe genannt werden: Amphion, Demodokos, Melampus, Olen, Phemios, Prometheus; 2) ſolche, denen man nicht mehr vorhandene Schriften fälſchlich beilegt: Abaris, Ariſteas, Cheiron, Epimenides, Eumolpos, Korinnos, Linos, Palamedes; 3) ſolche, von denen man noch Schriften hat, die ihnen aber in ſpäteren Zeiten untergeſchoben ſind: Dares, Diktys, Horapollon, Muſäos, Orpheus, die Urheber der ſibylliniſchen Orakel. Es iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen, ob und wie viel Echtes ſich in dieſen untergeſchobenen Schriften finde, genug, daß ſchon der Gedanke des Unterſchiebens ſelbſt ein früher vorhanden Geweſenes bezeugt. Und wie wäre es auch möglich geweſen, daß die folgende Periode wie aus dem Nichts, ohne alle Vorbereitung, hervorgegangen wäre! Faſſen wir nun alles zuſammen,

was geweſen ſeyn mußte, wenn das Folgende ſollte werden können; ſo ergibt ſich aus den mancherlei Sagen von der Vorhomeriſchen Periode, daß es in ihr Inſtitute gab, welche durch Religion, Poeſie, Orakel, Myſterien, zur Entwilderung der Nation, zur Beförderung der Cultur, wohl meiſt auf Orientaliſche Weiſe, und vielleicht vom Orient ſelbſt ausgegangen, nicht unkräftig wirkten, daß dieſe Inſtitute vornehmlich in den nördlichen Theilen von Griechenland, Thracien, Macedonien ihren Sitz hatten, und daß ſie meiſtens prieſterliche Inſtitute waren. Bemerken muß man hiebei, daß die Cultur in Griechenland weder auf einmal gedieh, noch bei allen Stämmen zugleich ſich zeigte, daß Griechen nur im Verfolg der Zeit zu Griechen wurden, und einzelne Stämme ſich hierin früher als andere hervorthaten. Etwa 80 Jahre nach dem Troiſchen Kriege begann in den Gränzen Griechenlands ein neues Drängen und Umherziehen, ein Theil der Einwohner wanderte aus dem Mutterlande nach den Inſeln und Kleinaſien aus, eine Verpflanzung, welche für den Griechiſchen Genius äußerſt heilſam war, denn auf dieſer hafenreichen Küſte und den benachbarten Inſeln, von der Natur zu Handel und Betriebſamkeit beſtimmt, fand man nicht nur ein ruhigeres Leben, ſondern auch größere Mittel zur Cultur, durch welche in dieſem Klima eine neue Lebensweiſe entſtand. Die Alten legten den Colonien in Jonien und Kleinaſien den Charakter der Ueppigkeit und des Lebensgenuſſes bei; ein ſüßes Nichtsthun war Hauptzug in der Lebensweiſe der glückſeligen Bewohner dieſer Gegenden. Annehmlichkeit und Vergnügen waren die Hauptzwecke ihres Lebens. Sanfte Umriſſe, blaues Meer, reiner Himmel, ſchmeichelnde Luft, die feinſten Früchte und ſchmackhafteſten Kräuter im Ueberfluß, alle Erforderniſſe des Luxus, erfreuende Thäler und wechſelnde Berge ſagten ungemein jener ſchönen Sinnlichkeit zu, und blieben nicht ohne Einwirkung auf den Geiſt. Dichtkunſt und Philoſophie, Malerei und Bildhauerei erreichten hier ihre ſchönſte Blüthe; man mochte aber große und heldenmüthige Thaten lieber erzählen, als ausführen. In der Nähe der Hauptſcenen des erſten wirklichen National-Unternehmens der Griechen, des Troiſchen Krieges, war es wohl kein Wunder, wenn die Theilnahme daran hier größer, die Phantaſie davon mächtiger aufgeregt wurde, und ſo fand hier die Poeſie einen Stoff, durch deſſen Darſtellung ſie ſelbſt einen Charakter annehmen mußte, ganz verſchieden von dem in der vorigen Periode. Bei allen Nationen blühte mit dem Heldenthum zugleich die Poeſie auf; hier folgte den Heroen der erzählende Sänger, und es bildete ſich das Epos. Wir nennen deshalb dieſe zweite Periode das epiſche Zeitalter der Griechen. Der Sänger (Aödos) erſcheint nun getrennt von dem Prieſter, jedoch als hochgeehrte Perſon, vornehmlich auch darum, weil die Erinnerung der Helden in ſeinem Geſange lebte, und Poeſie die Aufbewahrerin aller Kenntniß von der Vorzeit war, ſo lange man noch keine Sagenſchreibung hatte. Das Epos kann ſeiner Natur nach nicht anders als hiſtoriſch (im weiteren Sinne) ſeyn. Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich förmliche Sängerſchulen bildeten, denn an der Phantaſie des erſten Dichters entzündete ſich die Phantaſie Anderer, und man glaubte vielleicht Poeſie lernen zu können, wie man andere Künſte lernte, ein Glaube, zu welchem unſtreitig die Prieſterſchulen nicht wenig beitrugen, nach denen die Sängerſchulen ſich wohl bilden mochten. Sänger gab es aber in eigentlichſter Bedeutung, denn die Sage wurde geſungen, und der

erzählende Dichter begleitete ſelbſt ſeine Töne mit einem Inſtrument. Bei keiner wichtigen Angelegenheit fehlten die Sänger, die man unter beſonderem Einfluß der Götter dachte, vornehmlich der geſangliebenden Muſen, die das Jetzige, Vergangene und Zukünftige kennen. So ſtand der Sänger mit dem Seher auf dem Gipfel der Menſchheit. Aus mehreren aber, welche jenes Zeitalter unſtreitig hatte, ragt wie ein Rieſe der einzige Homeros hervor, unter deſſen Namen wir noch zwei große epiſche Gedichte, Ilias und Odyſſee, ein komiſches epiſches Gedicht, die Batrachomyomachie (Froſch- und Mäuſekrieg), mehrere Hymnen und Epigrammen beſitzen. Nach ſeinem Namen nennt man eine Joniſche Sängerſchule die Homeriden, welche wahrſcheinlich, anfangs zu Chios, eine beſondere Rhapſodenfamilie bildeten, bei denen ſich die alte homeriſche und epiſche Weiſe, Geiſt und Klang der homeriſchen Poeſie erhielt. Vieles, was man dem Homer zuſchreibt, dürfte wohl ihnen angehören, und eine ähnliche Bewandniß mag es mit dem, dem Homer auch zugeſchriebenen epiſchen Kyklos haben, welcher uns auf die Kykliker (Cykliker) hinweiſt, deren Gedichte jedoch bedeutend von dem Joniſchen Epos abzuweichen anfingen, indem in ihnen mehr und mehr das hiſtoriſche Element ſtatt des poetiſchen überwog. Man verſteht hier unter Kyklos den Sagen- und Fabelkreis nicht bloß der Troiſchen Begebenheiten; die kykliſche Poeſie ſchlang ſich um den ganzen Mythenſtamm, und man kann unterſcheiden: 1) einen kosmogoniſchen, 2) genealogiſchen, und 3) Heroen-Kyklos, in welchem ſich 2 Perioden unterſcheiden laſſen, a) der Heroen vor, und b) nach dem Argonautenzuge. In die erſte Klaſſe gehören die Titanen- und Gigantenſchlachten, in die andere die Theo- und Heroogonien. In die dritte Klaſſe gehören zur erſten Periode die Europia, mehrere Herakleia und Dionyſiaka, mehrere Thebaiden, die Oedipodeia u. a. Von Stammesſagen vornehmlich Aegimios, Minyas, Kampf der Lapithen und Centauren bei den Doriern; Phoronis, Danais bei den Argivern; Theſeis, Amazonika bei den Attikern, und endlich mehrere Argonautika. Aus der zweiten Periode wählte dieſe Poeſie ſich vornehmlich den Troiſchen Krieg ſelbſt aus; einige Dichter behandelten die Urſache, andere die Folge deſſelben. Unter den erſten ſind die dem Staſinos zugeſchriebenen kypriſchen Gedichte beſonders berühmt, unter den letzteren des Leſches kleine Ilias, des Arktinos Aethiopis und Ilions Zerſtörung, des trözeniſchen Augias u. a. Noſtoi, d. i. Rückkehr der Helden von Troja; den ganzen Kreis aber ſcheint geſchloſſen zu haben die Telegonie des Eugammon von Kyrene. Die Naupaktika und Eöen handelten von den Heroinen. Die früheſten dieſer cykliſchen Dichter traten gegen die erſten Olympiaden auf. An eine Bezeichnung der Bildungsſtufen ihrer Poeſie iſt darum nicht zu denken, weil wir uns überhaupt nur mit ſehr allgemeinen Nachrichten über ſie begnügen müſſen. Was wir aber von ihnen wiſſen, berechtigt uns zu dem Schluſſe, daß wohl zwiſchen dieſen hiſtoriſchen Dichtern und den Joniſchen Sängerſchulen etwas möge mitten inne gelegen haben, welches gleichſam den Uebergang bezeichnet. Auch finden wir dies in der That in einer Sängerſchule, die ſich wahrſcheinlich gegen 800 vor Chr. Geb. im Europäiſchen Griechenland bildete, in der Böotiſch-Askräiſchen Sängerſchule, die ihren Namen von Askra in Böotien hat, dem Aufenthaltsorte des Heſiodos, der an der Spitze derſelben ſtand, und durch den vielleicht die Poeſie aus Kleinaſien, denn er ſtammte aus Kumä in Aeolien, wieder in das Griechiſche Mutterland ein-

wanderte. Auch ſeine Werke wurden anfangs durch Rhapſoden fortgepflanzt, ſpäterhin erſt künſtlich zuſammengefügt und zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, weshalb denn auch die Echtheit in ihrer jetzigen Geſtalt ſo zweifelhaft iſt, als bei Homer. Von 16 Werken, die ihm Joh. Tzetzes zuſchreibt, ſind auf uns gekommen die Theogonie, der Schild des Herakles (Bruchſtück aus einem größeren Gedicht) und Werke und Tage, ein didaktiſches Gedicht über die Landwirthſchaft, Tagewahl, untermiſcht mit Vorſchriften der Lebensklugheit Erziehung u. ſ. w. Durch den Inhalt und den Geiſt aller dieſer Werke, beſonders der Homeriſchen und Heſiodiſchen, welche ein kanoniſches Anſehn erhielten, und gewiſſermaßen die Grundlage der Jugendbildung ausmachten, erhielt der Charakter der Griechen jene beſtimmte Richtung, die ihn nachher ſo ſehr auszeichnete, und die ſich am deutlichſten in ihrer Religion zu erkennen gibt, welche bei dem Mangel einer nöthigenden Autorität, beſonders einer Prieſterkaſte, ſo zwanglos, und eben dadurch ſo phantaſiereich wurde. Die Myſtik der erſten Periode war dadurch meiſtens verdrängt worden, und in dem neuen Griechiſchen Göttergeſchlechte (denn daß ein neues Götterſyſtem entſtanden war, kann nicht bezweifelt werden) ſah man nichts als die Blüthe der Menſchheit. Schöne Sinnlichkeit wurde daher der Charakter auch der Griechiſchen Religion, bei welcher keine andere Moral Statt finden konnte, als eine ſolche, die das Leben zwar zu genießen, aber mit Weisheit zu genießen lehrt. Poeſie war bisher die einzige Lehrerin und Erzieherin der Griechiſchen Welt-geweſen, und ſie blieb es auch ferner noch, als ſie eine andere Richtung nahm. Dies geſchah in der dritten Periode, dem Zeitalter der Lyriker und der apologiſchen Poeſie und Philoſophie, mit welchem allmählig größere hiſtoriſche Gewißheit anhebt. Um den Anfang der Zeitrechnung der Olympiaden (776 vor Chr. Geb.) entſtand eine wahre Ebbe und Fluth von Verfaſſungen in den kleinen Griechiſchen Staaten. Nach abwechſelnder Herrſchaft kämpfender Parteien, die ſich mit gegenſeitigem Haß lange verfolgten, erhuben ſich endlich Republiken von demokratiſcher Verfaſſung, und Nationalzuſammenkünfte bei heiligen Spielen vereinigten dieſe in gewiſſem Sinn zu einem Ganzen. Der in ſolcher Zeit herrſchende Geiſt begünſtigte vornehmlich die lyriſche Poeſie, welche in Griechenland jetzt zur Kunſt wurde, und bis auf den Einfall der Perſer den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Nächſt den Göttern, die an ihren Feſten mit Hymnen gefeiert wurden, war das Vaterland mit ſeinen Helden ein Hauptgegenſtand dieſer Poeſie. Die äußern Umſtände ſcheinen nicht wenig auf den Charakter derſelben gewirkt zu haben. Die Gemüthskräfte waren durch die Verhältniſſe des Vaterlandes mehr aufgeregt; durch die häufigen Kriege und Kämpfe, Liebe des Vaterlandes und der Freiheit, Haß der Feinde und Tyrannen erzeugte ſich die Heroiſche Ode. Das Leben aber wurde doch zugleich mehr von ſeiner trüben Seite angeſehen und ſchmerzlicher empfunden; daher mehr Einmiſchung von Sentimentalität in der Elegie; von der andern Seite aber auch rüſtige Gegenwirkung durch Sport in dem Jambus (Satyre); in allem kräftiger Anreiz zum Selbſtdenken, Forſchen und Herbeiſchaffen eines erwünſchten Zuſtandes. Die goldene Zeit iſt vorbei, die ein Geſchenk der Götter war, jene, die der Menſch in der Zukunft erſehnt, ſoll das Werk ſeiner freien Kraft ſeyn. Mit dem Gefühl hievon wird die Menſchheit mündig, und in den Zuſtand verſetzt, in welchem Philoſophie ihr zum Bedürfniß wird, die

denn auch immer mehr und mehr ſich entwickelt. Zuerſt ſprach ſie ſich jezt in Sentenzen und Gnomen, in Fabeln, mitunter auch in dogmatiſchem Lehrvortrag aus. Bei dem Genuß von Ruhe umfaßte die lyriſche Poeſie aber auch die Freuden der Erde, den Genuß des Lebens und die daraus entſpringenden Gefühle, wobei ſich jener feine Sinn, jenes Zartgefühl immer deutlicher ausſprachen, durch welche das Leben reizender, der Genuß deſſelben veredelt wurden, und die Darſtellungen davon eine eigenthümliche Grazie erhielten, ſo wie ſie bei der herrſchenden Moral durch eine eigne Naivetät ſich auszeichneten. Von denen, welche durch dieſes alles, ſo wie durch Ausbildung der Muſik und durch Erfindung verſchiedener Formen dieſer lyriſchen Poeſie, ſich ausgezeichnet haben, hat uns die Geſchichte folgende Namen erhalten: Archilochos von Paros, Erfinder des Jambos; Tyrtäos aus Milet, Sänger der Kriegslieder; Kallinos aus Epheſus, Erfinder des elegiſchen Sylbenmaßes; Alkman der Lydier; Arion aus Methymna, welcher den Dithyrambos ausbildete; Terpander aus Antiſſa, Erfinder des Barbiton; die zärtliche Sappho aus Mitylene, ihr Landsmann Alkäos, beider Zeitgenoſſin Erinna; Mimnermos aus Kolophon, der Flötenſpieler; Steſichoros aus Himera; Ibykos aus Rhegium, Erfinder der Sambuka; Anakreon aus Teos; Simonides aus Keos; Hipponax aus Epheſus; Timokreon aus Rhodus; Laſos aus Hermione; Korinna aus Tanagra, die Freundin und Lehrerin Pindars. Dieſe heißen vorzugsweiſe *Lyriker*, als *Gnomiker* werden genannt Solon, Theognis, Phokylides, Pythagoras; als *Fabeldichter* Aeſopos. Mehrere gehören der Zeitrechnung nach in die folgende Periode, des Zuſammenhanges wegen ſtehen ſie am füglichſten hier. Betrachtet man die Philoſophie dieſes Zeitalters, ſo findet man ſie vorzüglich auf das Praktiſche gerichtet, weil von dieſem alles ausgeht und auf dieſes alles hinweiſt. Es mußte demnach früher eine Philoſophie des Lebens als des Wiſſens geben, Philoſophie mußte eher eine Weisheitslehre als Wiſſenslehre ſeyn. In dieſem Sinne muß man die ſogenannten *ſieben Weiſen Griechenlands* (Periander, ſtatt deſſen Andere Epimenides von Kreta oder Myſon nennen, Pittakos, Thales, Solon, Bias, Chilon und Kleobulos) betrachten, von denen ſechs ihren Namen nicht durch Speculation, ſondern durch reifere Erfahrung, durch ihre daraus entſprungene Lebensweisheit, ihre Weltklugheit und Berathung, ihre praktiſche Geſchicklichkeit und Fertigkeit in Geſchäften des Staats, Gewerben und Künſten verdienen. Ihre Sprüche ſind praktiſche Lebensregeln durch Handeln erzeugt, oft nur Ausdruck des gegenwärtigen Gefühls. Weil aber Wiſſen doch die Baſis der Weisheit iſt, ſo mußte man bei weiterem Forſchen doch auch auf das Wiſſen kommen, und ſo ging denn auch die theoretiſche Philoſophie wenigſtens nicht ganz leer aus. Thales wurde der Stifter der *Joniſchen Philoſophie*. Hier ſtehen wir nun aber an dem bedeutendſten Gränzpunkte der literariſchen Bildungsgeſchichte Griechenlands, wo die Poeſie aufhört, der Inbegriff alles Wiſſenswürdigen, die einzige Lehrerin und Erzieherin zu ſeyn. Bisher hatte ſie zugleich auch das Amt der Geſchichte, der Philoſophie und Religion verwaltet; was man auf die Nachwelt zu bringen, was man von Lebensweisheit und Kenntniſſen mitzutheilen, was man von Religion einzuflößen hatte, geſchah in ihrer gemeſſenen Rede, die ſich eben darum, weil ſie gemeſſen war, dem Gedächtniß tiefer und feſter einprägte. Dies ſollte fortan anders werden. Das Leben des Staatsbürgers mußte auch auf die Sprache

einen bedeutenden Einfluß haben. Oeffentliche Verhandlungen, an denen er Theil nahm, nöthigten ihn, die Sprache des gemeinen Lebens für den öffentlichen Vortrag geſchickter zu machen. Dieſes, und die nun in Griechenland bekannter werdende Buchſtabenſchrift, nebſt dem eingeführten Gebrauch des Aegyptiſchen Papyrus, bereiteten die Bildung der Proſa vor. Alles dies aber hatte weſentlichen Einfluß auf den Zuſtand der Wiſſenſchaften; aus der epiſchen Poeſie ging nun allmählig die Geſchichte, aus der poetiſchen Lebensweisheit die ſpeculative Philoſophie hervor. Die bisherige Einheit in der Anſicht geht dadurch verloren, wir müſſen nothwendig den Blick nach verſchiedenen Seiten kehren, und in unſerer Darſtellung von nun an den einzelnen Wiſſenſchaften folgen. Es verſteht ſich übrigens faſt von ſelbſt, daß dieſe Trennung des Erkennens und Wiſſens mehrere andere nach ſich ziehen mußte, denn der reflektirende Verſtand und die räſonnirende Vernunft, welche jeẓt ſtatt der Einbildungskraft in Thätigkeit geſeẓt wurden, entdeckten immer mehr der Unterſuchung Bedürftiges, und ſo traten jeder dieſer Hauptwiſſenſchaften mehrere Neben- und Hilfswiſſenſchaften zur Seite, wodurch der Baum des Erkenntniſſes in immer mehrere Zweige ausſchlug. Jeder reizte die Forſchbegier, und überall ward ein wiſſenſchaftliches Streben rege. Deshalb könnte man die vierte, nun folgende Periode die der Wiſſenſchaftlichkeit nennen. Sie erſtreckt ſich bis ans Ende aller Griechiſchen Literatur, zertheilt ſich aber nach Maßgabe des verſchiedenen Geiſtes, der ſich darin offenbart, und des Vorwaltens dieſer oder jener Wiſſenſchaft, in mehrere Epochen. Wir rechnen die erſte von Solon bis Alexander 594 — 336 vor Chr. Geb. In der Philoſophie zeigt ſich hier zuerſt ein phyſiſch ſpeculativer Geiſt, denn ſie ging wohl zunächſt von Religion aus; alle Religion aber beruht auf Vorſtellungen von der Gottheit, welche in ſo früher Zeit von der Natur nicht unterſchieden wurde. Da nun die Religionsbegriffe nichts enthielten als Dichtungen von der Entſtehung der vornehmſten Naturtheile, d. i. der Gottheiten, ſo wurde nothwendig die älteſte Philoſophie Naturphiloſophie, in welcher der menſchliche Geiſt die bisher beobachteten Sinnenerſcheinungen weiter zu zergliedern, befriedigender zu erklären, und als Ein Ganzes zu umfaſſen ſtrebte. Natürlich iſt es, daß ſich, aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen und Verſuchen in der Naturerkenntniß, in das Geſchäft des reflektirenden Verſtandes und der räſonnirenden Vernunft öfters die dichtende Einbildungskraft miſchte, wodurch denn dieſe philoſophiſch-phyſiſchen Speculationen mit poetiſchen Ideen durchwebt erſcheinen. So zeigt ſich die Joniſche Philoſophie, deren Stifter Thales, die Italiſche, deren Stifter Pythagoras, und die älteſte und ſpätere Eleatiſche Philoſophie. Zu der Joniſchen Schule gehörten Pherecides, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Diogenes aus Kreta, Anaxarchos und Archelaos; die vornehmſten Pythagoräer waren Alkmäon, Timäos von Lokris, Ocellus Lucanus, Epicharmos, Theages, Archytas, Philolaos und Eudoxos; zu der älteſten Eleatiſchen Schule gehören Xenophanes, Parmenides, Heraklit und Leukipp; zu der ſpäteren Empedokles, Demokrit, Zeno, Meliſſos und Diagoras. Ungefähr bis um die 90ſte Olympiade waren die Philoſophen und ihre Schulen durch alle Griechiſchen Städte zerſtreut geweſen; um dieſe Zeit wurde Athen ihr Hauptſiẓ, und dies trug nicht wenig dazu bei, der Philoſophie einen andern Geiſt einzuhauchen, indem hier die Sophiſten die

Lehrer derſelben wurden. Gorgias aus Leontium in Sicilien, Protagoras aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos, Thraſymachos und Tiſias ſind die berühmteſten, deren Namen auf uns gekommen ſind. Ihr Name ſchon bezeichnet ſie als Männer der Wiſſenſchaft, und wirklich waren ſie die Encyklopädiſten ihrer Zeit, welche die Gedanken und Erfindungen der vorigen Zeitalter geſammelt und mit den ihrigen bereichert hatten. Beſondere Verdienſte hatten ſie um Rhetorik und Politik, dieſe zwei in demokratiſchen Verfaſſungen ſo ungemein wichtigen Wiſſenſchaften; allein hiemit nicht zufrieden, trugen ſie auch Naturwiſſenſchaft, Mathematik, Theorie der ſchönen Künſte und Philoſophie vor. In der letzteren nun ſcheint es ihnen eben nicht um Wahrheit, ſondern nur um Glanz zu thun geweſen zu ſeyn, und zu dieſem Zweck bildeten ſie vornehmlich die Sophiſtik und Eriſtik aus, d. i. Beweis- und Disputirkunſt, welche man nachher auch Dialetik genannt hat, wobei es ihnen darauf ankam, alles zu beweiſen. Hiezu erſannen ſie eigene Trugſchlüſſe, welche nach ihnen noch jetzt Sophiſtereien heißen, und ſuchten den Gegner durch mancherlei Mittel zu verwirren. Daß dies der Philoſophie ſelbſt nur Nachtheil bringen konnte, ſpringt in die Augen; allein es iſt auch von der andern Seite gewiß, daß das Schwankende, Unſichere, Willkührliche und Widerſprechende in den Behauptungen ihrer Vorgänger ſehr dazu geeignet war, den Gedanken zu erzeugen, als ſey die Philoſophie überhaupt nur ein Luxus der Geiſter. Man wird ſagen, daß aber doch nur ein frivoles Zeitalter einen ſolchen Gedanken erzeugen konnte, und man hat Recht. Deſto glücklicher aber war es, daß eben in dieſem Zeitalter Sokrates auftrat, nicht nur ein kräftiger Bekämpfer dieſer Sophiſten, ſondern der Philoſophie ſelbſt eine neue Bahn anweiſend. Man hat von ihm gerühmt, er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde herabgezogen, und man hat es von ihm mit Recht gerühmt, indem Er es war, welcher der Philoſophie wieder eine praktiſche Richtung gab, die ſich von der früher dageweſenen dadurch unterſchied, daß nicht mehr bloße Erfahrungen an einander gereiht wurden, ſondern daß man die Natur und Verhältniſſe des Menſchen, den Zweck und die beſte Einrichtung ſeines Lebens im Zuſammenhange zu unterſuchen anfing, und die Speculation, ſtatt auf Phyſik und Metaphyſik, wie bisher, hauptſächlich auf Pſychologie und Moral lenkte. Sokrates hatte viele Schüler, von denen einige ſeine Ideen in ſeiner Manier ſchriftlich darſtellten, Kebes, Aeſchines, Xenophon, andere mit mehr oder weniger Abweichung von ſeinen Ideen und ſeiner Manier Stifter eigener philoſophiſcher Schulen wurden. Es gingen nämlich aus der Sokratiſchen folgende 4 Schulen hervor: 1) die Kyreneiſche, deren Stifter Ariſtippos von Kyrene war; 2) die Megariſche, Eliſche, Eretriſche unter Euklides, Phädon und Menedemos; 3) die Akademiſche, deren Stifter Platon, und 4) die Kyniſche (cyniſche), deren Stifter Antiſthenes war. Platon war unſtreitig das umfaſſendſte und glänzendſte Genie, deſſen ahndungsvoller Geiſt am tiefſten drang. Nicht bloß in der Schule des Sokrates, ſondern auch auf Reiſen gebildet, vereinigte er die philoſophiſchen Kenntniſſe der früheren Griechiſchen Philoſophen mit der der Aegyptiſchen Prieſter und der Beredſamkeit und Kunſt der Sophiſten. Inniges Gefühl für das Ueberirdiſche, zarter moraliſcher Sinn, feiner, ſcharf und tiefblickender Verſtand blicken aus ſeinen Darſtellungen hervor, die mit allen Grazien des Vortrags geſchmückt, und durch eine blühende Einbil-

dungskraft belebt ſind. Die ſokratiſche (erotematiſch-heuriſtiſche) Methode wurde bei ſeinem poetiſchen Talent zu wahrhaft dramatiſcher Darſtellung erhöht, und der philoſophiſche Dialog von ihm zum äſthetiſchen Kunſtwerk ausgebildet. Während die Philoſophie ſo bedeutende Fortſchritte machte, blieb auch die Geſchichte nicht zurück, ſondern näherte ſich ebenfalls mit ſtarken Schritten dem Gipfel der Vollendung. In dem Zeitraume von 550 — 500 vor Chr. Geb. entſtand zuerſt Sagenſchreibung (Logographie) in ungebundener Rede, und als die älteſten Sagenſchreiber kennt man Kadmos, Dionyſios und Hekatäos von Milet, der Argiver Akuſilaos, Hellanikos aus Mitylene, und Pherekydes aus Leros. Nach ihnen erſchien Herodotos aus Halikarnaß, der Homer für die Geſchichte, welcher in ſeinem 27ſten Jahre ſich aufmachte, die wichtigſten Länder der damals bekannten Erde zu bereiſen, um ſie ſelbſt und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen, die Sagen von der Vergangenheit aus den Quellen zu ſchöpfen, und ſelbſt zu prüfen. Mit einer Einfachheit und Treuherzigkeit, die ihm unſere Liebe, mit einer Wahrheitsliebe, die ihm unſere Achtung gewinnt, erzählt er das Gehörte wieder, auf eine Art, die nach Plan und Ausführung ſo oft an Homer erinnert, daß wir natürlich finden, die 9 Bücher ſeiner Geſchichte mit dem Namen der 9 Muſen bezeichnet zu ſehen. Sein Beiſpiel reizte den Thukydides zum Wetteifer, und ſeine 8 Bücher von der Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges zeigen uns den erſten philoſophiſchen Hiſtoriker als Muſter für alle folgenden. Wird er durch zuſammengedrängte Gedankenfülle oft dunkel, ſo herrſcht hingegen in Xenophon die heiterſte Klarheit, und er wurde das Muſter ruhiger, ungekünſtelter Geſchichtsdarſtellung. Wie Sterne der erſten Größe glänzen vornehmlich dieſe drei Hiſtoriker in dieſer Periode hervor, in welcher außerdem noch genannt zu werden verdienen Kteſias, Philiſtos, Theopompos, Ephoros, welche letzteren jedoch durch rhetoriſirende Manier ſich bereits von der echten Geſchichtsdarſtellung entfernten. In der Poeſie entwickelte ſich während dieſer Periode eine ganz neue Gattung; aus den Luſtbarkeiten der Dankfeſte nämlich, welche das Landvolk nach der Weinleſe dem Freudengeber mit wildem Geſang und Geberdentanz feierte, entſtanden, vorzüglich in Attica, die Schauſpiele. Sinnreiche Dorfvirtuoſen gaben den allmählig ernſthafteren Chorgeſängen oder Dithyramben beim Bocksopfer Mannigfaltigkeit und rohe Kunſt, indem ein Zwiſchenredner Volksfabeln erzählte, und der Chor das ewige Lob des Bacchos durch Sittenlehren, wie die Erzählung ſie darbot, abwechſelte. Ihr Lohn, wenn ſie gefielen, war ein Bock. Andere bildeten aus dem Groben die leichtfertigeren Reigen außer dem Opfer, mit den Schalksſtreichen des Feſtes und allem, was Lachen erregte, untermiſcht. Bald wurden dieſe Spiele des Kelterfeſtes auch an andern Tagen wiederholt. Nach einigen Vorgängern gab Solons Zeitgenoß, Thespis, der ſeine Schauſpieler gleich Kelteren mit Weinhefen, oder eigentlich mit Trebermoſt, ſchmückte, an den Scheidewegen und in Dörfern, auf beweglichen Bühnen bald ernſthaftere Geſchichten mit feierlichen Chören, bald luſtigere mit Reigen, worin Satyre und andere Spaßmacher Gelächter erregten. Ihre Vorſtellungen hießen Tragödien, d. i. Bocksopfergeſänge; Trygödien, Kelter- und Moſtgeſänge; Comödien, Luſtreigen, und Satyrhandlungen (Drama satyricum). Endlich erhuben ſich dieſe Spiele veredelt in prachtvoller Zurüſtung auf Schaubühnen der Städte, und unterſchieden ſich immer mehr durch eigenen Ton und

Sittlichkeit. Statt eines Zwiſchenredners, der die Geſchichte aus dem Kopfe vortrug, ſtellte Aeſchylos zuerſt handelnde Perſonen auf, die je zwei nach erlernten Rollen ſich beſprachen, und wurde der eigentliche Schöpfer der dramatiſchen Kunſt. Schnell erhob ſich auch dieſe zum Gipfel der Vollendung, die Tragödie durch Aeſchylos, Sophokles, Euripides, die Comödie durch Kratinos, Eupolis, Krates, vornehmlich aber Ariſtophanes. Unter der Regirung der 30 Tyrannen wurde die Licenz der Comödie, lebende Perſonen dem Gelächter Preis zu geben, beſchränkt, und dadurch bildete ſich allmählig die mittlere Comödie aus, wo der Chor abgeſchafft wurde, und mit den allgemeineren Charakterſchilderungen auch die Charakter-Masken aufkamen. Ariſtophanes und Alexis zeichneten ſich hierin aus. Neben dieſen Gattungen bildeten ſich als eine eigene die Mimen des Sophron aus Syrakus, dramatiſirte Dialogen in rhythmiſcher Proſa. Uebrigens gehören der Zeitfolge nach mehrere Gnomiker und Lyriker in dieſe Periode; mehrere Philoſophen erſchienen als didaktiſche Dichter, Xenophanes, Parmenides, Empedokles, und als Epiker waren berühmt Piſander und Panyaſis durch ihre Herakleen und Antimachos durch ſeine Thebais. Das Epos wurde aber immer hiſtoriſcher, und verlor an ſchöner poetiſcher Geſtaltung. Neben die Poeſie trat in dieſer Periode als eine ernſtere Schweſter die Beredſamkeit, welche bei der republikaniſchen Staatsform Bedürfniß war, und bei der Tendenz des Griechiſchen Geiſtes zur Schönheit ebenfalls kunſtmäßig ausgebildet wurde. Antiphon, Gorgias, Andokides, Lyſias, Iſokrates, Iſäos, Demoſthenes, Aeſchines werden als Meiſter dieſer Kunſt geprieſen, für welche ebenfalls eigene Schulen geſtiftet wurden. Von mehreren dieſer Redner beſitzen wir noch die bewunderten Meiſterſtücke. Wie nahe die Rhetorik daran war, ſelbſt über die Poeſie zu ſiegen, zeigt ſich in Euripides, und es iſt keine Frage, daß ſie auch auf Platon und Thukydides bedeutenden Einfluß hatte. Als Neben- und Hilfswiſſenſchaften bildeten ſich für die Philoſophie die Mathematik, für die Geſchichte die Geographie aus. Die Aſtronomie verdankt der Joniſchen, die Arithmetik der Italiſchen, die Geometrie der Akademiſchen Schule manche Entdeckung. Als Mathematiker waren berühmt Theodoros von Kyrene, Meton, Euktemon, Archytas von Tarent, Eudoxos von Knidos. Die Geographie wurde vornehmlich durch Entdeckungsreiſen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieſer Hinſicht verdienen Erwähnung Hanno's Fahrt um die Weſtküſte von Afrika, des Skylax Periplus, Beſchreibung der Küſten des Mittelmeers, und des Pytheas von Maſſilien Entdeckungen im nordweſtlichen Europa. Die Naturforſchung fiel ebenfalls den Philoſophen anheim, die Arzneikunſt aber, von den Asklepiaden bisher in Tempeln geübt, bildete ſich als ein abgeſonderter Zweig davon aus, und Hippokrates wurde der Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Medicin. Der Tag nach einem Sieg iſt auch noch ein ſchöner Tag. Dies gilt von der nun folgenden Periode, welche man im Allgemeinen die Alexandriniſche nennen, und als die ſyſtematiſirende oder kritiſche charakteriſiren könnte. Zwar hörte auch jetzt Athen nicht auf, ſeinen alten Ruhm zu behaupten. Alexandrien aber wurde doch eigentlich die tonangebende Stadt. Hiedurch mußte nothwendig der Geiſt der Griechiſchen Literatur eine andere Richtung nehmen, und es ſpringt beſonders in die Augen, daß bei dem Gebrauch einer ungeheuern Bibliothek die eigentliche Gelehrſamkeit und Polyhiſtorie über das

frühere freie Geiſtesſtreben ſiegen mußte, welches jedoch nicht ſogleich erſtickt werden konnte. Philoſophie. Die ſokratiſche Philoſophie erzeugt noch einige neue Zweige in der ſtoiſchen Schule, deren Stifter Zenon aus Cittium von Cyprus war, und der Epikuriſchen, von Epikuros aus Gargettus in Attica geſtiftet. Nach ihnen erſchien Platons ſcharfſinniger und gelehrter Schuler Ariſtoteles als Stifter der peripatetiſchen Schule, welche durch Erweiterung des Gebietes der Philoſophie und ſyſtematiſchen Geiſt ſich auszeichnet. Er trennte Logik und Rhetorik, Moral und Politik, Phyſik und Metaphyſik (welchen letzteren Namen er veranlaßte), fügte mehrere angewandte philoſophiſche Wiſſenſchaften hinzu, Oekonomik, Pädagogik, Poetik, Phyſiognomik, erfand die philoſophiſchen Kunſtausdrücke, und gab durch dies alles der Philoſophie die Geſtalt, welche ſich Jahrtauſende herab erhalten hat. Auf ſeinem Wege in Forſchung der Philoſophie und Naturgeſchichte ſchritt ſein Schüler Theophraſtos fort. Je dogmatiſcher die Philoſophie aber durch Ariſtoteles wurde, deſto mehr war den philoſophiſchen Forſchern Behutſamkeit nöthig, und der Geiſt des Zweifelns war ein ſehr heilſamer Geiſt. Er zeigte ſich vornehmlich in dem Skepticismus, der von Pyrrhon aus Elis ausging. Ein wenigſtens ähnlicher Geiſt lebte auch in der mittleren und neueren Akademie, von Arkeſilaos und Karneades geſtiftet. Mathematik und Aſtronomie machten die bedeutendſten Fortſchritte in den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus; und wem ſind die Namen Euklides, Archimedes, Eratoſthenes und Hipparchos unbekannt! Der Geſchichte gaben die Züge und Thaten Alexanders Stoff genug, allein im Ganzen gewann ſie doch nur an äußerem Umfang, nicht an innerem Gehalt, denn ein Streben nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ward nun in ihr herrſchend. Deſto erfreulicher iſt gegen das Ende dieſer Periode die Erſcheinung des Polybios aus Megalopolis, den man als den Urheber der pragmatiſchen Geſchichtsdarſtellung zu betrachten hat, wodurch die Univerſalgeſchichte einen philoſophiſchen Geiſt und würdigen Zweck erhielt. Vielfache Bereicherung erhielt die Geographie, welche Eratoſthenes wiſſenſchaftlich begründete, und Hipparchos mit der Mathematik noch mehr in Verbindung ſetzte. An Länder- und Völkerkunde gewann man durch die Nachrichten des Nearchos und Agatharchides, und die Chronologie erhielt einen bedeutenden Gewinn durch den Pariſchen Marmor. In Hinſicht auf Poeſie kommen manche merkwürdige Veränderungen vor. In Athen ging, nicht ohne Einwirkung politiſcher Urſachen, aus der mittleren Comödie die neue hervor, welche ſich dadurch, daß ſie die ſittliche Menſchennatur zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen nahm, dem modernen Schauſpiel nähert. Unter den 32 Dichtern dieſer Gattung zeichneten ſich beſonders Menander, Philemon und Diphilos aus. Aus den Mimen gingen die Idyllen hervor, in deren Dichtung, nach dem Vorgang des Steſichoros, Sikelidas, Asklepiades u. A. beſonders Theokritos, Bion und Moſchos ſich auszeichneten. Auch die übrigen Dichtungsarten blieben nicht unbearbeitet, allein alle dieſe Arbeiten, ſo wie die Kritik über Poeſie und ſchöne Kunſt, weiſen uns auf Alexandrien hin, und deshalb ſchweigen wir hier von ihnen. Vielleicht iſts auch überhaupt gut, dieſen ohnehin langen Artikel eben hier abzubrechen. Am Ende dieſer Periode hörten ja die Griechen auf, ſelbſtſtändig zu ſeyn, und das weltherrſchende Rom gewann auch hier ſeinen Einfluß. Man ſehe deshalb die Fortſetzung des hier Abgebrochenen unter den Arti-

keln Alexandriniſches Zeitalter und Römiſche Literatur. dd.

Griechiſche Sprache und Schrift. Nicht von jeher wurde in Griechenland geſprochen, was wir Griechiſche Sprache nennen, denn Griechenland war früher von Pelasgern als von Hellenen oder Griechen bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger kannte man aber ſchon zur Zeit Herodots nicht mehr, der dieſe fremde Sprache von der Helleniſchen als verſchieden angibt, und hinzufügt, es ſey wahrſcheinlich, daß die Hellenen ihre urſprüngliche Sprache immer behalten haben (1, 57). Woher aber dieſe ſtamme, darüber ſind die Meinungen getheilt, denn einige wollen ſie aus dem Perſiſchen, andere aus dem Scythiſchen ableiten; zwei Meinungen, welche ſich jedoch durch genealogiſche Gründe vielleicht vereinigen ließen. Außer Griechenland wurde ſie in einem großen Theile von Kleinaſien, dem ſüdlichen Italien und Sicilien geſprochen, und in andern Gegenden, wohin ſich Griechiſche Colonien verbreitet hatten. Bei der Menge Helleniſcher Völkerſchaften eines Hauptſtammes läßt ſich erwarten, daß es verſchiedene Mundarten (Dialekte) müſſe gegeben haben. Deren Kenntniß iſt bei der Griechiſchen Sprache um ſo nothwendiger, da die Schriftſteller dieſer Nation die Eigenheiten der verſchiedenen Mundarten im Gebrauch einzelner Buchſtaben, Wörter, Wortformen, Wendungen und Ausdrücke in die Schriftſtellerſprache übertrugen, und zwar nicht bloß, um dadurch einen Sprechenden näher zu charakteriſiren, ſondern auch, wenn ſie in eigener Perſon ſchrieben. Gewöhnlich nimmt man, nach den 4 Hauptſtämmen der Griechen, 4 Hauptdialekte an, den Aeoliſchen, Doriſchen, Joniſchen und Attiſchen, außer dieſen aber noch mehrere Nebendialekte. Selbſt die 4 Hauptdialekte aber laſſen ſich am Ende auf 2 zurückführen, den Helleniſch-Doriſchen, und den Joniſch-Attiſchen. Jener war der älteſte, wie denn überhaupt durch das Doriſche das Alte bezeichnet wurde. Die älteſte Doriſche Mundart zeigt ſich jedoch im Aeoliſchen Dialekt, aus welchem auch die Lateiniſche Sprache abgeleitet wird. Der Doriſche Dialekt war hart und rauh, der Joniſche der weichſte. Der Aeoliſche Dialekt wurde geſprochen dieſſeits des Iſthmus (außer in Megara, Attica und Doris), in den Aeoliſchen Colonien Kleinaſiens und auf einigen nördlichen Inſeln des Aegäiſchen Meeres: der Doriſche im Peloponnes, den Doriſchen Vierſtädten, den Doriſchen Colonien Kleinaſiens, Unter-Italien (Tarent), Sicilien (Syrakus, Agrigent), am reinſten von den Meſſeniern; der Joniſche in den Joniſchen Colonien Kleinaſiens und auf den Inſeln des Archipelagus; der Attiſche in Attica. In jedem dieſer Dialekte hat man bedeutende Schriftſteller und Schriften. Zum Joniſchen Dialekt gehören zum Theil die Werke der älteſten Dichter, Homers, Heſiods, Theognis u. ſ. w., rein findet man ihn in Proſaikern, beſonders Herodot und Hippokrates; im Doriſchen Dialekte ſangen Pindar, Theokrit, Bion und Moſchus; von Doriſcher Proſa iſt nur wenig übrig, meiſt mathematiſchen und philoſophiſchen Inhalts; im Aeoliſchen Dialekte haben wir die Fragmente des Alkäos und der Sappho. Als Athen die Oberherrſchaft in Griechenland erhalten, und ſich zum Mittelpunkt aller literariſchen Cultur erhoben hatte, wurde mit den attiſchen Meiſterwerken eines Aeſchylos, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Thukydides, Xenophon, Platon, Iſokrates, Demoſthenes u. a. auch der Attiſche Dialekt der allgemeine der Bücherſprache. Grammatiker unterſchieden

nachher das Echt-Attiſche, wie es ſich in jenen Meiſtern des Atticismus findet, von dem Attiſchen des gemeinen Lebens, und nannten dies den gemein-Griechiſchen oder Helleniſchen Dialekt, und ſelbſt die ſpätern Attiſchen Schriftſteller nach jener ſchönſten Blüthenzeit der Literatur Gemeingriechen oder Hellenen. Zu dieſen gehören Ariſtoteles, Theophraſtos, Apollodoros, Polybios, Plutarchos und die übrigen ſpätern, unter denen doch manche Echt-Attiſch ſchrieben, wie Lukianos, Aelianos und Arrianos. Außer den Dramatikern hielten ſich aber die übrigen Dichter keineswegs ausſchließlich an den Attiſchen Dialekt; die Dramatiker ſelbſt nahmen in ihren Chören, weil dieſe zu der älteſten Liturgie der Griechen gehörten, um des Feierlichen willen etwas vom Doriſchen auf, und die übrigen Dichter blieben bei der Homeriſchen Sprache. Man muß demnach annehmen, daß die Griechen mit ihren verſchiedenen Mundarten bekannter waren, als wir mit den unſrigen, wozu vielleicht die allgemeine Lektüre des Homer, der Gebrauch eines religiöſen Rituals und der häufige Verkehr derſelben unter einander vornehmlich wirkten. Wahrſcheinlich aber hatten ſich die Dialekte in der früheſten Zeit noch nicht ſo von einander geſchieden, wie es ſpäterhin geſchah, und daraus muß man ſich die Eigenthümlichkeiten der Sprache Homers und Heſiods erklären. „Im Homer und Heſiod," ſagt Matthiä, „kommen Wortformen und Ausdrücke vor, die von den Grammatikern für Aeoliſch, Doriſch, Attiſch, oder gar für Eigenheiten eines örtlichen Dialekts ausgegeben werden. Allein ſchwerlich waren ſie dieſes ſchon zur Zeit jener Dichter, die ſich eine ſolche Miſchung wohl eben ſo wenig würden erlaubt haben, als ſich jetzt ein Dichter erlauben würde, Niederſächſiſche und Oberdeutſche Provinzialismen unter einander zu miſchen. Die Sprache Homers ſcheint vielmehr ganz die Sprache der damaligen Jonier zu ſeyn. Von dieſen im Homer gebräuchlichen Wortformen blieben aber nicht alle im Joniſchen Dialekt, ſondern einige erhielten ſich nur im Aeoliſch-Doriſchen, andere bloß im Attiſchen Dialekt. Die Grammatiker nannten nun im Homer Attiſch, Aeoliſch, Doriſch u. ſ. w., was dieſes zu *ihrer Zeit* war." Die Zeit, wann die Veränderungen in den Hauptdialekten erfolgten, läßt ſich nicht beſtimmen; es geht aber aus allem dieſem hervor, daß man, um die Griechiſche Sprache gründlich zu erlernen, den Gang der Bildung derſelben *hiſtoriſch* verfolgen, und keine einſeitige Grammatik zum Grunde legen, ſondern ſich über alle abweichenden Formen der Dialekte verbreiten müſſe; eine Mühe, welche dieſe an klaſſiſchen Muſtern jeder Art ſo reiche, und eben deshalb ſo ausgebildete, biegſame, ausdrucksvolle, im Klange ſo liebliche, in der Bewegung ſo harmoniſche, in ihren grammatiſchen Formen und ganzem Bau ſo philoſophiſche Sprache verdient und reichlich lohnt. Wann man angefangen habe, dieſe Sprache durch Schrift zu bezeichnen, darüber hat man ſich lange nicht vereinigen können. Der gewöhnlichen Meinung zu Folge brachte der Phönicier Kadmos die Buchſtabenſchrift zu den Griechen. Das Kadmeiſche Alphabet beſtand aber nur aus 16 Buchſtaben; im Trojaniſchen Kriege ſoll Palamedes noch 4 (Θ Ξ Φ Χ), und eben ſo viele nachher Simonides aus Keos (Ζ Η Ψ Ω) erfunden haben. Daß die bezeichneten 8 Buchſtaben neuer ſind, iſt theils aus Nachrichten, theils aus den älteſten Inſchriften gewiß. Weil die Jonier dieſe Buchſtaben zuerſt aufnahmen, und von dieſen die Attiker, ſo nannte man das Alphabet mit 24 Buchſtaben das Joniſche. Die Figuren der älteſten

Phöniciſchen und Griechiſchen Buchſtaben weichen übrigens ſehr von den jetzt gebräuchlichen Hebräiſchen und Griechiſchen ab. Es hat indeß nicht an ſolchen gefehlt, welche behaupteten, daß noch vor den Zeiten des Kadmus unter den Pelasgern ſchon die Schreibekunſt exiſtirt habe. Dieſe, den Alten ſchon nicht unbekannte, jedoch durch keinen einzigen Schriftſteller von Gewicht beſtätigte Meinung hat in neuern Zeiten nicht unbedeutende Anhänger gefunden. Dagegen traten aber auch andere auf, welche die Schreibekunſt in Griechenland ungleich jünger machten. Der erſte, der die Aufmerkſamkeit auf dieſe Seite lenkte, war der Engländer Wood in ſeinem Essay on the original Genius of Homer. Es iſt allerdings von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung Homers und zur Entſcheidung über vorhomeriſche Poeſie und Schriften, zu wiſſen, ob zu Homers Zeiten Schreibekunſt exiſtirte oder nicht. Woods Meinung iſt, daß man wohl die Zeit, da in Griechenland der Gebrauch der Buchſtabenſchrift allgemein wurde, und den Anfang proſaiſcher Schriften beinahe in eine Periode ſetzen könne, ungefähr 554 J. v. Chr. Geb., und eben ſo lange nach Homer. Zu Homers Zeit wurden alle Kenntniſſe, Religion und Geſetze blos durch das Gedächtniß erhalten, und eben deshalb in Verſe gebracht, bis mit der Schrift auch Proſa eingeführt wurde. Die Einwendung von mehreren angeblich ältern Aufſchriften in Tempeln hat Wolf entkräftet, welcher in ſeinen Prolegomenen zu Homer die Streitfrage genauer beſtimmend in 2 verwandelte: 1) Wann wurden die Griechen überhaupt mit der Kunſt zu ſchreiben bekannt, und 2) wann wurde ſie bei ihnen allgemein? Bei Unterſuchung der letztern Frage mußte beſtimmt werden, wann bequemere Materialien zum Schreiben verbreitet wurden, und in welchem Jahrhundert die Griechen die ſogenannte Schriftſtellerei aufnahmen. Wolf beweiſt nicht blos, daß Homer von dem, was er ſang, nichts geſchrieben habe, indem man erſt nach ihm zum Schreiben ſich der Thierhäute, und erſt gegen des Pſammetichus Zeit des Aegyptiſchen Papyrus bedient habe, ſondern auch, daß von der Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. Geb. dieſe Geſänge nirgends ſchriftlich exiſtirt haben. Zu bemerken iſt übrigens, daß die Griechen anfänglich die Zeilen horizontal, und von der Rechten zur Linken, dann Buſtrophedon, d. h. wie man mit Ochſen ackert, abwechſelnd von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, endlich allein von der Linken zur Rechten ſchrieben. dd.

Griechiſches Feuer ſ. Feuer.

Griesbach (Johann Jakob), geſtorben den 24. März 1812 als geheimer Kirchenrath und erſter Profeſſor der Theologie, hat ſich theils um die Kritik des Neuen Teſtaments, theils um die Bildung vieler tauſend Jünglinge die bleibendſten Verdienſte erworben. Zu Butzbach im Heſſendarmſtädtiſchen den 4. Jan. 1745 geboren, kam er als zartes Kind nach Frankfurt am Main, wo ſein Vater 1777 als Prediger und Conſiſtorialrath ſtarb. Auf dem Frankfurter Gymnaſium erhielt er ſeine erſte Bildung, und bezog 1762 die Univerſität Tübingen, wo er außer Bauers Privatunterricht, Reuß, Cotta und Sartorius hörte, von denen der erſtere bereits die praktiſche Seite der Theologie aufzufaſſen ſtrebte, und in Griesbachs Seele ein Samenkorn ſtreute, das nach Jahren in deſſen populärer Dogmatik hundertfältige Früchte trug. Im J. 1764 ging er nach Halle, wo Segner, Meier, J. P. Eberhard, Stiebritz, Schulze, vor allen aber Semler, deſſen vertrauter Schüler er ward, ihm die Weihe für

das akademiſche Leben gaben. Auf den Rath des Letztern hörte er noch ein Jahr in Leipzig theils bei Erneſti, Morus, Schröth, Gellert, theils bei Reiske alles, was der Hermeneutik und Bibelpolyglotte dienen konnte. Chriſtliche Kirchen- und Religionsgeſchichte wurde das Ziel ſeiner Studien, wobei ihn Erneſti mit Rath und Büchern treulich unterſtützte. Nach Halle zurückgekehrt, begann er große Vorſtudien zur Kritik des Neuen Teſtaments und für die Dogmengeſchichte, und ſchrieb unter Semler ſeine zwei erſten Probeſchriften über die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit in den Dogmen, die aus dem Papſt Leo dem Großen ihre Beſtätigungen erhalten. Feſt entſchloſſen, ſich ganz der Kritik des neuteſtamentlichen Textes zu widmen, unternahm er eine gelehrte Reiſe durch Deutſchland, Holland, England und Frankreich. Nachdem er die merkwürdigen Plätze und Univerſitäten des ſüd- und nordweſtlichen Deutſchlands bereiſt hatte, ging er zu Ende Septembers 1769 über Holland nach England, benutzte hier die literariſchen Schätze zu London, Orford und Cambridge, und ging im Juni 1770 mit ſeinem Freund Schnurrer nach Paris. Den darauf folgenden Winter widmete er in ſeiner Vaterſtadt der Verarbeitung des gewonnenen Stoffs, und trat 1771 in Halle durch die berühmte Abhandlung von den Recenſionen der Evangelien vom Origenes zuerſt als akademiſcher Lehrer mit ſo vielem Beifall auf, daß er ſchon 2 Jahre darauf von Berlin aus zum Profeſſor ernannt wurde. Mit unermüdlichem Fleiße verfolgte er jetzt den Gedanken einer neuen Ausgabe des Neuen Teſtaments, und legte ſchon damals, weil er immer ſtehend arbeitete, und ſelten vor 2 Uhr früh zu Bette ging, den Grund zu der nachherigen Schwäche der Füße und zu den Augenübeln, die ihm im Alter ſo große Leiden verurſachten. Eine Kritik des Neuen Teſtaments war aber damals zugleich ein nicht geringes Wageſtück; dieſe Rückſicht bewog Griesbach, der nach Danovs unglücklichem Tode den Ruf zu einer ordentlichen Profeſſur der Theologie in Jena erhalten hatte, ſich nicht nur beſondere Lehrfreiheit auszubedingen, ſondern auch zuvörderſt nur mit ſeiner Synopſis der Evangelien die Stimmung zu prüfen. Bald aber folgte die erſte Ausgabe des ganzen Teſtaments, da es ſich deutlich zeigte, daß man etwas noch weit Stärkeres vertragen könne. Das Eigenthümliche der Griesbachiſchen Textbearbeitung, welche ſich bekanntlich von allen frühern unterſcheidet, iſt, daß bei ihr nicht blos von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede iſt, ſondern auch die verſchiedenen Grade der Wahrſcheinlichkeit, wie ſie nach Autorität und nach innern Gründen ſich ergeben, beſtimmt, und durch leicht verſtändliche Zeichen unter dem Text aufgeführt werden. Es kann hier nicht der Ort ſeyn, zu zeigen, wie dieſer treffliche Kritiker ſich endlich die ganze Domaine der Kritik des Neuen Teſtaments ſo aneignete, daß ſeine Ausgaben von der letzten Hand nur noch eine ſpärliche Nachleſe geſtatten. Zu bedauern iſt, daß er die vollſtändige Ausgabe, die 1796 begann, und zu Halle und London zugleich erſchien, nicht ſo vollenden konnte, wie er es gedacht hatte. Er war indeß bis an ſeinen Tod unabläſſig damit beſchäftigt, und erlebte wenigſtens die Freude, die bei Göſchen herausgekommene Prachtausgabe vollendet zu ſehen. Die Pflicht des Lehrers war Griesbach die erſte und heiligſte. Selbſt unter den drückendſten Körperleiden beſtieg er den Lehrſtuhl, und kehrte oft neubelebt davon zurück. Neben der Kirchengeſchichte und Exegeſe, und den dazu gehörigen Hilfswiſſenſchaften ſtiftete er auch durch ſeine populäre Dog-

matik um ſo bleibendern Nutzen, als er darin, ein geübter, ſelbſt überzeugter Sachwalter des alten Glaubensſyſtems, der Neuerungsſucht mit weiſer Mäßigung Schranken zu ſetzen wußte. Aber noch viele andere Geſchäfte wurden dem Geſchäftigen zu Theil. Seit 1782 zum ordentlichen Deputirten der Prälatur der Jenaiſchen Landſchaft ernannt, mußte er als Vorſitzender tief in das weitläuf'ge Steuerweſen eindringen, und einen großen Theil ſeiner Zeit Arbeiten widmen, die dem Geſchäftskreiſe eines Gelehrten fremd ſind. Viele Jahre nahm er auch den thätigſten Antheil an der allgemeinen Literaturzeitung, die Schütz, dem er verſchwägert, und Bertuch, dem er befreundet war, gegründet hatten.

Grimm (Friedrich Melchior, Baron von), der als ein geiſtreicher, mit mannigfaltigen Kenntniſſen ausgerüſteter Mann, einen langen Zeitraum hindurch in Paris glänzte, und mit den ausgezeichnetſten Perſonen des vorigen Jahrhunderts in Verbindung ſtand, war den 29. December 1723 zu Regensburg geboren, und ſtarb als Kaiſerlich-Ruſſiſcher Staatsrath den 19. December 1807 zu Gotha. Obwohl ſeine Aeltern arm waren, und in der Dunkelheit lebten, gaben ſie ihrem Sohne dennoch eine anſtändige und ſorgfältige Erziehung, welche derſelbe ſo wohl benutzte, daß er mit dieſer einzigen Ausſtattung ſich einen Rang in der Geſellſchaft zu erwerben wußte. Nachdem er ſeine Studien beendigt, und in Deutſchland für ſein Trauerſpiel Baniſe Spott und Tadel in reichem Maße eingeerndtet hatte, begleitete er die Söhne des Grafen von Schömburg, Cabinetsminiſters des Königs von Polen, nach Paris, und fuhr daſelbſt fort, ſich mit Eifer den Wiſſenſchaften zu widmen. Er war Vorleſer des Herzogs von Sachſen-Gotha, als J. J. Rouſſeau ſein Freund ward. Beide begegneten ſich in der entſchiedenſten Neigung zur Muſik. Rouſſeau führte ihn bei Diderot, dem Baron Holbach u. a. durch Geiſt und Geburt ausgezeichneten Perſonen ein, und erwarb ſich dadurch ein großes Verdienſt um ihn, dem bald darauf ein Abenteuer der ſeltſamſten Art begegnete. Jung und feurig verliebte er ſich in eine Opernſängerin, Namens Fel, wurde aber, trotz ſeiner glühenden Leidenſchaft, von ſeiner grauſamen Göttin nicht erhört, und verfiel darüber in eine Art von Starrſucht, die mehrere Tage währte. Er lag auf ſeinem Bette, mit offenen Augen vor ſich hinſtarrend, die Glieder kalt, ohne zu ſprechen, ohne zu eſſen, ohne ein Zeichen der Empfindung zu geben. Seine Freunde hielten ihn für todt; Raynal und Rouſſeau wachten unabläſſig bei ihm. Aber der Arzt Senac, der ſeinen Puls unterſuchte, gab ihnen lächelnd Troſt, und wirklich ſtand eines Morgens Grimm ganz unerwartet vom Bett auf, kleidete ſich an und gedachte ſeiner Lucretia nicht mehr. Dieſe Begebenheit wurde bekannt, und machte ihn den Frauen intereſſant; er galt für den zärtlichſten und leidenſchaftlichſten aller Liebhaber, und die Schönen beeiferten ſich, ihn für die Grauſamkeit der Demoiſelle Fel ſchadlos zu halten. Dürfen wir Rouſſeau, der ſich allerdings über ihn zu beklagen hatte, und ſeiner Freundſchaft entſagte, da er ſich allenthalben von ihm verdrängt ſah, unbedingt glauben, ſo machte ihn dieſes Glück prahleriſch, ſtolz und anmaßend. An ſeiner Eitelkeit iſt nicht zu zweifeln. Als die Ankunft der Italieniſchen Bouffons in Paris alle Kenner und Freunde der Muſik in 2 Parteien ſpaltete, erklärte ſich Grimm auf das entſchiedenſte für ſie, und ſtand an der Spitze des Coin de la reine, während die Freunde Rameaus und der Franzöſiſchen Muſik den Coin du roi bildeten.

Grimm ſchrieb bei dieſer Gelegenheit eine kleine Broſchüre voll Geiſt, Salz und Geſchmack, unter dem Titel: Le petit prophète de Boemischbroda, und als die Gegner darauf zu antworten verſuchten, ſchlug er ſie durch ſeine Lettre sur la musique française völlig aus dem Felde. Aber dieſer Brief gab ein ſo gewaltiges Aergerniß, daß Anfangs von Verbannung und Baſtille die Rede war, bis endlich die Wuth ſich legte, und dem Verfaſſer ſtatt deſſen der Beifall aller Freunde der neuen Muſik und der Italieniſchen Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen Grimms mit den Unternehmern der Encyklopädie, ſeine Verhältniſſe mit den Großen Frankreichs, ſeine Kenntniſſe, ſo wie die Geſchmeidigkeit ſeines Geiſtes öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. Mehrere Jahre war er Sekretär des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, ſeine literariſchen Bülletins für mehrere Deutſche Fürſten, namentlich für den Herzog von Gotha, zu ſchreiben, welche unter dem Namen feuilles de Grimm vielleicht in 20 Abſchriften circulirten, und durch welche Diderots Religieuse, mon Cousin Jaques und mehrere andere, zwar geiſtreiche, aber übel berüchtigte Werke der Galiani-Diderotſchen Clique zuerſt in Deutſchland bekannt wurden. Friedrich der Große, Guſtav. III. und die Kaiſerin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetſten Beweiſe ihrer Hochachtung. Im J. 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu ſeinem bevollmächtigten Miniſter am Franzöſiſchen Hofe; damals ward er Baron, denn von Geburt war er ein Bürgerlicher. Er ſtand ſeinem neuen Amte wie ein Mann von Geiſt vor, ohne ſeine literariſche Correſpondenz zu unterbrechen, oder ſonſt ſeine Gewohnheiten zu ändern. Als die Stürme der Revolution es den fremden Miniſtern unmöglich machten, in Paris zu bleiben, begab ſich Grimm nach Gotha, und nahm das ehrenvolle Aſyl an, das der Herzog ihm anbot. Im J. 1795 ernannte ihn die Ruſſiſche Kaiſerin zu ihrem bevollmächtigten Miniſter am Niederſächſiſchen Kreiſe. Dieſe erhabene Monarchin erhielt ihm ihre Gunſt bis an ihren Tod und ſtand in ununterbrochenem Briefwechſel mit ihm. Auf ſeinem Pulte lag immer ein für ſie beſtimmtes Cahier, in dem er alles aufzeichnete, was ihm merkwürdig für ſie ſchien; oft kamen Curiere von Petersburg bei ihm an, die er erſt nach Wochen abfertigen konnte. Auch unter Paul I. verwaltete Grimm ſeinen Poſten, bis eine ſchmerzhafte Krankheit ihm ein Auge raubte, und ihn nöthigte, ſich von allen Geſchäften zurückzuziehn. Er wählte aufs neue Gotha zu ſeinem Aufenthalt, und verlebte hier ſeine letzten Jahre, ſtets ſeinen theuern Studien treu, ſtets, ſo viel ihm die Kräfte geſtatteten, mit Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigt. Außer den genannten Schriften gab er eine Lateiniſche Diſſertation über die Geſchichte Maximilians I., Briefe über die Deutſche Literatur und einige andere heraus. Sein ſämmtlicher ſehr anſehnlicher literariſcher Nachlaß aber iſt von dem Ruſſiſchen Hof in Empfang genommen worden. Es finden ſich darunter Memoiren über die Geſchichte ſeiner Zeit vom höchſten Intereſſe, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verluſt iſt. Dagegen iſt nach ſeinem Tod ein Auszug aus den erwähnten literariſchen Bülletins unter dem Titel Correspondance littéraire erſchienen, ein Werk, das die anziehendſten Details über einen wichtigen Zeitraum der Franzöſiſchen gelehrten und gebildeten Welt und ihre innern Verhältniſſe und Beziehungen enthält.

Griphi nannten die Griechen im Allgemeinen alles das, was wir unter Räthſel, Logogriphen, Akroſtichen u. ſ. w. verſtehen. Ei-

gentlich bedeutet das Wort Griphus ein Netz, und man benannte damit die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflöſung die Gäſte oft in Verlegenheit ſetzte. Wer ſie nicht beantworten konnte, unterwarf ſich einer Strafe, die in einem mit Salz vermiſchten Getränke beſtand, welches in einem Zuge ausgetrunken werden mußte; dagegen bekam derjenige einen Kranz zur Belohnung, der die Auflöſung gefunden hatte.

Griſaille bedeutet eine eigene Art der Malerei, welche die Italiener Chiaroscuro, die Deutſchen aber grau in grau nennen; es wird bei derſelben, ohne Rückſicht auf Farbengebung, bloß Licht und Schatten mit weißer und grauer Farbe dargeſtellt. Man verfiel darauf, als man den Mangel der Basreliefs durch Malerei erſetzen wollte.

Grönland gehört zu den zum Theil noch unbekannten Nordländern zwiſchen Island und einem Theil von Nordamerika; ob es mit dieſem zuſammenhängt, oder eine Inſel iſt, weis man nicht, da die Oſt- und Nordſeite wegen des vielen Eiſes unzugänglich iſt, doch vermuthet man, daß es mit dem feſten Lande von Nordamerika verbunden ſey. So weit das Land jetzt entdeckt iſt, erſtreckt es ſich vom 59. bis 80. Gr. N. B. und vom 327. bis 360. Gr. O. L. von Ferro. Es gehört der Krone Dänemark. Man hat hier nur 2 Jahrszeiten: der Sommer fängt vom Juni an und dauert bis in die Mitte des Septembers, worauf ſogleich der Winter mit vieler Strenge eintritt. Vom Juni bis in den Auguſt geht die Sonne nicht unter, dagegen iſt ſie im Winter kaum ein wenig ſichtbar. Die vielen Gebirge des Landes ſind mit ewigem Schnee bedeckt; man findet wenig Bäume, und die Früchte werden ſelten reif: der oft verſuchte Getreidebau hat nie gelingen wollen, da die Sonne auch im Sommer den Boden nicht tief genug zu erwärmen vermag. Bären, Rennthiere, Füchſe, Strandvögel und die Seehunde längs der Küſte ſind der einzige Gegenſtand des Handels, welcher von Dänemark aus nach den Weſtküſten Grönlands getrieben wird. Die Grönländer ſind klein, und leben von Fiſchfang und Jagd. In Anſehung der Sprache, Kleidung und Lebensart ſind ſie den Eskimos in der Terra Labrador ähnlich. Es wurden von Zeit zu Zeit Colonien daſelbſt angelegt, auch in der Folge 4 Miſſionarien zur Verbreitung des Chriſtenthums dahin geſchickt. Die Herrenhuter Gemeinde hat ebenfalls 2 Colonien gegründet. Im J. 1789 zählte man in allen dieſen Anlagen 5122, und 1802 ſchon 5621 Einwohner. Ob übrigens das jetzige Grönland mit einem ſchon früher unter dieſem Namen bekannten Lande eines und daſſelbe ſey, oder nicht, iſt vielfältig beſtritten worden.

Grönlandsfahrer heißen die Schiffer, welche von Europa aus auf den Wallfiſchfang nach Grönland fahren, worunter ſie jedoch nicht die bewohnte Weſtſeite Grönlands (welche ſie die Straße Davis nennen), ſondern die über Lappland zwiſchen dem 75. und 80. Grad liegenden Inſeln Spitzbergen, nebſt der gegenüber gelegenen unbewohnten Oſtſeite von Grönland verſtehen.

Gronov, der Name mehrerer berühmter Kritiker und Philologen. Johann Friedrich Gronov war im J. 1611 zu Hamburg geboren, ſtudirte zu Altdorf die Rechte, hielt ſich darauf einige Zeit in Holland und England auf, bereiſte Frankreich und Italien, ward ſodann Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit zu Deventer, und ging 1653 an Vorhorns Stelle nach Leyden, wo er 1671 ſtarb. Seine Gelehrſamkeit ſetzte ihn in den Rang der erſten Alterthumsforſcher;

zugleich verband er mit ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen unermüdeten Fleiß und liebenswürdige Leutſeligkeit. Seine Ausgaben des Livius, Seneca, Salluſt, Plinius, Plautus u. a., ſo wie ſeine Observationes ſind voll der ſcharfſinnigſten und richtigſten Bemerkungen und Verbeſſerungen, ſein Commentarius de sestertiis enthält die gründlichſte Kenntniß der Römiſchen Sprache und Alterthümer, und ſeine Ausgabe von Hugo Grotius Buche de jure belli et pacis wird wegen der hinzu gefügten Anmerkungen mit Recht geſchätzt. — Sein Sohn Jacob Gronov war 1645 zu Deventer geboren, ſtudirte hier und zu Leyden, hielt ſich dann einige Monate zu Oxford und Cambridge auf, bereiſte Frankreich, Spanien und Italien, wo der Großherzog von Toskana ihm eine Lehrſtelle in Piſa übertrug, die er jedoch 1679 wieder verließ, und dagegen Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Leyden und 1702 Geograph der Univerſität ward (ſtarb daſelbſt 1716). Er war ebenfalls ein gelehrter und fleißiger Kritiker, gab den Tacitus, Polybius, Herodot, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus u. a. heraus, und ſammelte den ſchätzbaren Thesaurus antiquitatum graecarum, allein er gab in dieſen Werken auch manche Blößen, und ließ es ſich in ſeinem Dünkel beikommen, Männer von den entſchiedenſten Verdienſten, wie Henricus Stephanus, Spanheim, Voſſius, Salmaſius, Bochart, Grävius anzugreifen und zu ſchmähen, wodurch er ſich ſelbſt am meiſten ſchaden mußte. — Sein Sohn Abraham Gronov, zu Leyden 1694 geboren, hat ſich durch ſeine Ausgaben des Juſtin, des Pomponius Mela, Tacitus und Aelian auch als einen guten Philologen gezeigt, und ſtarb daſelbſt als Univerſitätsbibliothekar im J. 1775.

Groſchen, eine bekannte Silbermünze, die ihren Namen von grossus, dick, erhielt; man nannte ſie aber dicke Münze im Gegenſatz der dünnen Blechmünzen. Die älteſten bis jetzt bekannten Groſchen ſind diejenigen, welche unter Ludwig IX, Philipp dem Kühnen und Carl IX. zu Tours geprägt, und daher Tournoſen oder Tournos-Groſchen genannt wurden. Die kleinen Gröſchlein aber wurden zuerſt 1678 geſchlagen.

Groß heißt jedes Ding, dem eine gewiſſe Größe zukommt. Die Größe aber wird einem Dinge entweder an und für ſich betrachtet, oder im Verhältniſſe zu einem andern, das als kleiner erſcheint, beigelegt. Die Größe der letztern Art ſollte man Großheit nennen, weil ihr die Kleinheit entgegen ſteht. Groß in dieſer Bedeutung heißt dann dasjenige, was in Anſehung ſeiner Größe den gewöhnlichen Maßſtab der Dinge überſchreitet, ſo daß andere Dinge in Vergleichung mit ihm als klein erſcheinen. Scheint ſich die Größe eines Dinges bis zum Unendlichen zu erweitern, ſo heißt es erhaben, weil es ſich über alles erhebt, was im Augenblick der Vorſtellung mit ihm verglichen wird, z. B. ein hohes, bis in die Wolken ſich aufthürmendes Gebirge, das Weltmeer, der Sternenhimmel u. ſ. w. Die Größe in Beziehung auf den Menſchen iſt entweder körperlich oder geiſtig, und in der letzten Hinſicht entweder intellektual oder moraliſch. So wie nun die Größe des Geiſtes in den Augen der Vernunft mehr Werth hat, als die des Körpers, ſo wird die Größe des Verſtandes (der Erkenntnißkraft oder des Talents überhaupt) von der des Herzens (der Willenskraft oder der Geſinnung) überwogen, wenn man auf die wahre Beſtimmung des Menſchen reflektirt. Man findet aber oft bei Menſchen von ſehr großen Talenten eine Kleinheit der Geſinnung, die ans Schlechte und Nichtswür-

dige gränzt. Die Geſchichtſchreiber haben gewöhnlich nur auf jene Größe Rückſicht genommen, und daher oft das Beiwort des Großen an Menſchen verſchwendet, die, nach dem Maßſtabe der Vernunft gemeſſen, vielmehr den Beinamen: des Kleinen, führen ſollten. D.

Großadmiral iſt in England eine der 9 höchſten Reichswürden, welche jedoch mit Prinz Georg von Dänemark ausgeſtorben und ſeitdem nicht wieder beſetzt worden iſt, ſondern durch Commiſſarien oder vielmehr durch das Admiralitätsgericht repräſentirt wird; in Frankreich war es unter Napoleon ebenfalls eine der 8 großen Reichswürden. — Großfürſt war vormals der Titel der Ruſſiſchen Regenten; auch ſchrieb ſich König Kaſimir von Polen im Jahre 1457 einen Großfürſten in Litthauen, in Reußen und Preußen. Gegenwärtig werden in Rußland die Thronfolger und Brüder des Kaiſers Großfürſten genannt. Seit 1765 hat Siebenbürgen den Titel eines Großfürſtenthums. — Großherr iſt der Titel des Türkiſchen Kaiſers, weil er über mehrere kleine Herrn gebietet (Großſultan). — Großherzog war ſonſt der Titel der Beherrſcher von Toskana; im Rheinbund führten ihn mehrere Fürſten; er iſt mit königlichem Range verbunden. — Großhundert ſind 120 Stück, ſo wie Großtauſend, 1200 Stück. — Großkreuz bei Ritterorden iſt die erſte Klaſſe der Ritter, welche unmittelbar auf den Großmeiſter, das Oberhaupt des Ordens, folgt. — Großvezier (Weſir ätbſem) iſt der Generalſtatthalter des Türkiſchen Reichs, welcher unter der Autorität des Sultans dem ganzen Staate vorſteht. Das Reichsſiegel iſt das Zeichen ſeiner Würde, welches er deshalb beſtändig am Halſe trägt. Unter Beidrückung deſſelben fertigt er Befehle ohne weitere Anfragen für das ganze Reich aus.

Großbritannien heißen die vereinigten Reiche England und Schottland, ſeitdem die Königin Anna im J. 1707 ihre völlige Vereinigung durch Aufnahme des Schottiſchen Parlaments in das Engliſche zu Stande brachte. England, zwiſchen dem 50. und 56. Gr. N. B., und zwiſchen dem 11. und 19. Gr. O. L. von Ferro gelegen, iſt auf 3 Seiten vom Meer, im Norden aber von Schottland begränzt, und enthält 2916 Quadratmeilen. Das Klima iſt, der Lage zufolge, gemäßigt, und die Atmoſphäre, wiewohl neblicht, doch durch die Seeluft geſund. Man unterſcheidet vom eigentlichen England Wales, den weſtlichſten gebirgigen Theil des ſonſt meiſt ebenen Englands. Von Hauptflüſſen fließen die Themſe, die den Medway, und der Humber, der den Trent aufnimmt, in die Nordſee, die Severn in das Iriſche Meer. Zahlreiche Buchten bilden an den Küſten treffliche Häfen, als Portsmouth, Plymouth, Falmouth am Kanal Frankreich gegenüber, Newcaſtle, Hull, Yarmouth, Colcheſter an der Nordſee, Liverpool und Briſtol am Iriſchen Meere. Produkte des im Ganzen ſehr fruchtbaren Landes ſind beſonders treffliche Pferde, Rinder, Schafe, Hunde, an Mineralien Zinn in vorzüglicher Güte und Menge, auch Eiſen und Kupfer, gute Walkererde, Marmor und Bruchſteine, Alaun und Vitriol. Auch ſind mineraliſche Waſſer da, und die Steinkohlen erſetzen den Mangel des Holzes, ſo wie unter den Erzeugniſſen des Bodens das Obſt, aus welchem Moſt bereitet wird, den Wein. Zum Ackerbau iſt der Engliſche Boden vortrefflich. Schottland, zwiſchen dem 54. und 59. Gr. N. B. und 11. und 15. Gr. O. L. hat ein kälteres rauheres Klima und geringere Fruchtbarkeit. Der nördliche ſehr gebirgige Theil, das Hochland genannt,

wo außer etwas Hafer kaum Getreide gedeiht, hat dagegen Ueberfluß an Bau- und Brennholz und unedeln Metallen, auch findet man Edelſteine. Das Niederland iſt fruchtbarer und erzeugt Getreide aller Arten, Hanf und Flachs. Mangel iſt an Salzquellen, daher man aus Seewaſſer Salz ſiedet. Von Irland ſiehe dieſen Artikel. England iſt in 40, Wales in 12, Schottland in 31 Shires oder Grafſchaften getheilt, wozu in Schottland noch 2 Stewarties, Kirkudbright und Orkney kommen, welche letztere die Orkney- und die Schetlandsinſeln begreift. In England lebten im Jahre 1803. 8,331,434, in Wales 541,546, in Schottland 1,599,068 Menſchen mit Ausſchluß der See- und Landmacht. England hat nebſt Wales 29 große, 707 kleine Städte, 117 Flecken, 9293 Kirchſpiele. Die Engländer ſind ein Gemiſch von Britten, Sachſen, Dänen und Franzoſen. Das Schottiſche Hochland wird von Abkömmlingen der alten Galen, der älteſten Urbewohner Britanniens, bewohnt. Noch haben ſie ihre alten Sitten bewahrt, und ihre Sprache, in der Oſſian ſang. Ihre mehr mit Engländern vermiſchten Brüder im Niederland reden Engliſch. In Wales leben die Urenkel der von den Sachſen aus England verdrängten Kymren oder Britten. Das Engliſche Volk zerfällt in den Adel und das eigentliche Volk. Eigentlich kennt man in England nur einen hohen Adel (Nobility.) Dieſer beſteht aus den Lords oder Pairs (Peers), d. i. denjenigen, die ein perſönliches erbliches Sitz- und Stimmrecht im Parlament haben, und ſeine Titel, als Herzog (Duke), Marquis, Graf (Earl), Viscount und Baron, erben, nebſt jenem Recht, auf den älteſten Sohn. Da aber jeder Edelmann außer ſeinem eigentlichen Titel auch auf alle niedern ein Recht hat, ſo heißt z. B. der älteſte Sohn eines Herzogs bei Lebzeiten des Vaters Graf, der zweite Baron (Lord ſchlechthin), der dritte aber bloß Esquire, und wird nur Maſter angeredet, während die ältern Mylord genannt werden. Zu den Lords gehören die Prinzen vom Geblüte, denen der König gewöhnlich die Titel gewiſſer Herzogthümer und Grafſchaften gibt. Durch Adelsbriefe kann der König ſo viel neue Lords ernennen, als ihm gefällt. Nicht erblichen Adel haben die hohen Reichswürden und die Biſchöffe. Außer dieſem Adel gibt es noch einen niedern, uneigentlich ſogenannten (Gentry) ohne Adelsbriefe, Stammbäume und Vorrechte. Alle Beſitzer einigermaßen bedeutender Ländereien laſſen ſich Esquires nennen, und ſind, ungeachtet die Verfaſſung von einem Adel ihres Bluts nichts weiß, doch auf deſſen Reinheit ſo eiferſüchtig, daß ſie ſich ſelten mit Leuten anderer Volksklaſſen verheirathen. In Schottland heißen ſie Lairds. Außer ihnen gehören aber zur Gentry und heißen Gentlemen die reichern Kaufleute, alle Gelehrte, alle jüngern Söhne der Lords und überhaupt alle wohlhabende gut gekleidete Menſchen. Eine Mittelſtufe zwiſchen der Gentry und Nobility bilden die Ritter (Knights) und Baronets. Dies ſind Titel, die vom König durch Briefe ertheilt, durchaus keine Vorrechte gewähren, als perſönliche Auszeichnung und Ehre. Das eigentliche Volk bilden außer den Bürgern in den Städten die Bauern. Da die meiſten Ländereien in den Händen großer Eigenthümer ſind, ſo ſind die Bauern meiſt nur Pächter derſelben, und heißen daher ohne Ausnahme alle ſo (Farmers); dagegen wiſſen ſie nichts von Zinſen, Frohnen u. dgl., ſondern genießen volle perſönliche Freiheit. Auch gibt es dennoch nicht wenige, die entweder eigne Grundſtücke haben (Yeomen, Freeholders), oder auch ihre Güter nach Lehn- oder Erbzinsrecht beſitzen (Copyholders). Die Grundlagen der Brittiſchen

Staatsverfaſſung ſind wenige, und oft nur zu unbeſtimmte, Reichsgrundgeſetze. Dahin gehören: 1) der alte Freiheitsbrief von Heinrich I. (Charta libertatum), zu welchem noch mehrere weniger wichtige von Stephan und Heinrich II. kommen. 2) Die magna Charta (the great Charter), dem König Johann 1215 von den Baronen abgezwungen. 3) Die Petition of rights, eine an Carl I. 1628 gerichtete Adreſſe, deren Inhalt dieſer wider Willen zugeſtehen mußte. 4) Die Declaration of rights, gleichſam die Capitulation, unter der Wilhelm III. 1689 die Krone zu Theil ward. 5) Die Succeſſionsacten von 1701 und 1705. 6) Die Unionsacte von Schottland von 1707. 7) Die von Irland von 1799. Die Brittiſche Conſtitution rühmt Montesquieu hauptſächlich wegen der muſterhaften Trennung und verhältnißmäßigen Abwägung der 3 Staatsgewalten, der geſetzgebenden Macht nämlich, der vollziehenden und der richterlichen. Die geſetzgebende Gewalt nebſt dem Selbſtbeſteuerungsrecht übt das Volk durch ſeine Repräſentanten aus. Dieſe bilden das Parlament, beſtehend aus dem Hauſe der Gemeinen (House, Chamber of Commons), von uns gewöhnlich Unterhaus genannt, in welchem die Deputirten der Shires und Städte (513 aus England und Wales, 45 aus Schottland und 100 aus Irland) Sitz und Stimme haben, und dem Hauſe der Lords (Chamber of Peers), Oberhaus genannt, in welchem die erſte und am mindeſten zahlreiche Klaſſe des Volks ihre Berathſchlagungen beſonders hält, und außer den obenerwähnten weltlichen Lords auch die geiſtlichen, die Erzbiſchöffe und Biſchöffe, Sitz und Stimme haben. Das Parlament iſt nicht beſtändig verſammelt (ſein einziger Schutz gegen völlige Ausartung), ſondern in der königlichen, als einzigen permanenten, Gewalt, liegt das Recht, es zu berufen und aufzuheben. Weder dieſes noch jenes darf länger als 7 Jahre unterbleiben. Jenes geſchieht durch briefliche Einladung jedes einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafſchaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen. Das Recht, in den Wahlverſammlungen zu ſtimmen, hat in den Städten jeder Bürger, in den Shires jeder Freeholder, der 40 Schilling jährliche Einkünfte hat. Wahlfähig ſind nur Leute, die von eigenen freien Gütern jährlich 500 Pf. St. ziehen und dabei kein Amt oder Jahrgeld von der Krone genießen, auf daß ſie, als Vertreter des Volks, unabhängig von den Miniſtern ſeyen. Der König kann das Parlament ausſchreiben, wohin er will; jetzt wird es ſtets in dem alten königlichen Palaſt zu Weſtminſter gehalten, wo jedes Haus ſeinen beſondern Saal hat. Die erſte Sitzung wird vom König in Perſon, der dann gekrönt und königlich geſchmückt erſcheint, mit einer Rede vom Thron im Oberhauſe eröffnet, worauf jedes Haus beſonders in einer ſchriftlichen Dankadreſſe antwortet. Nachdem ſodann die Parlamentsglieder den Kircheneid (oath of Supremacy), von Heinrich VIII. eingeführt, durch welchen der König als Haupt der Engliſchen Kirche anerkannt wird, und den Teſt (einen Eid, durch den ſeit 1702 dem Hauſe Stuart und der katholiſchen Religion abgeſagt wird) die Mitglieder des Unterhauſes überdem noch den Unterthaneneid (oath of Allegiance) geſchworen haben, wählt das Unterhaus ſeinen Sprecher (Speaker), ſo wie eine Committee von 5 Perſonen (von denen einer die Rechte des Hauſes, einer die Beſchwerden des Volks, einer die ſtreitigen Wahlen, einer das Handlungsweſen und einer die kirchlichen Angelegenheiten beſonders zu beachten hat), worauf die Berathungen beginnen. Im Oberhauſe führt der Lordkanzler das Wort, der, wie die übrigen Miniſter, auf

einem Wollſacke ſitzt. Jedes Parlamentsglied hat aber das Recht, etwas vorzutragen. Ein Vorſchlag zu einem Geſetz heißt eine Bill, und muß dreimal, an 3 verſchiedenen Tagen verleſen ſeyn, ehe darüber abgeſtimmt werden kann. Wer nicht zugegen iſt, verliert ſeine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte (Proxies) ſtimmen. Iſt der Vorſchlag von dem Hauſe, worin er gethan, angenommen (passed), ſo wird die Bill dem andern Hauſe zur Berathung, und geht ſie auch da durch, dem Könige zur Beſtätigung zugeſchickt, die derſelbe verweigern kann. Der König hat alſo bei der Geſetzgebung keine Mitwirkung, als das Veto. Die Beſtätigung geſchieht durch Formeln, die, noch von Wilhelm dem Eroberer herrührend, Franzöſiſch ſind; nämlich bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betrifft (public Bill): le Roi le veut; bei einer Privatſachen angehenden (private Bill): soit fait comme il est désiré; bei einer Bill, die Bewilligung von Steuern und Taxen oder Anleihen enthält (money Bill): le Roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veut. Die höfliche Formel der verweigerten Beſtätigung iſt: le Roi s'avisera. Durch die königliche Beſtätigung erhält die Bill Geſetzeskraft, und heißt nun Parlamentsacte. Inhaber der vollziehenden Gewalt iſt der König. Seine Rechte werden unter dem Namen: the Kings prerogative begriffen. Er beſetzt alle Staats-, Kriegs-, Hof- und geiſtliche Aemter, und kann Standeserhöhungen vornehmen. Er führt Krieg und ſchließt Frieden, und die Flotte des Reichs wird als ſein Eigenthum betrachtet. Er ſchickt Geſandte und ſchließt Verträge und Bündniſſe, wie ihm gefällt. Er hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen. Zum Unterhalt des Königs und ſeines Hofſtaats hat das Parlament ein für allemal 900,000 Pf. St. bewilligt. Außer dieſen hat er keine Einnahme; denn von Krongütern weiß man in England nichts, wiewohl der König mehrere Luſtſchlöſſer als Privatbeſitzungen hat. Die Thronfolge richtet ſich nach dem Rechte der Erſtgeburt, ſo daß die Krone jedesmal auf den älteſten Sohn und ſeine Erben, in Ermangelung eines Sohnes aber auf die älteſte Tochter und ihre Erben, und erſt in Ermanglung aller Deſcendenten auf die Seitenverwandten fällt. Die Volljährigkeit des Königs tritt nach dem Teſtamente Heinrichs VIII. mit dem 18. Jahre ein, die Regentſchaft während der Minderjährigkeit ordnet der König in ſeinem Teſtamente, oder wenn er es nicht gethan, das Parlament an. Der Thronerbe iſt ſeit Eduard III. geborner Herzog von Cornwall, und wird ſeit Eduard I. Eroberung von Wales zum Prinzen von Wales durch einen offenen Brief erklärt. Die Krönung geſchieht in der Weſtminſterabtei durch den Erzbiſchoff von Canterbury; die Gemahlin des Königs krönt der Erzbiſchoff von York. Hohe Reichsämter, die alle, bis auf 2 erbliche, vom König beſetzt werden, gab es ehedem 9, einige werden aber nicht mehr verliehen, wie gleich 1) das höchſte des Großrichters (Lord high Steward, magnus Seneschallus Angliae). Seit Richard II. ſchon wird dieſer nur auf kurze Zeit ernannt, entweder des Pomps bei der Königskrönung wegen, oder um den Vorſitz eines Blutgerichts über einen Lord zu führen. Daher iſt der erſte der permanenten Reichsbeamten 2) der Großkanzler (Lord high Chancelor), zugleich Großſiegelbewahrer (Keeper of the great Seal). 3) Der Großſchatzmeiſter (Lord high Treasurer), Präſident der Schatzkammer. Dieſes Amt wird ſeit Georg I. von 5 Commiſſarien verwaltet, deren erſter Premierminiſter heißt, oder erſter Lord der Schatzkammer. 4) Der Präſident des Staats-

oder geheimen Raths (Lord President of the privy Council). 5) Der geheime Siegelbewahrer (Lord privy Seal) drückt das geheime Siegel des Königs auf deſſen Urkunden, die hernach erſt, da nöthig, mit dem großen verſehen werden. 6) Der Großkämmerer (Lord high Chamberlan), deſſen Würde erblich, ſelbſt auf weibliche Deſcendenz, den Herzogen von Lancaſter zugehört. 7) Des Groß-Connetables (Lord high Constable) Würde iſt, ſeit dem unglücklichen 1521 enthaupteten Groß-Connetable Herzog von Buckingham, nicht mehr ertheilt worden. 8) Der Groß-Marſchall (Lord Earl Marshal) oder Oberrichter in Geſchlechtsſachen. Sein Amt gehört erblich den Herzogen von Norfolk zu, die es, weil ſie katholiſch ſind, durch einen Stellvertreter verſehen laſſen. 9) Der Großadmiral (Lord high Admiral) oder Oberrichter in allen Fällen, die auf Seen und Flüſſen vorkommen. Dieſes Amt wird in der Regel nicht beſetzt, ſondern von Commiſſarien verwaltet, deren Vorſitzer erſter Lord der Admiralität heißt. In Schottland waren vor der Vereinigung 8 Reichswürden; 4 hohe: der Großkanzler, der Großſchatzmeiſter, der geheime Siegelbewahrer, der Staatsſecretär; und 4 niedere: der Oberarchivar (Lord Register), der Oberanwald (Lord Advocate), der Unterſchatzmeiſter (Lord Treasurer Depute), und der Obergerichtsſecretär (Lord Justice Clerk). Seit der Vereinigung werden die Stellen der beiden Schatzmeiſter und des Staatsſecretärs nicht mehr beſetzt. Der König übt die vollziehende Gewalt ferner durch folgende hohe Stellen aus: Der geheime Rath (the privy Council) beſteht aus den geheimen Räthen des Königs, welche dieſer ernennt. Jährlich wird eine neue Liſte von ihnen gefertigt, und wer darin weggelaſſen wird, hört dadurch auf, geheimer Rath zu ſeyn. Die geheimen Räthe müſſen eidlich Verſchwiegenheit, und daß ſie nach beſtem Wiſſen dem Könige rathen wollen, angeloben. Ihre Zahl iſt völlig unbeſtimmt. Im geheimen Rathe ſitzen mit die 3 Staatsſecretäre. Der älteſte davon beſorgt die auswärtigen Angelegenheiten des Südens von Europa, der zweite die des Nordens; die einheimiſchen beide gemeinſchaftlich. Der dritte Staatsſecretär iſt bloß für Amerika. Unter den Staatsſecretären ſteht das Staatsarchiv (Paper office) und das Siegelamt (Signet office). Machtbefehle des Königs über Gegenſtände, die durch die Prärogative ſeiner Verfügung vorbehalten ſind, heißen Geheimeraths verordnungen, unrichtig Cabinetsbefehle. Die Schatzkammer iſt das Collegium für die Finanzſachen. Außer dem Lordkanzler, dem erſten Lord der Schatzkammer und der Admiralität, dem Präſidenten des geheimen Raths, und dem geheimen Siegelbewahrer gehören zum Miniſterium noch der Kanzler der Schatzkammer, der Kriegsminiſter, der Feldzeugmeiſter, der Miniſter des Innern und der der auswärtigen Angelegenheiten. Dieſe Miniſter werden vom Könige nicht auf Zeitlebens, ſondern auf unbeſtimmte Zeit ernannt und abgedankt, ſobald es ihm gefällt. Auf der andern Seite ſind ſie für alle ihre Maßregeln und Handlungen der Nation verantwortlich, dahingegen der König, als geheiligte Perſon, nie zur Rechenſchaft gezogen werden kann. Die richterliche Gewalt wird im ganzen Reich im Namen des Königs verwaltet, und Patrimonialgerichtsbarkeit iſt unbekannt, außer daß der Beſitzer eines ſogenannten adelichen Guts (Lord of the manor) die Cognition über gewiſſe kleine Vergebungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit den Freeholders beſetzt. Die erſte gerichtliche Inſtanz bilden die Friedensrichter (Justices of Peace), deren

der König in jeder Shire eine beliebige Anzahl ernennt. Ihre fortdauernde Gewalt iſt aber mehr polizeilich als richterlich; ſie wachen über die öffentliche Ruhe, nehmen Klagen an, verhaften die Miſſethäter, und vernehmen ſie vorläufig und ſummariſch. Ihre Gerichts- oder Polizeibedienten heißen Conſtables. Der eigentlichen Gerichtsbarkeit pflegen die Quarter Sessions oder Great Inquests. Vierteljährlich verſammeln ſich nämlich die Friedensrichter jeder Grafſchaft, und rufen die Geſchwornen (the Jury) zuſammen, die dann über die bei den Friedensrichtern angebrachten bürgerlichen und peinlichen Sachen richten. Ein Angeklagter oder die Parteien haben das Recht, gegen die Geſchwornen zu proteſtiren, worauf andere ernennt werden müſſen. Nach geendeter Sitzung löſt ſich das Gericht auf, und iſt nicht mehr. Fortdauernd iſt aber in jeder Grafſchaft das Amt des Sherifs. Er ernennt die Geſchwornen und vollzieht ihre Urtheile. Die Obrigkeiten der Städte beſtehen aus einem Mayor, hin und wieder auch Bailif genannt, und 12 Aldermen. (Der Mayor von London iſt allezeit Lord.) Von dieſen niedern Gerichten gehen die Berufungen in England in bürgerlichen Sachen an den Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel (Court of common pleas), in peinlichen an die königliche Bank (Kings bench), ſo genannt, weil ehedem der König darin auf einer erhöhten Bank den Vorſitz führte, in Finanzſachen an das Schatzkammergericht (Court of the Exchequer), welches verſchieden iſt von der Schatzkammer, die nicht zugleich Richter und Partei ſeyn darf. Alle 3 ſprechen jedoch in gewiſſen Fällen auch in erſter Inſtanz, und von dem erſten kann noch an die Kings Bench appellirt werden. Ein jedes dieſer Gerichte iſt mit 4 Richtern beſetzt, die zuſammen die 12 Richter von England heißen. Der älteſte und vorſitzende heißt in dem erſten Lord Chief Justice of the common Pleas, im zweiten Lord Chief Justice of England, im dritten Lord Chief Baron, ſo wie die übrigen Beiſitzer des Schatzkammergerichts Barons of the Exchequer heißen, weil ſie ehedem Freiherrn ſeyn mußten. Aber auch dieſe hohen Richter richten nicht ſelbſt. Sie reiſen jährlich zweimal, wie die alten Fränkiſchen Sendgrafen, im Reiche umher, nämlich 2 in einem der 6 Gerichtskreiſe (Circuits), in die das eigentliche England eingetheilt iſt, und halten mit Zuziehung von 12 Geſchwornen die Gerichtsſitzungen (the Assizes), in welchen entſchieden wird, was innerhalb 6 Monaten bei ihnen angebracht worden. In die 2 Circuits von Wales reiſen nicht die Richter ſelbſt, ſondern 4 dazu beauftragte Advocaten. Neben dieſen 3 hohen Gerichtshöfen ſteht das Canzleigericht (Court of Chancery), welches Beſchwerden gegen jene unterſucht und das einzige iſt, welches fortdauernd in voller Wirkſamkeit beſteht, und ohne Geſchworne richtet, wie auch das einzige, welches die Strenge der Geſetze, die ſonſt überall buchſtäblich ausgelegt werden, nach der Billigkeit mäßigen darf. Noch gehören vor das Canzleigericht alle Erbtheilungsſachen; auch hat es die Gerichtsbarkeit über ſein eigenes Perſonale. Es beſteht dieſes außer dem Großkanzler, als Vorſitzer, aus 12 Beiſitzern (Masters of Chancery), die Doctoren der Rechte ſind, 6 Secretären (Clerks) und vielen Subalternen. Das Oberadmiralitätsgericht ſpricht in Schiffahrtshaverei, Bodmerei u. dergl. Sachen, das Obermarſchallsgericht in genealogiſchen und heraldiſchen Streitigkeiten. In Schottland ſind ebenfalls 3 hohe Gerichte: das bürgerliche (Session or College of Justice) mit einem Präſidenten und 14 Beiſitzern (Lords of the Session), das peinliche

(the Justice Court) mit einem Oberrichter (Lord Justice General) und 5 Richtern, und das Finanzgericht (Exchequer Court), 1707 nach dem Engliſchen eingerichtet. Das höchſte Gericht in Großbritannien und Irland aber iſt das Oberhaus, an welches die letzten Appellationen gehen. Vor ihm allein können Lords peinlich gerichtet werden. Von ihm werden Klagen gegen der Miniſter, Coloniegouverneurs und anderer Staatsbeamten Verwaltung angebracht. Das Unterhaus iſt in dieſen Fällen der öffentliche Ankläger, und das Begnadigungsrecht des Königs hört hier auf. Unter den Geſetzen über das Privatrecht iſt das erſte the common Law, von Eduard dem Bekenner aus alten Sächſiſchen und Däniſchen Gewohnheiten geſammelt, von Wilhelm dem Eroberer, der es ins Franzöſiſche überſetzen ließ, mit Normänniſchen Geſetzen vermehrt, von Eduard I. aber verbeſſert. Die Parlamentsſchlüſſe, die dieſes gemeine Recht hin und wieder abgeändert haben, heißen Statute Law. Einige Städte haben auch das Recht der Localſtatuten (peculiar Laws, by-laws). Die peinlichen Geſetze ſind ſehr ſtreng, oft grauſam. Dies iſt den Hauptzügen nach die Idee der Brittiſchen Verfaſſung. Die Hauptquelle der Mißbräuche, die ſie jetzt entſtellen und ihren wohlthätigen Einfluß faſt vernichten, muß in der Mißgeſtalt geſucht werden, die unvermeidliche, von der Zeit herbeigeführte, von den Gewalthabern aber abſichtlich nicht berückſichtigte Veränderungen der Umſtände der Volksrepräſentation gegeben haben. Da im Laufe der Jahrhunderte manches elende Dörflein durch Handel und Gewerbe groß und reich worden, manche ehedem reiche Stadt verarmt und faſt verſchwunden iſt, ſo ſchicken jetzt Gemeinden von 10 oder 12 Menſchen, oder gar der Beſitzer eines Wirthshauſes, auf deſſen Platz ehedem eine Stadt geſtanden (wie Old Sarum) Deputirte ins Parlament, während Städten wie Leeds, Mancheſter, Sheffield, Birmingham dieſes Recht gebricht. Man hat berechnet, daß 254 Parlamentsglieder, alſo faſt die Hälfte aller, von nicht mehr als 5723 Wahlberechtigten gewählt werden. Wie leicht daher die Beſtechung bei den Wahlen ſeyn müſſe, iſt begreiflich. Was Beſtechungen nicht vermögen, bewirken andere Ränke aller Art. Hat ein Miniſter nicht Freunde genug im Parlament, um durchſetzen zu können was er will, ſo ſetzt ihn der König ab, und ſieht ſich nach einem einflußreichern um. Daher iſt die Oppoſition (die den Miniſtern widerſtrebende Partei) ſtets in der Minorität; denn ſobald ſie die Mehrheit auf ihrer Seite hat, iſt der König gezwungen, ſie ſelbſt ans Ruder zu ſetzen, wodurch ſich gewöhnlich ihr politiſches Glaubensbekenntniß ſchnell ändert. Ein anderes Hauptgebrechen des Staats, natürlich, weil die Verfaſſung nicht nach einem Princip gebildet, ſondern nach und nach durch Umſichgreifen und gegenſeitiges Beſchränken der einzelnen Gewalten entſtanden iſt, iſt die Unbeſtimmtheit der Gränzen dieſer Gewalten. Wie weit die Rechte des Oberhauſes, wie weit die des Unterhauſes, und wie weit die Prärogativen des Königs gehen, iſt nicht genau zu beſtimmen, und es entſtehen häufig Zweifel, ob eine Sache Gegenſtand einer Geheimenrathsverordnung oder einer Parlamentsacte ſeyn müſſe. Bei dem eben geſchilderten Zuſtand des Parlaments iſt dieſe Unbeſtimmtheit ſtets den Miniſtern günſtig. So iſt zwar die politiſche Freiheit des Engliſchen Volks ein Schattenbild; aber eines iſt ihm ſtets geblieben, die Freiheit zu ſprechen und zu ſchreiben, und damit mehr, als man denken mag, und vielleicht, in ſo bedrängnißvollen, eine energiſche Regirung heiſchenden Zeiten, ge-

rade genug: denn fürchterlicher als die ſchärfſte Oppoſition iſt dem Despoten die öffentliche Meinung und Publicität der Urtheile der Einzelnen. Wie wenig ein König von England ſich über dieſe wegſetzen dürfe, haben die Stuarts mit zu ſpäter Reue erfahren. Außer dieſem unſchätzbaren Recht und außer dem Genuß der Wohlthaten einer Gerichtsverfaſſung, wie ſie freien Leuten geziemt, beſteht die perſönliche Freiheit des Britten hauptſächlich in dem Recht, nach welchem keiner unverhört in Haft gehalten werden darf. Dieſes gründet ſich ſowohl auf die erwähnte Magna Charta, als auf eine durch Carls II. Willkührlichkeiten 1679 veranlaßte Parlamentsacte von ihren Anfangsworten die Habeas-corpus-Acte genannt. Die Staatsreligion iſt in Großbritannien die evangeliſch-reformirte, zu der ſich jeder öffentliche Beamte durch den Religionseid bekennen muß; denn Katholicismus wurde ſonſt mit Anhänglichkeit an die Stuarts für einerlei gehalten. Daher die Ausſchließung der Iriſchen und (etwa 60,000) Engliſchen Katholiken von Staatsämtern. Die Schottiſche Kirche hat auch in der äußern Form die Grundſätze Calvins angenommen, und heißt Presbyterianiſch. Auch in England gibt es viele, doch in ihren Grundſätzen von den Schotten abweichende, Presbyterianer (Puritaner, Nonconformiſten, jetzt Protestant Dissenters genannt.) Die herrſchende Engliſche Kirche aber hat, da von den Biſchöffen die Reformation in England ausgegangen iſt, die katholiſche Hierarchie beibehalten. Ihre 25 Biſchöffe ſtehen unter den Erzbiſchöffen von Canterbury und York, und zwar unter jenem 20, unter dieſem 4. Jener hat den Rang vor, dieſer gleich nach dem Lordkanzler. Die Biſchöffe haben als geiſtliche Lords den Rang über die weltlichen. Sie werden, wie in den katholiſchen Stiftern, von den Kapiteln gewählt, und haben als Gehilfen, ſtatt der katholiſchen Weihbiſchöffe, Archdiacons und Ruraldecans. Pfarren ſind in England 9293. Der geiſtliche Inhaber einer Pfarre mit dem großen Zehnten heißt Rector. Oft wird aber eine ſolche einer weltlichen Perſon ertheilt, die das Amt dann durch einen gemietheten Theologen (Vicar) verſieht. Der Engliſche Nationalreichthum beruht theils auf den Erzeugniſſen des Bodens, theils und hauptſächlich auf Gewerbfleiß und Handel. Der Ackerbau, der, fleißig betrieben, dem ergiebigen Boden Englands hinlängliche Nahrung für alle ſeine Bewohner leicht abgewinnen könnte, iſt zwar durch Preiſe aufgemuntert, durch einſichtsvolle Landwirthe höher als in irgend einem Lande ausgebildet; aber zu viel Hände entziehen ihm jetzt die Manufakturen und Fabriken, zu viel Land die Viehzucht und die Jagdliebhaberei der großen Güterbeſitzer, zu viel Kapital der Speculationsgeiſt der Reichen, als daß man einer jährlichen Einfuhr von für $7\frac{1}{2}$ Million Pf. St. Getreide entbehren könnte, anſtatt daß vor 60 Jahren England $\frac{1}{10}$ ſeines Getreides ausführte. Man rechnet in England und Wales von 40 Millionen Acres 8 Millionen wüſten und 14 Millionen nicht gehörig benutzten Landes. Dennoch leidet England durch dieſe Getreideeinfuhr nicht wahren Verluſt, da durch den Fabrikfleiß und Handel für den Nationalreichthum dreimal ſo viel, als durch den Landbau gewonnen wird. Was der Brittiſche Manufacturfleiß, der jetzt die meiſten Hände beſchäftigt, und allein neben dem ungeheuern London die Exiſtenz eines Birmingham, Leeds, Mancheſter ꝛc. möglich macht, in Wollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren ꝛc. leiſte iſt weltkundig. — Der Engliſche Handel, allein zur großen Hälfte die Baſis des allgemein verbrei-

teten Wohlſtandes, iſt in den neueſten Zeiten zu einer Blüthe und einem Umfang geſtiegen, die nur durch das Monopol, das der Krieg ſichert, erklärlich werden; wie ſehr auch Englands inſulariſche Lage, gleichſam am Zugange aller Europäiſchen Häfen, und der Reichthum ſeiner eignen Küſten an Häfen den Handel begünſtigen. Es werden gegenwärtig in Großbrittannien jährlich im Durchſchnitt für 30 Mill. Pf. Waaren und 10 Mill. baares Geld ein=; dagegen für etliche 40 Mill. Pf. Waaren und 6 Mill. baares Geld ausgeführt Der auswärtige Handel iſt zum Theil in den Händen von Handlungscompagnien, deren vorzüglichſte, die Oſtindiſche, in Oſtindien ein drei bis vier Mal zahlreicheres Volk beherrſcht, als Großbritannien und Irland enthält. Unter den übrigen Geſellſchaften haben die Ruſſiſche und Levantiſche keinen bedeutenden Fortgang gehabt. Wichtiger ſind die Afrikaniſche, die Südſee= und Hudſonsbay=Geſellſchaft. Die Engliſche Bank gehört, auf Actien gegründet, auch zu den Handelscompagnien. Sie iſt eine Zettelbank (ſ. den Art. Bank), d. i. ſie gibt mehr Papiergeld aus, als ihr Kapital beträgt, daher ſie durch eine Intrigue der Franzöſiſchen Regirung, die im J. 1797 viele ihre Gläubiger aufzuhetzen und dadurch die übrigen mißtrauiſch zu machen wußte, in die größte Verlegenheit gerieth, aus der ſie nur der Patriotismus der Engliſchen Kaufmannſchaft rettete, die mit Vorſchüſſen aushalf. Ihr Sturz würde, da das Staatsvermögen zum großen Theil nur in ihrem Credite beſteht, und ihre Zettel ſtatt des Geldes curſiren, den Nationalbankerott zur Folge haben. An Colonien hatte England vor dem Revolutionskriege in Oſtindien Calcutta nebſt Bengalen, Bombay, Madras ꝛc., in Amerika Hudſonsbay, Labrador, Neufundland, Neuſchottland oder Acadien, Canada, in Weſtindien Jamaika und viele kleinere Antillen, in Afrika einige Plätze in Guinea und Senegambien, in Südindien Botany=Bay, Port Jakſon. Im Frieden von Amiens erwarb es hiezu nichts als die Inſel Trinidad und die Holländiſchen Beſitzungen auf Ceylon. Die alten Colonien haben eine Verfaſſung, die der des Mutterlandes gleich iſt. Die Pflanzer bilden ein Parlament, und der Gouverneur iſt ſtatt des Königs. Der Reichthum der Colonien wird lange noch Englands Ueberfluß und furchtbare Macht verbürgen, bis vielleicht eine nach der andern, zu Amerikas Wohlſtand gelangt, Amerikas Beiſpiel folgt. Dies iſt, was England am meiſten zu fürchten hat. Der ungeheure Engliſche Nationalreichthum iſt, wie dieſe Betrachtung ſeiner Quellen zeigt, ſehr ungleich vertheilt. Da die Reichen (zahlreicher zwar als in irgend einem andern Lande, aber doch immer der kleinere Theil) ihre Kapitale großentheils lieber auf den auswärtigen Handel, auf die Colonien, auf Staatspapiere wenden, als auf weniger einträglichen Landbau und ſelbſt Fabrikfleiß, ſo feiert eine große Menge Menſchen in England. Daher die Anzahl der Armen, daher die vielen Auswanderungen. Die ganze Maſſe des Brittiſchen Nationaleinkommens berechnete man im J. 1810 zu 132,470,000 Pf., welches ein Kapital von 1,272,800,000 Pf. geben würde. Dagegen kann man das vorhandene baare Geld auf nicht ganz 100 Mill. Pf. anſchlagen. Von obigen 132 Mill. ſind genauen Berechnungen zu Folge 51 Mill. zum nothdürftigen Unterhalte der Nation erfoderlich, ſo daß im Frieden ein Ueberſchuß von 81 Mill. bleibt. Die Nationalſchuld iſt theils fundirt, theils nicht fundirt. Anfänglich wurde jede neu contrahirte Schuld ſogleich auf eine neue dazu aufgelegte Taxe fundirt, d. i. eine Taxe, die zu nichts anderm verwandt werden durfte, zu

Bezahlung ihrer Zinſen beſtimmt. Wegen der Unbequemlichkeit dieſer Einrichtung wurden 1787 alle dieſe Taxen in dem ſogenannten conſolidirten Fonds vereinigt, der nun die Zinſen aller fundirten Schulden deckt. Die Scheine dieſer Schulden heißen Stocks und geben 3 Procent. Der Fonds wird durch eine neue Taxe verſtärkt, ſo oft entweder eine neue Schuld contrahirt, oder eine alte noch nicht fundirte fundirt wird (ſ. Exchequer-Bill.) Wiewohl nun alſo an eine wahre Verminderung der Schuld im Kriege nicht zu denken iſt, ſo wird doch zu Erhaltung des Staatscredits die alte Einrichtung beibehalten, jährlich etwas von den alten Schulden abzuzahlen. Im J. 1717 gewann man durch Herabſetzung der Zinſen der Nationalſchuld von 6 Proc. auf 5 (ſpäter auf 3) einen jährlichen Ueberſchuß, aus dem der Tilgungsfonds (sinking fund) gebildet wurde. Dieſer war 1785 auf 3 Mill. jährlichen Ertrags angewachſen. Jetzt erhält er außer andern Zuflüſſen jährlich 1 Million aus dem conſolidirten Fonds. Die Taxen ſind entweder jährliche, die jedes Jahr von neuem bewilligt werden müſſen, oder permanente, die ein für allemal bewilligt ſind. Jene waren ſonſt die Malztaxe und die Landtaxe oder Grundſteuer. Dieſe iſt aber nun von Pitt im J. 1798 auf 20 Jahr permanent gemacht, oder vielmehr voraus verkauft und anticipirt. Wenn ſie für England 1,997,763 Pf. beträgt, gibt Schottland 48,000 Pf. Die alten permanenten Taxen ſind die Zölle, die Acciſe, das Stempelpapier, die Fenſtertaxe, die Miethkutſchentaxe und die Penſionentaxe. Unter den neuen Taxen, die der Krieg hervorgebracht, iſt die vorzüglichſte die Einkommen- oder jetzt ſogenannte Eigenthumstaxe, beſtehend in 10 Procent von jedem jährlichen Einkommen über 200 Pf. und einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pfund. Hiezu kommt eine unzählbare Menge Taxen auf alle erſinnliche Gegenſtände des Luxus und der Conſumtion. Für den ungeheuern Ertrag dieſer Abgaben und Anleihen iſt freilich die Engliſche Seemacht zu einer beiſpielloſen und ſelbſt die Landmacht zu einer für England ungeheuern Furchtbarkeit gebracht. Die Brittiſche Seemacht beſtand im J. 1808 aus 1108 Kriegsſchiffen, worunter 255 Linien-, 38 Funfzigkanonenſchiffe, 258 Fregatten. Dieſe ungeheure Flotte iſt in 3 Escadres von verſchiedner Flagge und verſchiednem Range vertheilt, die rothe, die weiße und die blaue. Die Admirals und Commandeurs rücken von der letzten bis zur erſten. Die Landarmee beſtand im nämlichen Jahre aus 204,815 Mann regulärer Truppen ohne 24,781 Mann Artillerie, 25,025 Mann Volontärs Kavallerie, 261,821 Mann Volontärs Infanterie, 9825 Mann Volontärs Artillerie, und 77,164 Mann Miliz. Da die Brittiſche Conſtitution Zwangswerbungen oder Conſcription nicht geſtattet, ſo iſt die Armee, um zum Dienſt zu locken, außerordentlich gut bezahlt. Ein Gemeiner erhält täglich 1 Schilling, ein General jährlich 2074 Pf., der Generaliſſimus 3157 Pf. So zu Vertheidigung und Angriff gerüſtet, hat England in neuern Zeiten die errungene Meeresherrſchaft wohl behaupten mögen, und zum Kampfe für die Freiheit Europa's gegen die Anmaßungen des franzöſiſchen Uſurpators kraftvoll gewirkt. k.

Größe, ſcheinbare. Die ſcheinbare Größe eines Körpers iſt die ſcheinbare Entfernung ſeiner äußerſten Gränzen von einander. Sie muß durch den optiſchen Winkel beſtimmt, dieſer aber durch mathematiſche Inſtrumente, wie alle andere Winkel gemeſſen werden. Auf dieſe Art werden die ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne und des Mon-

des ſowohl am Rande des Horizontes als im Scheitel 31 Minuten geben, und man wird keine Unterſchiede in Anſehung der ſcheinbaren Größen wahrnehmen, als nur in ſofern die optiſchen Winkel verſchieden ſind. Da wir uns aber von früh auf gewöhnen, unwillkührlich das Urtheil der Seele über das Geſehene einzumiſchen, ſo vermengen wir die rein optiſche Darſtellung mit dem darüber gefällten Urtheile, und ſchreiben dem geſehenen Gegenſtande ſogleich eine wahre Größe zu, die aber, wiewohl in anderer Bedeutung, als die rein optiſche, auch eine ſcheinbare genannt wird. Es kommt bei dieſer nicht allein auf den optiſchen Winkel an, ſondern zugleich auf die Umſtände, auf welche die Seele bei dem darüber gefällten Urtheile Rückſicht nimmt. Scheinbare Größe in dieſer Bedeutung iſt nichts anders als Vorſtellung einer wahren Größe, die in uns vermöge des Augenmaßes nach gewiſſen gewohnten Regeln aus mancherlei mit einander verglichenen Umſtänden entſteht. Dieſe Umſtände ſind vorzüglich die durch Erfahrungen erlangte Kenntniß der wahren Größe und die ſcheinbare Entfernung des Gegenſtandes von unſerm Auge. Der erſtere leitet uns meiſtens bei unſern Urtheilen über die Größe naher und auf der Erde befindlicher, der zweite bei entferntern und am Himmel ſich darſtellenden Gegenſtänden. Kennen wir die wahre Größe eines in der Entfernung geſehenen Gegenſtandes ſchon aus Erfahrung, ſo richten wir danach unſere Vorſtellung ein, und irren in der Beſtimmung der ſcheinbaren Größe nicht leicht.

Großgriechenland heißt bei mehreren Lateiniſchen Schriftſtellern der untere von Griechiſchen Coloniſten bevölkerte Theil Italiens. D'Anville begreift das ganze ſüdliche Italien darunter, und läßt es nördlich vom Fluſſe Silar oder Selo, der ſich in den Golf von Päſtum ergießt, begränzen; aber es ſcheint natürlicher, auch Campanien dazu zu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Gebiet von Cuma endigte, und an der andern den Frento oder Fortore, der Apulien begränzt und ſich ins Adriatiſche Meer ergießt, zur Gränze anzunehmen, weil die Griechiſchen Colonien bis hieher gehen. Die rohen Völkerſtämme nämlich, welche in den früheſten Zeiten von Norden her in Italien eingewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien, aber immer zwiſchen den Apenninen und in dem Innern des Landes eingeſchloſſen. Als nun mehrere Jahrtauſende ſpäter die Griechen aus den Inſeln des Archipelagus, theils weil ſie hier keinen Raum mehr fanden, theils weil ſie ſich von dieſem ſo ſchönen und nahe gelegenen Lande gereizt fühlten, hieher kamen, fingen ſie an, auf den noch unbeſetzten Küſten Pflanzſtädte zu erbauen, und vermiſchten ſich nach und nach mit den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wann dieſe Griechiſchen Anpflanzungen anfingen, fällt unſtreitig nach Trojas Zerſtörung. Athener, Phocier und einige Trojaner kamen hieher. Nach Dionyſius von Halicarnaß zerſtreuten ſich alle Begleiter des Aeneas in verſchiedene Gegenden Italiens. Einige landeten in Japygia, andere zogen an die beiden Seiten des Apenninengebirges hin, und legten mit Güte oder Gewalt Colonien an. In der Folge ſandten auch die Römer Colonien nach Calabrien, und theils dadurch, theils durch das Recht der Eroberung wurden ſie endlich Herren des ganzen Landes und aller Griechiſchen Colonien. Man ſprach nun in Calabrien nicht mehr Griechiſch, ſondern auch Lateiniſch, und eben ſo vermiſchten ſich die Griechiſchen mit den Römiſchen Sitten und Gebräuchen, ſo daß noch jetzt dieſe Vermiſchung kennbar iſt. Die zu Großgrie-

chenland gehörigen Landſchaften waren Campanien, Apulien, Japygien, Lucanien und das Land der Bruttier, und die berühmteſten Republiken daſelbſt Tarent, Sybaris, Crotona, Poſidonia, Locris und Rhegium.

Groſsmann (Guſtav Friedrich Wilhelm), war den 30. Nov. 1746 zu Berlin geboren. Unter dem Druck der bitterſten Armuth vollendete er ſeine Studien, zu denen angeborne Neigung ihn trieb, und wurde Legationsſekretär bei dem Preuſsiſchen Reſidenten zu Danzig, Herrn von Jung, der ihn zu mancherlei Geſchäften gebrauchte. Nach ſeiner Entlaſſung von demſelben privatiſirte er einige Zeit in Berlin, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit der ſchönen Literatur. Leſſings Umgang gewann ihn für das dramatiſche Fach; er ſchrieb auf zufällige Veranlaſſung das Schauſpiel: die Feuersbrunſt, und das Trauerſpiel: Wilhelmine von Blondheim. Im J. 1774 traf er auf einer Durchreiſe durch Gotha die Seyleriſche Geſellſchaft, nahm Engagement, und fand in dem Kreiſe der auserleſenſten Schauſpieler Gelegenheit, ſein Talent für die Bühne auszubilden. Sein Debüt in der ſchwierigen Rolle des Riccaut de la Marliniere war glänzend. Nach einigen Jahren verließ er Gotha, wo er ſich verheirathet hatte, um die Direction des Hoftheaters zu Bonn zu übernehmen. Hier handelte und wirkte er unabläſſig für die Bühne. Im J. 1783 übernahm er die Direction der Schaubühne zu Mainz und Frankfurt, und überließ die Direction des Bonner Theaters ſeiner Gattin, die aber bald darauf ſtarb, worauf er ſich zum zweiten Male verheirathete. In Frankfurt verlor er bei einem Brande des Theaters ſein ganzes Vermögen, worauf er die Direction der Bühnen von Hannover, Bremen und Pyrmont übernahm. Statt durch eine gute Wirthſchaft hier ſeinen Verluſt wieder gut zu machen, ſtürzte er ſich durch einen übertriebenen Aufwand in Schulden; beſonders aber ſchadete er ſich durch die unbeſonnene Art, wie er der Franzöſiſchen Revolution ſeinen Beifall gab. Nach der Aufführung einer von ihm ſelbſt geſchriebenen Farce (Wer wird ſie bekommen?), in welche er eine Menge Perſönlichkeiten und Anzüglichkeiten aus dem Stegreif gemiſcht hatte, ward er arretirt. Erſt nach 6 Monaten erhielt er ſeine Freiheit wieder, doch durfte er nie mehr die Bühne betreten. Unmäſsigkeit im Trinken und Nachtwachen hatten ſchon früher ſeine Geſundheit untergraben; aber dieſe Demüthigung brachte in ihm eine an Wahnſinn gränzende Ueberſpannung hervor; ſie ging in ein ſchleichendes auszehrendes Fieber über, an welchem er den 20. März 1796, 50 Jahre alt, ſtarb. Er hatte viele Verdienſte um die mechaniſche und ökonomiſche Einrichtung der Schaubühnen, denen er vorſtand, und gehörte als Schauſpieler zu den gebildetſten und vorzüglichſten, welche Deutſchland aufzuweiſen hat. Als Schauſpieldichter iſt ſein Verdienſt minder bedeutend, doch verrathen ſeine Stücke Beobachtung und Menſchenkenntniß, und ſind reich an komiſchem Witz. Als Schauſpieler ſpielte er am glücklichſten komiſche Rollen, Hausväter und Alte. Im dem Hofrath in den ſechs Schüſſeln hat er ſich ſelbſt gegeben.

Groſsgörſchen ſ. Lützen.

Grotius oder van Groot (Hugo), war zu Delft den 10. April 1583 geboren. Er ſtammte aus einer edeln Familie, erhielt eine treffliche Erziehung, und entſprach derſelben auf eine ausgezeichnete Weiſe. Seine Talente entwickelten ſich ſo früh, daß er ſchon in ſeinem funfzehnten Jahre über philoſophiſche, mathematiſche und

juriſtiſche Theſes mit allgemeinem Beifall disputirte. Das Jahr darauf ging er mit Barneveldt, damaligem Holländiſchen Geſandten, nach Frankreich, und gewann durch ſeinen Geiſt und ſein Betragen den Beifall Heinrichs IV. Nach ſeiner Rückkehr nach Holland führte er den erſten Proceß in ſeinem ſiebzehnten Jahre, und ward im 24ſten Generaladvokat. Rotterdam wünſchte ihn zu beſitzen; er ließ ſich 1613 daſelbſt nieder, und ward Syndikus oder Penſionär. Die Angelegenheiten der Remonſtranten und ihrer Gegner beunruhigten damals Holland. Barneveldt war der Beſchützer der erſtern, und Grotius, der ſich für ſeinen Freund erklärt hatte, unterſtützte ihn durch ſeine Schriften und durch ſein Anſehn. Dies verwickelte ihn in den Prozeß, der mit der Enthauptung Barneveldts 1619 endigte, und war Urſache, daß er ſelbſt zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf dem Schloſſe Löwenſtein verurtheilt ward. Aus dieſer wußte er jedoch mittelſt einer Kiſte, in welcher ihm ſeine Gattin Bücher geſchickt hatte, und in welcher er ſich verbarg, glücklich zu entkommen. Nachdem er einige Zeit in den katholiſchen Niederlanden umhergeirrt war, ſuchte und fand er eine Zuflucht in Frankreich. Er ward Ludwig XIII. vorgeſtellt, und erhielt von demſelben eine Penſion von tauſend Thalern. Vergebens ſuchten die Holländiſchen Geſandten dem Konige eine ungünſtige Meinung von ihm beizubringen. Dieſer wußte es vielmehr zu ſchätzen, daß Grotius auch jetzt ſein undankbares Vaterland zu lieben fortfuhr. Aber ſeine Feinde verdoppelten ihre Bemühungen, ihn zu verderben, und Richelieu, dem er nicht genug ſchmeichelte, nöthigte ihn endlich, ſich zu entfernen. Im J. 1631 wurde ſelbſt ſeine Penſion eingezogen. Grotius faßte den Entſchluß in ſein Vaterland zurückzukehren, da er auf das Wohlwollen des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der ihm einen ſehr theilnehmenden Brief geſchrieben hatte, rechnen zu können glaubte. Allein ſeine Feinde ſtellten dem Prinzen vor, daß es gefährlich ſey, ihn wieder aufzunehmen, und bewirkten, daß er aufs neue zu einem ewigen Exil verurtheilt ward. So mußte Grotius ſein Vaterland zum zweiten Male verlaſſen. Man lud ihn nach Schweden ein. Er ging zuvörderſt nach Hamburg, um ſich zu unterrichten, was er von dem Stockholmer Hofe zu erwarten habe. Während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt machten mehrere Fürſten, wie der König von Dänemark, von Polen, von Spanien, Verſuche, ihn in ihre Staaten zu ziehen, aber der Schutz, den der Kanzler Oxenſtiern ihm zuſicherte, und die Neigung der Königin Chriſtina für Gelehrſamkeit beſtimmte ihn, die Dienſte dieſer Fürſtin anzunehmen. Im J. 1634 ging er nach Stockholm, wo er nach Verdienſt aufgenommen und bald nach ſeiner Ankunft zum Staatsrath und Geſandten am Franzöſiſchen Hof ernannt wurde. Dieſe Wahl mißfiel dem Cardinal Richelieu, der ungern einen Mann zurückkehren ſah, dem man auf eine unwürdige Weiſe Schutz und Aufenthalt in Frankreich verſagt hatte; allein Oxenſtiern wollte keinen andern Miniſter ernennen, und Grotius erſchien im März 1635 in Paris. Hier verwaltete er den Geſandtſchaftsposten zehn Jahre lang, erwarb ſich die allgemeinſte Achtung, und kehrte nach Verlauf dieſer Zeit nach Schweden zurück. Sein Weg ging über Holland, wo ſich inzwiſchen die Sachen bedeutend geändert hatten. Der größte Theil ſeiner Feinde war todt, und man bereute, den Mann, der die Ehre ſeines Vaterlandes war, aus demſelben verbannt zu haben. Er fand in Amſterdam den ausgezeichnetſten Empfang. Eben ſo günſtig ward er in Schweden von ſeiner Königin aufgenommen. Dennoch

foderte er seinen Abschied, erhielt ihn endlich, und war auf dem Wege nach Holland, als ihn ein Sturm nach Pommern verschlug. Er kam krank in Rostock an, und starb daselbst den 28. August 1645. Hugo Grotius vereinigte in sich die seltensten Kenntnisse in einem ungewöhnlich hohen Grade. Mit den Talenten des gewandtesten Staatsmannes verband er eine eben so tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit. Er war ein gründlicher Theolog, trefflicher Exeget und Humanist, scharfsinniger Philosoph und Jurist, und ein mit den Quellen der Geschichte vertrauter Historiker. Seine Schriften haben auf Bildung eines reifern Geschmacks und auf Verbreitung einer aufgeklärten und milden Denkart in wissenschaftlichen Angelegenheiten einen entschiedenen Einfluß gehabt, und behaupten durch ihren geistvollen und originellen Charakter fortdauernd einen hohen Werth bei allen Verehrern des Wahren und Schönen. Als Philolog faßt er den Genius seines Schriftstellers scharf und richtig auf, erläutert ihn kurz und treffend, und verbessert den Text leicht und glücklich; seine metrischen Uebersetzungen der Griechen sind mit Dichtergeist verfertigt; unter den neuern Lateinischen Dichtern nimmt er eine der ersten Stellen ein. Philosophie und Jurisprudenz haben durch seine Werke über das Natur-, Staats- und Völkerrecht eine bedeutend veränderte Gestalt gewonnen. Sein Werk: de jure belli et pacis, welches zuerst im J. 1625 erschien, hat den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, und sich bis jetzt, obwohl größere und vollkommnere Werke über das Naturrecht erschienen sind, in Ansehn und Achtung erhalten. Seine übrigen sehr zahlreichen Werke können hier nicht namhaft gemacht werden.

Grotte. Da die natürlichen Grotten theils, ihrer oft bewundernswürdigen Beschaffenheit wegen, dem Beschauer ein vielfaches Interesse gewähren, theils auch als Plätze der Einsamkeit und Abgeschiedenheit durch den Contrast mit dem geräuschvollen Leben etwas Anziehendes für uns haben, so hat man sie in Gartenanlagen, bei welchen man eine Nachahmung der Natur beabsichtigt, häufig nachzubilden gesucht. Wenn aber eine künstlich angelegte Grotte einem von der Natur freiwillig geschaffenen Werke gleichen soll, so muß sie nicht nur mit dem herrschenden Charakter der Landschaft übereinstimmen, sondern auch den Stempel der Einfalt an sich tragen, womit diese große Bildnerin alle ihre Schöpfungen bezeichnet. Nur da, wo dieselbe etwas unvollendet ließ, ist es erlaubt, zu mildern oder nachzuhelfen, ohne jedoch ihren nachlässig hingeworfenen Schönheiten Gewalt anzuthun. Dies wird oft sehr leicht bewirkt. Soll die Grotte der Aufenthalt einer bestimmten Person oder Gottheit seyn, so muß sie auch dem gemäß ausgeschmückt werden. Sehr abweichend von diesen der Natur nachgebildeten Grotten sind jene mit architektonischem Fleiß abgezirkelten Gebäude, womit zuerst die Italiener ihre Gärten verzierten, und welche sie ebenfalls Grotten nannten. Bei diesen bot die Kunst alles auf, um die Sinne zu bezaubern. Man denke sich einen mit Säulen unterstützten, zuweilen felsartig bekleideten Bogen, zwischen welchem eine große Nische oder Halle erbaut ist, in der wiederum kleinere Bogenstellungen und Nischen, Wasserbecken, Springbrunnen, mannigfaltige Wasserkünsteleien, Gemälde, Spiegel, Statüen, eine Menge Seemuscheln, Schneckengehäuse, Korallenzacken, farbige Steine, Bergstufen, Krystallen, gefärbte Gläser, Versteinerungen, Baumrinden, Moos u. dgl., so in ein Ganzes gebracht worden sind, daß alle Verzierungen, sowohl der Archi-

tektur als auch ſolche, die ſich der Phantaſie des Künſtlers als zweckmäßig darbieten, mit derſelben hervorgebracht worden; Orgeln, deren durch fallendes Waſſer getriebene Walzen nicht nur regelmäßige Stücke ſpielen, ſondern auch den Geſang und das Geſchwitſcher der Vögel nachahmen; belebte Figuren, welche Inſtrumente ſpielen, Waſſer nach verſchiedenen Gegenden ſpritzen oder auf irgend eine Art verſchütten u. ſ. w.; alles in einem rauhen Styl, doch nicht ohne Pracht erbaut, und man hat den Begriff einer ſolchen Italieniſchen Grotte. Der Reiz, den ein Werk der Art den Sinnen darbot, verbreitete dieſe Grotten bald durch ganz Europa. Beſonders wetteiferten die Franzoſen mit den Italiern, bis der zum Einfachen und zur Natur zurückkehrende Geſchmack dieſe Künſteleien in Vergeſſenheit brachte.

Grottesk. Grottesken. — Grottesken, als Werke der Malerei, werden häufig mit Arabesken verwechſelt, und man nennt alle Verzierungen, die aus Menſchen, Thieren, Blumen, Pflanzen u. a. m. auf eine phantaſtiſche, abenteuerliche Weiſe zuſammengeſetzt ſind, bald Arabesken, bald Grottesken, allein mit Unrecht. Arabesken ſind Blumenzüge von allerhand wirklichem und erdichtetem Laub- und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil ſie keine Thiere und Menſchen abbilden durften, dieſe Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren ſich derſelben bedienten, ſo werden ſie öfters auch Moresken genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer den Vegetabilien, noch Genien, Menſchen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantaſie dem Künſtler eingab. Dieſe Verzierungen nun heißen eigentlich Grottesken, weil ſie in den Zimmern der verſchütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölben unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden wurden. Den Urſprung ſolcher Compoſitionen leitet Böttiger aus den mit allen Fabelthieren der orientaliſchen Mährchenwelt verzierten Indiſchen und Perſiſchen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und an andern Orten haben ſich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meiſt ſehr ſchätzbar. Das erkannte Rafael ſehr wohl, der in ſeinen Stanzen unſtreitig die lieblichſte, gefälligſte Nachahmung derſelben geliefert hat. Auch er bediente ſich ihrer, wie die Alten, zu Einfaſſungen, Bordüren. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn ſie gut ſind, nicht abzuſprechen iſt, ſind ſie doch oft ſehr hart verurtheilt worden. Dies geſchah von ſolchen, deren Verſtand nur ſtrenge Wirklichkeits-Foderungen machte, und denen daher das Phantaſtiſche der Mährchenwelt anekelte. Dieſe ſtießen ſich an den dargeſtellten Gegenſtand ſelbſt, während Andere ſich mehr an die Darſtellung ſtießen, vielleicht weil ſie gerade Ueberladenes, allzubunt und verwirrt durch einander Geworfenes dieſer Art im Sinne hatten. Dieſem gemäß hat ſich der Kunſtausdruck Grottesk oder Grotesk gebildet, welcher auch in andere Künſte übergegangen iſt, um eine Art von Caricatur, das Närriſch-Seltſame nämlich, das Widerſinnige einer zuchtloſen Phantaſie, dadurch zu bezeichnen. Wiefern ſo etwas mit Abſicht und Freiheit in der Kunſt dargeſtellt wird, gehört es zu der Gattung des Lächerlichen, und daher iſt es gekommen, daß man endlich mit Grotesk eine Art des niederen Komiſchen bezeichnet hat. Man nennt dieſe Art auch das Groteskkomiſche, welches ſich vornehmlich in der theatraliſchen

Tanzkunſt und der dramatiſchen Komik zeigt, wo es mit der Bouffonerie zuſammenhängt. Wenn man es als Unedles und Abgeſchmacktes geradezu hat verwerfen wollen, ſo hat man nur den rechten äſthetiſchen Geſichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieſer Seite betrachtet, erſcheint es, wo es nur ſonſt mit Geiſt und Witz behandelt iſt, als ungemein ſchätzbar, denn die Satyre reicht der Komik ſchweſterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken. dd.

Grube (auch Grubengebäude, Berggebäude, und Zeche genannt) heißt ein auf Gängen, Flötzen, Stock- und Seifenwerken aus einer oder aus mehreren einzelnen beſondern Lagerſtätten der Foſſilien beſtehender, mit dem zum Betriebe des Bergbaues nöthigen Waſſer- und Tagegebäuden durch Muthung, Verleihung und Vermeſſung von Privatperſonen erb- und eigenthümlich erlangter oder vom Landesherrn vermöge des Bergregals beſeſſener Bezirk, wo der Letztere, oder eine Gewerkſchaft, oder ein Eigenlöhner Bergleute anfahren läßt, um die darin befindlichen Foſſilien bergüblich zu gewinnen. X.

Grübel, Bürger und Klempnermeiſter zu Nürnberg, wo er im J. 1812 als ein 72jähriger Greis ſtarb, iſt durch ſeine Gedichte in Nürnberger Mundart (4 Bde von 1798—1812, der letzte Band herausgegeben von Dr. Oſterloh und Witſchel) dem Publikum als ein naher Geiſtesverwandter ſeines wackern Landsmannes, Hans Sachs, rühmlich bekannt geworden. Ungeachtet aller Mühe, die wir uns gegeben, haben wir über die nähern Umſtände ſeines, wahrſcheinlich ſehr einfachen, Lebens nichts Näheres und Beſtimmteres erfahren können; es bleibt uns daher nichts übrig, als ihn von ſeiner poetiſchen Seite zu ſchildern. Iſt es wahr, was einige Freunde, die den wackern Mann perſönlich gekannt, uns verſicherten, daß man ihn kenne, wie er leibte und lebte, wenn man ſeine Gedichte kenne; ſo lernten wir damit zugleich Grübeln den Menſchen von ſeiner intereſſanteſten Seite kennen. Wenn, ſagt Göthe, der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtſeyn ein Menſch iſt: ſo kann man von Grübeln ſagen, er habe einen auſſerordentlichen Vorſprung vor andern ſeines Gleichen, daß er mit Bewußtſeyn ein Nürnberger Philiſter iſt. Er ſteht wirklich in allen ſeinen Darſtellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beiſpiel von Geradſinn, Menſchenverſtand, Scharfblick, Durchblick, in ſeinem Kreiſe da, daß er demjenigen, der dieſe Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falſcher Anforderung, dunkler Selbſtgenügſamkeit, ſondern alles klar, heiter und rein. Die Stoffe, die er bearbeitet, ſind meiſt bürgerlich oder bäueriſch, und er verſteht die Verhältniſſe der Männer und Frauen, Eltern und Kindern, Meiſter, Geſellen und Lehrburſche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, ſo wie der Dienſtmägde, der Dirnen, in Geſprächen oder Erzählungen auf das lebhafteſte und anmuthigſte vor Augen zu ſtellen. Manchmal ergötzt er ſich an mehr oder minder bekannten Vademecums-Geſchichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinſchreiten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichſte und Eigenthümliche anzuſehen iſt. Andere Gedichte, wo er ſein perſönliches Behagen bei dieſem und jenem Genuß ausdrückt, ſind höchſt angenehm, und ſehr gefällig iſt es, daß der Dichter mit dem beſten Humor, ſowohl in eigener als dritter Perſon, ſich öfters zum Beſten gibt. Daß ein ſo geradſehender, wohldenkender

Mann auch in das, was die nächſten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt ſeyn möchte, dieſe und jene Verirrungen zu tadeln, läßt ſich erwarten; allein ſowohl hier als überhaupt, wo ſich ſeine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satire nennen könnte, iſt er nicht glücklich. Die beſchränkten Handelsweiſen, die der kurzſinnige Menſch bewußtlos mit Selbſtgefälligkeit ausübt, darzuſtellen, iſt ſein großes Talent. Hat man nun einen ſo wackeren Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in, bald vor ſeinem Hauſe, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhauſe immer heiter und ſpaßhaft geſehen: ſo iſt es merkwürdig, wie er in ſchlimmen Tagen ſich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, ſo wie über die gemeineren, ſich erhaben fühlt. Ohne daß ſein Stil einen höheren Schwung nähme, ſtellt er den bürgerlichen Zuſtand während der Theuerung, anhaltenden Froſtes, Ueberſchwemmung, ja während eines Krieges vor; ſelbſt Spaltung der Meinungen, dieſer fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen. Sein Dialekt hat zwar etwas unangenehmes, breites, iſt aber doch ſeiner Dichtart ſehr günſtig. Seine Sylbenmaaße ſind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt; ſo macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Grumbach (Wilhelm von), ein Fränkiſcher Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach eine berüchtigte Fehde gegen die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg begann, darauf in die Reichsacht verfiel, und, um ſich für den Verluſt ſeiner Güter zu rächen, den Biſchof von Würzburg endlich durch Meuchelmörder umbringen ließ. Als darauf das Domkapitel die Sache vor den Kaiſer brachte, um den Schuldigen beſtraft zu ſehen, verſchaffte ſich Grumbach einen zahlreichen Anhang unter dem Fränkiſchen Adel, überfiel mit einem geſammelten Heereshaufen 1563 die Stadt Würzburg, und zwang ſie zu einer ſchimpflichen Capitulation. Aber nicht zufrieden mit dieſem Siege, wandte er ſich jetzt an den Herzog von Gotha, Johann Friedrich, und zog dieſen leichtgläubigen Fürſten durch die betrügliche Hoffnung in ſein Intereſſe, daß er die von Carl V. ſeinem Vater geraubte Kurwürde vielleicht durch ihn wieder erhalten könne. Dafür aber traf auch dieſen die Acht, mit deren Vollziehung Kurfürſt Auguſt von Sachſen beauftragt wurde. Nach einer harten Belagerung wurde Gotha mit dem feſten Schloſſe Grimmenſtein am 13. April 1567 übergeben. Der Herzog mußte durch lebenslängliche Gefangenſchaft ſeine Leichtgläubigkeit büßen, Grumbach aber wurde lebendig geviertheilt. Dies war das Ende eines Mannes, der mit Seelengröße, unbezwinglichem Muth, ausdauernder Standhaftigkeit und vieler Einſicht in Staats- und Kriegsgeſchäften gleiche Schwäche, Wankelmuth und Bosheit verband, und der wahrſcheinlich für die Zukunft noch größere Plane gefaßt hatte.

Grund. Gründen. Grundiren. Den Ausdruck Grund gebraucht man bei den zeichnenden Künſten in mannigfaltiger Bedeutung. Er bezeichnet: 1) die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt iſt; 2) die Zubereitung dieſer Materie, und die über dieſelbe verbreitete erſte Farbenlage, worauf das Gemälde ſodann geſetzt wird; 3) denjenigen Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenſtände des Gemäldes erblickt; 4) die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenſtände geſtellt ſind. Ueber die erſte dieſer Be-

deutungen iſt nichts beſonders anzumerken, außer was die Kupferſtecherkunſt betrifft. Hier nennt man den Firniß, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um ſie zum Aetzen tauglich zu machen, den Grund, und dieſes ganzes Verfahren das Gründen, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Aetzens abhängt. In dieſen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Aetzwaſſer aufgegoſſen, welches bloß in den mit der Nadel gemachten Umriſſen und Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Aetzgrund, den harten und weichen. Neuere Künſtler übergründen die Platte bisweilen noch, d. h. ſie überſtreichen diejenigen Theile der Platte, an welchen das Scheidewaſſer hinlänglich gefreſſen hat, mit einem Firniß, damit es bloß an den übrigen noch tiefer einfreſſen möge. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß jede Materie, worauf gemalt werden ſoll, gehörig zubereitet werden muß, damit das Gemälde theils haltbarer, theils ſcheinbarer werde. Holz überſtreicht man mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt daſſelbe, und ſtreicht es dann an; Mauergrund muß ebenfalls beſonders zubereitet werden; Leinwand ſpannt man in einen Rahmen, tränkt ſie mit Leimwaſſer, reibt ſie dann mit Bimsſtein, und ſetzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn dieſe trocken geworden, die Leinwand noch ein Mal mit Bimsſtein geglättet wird. Dieſes nennt man ebenfalls Gründen oder Grundiren, gebraucht denſelben Ausdruck aber auch von der erſten aufgetragenen Farbenlage insbeſondere, wobei zu erwägen iſt, daß die Wahl dieſer Grundfarbe für das Gemälde keineswegs gleichgiltig ſey, indem ein großer Theil der Friſchheit und Dauer deſſelben davon abhängt. — Bei Grund in der dritten Bedeutung (gleichſam als Hintergrund des Gemäldes) hat der Maler wohl zu beherzigen, daß gewiſſe Farben einander zerſtören, andere einander heben. Fleiſchfarbe wird blaß auf einem rothen Grunde, blaßroth erſcheint lebhaft und feurig auf einem gelben Grunde. Man muß alſo den für die dargeſtellten Gegenſtände vortheilhafteſten Grund nach den Geſetzen der Harmonie und des Contraſtes auswählen. Oft beſtimmt der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterſtützt die Maſſen, macht die Figuren in den Details geltend, belebt oder zerſtört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung iſt zu bemerken, daß man bei Landſchafts- und hiſtoriſchen Gemälden den Grund nach den Graden der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund iſt der unterſte Theil deſſelben, welcher die nächſten Gegenſtände vorſtellt; der höhere Theil, welcher die entfernteren Gegenſtände vorſtellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Geſetz für ſolche Darſtellungen iſt: die Erhöhungen dieſer Theile ſollen nicht leicht unmittelbar über einander zu ſtehen kommen, ſondern durch Abwechslung einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung ſowohl der Farben- oder Luft-, als der mathematiſchen Perſpektive. Die entfernteren Gegenſtände werden verkleinert, mit wenigerer Deutlichkeit und ſchwächeren Zügen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abſtechen. Wo Entfernung nicht durch Succeſſion der Gegenſtände auszudrücken iſt, da muß es durch einen luftigen Grund geſchehen. Ein Grund iſt friſch, wenn er den Ton der Morgenluft darſtellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; maleriſch, bei einer ſinnreichen Auswahl des durch Farben-

ſpiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenſtände enthält. Dieſe Eigenſchaften der Gründe hängen von der auszudrückenden Hauptidee des Künſtlers ab. dd.

Grund und Folge. So nennt man zwei Gedanken oder Urtheile, die ſo zuſammenhängen, daß das Eine das Andere in Anſehung ſeiner Giltigkeit beſtimmt. Den Grund nennt man auch die Bedingung, und die Folge das Bedingte. Wenn in der Natur zwei Dinge oder Erſcheinungen in einem ſolchen Verhältniſſe ſtehen, daß Eins auf das Andre nothwendig folgt, ſo nennt man ſie auch Urſache und Wirkung. Man nennt daher Urſachen und Wirkungen auch reale Gründe und Folgen, um ſie von den idealen (oder logiſchen) Gründen und Folgen, die bloße Gedanken ſind, zu unterſcheiden. D.

Grundanſchlag iſt die Abſchätzung oder Berechnung des Capitalwerths aller Grundſtücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen Grundanſchlag anzufertigen, muß hauptſächlich auf folgende Gegenſtände Rückſicht genommen werden: 1) Iſt der Flächenraum nach genauer Vermeſſung in dem üblichen Landes-Feldmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu beſtimmen: denn die bloße Abſchätzung deſſelben nach Schritten und dem Augenmaße iſt eben ſo trüglich und falſch, als die Beſtimmung des Flächenraums nach Scheffeln, Maltern, Himten, Metzen u. ſ. w. der Ausſaat. Die Schritt- und Augenmaßſchätzung kann ſich nur in ebenen Flächen höchſtens der Wahrſcheinlichkeit nähern; aber der Beſtimmung nach Ausſaat fehlt auch dieſe, weil a) der eine Boden von einem und ebendemſelben Samen mehr Ausſaat erfodert, als der andere; b) die Beſchaffenheit der Witterung eine Veränderung in der Ausſaatmenge verurſacht; c) die Verſchiedenheit der Größe des Saatskorns ſelbſt eine Abweichung in der Ausſaatmenge verurſacht; d) endlich auch die örtliche Gewohnheit auf die größere oder geringere Menge an Ausſaatkorn den größten Einfluß hat. 2) Iſt bei dieſer Abſchätzung auf das genaueſte die Verſchiedenheit des Bodens oder ſeine innere Beſchaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berückſichtigen und danach die Grundſtücke eines Gutes in verſchiedene Klaſſen zu bringen. Hat man dieſes bewirkt, ſo muß bei Berechnung ihres Capitalwerths auch noch 3) ihre verſchiedene Lage beachtet werden, weil ein gleichgroßes Feld von einerlei Bodenklaſſe dadurch einen verſchiedenen Capitalwerth erhält. 4) Muß man unterſuchen, ob der Grund und Boden zu ſeiner Bearbeitung viele, oder wenige Arbeitskoſten verurſacht? 5) Wird dabei auch darauf geſehen, welche Produkte mit dem größten Vortheile in dem Boden ſeiner Lage nach und nach ſeiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbauet werden können. 6) Endlich kann als leitendes Hilfsmittel bei Berechnung des Capitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jährigen Durchſchnitte mit benutzt werden: denn 6 und 12jährige Durchſchnitte leiſten hier kein Genüge, weil in ſolchen kurzen Friſten keine weſentlichen Hauptveränderungen, die alsdann ſtehend ſind, Statt finden können. X.

Grundbaß, Fundamentalbaß, nennt man die drei Fundamentaltöne jeder Tonart, den Grundton und deſſen Ober- und Unter-Dominante, auf welche ſich alle in der Harmonie enthaltenen Accorde beziehen müſſen, wenn das Tonſtück einen der Natur der Tonart angemeſſenen Zuſammenhang haben ſoll. dd.

Grundkräfte nennt man diejenigen Kräfte, welche der Materie als ſolcher weſentlich zukommen, und ohne welche dieſelbe nicht gedacht werden kann. Dahin gehört die durch die Körperwelt entwickelte Kraft, mittelſt welcher ſich alle Körper ſelbſt in allen Richtungen und Entfernungen unter einander anziehen. Die Atomiſten leiten dieſe Erſcheinung zwar aus dem Stoße her, allein für dieſen Stoß wiſſen ſie nichts Befriedigendes anzuführen. Die Dynamiſten dagegen legen der Materie Zurückſtoßungs= und Anziehungskräfte als weſentliche oder inhärirende Grundkräfte bei, ohne welche keine Materie gedacht werden kann.

Grundriß iſt eine von den Arten der gezeichneten Entwürfe von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude. Mehrere Arten von Riſſen werden nämlich erfodert, um ſich eine Vorſtellung von dem ganzen Bau machen und den Bau wirklich nach den Riſſen ausführen zu können, denn nach einigen kann man nur die Länge und Dicke, nicht aber die Höhe der Mauern ermeſſen. Daher nun Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchſchnitt, perſpectiviſcher und Decken=Riß. Der Grundriß iſt ein nach verjüngtem Maßſtab gemachter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die auszuführenden Stücke eines Gebäudes zu ſtehen kommen. S. übrigens Riß. dd.

Grundſatz der ſchönen Künſte nennt man in der Theorie ſchöner Kunſt jenen Satz, welcher den gemeinſamen Charakter aller ſchönen Künſte, und ſomit das höchſte Geſetz der ſchönen Kunſt ſelbſt aufſtellt, denn die Beſtimmungen, die ein Ding vermöge ſeines Weſens hat, ſoll es haben. Dieſes Soll iſt aber nicht ſo gemeint, als ob den ſchönen Künſten willkührliche Geſetze ſollten aufgedrungen werden, ſondern es geht nur auf ihren nothwendigen Zweck, und mithin auf das, was ſie auch von ſelbſt wollen. Was alle ſchöne Kunſt ſtets und überall von ſelbſt will, das ſoll ſie auch, das iſt ihr nothwendiger Zweck, und die Erreichung deſſelben macht ein Werk zum Werk ſchöner Kunſt. Zum Nachtheil für die Theorie faßte der Erſte, welcher hierüber reflektirte, einen einſeitigen Geſichtspunkt. Ariſtoteles war es, welcher dabei von dem Begriffe des Kunſtwerks ausging, und den Charakter des Schönen in demſelben, worauf es doch vornehmlich ankommt, nicht beachtend, Nachahmung der Natur als Grundſatz der ſchönen Künſte aufſtellte. Unglücklicher Weiſe fand ſelbſt hier noch ein Mißverſtändniß Statt, denn der Begriff des Nachahmens iſt ſchwankend. Die Natur nachahmen, kann eben ſo viel heißen, als: die Gegenſtände und Erſcheinungen der Natur kopiren, das, was die Natur wirklich dargeſtellt hat, durch die Kunſt wiederholen; der Natur nachahmen, heißt: bei ſeiner Kunſtthätigkeit eben ſo zu Werke gehen, wie die Natur. Indem man die Nachahmung in dem erſten Sinn auffaßte, hatte man einen Grundſatz aufgeſtellt, der nicht einmal auf alle ſchöne Künſte anwendbar war, denn er paßt z. B. gar nicht auf die Baukunſt, und der dann überdies der Kunſt eine falſche Richtung gab und ihre Sphäre verengte. Faßt man die Nachahmung in dem zweiten Sinn auf, ſo kann nichts anders damit geſagt ſeyn, als: jedes Kunſtwerk ſolle ein in ſich zuſammenhangendes Ganzes ſeyn, nach nothwendigen Geſetzen und zu einem nothwendigen Zwecke gebildet. Daß ſich hiemit die Kunſt ſchon weit beſſer ſtehe, iſt keine Frage, allein es iſt auch gewiß, daß wir damit nicht über das Kunſtwerk hinauskommen. Ein ſogenanntes mechaniſches Kunſtwerk iſt ja an dieſelben Bedingungen gebunden. Endlich erkannte man, daß dieſem Grundſatze das Hauptſächlichſte in der Be=

ſtimmung fehle, die nothwendige Rückſicht auf das Schöne, und ſuchte ihn näher zu beſtimmen, indem man Nachahmung der ſchönen Natur zum Grundgeſetz für den Künſtler aufſtellte. Hiebei ward denn der Geſchmack ins Spiel gezogen, der aus den mannigfaltigen Gegenſtänden der Natur nur die als Schön beurtheilten auswählen und in die Darſtellungen der Kunſt aufnehmen ſollte. Statt dem Ziele näher zu führen, lenkte dieſer Grundſatz vielmehr davon ab, indem er zu einem atomiſtiſchen Zuſammenſtoppeln Veranlaſſung gab. Was man auf dieſem Wege an einzelnen ſchönen Formen gewinnt, geht wieder durch Mangel des Zuſammenhangs und der Ganzheit verloren, und man könnte ſagen, ein Werk werde dadurch vielleicht zum Werke der ſchönen Kunſt, aber nicht zum ſchönen Werke der ſchönen Kunſt. Um ein ſolches zu werden, muß der freie Geiſt ſeine Herrſchaft über den Stoff ausgeubt und ihm ſeinen Stempel aufgedruckt haben. Indem man ſich hievon überzeugte, ſah man ein, die Kunſt erſchaffe eigentlich eine ganz neue neue Welt dadurch, daß ſie die wirkliche darſtellt mit dem Geiſtesſtempel des Künſtlers bezeichnet. Hievon ausgehend, reflektirte man nun weniger auf den Stoff, als auf die Form des Kunſtwerks, weniger auf den wirklichen Gegenſtand, als auf die Idee des Künſtlers. Hatte man vorher einen materiellen Grundſatz aufgeſtellt, ſo ſtellte man jetzt einen formalen auf; war man vorher von der Realität ausgegangen, ſo ging man jetzt von der Idealität aus, und ſtellte nun einen Grundſatz für die ſchönen Künſte auf, bald mit bloßer Rückſicht auf den einen dieſer Punkte, bald mit Rückſicht auf beide. Darſtellung einer idealen Natur und Darſtellung in einer Form, welche durch ſich ſelbſt Vergnügen gewährt, waren die beiden aufgeſtellten Grundſätze. Bei dem letzteren mußte man fragen: welche Form iſt es es denn aber, die Vergnügen gewährt, und wodurch gewährt ſie daſſelbe? Eine ſolche, antwortete man, welch die Idee des Künſtlers rein, beſtimmt und vollſtändig ausſpricht; eine Antwort, in welcher der Vereinigungspunkt jener beiden Grundſätze ſchon von ſelbſt enthalten iſt. Aber auch jetzt noch waren nicht alle Bedenklichkeiten gehoben, denn man ſah ſich genöthigt, weiter zu fragen, ob denn jede Idee eines Künſtlers, und kann man noch hinzuſetzen, jedes von ihm aufgeſtellte Ideal, auch wirklich geeignet ſeyen, eine ſolche durch ſich ſelbſt wohlgefällige Form hervorzubringen? Hier galt es nun Unterſuchung der Ideen und Ideale, aus welcher ſich ergab, daß nur eine äſthetiſche Idee, nur ein äſthetiſches Ideal dies zu bewirken vermögen. Dem gemäß würde man nun als Grundſatz der ſchönen Künſte aufſtellen können: Darſtellung einer äſthetiſchen Idee in einer kunſtgemäßen Form. Daß hierin, wenn es richtig verſtanden wird, die Wahrheit liege, leidet keinen Zweifel, halb oder unrichtig verſtanden, gibt es aber ebenfalls zu manchem Mißgriff Veranlaſſung. Beſonders gelangt man leicht zu dem Fratzenhaften, wenn man nicht erwägt, daß auch die äſthetiſche Idee, wenn ſchon das freie Produkt der dichtenden Einbildungskraft, doch eine Unterlage aus der Natur haben und den Typus der Natürlichkeit beobachten müſſe. So kämen wir denn auch hier wieder auf eine Nachbildung der Natur zurück, aber freilich nicht nach der Wirklichkeit, ſondern nach dem idealen Vorbild der dichtenden Einbildungskraft, wobei nun wenigſtens von keiner Nachahmung der gemeinen Natur mehr die Rede ſeyn kann, außer wo dem Gemeinen ſelbſt ein äſthetiſches Intereſſe gegeben werden ſollte. dd.

Grundſteuer (Landtaxe, Abgabe, von Grund und Boden, Abgaben von der Land= oder Bodenrente, Franzöſ. Taille, Impot unique, Engl. Land-Tax) iſt eine vom reinen Einkommen der Landgüter mit allen ihren Zubehörungen und der Häuſer zu entrichtende direkte Abgabe, welche die angeſeſſenen Staatsbürger dem Regenten zu bezahlen haben, um ihn in den Stand zu ſetzen, den zur Erreichung des Staatszweckes erfoderlichen Staatsaufwand fortdauernd zu beſtreiten. Wenn von jedem Grundſtücke die einmal feſtgeſetzte Summe für immer als Grundſteuer entrichtet wird, ſo iſt ſie eine unveränderliche, die aber durch die Länge der Zeit drückende Ungleichheiten hervorbringt; ſteigt und fällt hingegen die Grundſteuer in Zeiträumen von 30 bis 50 Jahren, ſo iſt ſie eine veränderliche, bei welcher jene Ungleichheiten nicht vorkommen. Die Grundſteuer ward bisher zu Folge des einſeitigen Grundſatzes der Beſteuerung nach der tarirten möglichen, anſtatt der wirklich vorhandenen reinen Ertragsfähigkeit angelegt, und daher jedes Grundſtück in gewiſſe Klaſſen nach der Güte des Bodens gebracht, und nach dieſen Klaſſen beſteuert. Allein wie ſehr irrt man ſich, wenn man glaubt, durch dieſe Klaſſificirung den Zweck der Beſteuerung nach dem wirklichen reinen Einkommen zu erreichen. Denn will man das reine Einkommen oder den Gewinn aus einem Stücke Feldes im Verhältniß gegen das andere richtig beſtimmen, ſo muß man folgende Gegenſtände in reine Klarheit bringen können. 1) Wie der Boden eines Feldſtückes in Anſehung ſeiner fruchtbringenden Stoffe gegen das andere beſchaffen ſey, um mehr oder beſſere Produkte zu bringen, und folglich auch höher oder niedriger beſteuert zu werden. Allein es iſt unter erfahrnen Landwirthen eine längſt ausgemachte Sache, daß ſich die Güte des Bodens nie richtig beſtimmen laſſe, weil für das eine Gewächs dieſer, für das andere jener Boden der beſte iſt, weil in trockenen Jahrgängen der eine, in naſſen der andere fruchtbarer ſeyn wird u. ſ. w., und weil überhaupt weder vom Anſehen noch durch Proben ſich genaue Angaben über die Miſchung der Beſtandtheile des Bodens geben, welche vielmehr bloß durch auffallende Unterſchiede bemerklich iſt. 2) Mit welcher Pflanze das Feldſtück angebauet ſey. 3) Was aus den erbauten Produkten erlöſet werde. Denn geſetzt, es würden auch auf gleichen Feldern eine gleiche Menge gleich guter Produkte erbauet, ſo iſt deswegen der Gewinn von beiden doch nicht der nämliche, weil der eine Erbauer größere Transportkoſten und ſchlechtere Marktplätze als der andere haben kann, der eine aus Geldmangel ſofort verkaufen muß, der andere aber beſſere Preiſe abzuwarten im Stande iſt. Und wer traut ſich überhaupt zu, auszumitteln, wie hoch jeder ſeine Produkte abſetzen werde? 4) Wie weit ein Gut ſchuldenfrei ſey. 5) Wie hoch ſich die Culturkoſten belaufen. 6) In wiefern die Größe des einen Guts beträchtlicher ſey, als die des andern. Die Verſchiedenheit der Flächengröße eines Guts entſcheidet ſehr viel in Beziehung auf ſeinen Ertrag; weil hier derſelbe Fall eintritt, wie bei den andern ſtädtiſchen Gewerben, wo ein und ebendaſſelbe im Kleinen von gleich geſchickten, erfahrnen und fleißigen Arbeitern betrieben, den Gewinn nicht abwerfen kann, als wenn es im Großen betrieben wird. 7) Wie der Werth des Geldes in der einen Provinz gegen den Werth deſſelben in der andern beſchaffen ſey. Denn von derſelben Landesmünze kann der Thaler in der einen Provinz ſo

viel Werth haben, als zwei Thaler in einer andern. 8) In wie fern ein Grundſtück naher oder entfernter vom Wohnorte des Beſitzers liege; weil entferntere Grundſtücke weniger reinen Ertrag bringen wegen des größern Zeit- und Culturaufwandes. 9) In wie fern die Beſchaffenheit eines Grundſtückes jährlich ſich ändert, je nachdem der Beſitzer fleißig oder träge iſt, mehr oder weniger nicht von ihm abhängende Naturunfälle hat. Da aber die dadurch nothwendig werdende jährliche Beſtimmung der Grundſteuer einen ungeheuern Zeit- und Geldaufwand erfodern würde, ſo ſetzt man zur Erſparung deſſelben und zur Schonung des Fleißes der Beſitzer mit Recht die Klaſſificirung der Güterſtücke auf Perioden von 30 oder 50 Jahren feſt. Um nun bei Anlegung der Grundſteuer nach der wirklichen reinen Ertragsfähigkeit die letztere, ſo viel als möglich, zu erreichen, trägt der hiezu beauftragte Steuerbeamte alle Grundbeſitzer nebſt der Beſchreibung ihrer gemeſſenen Güter in das Grundſteuerbuch ein. Drei der Feldmarkung kundige, unparteiiſche vereidigte Gerichtsperſonen oder andere Sachkundige der Gemarkung ſchätzen jeder für ſich jedes Gut oder jede Lage der Gemarkung nach dem mittlern Verkaufspreiſe ab, den man erhalten würde, wenn man das Gut verkaufen wollte. Aus dieſen einzelnen Anſchlägen jeder Gerichtsperſon macht endlich der Steuerbeamte einen Durchſchnitt, und dieſer iſt der Preisſatz. Die Summe aller Güterpreiſe einer ganzen Ortſchaft wird hierauf der oberſten Steuerbehörde berichtet, welche dadurch eine Ueberſicht des Güteranſchlags aller Ortſchaften im Lande erhält, nach welcher endlich die Vertheilung der ganzen Grundſteuerſumme gemacht wird. Bei Entſcheidung der Frage: welche Gebäude und nach welchem Maßſtabe ſie beſteuert werden ſollen? kann man dieſe Steuer entweder als eine Einkommenſteuer oder als eine Vermögenſteuer betrachten. Betrachtet man die Grundſteuer von Gebäuden als eine Einkommenſteuer, ſo dürfen nur diejenigen Gebäude beſteuert werden, welche entweder ein Privateinkommen durch Hausmiethen oder Hausrenten, oder ein Nationaleinkommen durch Benutzung für productive Beſchäftigungen, z. B. Fabrik- und Manufakturgebäude u. ſ. w. abwerfen. Allein weit beſſer betrachtet man die Grundſteuer von Häuſern als eine Vermögenſteuer, theils, weil dadurch dieſe Steuer allgemeiner wird, indem ſie auf alle Gebäude ohne Unterſchied fällt, wodurch, indem alle Bürger in Häuſern, ſey es eigenthümlich oder eingemiethet, wohnen, dieſe Steuerlaſt mehr auf alle Bürger vertheilt wird; theils weil, wenn die Häuſerſteuer als Einkommenſteuer behandelt würde, gerade die reichſten Perſonen frei ausgingen, da dieſe ihre Häuſer gewöhnlich allein bewohnen, indem ſie auf den Bezug einer Hausrente gar nicht zu ſehen haben. Der Maßſtab einer Grundſteuer von Häuſern muß zuſammengeſetzt ſeyn: 1) Aus dem Mittelanſchlage des Hauſes. Je höher dieſer iſt, deſto höher ſey es beſteuert. Häuſer, die unter einem gewiſſen Mittelanſchlage ſtehen, könnte man frei ausgehen laſſen, wodurch vorzüglich die Hütten des ärmern Landvolks der Beſteurung entgingen; wenigſtens müßte der Anſatz für die unterſte Klaſſe ſehr gering ſeyn. Uebrigens bleiben alle zum Betriebe der ländlichen Grundſtücke, weil dieſe ſchon beſteuert ſind, erfoderlichen Häuſer ebenfalls von dieſer Steuer befreit. 2) Aus der Beſchaffenheit des Hauſes; indem bei ſteinernen, oder aus Erde erbauten Häuſern den Beſitzern wegen

der dadurch bewirkten Holzerſparung und verminderten Feuersgefahr ein gewiſſes Procent nach dem Mittelanſchlage ſeines Hauſes von der Steuer abgerechnet werden muß. 3) Aus der Zahl der Stockwerke. Bei mehr als drei Stockwerken muß dem Beſitzer für jedes ſolche weitere Stockwerk wieder ein gewiſſes Procent von der, nach dem Mittelanſchlage ſeines Hauſes angeſetzten Steuer abgerechnet werden, um dadurch für die produktive Erdoberfläche mehr zu erhalten. Denn je größer nämlich die Zahl der Stockwerke iſt, deſto mehr Menſchen vermag ein Haus zu faſſen, deſto weniger Häuſer ſind nöthig; deſto weniger von der nutzbaren Erdoberfläche wird überbaut; deſto mehr von derſelben behalten wir für die ſo wichtige, landwirthſchaftliche Produktion, und deſto vortheilhafter iſt dies für die Nation. 4) Die Beſteurung geſchehe klaſſenweiſe, und zwar ſo, daß Gebäude, die noch ein Mal ſo hoch angeſchlagen ſind als andere, eine mehr als noch ein Mal ſo hohe Steuer bezahlen müſſen; ſie geſchehe alſo mehr im geometriſchen als arithmetiſchen Verhältniſſe. 5) Auch die Hausgrundſteuer ſey nur auf 30 bis 50 Jahr unveränderlich, weil die Gebäude, wie die Grundſtücke, Gegenſtände der Spekulation des Privatmannes ſind. Ein dauernder Tarif beſtimmt die Steuer für jede Anſchlagsklaſſe der Gebäude. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß neben der Grundſteuer alle andere Steuern, als Giebelſchoß, Heerdgeld, Fenſtergeld, Rauchfanggeld rc. wegfallen müſſen, indem ihre Unzweckmäßigkeit längſt von allen Schriftſtellern gezeigt und erwieſen worden iſt. X.

Grünſpan, auch Spangrün, Kupfergrün, eſſigſaures Kupfer, nennt man ein bekanntes Farbematerial, das im Grunde verkalktes Kupfer (Roſt vom Kupfer) iſt. Nicht bloß wäſſrichte Feuchtigkeiten, ſondern auch Oele und alle fettige Stoffe, beſonders aber ſalzige Subſtanzen und Säuren löſen das Kupfer zu einem Kalk auf, und bringen bei der Zerſetzung eine neutralſalzige Verbindung zu Stande. Merkwürdig iſt bei der Oxydation (Verkalkung) des Kupfers, daß ſie in der Kälte beſſer von Statten geht, als in der Wärme; in der Siedhitze greifen ſelbſt Säuren, die das Kupfer ſonſt bald zerfreſſen, daſſelbe wenig an. Der verkäufliche Grünſpan wird durch Weineſſig gewonnen, welcher unter allen bekannten Mitteln das beſte iſt. So nützlich und ausgebreitet der Gebrauch des Grünſpans zum Malen und Färben iſt, ſo gefährlich iſt dieſer Stoff für die Geſundheit; und kupferne Gefäße können nur bei der größten Sorgfalt und Reinlichkeit ohne Nachtheil gebraucht werden.

Gruppe. Gruppiren. Das Wort Gruppe iſt aus der Italieniſchen Sprache entlehnt, von gruppo, und bezeichnet eine Zuſammenordnung mehrerer Körper durch mannigfaltige nothwendige Verhältniſſe zu einem einzigen Ganzen für das Auge. Das Zuſammenſetzen der Geſtalten, nach den Verhältniſſen ihrer Größe, Richtung, Bewegung, und ihrer übrigen Erſcheinungen zu einander, ſofern ſie ein einziges, nothwendig verknüpftes Ganzes ausmachen ſollen, heißt Gruppiren. Eine oder mehrere ſo verbundener Gruppen, räumlich von jeder andern, nicht nothwendig zu demſelben Ganzen gehörigen, Darſtellungen geſchieden, machen das Bild im Sinne der zeichnenden Künſte. Eine gehörige Anordnung und Behandlung der Gruppen, oder die Kunſt des Gruppirens, iſt daher für dieſe Künſte von ungemeiner Wichtigkeit. Es gibt dafür äſthetiſche und artiſtiſche Geſetze. Alle Anfoderungen der Aeſthetik an eine Gruppe laſſen ſich auf Einheit des Intereſſe zurückführen, bei welcher die Man=

nigfaltigkeit des Ausdrucks keineswegs aufgehoben iſt. In hiſtoriſchen Gemälden erhalten alle Figuren dadurch Beziehung auf die Hauptfigur, auf welche nun die Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet wird. Die artiſtiſchen Geſetze haben zur Abſicht, die in dieſem Geiſt erfundenen Gruppen dem Sinne faßlich und angenehm zu machen, welches durch die Form und die Beleuchtung bewirkt wird. Als Muſterform der Gruppe hat man die Weintraube, den Kegel, die Piramyde genannt. Die Traube nannte Tizian als Muſterform, weil ſie nach Umriß und Oberfläche eine Einheit in der angenehmſten Abwechslung, und alle nöthigen Modifikationen von Licht und Schatten, Halbſchatten und Widerſcheinen zeigt. Bei den letzteren Muſterformen hat man auf das Verhältniß der ſchmäleren Höhe gegen die breitere Grundfläche geſehen. Mengs verlangt, daß man die größeren Maſſen in die Mitte, die kleineren an den Rand bringe, weil das die Gruppe angenehmer und leichter mache, daß man die Figuren nicht nach der Reihe ſtelle, nicht viele äußere Theile in geraden, horizontalen, ſenkrechten oder ſchiefen Linien anbringe, die geometriſchen Figuren, das allzu Symmetriſche und Wiederholungen vermeide, und nur die ſchönſten Theile zeige. Außerdem räth er, die Gruppe aus Figuren in ungerader Zahl zuſammenzuſetzen, und auf gleiche Weiſe bei der Zuſammenſtellung mehrerer Gruppen zu Einem Bilde zu verfahren. Unter den geraden Zahlen, ſagt er, ſind die erträglichſten die, welche aus zwei ungeraden zuſammengeſetzt werden, z. B. 6, 10, 14; die geraden doppelten aber, z. B. 4, 8, 12, können niemals mit Grazie gebraucht werden. Die Urſache dieſes Rathes iſt leicht zu finden; ſie iſt keine andere als Vermeidung des allzu Symmetriſchen. Sind nun aber gleichförmige Figuren in einer Gruppe nicht zu dulden, ſo dürften es gleichförmige Gruppen in einem Gemälde wohl eben ſo wenig ſeyn, und Piramydalgruppe an gleiche Piramydalgruppe geſetzt, würde dem Ganzen ein ſteifes, gezwungenes Anſehn geben. Uebrigens können zerſtreut ſcheinende Gegenſtände oft zwei, außerdem getrennte, Gruppen vereinigen, wozu der Künſtler die Kunſtgriffe des Lichtes und Schattens zu Hilfe nimmt. dd.

Gryph (Andreas) war den 2. Octbr. 1616 zu Großglogau in Schleſien geboren, verlor ſeinen Vater noch vor ſeinem fünften Jahre, machte, da er ſich den Wiſſenſchaften widmete, den Anfang ſeiner Studien zu Frauſtadt, und beſuchte darauf das Gymnaſium zu Danzig. Nach vollendeten akademiſchen Jahren, in denen er ſich eine gründliche Kenntniß der Rechtswiſſenſchaft erwarb, kehrte er 1636 wieder nach Hauſe zurück, und wurde Hauslehrer, mußte aber wegen eines Gedichts, worin er die Leiden ſeines Vaterlandes ſchilderte, ſich entfernen. Nach zehnjährigen Reiſen in Holland, England, Frankreich und Italien, auf welchen er die Bekanntſchaft der merkwürdigſten Gelehrten machte, kehrte er endlich in ſein Vaterland und nach Frauſtadt zurück. Mehrere Anträge zu akademiſchen Lehrſtellen lehnte er ab, weil er ſeinem Vaterlande dienen wollte. Hierauf wurde er auch 1647 Landſyndikus des Fürſtenthums Glogau. Im J. 1662 ward er Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er der Unſterbliche hieß. Der kaiſerliche Pfalzgraf, Georg Schönborner, der ihn ſchon 1637 zum Dichter gekrönt hatte, ertheilte ihm auf ſeinen Reiſen auch den Adelsbrief, von dem aber weder er ſelbſt noch ſeine Familie jemals Gebrauch gemacht hat. Er ſtarb den 16. Juli 1664. mitten in einer Verſammlung der Landſtände vom Schlage getroffen. In der Geſchichte der vaterländiſchen Poeſie verdient Gryphius als

Vater des Deutſchen Drama's der ehrenvollſten Erwähnung. Zu einer Zeit, wo wir außer den Faſtnachtsſpielen und den Stücken der Meiſterſänger nur die geiſtlichen Trauerſpiele des Joh. Clajus und die Dido eines Ungenannten beſaßen, trat Gryph, der die Alten, ſo wie die Natur und das menſchliche Herz kannte, mit Trauerſpielen auf, die weit über das Vorhandene in edler und würdevoller Sprache, in regelmäßiger Anordnung des gut gewählten Stoffs und in richtiger Charakterzeichnung hervorragen. An Theatereinſicht aber fehlt es ihm ſehr, auch iſt das Sylbenmaß in ſeinen Schauſpielen ſchon der Alexandriner, allein die Form noch nicht ſo enge wie die nachherige Franzöſiſche; der Schauplatz wechſelt zuweilen, und die muſikaliſchen, zum Theil allegoriſchen Zwiſchenakte, Reihen genannt, haben einige Aehnlichkeit mit den Engliſchen Masken. Seine ſehr ergötzliche Poſſe, Peter Squenz, eine Erweiterung des burlesken Trauerſpiels Pyramus und Thisbe, in Shakſpeare's Sommernachtstraum, iſt mit Witz und Laune geſchrieben. Auch unter ſeinen vielen Kirchhofsgedanken, Begräbniß- und Hochzeitgedichten, ſo wie unter ſeinen Oden, geiſtlichen Liedern und Sonetten iſt manches Gelungene.

Guadeloupe, eine wichtige Inſel in Weſtindien, welche ihren Namen von Columbo erhielt, wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens an der Gränze von Neucaſtilien und Eſtremadura. Sie macht eigentlich zwei Inſeln aus, die durch einen ſchmalen Canal getrennt ſind. Die eine heißt Grande-Terre und die andere eigentlich Guadeloupe oder Basse-Terre, welchen Namen auch die gut befeſtigte Hauptſtadt führt. Die Franzoſen legten ſchon 1635 daſelbſt eine Colonie an, die aber lange in ſchlechtem Zuſtande blieb, bis 1674 der König die Inſel von der Weſtindiſchen Compagnie übernahm. Im J. 1788 zählte man auf beiden Theilen der Inſel 13,466 Weiße, 3244 farbige Freie und 85,461 Negerſclaven. Die Hauptprodukte der Inſel ſind Zucker, Kaffee, Indigo, Kakao, Rokou und Baumwolle; die Ausfuhr davon nach Frankreich betrug im J. 1788 über 15 Millionen Franken, die Ausfuhr der nahe gelegenen kleinen Inſeln Marie-Galante, Deſirade und Saintes mitgerechnet. Die Angriffe der Engländer in den Jahren 1691 u. 1703 ſchlugen fehl; aber 1759 fiel ſie, nach einer tapfern Gegenwehr, in ihre Gewalt, und kam erſt im Frieden 1763 wieder an Frankreich. Im J. 1793 nahmen ſie die Engländer abermals weg, wurden aber im folgenden Jahre wieder vertrieben und verloren dabei 1100 Mann an Gefangenen. Seitdem behaupteten ſich die Franzoſen, bis in den letzten Tagen des Januars 1810 eine überlegene Engliſche Macht unter den Generalen Beckwith und Harcourt erſchien, welche der Admiral Cochrane mit einer Escadre unterſtützte, und nach einem lebhaften Treffen am 3. Febr. den General-Capitain Ernouf nöthigte, ſich mit der Beſatzung kriegsgefangen zu ergeben, wodurch ſie Herren dieſer Inſel wurden, die ihnen durch Capereien bedeutenden Schaden zugefügt hatte. In dem den 3. März 1813 zwiſchen England und Schweden zu Stockholm abgeſchloſſenen Vertrage wurde dieſe Inſel an Schweden abgetreten, das dieſelbe aber im Pariſer Frieden, gegen anderwärts zu erhaltende Entſchädigung, an Frankreich wieder zurückgab.

Guarini (Giovanni Battiſta) im J. 1557 zu Ferrara geboren, ſtammte aus einer um das Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt verdienten adlichen Familie. Nachdem er in ſeiner

Vaterſtadt, zu Piſa und Padua ſtudirt, und am erſtern Orte über die Ethik des Ariſtoteles öffentliche Vorleſungen gehalten, trat er in die Dienſte Herzogs Alfons II., der ſeine trefflichen Talente ſchätzte, ihn zum Cavaliere machte und als ſeinen Geſandten an die Republik Venedig, an Emanuel Filibert, Herzog von Savoyen, an Gregor XIII., an Maximilian II., an den zum Könige von Polen erwählten Heinrich von Valois, und als dieſer unter dem Namen Heinrich III. den Franzöſiſchen Thron beſtiegen hatte, an die Polniſchen Stände abſchickte, um ihn, den Herzog, zum Könige vorzuſchlagen. Das Mißlingen dieſer Sendung, für die er einen Theil ſeines Vermögens aufopferte, ward von ſeinen Neidern benutzt, ihm die Gunſt ſeines Fürſten zu entziehen, ſo daß er ſich nach ſo wichtigen Dienſten in Gnaden entlaſſen ſah. Er beſchloß, jetzt in literariſcher Eingezogenheit theils in Padua, theils auf einem Landgute zu leben, wurde aber ſchon im Jahr 1586 als Staatsſekretär zurückgerufen. Er gelangte aufs neue zu großem Anſehn am Hofe, nahm aber zwei Jahre darauf ſeine Dimiſſion, da der Herzog in einem Streit, in welchen Guarini mit ſeiner Schwiegertochter gerathen war, eine ihm mißfällige Sentenz geſprochen hatte, und lebte hierauf wieder als Privatmann. Im J. 1597 trat er in die Dienſte des Großherzogs Ferdinands I. von Toscana; aber auch hier blieb er nur kurze Zeit. Er argwohnte, der Herzog habe die von ſeinem jüngſten Sohne heimlich und wider des Vaters Willen geſchloſſene Ehe begünſtigt, entzweite ſich darüber mit ihm, und begab ſich zum Herzoge Francesco Maria della Rovere von Urbino. Nachdem er demſelben noch einige Zeit gedient hatte, kehrte er nach Ferrara zurück, hielt ſich aber ſeiner zahlreichen Proceſſe wegen, in die ihn ſeine natürliche Streitſüchtigkeit verwickelt hatte, abwechſelnd zu Venedig, Padua und Rom auf. Im J. 1605 erſchien er als Abgeſandter ſeiner Vaterſtadt in Rom, um Paul V. zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen. Er ſtarb 1612 zu Venedig. Guarini gehört zu den trefflichſten und zierlichſten Schriftſtellern und Dichtern Italiens, wie ſeine Briefe, ſein in dialogiſcher Form abgefaßter Segretario, ſein Luſtſpiel L'Idropico, ſeine Rime, und vor allem ſein Paſtor Fido beweiſen. Durch dieſes Schäferdrama, das im J. 1585 zum erſten Mal zu Turin bei der Vermählung Carl Emanuels, Herzogs von Savoyen, mit Catharina von Oeſtreich, aufgeführt, nachher häufig auf die Bühne gebracht und faſt in allen Sprachen überſetzt wurde, iſt ſein Name unſterblich geworden. Der flüchtigſte Blick lehrt, daß daſſelbe keinesweges eine Nachahmung des Aminda ſey, den es weit übertrifft an ſinnreichen Wendungen, epigrammatiſchen Wortſpielen und dichteriſchem Schmuck, welche Eigenſchaften ihm aber, weil man ſie für das Schäferdrama wenig paſſend hielt, von Manchem auch häufigen Tadel zugezogen haben.

Gubitz ſ. Holzſchneidekunſt.

Guelfen und Gibellinen, ſ. Welfen.

Guercino — Franz Barbieri de Cento, mit dem Beinamen Guercino, weil er ſchielte, war zu Cento bei Bologna im J. 1590 geboren, äußerte ſchon in ſeiner Kindheit eine große Neigung zur Malerei, fand durch ſein Genie die erſten Grundſätze ſeiner Kunſt ſelbſt auf und bildete ſich nachher in der Schule der Carracchi weiter. Eine Academie, die er im J. 1616 eröffnete, zog eine große Anzahl Schüler aus allen Theilen Europas zu ihm. Die kenntnißreiche Königin Chriſtine von Schweden beſuchte ihn, und reichte ihm ihre Hand, „um diejenige zu berühren, die ſo viele Meiſterwerke

hervorgebracht habe." Der König von Frankreich bot ihm die Stelle ſeines erſten Malers an, aber er zog es vor, ein Zimmer in dem Palais des Herzogs von Modena anzunehmen. Von Charakter war er ſanft, aufrichtig, höflich, wohlthätig; ſeine Kunſtgenoſſen unterſtützte er nicht nur mit ſeinem Rath, ſondern auch mit ſeinem Kredit und ſeinem Gelde. Er ſtarb im J. 1667. Seine vorzüglichſten Arbeiten befinden ſich zu Rom, Parma, Piacenza, Modena, Reggio, Mailand und Paris im Muſeum. Er ſtellte gewiſſe Gegenſtände mit vieler Wahrheit dar; aber Korrektheit, Adel und Ausdruck, welche nur durch ein überdachtes Studium erzeugt werden, fehlten ihm gewöhnlich, denn er glaubte dadurch ſein Genie in die Feſſeln der Nachahmung zu legen. Er entfernte ſich beſonders von Guido und Albani, deren Manier ihm ſchwach ſchien. Nie hat wohl ein Maler mit mehr Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet. Als er einſt von Geiſtlichen am Vorabend eines Feiertages gebeten wurde, ihnen für den Hauptaltar einen Gott Vater zu malen, vollendete er das Bild in Einer Nacht bei Fackelſchein.

Guerike (Otto von), Bürgermeiſter zu Magdeburg, war daſelbſt den 20. Novbr. 1602 geboren. Er ſtudirte zu Leipzig, Helmſtädt und Jena die Rechte, zu Leiden Mathematik, und beſonders Geometrie und Mechanik, reiſete nach Frankreich und England, diente eine Zeitlang als Oberingenieur zu Erfurt, wurde 1627 Rathsherr zu Magdeburg, 1646 Bürgermeiſter und Brandenburgiſcher Rath, legte fünf Jahre vor ſeinem Tode ſeine Aemter nieder, begab ſich zu ſeinem Sohne nach Hamburg, und ſtarb daſelbſt den 11. Mai 1686. Er war einer der größten Phyſiker ſeiner Zeit, und erfand die Luftpumpe zu derſelben Zeit, als Robert Boyle eine ähnliche Idee in England faßte. Durch dieſe Maſchine wurde die Geſtalt der Experimentalphyſik völlig verändert, und eine genauere Kenntniß von der Natur und den Wirkungen der Luft begründet. Guerike's Erfindung fällt in die Zeit um 1650. Im J. 1654 machte er auf dem Reichstage zu Regensburg vor dem Kaiſer Ferdinand III., deſſen Sohne, dem Römiſchen Könige, Ferdinand IV., mehrern Kurfürſten und andern Reichsſtänden, die erſten öffentlichen Verſuche mit ſeiner Maſchine. Die erſte Luftpumpe, womit Guerike zwei Halbkugeln ziemlich luftleer machte, wurde auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, und iſt 1807 nach Frankreich geſchafft worden. S. übrigens Luftpumpe.

Guerillas hießen die leicht bewaffneten undisciplinirten Haufen, welche in dem ſpaniſch-franzöſiſchen Kriege den Spaniſchen und Engliſchen Armeen meiſtens als Tirailleurs dienten, zuweilen aber auch eigene kleine Corps bildeten. Sie wurden zuerſt in Portugal von Wilſon organiſirt.

Guernſey (bei den Franzoſen Greneſey), eine kleine Inſel im Canal, nicht weit von der Küſte der Normandie, aber den Engländern gehörig. Sie hat eine kleine Stadt und Hafen, St. Peters genannt, welche durch das auf einer Inſel liegende Fort Cornet Caſtle gedeckt wird. Unter dem Gouverneur ſtehen auch die benachbarten kleinen Inſeln Aldernay und Serke.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, verewigte ſich durch ſeinen mit gemeſſener Klugheit verbundenen Heldenmuth. Er war in Bretagne 1320 geboren. Seine Aeltern vernachläſſigten ſeine Erziehung ſo ſehr, daß er, nach dem Muſter der meiſten Edelleute damaliger Zeit, niemals weder ſchreiben noch leſen lernte. Von

ſeiner zarteſten Kindheit an athmete er nur Krieg und Kampf. Er hatte ein Regiment aus ſeinen Altersgenoſſen gebildet, ſich zu ihrem General gemacht, und lehrte ſie, indem er ſie in Compagnien theilte, die Kunſt, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. „Es gibt keinen böſern Jungen auf der Welt,“ pflegte ſeine Mutter zu ſagen, „immer iſt er verwundet und ſein Geſicht zerfetzt, immer ſchlägt er oder wird geſchlagen.“ Den aufbehaltenen Nachrichten zu Folge war er ſtark von Wuchs, mit breiten Schultern und nervichten Armen. Seine Augen waren klein, lebhaft und voll Feuer. Seine Phyſiognomie hatte nichts Angenehmes. „Ich bin ſehr häßlich,“ ſagte er als Jüngling, „den Frauen werde ich nie gefallen; aber ich werde mich wenigſtens den Feinden meines Königs furchtbar zu machen wiſſen.“ Ganz durch eigene Kraft ſchwang er ſich empor. Siebzehn Jahre alt gewann er den Dank in einem Turnier zu Rennes. Er war unbekannt und wider den Willen ſeines Vaters dahin gegangen. Seitdem führte er unabläſſig die Waffen, und ſtets mit Erfolg. Nach dem unglücklichen Tage von Poitiers im J. 1356 kam er, während der Gefangenſchaft des Königs Johann, deſſen älteſtem Sohne Carl, der die Regirung verwaltete, zu Hilfe. Melun ergab ſich, die Seine wurde befreit und mehrere Plätze unterwarfen ſich ihm. Carl V., der im J. 1364 ſeinem Vater gefolgt war, belohnte ſeine Verdienſte nach Gebühr. In demſelben Jahre trug du Guesclin, dem der König den Oberbefehl über ſeine Armeen anvertraut hatte, den Sieg bei Cocherel über den König von Navarra davon. Seine Erfolge beſchleunigten den Frieden. Dann unterſtützte er Heinrich, der den Titel eines Königs von Caſtilien angenommen hatte, gegen ſeinen Bruder, Peter den Grauſamen, entriß dieſem die Krone und ſicherte ſie Heinrichen, der ihn dafür mit einer großen Geldſumme belohnte und zum Connetable von Caſtilien ernannte. Bertrand kehrte bald nach Frankreich zurück, um ſein Vaterland gegen England zu vertheidigen. Die bisher in allen Gefechten ſiegreichen Engländer wurden überall geſchlagen. Zum Connetable von Frankreich erhoben, überfiel er ſie in Maine und Anjou, und nahm ſelbſt ihren Anführer Grandſon gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter die Herrſchaft Frankreichs, ſo daß den Engländern nichts übrig blieb, als Bordeaux, Calais, Cherbourg, Breſt und Bayonne. Mitten unter ſeinen Triumphen ereilte ihn der Tod vor Château-neuf-de-Randon, den 13. Juli 1380. Sein Leichnam ward mit königlichen Ehren neben dem Grabmale beerdigt, das Carl V. für ſich beſtimmt hatte. Nach ihm hat Frankreich unter ſeinen vielen großen Feldherren nur Einen gehabt, der mit ihm verglichen werden kann, Türenne. Zwiſchen beiden findet ſich eine merkwürdige Aehnlichkeit. Beide waren gleich tapfer, gleich beſcheiden, gleich großmüthig. Du Guesclin war zwei Mal vermählt; hinterließ aber keine Kinder, außer einem natürlichen Sohne, Michel du Guesclin.

Guglielmi (Pietro) war geboren zu Maſſa di Carrara, woſelbſt ſein Vater, Giacopo Guglielmi, Capellmeiſter des Herzogs von Modena war. Er ſtudirte bis zu ſeinem achtzehnten Jahre die Muſik unter ſeinem Vater; darauf ging er nach Neapel in das Conſervatorio di Loretto, welches der berühmte Durante dirigirte. Guglielmi verrieth nicht große Anlagen zur Muſik, aber Durante hielt ihn zu den trockenen Studien des Contrapunkts und der Compoſition an. Er trat mit dem 28ſten Jahre aus der Anſtalt, und fing ſogleich an, für die Italieniſchen Theater komiſche und heroiſche Opern zu com-

poniren. In beiden Gattungen arbeitete er mit gleichem Glück. Er wurde nach Wien, Madrid und London berufen, und lehrte in einem Alter von ungefähr funfzig Jahren nach Neapel zurück. Hier zeigte ſich ſein Talent am glänzendſten. Zwei Meiſter hatten das große Theater von Neapel eingenommen, und ſtritten um die Palme, Cimaroſa und Paiſiello. Er nahm die edelſte Rache an letzterem, über den er ſich zu beklagen hatte. Jedem Werke ſeines Gegners ſtellte er ein anderes entgegen, und beſiegte ihn unabläſſig. Im J. 1798 ernannte ihn der Pabſt Pius VI. zum Capellmeiſter von St. Peter. Dieſer Poſten, den er noch in ſeinem 65ſten Jahr antrat, gab ihm Gelegenheit, ſich in der Kirchenmuſik auszuzeichnen. Man zählt von ihm über 200 Werke, welche ſich durch einfachen und lieblichen Geſang, durch eine klare volltönende Harmonie, und durch Begeiſterung und Originalität auszeichnen. Er ſtarb den 19. Novbr. 1804 in ſeinem 77ſten Jahre. Sein Sohn, Pietro Carlo, iſt ebenfalls ein ausgezeichneter Componiſt; er hat die erſten Proben ſeines Talents in Neapel und Rom abgelegt, und befindet ſich gegenwärtig zu London. Er hat viele komiſche Opern componirt; als ſein vorzüglichſtes Werk werden I due gemelli genannt.

Guibert (François Apolline Graf von) wurde den 12. Novbr. 1743 zu Montauban geboren, woſelbſt ſein Vater, ein Mann von ausgezeichneten militäriſchen Kenntniſſen und dem trefflichſten Herzen, in dem Regiment Auvergne diente; ſpäter wurde derſelbe Gouverneur der Invaliden. Der junge Guibert wurde zu Paris in einem Inſtitut erzogen, und folgte in einem Alter von 13 Jahren ſeinem Vater in den ſiebenjährigen Krieg nach Deutſchland, wo er dreien Feldzügen als Hauptmann in dem Regiment Auvergne beiwohnte, und eben ſo vielen in dem Generalſtabe der Armee, bei der ſein Vater damals als Maréchal de camp ſtand. Hier fehlte es ihm eben ſo wenig an Gelegenheit, ſeine militäriſchen Kenntniſſe zu erweitern, als ſich auszuzeichnen. In dem Treffen bei Vellinghauſen im J. 1761 hatte er die beſonnene Verwegenheit, eine durch den Wechſel der Umſtände unpaſſend gewordene Ordre, die er überbringen ſollte, dem Bedürfniß gemäß abzuändern, wodurch er zu dem glücklichen Ausgang deſſelben weſentlich beitrug. Er diente hierauf mit Auszeichnung in dem Kriege von 1766, und befand ſich in Corſica in der Schlacht von Ponte=Nuovo, welche Frankreich in den ſichern Beſitz dieſer Inſel ſetzte. Der Anführer dieſer Expedition, Graf Vaux, erwähnte ſeiner ſo rühmlich, daß er vom Könige das Ludwigskreuz und bald darauf als Oberſter das Commando der neu errichteten Corſiſchen Legion erhielt. Er war damals 24 Jahre alt. Seine Muße benutzte er zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und ſein Essai général de Tactique, précédé d'un discours sur l'état de la politique et de la science militaire en Europe (Londres, 1772), vermuthlich ſchon während der Deutſchen Feldzüge geſchrieben, erregte um ſo mehr allgemeines Aufſehen, als man bei den meiſten Heeren damals mit bedeutenden Reformen beſchäftigt war. Hierauf machte er eine militäriſche Reiſe durch Preußen, Sachſen, Oeſtreich, durch Ungarn und Kroatien zurück nach Breslau, wo er der Revüe beiwohnte, von da nach Wien, München, Schafhauſen und Frankreich. Sein während der Reiſe geführtes Journal, in welchem er, oft nur mit wenigen Worten, ſeine Beobachtungen aufzeichnete, iſt in dieſer Geſtalt unter dem Titel erſchienen: Journal d'un voyage en Allemagne, fait en 1773, ouvrage posthume de Guibert, publié par sa veuve et précédé d'une notice historique sur la vie de

l'auteur par Toulongeon, avec fig. 1803. So unvollkommen auch dieſer bloß für den Verfaſſer ſelbſt beſtimmte Entwurf erſcheint, ſo wird er doch intereſſant durch viele Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, beſonders auch von Friedrich II., deſſen große Eigenſchaften er leidenſchaftlich bewundert. Noch vor ſeiner Abreiſe aus Frankreich hatte ſich Guibert durch die drei Trauerſpiele: Le Connetable de Bourbon, die Gracchen und Anna Boleyn auch als dramatiſchen Dichter gezeigt; doch haben dieſe Stücke kein dauerndes Anſehn behaupten konnen, da Stil und Compoſition zu mangelhaft ſind. Im J. 1776 wurde Guibert Inhaber des Regiments Neuſtrien. Während er ſich mit der Bildung deſſelben nach dem neuen Syſtem beſchäftigte, ſchrieb er zu ſeiner Erholung die Lobrede auf Catinat und auf den Kanzler l'Hopital. Im J. 1779 erſchien ſeine Défense du systeme de guerre moderne. Eine Streitigkeit über Gegenſtände der Taktik, in die er ſich um dieſe Zeit verwickelt ſah, und wobei er ſich gegen den Marſchall von Broglio erklärte, der das auf den Küſten der Normandie zuſammengezogene Uebungslager befehligte, veranlaßte ihn zu mehreren Schriften, unter andern zu der Refutation complète du système de M. Ménil Durand. Sein Regiment, welches nach Amerika beſtimmt war, erhielt Gegenbefehl, und Guibert mußte zu ſeiner Kränkung zurückbleiben. Die ihm dadurch gewordene Muße benutzte er zur Ausarbeitung ſeiner Histoire de la milice française, die jedoch nicht im Druck erſchienen iſt. Er bereiſete um dieſe Zeit auch die Provinzen Frankreichs, um die Invaliden-Compagnien für ſeinen Vater zu beſuchen und den vorhandenen Mißbräuchen bei denſelben abzuhelfen. Im J. 1786 ward er Mitglied der Franzöſiſchen Academie; 1787 ſchrieb er ſeine berühmte Lobrede auf Friedrich II., welche zu den würdigſten Denkmälern gehört, die dem großen Könige geſetzt worden ſind. Ueberhaupt gehören Guiberts Lobreden, unter denen wir noch eine auf Thomas und eine andere auf ſeine Geliebte, die l'Espinaſſe, namhaft machen, zu ſeinen vollendetſten Arbeiten. Energie, Phantaſie, Klarheit und eine gewiſſe Kunſtloſigkeit feſſeln den Leſer und entſchädigen ihn für manche Nachläſſigkeit. Guibert war indeß bis zum Maréchal de Camp hinaufgerückt und Referent des Kriegsraths geworden, der an die Stelle des Kriegsminiſters geſetzt, und dem die Ausarbeitung eines neuen Militärcoder übertragen worden war; ein Poſten, der ihm viel Arbeit und zugleich viel Verdruß verurſachte. Er ſtarb den 6. Mai 1790 im 47ſten Jahre ſeines Alters. Der Hauptzug in ſeinem Charakter war Ruhmbegierde und eine alles umfaſſende Thätigkeit, ſeine herrſchende Leidenſchaft und ſein Lieblingsſtudium waren Kriegskunſt und Kriegswiſſenſchaft. Er hatte ein ſtarkes Gedächtniß und eine ſehr richtige Beurtheilungskraft.

Guicciardini (Francesco), geb. zu Florenz den 6. März 1482, aus einer edeln und alten Familie, ſtudirte zuerſt die Rechtswiſſenſchaft, und erwarb ſich vor Gericht einen ſolchen Ruf, daß er als Geſandter an den Hof Ferdinands von Aragonien geſchickt wurde. Drei Jahre darauf, im J. 1515, nahm ihn Leo X. in ſeine Dienſte, und übertrug ihm das Gouvernement von Modena und Reggio. Parma, welches belagert wurde, vertheidigte er mit Muth und Klugheit. So erzählt er ſelbſt in ſeiner Geſchichte, dagegen Angeli, Verfaſſer einer Geſchichte von Parma, berichtet, daß während der Belagerung niemand ſich unentſchloſſener gezeigt habe, als eben Guicciadini; er habe ſtets ſeine Pferde bei ſich gehabt, um zu entfliehen, und es

würde unfehlbar geſchehen ſeyn, wenn die Einwohner nicht ſeinen Muth aufgerichtet und den Feind mit Nachdruck zurückgeſchlagen hätten. Dennoch wurde Guicciardini nach dem Tode Leo X. und Hadrian VI. unter Clemens VII. Gouverneur von Bologna, aber Paul III., getäuſcht von Feinden, welche ſein Eifer für ſtrenge Beobachtung der Geſetze ihm zugezogen hatte, nahm ihm dieſen Poſten. Guicciardini kehrte hierauf in ſein Vaterland zurück, und lebte daſelbſt bis an ſeinen Tod 1540 als Philoſoph, Gelehrter und Bürger, nachdem er ſich nicht unrühmlich auf der öffentlichen Laufbahn gezeigt hatte. Erſt zwanzig Jahre nach ſeinem Tode erſchien ſeine noch jetzt als ein klaſſiſches Werk geſchätzte Istoria d'Italia, welche den kurzen, aber thatenreichen Zeitraum vom J. 1494 bis 1532 in 20 Büchern umfaßt. Ihre Vorzüge ſind Wahrheitsliebe, Genauigkeit, glückliche Entwickelung der erzählten, von ihm ſelbſt erlebten Begebenheiten, Scharfſinn und Tiefblick in ihrer Beurtheilung, und eine correkte Schreibart, einfach, aber nicht ohne Eleganz.

Guido Reni, ſ. Reni.

Guignes (Joſeph de), geboren zu Pontoiſe den 19. October 1721, geſtorben zu Paris im J. 1800, ſtudirte die Sprachen des Orients unter dem berühmten Etienne Fourmont, und ward 1741 zum königlichen Dollmetſcher und 1753 zum Mitglied der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften ernannt. Er legte ſich beſonders auf das Studium der Chineſiſchen Charaktere. Indem er ſie mit den alten Sprachen verglich, glaubte er zu entdecken, daß ſie nur eine Art von Monogrammen ſeyen, gebildet aus drei Aegyptiſchen Buchſtaben, und daraus ſchloß er, daß China durch eine Aegyptiſche Colonie bevölkert worden ſey. Als Mitarbeiter an dem Journal des savans, hat er 35 Jahre lang dieſe Zeitſchrift ſo wie die Memoiren der Academie mit einer großen Anzahl von Artikeln und Aufſätzen bereichert, in denen ſich tiefe Gelehrſamkeit, neue Anſichten und eine ſcharfſinnige Kritik zeigen. Als ein Greis, der den achtziger Jahren nahe war, gerieth er durch die Revolution faſt in Mangel und Noth; aber auch in dieſen Verhältniſſen behielt er ſeine Gemüthsruhe, ſeine Uneigennützigkeit und ſeine Unabhängigkeit, die ihm nicht erlaubte, irgend eine Unterſtützung anzunehmen. Von ſeinen zahlreichen Schriften begnügen wir uns, nur die wichtigſten zu nennen. Den erſten Platz behauptet unſtreitig ſeine Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tartares occidentaux, 5 Vol. 4. In dieſem Werke, auf welches der Verf. einen unermeßlichen Fleiß wendete, und zu welchem er die Materialien aus den wichtigſten, zum Theil noch unbenutzten morgenländiſchen Quellen, zu denen er ſich den Weg durch ein umfaſſendes Sprachſtudium gebahnt hatte, ſchöpfte, findet man die nützlichſten Aufſchlüſſe über die Geſchichte des Califats, der Kreuzzüge und überhaupt des Orients. Von Seiten des Fleißes iſt kaum etwas zu wünſchen übrig geblieben; dagegen vermißt man hin und wieder die gehörige Sorgfalt im Stil, einen reinen Geſchmack und die nöthige Philoſophie und Kritik. Die Sprache iſt zum Theil nachläſſig behandelt, und dieſer Mangel macht die ohnehin trockene Lectüre noch beſchwerlicher. Mehr Geſchmack würde die Schilderungen gedrängter und überraſchender, den Vortrag lebendiger und anziehender, und die eigenthümlich Orientaliſchen Ausdrücke kräftiger gegeben haben. Mehr Philoſophie war nöthig, um aus dieſen großen Ereigniſſen tiefe Bemerkungen zu ſchöpfen, die Dichtungen des Orients zu ergründen, die wahren Triebfedern zu enthüllen und die Hauptſachen zu erörtern,

über welche oft zu leicht hinweggeſchlüpft wird. Am meiſten aber ſcheint die Kritik vernachläſſigt zu ſeyn. De Guignes hat, wie Herbelot, aus einer Maſſe von Manuſcripten geſchöpft, und iſt, wie dieſer, in häufige Wiederholungen und zuweilen in Widerſprüche verfallen. Ebenfalls von großem Werthe ſind folgende Werke: Mémoire, dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie égyptienne; ferner eine Ueberſetzung des Chou-King (vom Pater Gaubil), eines der heiligen Bücher der Chineſen; L'Art militaire des Chinois, von Amiot überſetzt und von de Guignes herausgegeben, und einige andere; außerdem 29 Abhandlungen in den Memoiren der Academie und verſchiedene Beiträge zu den Notices et extraits de la bibliothèque royale.

Guillotine. Irriger Weiſe wird dieſe Köpfmaſchine für eine während der Franzöſiſchen Revolution von dem Arzte Guillotin zu Paris gemachte neue Erfindung gehalten, und eben ſo falſch ſind die gewöhnlichen Meinungen über dieſen Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit, der zu Saintes im J. 1738 geboren, vor der Revolution in ziemlicher Dunkelheit lebte, durch ſeine Bittſchrift der ſechs Corps aber, für die er von Seiten der Regirung verfolgt wurde, die Theilnahme des Volks, das ihn im Triumph aus dem Gerichte zurückführte, auf ſich zog, und bald darauf zum Mitglied der Nationalverſammlung ernannt wurde, wo er ſich durch ſeine Charaktermilde auszeichnete, und am 1. Dcbr. 1789 einen Bericht über das peinliche Geſetzbuch abſtattete, in welchem der Ton der äußerſten Humanität herrſchte, und den er mit dem Vorſchlage der unglücklichen Maſchine, ſtatt des qualvollen Stranges, ſchloß, die ſeinen Namen erhielt, und in der Folge, ganz gegen ſeine Abſicht und Meinung, das Werkzeug zur Hinrichtung ſo vieler unſchuldiger Schlachtopfer wurde. Er lebte noch vor kurzem in Paris als einer der geſchickteſten Aerzte, und war von der Regirung mit der Direction der Kuhpockenimpfung beauftragt. Wie Pater Labrat in ſeinen Reiſen erzählt, iſt die Guillotine urſprünglich eine Perſiſche Erfindung. Daß ſie aber auch in Europa ſchon früh gebraucht wurde, beweiſen mehrere alte Erzählungen und Denkmäler. Konradin von Schwaben wurde zu Neapel nicht durch das Schwert, ſondern, allen Nachrichten zu Folge, durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man die Welſche Falle nannte, und deren Gebrauch überhaupt in Italien nicht ungewöhnlich war. Aber auch in Deutſchland, Böhmen, England und andern Ländern kannte man ſie. Während der Revolution wurde am 25. April 1792 der erſte Miſſethäter mit der Guillotine hingerichtet. Auch wurde damals eine Hausguillotine erfunden, die ganz aus Eiſen und Stahl beſteht, und dazu diente, zum Tode verurtheilte Patienten, die das Zimmer nicht verlaſſen konnten, in ihrem Hauſe hinzurichten.

Guinea iſt im eigentlichen Sinne das große Küſtenland in Weſtafrika, welches von Sierra Leone bis unter den Aequator reicht, und von Weſten gegen Oſten in die Pfeffer-, Zahn-, Gold- und Sklavenküſte eingetheilt wird, woraus ſich ergibt, daß Sklaven, Goldſtaub, Pfeffer und Elfenbein die vorzüglichſten Waaren ſind, welche die Europäer bisher von dieſer Küſte bezogen. Dieſe Gegenſtände kommen auf mehreren Handelswegen zum Theil aus dem innern Afrika, und werden gegen Tuch, andere Wollen- und Baumwollenwaaren, Leinwand, Gewehre, Schießpulver u. dgl. vertauſcht. Das Klima iſt ſehr heiß, aber der Boden ſo fruchtbar, daß er eine doppelte Ernte trägt. Außer den genannten, ſind die wichtigſten Produkte Kupfer, Ambra,

Getraide, Yams, Piſang, Melonen, Kürbiſſe, Ananas, Zucker, Ingwer, Tabak, Baumwolle, Indigo, Südfrüchte, Palmen, Farbehölzer u. ſ. w. Die Küſtenbewohner ſind unter mehrere kleine Negerreiche und Republiken vertheilt; das Innere des Landes aber iſt uns nur höchſt unvollkommen bekannt. Die Europäer haben ſich an verſchiedenen Orten feſtgeſetzt. Schiffer von Dieppe kamen im J. 1364 zuerſt dahin, doch ohne ſich anzubauen. Dies geſchah zuerſt von den Portugieſen im Anfang des 15ten Jahrhunderts. Sie wurden aber nachher von den Holländern vertrieben, deren wichtigſte Beſitzung das Fort St. Georg della Mina war. Auch die Engländer, Franzoſen und Dänen gründeten Etabliſſements. Im weitern Sinne begreift man unter dem Namen Guinea zugleich die meiſtens von den Portugieſen beſetzten Küſtenländer, vom Aequator bis zum Wendezirkel des Steinbocks, nämlich die kleinen Reiche Loango, Cacongo, Congo, Angola und Benguela. Zum Unterſchiede nennt man ſie Nieder-Guinea.

Guinee, eine Engliſche Goldmünze, 6 Thlr. 7 Gr. in Louisd'or. Die erſten dieſer Münzen wurden unter Carl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea in Afrika holten; daher der Name.

Guiſchard (Carl Gottlieb). Dieſer unter den Namen **Quintus Icilius** bekannte Liebling Friedrichs II. war im J. 1724 zu Magdeburg geboren, ſtudirte zu Halle, Marburg, Herborn und Leyden Theologie, alte Literatur und Orientaliſche Sprachen, trat aber 1747 als Fähndrich in Sachſen-Hildburghauſenſche Militärdienſte, hielt ſich ſeit 1754 anderthalb Jahre in England auf, und kam 1757 als Freiwilliger zur alliirten Armee. König Friedrich II., der ihn kennen lernte, nahm ihn 1758 als Hauptmann in ſein Gefolge, und legte ihm den Namen Quintus Icilius bei. Als Major eines Freibataillons wohnte er den Feldzügen von 1759 und 1760 bei, und führte die ihm ertheilten Aufträge ſo geſchickt aus, daß der König ihm zu Leipzig ein Freiregiment von drei Bataillonen und zugleich den Auftrag gab, noch ſieben andere Freibataillone zu errichten. In den Feldzügen der Jahre 1760 und 1762 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich, und leiſtete die ihm obliegenden Dienſte bis an das Ende des Krieges unter großen Beſchwerlichkeiten und Gefahren. Nach wieder hergeſtelltem Frieden ward ſein Regiment 1763 am Tage des Einmarſches zu Berlin, zu ſeinem großen Verdruſſe, aufgelöſt; ihn aber behielt der König bei ſich zu Potsdam und ernannte ihn 1765 zum Oberſtlieutenant in der Armee. Er war einer von den wenigen Männern, welche der König ſeines vertrauten Umgangs würdigte. Mehrere aufbehaltene Anekdoten enthalten Beweiſe, mit welcher Freimüthigkeit ſich Guiſchard gegen Friedrich äußern durfte, ohne dieſen großen Monarchen, der auch bittere Wahrheiten hören konnte, dadurch zu erzürnen; wiewohl es ſcheint, daß er die Zuneigung des Königs durch die demſelben abgedrungene Einwilligung in ſeine Heirath für die letzten Jahre einigermaßen erſchüttert habe. Er ſtarb den 13. Mai 1775 mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Militärs, als welchen er ſich durch ſeine Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains und durch ſeine Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquités militaires bekannt gemacht hat. Er zeigt darin eine Menge Irrthümer des Chevalier Follard.

Guiſe iſt der Name einer berühmten herzoglichen Familie in Frankreich, ein Nebenzweig des Lothringiſchen Hauſes. **Claude von Guiſe**, der zweite Sohn des Herzogs Renatus von Lothrin-

gen, geb. um 1496., ließ ſich in Frankreich nieder, und vermählte ſich 1513 mit Antoinette von Bourbon. Seine Tapferkeit, ſein kühner Geiſt, ſeine großen Eigenſchaften erwarben ihm ein großes Anſehn, und machten ihn zum Gründer eines der erſten Häuſer in Frankreich. Ihm zu Ehren wurde die Grafſchaft Guiſe 1527 zum Herzogthum und Pairie erhoben. Bei ſeinem Tode 1550 hinterließ er 6 Söhne und 5 Töchter, wovon die älteſte an den König von Schottland Jakob Stuart V. vermält war. Den Glanz des Hauſes hob vornehmlich ſein älteſter Sohn, der nächſtfolgende.

Guiſe (Franz von Lothringen, Herzog von) geb. 1519, von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, und die eine bleibende Narbe auf ſeinem Geſichte zurück ließ, le balafré (der Benarbte) genannt. Auf eine ausgezeichnete Weiſe bewährte ſich ſein Muth im J. 1553 zu Metz, das er gegen Carl V. vertheidigte und glücklich behauptete, obgleich derſelbe geſchworen hatte, daß er lieber umkommen, als unverrichteter Sache abziehen wolle. In der Schlacht von Renti, den 13. Auguſt 1554, that er Wunder der Tapferkeit. Mehrere andere Vortheile erfocht er in Flandern und Italien. Für ſo große Thaten ward er zum Lieutenant=général über alle königliche Armeen ernannt. Das Unglück Frankreichs minderte ſich, ſobald er an der Spitze der Truppen ſtand. In acht Tagen nahm er Calais und das ganze dazu gehörige Gebiet, mitten im Winter. Er entriß die Stadt für immer den Engländern, welche ſie 210 Jahre beſeſſen hatten. Bald darauf eroberte er Thionville von den Spaniern. Er bewies, daß das Glück oder Unglück ganzer Staaten oft von einem einzigen Manne abhängt. Unter Heinrich II., mit deſſen Schweſter er ſich vermählt hatte, noch mehr aber unter Franz II., war er Herr von Frankreich. Die Verſchwörung von Amboiſe, welche im J. 1560 von den Proteſtanten angeſponnen wurde, um ihn zu ſtürzen, hatte den entgegengeſetzten Erfolg. Das Parlement gab ihm den Titel eines Retters des Vaterlandes. Erſt nach dem Tode Franz II. verminderte ſich ſein Anſehn, ohne jedoch ſich ganz zu verlieren. Seit jener Zeit bildeten ſich die Parteien der Condé und Guiſen. Auf der Seite von dieſen ſtanden der Connetable von Montmorency und der Marſchall von Saint=André; auf der Seite von jenen die Proteſtanten und Coligni. Der Herzog von Guiſe, ein eben ſo eifriger Katholik als Feind der Proteſtanten, beſchloß, ſie mit den Waffen in der Hand zu verfolgen. Nachdem er den 1. März 1562 bei Vaſſi über die Gränzen der Champagne gegangen war, fand er die Calviniſten, welche in einer Scheune die Pſalmen von Marot ſangen. Sein Gefolge beleidigte ſie; man ward handgemein, und faſt 60 dieſer Unglücklichen wurden getödtet und 200 verwundet. Dieſes unerwartete Ereigniß entzündete den Bürgerkrieg im ganzen Königreich. Der Herzog von Guiſe nahm Rouen, Bourges und gewann die Schlacht von Dreux den 19. Decbr. 1562. Am Abende nach dieſem Siege blieb er ohne alles Mißtrauen in demſelben Zelte mit dem Prinzen von Condé, theilte mit demſelben ſein Bett und ſchlief ruhig an der Seite ſeines Gegners, in welchem er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund erblickte. Damals war der Herzog auf dem Gipfel ſeines Glücks; er war der Erſte im Staat. Er rüſtete ſich zur Belagerung von Orleans, welches der Mittelpunkt der proteſtantiſchen Partei und ihr Waffenplatz war, als ein Piſtolenſchuß von Poltrot de Méré, einem hugenottiſchen Edelmann, ihn am 24. Febr. 1563 tödtete.

Guiſe (Heinrich von Lothringen, Herzog von), älteſter Sohn des vorgenannten, war den 31. Decbr. 1550 geboren. Seinen Muth bewies er zuerſt in der Schlacht von Jarnac im J. 1569. Da ſeine edle und ſchöne Geſtalt ihm alle Herzen gewann, ſo ſäumte er nicht, ſich die Vortheile zu verſchaffen, welche die allgemeine Gunſt ihm darbot. Er ſtellte ſich an die Spitze einer Armee unter dem Vorwande, den katholiſchen Glauben gegen die Proteſtanten zu vertheidigen, und rieth zu dem grauſamen Blutbade in der St. Bartholomäusnacht. Um ſich perſönlich zu rächen, wollte er ſelbſt die Ermordung Coligni's auf ſich nehmen, den er den Mörder ſeines Vaters nannte. Das war der Anfang der Ligue, einer zuerſt von ſeinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, entworfenen Verbindung. Man legte zu dem Ende den eifrigſten Bürgern von Paris den Plan zu einem Bündniſſe vor, das angeblich die Vertheidigung der Religion, des Königs und der Freiheit des Staats zum Zweck haben ſollte, wirklich aber die Unterdrückung des Königs und des Staats beabſichtigte. Der Herzog von Guiſe, der ſich auf Frankreichs Trümmern erheben wollte, entflammte die Aufrührer, erfocht mehrere Siege über die Calviniſten, und ſah ſich bald im Stande, ſeinem Fürſten ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben. Er zwang Heinrich III., alle Privilegien der Hugonotten zu vernichten, und ging in ſeinen gebieteriſchen Forderungen ſo weit, daß der König ihm endlich verbot, nach Paris zu kommen. Dennoch erſchien er daſelbſt 1558, und zwang den König, die Stadt zu verlaſſen und Frieden mit ihm zu ſchließen. Aber berauſcht von dieſem Triumph, folgte er nicht mehr der Klugheit, ſondern ließ nur zu deutlich wahrnehmen, daß er nach der höchſten Gewalt ſtrebte. Der König, durch wiederholte Warnungen auf die herrſchſüchtigen Plane des Herzogs aufmerkſam gemacht, berieth ſich mit d'Aumont, Rambouillet und Beauvais-Nangis, und alle drei waren der Meinung, daß, da man ihm einen förmlichen Proceß nicht machen könne, man ihn heimlich aus dem Wege räumen müſſe, und daß dieſe Maßregel durch ſo offenbare Majeſtätsverbrechen gerechtfertigt werde. Der tapfere Crillon weigerte ſich, die Ausführung zu übernehmen. Man übertrug ſie daher Lognac, erſtem Kammerherrn des Königs und Hauptmann der 45 Gascogniſchen Edelleute der neuen königlichen Garde. Dieſer wählte neun der Entſchloſſenſten aus und verbarg ſie in in dem Cabinet des Königs. Der Herzog wurde zwar gewarnt, und ſein Bruder, der Cardinal, rieth ihm, nach Paris zu gehen; allein auf den Rath des Erzbiſchofs von Lyon, der ihm vorſtellte, daß ſeine Freunde den Muth verlieren müßten, wenn er die Staaten von Blois in einem ſo günſtigen Augenblicke verließe, beſchloß er, das äußerſte zu wagen und zu bleiben. Den folgenden Tag, am 23. Decbr. 1588, ging er zum König. Er war ein wenig betroffen, die Wachen verſtärkt zu ſehen. Sobald er in den erſten Saal getreten war, verſchloß man die Thür. Dennoch behielt er ſeine äußere Freundlichkeit und grüßte die Umſtehenden wie gewöhnlich. Als er aber in das Cabinet treten wollte, ward er von mehreren Dolchſtichen durchbohrt, ehe er noch den Degen ziehen konnte, und mit den Worten: „Gott, habt Mitleid mit mir," ſank er ſterbend zu Boden. Er war 38 Jahre alt. Am andern Tage ward auch der Cardinal umgebracht. Aber das Feuer des Bürgerkriegs war durch dieſen doppelten Mord nicht gelöſcht, der den Haß der Katholiken gegen den König nur vermehren mußte. Der großmüthige Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) ſagte, als er die That vernahm: „Wäre Guiſe in meine

Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, ſetzte er noch hinzu, hat er ſich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben."

Guitarre. Dieſes, in unſerer Zeit wieder Mode gewordene, der Laute ſehr nahe kommende, Inſtrument iſt zwar nicht zu den Hauptinſtrumenten zu rechnen, zur Begleitung kleiner Geſänge und Lieder aber vorzüglich paſſend. Es hat 6 Saiten, welche in die Töne G, A, d g h e geſtimmt, und theils mit den Fingern geriſſen, theils mit dem Daumen geſtrichen werden. (J. T. Lehmanns neue Guitarrenſchule.) Ein Deutſcher Künſtler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Reſonanzdecke mit einer Claviatur von 6 Taſten, deren Tangenten bei Berührung der Taſten aus dem Schalloch hervortreten, und die Saiten berühren, wie die Hämmer eines Pianoforte. Daher hat dieſe Art den Namen der Pianoforteguitarre erhalten.

Gulden, eine Deutſche Silbermünze, welche übereinkünftlich 16 Groſchen oder 60 Kreuzer gilt. Es führen aber noch andere Münzen von verſchiedenem Werthe in und außer Deutſchland dieſen Namen, und ſind theils Rechnungsmünzen, theils wirkliche. So iſt ein Gulden in Augsburg eine Rechnungsmünze von 20 Gr. 4 Pf.; in Baſel 14 G. 9 Pf.; ein Gulden Wechſelgeld in Baſel 16 Gr. 8 Pf.; in Zürich 15 Gr. 6 Pf.; ein Gulden Wechſelgeld ebendaſelbſt 17 Gr., Münze aber 14 Gr. 4 Pf.; ein Gulden zu St. Gallen Rechnungsmünze von 14 Gr.; ein Gulden in Genf 2 Gr.; in Brabant 11 Gr. 2 Pf.; ein Gulden Wechſelgeld, ebendaſelbſt, 13 Gr.; in Holland 13 Gr.; in Lüttich 8 Gr.; in Oſtfriesland 8 Gr. 4 Pf.; ein Gulden Polniſch in Danzig 6 Gr.; ein Gulden Preußiſch, in Königsberg, 7 Gr. 6 Pf.; ein Polniſcher Gulden 4 Gr. (ſeit 1766, vorher nur 3 Gr. 4 Pf.); ein Preußiſcher Gulden 8 Gr. (ſeit 1776, vorher nur 6 Gr. 8 Pf.); ein Gulden in Riga 8 Gr.); in Trieſt 15 Gr. Anfänglich waren die Gulden Goldmünzen, die zuerſt in Florenz im J. 1252 geſchlagen wurden, und ungefähr ſo viel als ein Dukaten galten. Daher hat man noch jetzt alte Lübiſche Gulden, die 2 Thlr. 21 Gr. gelten. Eine dergleichen Münze waren die Rheiniſchen Gulden oder Gülden. Späterhin prägte man kleinere Goldmünzen, die den dritten und vierten Theil jener ausmachten, und nannte ſie kleine Gulden. Die kleinen Gulden prägte man nachher aus Silber, und ließ ihnen den Namen, den ſie auch bis jetzt noch führen. Die größern goldenen Gulden nannte man nunmehr zum Unterſchiede Goldgulden oder Goldgülden.

Gülden, ehemals ſo viel als Gulden. In Meißen, Thüringen und Franken aber belegte man mit dieſem Namen eine andere Rechnungsmünze, indem ein Gülden Meißniſch oder ein guter Meißniſcher Gülden 21 Gr., ein Gülden in Franken aber 20 Gr. gilt. In Aachen wird eine Münze, 2 Gr. $2\frac{2}{3}$ Pf. an Werth, ein Gülden genannt.

Güldene Zahl wird in der Chronologie diejenige Zahl genannt, welche andeutet, das wievielte ein Jahr im Mondzirkel iſt, und dient zur Berechnung des Oſterfeſtes (ſ. Mondzirkel und Oſterfeſt). Der Name ſoll ſchon von den Athenern herkommen, welche den Cyklus von 19 Jahren, den Meton erfand, um das Sonnen- und Mondjahr in Uebereinſtimmung zu bringen, der aber doch noch einen Fehler von 6 Stunden hatte, ſo hoch ſchätzten, daß ſie ihn

mit goldenen Ziffern an einem öffentlichen Stadtgebäude anſchreiben ließen.

Gummi nannte man ſonſt ſowohl die ſchleimichten als auch die harzigen Säfte, welche von ſelbſt oder durch Einſchnitte aus den Gewächſen rinnen und an der Luft erhärten, daher die Ausdrücke Gummi Kopal, Gummi guttä u. ſ. w., die gegenwärtig, wo man nur dem trockenen Pflanzenſchleim dieſen Namen beilegt, nicht mehr Statt finden ſollten. Obgleich der Pflanzenſchleim einen vorzüglichen Theil aller Pflanzen ausmacht; ſo läßt er ſich doch nicht aus allen gleich rein abſcheiden. Einige Pflanzen und gewiſſe Theile derſelben liefern ihn reichlicher, als andere. Ganz rein iſt das Gummi weiß, durchſichtig, hart, ſpröde, ohne Geruch und Geſchmack im kalten Waſſer leicht auflöslich. Durch Erwärmung zerfließt es nicht, ſondern ſchwillt auf, wirft Blaſen und dampft; endlich wird es kohlig, ſchwarz und verbrennt.

Gundling (Jakob Paul, Freiherr von), geb. 1673 zu Hersbruck, wo ſein Vater Prediger war, ſtudirte zu Altorf, Helmſtädt und Jena, reiſete dann nach Holland und England, und wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor der Ritterakademie zu Berlin. Bald darauf ſpielte er eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe König Friedrich Wilhelms I. v. Preußen. Dieſer Monarch, der weder Gelehrte noch Gelehrſamkeit ſonderlich ſchätzte, hörte von Gundlings gründlichen hiſtoriſchen Kenntniſſen, die derſelbe in mehreren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Hiſtoriographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war Gundling dazu allerdings hinlänglich geſchickt; allein ſein Stolz, ſeine Pedanterie und linkiſche Steifheit machten ihn bald zum Geſpötte des ganzen Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und ſein albernes zänkiſches Betragen im Zuſtande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er ſank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne ſelbſt den geringſten Witz zu beſitzen. Vornehme und niedere Hofleute erlaubten ſich die plumpſten und entehrendſten Scherze mit ihm, welche der König zu belachen ſich herabließ. Nur zum Spott erhielt er eine Menge Titel der höchſten Staats= und Hofämter; und er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch ſtolzer zu werden. Gundling, der zuletzt ſelten nüchtern ward, ſtarb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornſtädt in einem Weinfaſſe begraben. Nicht zu verwechſeln iſt mit ihm ſein Bruder Nikolaus Hieron. Gundling (geb. 1671. geſt. 1729.), der geh. Rath und Profeſſor zu Halle, ein ſeltener Polyhiſtor, der zu ſeiner Zeit zu dem Ruhme der Univerſität Halle nicht wenig beitrug. Seine zahlreichen Schriften tragen zwar faſt alle die Spuren der Eilfertigkeit an ſich, waren aber doch für ihre Zeit nicht unwirkſam. Man ſehe über ihn Schröckhs Lebensbeſchr. ber. Gelehrten Bd. 2.

Güſſefeld (Franz Ludwig). Dieſer um die Geographie durch ſeine Karten vielfach verdiente Mann war den 6. Decbr. 1744 zu Oſterburg in der Altmark geboren, wo ſein Vater Stadtrichter und Geſammtrichter der von Jagowſchen Familiengüter war. Schon frühzeitig äußerte er eine ſtarke Neigung zum Zeichnen und große Liebhaberei für Landkarten, die er nur höchſt nothdürftig befriedigen konnte. Zufällige Aufnahme der Oſterburger Gegend durch einen Ingenieur (im 15ten Jahre ſeines Alters), nachdem er bereits ſeinen Vater verloren hatte, und das Leſen einiger mathematiſchen Schrif-

ten brachte ihn auf die Idee, ein Ingenieur zu werden. Bald darauf wurde er bei einem Baumeiſter untergebracht, unter welchem er nach dem Hubertsburger Frieden bei der Urbarmachung der Netz- und Warte-Brüche Beſchäftigung fand. Nach mehrern andern Geſchäften in der Mark ging er nach Weimar, wo er angeſtellt wurde, und ſich, außer ökonomiſchen Meſſungen, hydrographiſchen und topographiſchen Aufnahmen, unausgeſetzt mit Kartenzeichnen beſchäftigte. Er ſtarb daſelbſt als Forſtrath den 17. Juni 1808 im 64ſten Lebensjahre.

Guſtav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Guſtav Waſa, geb. 1490, war ein Sohn Herzogs Erich Waſa von Gryysholm, und ein Sprößling der alten königlichen Familie. Er gehörte zu jenen großen Seelen, welche die Natur ſo ſelten hervorbringt, die ſie aber mit allen Eigenſchaften ausſtattet, ein Volk zu beherrſchen. Schon ſein ſchöner Wuchs und ſein edles Aeußere gewann ihm die Herzen. Seine kunſtloſe Beredſamkeit riß unwiderſtehlich dahin; ſein Genie entwarf verwegene Plane, aber ſein unbeſiegbarer Muth wußte ſie glücklich zum Ziele zu führen. Er war unerſchrocken mit Beſonnenheit, voll Sanftmuth in einem noch rohen Zeitalter, und ſo tugendhaft, wie das Oberhaupt einer Partei ſeyn kann. Als der tyranniſche Chriſtian II. von Dänemark in Gemäßheit der Calmariſchen Union ſich des Schwediſchen Throns zu bemächtigen ſtrebte, faßte Guſtav den Entſchluß, ſein Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten, aber die Ausführung ſeiner Plane wurde für einige Zeit unterbrochen, da Chriſtian ſich ſeiner Perſon bemächtigte, und ihn nebſt ſechs andern vornehmen Schweden als Geißel in Copenhagen gefangen hielt. Als er aber zu Ende des Jahres 1519 die Erfolge Chriſtians vernahm, der die Unterwerfung Schwedens faſt vollendet hatte, da faßte ihn auch im Gefängniß der Gedanke, ſein Vaterland zu befreien. Er entfloh in Bauernkleidung. Zwölf Meilen ging er am erſten Tage in einem unbekannten Lande; in Flensburg traf er Jütländiſche Ochſenhändler; um ſich ſicherer zu verbergen, nahm er Dienſte bei ihnen, und kam glücklich in Lübeck an. Hier wurde er zwar erkannt, aber von dem Senat in Schutz genommen; ja man verſprach ihm ſogar Unterſtützung zu ſeinem Vorhaben, das er nicht mehr verheimlichte. Darauf ſchiffte er ſich ein und landete zu Calmar. Die Beſatzung, der er ſich entdeckte, weigerte ſich, die Partei eines Flüchtlings zu ergreifen. Geächtet von Chriſtian, verfolgt von den Soldaten des Tyrannen, zurückgeſtoßen von Freunden und Verwandten, wendet er ſich nach Dalecarlien, bei den kräftigen Bewohnern dieſer Provinz Hilfe zu ſuchen. Nur mit Mühe den ihn rings umgebenden Gefahren entgangen, findet er Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit ſeinem Anſehn, ſeinem Geld und ſeinem Rath unterſtützt. Nachdem man die Gemüther vorbereitet, benutzte man ein Feſt, zu welchem ſich die Bauern des Cantons verſammelt hatten. Guſtav erſchien unter ihnen. Seine edle, zuverſichtliche Miene, ſein Unglück, und der Abſcheu gegen Chriſtian, der eben den Antritt ſeiner Regirung durch ein ſchreckliches Blutbad in Stockholm bezeichnet hatte, alles lieh ſeinen Worten eine ſiegende Kraft; Ausrufungen der Wuth unterbrechen ihn; man läuft zu den Waffen; das Schloß des Gouverneurs wird erſtürmt. Muthig gemacht durch dieſen erſten Erfolg, verſammeln ſich die Dalecarlier in Haufen unter den Fahnen des Siegers, der ihren Eifer benutzt und ſie zu neuen Kämpfen führt. Von dieſem Augenblick an waren Guſtavs Unternehmungen eine Reihe von Triumphen. An der Spitze eines ſelbſt geſchaffenen Heeres machte

er reißende Fortſchritte und vollendete die Vertreibung des Feindes. Im J. 1521 hatten ihm die Stände den Titel eines Adminiſtrators ertheilt; im J. 1523 proklamirten ſie ihn als König. Bei Annahme dieſer Würde ſchien er nur mit Mühe den Wünſchen der Nation nachzugeben; die Ceremonie der Krönung aber verſchob er, um nicht die Aufrechthaltung der katholiſchen Religion und der Privilegien der Geiſtlichkeit beſchwören zu müſſen. Er fühlte, daß die Wohlfahrt des Reichs eine Kirchenverbeſſerung erheiſche; aber er fühlte auch, daß dieſelbe nur durch eine gänzliche Reform herbeigeführt werden könne. Sein Kanzler, Lardz Anderſon, rieth ihm, ſich der lutheriſchen Lehre zu bedienen, um ſeine Abſicht zu erreichen. Guſtav genehmigte dieſen kühnen Plan, und führte ihn noch mehr durch die Ueberlegenheit ſeiner Politik als durch ſeine Macht aus. Während er insgeheim die Fortſchritte des Lutherthums begünſtigte, ertheilte er ſeinen Günſtlingen die vacanten Pfründen, und legte unter dem Vorwand, das Volk zu erleichtern, der Geiſtlichkeit auf, für den Unterhalt der Truppen zu ſorgen. Bald wagte er mehr; im J. 1527 verlangte und erhielt er von den Ständen die Abſchaffung der Privilegien der Biſchöfe. Die Lehre Luthers verbreitete ſich indeß mit Schnelligkeit. Guſtav kam den Unruhen zuvor, oder unterdrückte ſie; er hielt die Unzufriedenen im Zaum, ſchmeichelte den Ehrſüchtigen, gewann die Schwachen, und trat endlich öffentlich zu einer Religionspartei über, zu der ſich bereits die Mehrzahl ſeiner Unterthanen bekannte. Im J. 1630 nahm ein Nationalconcilium die Augsburgiſche Confeſſion als Glaubensnorm an. Nachdem Guſtav, wie er ſagte, ſein Reich auf dieſe Weiſe zum zweiten Mal erobert hatte, blieb ihm noch übrig, ſeinen Kindern die Nachfolge zu ſichern. Auch dies Verlangen bewilligten die Stände, indem ſie 1542 das Wahlrecht abſchafften, und das Geſetz der Erbfolge feſtſtellten. Obgleich Schweden eine ſehr beſchränkte Monarchie war, ſo übte doch Guſtav eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus; aber dies war ihm vergönnt, weil er ſie nur ausübte, um Schweden im Innern zu beglücken, ſeinen Feinden furchtbar und ſeinen Freunden achtungswerth zu machen; auch verletzte er nie die Formen der Reichsconſtitution. Er vervollkommnete die Geſetzgebung, civiliſirte das Volk, milderte die Sitten, ermunterte die Induſtrie und Gelehrſamkeit und erweiterte den Handel. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regirung ſtarb er im J. 1560, in einem Alter von 70 Jahren.

Guſtav II. Adolph, Schwedens größter Monarch und Deutſchlands Retter, war ein Sohn Carls IX., der nach der Entſetzung Sigismunds auf den Schwediſchen Thron geſtiegen war, und ein Enkel Guſtav Waſa's. Geboren zu Stockholm im J. 1594 empfing er, von ſeiner zarteſten Kindheit an, die ſorgfältigſte Erziehung. In ſeinem zwölften Jahre trat er in die Armee, und ſchon in ſeinem ſechzehnten leitete er die Angelegenheiten, erſchien im Staatsrath und an der Spitze des Heers, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Miniſter und befahl als König. Im J. 1611 ertheilten, nach Carls IX. Tode, die Stände dem 18jährigen Fürſten die Krone, und erklärten ihn, mit Verletzung der Geſetze, für mündig, da ſie wohl einſahen, daß nur die kräftigſten Maßregeln das Reich vom Untergange retten könnten, eine Regentſchaft aber es zu Grunde richten würde. Guſtav's ſcharfer Blick erkannte in Axel Oxenſtierna, dem jüngſten unter den damaligen Reichsräthen, den großen Staatsmann, der ſeines Vertrauens würdig ſey, und deſſen erleuchtetem Rath er in den

ſchwierigſten Lagen folgen dürfe. Durch die innigſten Bande der Freundſchaft knüpfte er ihn an ſich. Dänemark, Polen und Rußland waren gegen Schweden im Kriege. Guſtav ſah ein, daß er dreien ſo mächtigen Feinden nicht zu gleicher Zeit gewachſen ſey. Daher ſchloß er mit Dänemark 1612 einen Frieden, in welchem er ſich zwar zur Zahlung von einer Million Thaler verſtand, übrigens aber die ehrenvollſten Bedingungen erhielt. Rußland zwang er nach einem vortheilhaften Feldzug, in welchem er nach ſeinem eigenen Geſtändniß durch Jacob de la Gardie ſeine militäriſchen Talente ausbildete, zu einem für ihn vortheilhaften Frieden; Polen aber, wiewohl es nicht glücklicher gegen ihn geweſen war, ging ſelbſt nach der Eroberung Lieflands durch Guſtav Adolph nur einen Waffenſtillſtand von 6 Jahren ein, den dieſer annahm, theils weil er an ſich vortheilhaft war, theils weil er ihm Zeit genug ließ, um etwas Entſcheidendes gegen Oeſtreich zu unternehmen, deſſen Haupt Kaiſer Ferdinand II. auf alle Weiſe ſeine Macht zu vergrößern ſtrebte, und zugleich ein unverſöhnlicher Feind der Proteſtanten war. Des Kaiſers Abſicht, ſich der Oſtſee zu bemeiſtern, und einen Angriff auf Schweden vorzubereiten, waren keinem Zweifel unterworfen. Aber ein noch mächtigeres Motiv, ſich den Fortſchritten ſeiner Waffen entgegen zu ſtellen, fand Guſtav Adolph in dem bereits in Deutſchland entglommenen Krieg zwiſchen den Katholiſchen und Proteſtanten. Er, der der lutheriſchen Lehre mit wahrer Frömmigkeit zugethan war, ſah mit der Deutſchen Freiheit zugleich die Religion in der größten Gefahr, und beſchloß, beide zu retten. Nachdem er den Reichsſtänden in einer kraftvollen Rede ſeinen Entſchluß vorgetragen, mit Thränen in den Augen ihnen ſeine Tochter Chriſtina, in dem Vorgefühl, daß er ſein Vaterland nicht wieder ſehen würde, als Kronerbin vorgeſtellt, und die Regirung, mit Ausſchließung ſeiner übrigens zärtlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausſchuſſe von regirenden Reichsräthen anvertraut hatte, brach er 1630 nach Deutſchland auf, und landete mit einem Heere von 30,000 Mann an den Küſten von Pommern. Welche Schwierigkeiten ihn zum Theil ſelbſt Fürſten entgegenſetzten, für deren Sache er recht eigentlich gekommen war; wie ſeine Klugheit, Edelmuth und ſeine Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche ſiegten, welche Heldenthaten er an der Spitze ſeines Heeres verrichtete, und wie er als ein unbeſiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, die er am 6. Novbr. 1632 gegen Wallenſtein lieferte, unfern von dem bekannten großen Stein an der Landſtraße, fiel, iſt in dem Artikel vom dreißigjährigen Krieg erzählt worden. Die nähern Umſtände ſeines Todes ſind dunkel und ungewiß. Man erzählt ſie auf eine ſehr verſchiedene und widerſprechende Art, welches beweiſet, daß die Wahrheit noch unergründet iſt. Wer die Angaben darüber vergleichen möchte, der leſe die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei Lützen von K. Curths (Leipz. u. Altenb. 1814.) S. 76 fgg. Des Königs blutiges Koller ward nach Wien gebracht, wo es noch aufbewahrt wird, den Leichnam aber führte der edle Bernhard, Herzog von Weimar, nach Weißenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beigeſetzt, und blieb in dem Lande, für das es geblutet, der Körper aber ward Schweden wieder gegeben, das ihn hervorgebracht.— Heilig ſey uns Deutſchen das Andenken Guſtav Adolphs, der für unſeres Vaterlandes Freiheit kämpfte und ſtarb, groß als König,

unüberwunden als Held, edel und menſchenfreundlich als Sieger, und fromm, rein und mild als Menſch.

Guſtav III. (geb. d. 24. Jan. 1746. Bruder des jetzigen Königs von Schweden.) Dieſer merkwürdige Regent Schwedens, deſſen Geſchichte ein wahrer Fürſtenſpiegel genannt werden kann, war der älteſte Sohn Adolph Friedrichs, bei ſeiner Geburt noch Herzogs von Holſtein-Gottorp, ſeit 1743 erwählten Thronerben von Schweden, und Ulrikens Luiſens, einer Schweſter Friedrichs II. Graf Teſſin, dem von fünften Jahre des Prinzen an deſſen Erziehung allein übertragen war, ſuchte den Geiſt und Charakter deſſelben mit ſteter Hinſicht auf ſeine künftige Beſtimmung zu bilden, beſonders war er bemüht, den Ehrgeiz des Jünglings zu beſchränken, und ihm früh ſchon Hochachtung für die Conſtitution Schwedens einzuprägen, und ſein Nachfolger, der Graf Scheffer, richtete ſeine Bemühungen auf daſſelbe Ziel. Nichts deſtoweniger entwickelten ſich in dem feurigen Gemüthe des Jünglings die Kräfte und Beſtrebungen des ungenügſamſten Ehrgeizes, der Herrſchbegierde und der Eitelkeit; aber geſchickt wußte er dieſe innerſten Gefühle ſeines Herzens zu verbergen, bis er es wagen durfte, ſeinen Wünſchen offen entgegen zu treten. Ein überaus geſchmeidiges Weſen, gefällige Sitten, und eine bezaubernde Freundlichkeit und Milde verbargen den immer heißer erglühenden Ehrgeiz und Thatendrang hinter dem Scheine des anſpruchloſeſten Charakters. Ritterliche Uebungen, Wiſſenſchaften und Künſte, die feinern Vergnügungen des geſelligen Lebens und eine mit Geſchmack vereinigte Prachtliebe ſchienen ſeine Lieblingsneigungen zu ſeyn, und keine andern Vorſtellungen und Beſtrebungen in ihm lebhaft werden zu laſſen. Schweden war damals der Schauplatz mehrerer Faktionen, unter denen die Parteien der Mützen und Hüte, auf und durch welche Rußland und Frankreich ſich entgegen wirkten, die bekannteſten und zugleich wichtigſten waren. Aber wie ſie auch einander bekämpften, ſo waren ſie doch darin einverſtanden, die königliche Gewalt zu einem Schatten herabzuwürdigen. Guſtavs Vater, ein verſtändiger, das Gute erkennender und wohlwollender Fürſt, empfand zwar die Unannehmlichkeiten ſeiner Lage, aber es fehlte ihm an Energie und Charakterſtärke, ſein Mißfallen, ſtatt der Klagen, durch Handlungen zu äußern. Deſto thätiger arbeitete der kühne Geiſt ſeines Sohnes im Verborgenen und kaum war er, nach ſeines Vaters Tod (d. 12 Febr. 1771,) zur Regirung gelangt, als er ſeinem Ziel mit bewundernswürdiger Kunſt entgegen ſchritt. Er hatte damit angefangen, einige unternehmende Militärs näher mit ſich zu verbinden und mit ſeinen Abſichten bekannt zu machen. Dieſe bildeten nach und nach eine Verbindung, beſonders der jüngern Officiere, zu Gunſten des Königs. Vorzüglich thätig war in der Hauptſtadt der Oberſt Sprengporten; ein gleiches thaten Emiſſarien bei den Regimentern in den Provinzen. Indeſſen näherte ſich der Augenblick der Ausführung. Einige bedeutende Männer — unter andern die Grafen Hermansſon und Scheffer — hatten ſich mit dem König vereinigt; eine neue Conſtitution war entworfen, und die Rollen ſo vertheilt worden, daß die Brüder des Königs die Revolution in den Provinzen leiten ſollten, während er ſelbſt ſie in der Hauptſtadt beginnen würde. Die Unternehmungen fingen, dem entworfenen Plane gemäß, auf folgende Weiſe an. Der Commandant von Chriſtianſtadt, Hauptmann Hellichius, einer der treuſten und kühnſten Anhänger des Königs, ließ am 12. Auguſt die Stadtthore ſchließen, alle Zugänge beſetzen, und in ſeinem und

der Beſatzung Namen ein Manifeſt publiciren, worin den Ständen wegen ihrer Gewalthandlungen der Gehorſam aufgekündiget wurde. Der Prinz Karl erſchien vor Chriſtianſtadt, und da ſeine Auffoderung, den Platz zu übergeben, fruchtlos blieb, begann eine ſcheinbare Belagerung und Vertheidigung, wobei niemanden etwas zu Leide geſchah. Dies alles geſchah vieleicht nur, um der öffentlichen Aufmerkſamkeit eine unſchädliche Richtung zu geben. Der König ſpielte indeß in der Hauptſtadt die Rolle des Gleichgiltigen und Untheilnehmenden ſo täuſchend, daß er den anfänglich entſtandenen Argwohn des geheimen Ständeausſchuſſes völlig zerſtreute. Der Ausſchuß hatte verfügt, daß die Bürgerreiterei in der Hauptſtadt patrulliren ſolle; bei dieſen Patrullen fand ſich der König häufig ein, und wußte durch Freundlichkeit den Kern dieſer Mannſchaft für ſich zu gewinnen. Eben ſo benutzte er dieſe Gelegenheit, ſich immer mehr Officiere zu eigen zu machen. Während er ſo den entſcheidenden Moment vorbereitete, zeigte er eine heitere unbefangene Stirn, und gab noch am Abend vor dem zur Ausführung beſtimmten Tag ein glänzendes Hoffeſt, bei dem er durch ſeine frohe Laune alle Anweſenden belebte. Am folgenden Tage, den 19. Auguſt 1771, begab ſich der König nach einem Spazierritt in den Reichsrath aufs Schloß, wo es zum erſten Mal zwiſchen ihm und einigen Reichsräthen zu einem lebhaften Wortwechſel kam. Von hier aus verfügte er ſich zu Pferde nach dem Arſenal, wo er die dort aufziehende Wachtparade manövriren ließ. Während deſſen verſammelten ſich, in Folge eines geheimen Befehls, die Officiere um ihn, auf die er rechnen zu können glaubte, und begleiteten ihn nach dem Schloſſe, wo eben die Garde die Wache wechſelte, und ſowohl die abgehende als die aufziehende gegenwärtig war. Mit dem Eintritt des Königs in das Schloß begann die Revolution.. Der König verſammelte in der Wachſtube die Officiere um ſich, eröffnete ihnen ſeinen Plan und foderte ſie zur Unterſtützung auf. Die meiſten waren Jünglinge und durch den Gedanken an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich gewonnen. Den drei ältern, die ſich weigerten, ließ der König, ohne ſeine Faſſung zu verlieren, den Degen abfodern. Alle übrige leiſteten den Eid der Treue und des Gehorſams, und indem ihnen der König ſeine ferneren Befehle gab, band er ein weißes Tuch um den linken Arm, und beſtimmte dies als das Zeichen, woran er ſeine Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten wurde von dieſen mit beifälligem Zuruf erwiedert. Hierauf ließ er die Zugänge zu dem Verſammlungsſaal des Reichsraths beſetzen, und demſelben ruhiges Verhalten befehlen, begab ſich ſodann unter dem Zujauchzen des Volks nach dem Arſenal, wo er ſich des Artillerieregiments verſicherte, und ließ durch öffentlichen Ausruf die Einwohner Stockholms zur Ruhe ermahnen, und anweiſen, keinem andern als des Königs Befehle zu gehorchen. Es wurden Kanonen aufgeführt, Wachen vertheilt und mehrere Perſonen aus Vorſicht verhaftet. So war der entſcheidende Schlag ohne gewaltſame Maßregeln geſchehen, und der König begab ſich nach dem Schloſſe zurück, wo er die Glückwünſche der fremden Geſandten empfing, die er zur Tafel hatte einladen laſſen. Am folgenden Tage leiſtete der Stadtmagiſtrat, unter dem allgemeinen Zuruf des Volks, auf dem großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revolution genehmigen und die neue Conſtitution anerkennen, durch welche die königliche Macht nicht ſowohl auf Koſten der Stände als nur des Reichsraths wuchs. Sie wurden zu dem Ende auf den nächſten Tag zu einer

allgemeinen Verſammlung auf das Schloß beſchieden, wo ſie ſich einzeln und ohne Gefolg einfanden. Der Schloßhof war mit zahlreichem Militär beſetzt, gegen den Verſammlungsſaal Kanonen aufgepflanzt, und zu jeder Kanone ein Artilleriſt, mit einer brennender Lunte in der Hand, geſtellt. Der König erſchien mit einem zahlreichen Gefolge von Officieren und in ungewöhnlichem Pomp, ſchilderte in einer kraftvollen Rede die Lage des Reichs, die Nothwendigkeit einer Reform, erklärte ſeine gemäßigten Abſichten, und ließ die neue Conſtitution verleſen, die augenblicklich genehmigt und durch Unterſchrift und Eid bekräftigt wurde. Jetzt war alles geſchehen; faſt alle Staatsdiener blieben in ihren Aemtern; die Verhafteten wurden wieder in Freiheit geſetzt, und es folgte eine heitere beglückende Ruhe. Die nächſten Jahre war der König mit allem Ernſte bemüht, ſein Land zu beglücken; er bereiſete es mehrmals, und nie ohne Belehrung für ſich noch ohne Nutzen für ſeine Unterthanen. Nun aber ergaben ſich auf dem Reichstage die Anzeichen künftiger Unruhen, die den König bewogen, ihn plötzlich aufzulöſen. Ein Aufſtand in Dalecarlien wurde durch Militärgewalt gedämpft. Im Herbſt eben dieſes J. 1783 reiſete Guſtav durch Deutſchland nach Italien, um die Bäder von Piſa zu gebrauchen, und ging im folgenden Jahre über Frankreich, wo er zugleich politiſche Zwecke verfolgte, nach Schweden zurück. Hier warteten ſeiner Unruhe und Ungemach. Eine Hungersnoth raffte Tauſende ſeiner Unterthanen weg, die Reichsſtände verwarfen faſt alle ſeine Vorſchläge und nöthigten ihn zu harten Opfern, und ſein ungemäßigter Ehrgeiz verwickelte ihn in einen Krieg, der eben ſo verderblich für ſein Land als demüthigend für ſeinen Stolz ſeyn mußte. Zwiſchen Rußland und der Pforte war der Krieg ausgebrochen. Guſtav beſchloß, einem alten Vertheidigungsbündniſſe mit letzterer gemäß, Rußland anzugreifen, von deſſen Monarchin er ſich für beleidigt hielt. Der Krieg ward erklärt, und eine beträchtliche Macht nach Finnland in Bewegung geſetzt. Als nun aber der König durch einen Angriff auf die Feſtung Friedrichsham ſeine Unternehmungen anfangen wollte, mußte er die unerwartete Kränkung erfahren, ſich plötzlich von einem großen Theile ſeines Heeres verlaſſen zu ſehen, welcher ſich jedem Angriffskriege abgeneigt erklärte. Der König begab ſich nach Haga, und von hier, Hilfe ſuchend, zu den Dalecarliern. Bald ſtand ein achtbares Heer freiwilliger Vaterlandsvertheidiger da, mit denen der König das von den Dänen bedrängte Gothenburg rettete, indeß der Aufſtand bei der Finnländiſchen Armee, die mit den Ruſſen einen Waffenſtilleſtand geſchloſſen hatte, fortdauerte. Die dringende Lage des Reichs foderte die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Um den Widerſetzlichkeiten des Adels zu begegenen, ließ er einen geheimen Ausſchuß erwählen, zu welchem der Adel 12, jeder der übrigen, dem Könige ergebenen, Stände 6 Mitglieder ernannte. Der Adel gab es darum nicht auf, dem Könige zu trotzen, der endlich, von den übrigen Ständen zur Anwendung aller ihm dienlich ſcheinenden Maßregeln aufgefodert, einen entſcheidenden Schritt wagte, die Häupter des widerſetzlichen Adels verhaften ließ, und die Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsakte erzwang, die ihm noch ausgedehntere Rechte, als bisher, einräumte. Nunmehr ward der Krieg mit höchſter Anſtrengung und wechſelndem Glücke fortgeſetzt. Blutige Schlachten wurden, beſonders zur See, gewonnen und verloren; aber wie ritterlich auch Guſtav die Uebermacht bekämpfte, ſo machte ihn doch die bedrängte Lage ſeines Reichs zum Frieden geneigt,

der in der Ebene von Werelä am 14. Auguſt 1790 abgeſchloſſen ward. Statt die dur so vielfaches Unglück empfangene Lehre für die Zukunft zu benutzen, faßte er nur noch rieſenhaftere Plane. In den Gang der Franzöſiſchen Revolution beſchloß er einzugreifen, und Ludwig XVI. gegen den Willen ſeiner Nation wieder auf den Thron zu ſetzen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Oeſtreich vereinigen, und ſich an die Spitze dieſes Bundes ſtellen. Zu dem Ende ging er im Frühling 1791 nach Spaa und Aachen, ſchloß mit Catharina einen Freundſchaftsvertrag, und berief einen Reichstag in Geſle im Januar 1792, der nach 4 Wochen zur Zufriedenheit des Königs ſich endigte. Aber hier war es, wo bereits ein Mordanſchlag gegen ihn gefaßt und verſucht worden war. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke und Pechlin, der Oberſtlieutenant Liljehorn und mehrere Andere hatten ſich verbunden, den König zu ermorden und die alte Ariſtokratie wieder herzuſtellen. Ankarſtröm, der den König perſönlich haßte, bot ſich ihnen zum Werkzeug an. In Haga hatte ihn ein geheimes Grauen, in Geſle Mangel günſtiger Gelegenheit an der Ausführung gehindert. Jetzt folgte er dem König nach Stockholm, und die Maskerade in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 wird unwiderruflich zur Ausführung des Verbrechens beſtimmt. Kurz vor Anfang des Balls erhielt der König ein mit Bleiſtift geſchriebenes Warnungsbillet, dennoch begibt er ſich um eilf Uhr mit dem Grafen Eſſen auf die Redoute, tritt zunächſt in eine Loge, und da alles ruhig bleibt, in den Saal. Hier umringt ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derſelben (der Graf Horn) mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!" auf die Schulter klopft, wird der König von Ankarſtröm durch einen Schuß im Rücken verwundet. Mit ſeltener Geiſtesgegenwart traf er ſogleich die nöthigen Verfügungen; Ankarſtröm mit ſeinen Theilnehmern wurde entdeckt. Indeſſen zeigte ſich die Wunde bald tödtlich, und Guſtav verſchied am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geiſtesheiterkeit die nöthigſten Geſchäfte geordnet, und den Befehl ſelbſt unterzeichnet hatte, ſeinen Sohn zum Könige auszurufen.

Guſtav IV. Adolph, entſetzter König von Schweden, geboren am 1. Novbr. 1778. Nach dem traurigen Ende ſeines Vaters (Guſtav III.) ward er am 29. März 1792 zum König proclamirt, und nachdem 4½ Jahre lang ſein Oheim und Vormund, der Herzog Carl von Südermannland (jetziger König von Schweden) die Regentſchaft geführt hatte, trat er, bei erreichter Volljährigkeit (am 1. Novbr. 1796), ſelbſt die Regirung an; aber erſt am 3. April 1800 ward er zu Norköping gekrönt und am 7. deſſelben Monats ihm gehuldigt. Betrachten wir die kurze Regirungsgeſchichte dieſes Monarchen, ſo drängt ſich uns unwillkührlich die Bemerkung auf, welche wichtige Sache es um die Erziehung eines für den Thron beſtimmten Fürſten iſt, und wie bei ſchätzbaren Talenten, bei Verſtand und Herzensgüte, Vorurtheile und Leidenſchaftlichkeit zum höchſten Unglücke führen. Sein Vater wollte einen beharrlichen conſequenten Menſchen aus ihm bilden, und man kann annehmen, daß Guſtav IV. ſtets in dem Wahne geſtanden hat, im Geiſte ſeines Vaters zu handeln, wenn er mit eigenſinniger Unbiegſamkeit alles ſeinem einmal angenommenen Syſtem unterordnen wollte. Er hatte zudem von ſeinem Vater einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher auch alle ſeine Schritte den Anſtrich des Abenteuerlichen haben. Doch ſehr vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, iſt ſeiner Abergläubigkeit zuzuſchreiben, die hinlänglichen

Nahrungsſtoff, beſonders in Jungs Schriften fand. Aus jener ſtarren Beharrlichkeit und dieſem verlockenden Wahn war des Königs Guſtav IV. ganzes Weſen zuſammengeſetzt. Eine Folge jener ſogenannten Conſequenz war, daß er einſt auf dem Punkt ſtand, einen blutigen Kampf mit Rußland zu beginnen, weil er verlangte, daß das Geländer einer Gränzbrücke auf der Ruſſiſchen Seite mit Schwedens Farben angeſtrichen werden ſollte, was ihm nicht gewährt werden konnte. Im Julius 1803 reiſte er nach Deutſchland, um den Kaiſer und die Reichsfürſten für die damals ganz unausführbar ſcheinende Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Conſuls wieder an die Spitze der Franzöſiſchen Regirung zu ſetzen, zu gewinnen. Es iſt bekannt, wie bitter er dafür und für ſeine herausfodernden Aeußerungen bei Gelegenheit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien in den franzöſiſchen Amtsblättern gezüchtiget wurde. Guſtav empfand dieſen Hohn ſehr tief, der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Allianz mit Großbritannien und Rußland, und Spannung mit Preußen, dem er die Inſignien des ſchwarzen Adlerordens zurückſchickte, weil Napoleon ſie auch erhalten habe, war die Folge ſeines immer heftiger aufglühenden Haſſes gegen Frankreichs neuen Souverain. Ein müßiger Kopf hatte berechnet, daß in dem Namen „Napoleon Buonaparte" die Zahl 666 enthalten ſey, und Guſtav glaubte hierin das Thier in der Offenbarung Johannis zu erkennen, das nur eine kurze Zeit regiren würde, und zu deſſen Stürze er berufen ſey! Daher rührte ſein Befehl an die Redakteurs der Zeitungen, den Namen des franzöſiſchen Regenten „Monſieur Buonaparte" (wie man bis dahin in Schweden ihn geſchrieben hatte) in „Napoleon Buonaparte" umzuändern. Jene myſtiſche Anſicht von den Verhältniſſen des Franzöſiſchen Thrones trat nun förmlich an die Stelle jeder verſtändigen, nüchternen Ueberlegung und Beurtheilung und veranlaßte ihn zu dem ſonderbarſten Betragen. Nicht genug, daß er die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilſit gemachten Friedensvorſchläge verwarf, ſchlug er, ſelbſt nach dem Frieden von Tilſit die von Rußland und Preußen gebotene Vermittelung aus. Durch ſeine Leidenſchaftlichkeit, die ihn eine gleiche Sonderbarkeit in Anſehung des Ruſſiſchen St. Andreas-Ordens begehen ließ, wie früher mit dem Preußiſchen Adler-Orden, und ſeine blinde Anhänglichkeit an England, ſtürzte er ſein Volk in einen verderblichen Krieg mit Rußland, und ward aufs neue Preußens und Dänemarks Feind. Finnland ging verloren, und drohend ſtand eine Däniſche Armee an der Gränze, die Norwegen von Schweden ſcheidet. Das Unglück, das auf Schwedens edler Nation laſtete, brachte die Gemüther allmählig in Gährung; es bedurfte nur noch eines zündenden Funkens und die Flamme der Revolution ſchlug empor. Guſtav ſelbſt warf dieſen Zünder, indem er in der ihn charakteriſirenden Aufwallung ſeine Garden gegen ſich erbitterte, und durch Ausſchreibung einer neuen Kriegsſteuer die Nation zum höchſten Unwillen reitzte, welche ihre koſtbarſten Kräfte in zweckloſen Anſtrengungen aufreiben ſah. Als er endlich ſogar den einzigen Freund, der ihm bei ſeiner Politik noch geblieben war, England, von ſich abſtieß, weil dieſe Macht ſelbſt ihn zu verſtändigern Anſichten zurückzubringen verſuchte, worauf er auf alle Engliſche Kauffarteiſchiffe in den Schwediſchen Häfen ein allgemeines Embargo legte; als es Jedem deutlich ward, daß er die Ruhe und Wohlfahrt ſeines Volkes ganz ſeinen Leidenſchaften aufzuopfern fähig ſey: da hielt ſich dieſe Nation, groß im Charakter und

ſtark in Willen und in der That, ihrer Pflicht gegen ihn für entbunden. Ein im tiefſten Dunkel entworfener Plan gedieh zur Reife. Die weſtl. Armee (nach der Norwegiſchen Gränze zu), verſichert, daß die Dänen die Gränze nicht überſchreiten würden, ſetzte ſich in Marſch gegen Stockholm, wo unter den nächſten Umgebungen des in ſich ſelbſt ſchon unglücklichen Guſtav's die Erſten der Verſchworenen ſich befanden. Eine Proclamation ward von dieſen Truppen vertheilt, deren Aufnahme die allgemeine Stimmung des Volkes beurkundete. Nur noch 15 Meilen war die Armee von der Hauptſtadt entfernt, als Guſtav ihre Annäherung erfuhr. Von Haga aus, wo er ſich mit ſeiner Familie befand, eilte er nach Stockholm, mit dem Vorſatz, ſich dort gegen die „Empörer" zu vertheidigen. Doch er änderte dieſen Plan; er wollte mit den in Stockholm befindlichen Truppen nach Linköping gehen. Die Bank ſollte die Hauptſtadt verlaſſen, zuvor aber zwei Millionen Thaler, oder doch den möglich größten Vorſchuß an ihn zahlen. Die Commiſſarien verweigerten dies; Guſtav wollte ſein königliches Anſehn, ſeine Gewalt geltend machen; da ward gegen ihn Gewalt beſchloſſen; der Augenblick der Cataſtrophe war gekommen. So ſtanden die Sachen am 12. März 1809 Abends. Der König arbeitete die ganze Nacht vom 12. auf den 13. März; alles war zu ſeiner Abreiſe bereit, die am 13. früh 10 Uhr erfolgen ſollte. Der Moment war da, wo er das Geld aus der Bank nehmen laſſen wollte; drei Thore des Schloſſes waren ſchon geſperrt. Alle Officiere waren, weil es gewöhnlicher Paradetag war, ohnehin bei dem Schloſſe verſammelt. Noch einmal wollten der Feldmarſchall Klingſpor und der General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorſtellungen verſuchen, doch Guſtav beleidigte die Sprecher in ſeinem höchſten Zorn auf das empfindlichſte. Er hatte ſein Schickſal entſchieden. Adlerkreuz holte den Hofmarſchall Silfverſparre und fünf Adjutanten, forderte dem Könige ſeinen Degen ab, und erklärte ihn zum Gefangenen im Namen der Nation. Guſtav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; dieſer ward ihm entwunden; zwei Leuchter, die er ergriff, warf er nach den Verbündeten, und rief nach Hilfe. Da ward von einigen ſeiner Getreuen die verſchloſſene Thür erbrochen; doch von 30 hinzuſtrömenden andren Mitverſchworenen wurden ſie überwältiget. Während dieſes tumultuariſchen Auftritts war Guſtav entflohen. Doch noch auf der Treppe ward er ergriffen; einer ſeiner Bedienten trug ihn zurück in ſein Zimmer, wo er in bewußtloſe Wuth gerieth. Alle Zugänge des Schloſſes wurden nun mit Wachen beſetzt. Schon nach Mittag verkündigte eine Proclamation des Herzogs Carl von Südermannland, daß er die Regirung übernommen habe. Die Thronrevolution war in dieſen wenigen Stunden vollendet. Jetzt zeigte Guſtav eine ſtille Ergebung; vielleicht war auch hier ſeine religiöſe Schwärmerei die Quelle ſeines Gemüthszuſtandes. Nachts um 1 Uhr brachte man ihn nach Drotningholm; ſeine Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward er nach Gripsholm, einem ſeiner liebſten Aufenthaltsorte verſetzt. Hier ſtellte er am 29. März eine förmliche Entſagungsakte aus, die endliche Beſtimmung ſeines Schickſales von dem Reichstag erwartend, in deſſen erſter Sitzung (10. Mai) man ihm, als dem bisherigen Könige und Herrn, Treue und Gehorſam feierlich aufſagte und ſowohl ihn, als ſeine leiblichen, gebornen und ungeborenen Erben, der Krone und der Regirung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verluſtig erklärte. Darüber ward eine förmliche Akte ausgefertiget. In Gripsholm be-

ſchäftigte der entthronte König ſich vorzüglich mit der Offenbarung Johannis; er wünſchte Schweden verlaſſen und nach England gehen zu können. Die Reichsſtände ſetzten ihm nun, auf des neugewählten Königs, Carl XIII., Antrag ein jährliches Einkommen für ſich und ſeine Familie von 66,666 Thalern 32 Schillingen aus; ſein eigenes Privatvermögen, das ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes belief ſich auf 684,417 Thlr., wovon die jährlichen Zinſen 36,168 Thlr. betrugen, welche die Stände bis auf jene Summe erhöheten. Einen neuen ihm beſtimmten Aufenthalt auf der Inſel Wiſings-Oe bezog bezog er nicht. Von Gripsholm aus ging er nach Deutſchland und der Schweitz, wo er unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Gottorp, nachmals Gottorf, lebt. Er hat ſich ſeitdem freiwillig von ſeiner Gemalin (Friderike Dorothea Wilhelmine, Schweſter des Großherzogs von Baden) und ſeinen 4 Kindern getrennt, und ſeine Ehe wurde auf ſein Verlangen aufgehoben. 1812 verlangte er in die Brüdergemeine zu Herrnhut aufgenommen zu werden.

Gut, höchſtes. Unter dem höchſten Gute wird ein ſolches verſtanden, welches in Anſehung ſeines Werthes über alle andere Dinge, die man etwa auch als Güter betrachten möchte, erhaben iſt. Es wird alſo nicht als Mitel für irgend einen andern Zweck, ſondern als Zweck an und für ſich ſelbſt, als das letzte Ziel alles menſchlichen Strebens betrachtet, und heißt daher auch der Endzweck der Vernunft. Was nun das für ein Gut eigentlich ſey, darüber iſt von ältern und neuern Philoſophen viel geſtritten worden. Einige gaben die Tugend dafür aus, andere das Vergnügen oder auch die bloße Schmerzloſigkeit; noch andre die Glückſeligkeit, wobei ſie aber wieder ſehr uneinig waren, worin die Glückſeligkeit des Menſchen eigentlich beſtehe. Kant wollte dieſen Streit dadurch ſchlichten, daß er behauptete, das höchſte Gut beſtehe in einer ſolchen Verbindung der Glückſeligkeit mit der Sittlichkeit, daß jedem gerade ſo viel Glückſeligkeit zu Theil werde, als er durch Sittlichkeit würdig ſey. Aber auch dieſe Entſcheidung befriedigte nicht. Denn es würde auf dieſe Art immer etwas Zufälliges (was vom Glück abhängt und in keines Menſchen Gewalt ſteht) als Beſtandtheil des höchſten Gutes betrachtet. So etwas aber kann nicht das letzte Ziel des menſchlichen Strebens ſeyn. Als ſolches kann nur die Seligkeit betrachtet werden, die zwar, wiefern ſie als vollkommene Selbſtzufriedenheit gedacht wird, von dem Menſchen, der ſich als endliches oder beſchränktes Weſen immer gewiſſer Unvollkommenheiten bewußt bleibt, in keinem Zeitpunkte ſeines Daſeyns vollſtändig erreicht werden, der er ſich aber doch immerfort mehr und mehr annähern kann, je mehr er an ſeiner Vervollkommnung arbeitet. Man wird alſo ſagen müſſen: Gott, das unendliche und vollkommne Weſen, iſt ſtets im Beſitze des höchſten Gutes (der Seligkeit), und eben darum heißt dieſes Weſen Gott (von gut — das gute Weſen im höchſten Sinne des Worts); der Menſch aber, als ein endliches und unvollkommenes Weſen ſtrebt blos immerfort nach dem Beſitze des höchſten Gutes, indem er ſich ſelbſt ins Unendliche zu vervollkommnen ſucht. Siehe Glückſeligkeit. D.

Gut und Böſe. Dieſe beiden Ausdrücke werden in zweifacher Bedeutung gebraucht. Einmal verſteht man darunter, was ſchlechthin oder um ſein ſelbſt willen gut und böſe iſt. Man nennt dies auch das abſolut- oder ſittlich-Gute und Böſe. Sodann verſteht man auch darunter, was bedingungsweiſe oder um eines andern willen gut und böſe iſt. Dies nennt man auch das relativ- oder bedingt-Gute

und Böſe. Gut und Böſe heißt alſo bald ſo viel als recht und unrecht, was durch das Sittengeſetz geboten oder verboten iſt; bald ſo viel als nützlich und ſchädlich, was irgend etwas Angenehmes oder Unangenehmes hervorbringt. Wenn daher menſchliche Handlungen beurtheilt werden ſollen, ob ſie gut oder böſe ſeyen, ſo muß vor allen Dingen beſtimmt werden, in welcher Hinſicht? denn anders muß das Urtheil ausfallen, wenn man fragt, ob eine Handlung recht oder unrecht, als wenn man fragt, ob ſie nützlich oder ſchädlich ſey. D.

Guthrie ſ. Geſchichte.

Gutſchmid (Chriſtian Gotthelf Freiherr von) gehörte zu den ſeltenen Männern, die in ihrer öffentlichen Wirkſamkeit eben ſo ruhmwürdig und groß, als in den einfachen Verhältniſſen des Menſchenlebens muſterhaft und ehrwürdig ſich zeigten. Sein Vater war Prediger in dem, nicht weit von Cottbus gelegenen, Dorfe Kahren, wo Gutſchmid am 12. December 1721 geboren ward. Als er unter des Vaters Aufſicht einige Zeit von Privatlehrern war unterrichtet worden, ging er 1740 auf die Univerſität zu Halle, um ſich der Gottesgelehrtheit zu widmen, gab eine Zeitlang Unterricht in der blühenden Lehranſtalt des Halliſchen Waiſenhauſes, bemerkte aber bald, daß das Predigeramt für ihn, ſeiner ſchwachen Bruſt wegen, nicht angemeſſen ſey und faßte daher den Entſchluß, ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Die drei großen Rechtslehrer, Juſt Henning Böhmer, Heineccius und Ludewig, leiteten ſeinen Fleiß und ſeine Fortſchritte in dieſem Gebiet. Als er ſeine Studien geendiget hatte, übte er ſich bei dem damaligen Amtmann in Dahme in juriſtiſchen Arbeiten, und lebte dann einige Zeit im väterlichen Hauſe, bis er endlich im Jahre 1748 als Führer eines Sächſiſchen Edelmannes nach Leipzig ging. Hier ward er 1750 Advocat und Doktor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er eine Abhandlung ſchrieb, worin er die Grundſätze darlegte, welche ſpäterhin den Staatsmann in Anſehung der Handelspolitik leiteten. Er ſtellte darin die Behauptung auf, daß freier Handel den Wohlſtand und die Bevölkerung eines Landes erhöhe und überhaupt die Staatskräfte vermehre, und daß ein Handelsſtaat auch bei öffentlicher Noth ſich leichter und ſchneller wieder aufrichten könne, als derjenige, der keinen Handel hat. Von dieſer Zeit an hielt er öffentliche Vorleſungen, und ward 1756 öffentlicher Lehrer des Lehnrechts. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten empfahlen ihn den obern Landesbehörden. Er kam 1758 als Hofrath und geh. Referendar nach Dresden, und wurde in den nächſten Jahren zu verſchiedenen politiſchen Sendungen gebraucht. 1762 ward er geheimer Archivar und zu gleicher Zeit Mitglied der Reſtaurations-Commiſſion, welche die Mittel vorbereiten ſollte, die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geſchlagen hatte. Seine gründlichen Einſichten und ſeine eifrige Thätigkeit trugen viel bei, den glücklichen Erfolg dieſer, alle Zweige der Staatsverwaltung umfaſſen, ſchwierigen Bemühungen, in kurzer Zeit herbeizuführen. 1763 ward er mit dem damaligen geh. Rath und nachherigen Conferenzminiſter von Fritſch zu den Friedensunterhandlungen nach Hubertsburg geſandt, und bald darauf gab ihm die Stadt Leipzig einen Beweis ihres Andenkens und ihrer Achtung, als ſie ihm die Stelle eines Bürgermeiſters übertrug. Obgleich er dieſe Stelle erſt 1771 förmlich niederlegte, ſo blieb er doch nur kurze Zeit in Leipzig, da er noch vor Ende des Jahres in einen neuen einflußreichern Wirkungskreis wieder nach Dresden gerufen ward. Kurfürſt Chriſtian ernannte

gleich nach ſeinem Regirungsantritte den verdienten Mann zum geheimen Aſſiſtenzrathe, wobei ihm zugleich der ehrenvolle Auftrag ward, dem Kurprinzen Friedrich Auguſt in der Rechtslehre und in den Staatswiſſenſchaften Unterricht zu ertheilen. Der edle Fürſt, der während ſeiner kurzen Regirung ſo eifrig für das Wohl ſeines Volkes ſorgte, bewies ihm auch dadurch ſein Vertrauen, daß er ihm den Auftrag gab, ein neues Geſetzbuch zu entwerfen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Gutſchmid von dieſer Zeit an bis zu ſeinem Tode neben andern wichtigen Staatsgeſchäften dieſen Auftrag nicht aus den Augen verloren habe, es läßt ſich indeß nicht beſtimmen, wie viel von ihm vorgearbeitet worden, da nach ſeinem Tod alle Schriften, die auf öffentliche Geſchäfte ſich bezogen, an das geheime Kabinet abgeliefert werden mußten. Bekannt aber iſt es, daß er an den vielen Verbeſſerungen, die beſonders in der Strafgeſetzgebung vorgenommen wurden, den entſchiedenſten Antheil hatte. Im J. 1766 ward Gutſchmid Vicekanzler der Landesregirung, und ſetzte dabei ſowohl den Unterricht des Kurprinzen, als ſeine Arbeiten im Kabinet ununterbrochen fort. Zwei Jahre ſpäter entwarf er einen umfaſſenden Plan zu einer vereinfachten Verwaltung der Staatseinkünfte. Der jetzige König ernannte gleich nach ſeinem Regirungsantritte eine Commiſſion, wozu auch Gutſchmid gezogen ward; ſie ſollte dieſen Theil der Staatsverwaltung unterſuchen und die Mittel erwägen, Einnahme und Ausgabe aller Caſſen in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Auf das Gutachten der Commiſſion ward Gutſchmids Entwurf genehmigt, dem Sachſen den blühenden Zuſtand ſeiner Finanzen und ſeinen ſelbſt bis jetzt noch unverminderten Kredit verdankt. Mit einer eben ſo eingreifenden Thätigkeit wirkte Gutſchmid auf andre Zweige der Staatsverwaltung, beſonders auf die Verbeſſerung der Rechtspflege überhaupt; und die wichtigſten Schritte, welche in dieſer Hinſicht geſchahen, wurden von ihm vorgeſchlagen, oder doch durch ſeine thätige Theilnahme zur Ausführung gebracht. Während der Anweſenheit des Kaiſers Joſeph II. in Dresden ward Gutſchmid in den Reichsfreiherrnſtand erhoben und im J. 1770 ernannte der Kurfürſt ihn „wegen ſeiner Einſicht, Gelehrſamkeit, Erfahrung und ſtattlichſten Begabniſſe" zum Conferenzminiſter mit Sitz und Stimme im geheimen Conſilium, und übertrug ihm bald darauf auch das Direktorium bei der Ober-Rechnungsdeputation. 1790 ward er Kabinetsminiſter und Staatsſekretär der innern Angelegenheiten. Er erwarb ſich auch in dieſem umfaſſendern Wirkungskreiſe die dankbare Verehrung des Inlands und die Achtung des Auslandes. Gutſchmid war ein Mann von unermüdeter Thätigkeit, und nichts fürchtete er mehr, als ein kraftloſes, zu Geſchäften untüchtiges Alter. Arbeiten oder Sterben! pflegte er oft zu ſagen. Die Stunden, welche ſeine Amtsgeſchäfte ihm frei ließen, widmete er den Seinigen und dem Bücherleſen. Sein edles frommes Gemüth kannte nicht Haß, noch Feindſchaft. Auch an denjenigen Männern, welche in Denkart und Geſinnung ihm ganz unähnlich waren, ſchätzte er, wenn ihn ſeine Verhältniſſe in nähere Verbindung mit ihnen brachten, die Vorzüge und Geſchicklichkeiten, wodurch ſie achtungswerth waren, und ſelbſt gegen diejenigen, welche neidiſch ihm Hinderniſſe entgegen ſetzten, verrieth er nie Unwillen, ſondern erwartete, redlicher Abſicht ſich bewußt, ſeine Rechtfertigung von dem Erfolge. Die ununterbrochenen Geiſtesanſtrengungen, welche er ſich auflegte, hatten ſeine feſte Körperkraft auch im hohen Greiſenalter nicht erſchöpft, und bis an ſein Ende blieb ihm der voll

Gebrauch ſeiner Sinne. Erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens begann ſeine Geſundheit zu wanken. Die angreifenden Zufälle, woran er litt, hielten ihn aber nicht ab, ſeine Amtsgeſchäfte zu beſorgen; noch ſechs Tage vor ſeinem Tode hatte er den wöchentlichen mündlichen Vortrag in dem Kabinet, und verordnete, ſo matt er war, noch einmal ſelber die beſchloſſenen Ausfertigungen. Am 26. Dec. 1798 ward er vom Schlage getroffen, und kaum hatten die angewendeten Heilmittel ſeine Kräfte wieder aufgerichtet, als er ſich ſchon in ſeinen Geſchäftskreis zurückwünſchte; aber vier Tage ſpäter bekam er einen neuen Anfall, der ihn völlig betäubte, und wenige Stunden nachher beſchloß er ſein Leben. Bei dem Eintritt in ſeine Laufbahn blutete Sachſen an allen Wunden des Krieges, und ſein ſterbendes Auge ſah es im blühendſten Wohlſtand. Einen ſolchen Zuſtand herbeizuführen, als treuer Rathgeber und Gehilfe ſeines Fürſten, war ſeine Lebensarbeit geweſen, und dieſes Verdienſt ſichert ihm der Nachwelt dankbares Andenken. R.

Guttenberg (Johann). Dieſer berühmte Deutſche, der als der wahre Erfinder der Buchdruckerkunſt anzuſehen iſt, hieß eigentlich Johann von Sorgenloch, genannt Gänſefleiſch von Guttenberg, war aus ritterlichem Geſchlecht um das Jahr 1400 zu Mainz geboren, und ſtarb eben daſelbſt 1468. Von ſeiner Erfindung und deren ſtufenweiſer Ausbildung ſ. Buchdruckerkunſt.

Gutturalbuchſtaben, Kehlbuchſtaben, d. h. ſolche, die vorzüglich durch die Kehle ausgeſprochen werden, z. B. h, ch, k.

Guy von Arezzo oder Guido Aretin. So berühmt dieſer Name in der Muſik iſt, eben ſo ſchwierig iſt es doch, die Gründe dieſer Berühmtheit genau zu erörtern. Wenn man der öffentlichen Stimme und den Verſichrungen vieler Schriftſteller glauben darf, ſo iſt Guido der Vater und Schöpfer der neuern Muſik, erfand die Tonleiter, oder erweiterte ſie doch, und führte die Punkte, welche noch jetzt zur Bezeichnung der Noten dienen, und die ſechs Muſikſylben ut, re, mi, fa, sol, la, ein, die bei dem damals eingeſchärnkten Geſange zur Bezeichnung der nöthigen Töne (c, d, e, f, g, a) hinreichend waren. Auch wird er als Erfinder der Muſik-Schlüſſel und des Monochords genannt. So wenig ſich dieſe Angaben mit Gewißheit erörtern laſſen, eben ſo liegen die Umſtände ſeines Lebens in Dunkelheit. Wie es ſcheint, ward er gegen das Ende des 10. Jahrhunderts geboren, und trat früh in das Benediktinerkloſter von Pompoſa in Ferrara, wo er eine Muſikſchule errichtete, in welcher er ſich der von ihm gemachten Erfindungen bediente, und in ungleich kürzerer Zeit, als es bei den bisherigen unvollkommenen Methoden möglich geweſen war, geſchickte Schüler bildete. Er wurde darüber von ſeinen Collegen und Nebenbuhlern angefeindet, und ſah ſich genöthigt, in ein anderes Kloſter überzugehn, kehrte jedoch vielleicht ſpäter dahin zurück. Papſt Johannes XIX. (nach Andern XX.), bis zu welchem ſein Ruf gedrungen war, lud ihn durch drei Abgeordnete zu ſich. Guy erſchien in Rom, machte ſeine Methode auch hier bekannt, und erwarb ſich den Beifall des Papſtes, ſo wie allgemeine Bewunderung. Seine Werke, welche ein großes Studium in der Tonkunſt ſowohl, als auch der Werke ſeiner Vorfahren verrathen, ſind erſt nach faſt 800 Jahren von dem Abt Gerbert in den Kloſterbibliotheken entdeckt und bekannt gemacht worden.

Guyana, ein beträchtliches Land in Südamerika, zwiſchen dem Ocean, dem Amazonenfluß, dem Oronoko und dem Rio-Negro, welches unter Spanien, Frankreich und Portugal getheilt iſt, größten-

theils aber noch von freien Indianern bewohnt wird, als Caraiben, Galiben, Ottomachen, Arowaren, Mayſuren, welche ſich durch Tapferkeit und Grauſamkeit furchtbar machen. Die Franzoſen beſitzen ihren Antheil, ſeit 1664, und einer der Hauptplätze darin iſt Cayenne (ſ. d. Art.) Der Spaniſche Antheil mit der Hauptſtadt St. Thomas de Guyana iſt wenig bekannt; der Portugieſiſche endlich iſt von dem Franzöſiſchen durch den Amozonenfluß getrennt, und enthält die Forts Makapa und Paru am Marannon. (Am 12. Jan. 1809 wurde Cayenne, welches damals eins der 127 Departemens des franzöſiſchen Reichs ausmachte, von den Engländern genommen.) Das Klima des Landes iſt, neueren Nachrichten zufolge, nicht ſo ungeſund, wie man früher geglaubt hat: es ſoll vielmehr geſünder, als in den übrigen Weſtindiſchen Colonien ſeyn. Es gibt nur zwei Jahreszeiten, die trockne (vom Juni bis September) und die Regenzeit. Das Land iſt ſehr fruchtbar und durch Anlegung von Gräben jetzt auch in den Niederungen urbar gemacht, wozu beſonders der Gouverneur, Baron Beßner, ein Deutſcher, viel beitrug. Die bedeutendſten Produkte ſind Baumwolle, Indigo, Kaffee, Zucker, Cacao, Tabak; auch gedeihen Zimmt, Gewürznelken und Ananas. Ueberdies gibt es viel Wildpret, Fiſche und Vögel.

Guyton Morveau ſ. Räucherungen.

Gyges, ein Günſtling des lydiſchen Königs Kandaules, welcher, um ihn von der Schönheit ſeiner Gemahlin durch den Augenſchein zu überzeugen, ihm dieſelbe einſt zeigte, als ſie ſich entkleidet niederlegte. Dieſe Unverſchämtheit erzürnte die Königin dermaßen, daß ſie dem Gyges die Wahl ließ, entweder ihren Gemahl zu ermorden, und als ihr Gatte das Königreich zu beherrſchen, oder ſelbſt ſeine ſtrafbare Neugier mit dem Tode zu bezahlen. Gyges ermordete daher, nachdem er vergebens den Entſchluß der Königin beſtritten hatte, den Kandaules, und ward von dem Delphiſchen Orakel in der Herrſchaft beſtätigt. Die Fabel ſpricht von einem Zauberringe, den Gyges als Hirt in einer unterirdiſchen Höhle gefunden, und welcher die Kraft gehabt habe, ſeinen Beſitzer unſichtbar zu machen, ſobald dieſer den Stein deſſelben einwärts gekehrt. Mit Hilfe dieſes Ringes ſoll er die Umarmungen der Königin genoſſen und ſeinen Herrn ermordet haben. Den Ring des Gyges beſitzen, wurde nachher ſprichwörtlich bald von wankelmüthigen, bald von boshaften und liſtigen, bald von glücklichen Leuten gebraucht, die alles, was ſie wünſchen, erlangen.

Gymnaſium hieß bei den Spartanern der öffentliche Ort, wo die Jugend ſich nackt (daher auch der Name, von Gymnos, nackt) im Springen, Laufen, dem Werfen mit der Wurfſcheibe und der Lanze, dem Ringen und Fauſtkampf oder dem ſogenannten Fünfkampf (Pentathlon, quinquertium) übte. Dieſes Spartaniſche Inſtitut wurde nachher in den meiſten Städten Griechenlands und zu Rom unter den Cäſarn nachgeahmt, blieb aber nicht auf die körperlichen Uebungen eingeſchränkt, ſondern dehnte ſich auch auf die Uebungen des Geiſtes aus, indem hier die Philoſophen, Rhetoriker und Lehrer anderer Wiſſenſchaften ihren Unterricht ertheilten. In Athen waren fünf Gymnaſien, unter denen die Academie, das Lyceum und Kynosarges die drei berühmteſten waren. In dem erſten lehrte Platon, in den zweiten Ariſtoteles, in dem dritten Antiſthenes. Dieſe Gymnaſien waren in den älteſten Zeiten bloß freie, geebnete, mit einer Umfaſſung eingeſchloſſene Plätze mit Abtheilungen für die verſchiedenen Spiele. Um Schatten zu erhalten, pflanzte man Reihen von Pla=

tanen. Nachher wurden die Alleen in Säulengänge verwandelt, und unter dieſen verſchiedene Behältniſſe angelegt; endlich wurden die Gymnaſien eine Menge an einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehrere Tauſende zu faſſen. Von der Einrichtung und Anordnung derſelben hat Vitruv in ſeinem Werk über die Baukunſt (5, 11.) eine genaue Beſchreibung gegeben. Indeß enthielten manche Gymnaſien bald mehr, bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Menge anderer Verzierungen. Hier fand man die Statüen und Altäre des Merkur und Herkules, als der Götter, denen die Gymnaſien geheiligt waren, oft auch des Theseus, als des Erfinders der Kunſt zu ringen; Statüen von Helden und berühmten Männern, Gemälde und Basreliefs, Gegenſtände der Religion und Geſchichte darſtellend. Eine gewöhnliche Verzierung der Gymnaſien waren Hermen. So verſammelte ſich hier alles, was Jünglinge in den Künſten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und begeiſtern konnte, und der Staat, Künſte und Wiſſenſchaften erhielten ſich blühend, ſo lange die Gymnaſien gehörig unterhalten und geſchützt wurden. Mehrere Aufſeher und Lehrer waren hier angeſtellt. Der Vorſteher hieß Gymnaſiarch, die Lehrer der gymnaſtiſchen Uebungen Gymnaſten, die Vorſteher dieſer Uebungen Pädotriben, welche nur mit dem Praktiſchen zu thun hatten, während die Gymnaſten die Theorie lehrten. Xyſtarchen hießen die, welche den Uebungen in den Xyſten (Stadien) vorſtanden. Bisweilen nennt man ein ſolches Gymnaſium auch Paläſtra, welche eigentlich nur der Theil war, wo diejenigen, welche ſich förmlich zu Athleten, d. h. zu Kämpfern in den öffentlichen Spielen, bilden wollten im Fünfkampf geübt wurden. Ignara iſt der Meinung, daß zu der Zeit, wo die Philoſophen u. A. hier zu lehren anfingen, ein Unterſchied zwiſchen Gymnaſium und Paläſtra gemacht worden ſey; dieſe habe nun den Platz für die körperlichen Uebungen, jenes den Platz für den geiſtigen Unterricht bezeichnet. In dieſem Sinn hat man denn auch in neueren Zeiten die öffentlichen gelehrten Schulen, in denen man die Schüler auf die Univerſität vorbereitet, Gymnaſien genannt. In Rom hatte man zur Zeit der Republik keine Gebäude, die man mit den Griechiſchen Gymnaſien vergleichen könnte, unter den Cäſaren aber laſſen ſich die öffentlichen Bäder damit vergleichen und man kann ſagen, daß die Gymnaſien in den Thermen untergingen. dd.

Gymnaſtik nennt man die Kunſt, dem Körper nach den Regeln durch Uebungen Fertigkeit, Behändigkeit, Dauerhaftigkeit und Geſundheit zu verſchaffen, kurz, die Kunſt der Leibesbewegungen. Wort und Sache ſind Griechiſchen Urſprungs, denn in Griechenland bildete man zuerſt dieſe Bewegungen zur Kunſt aus (ſ. Gymnaſium). Man unterſchied daſelbſt drei Arten von Gymnaſtik, die kriegeriſche, welche ſich auf das Bedürfniß des Angriffs und der Vertheidigung bezog, die mediciniſche, welche die Erhaltung der Geſundheit bezweckte, und die athletiſche, die berühmteſte unter allen, welche ihren Urſprung dem Vergnügen verdankt, und dem Verlangen, von ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit öffentliche Beweiſe abzulegen. Die erſte Art beſtand in Uebungen des Laufens zu Fuß, Pferd und Wagen, im Springen, Ringen, Werfen und Bogenſchießen; die zweite vereinigte mit einigen der erſten Tanz, Ballſpiel, Bäder und Salbungen, und der Arzt Heradikos ſoll ſie, kurz vor Hippokrates, in die Medicin eingeführt haben; zur dritten Art gehörte alles, weſſen ein Athlet bedurfte, um in den öffentlichen Spielen den Sieg zu er-

halten. Dieſe dritte Art nennt man bald Athletik, weil die Uebung im Kämpfen beſtand, bald Gymnik, weil man nakt kämpfte, bald Agoniſtik, weil ſie Hauptgegenſtand der öffenlichen Spiele war. Um dieſe Kunſt zu üben, reichte man mit den gewöhnlichen Vorbereitungen der Gymnaſien nicht aus, ſondern bedurfte noch ganz anderer und ſchwererer in der Paläſtra. Durch eine eigends dazu angeordnete Lebensart wurden die Athleten zu ihrer Kunſt vorbereitet. Man ſieht übrigens leicht, daß dieſe Eintheilung mehr zufällig iſt, als in dem Weſen der Kunſt ſelbſt gegründet, und daß ſie keineswegs alle hier aufzuführenden Uebungen umfaßt. Abgeſehen von aller Anwendung, zerfallen die Leibesbewegungen in zwei Klaſſen: 1) in ſolche, die allein durch die eigne Bewegung des Körpers vollbracht werden, und 2) ſolche, zu denen noch ein fremdes Bewegbares hinzukommt. Zu der erſten Klaſſe gehört Gehen, Balanciren, Laufen, Tanzen, Springen (Voltigiren), Klettern, Werfen, Schleudern, Ringen, Fechten, Schwimmen, zu der andern Reiten und Fahren. Sollen alle dieſe Uebungen wahrhaft geſetzmäßig getrieben werden, ſo muß die ganze Kunſt der Gymnaſtik von einer, in den Geſetzen der Mechanik begründeten, Theorie ausgehen. Um eine ſolche hat ſich die neuere Zeit Verdienſte erworben, in welcher man den ungemeinen Nutzen dieſer kunſtmäßig betriebenen Uebungen wieder gehörig gewürdigt, und ſie in mehreren pädagogiſchen Inſtituten mit Recht wieder eingeführt hat. Beſondere Verdienſte um die Theorie und die pädagogiſche Anwendung erwarb ſich Guths Muths, deſſen hieher gehörige Schriften vorzügliche Empfehlung verdienen. In Berlin hat der D. Jahn ſeit einigen Jahren angefangen, dieſe Uebungen wieder zu Zwecken des Staats, in einer öffentlichen dazu angelegten Schule, zu betreiben, und hat hiemit ein nachahmungswürdiges Beiſpiel aufgeſtellt. dd.

Gymnoſophiſten nannten die Griechen die Indiſchen Philoſophen, weil ſie, der Sage nach, unbekleidet gingen. Von ihren philoſophiſchen Syſtemen haben wir ſehr unvollkommene Nachrichten, und wiſſen nur ſo viel, daß ſie das Weſen der Philoſophie in ſtete Contemplation und in die ſtrengſten aſcetiſchen Uebungen ſetzten, wodurch ſie die Macht der Sinnlichkeit zu bekämpfen ſuchten. Sie verbrannten ſich oft lebendig ſelbſt, um deſto eher in einen reinen Zuſtand überzugehen, wie z. B. Calanus in Alexanders Gegenwart, und Zarimarus zu Athen, als Auguſt ſich daſelbſt befand. Die Unbekanntſchaft der Alten mit Indien machte übrigens, daß man viel Wunderbares von ihnen erzählte.

Gynäceum. (Gynäkeion. Gynäkonitis). Die Griechen lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weiſe der Neuern in einer engen freundſchaftlichen Vertraulichkeit, ſondern in einer gewiſſen Abſonderung, welche aus den frühern Zeiten der Rohheit zurückgeblieben war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer angeſehen wurden. Jene bewohnten daher auch einen abgeſonderten Theil des Hauſes, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger) hieß, und in dem innern entlegenſten Raume des Hauſes, noch hinter dem Hofe, befindlich war.

Gyps oder ſchwefelſaurer Kalk wird faſt in ganz Europa und in den übrigen Erdtheilen angetroffen, und macht häufig 20 bis 25 Lachter, manchmal aber auch nur 1 Fuß mächtige Lager in Flözgebirgen aus, welche mit Flözkalk, Stinkſtein und Schieferthon abwechſeln; ja oft macht er ſogar das Tagegebirge aus; allein ſie erreichen

nie eine beträchtliche Höhe, und alle Gypsgebirge haben das Charakteriſtiſche, daß ſie Verſteinerungen aus der organiſchen Welt enthalten. Oryktognoſtiſch unterſcheidet man die Gypsgattung, welche überhaupt als Folge ihrer leichten Auflöslichkeit ſehr kryſtalliniſch iſt, durch 5 Arten, als: 1) erdigen Gyps, auch Himmelsmehl, Gypsmehl u. ſ. w, von ſeiner bröcklichen Geſtalt genannt; 2) dichten Gyps oder Alabaſter; 3) faſrigen Gyps, auch Strahlgyps und Federgyps genannt; 4) körnigen Gyps, und 5) ſpäthigen Gyps, auch Fraueneis und Marienglas genannt. Der Gyps wechſelt in ſeinen Farben mannigfaltig ab. Die weiße Farbe geht durch alle Schattirungen der grauen, rothen, gelben, braunen, aſchfarbigen, rauchfarbigen und grünen, ſo wie bisweilen wiederum einige dieſer Farben ſich ins Weiße, oder aus dem Braunen ins Gelbe, Rothe u. ſ. w. ziehen, und oft auch mehrere dieſer Farben ſtreifen- und fleckenweiſe bunt unter einander laufen. In ökonomiſcher Hinſicht braucht man den erdigen Gyps als ein chemiſches Düngmittel bloß in ſeinem natürlichen Zuſtande; eben ſo auch die andern Arten Gyps im letztern Zuſtande zu Mehl gemahlen, zur Verbeſſerung der Felder, Wieſen und Weideplätze, wegen ſeiner oben gedachten leichten Auflöslichkeit. Wenn der Gyps in reinen, dichten und feſten Maſſen, ſchön gefärbt oder ganz weiß politurfähig vorkommt, ſo wird er Alabaſter genannt, welches griechiſche Wort eigentlich eine Salbenbüchſe bedeutet. Weil die alten Künſtler vorzüglich aus dem weißen Gypſe Salbenbüchſen dreheten, nannte man dieſen Gyps ſelbſt Alabaſter. Sowohl die beſſern als ſchlechtern Gypsarten braucht man in mehrern Gegenden als Mauerſteine; allein wegen ihrer leichten Auflöslichkeit ſind ſie die ſchlechteſten Steine, die man anwenden kann. Der faſrige und körnige Gyps werden roh pulveriſirt als Streuſand, zum Scheuern der meſſingenen und kupfernen Gefäße und zum Putzen des Silbers gebraucht, weil er den Schmutz leicht wegnimmt, ohne Riſſe zu verurſachen. Weil der Gyps für ſich unſchmelzbar iſt, macht man aus dem pulveriſirten in Vermiſchung mit Formſande die zum Gießen der Metalle erfoderlichen Formen daraus. Den eiſenſchüſſigen Gyps ſetzt man in Glashütten der Fritte zu, um ein gelbes Glas zu erhalten, und weißen Gyps zum grünen Glaſe. Den weißen, ganz von Eiſentheilen reinen Gyps ſetzt man ſowohl dem Steingut als auch dem Porcelan bei, deſſen Glaſur vorzüglich durch Gyps bewirkt wird. Den Gypsmörtel braucht man auch noch zu Zimmerdecken, zu den Wänden, zu den Fußböden und zu Stukkaturarbeiten; verfertiget daraus künſtlichen Marmor für den innern Raum trockener Gebäude, verarbeitet ihn zu Schreibtafelblättern für Bleiſtifte, zu Modellen der Bildhauer, zu hohlen Statüen, Büſten, Verzierungen: er macht die gewöhnliche Grundmaſſe der Paſtelfarben aus für Porträtmalerei; bietet das ſchicklichſte Mittel dar, um das ſogenannte Reaumürſche Porcelan aus Glas zu verfertigen u. ſ. w. Der verbrannte oder ausgeglühte Gyps iſt ein mechaniſches Gift für den thieriſchen Körper, weil er im Magen zu Stein gerinnt und zu Entzündungen der Eingeweide Gelegenheit gibt. Man hat ſehr traurige Erfahrungen davon, weil man in Theuerungen aus Unwiſſenheit zuweilen Gyps unter das Mehl miſchte, um den Unterhalt zu verlängern.

Gyromantie (von den griechiſchen Worten Gyros Kreis, und Mantia, Weißagung) iſt die Wahrſagekunſt mittelſt gewiſſer Kreiſe, welche der Wahrſager mit allerei Feierlichkeiten beſchreibt,

und in denen er unter Herſagung von myſteriöſen Zauberſprüchen und andern geheimnißvollen Gebräuchen umhergeht, wodurch ſeine Kunſt in den Augen des Unerfahrnen, der an übernatürliche Dinge zu glauben geneigt iſt, um ſo wunderbarer und zuverläſſiger erſcheint.

H.

H bezeichnet im neueren Tonſyſtem die ſiebente diatoniſche Klangſtufe, oder die zwölfte und letzte Saite der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter. — Auf Franzöſiſchen Münzen zeigt H die Münzſtadt Rochelle an.

Haag, eine Stadt in den vereinigten Niederlanden, neben den Dünen der Nordſee gelegen. Die Stadt iſt groß, ſchön, mit trefflichen Plätzen und Paläſten verſehen und mit Kanälen durchſchnitten. Die Bevölkerung, die ſonſt gegen 40,000 Menſchen betrug, hat in den neueſten Zeiten abgenommen. Haag war vormals nur ein unbedeutendes Dorf, deſſen Name von dem, einen Theil der Domainen der Grafen von Holland ausmachenden, Walde Haag herrühren ſoll; es ſtieg aber in kurzem zu einer großen und prächtigen Stadt empor. Hier war der Sitz des Statthalters und der Generalſtaaten; das Reſidenzſchloß enthielt unter andern ein herrliches Kunſt- und Naturalienkabinet. Als Holland zu einem eigenen Königreiche conſtituirt worden, hatte der König von Holland ſeine Reſidenz im Haag, bis zur Vereinigung des Landes mit Frankreich. Außer ſechs großen Plätzen hat die Stadt vortrefliche Promenaden und einen ſchönen Thiergarten. Der Hof von Holland, wo die Generalſtaaten ſich verſammelten iſt ein altes, wegen ſeiner trefflichen Malereien ſehenswürdiges Gebäude. In der Nähe liegen die ſchönen Luſtſchlöſſer und Dörfer Schevelingen, Hondslaardyk, Ryswick, t'Huys im Boſch, Sorgvliet, St. Anneland u. einige a.

Haare nennen wir die dünnen, kegelförmigen, mehr oder minder biegſamen und elaſtiſchen Fäden, welche dem Körper der mehreſten Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Näſſe, Kälte und Verletzungen dienen, wozu ſie auf das zweckmäßigſte eingerichtet ſind. Das Haar gleicht gewiſſermaßen einem Zwiebelgewächs, und iſt vermöge einer zwiebelartigen Wurzel in der Fetthaut befeſtigt. Der Nahrungsſaft wird in derſelben durch unendlich kleine, hohle Kanäle emporgeleitet; denn unterſuchen wir das Haar unter dem Mikroſcop, ſo finden wir, daß es aus drei beſondern Theilen zuſammengeſetzt iſt, nämlich aus dem äußern Ueberzuge, der innern Röhre und dem in derſelben enthaltenen Marke. Der äußere Ueberzug von ölichtgallertartiger Subſtanz iſt durchſichtig, und gibt dem Haare die große Dauer gegen die Einwirkung der Luft und Witterung, ſo daß es der Verweſung nicht ſelten Jahrhunderte trotzt. Unter dieſem Ueberzuge, der wenigſtens bei dem Menſchen immer durchſichtig und ungefärbt iſt, liegen mehrere äußerſt feine Röhren dicht neben einander, welche nicht nur unter ſich, ſondern auch mit dieſen in Verbindung ſtehen, und ein aus einer flüſſigen und einer weichen feſten Subſtanz beſtehendes Mark enthalten. Jene iſt zäh und gibt dem Haare ſeine Farbe, dieſe dagegen iſt ein zartes, unendlich feines

Gewebe von glänzenden Faſern, das aus der Zwiebel ſeinen Urſprung nimmt. Aber zwiſchen den Haaren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verſchiedenheit Statt, ſowohl in der Länge, der Feinheit, der Farbe, der Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit, als auch in der Struktur. Auch bei den Pflanzen, beſonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und der Frucht, finden wir gewiſſe, dem Haar ähnliche Faſern, an denen wir eine eben ſo große Verſchiedenheit, wie an den Thierhaaren wahrnehmen. Einige verhärten ſich zu Stacheln und gleichen den Borſten; andere ſind ſehr fein und weich, und noch andere gleichen der Wolle u. ſ. w. Auch ſie ſollen vermuthlich die zarte Oberfläche der Pflanze ſchützen, haben aber außerdem, wenigſtens in vielen Fällen, noch die Beſtimmung, die in der Luft enthaltenen und die Gewächſe nährenden Feuchtigkeiten aufzufangen und einzuſaugen.

Haarröhrchen nennt man alle ſehr engen und feinen Röhrchen, wegen der Aehnlichkeit mit den feinen Kanälchen in den Haaren der Menſchen und Thiere. Die Weite derſelben kann ſehr verſchieden ſeyn, und ſelbſt ein Sechstel Zoll betragen. Man verfertigt ſie zum phyſikaliſchen Gebrauch am gewöhnlichſten aus Glas. Der Erfahrungsſatz, daß flüſſige Körper, wenn ſie in ihren Theilen ſchwächer zuſammenhängen, als mit den Theilen eines feſten Körpers, in den aus letztern gemengten Gefäßen mit einer conkaven Fläche, oder am Rande, höher ſtehen, als in der Mitte, findet ſich auch durch die Erſcheinungen mit den Haarröhrchen beſtätigt. Sie ſind an beiden Enden offen; ſtellt man ihre untere Oeffnung in eine Flüſſigkeit, die auf Glas zerfließt, ſo ſteigt dieſelbe in kurzer Zeit darin in die Höhe und erhebt ſich über die Oberfläche der äußern Flüſſigkeit, und zwar zu einer größern oder geringern Höhe nach der Enge der Röhre und der Beſchaffenheit der Flüſſigkeit. Iſt das Haarröhrchen aber nicht offen, ſo verhindert die darin eingeſchloſſene Luft das Aufſteigen der Flüſſigkeit. Dieſe ſteht in dem Röhrchen an den Seiten ebenfalls höher, als in der Mitte; aber bei der geringen Weite fließt der Ring, den ſie an den Seiten bildet, zuſammen. Wegen der fortwirkenden Urſachen der Cohäſion ſteigt die Flüſſigkeit nun abermals höher, fließt wieder zuſammen u. ſ. w., bis endlich das Gewicht der Säule der in dem Haarröhrchen aufgeſtiegenen Flüſſigkeit im Gleichgewicht ſteht mit der Cohäſion, die zwiſchen dem Glas und der Flüſſigkeit obwaltet; wodurch dem Aufſteigen ein Ende gemacht wird. Poröſe Körper, welche die Flüſſigkeiten in ſich ziehen, z. B. Schwämme u. dgl., ſind als Zuſammenſetzungen von Haarröhrchen zu betrachten. Die Theorie der Haarröhrchen erklärt eine große Anzahl von Erſcheinungen in der Natur, z. B. das Aufſteigen der Säfte in den Pflanzen, und überhaupt in jedem Naturkörper, der ein Gewebe von zarten Röhrchen bildet.

Haas (Wilhelm), Mitglied des großen Raths der Helvetiſchen Republik, Generalinſpektor der Helvetiſchen Artillerie und Brigadechef, geboren zu Baſel 1741. Sein Vater war ein geſchickter Schriftgießer und Matrizenſchneider, von Nürnberg gebürtig, der ſich aber das Baſeler Bürgerrecht erwarb. Der Sohn zeigte ſchon in früher Jugend große Talente für die väterliche Kunſt, welche er in der Folge ſo vervollkommnete, daß ſeine Schriftgießerei die berühmteſte, nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in ganz Deutſchland wurde, indem wirklich die meiſten ſeiner Lettern den Didotſchen an Schönheit gleich kamen und einen außerordentlichen Abſatz fanden. Er dehnte aber die Schriftgießerei noch weiter aus, und erfand die Kunſt, Matrizen zu

Landcharten zu gießen, und durch Zuſammenſetzen derſelben ſehr genaue Landcharten zu verfertigen, wofür er von der Kaiſerin Catharina und dem Könige von Neapel koſtbare Geſchenke erhielt. Allein ſein unermüdeter Geiſt ſchränkte ſich nicht auf die unmittelbaren Gegenſtände ſeiner Kunſt ein; beſonders excellirte er als Ingenieur und Artilleriſt, und trug vornehmlich zur guten Einrichtung des Baſeler Zeughauſes bei. Eben ſo zeichnete er ſich durch landwirthſchaftliche, und beſonders forſtwiſſenſchaftliche Kenntniſſe aus, und machte ausſchließend zu dieſem Endzweck im J. 1797 eine Reiſe durch Deutſchland, beſonders ins Brandenburgiſche. Bei der Revolution wurde er zum Repräſentanten des Cantons Baſel in den Helvetiſchen großen Rath gewählt, und als älteſtes Mitglied deſſelben führte er in der erſten Sitzung das Präſidium. Im Anfange des J. 1799 wurde er zum Generalinſpektor der Helvetiſchen Artillerie mit dem Charakter eines Brigadechefs ernannt, und als ſolcher commandirte er die Artillerie der Helvetiſchen Elitenbataillone zu Anfang des Feldzugs jenes Jahrs, errichtete nachher in der Abtei St. Urban eine Artillerieſchule und ſtarb im J. 1800.

Habakuk, ein jüdiſcher Prophet, der im letzten Jahrhunderte des Reichs Juda um 600 vor Chr. Geb. lebte, hat ein Gedicht von hohem lyriſchen Schwunge hinterlaſſen. Klagen über die ſchrecklichen Verwüſtungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieſes Reichs, Tröſtungen und frohe Ausſichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden ſind der Inhalt deſſelben. Der Genius dieſes Dichters erregt die Bewunderung Aller, die ſeine Schönheiten zu faſſen vermögen. Bei aller Kühnheit, Gluth und Fülle ſeiner Einbildungskraft hat doch ſeine Sprache eine ſeltene Reinheit und ſein Versbau einen Wohllaut, der auch denen, die nicht an das Hebräiſche Idiom gewöhnt ſind, fühlbar wird. Alle ſeine Worte ſind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er ſchrecken, nichts Beißenderes, wo er ſpotten, nichts Erquickenderes, wo er tröſten will. Vergl. Eichhorns Einleitung in das Alte Teſtament. Eine gelungene Ueberſetzung ſeines Gedichts lieſt man im 4ten Theile der Ueberſetzung des A. T. von Auguſti und de Wette. C.

Habeas=Corpus=Acte. Unter die Schreckensperioden der Geſchichte Englands gehört ohne Zweifel die Regirungszeit Königs Carl II., deſſen willkührliche Schritte bald das Gepräge des vollendetſten Despotismus trugen, dem alles Widerſtreben unterlag. Vorzüglich war die perſönliche Freiheit eines Jeden, der nicht das Glück hatte, dem Hofe zu gefallen, gefährdet; und wie in Paris die Lettres de cachet, ſo herrſchten in London die königlichen Verhaftbefehle. Schon unter Jakob I. und Carl I. hatte der Mißbrauch der willkührlichen Verhaftungen alle Gemüther empört, und um das Durchbrechen des letzten Dammes zwiſchen dem Thron und dem Volk zu verhüten, erſchien (1628) die Petition of Right, oder Bitte um Recht, worin unter andern die Abſtellung jenes Mißbrauchs verlangt und von Carl I. zugeſagt wurde. Doch Carl II. verachtete die Rechte des Volks, denn dieſes ſollte nur Pflichten für ihn und er wollte nur Rechte über daſſelbe haben; wem er oder ſeine Schützlinge übel wollten, der ward in den Kerker geworfen, und weder der unglückliche Gefangene, noch ſeine Familie oder Freunde erfuhren: warum. Da erhob ſich der ſtolze Geiſt der Britten, und Carl II. ſah ſich genöthigt, einen Parlamentsſchluß zu ſanktioniren, welcher das Verfahren mit allen Verhafteten genau beſtimmte. Es

muß nämlich jeder Verhaftete die Urſache ſeiner Arretirung ſogleich erfahren, oder außerdem auf der Stelle wieder losgelaſſen werden; ſein Verhör muß binnen den erſten 24 Stunden Statt finden; wird er unſchuldig befunden, ſo wird er ohne weiteres wieder freigelaſſen, und iſt er kein Staatsverbrecher, ſo muß er auch im Falle der Schuld gegen Stellung eines Bürgen entlaſſen werden. Die Acte, durch welche nach ſo beſtimmten Normen die perſönliche Freiheit jedes Engländers vor aller Willkühr geſichert wird, führt von den beiden erſten Worten, mit denen ſie ſich anfängt, den Namen „Habeas-Corpus-Acte." Doch auch ſie kann unter gewiſſen Umſtänden, aber nur von dem Parlamente, temporär ſuſpendirt werden, wodurch der König ſodann die Macht erhält, beſonders verdächtige Perſonen ohne Rückſicht auf jene Acte verhaften zu laſſen. Die erſte Veranlaſſung zu einer ſolchen Suspenſion nahm man aus dem gährenden Zuſtande der Nation in den Jahren 1793 und 1794, wo die Begebenheiten in dem benachbarten Frankreich nicht ohne Einwirkung auf die Stimmung des Volks blieben, und man Erſchütterungen der Conſtitution und ſelbſt des Thrones beſorgen zu müſſen glaubte. Zwar erhob Sheridan, der gefeierte Nationalredner, ſeine Stimme, erklärte die Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte für einen offenbaren Eingriff in die Rechte des Volks, und verlangte die unverzügliche Wiedereinſetzung der Acte in ihre Kraft; allein ſtärker, als er, ſprachen die Umſtände, und ſpäter mußten die Britten ſich einer Erneuerung jener Suſpenſion unterwerfen. I.

Häberlin, geh. Juſtizrath und Profeſſor der Rechte zu Helmſtädt, war zu Helmſtädt geboren, der Sohn des in ſeiner Zeit berühmten Deutſchen Staatsrechts-Lehrers Franz Dominikus Häberlin. Er ſtudirte die Rechte, und bildete ſich ferner aus als Rechtsgelehrter in der Juſtizkanzlei zu Wolfenbüttel, einem wegen ſeiner ſtrengen Gerechtigkeitsliebe und unbeſtechbaren Redlichkeit nicht nur im Lande ſelbſt, ſondern auch auswärts geachteten Collegio. Von Wolfenbüttel ging Häberlin als Profeſſor des Deutſchen Staatsrechts nach Erlangen, wo er die Materialien zu ſeinem Repertorium für Deutſches Staats- und Lehn-Recht ſammelte, und mit einer Literatur dieſer Wiſſenſchaft ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn eröffnete. Bald darauf erhielt er den Ruf zu einer juridiſchen Profeſſur in Helmſtädt. In ſeinem Handbuche des Deutſchen Staatsrechts vereinigte er die gründlichſte Forſchung und Gelehrſamkeit mit edler freimüthiger Kühnheit, trat feſt in Schlözers Fußſtapfen, und begründete ſo ſeinen Ruhm. Er wurde oft zu öffentlichen Geſchäften gebraucht, oft in wichtigen Streitpunkten, welche in ſein Hauptfach ſchlugen, zum Schiedsrichter aufgefodert. Am berühmteſten machte ihn die Berlepſche Streitſache, denn der verfolgte, ſeines Amts als Hofrichter durch einen Machtſpruch entſetzte Mann wählte Häberlin zu ſeinem Sachwalter, und dieſer führte das anvertraute Amt, ſo lange Berlepſch ſeinen kühlern Rathſchlägen folgte, mit edler Freimüthigkeit und thätigem Eifer. Durch ſeine Staats-Anzeigen, worin der Geiſt der Zeit nicht räſonnirend ins Wilde hin, ſondern mit Beziehung auf lauter Thatſachen trefflich dargeſtellt war, erhob ſich Häberlins Berühmtheit noch mehr, und der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand glaubte in ihm den beſten Mann zu finden, den er als ſeinen Geſchäftsträger bei der Reichsdeputation zu Raſtadt anſtellen müſſe. Häberlin, zum geh. Juſtizrath ernannt, rechtfertigte ganz dieſes Vertrauen, und hatte ſcharf beobachtend den wahren Gang der

Deutſchen Angelegenheiten ſo richtig gefaßt, daß er den unvermeidlichen Wiederausbruch des Kriegs und Deutſchlands nahes ſchreckliches Schickſal ſeinem Fürſten mit Beſtimmtheit vorausſagte. Nach Errichtung des Königreichs Weſtphalen ward Häberlin zum Reichsſtand und Mitglied der Geſetzcommiſſion ernannt; aber dieſe Laufbahn war kurz. Von heftiger Krankheit ergriffen, mußte der treffliche Mann ſich von Caſſel nach Helmſtädt zurückbegeben, und ſtarb wenige Tage nach ſeiner Ankunft (1809) in der Mitte ſeiner Familie, der er ſtets ein ſorgſamer liebevoller Gatte, Vater und Verſorger geweſen. Sein mündlicher Vortrag war gründlich, aber nicht angenehm, die Talente des Redners fehlten und die Würze, welche dadurch auch einer an ſich trockenen Wiſſenſchaft gegeben werden kann; daher hat er nie ein zahlreiches Auditorium gehabt. Als Menſch, als Gatte und Hausvater, als redlicher, das Rechte und Gute innig liebender und thätig nach Kräften befördernder Geſchäftsmann, als angenehmer Geſellſchafter, der nie die geſellige Freude ſtörte, verdient Häberlin einen hohen Grad von Achtung. Er hatte ſeine Zeit überlebt und ſeine Hauptwiſſenſchaft war zur Antiquität geworden; ſo werden es auch bald ſeine meiſten Schriften, doch den gründlichen Rechtsgelehrten ſtets von hohem hiſtoriſchen Werthe ſeyn. z z.

Habeſch oder Habeſſinien unter dem 6ten bis 16ten Grade nördlicher Breite gelegen, iſt im Norden von Nubien, im Oſten vom rothen Meer, im Süden und Weſten von Adel, Ajan und Nigritien begränzt, und voll hoher Gebirge, auf denen der Nil entſpringt. Eine Bevölkerung von 1,800,000, größtentheils Arabiſchen Bluts mit Juden, Türken und Negern vermiſcht, ein kriegeriſcher Geiſt und Reichthum an Produkten zum Handel gibt dieſem alten Reiche im Mittelſtriche von Afrika ein bedeutendes Gewicht. Der Handel iſt in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrſchende Religion iſt die chriſtliche, nach den Begriffen des Arabiſchen Hauptſtammes der Einwohner eigenthümlich modificirt, ſo daß man die Habeſſinier als eine beſondere Chriſtenſekte betrachten muß. Sie haben mehr als irgend eine andere vom Judenthume beibehalten, Knaben und Mädchen werden beſchnitten, die moſaiſchen Verbote in Rückſicht der Speiſen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert und die Altäre haben die Geſtalt der jüdiſchen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habeſſinier dem Monophyſitiſchen Lehrbegriff (ſ. den Art. Monophyſiten), beim Gottesdienſte brauchen ſie die Bibel und auch die apokryphiſchen Bücher in der Ghees-Sprache, welches ihre Bücher- und Urkundenſprache iſt, Taufe und Abendmahl verrichten ſie nach Art der Griechiſchen Kirche, und bedienen ſich nur am Grünendonnerstage des ungeſäuerten Brotes. Eigen iſt es ihnen, daß die Vornehmeren größere Stücke Brot beim Abendmahl erhalten und niemand vor dem 25ſten Jahre zu dieſem Sacramente zugelaſſen wird, weil ſie behaupten, daß niemand vor dieſem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne, und daher ſelig werde, wer früher ſtirbt. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen ſtehen auf Hügeln von Cedern umgeben in der Nähe fließenden Waſſers; inwendig hangen ſie voll ſchlechter Gemälde. In dieſen Kirchen muß, wie in den Griechiſchen, jedermann ſtehen, die Schuhe müſſen vor der Thüre abgelegt und jede Unreinigkeit vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß abſteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienſt beſteht nur im Vorleſen bibliſcher Stellen und Austheilen des Abendmahls, von Predigt und Kirchengeſang weiß man nichts.

Das Oberhaupt der Habeſſiniſchen Kirche heißt Abuna, und wird gewöhnlich aus Koptiſchen Prieſtern gewählt, da Habeſch mit den Kopten in Kahira Gemeinſchaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblaſen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für dieſe Ordination und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm ſtehen Oberprieſter, Aebte und Schriftgelehrte; der nächſte im Range nach dem Abuna iſt der Ithegue, das Oberhaupt des Mönchsordens der heil. Thekla im Kloſter Bergamder; außer dieſem gibt es noch den Mönchsorden des heil. Euſtathius, deſſen vorzüglichſtes Kloſter Maheler Selaſſe iſt. Dieſe Klöſter beſtehen aus Häuſern um eine Kirche her, in denen die größtentheils verheiratheten Mönche mit ihren Familien leben und die Aecker bebauen, die ſie als Privateigenthum beſitzen. Die Habeſſiniſche Geiſtlichkeit hat übrigens weder ausgezeichnete Kleidung noch eigene Gerichtsbarkeit; der Negus übt auch in kirchlichen Angelegenheiten unumſchränkte Gewalt aus. Eine ſo ſonderbare Verfaſſung mußte die Aufmerkſamkeit des Papſtes, den die Habeſſinier nicht anerkennen, und ſeiner geiſtlichen Heere auf ſich ziehen. Die Gelegenheit zu Unionsverſuchen gab ein Krieg der Habeſſinier mit den Türken, in dem die Regentin Helena im Namen des minderjährigen Negus, David II., 1516 Hilfe bei den Portugieſen ſuchte. 1520 kam eine Portugieſiſche Flotte mit Soldaten und Geiſtlichen nach Habeſch, und da die Türken und Gallas (ein kriegeriſches Bergvolk im Süden und Weſten von Habeſch) gegen Ende des 16. Jahrh. durch Beiſtand der Portugieſen gänzlich zurückgeſchlagen worden waren, erhielten dieſe eifrigen Katholiken ein Gewicht in Habeſch, welches der Papſt bald zu benutzen wußte. Er ſandte Jeſuiten, um Habeſch zur Römiſchen Kirche zu bekehren, und eine Portugieſiſche Colonie, die daſelbſt Fuß gefaßt hatte, unterſtützte ſie; der Römiſche Cultus wurde auch wirklich im Anfange des 17ten Jahrhunderts eingeführt, der Jeſuit Alphons Mendez 1626 zum Patriarchen von Habeſch eingeſetzt, die Sabbatsfeier verboten und die ganze Kirchenverfaſſung katholiſirt. Allein dieſe Union war, wie der Portugieſiſche Einfluß in Habeſch, nur vorübergehend; der Negus Baſilides trat 1632 ſeine Regirung damit an, daß er den Wünſchen der größeren, dem Katholicismus immer abgeneigten Maſſe des Volks nachgebend, die Portugieſiſchen Mönche und alle Katholiken ſammt dem Patriarchen verjagte, die zurückgebliebenen Jeſuiten aufknüpfen ließ und die alte Habeſſiniſche Religionsverfaſſung durchgängig wiederherſtellte. Seitdem haben die Miſſionäre der Katholiken in Habeſch ihren Eifer meiſt mit dem Leben büßen müſſen, und die noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts fortgeſetzten Verſuche der Römiſchen Propaganda, die Habeſſinier zu bekehren, ſind fruchtlos geblieben. Dagegen hat ſich ein beſonderer abhängiger Staat der Juden im Weſten von Habeſch auf der rauhen Bergkette von Samen am Smaragdengebirge ſeit den älteſten Zeiten behauptet. Sie nennen ſich Falaſchas, d. h. Exulanten, ihren Staat Falaſian, haben ihre eigenen Könige und ihre beſondere Regirungsform, bei der ſie vom Negus gegen gewiſſe Abgaben, die ſie ihm entrichten müſſen, geſchützt werden. Bruce fand daſelbſt einen jüdiſchen König Gideon und eine Königin Judith, die Bevölkerung an ſtreitbaren jüdiſchen Männern gibt er auf 100,000 an. Die neueſten Nachrichten über Habeſch verdanken wir der Reiſebeſchreibung des Engländers Salt, der den Lord Georg Valentia 1802 bis 1806 begleitete und in Habeſch gute Aufnahme fand. Uebrigens vergl. den Art. Abyſſinien. C.

Habsburg. An den Ufern der Aar, im Gaue dieſes Fluſſes im Helvetiſchen Canton Bern, erbauete Werner, Biſchof von Straßburg im 11. Jahrhundert, mitten unter ſteilen Felſen eine ſtarke Veſte, und nannte ſie Habsburg (Habichtsburg). Werner war ein Enkel von Guntram dem Reichen, Grafen von Elſaß und Breisgau, der im 10. Jahrhunderte lebte und ein Sprößling von Ethico I., Herzog von Alemannien und Elſaß, aus dem 7. Jahrhunderte, geweſen ſeyn ſoll. Kanzelin, Graf von Altenburg, Guntrams muthmaßlicher Sohn, war Werners Vater und reſidirte im Mittelpunkte ſeiner Güter, unweit Windiſch, dem Hauptorte der ehemaligen Römiſchen Colonie Vindoniſſa. Radbot, Werners Bruder, beſaß die Grafſchaft Klettgau, und hatte Ida, Tochter Gerhards III., Grafen von Elſaß und Lothringen, zur Gemahlin; ſein Sohn Otto ſtarb 1046 ohne Erben, und ſo ward Werner alleiniger Beſitzer der ſämmtlichen Familiengüter. Er zuerſt hieß Graf von Habsburg, und nannte ſich ſelbſt „Gründer des Schloſſes Habsburg," wie dies die Eingangsworte der Stiftungsurkunde über die Abtei Mury beweiſen, welche von ihm herrührt. Des Himmels Segen ruhete ſichtbar auf dieſem Hauſe; Heirathen, kaiſerliche Schenkungen vergrößerten ſein Beſitzthum, und dadurch, daß die Grafen von Habsburg Anwälde, Beſchützer der Abteien, Vogteien und benachbarten Cantone waren, gewannen ſie auch einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Albrecht III., Werners Urenkel, beſaß große Güter in Schwaben, Elſaß, im Aargau, und erhielt die eigentliche fürſtliche Würde, als er den Titel eines Landgrafen von Oberelſaß annahm. (Dieſen Titel führten alle Nachkommen Albrechts III. von der Habsburgiſchen und Oeſtreichiſchen Linie. Elſaß war damals in die obere und niedere Landgrafſchaft getheilt; jene hieß zuweilen Sundgau, die letztere Nordgau; von dem Sundgau oder Oberelſaß waren die Habsburger Landgrafen.) Sein Sohn, Rudolph, erwarb hiezu noch die Reichsſtadt Lauffenburg am Rhein und andere Strecken, denn er ward Vogt von Uri, Schwytz und Unterwalden; doch wurde ihm im Gange der politiſchen Ereigniſſe dies Vogtthum zwei Mal, theils gänzlich, theils bis auf Unterwalden entriſſen, aber Kaiſer Friedrich II. der ihn beſtimmte, jenem Vogtthum zu entſagen, gab ihm dafür die Grafſchaft Rheinfelden zur Entſchädigung. Seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, theilten nach ihres Vaters Tode (1232) ſeine Güter; auf Albrechts Antheil fielen das Schloß Habsburg und Güter im Aargau und Elſaß; Rudolph erhielt die Grafſchaft Klettgau, Ländereien im Breisgau und die Grafſchaften Rheinfelden und Lauſenburg, in welcher letztern Stadt er reſidirte; er war das Haupt der Habsburg-Lauffenburgiſchen Linie. Beide Brüder führten den Titel Landgrafen von Elſaß; als aber Rudolph ſtarb, ward dieſer Titel ausſchließliches Erbe der Nachkommen Albrechts IV. Durch ſeine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abſtammte, war Albrecht IV. auch mit Kaiſer Friedrich II. verwandt. Unter dieſem Kaiſer focht er in Italien, und nahm endlich auch, von der allgemeinen Begeiſterung für die Eroberung des heiligen Grabes ergriffen, das Kreuz, und zog gen Paläſtina. Seinen Bruder Rudolph ſetzte er zum Vormund über ſeine Kinder, ſchloß Frieden mit ſeinen Nachbarn, und ſchiffte ſich, von dreißig Baronen begleitet, zu Marſeille ein. „Bedenkt immer," ſprach er beim Abſchiede zu ſeinen Söhnen, „daß die Grafen Habsburg ihren hohen

„Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbſtſucht erworben ha„ben, ſondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beſte. „Folget ihr dieſem Beiſpiele, ſo werdet ihr die Güter und Würden „eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren!“ Als er zu Accon (St. Jean d'Acre) landete, war aber ſchon Waffenſtillſtand mit den Saracenen geſchloſſen, und bald nachher ſtarb er als ein Opfer des ungeſunden Klimas (1240) zu Ascalon. So fand er im heiligen Lande ſein Grab. Drei Söhne hinterließ Albrecht, Rudolph, Albrecht und Hartmann. Albrecht, der Kanonikus zu Baſel war, und Hartmann wurden von Rudolph überlebt. Dieſem Rudolph aber widmen wir einen eigenen Artikel, denn Er ward der große Stifter des Oeſtreichiſchen Hauſes, das jetzt noch in der Linie von Habsburg=Oeſtreich=Lothringen auf Oeſtreichs Kaiser= und Ungarns und Böhmens Königsthrone blüht. Daher verweiſen wir nun auf Rudolph von Habsburg, deſſen Stammhaus, die Veſte Habsburg, noch faſt 150 Jahre nach Rudolphs Erhebung zum Römiſchen Könige ein Beſitzthum des Hauſes Oeſtreich blieb; als aber Herzog Friedrich v. Oeſtreich, wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Papſt Johann XXIII., in Acht und Bann gethan wurde, und einen großen Theil ſeiner Beſitzungen verlor, da fiel die Veſte Habsburg an den Canton Bern. Noch ſieht man ihre Trümmer. (S. Coxe's Reiſe in die Schweiz, Br. 13.) I.

Hackbord, der äußerſte oder oberſte Theil am Hintertheile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk beſteht, und beſonders die ſinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), geb. zu Prenzlau in der Ukermark den 15. Septbr. 1737, geſt. im April 1806 zu Florenz, einer der berühmteſten Landſchaftsmaler, war der Sohn und Enkel eines Malers, und dieſe Kunſt in ſeiner Familie faſt erblich. Auch ſeine jüngeren Brüder, Johann (geſt. zu Bath in England 1779), Wilhelm, Schüler von Mengs, (geſtorb. 1780 in Rußland), Carl (geſtorb. zu Lauſanne ....) und Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferſtecherkunſt gelernt hatte geſt. den 4. Novbr. 1805 zu Florenz), zeigten nicht gemeine Talente, wenn ſie gleich, einige vielleicht nur durch ihren zu frühen Tod verhindert, nicht an unſern Philipp reichten. (S. Ph. Hackert. Biogr. Skizze, meiſt nach deſſen eigenen Aufſätzen entworfen von Göthe. Tübing. 1811.) Philipps Leben war meiſtens glücklich, und ſeine außerordentliche Liebe zur Kunſt durch die Umſtände ſehr begünſtigt. Nachdem er ſchon als Knabe bei ſeinem Vater Blumenſtücke nach der Natur gemalt, und ſeinem Vater bei kleinen Arbeiten geholfen, alsdann in Berlin bei ſeinem Oheim die techniſche Fertigkeit auf mancherlei Weiſe geübt hatte, entdeckte der Bildhauer Glume in ihm die Spuren eines großen Genies, und drang in ihn, ſeine Talente und ſeinen Fleiß edlern Gegenſtänden zu widmen. Beſonders vortheilhaft für ihn war die Bekanntſchaft mit le Sueur, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, welcher ihn, nach einigen geſehenen Proben, beredete, ſich ausſchließend der Landſchaftsmalerei zu widmen. Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien und mit vielem Verdienſt ausgeführte Kopien nach Claude le Lorrain, Swanefeld, Moucheron, Berghem, Aſſelyn u. A., bis er endlich, geleitet von ſeinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die beſondern Schönheiten der Natur

aufmerkſam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigſtens theilweiſe, zu zeichnen anfing, und allmählig zu eigenen Originalen hinaufſtieg. Eine kleine, durch ſeinen Fleiß erworbene, Summe ſetzte ihn bald in den Stand, ſeine Hilfsſtudien bequemer zu betreiben, und Sulzer ward ihm förderlich, ſeine Kunſt in einer, dem Landſchaftsmaler günſtigeren, Gegend fortzuſetzen, indem er ihn dem Baron Olthoff in Stralſund empfahl, durch welchen er, nachdem er die Inſel Rügen und Kopenhagen kennen gelernt hatte, auch nach Paris gebracht wurde, wo er durch ſein Talent ſich bald Beifall und Gönner, und bereits im zweiten Jahre eine bequeme Exiſtenz verſchaffte. Nachdem er in einem Zeitraume von drei Jahren, hauptſächlich durch ſeine beliebten Gouache-Landſchaften, ſeine Glücksumſtände hinlänglich verbeſſert hatte, trat er mit ſeinem Bruder Johann 1768 ſeine Reiſe nach Italien an, um ſeine Studien der ſchönen Natur in dieſen reizenden Gegenden fortzuſetzen, und ſich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Beides gelang vollkommen, und ein immer größerer Beifall war der Preis ſeiner Bemühungen. 1770 gingen beide Brüder nach Neapel. Von da nach Rom zurückgekehrt, erhielt Philipp die große Beſtellung für die Ruſſiſche Kaiſerin Catharina (6 Gemälde, die zwei Treffen bei Tſchesme vorſtellend), wodurch der Grund zu ſeiner Celebrität und ſeinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde. Damit der Künſtler in den Stand geſetzt würde, den Effekt eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes in der Nachbildung zu erreichen, entſchloß ſich Graf Orlow, ihm die wirkliche Vorſtellung einer ſolchen Begebenheit, durch ein ähnliches Auffliegen einer Ruſſiſchen Fregatte, zu geben. Das Aufſehen, welches das ſonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, koſtbare Modell verurſachte, trug nicht wenig dazu bei, den Ruhm von dieſer Arbeit Hackerts mit ungemeiner Geſchwindigkeit zu verbreiten. Im J. 1775 durchreiſte er einen großen Theil von Italien, und benutzte jeden Ort, jede reizende Ausſicht für ſeine Studien; 1778 durchreiſte er das obere Italien und die Schweiz, und der Ruf ſeiner Verdienſte breitete ſich immer mehr aus. 1782 machte er eine maleriſche Reiſe nach Neapel, wo er durch den Ruſſiſchen Geſandten, Grafen Raſumowsky, dem Könige bekannt ward. Sowohl durch ſeine Kunſt, als durch das, was er als Menſch war, gewann Hackert bald die Neigung und das Vertrauen des Königs in einem ſo hohen Grade, daß dieſer ihn nicht mehr entbehren mochte. 1786 wurden er und ſein Bruder in Neapel angeſtellt, erhielten ihre Wohnung im königlichen Palaſt, und genoſſen vielfacher Auszeichnung. So lebten ſie, bis der Revolutionskrieg aus Frankreich ſich nach Neapel gezogen hatte. Die königliche Familie flüchtete ſich nach Sicilien; Hackert, von den Franzoſen für einen Royaliſten, von den königlich Geſinnten für einen Republikaner gehalten, rettete ſich, nachdem er manchen Verluſt erlitten hatte, nach Florenz, wo er ſich 1803 eine Villa kaufte, aber nur noch ein Jahr in völliger Thätigkeit verlebte, denn gegen Ende von 1805 ward er vom Schlagfluß befallen. Seit den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er ſich in den Ruf des erſten Landſchaftsmalers ſeiner Zeit geſetzt, und beſonders die Proſpektmalerei auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß es, nach eines Kenners Ausſpruch, unmöglich ſcheint, den realiſtiſchen Forderungen mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunſt beſſer Genüge zu leiſten, als in ſeinen Bildern geſchieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit, ſagt Meyer,

ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail, und doch iſt alles ohne ängſtliche, kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Freilich ſind ſeine Gemälde nicht alle, hinſichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Standpunkt ungünſtig gewählt, oder den darzuſtellenden Gegenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtungen gegeben hätte, daß der maleriſche Effekt weſentlich dadurch gefährdet würde. Auf Erfindung machen ſeine Werke keinen Anſpruch; das Verdienſt der Anordnung beweiſen ſie durch die Wahl der Standpunkte; in Nachbildung der Geſtalt und Proportion der Gegenſtände iſt Hackert der vollkommenſte Meiſter, und in Andeutung des Charakters der verſchiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenſtände durch Geſtalt und Umriſſe ſteht er keinem nach. Seine Lüfte ſind leicht, der Baumſchlag mannigfaltig, die verſchiedenen Arten der Blätter und Stämme gut ausgedrückt, an den Felſen oft die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes ſind mit Kunſt, Beſtimmtheit und Sorgfalt dargeſtellt, die ganze Kunſt aber an nicht ſehr entfernten Bergen gezeigt, an denen ſich die verſchiedenen Partien noch deutlich unterſcheiden. Was ſein Colorit betrifft, ſo haben wenige harmoniſcher, keiner kräftiger gemalt; manche ſeiner ſpäteren Arbeiten dürften aber wohl zu bunt ſeyn. In Hinſicht auf Licht und Schatten geben ſeine Gemälde zwar zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, haben aber auch von dieſer Seite kein vorzügliches Verdienſt. In der Kraft und Nuancirung der Farben weichen die Gründe meiſtens richtig hinter einander zurück. Uebrigens führte er den Pinſel mit unumſchränkter Meiſterſchaft, arbeitete mit Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachtete im Anlegen und Vollenden eine ſo zweckmäßige Methode, daß es ihm hiedurch möglich ward, nicht nur eine ſehr große Anzahl Oelgemälde, ſondern auch viele Gouachen, und beinah unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern und kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Nicht aber bloß im Malen, auch im Reſtauriren der Bilder hatte er beſondere Einſicht. Von dem letzten zeugt ſeine kleine Schrift in Form eines Sendſchreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura 1788, überſetzt von dem Gallerieinſpektor Riedel in Dresden 1801. Der Aufbewahrung würdig waren allerdings auch ſeine von Göthe mitgetheilten theoretiſchen Fragmente über Landſchaftsmalerei. d. d.

Haddik (Andreas Graf von), kaiſerl. königl. Feldmarſchall, geboren zu Futak in Ungarn den 16. Oktbr. 1710, war der Sohn eines Ungariſchen Rittmeiſters, ſtudirte Anfangs die Rechte, trat aber in der Folge in Militärdienſte, und zeigte ſeine Tapferkeit zuerſt gegen die Türken, dann gegen die Franzoſen im Oeſtreichiſchen Succeſſionskriege, am meiſten aber gegen die Preußen im ſiebenjährigen Kriege, in welchem er als Feldmarſchall=Lieutenant an der Spitze eines Ungariſchen Huſarenregiments ſtand. Er focht 1757 bei Görlitz mit, wo ein Preußiſches Corps zu Grunde gerichtet wurde und der General Winterfeld blieb. Bald darauf überfiel er mit 4000 Mann Berlin, drang in die Stadt, und erhob in dem einen Tage, den er dort war, 200,000 Thaler Brandſchatzung. Im September 1758 eroberte er Pirna und die Feſtung Sonnenſtein, wurde darauf im December zum General der Cavallerie ernannt, erhielt nach dem Kriege das

Commando in Siebenbürgen und 1768 in Galizien. Die Art, mit der er ſich hier ſowohl in Kriegs- als Civilſachen zu benehmen wußte, und die Einrichtungen, welche er in dieſem eben an Oeſtreich gefallenen Lande getroffen, ſetzten ſeine Verdienſte in das vorzüglichſte Licht. Seit 1774 war er Feldmarſchall und Hofkriegsrathspräſident, übernahm 1789 trotz ſeines hohen Alters noch einmal das Commando über die Türken, erkrankte aber bald, und ſtarb zu Wien den 12. März 1790. Sein Sohn hat ebenfalls mit Ruhm in den Feldzügen gegen die Franzoſen bei der Oeſtreichiſchen Armee geſtanden.

Hades oder Pluto, und bei den Römern Orcus, war des Kronos und der Rhea dritter Sohn, Zeus und Poſeidons Bruder, dem bei der Theilung die nebelvolle Unterwelt zufiel. Seine Wohnung, in welcher er thront, iſt unter der Oberfläche der Erde, wo er über die Verſtorbenen herrſcht. So weit unter ſeiner Wohnung, als der Himmel von der Erde fern iſt, liegt der Tartaros, zu welchem hinab nach ihrem Tode alle Menſchen müſſen, und deſſen Pforte der Herrſcher der Unterwelt ſelbſt bewacht. Mächtig, ſchrecklich, durch keine Bitten zu erweichen iſt dieſer finſtergelockte Gott. Seine Wohnungen ſind öde, ſchrecklich und ſchauervoll, und vor ſeinem Palaſte liegt der furchtbare Cerberus. Gleich den übrigen Göttern fährt er auf einem Wagen, der von vier ſchwarzen Roſſen gezogen wird, und lenkt ſie mit goldenem Zügel. Mehr als ein Mal kämpfte Herkules mit ihm; dieſer beſiegte ihn und verwundete ihn einſt mit einem Pfeil in der Schulter. Im Kampfe gegen die Titanen beſchenkten ihn die Cyclopen mit dem unſichtbar machenden Helme; auch gegen die Giganten ſtand er dem Kroniden bei, und lieh ſeinen wunderbaren Helm dem Hermes. Seine Gemahlin iſt Proſerpina, die er einſt, als ſie auf einer Wieſe in Sicilien Blumen pflückte, raubte und in die Unterwelt entrückte. Mit ihr ſtraft er die Verbrecher, die andere Menſchen beleidigen, durch die Erinnyen, und entſcheidet über jede bekannte und verborgene That. Ihm untergeordnet waren die drei Richter Aeacus, Minos und Rhadamanth, auch Charon und die Erinnyen. Der Dienſt des Hades oder Pluto war bei Griechen und Römern weit verbreitet. Geheiligt waren ihm die Cypreſſe, der Buchsbaum, die Narciſſe und die Pflanze Adiantum (Frauenhaar). Alle Opfer, die gewöhnlich in Stieren und Ziegen beſtanden, mußten ihm in dem Schatten der Nacht dargebracht werden. Auch die Bänder, womit der Kopf des Opferthiers geſchmückt ward, waren ſchwarz; die Prieſter aber mit Cypreſſen bekränzt. In Abbildungen erſcheint er immer mit einem dikken Bart und einer finſtern Miene; oft trägt er auf ſeinem Haupte den ihm von den Cyklopen geſchenkten unſichtbar machenden Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von der Pflanze Adiantum, die in feuchten und tief liegenden Gegenden wächſt, oder von Narciſſen. In der Hand hält er den zweizackigen Scepter, oder einen Stab, oder einen Schlüſſel; neben ihm ruht der Cerberus. Er ſitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf einem, mit ſeinen Roſſen beſpannten Wagen.

Hadrian (P. Aelius), Trajans Nachfolger in der Kaiſerwürde. Er zeigte frühzeitig große Talente, erwarb ſich in verſchiedenen Künſten und Wiſſenſchaften Fertigkeiten, und ſprach ſchon in ſeinem 15ten Jahre die Griechiſche Sprache ſo vollkommen, daß man ihn nur den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß ſoll ſo außerordentlich geweſen ſeyn, daß er ein Buch nur ein Mal zu leſen brauchte, um es auswendig zu wiſſen, und daß er alle ſeine Soldaten namentlich kann-

te. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philoſoph, Mathematiker, Arzt, Maler, Muſiker und ſogar Aſtrolog. Aber dieſe großen Eigenſchaften waren mit gleich großen Fehlern vereinigt, ſo daß Trajan, unter deſſen Vormundſchaft er nach ſeines Vaters frühzeitigem Tode ſtand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er eigentlich der Gemahlin Trajans, Plotina, welche aus beſonderer Neigung für ihn den Tod des Kaiſers ſo lange verheimlichte, bis ſie ein erdichtetes Teſtament untergeſchoben hatte, in welchem Hadrian vom Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis ſie durch Beſtechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erſt als dies gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaiſers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und verſprach dem Senat eine gute Regirung, den Prätorianern aber ein doppeltes Geſchenk. Nachdem er ſo im J. der Stadt 870 den Kaiſerthron beſtiegen hatte, erſchien er in Rom, und fing an, ſich durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er ſeinen feigen, wollüſtigen und mißtrauiſchen Charakter. Unter andern ſchämte er ſich nicht, den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen jährlichen Tribut den Frieden abzukaufen. Im J. d. St. 875 machte er die berühmte Reiſe durch alle Provinzen des Römiſchen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrſcheinlich aus einer philoſophiſchen Sonderbarkeit, zu Fuß und in bloßem Kopfe. In Aegypten verlor er ſeinen geliebten Antinous (ſ. d. Art.), über deſſen Tod er lange untröſtlich war. Während ſeines Aufenthalts zu Athen, welcher zwei Jahre währte, hatte er auf der Stelle des zerſtörten Jeruſalems eine Colonie von Römiſchen Soldaten angelegt, auf der Stelle des Salomoniſchen Tempels aber einen Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche drittehalb Jahre dauerte. Athen verſchönerte er ebenfalls mit vielen Gebäuden, und baute den 560 Jahre vorher angefangenen Tempel des olympiſchen Jupiters völlig aus. Seinen Reiſen, welche 17 Jahre gedauert hatten, machten jetzt die Anzeigen einer ſich nähernden Auszehrung ein Ende. Zu ſeinem Nachfolger beſtimmte er, obgleich ihm würdigere Perſonen näher ſtanden, den L. Cejonius Commodus Verus, einen wollüſtigen Schwächling, der ſich durch ſeine Schönheit bei ihm beliebt gemacht hatte, und nach deſſen baldigem Tode den T. Antoninus unter der Bedingung, daß dieſer wieder den M. Annius Verus (nachher M. Aurelius genannt) und den Sohn des oben genannten Commodus adoptiren mußte. Hadrian überließ ſich indeß ſeinem Hange zur Wolluſt; aber zugleich wuchs ſeine Grauſamkeit mit ſeiner Krankheit, die ſo ſchmerzhaft war, daß er mehr als einmal am Selbſtmorde verhindert werden mußte. Endlich machte er ſeinem Leben dadurch ein Ende, daß er die Vorſchriften der Aerzte vorſätzlich überſchritt. Er ſtarb zu Bajä im J. der Stadt 891, im 62ſten Jahre ſeines Alters und 21ſten ſeiner Regirung. Hadrian gehört ſeiner großen Fehler ungeachtet doch nicht zu den ſchlechten Kaiſern; beſonders beförderte er die Literatur und Kunſt, und ſtiftete auf ſeinen Reiſen manches Gute. Sein Edictum perpetuum, ſeine Geſetze gegen die Verſchwendung und zur Erleichterung des Sclavenhandels, ſein Verbot der Menſchenopfer und der für Männer und Weiber gemeinſchaftlichen Bäder ſind alles Lobes würdig.

Hadſchi heißt bei den Türken die, allen freien Moslemin beiderlei Geſchlechts im Koran zur Pflicht gemachte, Wallfahrt nach Mek=

ka. Sie wird jedem Mohammedaner als die heiligſte, aber auch verdienſtlichſte Handlung angerechnet, und ſoll wenigſtens Einmal von ihm vollbracht werden. Dann aber heißt auch Hadſchi derjenige, der eine ſolche Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, ſo wie auch derjenige, der ſie gegen Bezahlung für Andere macht, welche ſie ſelbſt nicht unternehmen mögen. Wegen der auf dieſen Reiſen gewöhnlichen Ausſchweifungen ſtehen dieſe Hadſchi ſelbſt bei ihren Glaubensgenoſſen in keinem guten Rufe.

Haff, ein veraltetes Wort, welches das Meer, wie auch einen anſehnlichen Theil deſſelben bedeutet, und nur noch als Eigenname einiger großen Buchten der Oſtſee vorkommt. Das große Haff, in welches ſich die Oſtſee ergießt; das friſche Haff, in welches ſich die Weichſel und der Pregel ergießen; das kuriſche Haff, in welches ſich der Rogat und andere Flüſſe ergießen.

Hagedorn (Friedrich von), dieſer liebenswürdige Dichter, war den 23. April 1708 zu Hamburg geboren, wo ſein Vater als Däniſcher Reſident im Niederſächſiſchen Kreiſe lebte. Vermoge des Standes und der Glücksumſtände deſſelben genoß er einer vortrefflichen Erziehung, die ſeine glücklichen Anlagen frühzeitig entwickelte. Als er aber ſeinen Vater im 15. Jahre durch den Tod verlor, hörte die Gemächlichkeit ſeiner äußern Lage auf. Dennoch war ſeine Mutter unabläſſig bemüht, die ihr noch übrigen Mittel für die Ausbildung ſeines Geiſtes und Herzens anzuwenden. Er beſuchte das damals vorzüglich blühende Hamburgiſche Gymnaſium, wo Fabricius, Wolf und Richey ſeine Lehrer wurden, ſtudirte die Alten, aber auch die Neuern und Ausländer, und gewann beſonders die Letztern lieb, ſo daß er ſogar in Italieniſchen und Franzöſiſchen Verſen kleine Verſuche machte. Von 1726 bis 1729 brachte er in Jena zu, um die Rechte zu ſtudiren, und ging ſodann nach London, wo er bei dem Däniſchen Geſandten Privatſekretär ward. Hier machte er ſich mit der Sprache und Literatur des Landes bekannt, kehrte 1731 durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück, und ward endlich nach manchen drükkenden Sorgen wegen ſeines Auskommens im J. 1733 als Sekretär bei dem ſog. Engliſchen Court in Hamburg angeſtellt. Dieſe Stelle war mit einem anſtändigen Gehalt verbunden, und ließ ihm überdies hinlängliche Muße und Unabhängigkeit. Er verheirathete ſich, lebte fortan der Literatur, der Dichtkunſt, der Freundſchaft und dem geſelligen Umgange, und ſtarb den 28. Okt. 1754 in ſeinem noch nicht vollendeten 47ſten Jahre an der Waſſerſucht, die vielleicht eine Folge ſeiner wenigen Mäßigung in den Lebensgenüſſen war. Hagedorn verſuchte ſich mit Glück in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja ſogar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetiſchen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Es fehlt ihm zwar an ſchöpferiſcher Kraft, dagegen aber weiß er das Fremde nicht ohne Glück ſich anzueignen. Eine Ode, ſelbſt nur eine längere Erzählung gelingen ihm nicht, denn ſeine Begeiſterung iſt dafür nicht hinreichend, und einen bedeutenden Stoff vermag er nicht zu beherrſchen. Die Reinheit und Gewandtheit ſeiner Sprache ſind ſehr zu loben, und ſein heiterer begnügter Sinn erzeugt ein angenehmes Gefühl. Nicht übergehen dürfen wir des ebengenannten Bruder, Chriſtian Ludwig von Hagedorn, der 1712 zu Hamburg geboren, im J. 1764 Kurſächſiſcher Legationsſekretär, hernach geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunſtakademien zu Dresden und Leipzig war und 1780 in Dresden ſtarb. Sein

Verſuch von charakteriſtiſchen Köpfen und Landſchaften, die er theils aus eigener Erfindung, theils nach andern Meiſtern in Kupfer geätzt hat, beweiſt, daß er nicht bloß Dilettant und Kenner, ſondern auch Ausüber der ſchönen Künſte war. Den meiſten Ruhm aber erwarb er ſich durch ſeine **Betrachtungen über die Malerei**, ein klaſſiſches Werk von unerſchöpflichem Reichthum, voll Unterricht und Kritik und mannigfaltiger Wiſſenſchaft, deſſen Verfaſſer unter uns als der Schöpfer des pittoresken Stils, als der Philoſoph der Schönheit und der Grazien betrachtet werden muß.

Hagel oder Schloßen ſind gefrorne Waſſertheilchen, welche in Eisklumpen zuſammengedrückt aus der Luft niederfallen. Die Größe der Hagelkörner iſt ſehr verſchieden; man will ſie von der Schwere eines Pfundes geſehen haben. Bekanntlich hagelt es höchſt ſelten im Winter, dagegen am häufigſten in den Monaten Mai, Junius, Julius und Auguſt. Zuweilen iſt der Hagel mit Regen vermiſcht. Bei ſchwerem Hagelwetter finden faſt immer auch ſtarke Gewitter Statt, woraus man die nicht unwahrſcheinliche Vermuthung gezogen hat, daß bei der Entſtehung des Hagels die Electricität mitwirke. Ueber die Art und Weiſe aber ſind wir im Dunkeln, und können nur ſagen, daß der Hagel wahrſcheinlich aus Regentropfen entſtehe, denen auf irgend eine Weiſe, unter Mitwirkung der Elektricität, beim Herabfallen aus der Luft der Wärmeſtoff entzogen worden.

Hageſtolziat nannte man in ſonſtigen Zeiten das ſehr verhaßte und ſogar mit gewiſſen Nachtheilen verbundene eheloſe Leben einer Mannsperſon, welches über die in den Landesgeſetzen zur Verheirathung beſtimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Ueber die Entſtehung des Namens hat man verſchiedene Meinungen, unter denen folgende wohl die wahrſcheinlichſte iſt. **Haga** hieß in der alten Deutſchen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof; **Stolze** aber ſo viel als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfaſſung der alten Deutſchen erbte jedesmal der älteſte Sohn den Hof ſeines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlaſſes. Weil aber die Familien gern beiſammen blieben, ſo erbauten ſich die Brüder an dem Hofe ihres Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen Hageſtolze. Da ſie, wegen Mangels an Gütern, meiſtentheils im eheloſen Stande lebten, ſo gab man nach und nach allen ehelos bleibenden Männern dieſen Namen. Schon bei den Römern, zur Zeit der Republik, war das eheloſe Leben der Männer verhaßt und die Cenſoren pflegten von alten Hageſtolzen als Strafe ein ſogenanntes Weibergeld (aes uxorium) einzufodern, da hingegen Verheirathete gewiſſe Vorzüge und Ehrenbezeigungen genoſſen. Als durch bürgerliche Kriege, während des Triumvirats, die Bevölkerung Roms ſehr gelitten hatte, dachte Auguſt nach Antritt ſeiner Regirung auf Mittel, die Ehen zu befördern, zumal da die Römer überhaupt, theils aus Liebe zu einem ausſchweifenden Leben, theils wegen des Aufwandes und der Verſchwendung der Weiber, theils aber auch wegen der Geſchenke und Schmeicheleien, die ihnen von Erbluſtigen zu Theil wurden, gern ehelos blieben. Er gab deshalb im J. Roms 763 das unter dem Namen der Lex Papia Poppaea bekannte Geſetz, durch welches den Ehemännern und beſonders den Vätern von drei bis fünf Kindern (je nachdem ſie in Rom, Italien oder in den Römiſchen Provinzen lebten) beſondere Vortheile (das ſog. jus trium liberorum) zugeſtanden, den eheloſen Männern aber verſchiedene Strafen angedroht wurden, welches Geſetz auch, mit

einigen Zuſätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Conſtantins des Großen ſeine Giltigkeit behielt. Bei den Deutſchen, welche die Ehe liebten, bedurfte es eigentlich keiner Strafen gegen das eheloſe Leben. Allein man führte doch in einigen Provinzen, beſonders in der Unterpfalz, und am Ober- und Nieder-Rhein das ſog. Hageſtolzen-Recht ein, nach welchem ein Theil von dem Vermögen eines Hageſtolzen dem Landesherrn oder der Obrigkeit anheim fällt. Es mußte jedoch ein eheloſer Mann erſt gewiſſe Jahre (gemeiniglich das funfzigſte) erreicht haben, ehe er für einen Hageſtolzen angeſehen werden konnte. Auch erſtreckte ſich das Erbrecht des Fürſten oder der Obrigkeit nur auf das Allodialvermögen und dasjenige, was der Hageſtolz ſich wirklich erworben, nicht aber auf dasjenige, was er ererbt hatte, indem man dies den übrigen Verwandten nicht entziehen wollte. An einigen Orten beſtand das Hageſtolzenrecht bloß in dem Rechte, von einem Manne, der erſt in gewiſſen Jahren ſich verheirathete, ein beſtimmtes Geld zu fodern. Nur an einigen Orten fanden ähnliche Verfügungen auch in Anſehung unverheiratheter Frauensperſonen Statt.

Hahnengefecht iſt eine Volksbeluſtigung, indem man zwei mit Kunſt abgerichtete, an den Füßen mit Sporen bewaffnete und wohlgefütterte Hähne vor einer Menge Zuſchauer zum Kampfe zuſammenläßt, von dem ſie oft nicht eher ablaſſen, bis einer von beiden getödtet iſt. Die Hahnenkämpfe ſind zu Athen zuerſt als öffentliche oder feſtliche Spiele auf Veranlaſſung des Themiſtokles angeordnet worden. Aelian nämlich erzählt, Themiſtokles habe, als er die Griechen wider die Perſer angeführt, und dieſe zufällig dem Kampf von ein paar Hähnen zugeſehen, ſie dadurch zur Tapferkeit ermuntert, daß er ihnen geſagt, wie viel mehr ſie Urſach hätten, tapfer zu ſeyn, da dieſe Thiere, die weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften, ſich bis aufs Blut vertheidigten. Nach erfochtenem Siege habe er, zum Andenken daran, verordnet, daß jährlich öffentliche Hahnenkämpfe gehalten werden ſollten. Unter den neueren Nationen lieben beſonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Haimonskinder nennt man die vier Söhne Haimons (Heymon, Aymont, Aymon) Herzogs von Dordonne, Adelhart, Ritſart, Writſart und Reinold (Alard, Richard, Guichard, Regnaut, Renault, Reinhold), die in der romantiſchen Poeſie des Mittelalters keine unbedeutende Rolle ſpielen. Bei Froiſſart (Vol. 3. ch. 18. p. 67.) kann man über das Hiſtoriſche von ihnen manches finden; wir laſſen dieſes dahin geſtellt ſeyn, und halten uns bloß an ihr poetiſches Daſeyn. Die Geſchichte von ihnen gehört in den Fabelkreis Carls des Großen und ſeiner Pairs, und iſt auf dem Titel der großen Simmerer Folioausgabe von 1535 (gedruckt durch Hieronymus Rodler, Secretarius) ſo bündig angegeben, daß es am beſten ſeyn wird, dieſen hier mitzutheilen. Er lautet alſo: „Ein ſchön luſtig Geſchicht, wie Keyſer Carle der groß, vier Gebrüder, Herzog Aymont von Dordons Süne, umb das der elteſt undter jenen Reynhardt genant, dem Keyſer ſeiner Neuen eynen, mit eynem Schachbret erſchlug, ſechzehen jarlangk bekrieget, Sie uber vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annemen wolt, ſonder ganz Frankreichs verjagt, zu letzt ſie dannocht durch Krieg den Keyſer bedrangten, mit inen eynen friden anzunemen, darum viel luſtiger Hendel ſich in der Zeit von beyden theylen begeben, vermeldet werden, kürzlich aus Franzöſiſcher ſprach in Teutſch transferiert." (Einen Auszug davon hat die Romanen-

Bibliothek Bd. 7. S. 7. fgg.). Es iſt indeß keineswegs ausgemach ob das Franzöſiſche Original dieſer Ueberſetzung die einzige Quelle ſe woraus alle andere Bearbeitungen dieſes Stoffes gefloſſen ſind. We nigſtens ſcheint unſer Deutſches Volksbuch, das den Titel führt „Schön und luſtige Hiſtorie von den vier Heymons-Kindern, ſam ihrem Roß Beyart, was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heyden zu Zeiten Caroli Magni begangen haben" (ehedeſſen auch zu Cöln gedruckt; ſ. eine Bearbeitung von Tiek in Pet. Lebrecht Volksmähr-chen, Berl. Bd. 2.) aus einer andern Quelle gefloſſen, und ſtimmt weit mehr mit dem auch noch gangbaren niederländiſchen Volksbuch von den vier Hems-Kindern (Antwerpen 1619). Die merkwürdigſte Deutſche Bearbeitung exiſtirt als Handſchrift in der vatikaniſchen Bibliothek zu Rom (N. 399.) als ein großes Gedicht unter dem Titel: Poema regis Barleti et aliorum principum, womit uns Herr Glöckle wohl bekannter machen wird. Görres vermuthet, daß alte Fränkiſche Sagen und Romanzen zum Grunde liegen, und daß, als das alte Frankenreich in ein Franzöſiſches und Deutſches zerfiel, jede Nation ſich die poetiſche Verlaſſenſchaft auf eine eigenthümliche Weiſe angeeignet habe. So wurde denn auch dieſer Gegenſtand in Franzöſiſchen und Deutſchen Gedichten unabhängig bearbeitet, und durch Auflöſungen jener Dichtungen in Proſa gingen daraus die Volksbücher hervor. Unterſuchungen hierüber können dem hiſtoriſchen Forſcher der romantiſchen Poeſie um ſo weniger gleichgiltig ſeyn, da dieſer Stoff auch zum Theil in die romantiſch-epiſche Poeſie der Italiener übergegangen iſt. Wer kennt nicht den **Rinaldo** und das Roß **Bayart** aus den Dichtungen Arioſto's, oder den Nachbildungen Nicolai's! dd.

Hain. Der Hain unterſcheidet ſich vom Walde durch geringeren Umfang und durch gefliſſentlich hervorgebrachte und nach einem beſondern Zwecke modificirte Schönheit. Die Baumgruppen, aus welchen er zuſammengeſetzt iſt, müſſen ſo verbunden ſeyn, daß ſie ein fortgehendes Ganzes bilden. Abwechſelung und Mannigfaltigkeit, ſowohl in Rückſicht ihrer Form, als auch in Beziehung auf ihre Stellung wird Spiele mancher Art, die mannigfaltigſte Miſchung von Licht und Schatten hervorbringen. Die Gänge werden ſo angelegt ſeyn, daß der Herumwandelnde bald heitere Ausſichten auf entfernte Gegenſtände erblickt, bald aber wieder einen kühlen düſtern Schatten genießen kann.

Hakim, ein Türkiſcher Arzt; **Hakimbaſchi,** der kaiſerliche Leibarzt.

Halbe Farbe. Die Verminderungen der ſtärkeren Farben, die zu den Uebergängen in Licht oder Schatten nothwendig ſind, werden halbe Farben, Mezzetinten, Mitteltinten oder Mittelfarben, gebrochene Farben oder Tinten genannt. Durch ſie bringt der Coloriſt die größeſten Reize, Zauber und Täuſchungen des Colorits in ſeinem Werke hervor.

Halber Mond iſt ein Außenwerk an einer Feſtung, das aus zwei Facen beſteht, die einen Winkel machen, deſſen Spitze gegen das Feld geht. Man baut es auf das äußerſte Ufer des Grabens, vor die Courtine, um das Thor, die Tenaillen und die Brücken zu decken und zu verhindern, daß die Flanken der Baſteien nicht beſchoſſen werden können, ehe die Belagerer den bedeckten Weg erobert haben.

Halberſtadt, die Hauptſtadt des Fürſtenthums gleiches Namens, liegt altmodiſch und unregelmäßig erbauet, am Flüßchen Holzemme. Ueber die 1300 Wohngebäude und 16 Kirchen der Stadt, ragt majeſtätiſch die, dem heil. Stephan gewidmete Domkirche hervor. Noch in dieſes Jahrhunderts Anfange fand man in der lutheriſchen Stadt, 3 Mönchs- und 2 Nonnenklöſter, und aus den Zeiten des ehemals reichen Kloſter Segens, ſchrieben ſich noch her, die Dom-, die Martins- und die Johannisſchule. Die Stifter übten Gerichtsbarkeit über alle auf ihrer Freiheit ſtehende Häuſer; ſogar die dort angeſiedelte franzöſiſche Kolonie, hatte ihren eigenen Richter. Zu Halberſtadts älteſte Geſchichte gehören die Fehden ſeiner Biſchöfe mit Herzog Heinrich dem Löwen, welcher die Stadt im J. 1179 einäſcherte. Doch erſtand ſie bald aus ihrem Schutte, wurde mit Mauren und Graben umgeben, und erhielt nach einander wegen zunehmender Bevölkerung, drey Vorſtädte. Im ſiebenjährigen Kriege empfand ſie ſehr hart die franzöſiſche Occupation, während welcher ihre Thore und ein Theil ihrer Mauren niedergeriſſen wurden. Merkwürdiger noch iſt ſie in der neueſten Kriegsgeſchichte, durch das blutige Gefecht am 30. Julius 1809 geworden, als nämlich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Oels auf ſeinem Xenophontiſchen Rückzuge aus Böhmen nach der Weſer-Mündung, mit der ſchwarzen Legion, das vom fünften Weſtphäliſchen Linienregimente unter des Grafen Wellingerode Commando vertheidigte Halberſtadt erſtürmte, und nach wüthendem Gemetzel in den Gaſſen der Stadt, mit geringerer Manneszahl, das ganze weſtphäliſche Regiment nebſt deſſen Oberſten, zu Gefangenen machte. Hätte damals innerhalb Halberſtadts Mauern, noch der preuſſiſche Heldenſänger gelebt; er würde durch ein hohes Kriegslied die, ans Wunderbare grenzende Heldenthat des Welfen-Sohns, ſicher beſungen haben!

Das Fürſtenthum, deſſen Hauptſtadt Halberſtadt hieß, war aus dem ehemaligen Biſthum entſtanden, im weſtphäliſchen Frieden dem Churhauſe Brandenburg zu Theil geworden. Ein ſchönes, an Getreide, Flachs und Heu fruchtbares, vortreffliche Vieh- und Schaafzucht treibendes Ländchen, mit 13 Städten, 99 Flecken und Dörfern und faſt 200,000 Einwohnern. Es hat an der Bode, Ilſe, Wigger, Aller, Selke und Holzemme nur unbedeutende Flüſſe; aber der erſtern majeſtätiſcher Abſturz beym Thalſchen Kupferbergwerke, lockt tauſende von neugierigen Beſchauern heran. Ein Denkmal alter Größe gewähren noch die Ruinen des Regenſteins, und prangend auf ſtolzer Höhe liegt das Kloſter Huys-Burg; in fruchtbarer Ebene, das Kloſter Hammersleben, beyde jetzt ſäkulariſirt und —. Des Ländchens Einkünfte betrugen vormals, als noch an keine durchgreifende Grundſteuer gedacht war, etwa 500,000 Rthlr., und es war zum Behuf der Steuer-Erhebung, in ſechs Kreiſe getheilt. In Halberſtadt war der Sitz der Regirung, der Lehnkammer, des Conſiſtoriums, der Kriegs- und Domainen-Kammer, wie auch des Kriminal-Kollegiums. — Ein treffliches, durch ſchöne Mannſchaft ausgezeichnetes Regiment, deſſen Inhaber der letzte Herzog von Braunſchweig C. W. F. war, garniſonirte in der Stadt; wo-in auch der über eilf Landinſpektionen geſezte Generalſuperintendent der Provinz, ſeinen Wohnort hatte.

Halber Ton iſt auf der Tonleiter des gegenwärtigen Syſtems in der Muſik das kleinſte Intervall. Die halben Töne ſind zwar in ihren Schwebungen, d. h. in Abſicht auf Höhe und Tiefe, oder die

Anzahl der in ihnen enthaltenen Comma's verſchieden, allein ſie werden ohne Rückſicht auf enharmoniſche Verhältniſſe als gleichgeltend in dieſem und jenem Intervall genommen, nachdem die Beſchaffenheit des Tons iſt, aus welchem geſpielt wird, und ſo wie die Klanggeſchlechter mehrentheils nur fürs Auge und zu Berichtigung der Reinheit im Satze beobachtet und beibehalten wird, eben ſo gelten z. B. c und des, welche Töne auf zwei verſchiedenen Tonſtufen, und c und cis, die nur auf einer ſtehen für halbe Töne.

Halbgötter ſ. Heroen.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis, theilt dieſelbe nach ihrem körperlichen Inhalt und nach ihrer Oberfläche in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln. Die Aſtronomen oder Geographen ziehen in der Vorſtellung mehrere größte Kreiſe um den Himmel und um die Erdkugel, namentlich den Aequator, den Meridian und den Horizont. Hiedurch nun entſtehen ſowohl am Himmel, als auf der Erde (in der Vorausſetzung, daß letztere als Kugel betrachtet werde), mehrere Halbkugeln. Der Aequator theilt die Erd- und Himmelskugel in die nördliche und ſüdliche; der Meridian oder Mittagskreis jedes Orts in die öſtliche und weſtliche, und der Horizont in die obere und untere Halbkugel. Alle dunkle Himmelskörper unſeres Sonnenſyſtems, d. i. alle dazu gehörige Planeten mit ihren Nebenplaneten und die Kometen werden durch den größten Kreis, deſſen Ebene auf der nach dem Mittelpunkte der Sonne gezogenen Linie ſenkrecht ſteht, in die erleuchtete und unerleuchtete Halbkugel getheilt. Da jedoch die Sonne einen größern Durchmeſſer hat, als jeder dieſer dunkeln Himmelskörper, ſo erleuchtet ſie von jedem derſelben nochmals mehr als die Hälfte, und der erleuchtete Theil erſtreckt ſich rings um die kuglichten Körper über ſeine eigentliche Gränze noch um die Größe des ſcheinbaren Halbmeſſers der Sonne. Für die Erdkugel beträgt dies ungefähr 15 Minuten eines größten Kreiſes.

Halbkugeln (Magdeburgiſche), Mit dieſem Namen bezeichnet man zwei aus Kupfer und Meſſing verfertigte ziemlich große Halbkugeln, deren Ränder an den Oeffnungen ſo gearbeitet ſeyn müſſen, daß ſie dicht auf einander paſſen, und woraus ſodann die zwiſchen beiden eingeſchloſſene Luft mittelſt der Luftpumpe herausgezogen werden kann. Otto von Guerike in Magdeburg (ſ. d. Art.) erfand dieſen Apparat um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, und bewies damit die Gewalt des Luftdrucks. Die größten ſeiner Halbkugeln maßen eine Elle im Durchmeſſer; an der einen war ein Hahn befindlich, durch welchen die Luft ausgepumpt und hernach wieder eingelaſſen werden konnte. An beiden waren ſtarke Ringe befeſtigt, um Seile hindurch zu ſtecken, in welchen vorgeſpannte Pferde ziehen konnten. Zwiſchen die Ränder der offenen Halbkugeln legte Guerike einen mit Wachs und Terpentin getränkten ledernen Ring, um alles Eindringen der Luft zu verhüten. An die beiden Halbkugeln ſpannte er, nachdem die Luft ausgepumpt war, 14 bis 30 Pferde, welche ſich vergebens bemühten, ſie aus einander zu ziehen. Noch mehr Pferde trennten ſie endlich mit einem ſtarken Knall. Ließ er dagegen Luft hineintreten, ſo konnte ſie ein Jeder leicht trennen. Wenn man die Kraft eines Pferdes im horizontalen Zuge nur zu 175 Pfund ſetzt, welches die gewöhnliche Berechnung iſt, ſo kann man hieraus die Größe des Luftdrucks auf die beiden Halbkugeln leicht überſehen.

Halbmetalle nannte man ehemals diejenigen Metalle, welche die Eigenſchaft der Dehnbarkeit, Zähigkeit und Biegſamkeit in

einem nur geringen Grade haben, und unterſchied ſie demnach von den Ganzmetallen. Zu dieſen rechnete man Platina, Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber und Zink; zu jenen aber alle übrigen, z. B. Spießglasmetall, Nickel, Arſenik u. ſ. w. Da indeß die Grade der angeführten Eigenſchaften ſo unmerklich in einander fließen, daß ſich eine beſtimmte Gränzlinie durchaus nicht ziehen läßt, ſo hat man dieſe Eintheilung jetzt verworfen.

Halbſchatten iſt derjenige Farbenton, der durch ſchiefe Anprallung des Lichts auf gewiſſe Theile eines Körpers hervorgebracht wird, wodurch alſo die eigenthümliche Farbe deſſelben nicht in ihrem vollen Glanze erſcheinen kann. Der Halbſchatten liegt folglich in der Mitte zwiſchen dem vollen Lichte und der gänzlichen Beraubung deſſelben und wird auch Mittelfarbe genannt.

Halicarnaß, die Hauptſtadt von Karien und Reſidenz der Könige. Zu ihren vorzüglichſten Merkwürdigkeiten gehörte das berühmte, von der Königin Artemiſia ihrem Gemahl zu Ehren erbaute Mauſoleon, von dem nur einige ungewiſſe Spuren übrig ſind. Sie war auch der Geburtsort des Herodot, des Dionyſius (von Halicarnaß) und des Callimachus.

Halifax, eine Stadt in der Engliſchen Grafſchaft York am Fluſſe Calder in einer gebirgigen Gegend gelegen. Sie hat gegen 9000 Einwohner. Theils an dem Orte ſelbſt, theils in der umliegenden Gegend ſind ſehr beträchtliche Manufakturen von Wollenzeugen, deren Hauptmarkt Halifax iſt. Eine andere Stadt gleiches Namens, die 1754 dem Grafen Halifax zu Ehren angelegt wurde, liegt in Neuſchottland in Nordamerika; ſie hat gegen 7000 Einwohner, meiſt Quäker, einen ſchönen Hafen, und treibt einen bedeutenden Handel.

Halle, mit dem Beinamen in Sachſen oder im Magdeburgiſchen, nächſt Magdeburg die größte und volkreichſte Stadt im ehemaligen Herzogthum Magdeburg, liegt am rechten Ufer der Saale, iſt der Sitz einer berühmten, von Friedrich I. von Preußen geſtifteten und 1694 eingeweihten Univerſität (daher nach ihrem Stifter Friedrichsuniverſität genannt) und zählte im J. 1782 eine Volksmenge von 20,149 Einwohnern, worunter 820 Studenten waren. Außer der Univerſität, die ein treffliches theologiſches Seminarium, einen von dem gelehrten Sprengel wohleingerichteten botaniſchen Garten, eine Sternwarte, eine bedeutende Bibliothek, die in neuern Zeiten mit anſehnlichen Fonds verſehen worden, und verſchiedene anatomiſche und naturhiſtoriſche Sammlungen hat, ſind die Frankiſchen Stiftungen in der Vorſtadt Glaucha und das königliche Pädagogium für junge Adliche und Bürgerliche ebendaſelbſt bemerkenswerth. Ueberdies hat die Stadt zwei Gymnaſien und ein freies weltliches Fräuleinſtift. Berühmt iſt das hieſige Salzwerk, eines der älteſten und ergiebigſten in Deutſchland, welches jährlich 7 bis 8000 Laſten Salz liefert, nöthigen Falls aber halb Deutſchland verſorgen könnte. Außer der Univerſität und dem Salzwerk beſteht die Hauptnahrung der Stadt in verſchiedenen Gewerken und Fabriken, unter denen ſonſt die Stärkefabriken beträchtlich waren. Unweit Halle liegen die Ruinen des berühmten Schloſſes Giebichenſtein. Nach dem unglücklichen Preußiſch-Franzöſiſchen Kriege im J. 1806 u. 1807 kam Halle an Weſtphalen und gehörte zu dem Departement der Saale. Die Stadt hat allerdings harte Drangſale überſtanden. Die Univerſität, welche der König von Preußen gerade in den letzten Jahren zu einem hohen Flor erhoben hatte, wurde durch Mißver-

ſtändniſſe gleich nach dem Einrücken der Franzoſen aufgelöſt. Nach dem Frieden wurde ſie zwar wieder hergeſtellt, und in ihren Privilegien und ihrer Verfaſſung, ſoweit es die Conſtitution erlaubte, beſtätigt, allein im J. 1813 durch einen Befehl des franzöſiſchen Kaiſers neuerdings aufgelöſt. Glücklicher Weiſe kehrte Halle nach den Siegen über die Franzoſen im J. 1814 unter Preußiſche Herrſchaft zurück, und der um Kultur der Wiſſenſchaften hoch verdiente König von Preußen ſtellte das ſchöne Inſtitut wieder her. Der Wohlſtand der Stadt hat durch die Abnahme der Univerſität ſehr gelitten, und die in den letzten Jahren von dem geheimen Oberbergrath Reil angelegten und dirigirten Badeanſtalten haben bisher, keinen vollen Erſatz dafür gewähren können, da auch Etabliſſements der Art in der Gegenwart nur unvollkommen gedeihen können. Daher iſt denn die Einwohnerzahl auf 18,300 herabgeſunken.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieſer volltönenden Hebräiſchen Formel etwas beſonders Feierliches zu finden, und behielt ſie bei den Ueberſetzungen der Bibel in die Landesſprachen bei, worauf in ſie das gottesdienſtliche Ritual der Chriſten überging. Das Halleluja wurde ſeit dem 15. Jahrhundert an allen Sonn- und Feſttagen beim Gottesdienſte geſungen, von der Römiſchen Kirche aber ſpäterhin an den Sonntagen in den Faſten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelaſſen, und erſt Oſtern als ein Geſang der Freude wieder angeſtimmt. Eben darum wird in einigen Gegenden Deutſchlands der Buchampfer oder Gukkuksklee, oxalis acetosella L. auch Halleluja genannt, weil er um Oſtern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen geſungen wird. Die Juden nennen den 113ten bis 117ten Pſalm das große Halleluja, weil in dieſen Pſalmen beſondere Wohlthaten Gottes gegen das Jüdiſche Volk geprieſen werden, und ſingen dieſen Lobgeſang beim Gottesdienſt am Paſcha- und Lauberhüttenfeſte.

Haller (Albrecht von), der Große genannt, wegen ſeiner ſeltenen Verdienſte als Anotom, Phyſiolog, Botaniker und Dichter, war zu Bern den 16. Oct. 1708 geboren, und von vier Brüdern der jüngſte. So reichlich ihn die Natur mit Geiſtesgaben ausgeſtattet hatte, ſo wenig hatte ſie ſeiner Jugend Körperkraft verliehn. Als Knabe war er ſchwächlich und trübſinnig, aber nur deſto mehr zum Lernen geneigt. Im 6. Jahre fing er das Lateiniſche an, im 8 u. 9. das Griechiſche und Hebräiſche. Schon damals pflegte er alles, was ihm merkwürdig war, niederzuſchreiben und zu ſammeln. Aus Bayle's und Moreri's Wörterbüchern zog er als Kind mehr als 2000 Lebensbeſchreibungen aus. Die Lateiniſchen Dichter weckten früh ſein poetiſches Talent. Nach dem Tode ſeines Vaters ſetzte er auf dem Gymnaſium zu Bern ſeine Studien auf die ihm eigenthümliche Weiſe fort, und ging in ſeinem 14. Jahre nach Biel, um von einem dortigen Arzt in die Carteſianiſche Philoſophie eingeweiht zu werden. Nach einem Jahre wählte er, wenig ſchulgerecht vorbereitet, Tübingen zu ſeinem Aufenhalt, um ſich hier aus eignem Antriebe der Arzeneikunſt zu widmen, und ging von da 1725 nach Leyden, wo Börhaave und Albinus ſeine Lehrer wurden, promovirte hier 1727, und beſuchte ſodann England und Frankreich, wo er die berühmteſten Aerzte und Naturforſcher kennen lernte und ihren Unterricht genoß. Das Jahr darauf begab er ſich nach Baſel, und ward hier von dem großen Joh. Bernoulli in die höhere Analyſis eingeweiht, deren Studium man für die Theorie der Medicin damals nothwen-

dig glaubte. Da aber ſeine Geſundheit bei den ernſten und anhaltenden Studien litt, entſchloß er ſich, die vaterländiſchen Alpen zu bereiſen. Joh. Gesner war ſein Begleiter auf der Reiſe, und weckte damals in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller ſammelte ſchon jetzt mit großem Fleiße dafür, machte mehrere neue Endeckungen, und legte ſo den Grund zu ſeiner nachherigen meiſterhaften Beſchreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieſer Reiſe entſtand auch ſein berühmtes Lehrgedicht: die Alpen. Nach ſeiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr lang in Baſel, arbeitete hier an einem gro en Lehrgedicht unter dem Titel: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt in der letzten Zeit die anatomiſchen Vorleſungen für Meig, der krank war; bei welcher Gelegenheit er manches für ſeine künftigen Arbeiten ſammelte. Im J. 1729 ging er in ſeine Vaterſtadt zurück und ließ ſich hier als praktiſcher Arzt nieder. Obwohl er glücklich war und Beifall fand, ſo wurde ihm die Stelle eines Arztes an dem Inſelſpitale, um die er anhielt, hauptſächlich aus dem Grunde abgeſchlagen, weil er ein Dichter ſey. In der That beſchäftigten ihn Poeſie und Botanik ungemein. Im Sommer bereiſte er jährlich die Alpen, und ſammelte, trotz ſeiner Kurzſichtigkeit, eine ſo große Menge Pflanzen, ſo daß er jetzt den Entſchluß faßte, ein vollſtändiges Werk über die Gewächſe Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er ſeine Muße auf die Anatomie, über die er im J. 1734 unentgeltlich Vorleſungeu zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomiſches Theater angelegt wurde. Die um dieſelbe Zeit in ſeiner Vaterſtadt erledigte Profeſſur der Beredſamkeit, um welche er ſich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür aber ward er im J. 1735 zum Aufſeher der Bibliothek ernannt. Hallers Name war bereits öffentlich vortheilhaft bekannt, beſonders durch treffliche botaniſche und anatomiſche Aufſätze. Er bekam daher 1736 einen Ruf als Profeſſor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, den er annahm. Siebzehn Jahre lebte und wirkte er für Göttingen, und gab zugleich in dieſem Zeitraume 86, mehrentheils anatomiſche, mediciniſche und botaniſche Schriften heraus. Die wichtigſten darunter ſind ſeine Flora der Schweiz (2 Bd. Fol.), in deren zweiter Auflage er 2486 Pflanzen nach ſeinem eignen Syſteme beſchrieb, ſeine Boerhaaviſchen Vorleſungen, ſeine anatomiſchen Tafeln und ſeine Phyſiologie. Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der Göttingiſchen gelehrten Zeitungen Antheil, und wurde 2 Jahre darauf Direktor derſelben. Der Ruf von Hallers Verdienſten war jetzt durch ganz Europa verbreitet. Die angeſehenſten Academien ernannten ihn zu ihrem Mitglied; im J. 1749 erhob ihn Kaiſer Franz I. mit ſeiner geſammten Nachkommenſchaft in den Reichsadelſtand und der König von England zu ſeinem Staatsrath. Auch ſeine Vaterſtadt nahm ihn, als er ſie im Jahr 1745 beſuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und dieſe Auszeichnung war ihm zwiefach angenehm, da ihn der Gedanke beſchäftigte, ſich in ſeine Heimath zurückzubegeben. Die Kabalen und Feindſeligkeiten ſeiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch im J. 1751 an der Stiftung der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften den thätigſten Antheil genommen, und zum beſtändigen Präſidenten derſelben ernannt worden, gab er 1753 ſeine Entlaſſung, und ging nach Bern zurück, wo er zum Amman erwählt wurde. Er behielt zugleich ſeine academiſche Penſion, ſeine Titel, die Präſidentenſtelle bei der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, und arbeitete fortwährend an

den Göttinger gelehrten Zeitungen, die ihm über 12000 Recenſionen verdanken. Auch ſeine Vaterſtadt erkannte und belohnte in der Folge ſeine Verdienſte immer mehr, und gewährte ihm ein ſo ruhiges Glück, daß er alle auswärtigen Anbietungen und Einladungen, ſo glänzend ſie auch waren, ablehnte. Das Wohl ſeines Vaterlandes und die Geſellſchaft der Muſen theilten nunmehr ſeine Zeit und Beſchäftigungen. Er verbeſſerte die Einrichtung der Salzwerke zu Bex und Aigle, deren Direktor er war, die Anſtalten der Academie zu Lauſanne, die mediciniſche Policeyverfaſſung, beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waiſenhauſe, und vermittelte die Gränzſtreitigkeiten zwiſchen Bern und Wallis. Noch ſein Alter brachte für die Wiſſenſchaften die ſchönſten Früchte hervor. Es erſchien jetzt ſeine botaniſche, chirurgiſche, anatomiſche und der Anfang ſeiner mediciniſch=praktiſchen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politiſche Romane, über die deſpotiſche, monarchiſche und republikaniſche Regirungsform, und correſpondirte in Deutſcher, Lateiniſcher, Engliſcher, Franzoſiſcher und Italieniſcher Sprache nach allen cultivirten Ländern von Europa. Im J. 1777 beehrte ihn Kaiſer Joſeph II. mit einem Beſuch; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12. Dec. 1777 ſeinem thätigen Leben im 70. Jahre ein Ende machte. Hallers Verdienſte um die Naturlehre, beſonders die Botanik, und um die Medicin zu würdigen kann hier der Ort nicht ſeyn; ſie ſind ausgebreitet und unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit iſt noch jetzt als die Grundlage der dynamiſchen Theorien neuerer Zeiten anzuſehn. Ferner ſuchte er die Theorie der Erzeugung durch die ſorgfältigſten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erſte Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38ſten Stunde und in der 41ſten die erſte Spur des Bluts. Auf gleiche Weiſe beobachtete er die Säugethiere. Auch als Dichter ragt er glänzend unter ſeinen Zeitgenoſſen hervor. Seine frühern Verſuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen ſich ſelbſt, ſelbſt in ſeinem berühmten Gedicht „die Alpen“ iſt die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmaſſen, die er ſchildert, doch die Ideen ſind kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchſten und reinſten ſtehen ſeine elegiſchen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens beſonders auszeichnen. Finden ſich übrigens in ſeinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und ſchwermüthiger Verzagtheit, ſo erinnere man ſich, daß die höhere Kraft, ſo oft der Schwäche gegenüber, ſich ſehr natürlich zuletzt in Unzufriedenheit ſelbſt verletze und verwunde, bis ſie endlich in jene Schwermuth verſinkt, die wir bei Haller bemerken müſſen.

* Halley (Edmond) war zu London im J. 1656 geboren, widmete ſich anfangs der Literatur und den Sprachen, nachher aber gänzlich der Aſtronomie, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte. Nachdem er in einem Alter von 19 Jahren ein ſehr ſchwieriges Problem, durch welches er die Abſtände der Planeten von der Sonne und ihre Excentricität beſtimmte, aufgelöſt und ſo einem bis dahin geführten Streit ein Ende gemacht hatte, ſchickte ihn die Regirung im J. 1676 nach der Inſel St. Helena, um die ſüdliche Hemiſphäre zu beobachten. Dieſe Reiſe wurde die Quelle mehrerer aſtronomiſchen Entdeckungen, die er in ſeinem Catalogus stellarum australium bekannt machte. Nach ſeiner Rückkehr nahmen die königliche Geſellſchaft zu London und die Academie der Wiſſenſchaften zu Paris den jungen Aſtronomen von 22 Jahren zu ihrem Mitglied auf, und erſtere machte ihn

ſogar zu ihrem Sekretär. Er ging in Aufträgen der Geſellſchaft Hevelius nach Danzig und von da im J. 1680 nach Frankreich und Italien. Zwiſchen Calais und Paris nahm er den berühmten Kometen wahr, der zum zweiten Mal in jenem Jahr (auf ſeinem Rückwege von der Sonne) ſichtbar wurde. Er beobachtete ihn auf der damals neu eingerichteten königlichen Sternwarte. Im J. 1698 unternahm er eine große Seereiſe, um die Thorie von der Veränderung der Magnetnadel zu gründen; paſſirte vier Mal die Linie, und kam erſt 1702 zurück. Im folgenden Jahre wurde er Profeſſor der Geometrie zu Orford, und 1720 königlicher Aſtronom zu Greenwich an Flamſteeds Stelle. Nun bearbeitete er vorzüglich die Theorie des Mondes. Er machte im voraus auf den Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher ſich 1761 ereignete, die Aſtronomen aufmerkſam, und lehrte ſie, aus deren Beobachtungen von verſchiedenen Orten der Erde, die Parallaxe der Sonne beſtimmen. Die vorzüglichſte Frucht ſeiner gelehrten Arbeiten ſind ſeine aſtronomiſchen Tafeln, die jedoch erſt 1749 erſchienen, nachdem er ſchon 1742 geſtorben war. Um die Lehre von den Kometen machte er ſich durch ſeine Synopsis astronomiae Cometarum verdient. Er ſagte die Wiederkunft des Kometen von 1682 auf das J. 1759 richtig voraus. Von Newton, deſſen vertrauter Freund er war, gab er mehrere Schriften heraus.

Halljahr oder Jubeljahr heißt im alten Teſtamente jedes 50ſte Jahr, in welchem nach der Moſaiſchen Verfaſſung (ſ. 3 Moſ. 25, 10 bis 13) bei den alten Juden die Sklaven freigelaſſen, die Schulden gelöſcht, die verpfändeten und verkauften Ländereien an die Familie, zu der ſie gehörten, zurück gegeben wurden, daher es auch Erlaßjahr hieß. In einem ſolchen Jahre ruhete alle Feldarbeit, man aß, was der Boden von ſelbſt trug, und ſpendete davon den Armen. Feinde mußten ſich verſöhnen, und um das ganze Volk, deſſen Sünden als ein Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu verſöhnen, ging der Hoheprieſter in das Allerheiligſte des Tempels, und wirkte dem Volke durch ſein Gebet und Opfer Vergebung aus; dann herrſchte überall im ganzen Jüdiſchen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieſes glücklichen Jahres wurde mit Hallpoſaunen oder Hörnern im Lande ausgeblaſen und verkündiget, daher der Name Halljahr. Vergl. d. Art. Jubeljahr. E.

Halloren, die Nachkommen eines alten Wendiſchen Stammes, die ſich bis jetzt unvermiſcht erhalten haben, und ſich durch eigene Kleidung und Sprache unterſcheiden. Sie ſind als die eigentlichen Bewohner der Halle oder des Salzthals anzuſehen, ſtehen nicht unter der Stadtobrigkeit, ſondern haben ihr eigenes Thal- oder Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten entſcheidet, und ſind die Arbeiter in den Salzkoten.

Halsgerichtsordnung, heißt die vom Kaiſer Carl V. mit Einſtimmung der Stände auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 publicirte, aus 222 Artikeln beſtehende Ordnung, nach welcher die Criminalſachen unterſucht, entſchieden und beſtraft werden ſollen. Die Veranlaſſung zur Abfaſſung dieſes Reichsgeſetzes war die Verwirrung der einheimiſchen und fremden Rechte, wonach man bisher die Verbrechen richtete. Carl V. legte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1521 den Reichsſtänden den erſten Entwurf dazu vor, der aber verworfen wurde. Im J. 1529 kam die Sache aufs neue zur Sprache, allein da ſich auch damals Hinderniſſe fanden, ſo konnte

Carl V. erſt 1532 ſeine Abſichten erreichen. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſeine peinliche Gerichtsordnung vieles im Criminalweſen verbeſſert habe. Dagegen aber wäre freilich auch zu wünſchen, daß die peinliche Gerichtsordnung mit größerem Fleiße und Aufmerkſamkeit verfertiget und beſſer geordnet ſeyn möchte. In einigen Artikeln findet man die größte Dunkelheit, in andern aber Vermiſchung fremder und einheimiſcher Rechte. Strafen, die gar leicht hätten genau beſtimmt werden können, werden nur im Allgemeinen bemerkt, da man andere Dinge bis zum Ueberfluß wiederholt. Es fehlt auch nicht an Widerſprüchen. Sachen, die es nicht bedurften, erwähnt die Caroliniſche Halsgerichtsordnung, und übergeht dagegen vieles mit Stillſchweigen, was deutlich hätte beſtimmt werden ſollen.

Haltung drückt in der Malerei urſprünglich diejenige Eigenſchaft eines Gemäldes oder einer Zeichnung aus, vermöge welcher jeder Theil des Werkes in derjenigen ſcheinbaren Nähe oder Ferne gehalten wird, in welcher ſich uns derſelbe Gegenſtand in der Natur darſtellen würde. Ein Gegenſtand hält den andern näher oder weiter von dem Auge entfernt, einer ſteht zu dem andern, in zeichneriſcher und eigentlich maleriſcher Rückſicht, in dem genauſten Verhältniß und Einverſtändniß. Von der Malerei iſt dieſer Begriff auch in die Sprache anderer Künſte übergetragen worden, wo er in verſchiedenen Beziehungen daſſelbe bedeutet. Die Haltung, in welcher das Leben und die Wahrheit eines Gemäldes beſtehen, hängt von der Zeichnung ab, die den Geſetzen der Perſpektive gemäß ſeyn muß, und von der Luftperſpektive, durch welche die Abſtufungen der Farben und des Lichts beſtimmt werden. Außer der Malerei wird das Wort Haltung beſonders in der Schauſpielkunſt gebraucht, und hier bezeichnet es das Verhältniß zwiſchen den einzelnen Theilen der Darſtellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derſelben, vermöge deſſen ſie gerade dieſes und kein anderes Ganze bilden. Declamation und Mimik haben kein angelegentlicheres Geſchäft, als durch zweckmäſige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darſtellungen dieſe Haltung zu bringen, und ſie bewirken dies theils durch das Allgemeine ihres Tons, theils durch Modificationen deſſelben in beſondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter u. ſ. w. hat im Allgemeinen ſeine Eigenthümlichkeit, welche wieder durch die verſchiedenen Situationen, in welche ſie kommen, nuancirt werden, und ſich in den Bewegungen des Körpers, in Mienen, Stimme u. ſ. w. ausdrücken. Sie aufzufaſſen, bedarf es eines ſcharfſinnigen Beobachters, aber ſie darzuſtellen des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteriſtik, für die beſonders komiſche Charaktere ſich eignen, ſelten auf den Bühnen geſehen werden.

Hamadryaden, Waldnymphen, deren jede einen eignen Baum bewohnte, mit dem ſie geboren ward und ſtarb. Wer daher einen ſolchen Baum pflegte und erhielt, dem dankte die Nymphe ihr Leben, und erzeigt ihm Wohlthaten dafür. Eriſichthon dagegen, der ſich durch die Bitten der Hamadryade nicht hindern ließ, den ihr zur Wohnung dienenden Baum umzuhauen, mußte die Strafe erleiden, daß er aus Hunger die eigenen Glieder ſich abnagte.

Hamann, (Johann Georg). Dieſer merkwürdige Philoſoph, öfters der Magus aus Norden genannt, wurde den 27. Auguſt 1730 zu Königsberg in Preußen geboren, beſuchte die dortige Domſchule, wo damals unter dem ſehr gelehrten Rector Salthenius die Wiſſenſchaften weit über die gewöhnlichen Schulgränzen hinaus vorgetragen

wurden, und bezog 1746 die Univerſität, um ſich der Theologie zu widmen, die er nachher mit Jurisprudenz vertauſchte, ohne ſowohl in dieſer als jener Wiſſenſchaft ernſtliche Fortſchritte zu machen. Die Bekanntſchaft mit der ſchönen Literatur hatte ihm jedes Brotſtudium verleidet. Nachdem er fünf Jahre auf der Univerſität zugebracht, ohne ſich einen ſichern Weg zu ſeinem Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, ging er nach Kurland als Lehrer in das Haus einer Baronin von Buttberg, mußte ſich aber, verſchiedener Mißverſtändniſſe wegen, noch vor dem Verlauf eines halben Jahres aus demſelben wegbegeben. Er nahm ſeine Zuflucht zu einigen Freunden in Riga und blieb daſelbſt bis 1753, wo er eine Hofmeiſterſtelle bei dem General von Witten fand. Im J. 1755 verließ er dieſelbe wieder, und ging nach Riga zurück. Hier fand er bei einigen Kaufleuten freundſchaftliche Aufnahme, und ſtudirte die Theorie der politiſchen und Handlungswiſſenſchaften, um ſeine fernere Subſiſtenz darauf zu gründen. Unterdeß folgte er einer ſchmeichelhaften Einladung, in das Buttbergiſche Haus zurückzukehren, blieb aber nicht lange daſelbſt, denn ſchon 1756 eilte er nach ſeiner Vaterſtadt, um den Segen ſeiner ſterbenden Mutter zu empfangen. In demſelben Jahre trat er, von einem Handelshauſe in Riga unterſtützt, eine längſt gewünſchte Reiſe an. Er beſuchte Berlin, Lübeck, Holland und England. In London blieb er über ein Jahr, und würde ſein ganzes übriges Leben dort zugebracht haben, wenn ihm nicht die Mittel gefehlt hätten. Auch beſtimmten ihn mancherlei Schickſale, die ſtark auf ſein Gemüth einwirkten, ſich 1758 nach Riga zurück zu begeben, wo er bis 1759 blieb. Dann ging er auf ſeines Vaters Wunſch wieder nach Königsberg, und lebte hier bis 1762 im väterlichen Hauſe in einer glücklichen literariſchen Muße, die er der alten Literatur und den orientaliſchen Sprachen widmete und nur durch eine kurze Reiſe nach Kur= und Liefland unterbrach. Um ſich indeß für die Zukunft ſeinen Unterhalt zu ſichern, trat er als unbeſoldeter Kopiſt bei dem Stadtmagiſtrat und als Kanzelliſt bei der Kriegs= und Domainenkammer in Dienſte, entſagte aber dieſen mechaniſchen Geſchäften 1764 wieder, die ihm den Verluſt ſeiner Geſundheit und ſeines Kopfs drohten, machte eine Reiſe nach Deutſchland, dem Elſas und Baſel, und kehrte noch in demſelben Jahre zurück. Im J. 1765 ging er abermals als Hofmeiſter nach Mietau, begleitete ſeinen Principal auf einer Reiſe nach Warſchau, und kam 1767 wieder nach ſeiner Heimath, wo er als Secretär und Translateur bei der damals neu eingerichteten Provinzial=Accise= und Zolldirection angeſtellt wurde. Im J. 1777 ward er Packhofverwalter bei dem königlichen Licent, und jetzt würde er mehr Muße für geiſtige Beſchäftigungen gefunden haben, wäre nicht ſein Körper durch Sorgen und Anſtrengungen bereits zu ſehr geſchwächt geweſen. Im J. 1784 ward er durch das Wohlwollen eines ihm bisher Unbekannten auf die unerwartetſte Weiſe in eine ſorgenfreie Lage verſetzt, und er wünſchte jetzt durch eine Reiſe nach Deutſchland ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen. Hier lebten ihm viele theure Freunde, die er zum Theil noch nicht perſönlich kannte, und die er vor ſeinem Tode noch zu umarmen wünſchte. Drei Jahre hielt er vergebens um Urlaub an, und erhielt endlich 1787 bei einer Acciſereform ſeinen Abſchied mit einer anſtändigen Penſion. Nun trat er ſeine Reiſe an, lebte abwechſelnd zu Münſter und Düſſeldorf bei Jacobi unter der beſtändigen Plage eines ſchwächlichen Körpers, und ſtarb zu Münſter den 21. Julius 1788. Als Schriftſteller hatte Hamann das ſonderbare

Schickſal, von ſeinen Zeitgenoſſen wenig beachtet zu werden. Man war ſo bequem, ſeine Schriften dunkel und unverſtändlich zu finden, und warf ſie ungeleſen auf die Seite. Der einzige Herder deutete auf ihn hin in ſeinen Fragmenten über Deutſche Literatur. Dort ſagte er unter andern: Der Kern ſeiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Beleſenheit; die Schale derſelben iſt ein mühſames geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen u. ſ. w. Aber man überhörte Herders geiſtvolles Werk; ein tiefſinnig edler Geiſt wandelte unbeachtet unter den Deutſchen, und lange Zeit ruhete noch über ſeinem Grabe daſſelbe Schweigen. Da vernahm man endlich von neuem Herders Lob, Jean Pauls freudiges Anerkennen und Jacobi's häufiges Hindeuten auf ihn. Man wollte jetzt ſelbſt prüfen, aber ſeine Schriften waren faſt verſchwunden und harren noch ihrer Auferſtehung in einer neuen Ausgabe, die der Wunſch aller Kundigen iſt. Göthe, der im dritten Band ſeiner Biographie eine treffende Schilderung Hamanns entworfen hat, macht zu Erfüllung deſſelben neue Hofnung.

Hamburg. Dieſe reiche und große Stadt liegt an der Gränze der Holſteiniſchen Provinz Stormarn an der Nordſeite der Elbe, 8 Meilen von der Mündung dieſes Fluſſes, der hier ſo tief und breit iſt, daß Schiffe, welche 15 Fuß Waſſertiefe brauchen, mit voller Ladung bis zur Stadt kommen können; im Hafen ſelbſt hat das Waſſer 20 Fuß Tiefe. Die Stadt hat 2 Stunden im Umfang, und war bisher außer dem Walle durch tiefe Gräben und viele Baſtionen befeſtigt; aber im J. 1804 ward beſchloſſen, alle dieſe Befeſtigungen zu demoliren. Der kleine Fluß Alſter, welcher die Stadt durchſchneidet und in derſelben ſich in die Elbe ergießt, bildet öſtlich vor der Stadt einen See und in demſelben ein Baſſin, aus welchem Kanäle zwiſchen den Hinterreihen der Häuſer zur bequemen Entladung der Kaufmannsgüter in die Speicher gezogen ſind. Auch fließt ein Arm der Elbe in die Stadt und bildet auf der Oſtſeite den obern Hafen für die Flußſchiffe; auf der Weſtſeite, wo er ſich wieder mit dem Hauptſtrome vereinigt, iſt der größere Niederhafen für die Seeſchiffe, wozu noch der in neuern Zeiten angelegte Rummelhafen kommt. Die Zahl der Häuſer beläuft ſich auf 8000, und die Volksmenge, die ſonſt noch beträchtlicher war, überſteigt noch jetzt 100,000 Seelen. Hamburg iſt zwar eine alte und unregelmäßig gebaute Stadt mit meiſt engen Straßen und Plätzen; aber es hat ſchöne öffentliche Gebäude. Dahin gehören die Michaeliskirche und der alte Dom, ferner das Rathhaus, die Börſe, die Bank und das Zeughaus. Von öffentlichen Anſtalten führen wir an: die große Stadtbibliothek, die Commerzbibliothek, das Gymnaſium, das zweckmäßig eingerichtete Johanneum, das Waiſenhaus und die berühmte Armenanſtalt. Die ehemalige Verfaſſung Hamburgs war eine glücklich combinirte repräſentative Democratie, welche nur dadurch einen Anſtrich von Ariſtokratie erhielt, daß der aus 24 Rathsherren und 4 Bürgermeiſtern beſtehende Rath durch Wahl und Loos aus der übrigen Bürgerſchaft ſich immer ſelbſt ergänzte. Drei von den Bürgermeiſtern und eilf von den Senatoren waren graduirte Juriſten (meiſt Licentiaten), die übrigen Kaufleute. Hiezu gehörten noch als berathende Perſonen vier Syndici mit eben ſo vielen Sekretären. Auswärtige Staatsgeſchäfte beſorgte ausſchließlich der Rath, an der innern nahm die erbgeſeſſene Bürgerſchaft Antheil. Dieſe ward in 5 Kirchſpiele getheilt,

von denen jedes 36 Mitglieder zu ſeinem groſen Ausſchuß oder dem Collegium der Hundert und achtzig abgab. Der Ausſchuß der Sechziger ward aus dieſem Collegium gezogen, welcher außer den allgemeinen Geſchäften die Kirchen- und Schulangelegenheiten beſorgte, auch die Stellen vergab. Ein Auszug aus den Sechzigern war das Collegium der 15 Oberalten (drei aus jedem Kirchſpiel), bei welchem die Klagen gegen den Rath angebracht wurden. Nur der Rath und ſie erhielten Beſoldung, alle übrigen Stellen wurden als Ehrenämter unentgeltlich verwaltet. Jedes Geſetz, jede Verfügung gelangte vom Rath an dieſes Collegium, und bei wichtigen Gegenſtänden an die ganze Bürgerſchaft, deren Einfluß jedoch nur gering war. War der Vorſchlag allgemein genehmigt, dann erſt erwuchs er zum Raths- und Bürgerſchluß. Die Juſtiz beſorgten: das Obergericht oder der Rath, das Admiralitäts-Niede -Amtsgericht und 35 Deputationen. Die öffentlichen Einkünfte waren zwar unter der Aufſicht des Raths, wurden aber von der Kämmerei verwaltet, welche dem Rathe Rechnung ablegte. Sie waren ſehr beträchtlich; man ſchätzte ſie auf 4 Millionen Thaler Banko. Seine Größe und ſeinen Wohlſtand verdankt Hamburg dem Handel; nach dem Falle von Amſterdam war es die zweite Handelsſtadt in Europa. Im J. 1802 liefen 2108 Schiffe nach Hamburg ein, von denen 200 der Stadt eigenthümlich gehörten. Alle auf den Handel Bezug habende Anſtalten, wie die Aſſecuranzcompagnien, die Börſe, die Bank u. ſ. w. waren in dem glänzendſten Zuſtand. Auch die Fabriken waren, und ſind zum Theil noch von großer Wichtigkeit; dahin gehören beſonders die Zuckerſiedereien, die Wachsbleichen, die Tabaksfabricken, die Gerbereien, Webereien u. ſ. w. Was von Hamburg als ehemaliger Hanſeſtadt hier anzuführen wäre, iſt in dem Art. Hanſa angedeutet worden. Als freie Reichsſtadt, wofür es 1613 von der kaiſerlichen Kammer erklärt wurde, erlangte es erſt 1770 die ungeſtörte Ausübung des Sitz- und Stimmrechts auf dem Reichstage, und behauptete ſeine Selbſtſtändigkeit unter manchen ſchwierigen Umſtänden, die einige Male nur durch bedeutende Geldopfer beſeitigt werden konnten, ſelbſt nach der Auflöſung des Deutſchen Reichsverbandes, als freie Hanſeſtadt. Es ward jedoch nach dem Ausbruch des Preußiſch-Franzöſiſchen Krieges 1806 von den Franzoſen zur Handhabung des Continentalſyſtems, das allem Handel plötzlich ein Ende machte, beſetzt, bis es im J. 1810 von Napoleon dem Franzöſiſchen Reich einverleibt, zum Sitz eines kaiſerlichen Gerichtshofs, ſo wie zur Hauptſtadt des Departements der Elbmündungen und zur fünften guten Stadt des Reichs gemacht wurde. Als ſolche theilte es die Schickſale Frankreichs und des Continents. Als aber im März 1813 bei Annährung der Ruſſiſchen Truppen die Franzöſiſchen Behörden die Stadt verlaſſen hatten, wurde die ehemalige reichsſtädtiſche Verfaſſung noch vor dem Einrücken derſelben, welches am 18. März unter dem General Tettenborn erfolgte, wieder hergeſtellt. Leider kam durch eine unglückliche Wendung des Kriegs Hamburg nur zu bald wieder in franzöſiſche Hände, und mußte ſeinen deutſchen Patriotiſmus theuer bezahlen. Eine Contribution von 48 Millionen Francs ward als Strafe ausgeſchrieben, und kaum war der unmenſchliche Gouverneur Davouſt angekommen, ſo folgten Verbannungen, Einkerkerungen, Einziehung des Vermögens der Entwichenen, Aushebung von Geiſeln zur Sicherheit für die unerſchwinglichen Zahlungen, die ſchonungsloſeſte Zerſtörung der Beſitzungen unter dem Vorwande der Befeſtigungsarbeiten; eine ſchreck-

lich lange Reihe von Drangſalen, Qualen und Martern aller Art. Die Bank, deren Beſtände man zwiſchen 8 bis 10 Millionen Mark Banko ſchätzte, wurde geplündert, und mitten im rauheſten Winter ſtieß man Männer und Frauen, Greiſe und Kinder von der Heimath ihrer Väter und ihrem wirthlichen Heerd aus, ſelbſt der Kranken und Wahnſinnigen nicht ſchonend. Kaum 40,000 Einwohner blieben zurück, deren Leben ein Athmen unter Henkers Hand war. Und dieſer qualvolle Zuſtand dauerte nah an ein Jahr, bis die Ereigniſſe von Paris auch Hamburg befreiten, die Franzoſen ab, und die Ruſſen unter Graf Beuingſen einzogen.

Hamilton (Anton Graf von), aus dem alten Schottiſchen Geſchlechte dieſes Namens, war in Irland geboren, und folgte Carl II. nach Frankreich, als derſelbe nach dem Tode ſeines Vaters hier einen Zufluchtsort ſuchte. Nachdem dieſer Fürſt den Thron ſeiner Vorfahren wieder beſtiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals lernte der Graf Grammont ſeine Schweſter kennen, eine Dame von den liebenswürdigſten Eigenſchaften. Er geſtand ihr ſeine Liebe und verſprach ſie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeſtändigkeit oder aus ſonſt einer Urſache, reiſete er von London ab, ohne ſein Verſprechen zu erfüllen. Hamilton entrüſtet über dieſe Beleidigung, folgte ihm auf den Fuß, entſchloſſen, ihn zum Zweikampf zu fodern, wenn er die Erfüllung ſeiner Verpflichtung verweigerte. Er erreicht Grammont einige Meilen von London. Nach den erſten Begrüßungen fragt er ihn kalt, ob er nichts in der Hauptſtadt vergeſſen habe. „Ja“ antwortet der Graf, der ſeine Abſicht durchſchaute, „ich habe vergeſſen, Ihre Schweſter zu heirathen“ und kehrte um, die Heirath zu vollziehen. Darauf führte er ſeine Gemahlin nach Frankreich, und der Graf Hamilton kam oft hinüber, ſie zu beſuchen. Als Jacob II. nach dem Verluſt ſeiner Staten ſich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort und ſtarb zu St. Germain-en-Laye 1720, im 74ſten Jahre ſeines Alters. Hamilton hatte viel Gewandheit des Geiſtes, eine lebhafte Phantaſie, ein ſicheres Urtheil und viel Geſchmack. Wir beſitzen von ihm verſchiedene geiſtreiche und angenehm geſchriebene Werke, unter denen ſich die Memoiren des Grafen von Grammont vielleicht am meiſten auszeichnen, durch einen lebhaften und anziehenden Stil, zugleich aber durch Immoralität. Seine Feenmärchen gehören zu den vorzüglichſten in dieſer Art.

Hamilton (Sir William). Dieſer berühmte Natur- und Alterthumsforſcher war 1730 geboren, und ging 1764 als Engliſcher Geſandter nach Neapel. Er benutzte ſeinen Aufenthalt daſelbſt, ſeinen Geſchmack für die Wiſſenſchaften auszubilden und ſeine Kenntniſſe in Kunſtſachen zu erweitern. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der unterirdiſchen Städte Herculanum und Pompeji zuſammen, zu deren zweckmäßiger Ausgrabung er viel beitrug. Beſonders intereſſirte er ſich für die Aufrollung der 800 verkohlten Papyrus-Rollen, welche man in einem unterirdiſchen Gange fand; er beſoldete zu dieſem Geſchäft eigens den Pater Antonio Piaggi. Urſprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen, aber er wußte mit ſeiner Kunſtliebe eine gewiſſe Induſtrie zu verbinden, wodurch er es anſehnlich vermehrte. Er war einer der eifrigſten Sammler von Alterthümern und Kunſtſachen, und machte dabei oft großen Gewinn. Dies war beſonders der Fall bei dem Verkauf ſeiner erſten Vaſenſammlung an das Brittiſche Muſeum und bei dem Abſatz ſeiner prachtvollen Campi Phlegräi. Sein Haus bildete eine lange Reihe von Jahren

hindurch in Neapel den Vereinigungspunkt aller gebildeten Reiſenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daſelbſt köſtliche archäologiſche und naturhiſtoriſche Sammlungen. Er bereiſte den Veſuv und Aetna, und ſtellte die genauſten Forſchungen über dieſe Berge an, ſo daß ihm die Lehre von den Vulkanen die wichtigſten Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke: Observations on mount Vesuvius und die Campi Phlegraei ſind die rühmlichſten Denkmähler ſeines Forſchungsgeiſtes. Die Kunde der alten Vaſengemälde iſt gleichſam von ihm geſchaffen worden. Auch ſeinem Geſandſchaftspoſten ſtand er mit Eifer vor. Den 12. Juli 1793 unterzeichnete er einen Allianztraktat zwiſchen dem Neapolitaniſchen und Londner Hof. Bei dem Einrücken der Franzoſen in Neapel kehrte er in ſein Vaterland zurück. Er nahm ſeine ſämmtlichen Kunſtſchätze mit ſich, hatte aber das Unglück, einen Theil ſeiner Vaſen an den Küſten Brittaniens durch Schiffbruch zu verlieren. In ſeinem Vaterlande beſchäftigte er ſich unermüdet mit ſeinen Handſchriften, deren Herausgabe nach ſeinem im April 1803 erfolgten Tode durch ſeinen Freund Charles Townley zu erwarten iſt.

Hamilton (Lady), die zweite Gemahlin des Sir William Hamilton, hat ſich in mehr als einer Rückſicht merkwürdig und berühmt gemacht. Unter dem Namen Miß Harto bezauberte ſie als Tänzerin das Londner Publikum, und gewann die Liebe des Ritter Hamilton, als er 1784 nach zwanzigjähriger Abweſenheit ſein Vaterland wieder beſuchte. Er heirathete ſie, und nahm ſie mit ſich nach Neapel, wo ihre Schönheit und Anmuth einen gleichen Enthuſiasmus für ſie erregten. Dem Kunſtfreunde ſind ihre Attitüden bekannt, durch welche ſie den Ton angab zu den ſpäter Mode gewordenen mimiſchen Darſtellungen. Aber auch in der Politik ſpielte ſie eine nicht unwichtige Rolle. Sie unterhielt ein genaues und vertrautes Verhältniß mit Nelſon, und ihrer Verwendung dankte dieſer Held die eifrige Unterſtützung, die er in Sicilien fand, als er die Toulouer Flotte im Mittelländiſchen Meer aufſuchte. Nach der Schlacht bei Abukir empfing ſie den Sieger in Neapel. Sie durchreiſten mit einander Deutſchland, wo ſie beſonders in Wien und Hamburg den ausgezeichnetſten Empfang fanden, und gingen nach England. In ſeinem Teſtamente vermachte ihr Nelſon ſeinen Stern von Brillanten, als ein Pfand ſeiner Freundſchaft, und ſeinen ſilbernen Becher, den er einſt von ihr erhalten hatte. Aus einer kürzlich durch die Zeitungen bekannt gewordenen Annouce ergibt ſich, daß ſie gegenwärtig in London in einer ungünſtigen Lage lebt.

Hamilton (Alexander), erſter Sekretär der Schatzkammer in den vereinigten Staaten, war auf der Inſel St. Croix im J. 1757 geboren, kam, 16 Jahr alt, nach Neu-York, und beſuchte drei Jahre das Collegium von Colombia. Hier ließ er ſchon ahnen, was man von ſeinem Genie zu erwarten habe. Als ſich die Streitigkeiten zwiſchen Großbritanien und Amerika erhoben, vertheidigte er als ein Jüngling die Rechte der Colonien gegen die Schriftſteller vom höchſten Ruf. Seine Schriften verriethen ein ſo großes Talent, daß ſie Jai zugeſchrieben wurden. Der erſte Ruf zu den Waffen weckte ſeinen Muth, er trat unter die Artillerie, und that ſich ſo rühmlich hervor, daß er Washington bekannt wurde, der ihn 1777 zu ſeinem Adjutanten ernante und ihn mit ſeinen ganzen Vertrauen beehrte. Er hatte an mehreren der ausgezeichnetſten Thaten in dieſem Kriege Theil, und nahm, 25 Jahr alt, ſeinen Abſchied, um ſich den Rechts-

wiſſenſchaften zu widmen. Auch in dieſer Laufbahn machte er ſich bald bekannt. Im J. 1787 ernannte ihn Neu-York zum Mitglied der Bundesverſammlung, und er hatte Theil an der Conſtitution dieſer Provinz, die jedoch nicht ganz ſeinen Wünſchen gemäß abgefaßt wurde. Bei der Organiſation der Regirung im J. 1789 ſtellte ihn Washington an die Spitze der Schatzkammer, in welchem Amt er die öffentliche Schuld und den Kredit des Stats zu ſichern wußte. Aber gegen das Ende ſeiner Verwaltung erhoben ſich Uneinigkeiten zwiſchen ihm und dem Statsſekretär, die in offene Feindſeligkeiten ausbrachen, und eine ſolche Verwirrung hervorbrachten, daß Washington ihnen mehrmals Mäßigung empfahl. Aber es war unmöglich, ſie mit einander auszuſöhnen. Zu Anfang des J. 1795, als der Bruch zwiſchen Frankreich und England den Freiſtaten bekannt gemacht wurde, behauptete Hamilton, daß der Vertrag mit Frankreich ſeine Giltigkeit in dem Augenblick verloren, wo die gegenſeitige Lage beider Nationen ſich geändert habe, und verlangte, daß der Franzöſiſche Miniſter nicht angenommen werde. Der Statsſekretär war der entgegengeſetzten Meinung, und Washington trat derſelben bei. Hamilton, der ein entſchiedener Feind der Franzöſiſchen Revolution war, nahm ſeine Entlaſſung; eine Klage wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder wußte er zu entkräften, aber es kam dadurch ein ehemaliges Verhältniß mit der Madame Reynolds an den Tag, das für ſeine Ehre beſſer verborgen geblieben wäre. Als 1798 die gebieteriſchen Foderungen Frankreichs die Aushebung einer Armee nöthig machten, übernahm Washington nur unter der Bedingung den Oberbefehl, daß Hamilton unter ihm commandire. Nach Beilegung der Streitigkeiten mit Frankreich und Entlaſſung der Armee kehrte Hamilton nach New-York zurück, wo er den Reſt ſeiner Tage verlebte. Im Juni 1804 ward er vom Oberſten Burr, Vicepräſidenten der vereinigten Staaten, wegen einiger beleidigenden Ausdrücke, die er ſich gegen ihn erlaubt, gefodert, und blieb in dem Duell, welches zu Hoboken an demſelben Orte Statt fand, wo ſein Sohn einige Jahre zuvor einen ähnlichen Tod gefunden hatte. Hamilton war auf dem Schlachtfeld und im Kabinet gleich ausgezeichnet; ſeine Schriften werden die Beweiſe ſeiner großen Talente auf die Nachwelt bringen.

Hamilton. Drei Maler dieſes Namens, haben ſich bekannt gemacht. Ferdinand und Georg lebten unter Carl VI. zu Wien, und malten beſonders vierfüßige Thiere und Vögel. — Gavin Hamilton ſtarb zu Rom 1797 vor Schrecken, als die Franzöſiſche Armee ſich der Stadt bemächtigte. Er hat ſich durch mehrere Gemälde, welche Scenen aus der Iliade vorſtellen, und von den berühmten Cunego zu Rom geſtochen ſind, vortheilhaft bekannt gemacht. Früher ſchon hatte er ſeine Schola picturae Italicae herausgegeben. Er leitete mit vielem Erfolg die Ausgrabungen der Alterthümer in Rom und den umliegenden Gegenden.

Hammerwerk heißt eine Fabrik oder Werkſtätte, wo Metalle mittelſt ſtarken Feuers und großer vom Waſſer getriebenen Hämmer bearbeitet werden. Nach der Verſchiedenheit der Metalle, und nach der Verſchiedenheit, wie ſie auf dieſen Werken — entweder zu Stäben und Stangen, oder zu Blechen und Platten — geſchmiedet oder geſchlagen werden, führen dieſe Hämmer auch verſchiedene Namen, als Eiſenhammer, wo Eiſen und Stahl verarbeitet, Kupferhammer, wo Kupfer, Meſſinghammer, wo Meſſing zu Stangen oder Platten

getrieben wird, und dieſe Hammer ſelbſt ſind entweder Zain= (Stabhammer) oder Blechhämmer, je nachdem das Metall zu Stangen und Stäben, oder zu Blechen und Platten geſchmiedet wird.

Hanaken, ein Volk, das von dem Hana, einem kleinen Fluſſe in Mähren, an deſſen beiden Ufern ſie eigentlich ihren Sitz haben, den Namen führen ſoll. Sie werden für die älteſten Bewohner Mährens gehalten, und unterſcheiden ſich von den übrigen Einwohnern dieſes Landes durch die Kleidung, durch ihre Trägheit, durch die Sprache, welche mit der Böhmiſchen Mundart übereinkommt, und durch ihre eignen Sitten, welche ſie unverändert erhalten, da ſie unvermiſcht bleiben und ihr Vaterland nur in Kriegsdienſten verlaſſen.

Hanau, an der Kinzig und am Mayn ſonſt die Hauptſtadt der Grafſchaft Hanau=Münzenberg, von 1809 bis Ende 1813 zum Großherzogthum Frankfurt gehörig, eine ſchöne volkreiche und wohlhabende Manufaktur= und Handelsſtadt, mit einer regelmäßig gebauten Neuſtadt, einem ſchönen Reſidenzſchloſſe, einem Gymnaſium u. ſ. w. Sie enthält 1200 Häuſer und 12,000 Einwohner. Unter dieſen ſind viele Abkömmlinge von Wallonen und Niederländern, auch viele Juden. Die Hanauiſchen Manufakturen von wollenen Zeugen, Strümpfen, Kamelotten, Hüten, ſeidenen Zeugen, Handſchuhen, Bijouterien u. ſ. w, die anſehnliche Fayencefabrik bringen, nebſt dem Getraide=, Eiſen= und Holzhandel auf dem Mayn, der Stadt anſehnlichen Vortheil. Die Tabaksfabriken haben jetzt weniger Abſatz, als in den ältern Zeiten. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Hanau geworden durch den letzten Kampf gegen die Franzoſen diſſeit des Rheins zu Ende Oktobers 1813, wo die Baiern unter Wrede mit Löwentapferkeit kämpften.

Händel (Georg Friedrich) war zu Halle an der Saale den 24. Febr. 1684 geboren, wo ſein Vater Arzt war. Dieſer hatte ihn zum Rechtsgelehrten beſtimmt, und begünſtigte ſeine Neigung zur Muſik nicht. Dennoch brachte er es aus eignem Triebe und ohne beſondere Anweiſung ſchon in ſeinem ſiebenten Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Damals machte er mit ſeinem Vater eine Reiſe nach Weiſenfels an das herzogliche Hoflager. Hier zog er durch ſein Orgelſpiel die Aufmerſamkeit des Herzogs auf ſich, der ihn zufällig hörte, reichlich beſchenkte, und durch dringende Vorſtellungen den Vater bewog, ihn ganz der Muſik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organiſten an der Domkirche zu Halle, einen geſchickten Lehrer, und machte bewundernswürdige Fortſchritte. Im neunten Jahre ſchon fing er an, eine vollſtändige Kirchenmuſik mit Stimmen und Inſtrumenten zu componiren. Da man allgemein fand, daß er ſeinen Meiſter bereits übertroffen, ward er im J. 1698 nach Berlin geſandt, wo an dem Hofe des prachtliebenden Friedrichs I. die Oper in einem glänzenden Zuſtande war. Hier wurde beſonders Attilia ſein Lehrer. Händel erregte bald Aufſehn, nahm aber die Anerbietungen des Kurfürſten (nachmaligen Königs) nicht an, und kehrte nach Halle zurück. Da die Vermögensumſtände ſeiner Aeltern ihm nicht die Mittel zu einer Reiſe nach Italien darboten, ging er zunächſt nach Hamburg, wo die Oper trefflich organiſirt war. Er trat ins Orcheſter, wurde aber bald, nach Kaiſers Abgang, Direktor der Hamburger Oper, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers, deſſen Rachſucht ſo weit ging, daß er, als ſie beide zugleich aus der Oper gingen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf die Bruſt gab,

der glücklicher Weiſe von einem Notenbuche aufgefangen wurde. Händel war jetzt noch nicht 15 Jahr alt, als er als Operncomponiſt auftrat. Seine erſte Oper war Almeria, die mit ſo großem Beifall aufgenommen wurde, daß ſie 30 Abende hinter einander gegeben werden mußte. Auch zwei andere Opern, Florinde und Nero, machten kein geringes Glück. Dennoch verließ er Hamburg nach 5 Jahren, um ſeine muſikaliſchen Studien in Italien zu vollenden, zu welchem Zweck er ſich eine Summe von 200 Dukaten erſpart hatte. Er ging (1703) nach Florenz, wo er ein Jahr verweilte, und für den Großherzog und zu deſſen Zufriedenheit die Oper Rodrigo componirte. Darauf begab er ſich nach Venedig. Hier ließ er ſich, da er eine Maskerade beſuchte, auf einem Flügel hören. Der berühmte Scarletti, der zufällig dabei ſtand, gerieth über ſein Spiel in Begeiſterung, und rief aus: „Entweder iſt das der Sachſe oder der Teufel." Da man auch hier eine Oper von ihm wünſchte, componirte er binnen 3 Wochen ſeine Agrippina, welche 27 Abende hinter einander gegeben wurde. Auch in Rom fand Händel die glänzendſte Aufnahme. Die Großen dieſer Stadt wetteiferten, ihm ihre Gunſt zu bezeigen, beſonders die Cardinäle Ottoboni, Colonna und Pamphili. Während ſeines dortigen Aufenthalts ſetzte er ein großes Oratorium, la resurezzione, und viele Cantaten und Sonaten. Von Rom ward er nach Neapel eingeladen, wo er ſeine berühmte Serenade, Alcide e Galatea verfertigte. Nach 6 Jahren kehrte er in ſein Vaterland zurück, und der Kurfürſt von Hannover ernannte ihn zu ſeinem Kapellmeiſter. Aber ſchon zu Ende des Jahres 1710 ging er von neuem auf Reiſen, und ſetzte nach England über, wo ihm in der Folge ein glänzender Schauplatz für ſeine Thätigkeit zu Theil ward. Auf den allgemeinen Wunſch componirte er hier ſeine Oper Rinaldo, die lange ein Lieblingsſtück der Engliſchen Nation war. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hannover zurück, aber ſchon 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, uneingedenk ſeiner frühern Verpflichtungen, die Aufſicht über die Oper auf dem Hay-Market-Theater mit einem Jahrgehalt von 200 Pfund, und gab ihr einen Schwung in der Neigung des Publikums und eine Gediegenheit in der innern Zuſammenſetzung, wie beides in England vorher unerhört geweſen. Unterdeß ſtarb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Kurfürſt von Hannover, der über Händels Vernachläſſigung ſeiner Dienſtverhältniſſe höchſt unzufrieden war, beſtieg als Georg I. den Brittiſchen Thron. Auf die Verwendung ſeiner Freunde ward ihm jedoch von dem Könige verziehen, und ſeine Penſion ſogar bis auf 600 Pfund erhöht, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzeſſinnen in den Muſik zu unterrichten. Er componirte in den Jahren 1715 bis 1720 die Opern Amadis, Theſeus und il Paſtor Fido. Auf dem Hay-Market-Theater wurde eine beſondere Academie errichtet, wobei die Hauptabſicht war, immer eine Auswahl vorzüglicher Opern zu beſitzen und möglichſt vollkommen darzuſtellen. Händel trat an die Spitze dieſes Inſtituts, reiſete, um Sänger zu engagiren, auf das feſte Land, und brachte von Dresden die beiden berühmten Sänger Veneſino und Duriſtanti mit. Nach den gehörigen Vorbereitungen führte er 1720 ſeine Oper Radaniſto auf, die einen unglaublichen Beifall erhielt. Aber eben dieſer glänzende Erfolg reitzte ſeine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit ſeinem Anhange ſtand. Man kam überein, beide ſollten an derſelben Oper arbeiten, jeder einen Akt, und derjenige ſolle im Beſitz des Hauſes bleiben,

der den Sieg davon trüge. Die Oper hieß Muzio Scävola. Händel ſetzte die Ouvertüre und den letzten Akt, und gewann den Preis. Die Academie ward nun auf einen feſten Fuß geſetzt, und Händel zeigte 9 Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Leider entzweite er ſich nach dieſem Zeitraum mit ſeinem erſten Sänger, Veneſino, dem Liebling des Publikums. Händel, zu ſtolz, um nachzugeben, entließ ihn, und verſcherzte dadurch die Gunſt des Ho,es und der Menge. Er verband ſich nit Heidegger, reiſete nach Italien, wo er neue Sänger engagirte, mußte aber nach 3 Jahren das Hay=Market=Theater den Italienern überlaſſen, unter denen beſonders Porpora als Componiſt und Farinelli als Sänger bewundert wurden. Händel nahm hierauf das Theater zu Lincolns=Innfields ein, verband ſich dann mit Rich für das Theater zu Coventgarden, und gab hier 1733 ſeine Oper Ariadne zu derſelben Zeit, wo die Ariadne Porpora's zu Hay=Market gegeben wurde. Aber wiewohl er dieſem als Künſtler undComponiſt überlegen war, ſo ſiegte doch Farinelli's bewunderte Stimme, und Händel ſuchte umſonſt die Gunſt des Publikums wieder zu gewinnen. Er belaſtete ſich mit Schulden, und ward endlich durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber ſein ſtets gereitzter Zuſtand hatte ſo nachtheilig auf ihn gewirkt, daß nicht nur ſein Körper, ſondern ſelbſt ſein Geiſt ſich in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der Aachner Bäder ſtellte ihn glücklich wieder her. Er kam im J. 1736 nach London zurück, und führte jetzt ſein Alexanders=Feſt mit großem Beifall auf dem Coven garden r Theater auf. Das Glück kehrte zu ihm zurück. Lord Middleſex übernahm die Direktion der durch ſchlechte Verwaltung geſunkenen Italieniſchen Oper, und ſtellte Händeln als Compoſiteur an. Er ſetzte zu den Ende die beiden Opern Faramond und Alexander Severus, und erhielt dafür tauſend Pfund. Einige andere Opern, die er noch in Coventgardener Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunſch war, unabhängig zu leben, und deshalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der Oratorien, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt dies für eine Entweihung des heiligen Stoffs — ſondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieſer Umſtand machte, daß ſelbſt ſein im höchſten und vollendetſten Kirchenſtil geſchriebener Meſſias anfänglich nur kaltſinnig aufgenommen wurde. Einen größern Enthuſiasmus erregte er in Dublin, wo er einige Vorſtellungen gab, und als er nach 9 Monaten nach London zurückkehrte, ward ihm auch hier ein allgemeiner Beifall nach Verdienſt zu Theil. Der Meſſias ward das Lieblingsſtück des Publikums, und Händel gab ihn jährlich ein Mal zum Beſten des damals noch ſchlecht fundirten Fündlingshoſpitals. Im J. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf ſich vergebens den ſchmerzhafteſten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verluſt des Geſichts hemmte ſeine Thätigkeit nicht; er ſetzte ſeine Oratorien bis acht Tage vor ſeinem Tode fort, welcher den 14. Auguſt erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Weſtminſter=Abtei, wo ein ſchönes Denkmahl das Gedächtniß eines der originalſten, tiefſten und gedankenvollſten muſikaliſchen Dichter verewigt.

Handel iſt im eigentlichſten Sinne eine jede thätige Veränderung und Verwechslung ſeines Eigenthums an einen Andern, um Gewinn zu machen. Allein beinahe noch häufiger wird es wie das

Wort **Handlung** gebraucht, wenn mehrere Geſchäfte der Verwechslung von Waaren, ſowohl von einzelnen Perſonen, als auch in Rückſicht ganzer Länder, Provinzen und Orte, Statt finden, z. B. Englands Handel, Pommerns Handel, Hamburgs Handel u. ſ. w. **Handeln** hingegen heißt: einen Vorrath von uns ſelbſt entbehrlichen Erzeugniſſen der Natur oder Kunſt anſchaffen, den Werth derſelben beſtimmen, und ſie andern entweder mit Vortheil oder nach den Zeitumſtänden mit Verluſt wieder abtreten. Die Abſicht und Hoffnung des Gewinns durch Austauſch des Bedürfniſſes gegen Ueberfluß muß von Seiten des Käufers und Verkäufers zum Grunde alles Handels und aller Handlung liegen, es mag dieſelbe hinterher erfüllt werden oder nicht. Ueberhaupt ſind die Grundſätze des Handels die einfachſten von der Welt, und in den beiderſeitigen Gewinne liegt das ganze große Geheimniß des Handelsſyſtems. Der Handel iſt eine unerſchöpfliche Quelle für das Glück und die Cultur, ja ſelbſt für die weltbürgerliche Sittlichkeit. Denn wie er von der einen Seite die Menſchen alle mit einander in Verbindung und Beziehung ſetzt, und wie der Menſch immer gebildeter und vielſeitiger zu werden vermag, je mehr er in dem Umgang und in den engſten Verhältniſſen mit allen Menſchen und allen Nationen ſteht; eben ſo iſt er von der andern Seite für jedes einzeln handelnde Volk ein Grund und eine Quelle zur Vermehrung der Volkszahl und des Reichthums. Hemmung und gänzlicher Mangel des Handels hingegen führen nach und nach zur Armuth, Rohheit, Empörung und Raub. Denn der **Zweck des Handels** geht dahin, den Conſumenten oder Verbraucher in den Stand zu ſetzen, die Gegenſtände ſeiner Bedürfniſſe oder ſeines Geſchmacks ſtets erhalten zu können. Der Handel muß daher ſeine größte Thätigkeit auf diejenigen Länder wenden, in welchen ſich die größte Anzahl von Arbeitern in Gewerben, Fabriken und Manufakturen mit einer großen Anzahl von Verbrauchern in der engſten Verbindung befindet. Ein ſolches Land allein enthält die Urelemente zu ſeinem wichtigen Handel, deſſen Seele, ſo wie zu allem Guten, die Freiheit iſt, welche durch allgemeine Sicherheit unterſtützt und in Thätigkeit geſetzt werden muß. Dies beſtätigt der natürliche Gang der Dinge in der ganzen Weltgeſchichte. Denn unterſucht man die Erfolge genau, welche aus der Lage des Handels für eine jede Nation hervorgingen und noch hervorgehen, ſo ergiebt ſich im Allgemeinen: a) daß ſolche Nationen, welche ihren Handel mit andern den wenigſten Einſchränkungen unterwerfen, am meiſten dabei gewinnen; b) daß der Handel einer jeden Nation nur diejenigen Vortheile abwerfen kann, welche der eigentliche Stand ihrer geſammten hervorbringenden oder erzeugenden Kräfte zum Abſatze darbietet, wenn der ungehinderte Umtauſch derſelben verſtattet wird; c) daß die weſentliche Berechnung (Calcule) bei allen Handelsunternehmungen dahin gerichtet ſeyn ſolle, den Ueberfluß einheimiſcher Waaren zu den höchſt möglichen Preiſen abzuſetzen, und die fehlenden Bedürfniſſe vom Ausland auf die wohlfeilſte Weiſe zu beziehen; d) daß endlich mit allen dieſen ein wenig beſchwerter Durchzug von Waaren jene Handelsvortheile noch um vieles vermehren und den Nationalreichthum bereichern hilft. Außer der nur einzig und allein wahren Gewinn hervorbringenden natürlichen, ungehinderten Handelsfreiheit befördern den Handel noch manche andere **Hilfsmittel**, die man in **natürlichtechniſche** und in **politiſche** abtheilen kann. Die weſentlich nothwendigen und in den Handel eingreifenden **Hilfsmittel** ſind

die natürlichtechniſchen, wozu wir nachſtehende rechnen: 1) Geld (ſ. dieſ. Artikel). 2) Banken (ſ. dieſ. Artikel). 3) Wechſel und Wechſelhandel (ſ. dieſen Artikel). 4) Handelsplätze und Meſſen. 5) Die Schiffahrt, welche ſich a) in die Seefahrt nebſt der mit ihr verbundenen Averey (Haverie oder Haverey, Engl. Average), Aſſecuranz und Bodmerey (Engl. Bottomry); b) in die Flußfahrt und c) in die Kanalfahrt oder künſtliche Schiffahrt abtheilt. 6) Die Poſten und 7) gute Landſtraßen. Hingegen die politiſchen Hilfsmittel beſtehen 1) in Handelsgeſetzen, die aber bisher theils gänzlich vernachläſſigt, theils mangelhaft gegeben worden ſind. Aus dem Inhalte der Handelsgeſetze eines jeden States entſteht das Handelsrecht, deſſen richtige oder unrichtige Anwendung in den Handelsgerichten entſchieden wird, die in jedem handelnden Staate unter allerlei Benennungen vorhanden ſind. Doch gibt es noch wenig Gerichte, die für alle Vorfälle der Handlung beſtellt wären. 2) Handlungspolizei, worunter wir alles dasjenige verſtehen, was durch die Regirungsanſtalten und Verfügungen, ſo wie durch eine vollſtändige Aufſicht zu einer ſichern, bequemen und ordnungsvollen Betreibung der Handlung im Innern, ſowohl in Anſehung des Waaren-, Produkten-, Geldhandels und der Geldzahlungen, als auch in Anſehung kaufmänniſcher Rechte und bei außerordentlichen Vorfällen beigetragen werden kann. Mit der Handlungspolizei ſollten in allen handelnden Staten zur pünktlichen Beſorgung der Handelsangelegenheiten und zur Beſeitigung aller Hinderniſſe und Hemmungen des freien Umſchwungs des Handels eine oder mehrere Handelskammern verbunden werden. Allein dieſe Handelskammern dürfen von dem State nicht abſolut abhängig ſeyn, damit das Intereſſe einzelner Statsgewalten dem Intereſſe des Handels nicht gegenüber trete und daſſelbe zerſtöre. Solche Handelskammern müſſen von der Regirung vielmehr auf alle Weiſe unterſtützt und aufgemuntert werden, weil das Intereſſe des Handels eines der Hauptintereſſen des Stats iſt, oder wenigſtens ſeyn ſoll. Von der Handlungspolizei iſt genau zu unterſcheiden 3) die Handelspolitik, oder die Kunſt der Regirungen, durch eine derſelben zweckmäßig ſcheinende Leitung des Handels und Gewerbeweſens ihre Macht und den Wohlſtand im ganzen Stat, oder auch nur in einigen, oder einer einzigen Provinz zu befördern, zu vergrößern und zu befeſtigen. Hiezu gehören 4) Handelstraktate, um ein Volk mit dem andern in vortheilhafte Verbindungen zu bringen. Seit der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts iſt die Handelspolitik faſt immer die einzige Urſache aller Kriege, mit Ausnahme des kurzen von 1735, geweſen, ſo wie ſie es ſchon in der Herrſcherperiode Carthago's und Roms war. Im Ganzen iſt die Handelspolitik unſerer Zeit gewiſſermaaßen als eine ganz neue Wiſſenſchaft anzuſehen, welche ſich aller Kabinetter bemächtigt hat, bei welchen aber gegenwärtig leider die Handelspolitik recht eigentlich de jour à jour lebt, indem ſie bloß die Vortheile des Augenblicks berechnen, und keine Rückſicht darauf nehmen, daß nichts wandelbarer ſey, als das Uebergewicht, das auf die Blindheit und den Mangel an Einſicht Anderer gebaut iſt, deren Erwachen aber immer ſchrecklich für diejenigen ſeyn muß, welche ſich dieſelben vorher zinsbar zu machen die Niederträchtigkeit hatten. Nur derjenige Handelsvortheil iſt feſt gegründet, deſſen Dauer Rechtſchaffenheit und wechſelſeitiges, bleibendes Intereſſe ſichert. Dadurch wer-

den auch allein die Colonien glücklicher und ſicherer an uns gefeſſelt. 5) Oeffentliche Handelscompagnien oder Geſellſchaften, welche ſich unter der Autorität und den Begünſtigungen der Regenten und Obrigkeiten in der Abſicht vereinigen, mit den von ihren Mitgliedern zuſammengetragenen Geldkräften Handelsgeſchäfte von einer beſtimmten Art und Ausdehnung zu betreiben, wovon man gewöhnlich glaubt, daß ſie ſonſt entweder gar nicht, oder doch nicht mit hinlänglich lebhaftem Betriebe von einzelnen oder wenigen ſich allenfalls vereinigenden Kaufleuten in Gang geſetzt werden können. Auf dieſe Art ſind die ſonſtige Oſtindiſche Compagnie in Holland, die Engliſch-Oſtindiſche Compagnie, die Weſtindiſche Compagnie, die Gothenburgiſche, Indiſche oder eigentlich Chineſiſche Compagnie u. ſ. w. entſtanden. Allein dergleichen Compagnieen ſind für jeden Staat nur auf eine kurze Zeit wirklich nützlich, und werden insgeſammt nach und nach demſelben ſchädlich, wozu die Geſchichte aller Handelscompagnien Beweiſe darbietet. Den Anfang aller Handelsarten macht 1) der reine Tauſchhandel oder der in neuern Zeiten ſogenannte Barattohandel, in welchem der Werth und die Güte der ſich einander zu überlaſſenden Produkte oder Waaren von jedem Theile ſo abgeſchätzt wird, daß jeder beim weitern Vertriebe ſeiner eingetauſchten Produkte oder Waaren zu gewinnen glaubt. Verbleiben die Gegenſtände des Handels innerhalb der Gränzen des Landes, ſo nennt man denſelben 2) inländiſchen Handel. Dieſer kann jedoch nur Nationen, deren Landesgränzen einen weiten Umfang haben, mit größerer Sicherheit wohlhabender machen und ihren Gewerbsfleiß vervielfältigen, als wenn ihr Wohlſtand 3) auf dem ausländiſchen Handel beruhte, ſo große Vortheile er auch immer bringen mag. Hingegen kleine Staaten, wenn ſie auch einige tauſend Quadratmeilen Flächenraum hätten, können den ausländiſchen Handel nicht entbehren, ſobald ihre Einwohner nicht bloße Ackerbauer ſind. Die Art der Thätigkeit, womit dieſe beiden und noch mehrere andere Handelsarten betrieben werden, und nach ihrem Betriebe entweder Gewinn oder Verluſt bringen, wird bei erſterm 4) Activ- und bei letzterm 5) Paſſivhandel genannt. Will man nun dieſen Gewinn oder Verluſt feſtſetzen, ſo muß man den Belauf des Geldwerthes der in einem Lande aus- und eingeführten Güter berechnen, und dieſe Berechnung wird die Handelsbilanz oder Handelsbalanz genannt, deren Beſtimmung die größten Schwierigkeiten mit ſich führt. Die Zollregiſter geben zwar das vorzügliche, aber doch immer ungewiſſe Zeugniß davon. Indeſſen bleibt es nicht lange zweifelhaft im Ganzen, ob ein Volk in ſeinem Handel überhaupt, oder in einem Zweige deſſelben nur die Balanz für oder wider ſich habe. Das Mittel, dieſelbe auszugleichen, iſt die Ueberſendung des baaren Geldes zu dem gewinnenden Volke. Die Wechſel dienen bloß, um den Geldgewinn, den der Handel mit einem Volke gibt, zu demjenigen übergeben zu machen, gegen welches man im Handel verliert. Es iſt übrigens ein Irrthum, vor welchem man ſich zu hüten hat, der aber viele Regenten und Miniſter zu falſchen Maßregeln verführt, wenn man glaubt, daß der Activhandel immer ein Gewinnhandel, und der Paſſivhandel ein Verluſthandel ſey. Denn es gibt der Beiſpiele von Völkern, die bei ihrem ganz paſſiven Handel ſehr gewinnen, wohl ſo viele, als ſolcher, die es bei ihrem Activhandel erfahren, wenigſtens in einzelnen Zweigen ihres Handels, welche ſie activ betreiben. Wenn ein Volk nur mit den Erzeugniſſen des Bo-

dens, des Innern der Erde und der Gewäſſer handelt, ſo nennt man dies 6) den Produktenhandel, welcher auch den Namen Coloniehandel erhält, ſobald jene Erzeugniſſe entweder roh oder veredelt aus einem fremden entlegenen Lande, Colonie genannt, geholt wird, das Land mag nun dem handelnden Volke ſelbſt, oder auch einem fremden Volke angehören. Sobald aber ein Volk mit eigenen oder fremden Produkten handelt, welche ſie durch Kunſt verändert, und ihnen mehr Brauchbarkeit und Vollkommenheit gegeben hat, als ſie von der Natur erhielten, ſo heißt dies 7) der Manufaktur- und Fabrikhandel, wovon derjenige der vortheilhafteſte iſt, welcher aus lauter inländiſchen Erzeugniſſen entſteht. Tritt hingegen der Fall ein, daß ein Volk zu ſeinem Handel die Producte- Manufactur- und Fabrikwaaren eines Landes ankauft und abholt, um ſie einem andern Lande zu verkaufen und auch allenfalls ſelbſt ſie ihm zuzuführen, ſo nennt man in Deutſchland dieſen Handel 8) den Zwiſchenhandel, welchem die Franzöſiſchen Schriftſteller bisher den Namen Commerce d'Oeconomie gaben, woraus die deutſchen Ueberſetzer den Namen Oekonomiehandel gemacht und lange gebraucht haben. Nur Morellet brauchte dafür den ſchicklichern und richtigern Namen Commerce d'entrepôt. Dieſer Zwiſchenhandel war bereits in den älteſten Zeiten der erſte Handel im Großen. Weil nun alle zum Verkaufe vorhandenen Gegenſtände überhaupt als Produkte der Natur und Kunſt allgemein Waare genannt werden, ſobald ſie ein Bedürfniß vieler ſind, zur Erlangung ihrer Geſtalt Mühe, Fleiß und Kunſt erfodern, wirklich in Jemandes Eigenthum geſtanden haben und nicht zu ſchnell verderben und eine gewiſſe Zeit gehalten werden können, ſo hat man den Handel mit denſelben 9) allgemein Waarenhandel, im Gegenſatze von Geldhandel, Actienhandel u. ſ. w. genannt. Wenn nun aus dem Waarenhandel ein Zwiſchenhandel geworden iſt, ſo miſchen ſich noch folgende Handelsarten ein: 10) der Propre- oder Eigne Handel mit Waaren, von welchen der Handelsmann eines jeden Ortes auf eine Zeit lang völlig Eigenthümer der Waare geworden iſt, aus deren Verkauf der Gewinn entſtehen ſoll. Im eigentlichſten Sinne könnte man dieſe Handelsart auch bloß Zwiſchenhandel nennen. Nachdem zu Ende des 15ten Jahrhunderts der Landfriede entſtanden, und dadurch allgemeine Sicherheit der Land- und Poſtſtraßen, ſo wie auf den Gewäſſern hergeſtellt worden war, ſo bot dieſe wichtige Erleichterung des Handels dem Kaufmanne Mittel dar, ſeine Geſchäfte in fremden Orten und Gegenden ohne perſönliches Mitreiſen durch ſeine Bekannte und Freunde in jenen Orten und Gegenden verrichten zu laſſen. Der Kaufmann betrieb nun die Geſchäfte ſeines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handelsunternehmung für ſeine eigene Rechnung an fremden Orten einem daſelbſt wohnenden Freunde Auftrag oder Commiſſion zu ſeiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derſelben zu thun, was vormals der Kaufmann ſelbſt verrichtete, oder durch ſeine in beſtändigem Solde ſtehenden Diener verrichten ließ. Dieſe Handelsart heißt jetzt 11) der Commiſſionshandel; und denjenigen, welcher ihn für die Rechnung eines Andern betreibt, nennt man den Commiſſionair. Wenn ſchon der Commiſſionshandel nicht eigentlich den Namen eines Handels verdient, ſo kommt derſelbe 12) dem Tranſitohandel und 13) dem Speditionshandel vollends auf keine Weiſe zu. Denn Tranſito- oder Tranſithandel bedeutet den durch ein Land bloß durchgehenden Handel,

an welchem dieſes Land keinen andern Antheil hat, als daß es ſeine Landſtraßen und Waſſerfahrten demſelben öffnet, dafür Abgaben erhebt und des Verdienſtes genießt, welcher ſich längs dieſer Waſſer- und Landſtraßen verbreitet. Er ſetzt immer den Eigenhandel anderer Nationen voraus, und iſt im eigentlichſten Verſtande kein Handel, ſondern nur eine beſondere Benennung des Eigenhandels in der erwähnten Beziehung. Der eigene Handel (ſ. oben Nro. 10) wählt auch oft den Weg, daß ein Kaufmann in einem fremden Handelsplatze eine Handlung unter dem Betrieb eines von ihm ausgewählten und für zuverläſſig gehaltenen Mannes mit ſeinem Gelde und für ſeine Rechnung errichtet; eine ſolche Handelsart nennt man 14) eine Commandite. Sobald ein Handelszweig großes Vermögen erfodert, und es vereinigen mehrere einzelne Privatperſonen dazu ihre Kräfte, ſo entſteht daraus 15) die Geſellſchaftshandlung auf beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit. Da der Kaufmann ſehr oft ſeine Waaren zu Waſſer abſenden muß, wobei er allerlei Unglücksfällen und Gefahren ausgeſetzt iſt, ſo entſtand zu ſeiner Erleichterung 16) der Seeverſicherung- oder Aſſecuranzhandel. S. Aſſecuranz. Es iſt bekannt, daß die Waaren, welche als Gegenſtände der großen Handlung von Europa in entfernte Weltgegenden verſandt werden, dort noch durch viele Hände gehen, welche alle ihren Gewinn daran zu machen ſuchen, ehe ſie an den letzten Verbraucher kommen. Hiedurch wird der Preis derſelben für dieſen gar ſehr erhöht. Es iſt aber daher eine natürliche Folge, daß ein Mann, der dieſe Waaren in Europa kauft, mit denſelben in fremde Gegenden reiſt und ſie ſelbſt in die Hände der Verbraucher bringt, dieſelben viel wohlfeiler geben kann, und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die ſich mit dieſem Handel abgebenden Menſchen, z. B. Schiffer, Matroſen u. ſ. w., dergleichen Geſchäfte ſelten mit eigenem Vermögen machen, ſondern müſſen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen und dafür beträchtliche Zinſen (z. B. $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$ des Capitals) bezahlen. Der auf dieſe Weiſe betriebene Handel hat 17) den Namen Aventura grossa, Deutſch Grosaventur-Handel, erhalten; und einen Geldvorſchuß dieſer Art machen, heißt, ſein Geld auf Gros-Aventure geben. In der Handlung kommen oft Zeitverhältniſſe und Umſtände vor, wo das Bedürfniß eines größern Vorraths von einer gewiſſen Waare entſteht, oder doch wahrſcheinlich entſtehen kann, als der Kaufmann bereits in Händen hat, jedoch aber in andern Orten dergleichen Waaren auf dem Lager liegen weiß. In dieſem Falle ſchließt derſelbe 18) einen Handel auf Lieferung mit dem Beſitzer dieſer Waaren dergeſtalt ab, daß ihm derſelbe die behandelte Waare zu einer beſtimmten Zeit an den Ort abliefern muß, welchen er demſelben vorſchreibt. Aus dieſem Handel auf Lieferung entſteht 19) der ſogenannte Prämienhandel, welcher ſich von dem eigentlichen einfachen Handel auf Lieferung durch folgende Umſtände unterſcheidet: a) daß der Käufer einen beſtimmten Ueberſchuß über den gegenwärtigen Preis der Waare dem Verkäufer voraus bezahlt; b) daß der Käufer ſich die Freiheit vorbehält, die Waare nicht zu nehmen, wenn ſie zur Zeit der beſprochenen Lieferung ihm keinen Vortheil verſpricht, der Verkäufer aber verbunden bleibt, die Waare zur beredten Zeit zu ſchaffen, ſie mag alsdann ſo hoch geſtiegen ſeyn, als ſie wolle. Man kann dieſen Handel auch ſo ſchließen, daß beide Theile frei ſind, wenn zur Zeit

der Lieferung der eine oder der andere ſeine Rechnung nicht dabei gefunden hat. In dieſem Falle aber wird keine Prämie voraus gegeben, ſondern ein Theil bezahlt alsdann dem andern das, was durch die veränderten Preiſe Gewinn für den einen und Verluſt für den andern im wirklichen Handel geworden ſeyn würde. Bei Entſtehung einer oben Nro. 5 genannten öffentlichen Handelscompagnie wird zur Betreibung ihrer Handelsgeſchäfte ein Capital als Hauptſtamm oder Fonds feſtgeſetzt, wozu jeder Theilnehmer eine gewiſſe beſtimmte Summe bezahlen muß, und dafür zum Beweiſe ſeines Eigenthums an dieſer Summe ein ſchriftliches Document erhält, welches man Actie nennt (ſ. dieſ. Art.), die der Inhaber das Recht hat zu veräußern. Dieſe Veräußerungen der Actien hat man 20) den Actienhandel genannt, welcher theils aus Geldmangel des Inhabers derſelben, theils aus dem Entſchluſſe, das Geld für die Actie zu einem andern Zwecke zu benutzen, theils aus der Veränderlichkeit des von dieſen Papieren zu erwartenden Gewinns oder des ſogenannten Dividends entſtanden iſt. Bei keiner Handelsart herrſcht ſo viel Schwindelei, als bei dieſer. Auch ſind die Staatsſchulden, worüber die Darleiher ſchriftliche Documente erhalten, die man Staatspapiere, in England Stocks nennt, in den letzten Jahrhunderten ein Gegenſtand des Handels geworden, wenn ihr Werth eines Steigens und Fallens fähig iſt, und dieſer Handel wird 21) der Handel mit Staatsſchulden, Staatspapieren und Stocks genannt, welcher die größte Klugheit und Vorſicht erfodert. X.

Handelsſteuer oder Alcavala wurde unter Alfons XI. 1342 zuerſt in Alt-Caſtilien, Leon und Galicien eingeführt, um neue Hilfsquellen zum Kriege gegen die Mauren zu ſchaffen, aber nach des Königs Zuſage ſollte ſie nicht länger, als während der Dauer der Belagerung von Algeziras erhoben werden. Die Neuerung erweckte lebhaften Widerſpruch, als ob die Verſtändigſten die Nachtheile geahnet hätten, die ſpäter daraus entſtanden. Sieben Jahre ſpäter übernahmen auch die übrigen, zum Caſtiliſchen Reiche gehörigen, Landſchaften die Alcavala durch einen Reichstagsbeſchluß, und ſeitdem blieb dieſe Steuer für immer eingeführt. Die Alcavala mußte von allem, was verkauft oder vertauſcht ward, von rohen Stoffen, wie von Fabrikaten, bei jedem Wechſel des Eigenthums, und zwar jedes Mal nach dem Verkaufspreiſe, bezahlt werden. In ältern Zeiten betrug ſie den 21ſten oder 20ſten, ſpäter den 10ten Theil des Kaufgeldes. Seit 1785 ward ſie ſehr vermindert, blieb aber noch immer ſo ſchädlich, daß durch die Aufhebung derſelben in den neueſten Zeiten auch eine von den vielen Hemmungen des Handels und Gewerbfleißes weggeräumt ward. R.

Handlung. In Beziehung auf Werke ſchöner Kunſt gebraucht man dieſes Wort in einem weitern und einem engern Sinn. Im weitern Sinne nennt man eine überraſchend abwechſelnde Mannigfaltigkeit von Vorſtellungen, ein beſonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches ſich in einem Kunſtwerk ausdrückt, Handlung, und legt ſie ſelbſt einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engern Sinn aber wird ſie nur Werken zugeſchrieben, welche Begebenheiten in erzählender oder dramatiſcher Form darſtellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man verſteht darunter im Allgemeinen ein Ganzes von Veränderungen eines oder

mehrerer lebender Weſen. Um aber den Stoff eines Kunſtwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müſſen aus einem gewiſſen Anfangspunkte bis zu einem gewiſſen Ziele in ſteter und deutlicher Folge entwickelt ſeyn; ſie muß wahr ſeyn, d. h. mit den Geſetzen des Denkens und der Natur übereinſtimmen, und endlich ein intellectuelles, moraliſches und äſthetiſches Intereſſe haben, d. h. dem Verſtande, dem allgemeinen Sittengeſetz und dem Kunſtſinne gnügen. — Ueber Handlung als gleichbedeutend mit Handel ſ. Handel.

Handwerk iſt diejenige Beſchäftigung, durch welche theils ganz rohe, theils halb veredelte, theils ganz veredelte Naturprodukte nach gewiſſen Regeln entweder um Lohn oder für den Verkauf zu Sachen verarbeitet werden, die zur Befriedigung der Nothdurft, der Bequemlichkeit, des Vergnügens und des Wohllebens gehören. Allein das Wort Handwerk bedeutet auch oft die gemeinſchaftliche Verbindung der Verarbeiter jener Naturprodukte, welche den allgemeinen Namen Handwerker erhalten haben. In den älteſten Zeiten gab es gar keine beſondere Klaſſe von Arbeiten und Arbeitern unter dem Namen Handwerke und Handwerker, ſondern die Frauensperſonen überhaupt, die Weiber aber insbeſondere, und Knechte machten alle die unentbehrlichſten Sachen. Als man zu einem höhern Grade von Cultur gekommen war, bildeten ſich die Handwerke aus, und bis zum 10ten Jahrhundert beſchäftigten, außer Frauensperſonen und Sklaven, ſich mit Betreibung der Handwerke ſelbſt noch freigeborne Herren und Damen, dann aber faſt ausſchließlich nur freigelaſſene, die förmlich um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Klöſtern, die für ſich und zum Verkauf Sachen verfertigten. Mit der Entſtehung und Vermehrung der Städte endlich bildete ſich das heutige Verhältniß der Handwerke nach und nach aus. In Rückſicht auf Zunftweſen (ſ. dieſ. Art.) theilt man die Handwerke ein in zünftige, die in Innungen eingeſchloſſen ſind, und unzünftige; ferner in geſperrte oder geſchworne, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenſchmiede, Bleiſtiftmacher, Schellenmacher ꝛc., und ungeſperrte oder freie; in geſchloſſene, wo die Meiſterzahl feſtgeſetzt iſt, und ungeſchloſſene; in geſchenkte, deren wandernde Geſellen ein Geſchenk als Reiſegeld erhalten, und ungeſchenkte; in Beziehung auf die zu verarbeitenden Materialien und auf die Art ihrer Verarbeitung theilt man ſie endlich ab in grobe, z. B. Schmiede, Zimmerleute ꝛc., und feine, z. B. Schloſſer, Drechsler ꝛc., in Feuerarbeiter, z. B. Schmiede, Schloſſer ꝛc und Nichtfeuerarbeiter ꝛc. König Heinrich war der erſte, der 1231 zu Worms einen Reichstagsſchluß zu Stande brachte, die Zünfte abzuſchaffen, worauf bereits 1232 die ähnliche Verordnung des Kaiſers Friedrichs II. erfolgte. — Handwerkspolizei iſt die Sorgfalt der Regirung, ſolche Anordnungen zu machen, daß es im Staate nicht an hinreichenden Handwerkern fehle, und Niemanden die Erlernung eines Handwerks verſagt werden darf, daß das Meiſterwerden als Beweis ihrer Geſchicklichkeit nicht koſtſpielig ſey, daß ſie als Meiſter keine ſchlechte Waare verfertigen und verkaufen dürfen, und daß zur Verhütung ſchlechter Waare in jedem Handwerke Schaumeiſter angeſtellt werden. — Handwerksrecht iſt der Inbegriff rechtlicher Beſtimmungen, welche die Handwerker und die ſie angehenden Rechtsſtreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung deſſelben ſind die Landesgeſetze, Handwerks-

artikel oder Handwerksordnungen, Handwerksgebräuche, richtige Begriffe und Anſichten der Handwerksgeſchäfte und die beſondern einzelnen Handwerkern ertheilten Privilegien. X.

Hanf (Cannabis sativa). Dieſe nützliche Pflanze, die einzige ihres Geſchlechts, ſtammt aus Oſtindien, wo ſie, wie auch in andern Theilen Aſiens, wild wächſt, und eine Höhe von 5 bis 10 Fuß erlangt. Die Geſchlechter ſind völlig getrennt, und eigentlich iſt Hanf die männliche, Fimmel aber die weibliche Pflanze. Die Landleute kehren jedoch die Namen gerade um. Jetzt wird der Hanf in vielen Europäiſchen Ländern, beſonders in Polen und Rußland, ſehr ſtark gebaut. Er verlangt einen fetten und etwas feuchten Boden. Die Behandlung des Hanfs iſt in der Kürze folgende. Wenn die Blüthe vorbei iſt, und an den männlichen Pflanzen die Büſchel zu vertrocknen anfangen, ſo rauft man ſie aus; ungefähr 6 Wochen ſpäter werden die weiblichen Pflanzen reif, welche den Saamen tragen, den man zuvörderſt ausklopft. Dann werden die getrockneten Hanfſtengel männlichen und weiblichen Geſchlechts wie der Flachs bearbeitet. Es wird jährlich inſonderheit für das Schiffsweſen zu Segeln, Tauen, Seilen, Stricken, Netzen, Sack- und Packtüchern u. dergl. eine ungeheure Menge Hanf verarbeitet. Die nordiſchen Reiche, Preußen, Polen und Rußland, verſehen faſt ganz Europa damit. Das Werrig wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Den Saamen genießen viele Vögelgattungen und in Polen und Rußland auch Menſchen. Das daraus gepreßte Oel dient zum Brennen, auch wohl ſtatt des Baumöls an Speiſen. Die Morgenländer bereiten aus dem Kraut ein berauſchendes einſchläferndes Mittel, das ſie Bangue oder Maslach nennen.

Hangematte iſt auf den Seeſchiffen eine hängende, an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand, oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldraht benäht, welches den Menſchen zur Bettſtelle dienen muß. In warmen Ländern aber, namentlich in Oſtindien und Amerika, hat man auch auf dem Lande Hangematten, welche beſſer und bequemer eingerichtet ſind. Man bedient ſich ihrer ſowohl zu Hauſe als auf Reiſen; dort werden ſie an eigne, in den Zimmern dazu eingerichtete Pfeiler und hier an ein paar Baumäſte aufgehängt und befeſtigt. Sie gewähren den Vortheil, das man beſonders vor dem läſtigen kriechenden Ungeziefer geſichert iſt. Auch laſſen ſich die Vornehmen in Oſtindien in dergleichen Hangematten tragen.

Hangewerk heißt in der Baukunſt ein hangendes Werk, d. h. eine Verbindung von Balken, Streben, Säulen, Riegeln u. ſ. w., welche bei Dächern, Brücken, Böden, Sälen angebracht wird, wo der untere Raum frei bleiben ſoll, alſo keine Säulen angebracht werden dürfen, die Laſt zu tragen, welche von oben her gehalten werden muß und alſo gleichſam hängt. Werden dabei Strebebänder unter den Balken angebracht, ſo heißt es ein Sprengewerk; ein Hange- und Sprengewerk aber, wenn beide Arten vereinigt ſind.

Hannibal, ein Sohn des Hamilkar Barkas, geb. im J. 247 vor Chr., war 9 Jahr alt, als ſein Vater, dem er in den Krieg nach Spanien zu folgen begehrte, ihn am Altar ſchwören ließ, ſtets ein unverſöhnlicher Feind der Römer zu ſeyn. Hamilkar bemühte ſich ſeitdem, ihm den tiefen Haß einzuflößen, den er ſelbſt gegen Rom

nährte. Hannibal war in Spanien Zeuge der Eroberungen ſeines Vaters. Als aber derſelbe 9 Jahr nachher in einer Schlacht in Luſitanien geblieben, und ſein Eidam Hasdrubal zu ſeinem Nachfolger ernannt worden war, kehrte der junge Hannibal in ſein Vaterland zurück, bis er 4 Jahre ſpäter, in einem Alter von 22 Jahren, auf Hasdrubals Wunſch wieder bei der Armee erſchien. Die Krieger erblickten in ihm den ihnen einſt ſo theuern Hamilkar; er machte drei Feldzüge, und gab ſo große Proben ſeiner Talente und ſeiner Tapferkeit, daß ihm die Armee nach Hasdrubals Ermordung, im J. 221 v. Chr., den Oberbefehl unter den lebhafteſten Zurufungen übertrug. Treu ſeinem erſten Eide, ließ der 26jährige Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geſchloſſenen Traktate zu brechen geneigt ſey, ſobald ſich ihm eine Gelegenheit dazu darbieten würde. Dies geſchah durch die Eroberung Sagunts, die Hannibal mit Genehmigung des Karthagiſchen Senats, nach einer achtmonatlichen Belagerung, in welcher alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung erſchöpft worden waren, vollbrachte. Die Römer erſchraken über das Schickſal Sagunts, und ſchickten Geſandte nach Carthago, um die Auslieferung Hannibals zu verlangen. Man zögerte, und ſie erklärten den Krieg. Hannibal verſammelte ſogleich ein mächtiges Heer, und entwarf den kühnen Plan, die Pyrenäen und Alpen zu überſteigen und die Römer mitten in Italien anzugreifen. Nachdem er für die Sicherheit Afrika's geſorgt und ſeinen Bruder Hasdrubal mit einer Armee in Spanien zurückgelaſſen, brach er mit 90,000 Mann Fußvolk, 40 Elephanten und 12,000 Reitern auf, durchzog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit mitten im Winter ganz Gallien, ohne ſich weder durch feindſelige Nationen, noch durch reißende Ströme aufhalten zu laſſen, und langte am Fuße der Alpen an. In 9 Tagen hatte er den Gipfel derſelben erſtiegen. Aber von dem furchtbaren Heere, mit welchem er ausgezogen war, hatte er nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter übrig, die mehr bleichen Todtengerippen als lebenden Menſchen glichen. Dennoch verlor er den Muth nicht; nur zwiſchen Sieg oder Tod war zu wählen. Er nahm Turin, wodurch er ſich die Lebensmittel ſicherte, und den cisalpiniſchen Galliern Muth machte, ſich mit ihm zu vereinigen. Auch würden dieſe ſich noch zahlreicher unter ſeine Fahnen geſtellt haben, wäre nicht Publius Scipio mit einem Römiſchen Heere, das er bei Piſa gelandet, in Eilmärſchen herangerückt. Am Fluß Ticinus traf man auf einander. Ein Angriff der Numidiſchen Reiterei entſchied den Sieg für Hannibal. Scipio ſelbſt ward verwundet, und nur durch die Tapferkeit ſeines Sohnes, der ſich ſpäter den Beinahmen des Afrikaners erwarb, vom Tode gerettet. Scipio vermied ein neues Gefecht, und zog ſich bis über die Trebia zurück, ohne die Feſtung Claſtidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heer angelangt. Anfangs durch daſſelbe in Schranken gehalten, weiß er bald den jähzornigen Gegner zum Kampfe zu reizen, legt einen Hinterhalt bei der Trebia, turnirt das Römiſche Heer und vernichtet es. Die Römer verloren ihr Lager und 26,000 Mann. Als Sieger über zwei Armeen nahm Hannibal jetzt Winterquartiere bei den cisalpiniſchen Galliern, die ſeine Bundesgenoſſen wurden. Bei Eröffnung des neuen Feldzuges ſah er ſich an den Ausgängen der Apenninen von zwei neuen Heeren erwartet. Er beſchloß ſie einzeln zu ſchlagen und Flaminius vor der Ankunft ſeines Mitconſuls aufzureiben, täuſchte ihn durch falſche

Märſche, rückte hinter den Apenninen vor und drang in mehreren Colonnen durch die Moräſte von Cluſium. Vier Tage und vier Nächte marſchirten die Karthager durch Sümpfe. Ihr Anführer ſelbſt, der den letzten noch übrigen Elephanten beſtiegen hatte, rettete ſich nur mit Mühe, und verlohr ein Auge durch einen Fluß, den er nicht hatte abwarten können. Kaum aber hatte er das trockene Feld wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer Schlacht zu zwingen. Er verheerte alles mit Feuer und Schwert, nahm den Schein an, als wollte er auf Rom losgehn, wandte ſich aber plötzlich in ein enges, von faſt unzugänglichen Felſen im Hintergrunde geſchloſſenes Defilee. Flaminius folgt ihm unbeſonnen nach, und wird ſogleich angegriffen. Da erfolgte, nah am Traſimen, jene blutige Schlacht, in welcher Liſt und Talent über Römiſche Tapferkeit triumphirten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der Römer niedergeſchlagen, ohne ſich entfalten zu können. Bereichert durch die Beute des überwundenen Feindes bewaffnete Hannibal jetzt ſeine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allenthalben Schrecken verbreitend. Das beängſtigte Rom hatte ſein Heil dem Dictator Fabius Maximus anvertraut, der es verſuchte, durch Zaudern die Kraft der Karthager zu erſchöpfen. Er bekämpft Hannibal mit Hannibals Waffen, folgt ihm allenthalben, ohne ihn erreichen zu wollen, überzeugt, daß die Karthager ein verwüſtetes Land nicht lange behaupten können. Dieſe werden indeß von ihrem Feldherrn in die Ebnen von Capua geführt, welcher dadurch die erſchrocknen Städte dem Bunde der Römer untreu zu machen und Fabius von den Berghöhen herabzuziehen hofft. Aber plötzlich fand er ſich in derſelben Schlinge, in welcher Flaminius untergegangen war. Eingeſchloſſen zwiſchen den Felſen von Formiä, dem Sande von Lecſternum und den dort befindlichen Seen, konnte er nur durch eine Liſt ſich retten. Er ließ tauſend Rinder zuſammenbringen, ihnen Feuerbrände an den Hörnern befeſtigen und ſo dieſe wüthenden Thiere mitten in der Nacht gegen die von den Römern bewachten Defileen treiben. Erſchrocken über die Wundererſcheinung verließen dieſe die Anhöhen, und Hannibal erzwang den Durchgang. Die Römer unzufrieden mit Fabius und ſeiner Zögerung, theilten jetzt die Dictatur zwiſchen ihm und dem Minutius Felix, ſeinem Befehlshaber der Reiterei. Dieſer, voll Begierde zu ſchlagen, fiel bei Gerunium in einen Hinterhalt und wäre ohne des Fabius großmüthigen Beiſtand verloren geweſen. Als dieſer Feldzug beendigt war, ſchienen auch die andern Römiſchen Feldherrn nichts dem Zufall überlaſſen zu wollen, und zögerten nach des Fabius Beiſpiel. Hannibal ſah mit Kummer ſeine Armee ſich langſam aufreiben, als Terentius Varro, der neue Conſul, ein unwiſſender und eingebildeter Mann, das Commando der Legionen übernahm. Hannibal hatte Cannä eingenommen und die Römer in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Schlacht zu liefern. Beide Heere ſtanden einander gegenüber; Paulus Aemilius, des Varro Mitconſul, wollte die Schlacht aufſchieben, wegen der Nachtheile des Terrains, Varro dagegen wählte den Tag ſeines Oberbefehls und gab das Zeichen zum Angriff. Ueber 60000 Römer deckten die Ebne, die ſich am Aufidus und dem Flecken Cannä hinzieht; auch Aemilius war unter den Todten. Hannibal überſchickte dem Carthagiſchen Senat ein Scheffelmaß voll goldner Ringe, die man den auf dem Schlachtfelde gebliebenen Römiſchen Rittern abgezogen hatte. Aber ſtatt auf

Rom loszugehn, rückte Hannibal gegen Neapel. Sein Befehlshaber der Reiterei ſagte damals: „Du weißt zu ſiegen, Hannibal, aber du weißt nicht, den Sieg zu benutzen!". Das vor Schrecken betäubte Rom würde, wie es ſcheint, dem Sieger nicht haben widerſtehen können, wenn derſelbe vor ſeinen Thoren erſchienen wäre. Statt deſſen ging Hannibal nach Capua, welches ihm ſeine Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieſer üppigen Stadt verweichlichte ſeine Soldaten, jedoch verloren ſie ihre Diſciplin nicht. Kein Römiſcher Feldherr wagte ſeit der Schlacht bei Cannä in der Ebene vor Hannibals Heer ſich zu lagern. Aber ungeachtet ſeiner glänzenden Siege und des hohen Anſehns ſeiner Partei in Karthago wußten doch Hanno und deſſen Anhänger den Succurs zu verzögern, den der Ueberwinder der Römer gefodert hatte, und Hannibals Bruder, Mago, erhielt mit Mühe 12,000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter, und mußte überdieß mit dieſer ſchwachen Unterſtützung den Weg durch Spanien nehmen. Dadurch ward Hannibal gezwungen, ſich auf die Defenſive zu beſchränken. Capua wurde von zwei conſulariſchen Heeren belagert und war der Uebergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor, und lagerte ſich im Angeſicht des Capitols (im J. 211 v. Chr.); aber die Römer ließen ſich nicht ſchrecken. Capua fiel. Dieſer glückliche Erfolg gab ihnen die entſchiedenſte Ueberlegenheit, denn faſt alle Völker Italiens erklärten ſich jetzt für ſie. Von dem Conſul Claudius Nero in ſein Lager zurück geworfen, konnte Hannibal nichts verſuchen, um ſich mit ſeinem Bruder Hasdrubal zu vereinigen. Schon hatte dieſer die Apenninen überſtiegen, als er von demſelben Nero im Jahr 207 angegriffen und getödtet wurde, welcher das blutige Haupt in das Lager des Hannibals werfen ließ. Dieſer hob ſein Lager auf und zog ſich in das Land der Bruttier zurück. Hier, von Hinderniſſen umringt, kämpfte er noch mit ungleichen Kräften gegen die ſiegreichen Heere und behauptete ſich glücklich. Aber jetzt trug Scipio die Römiſchen Waffen nach Afrika und ſetzte Karthago in Schrecken, welches Hannibal zu ſeinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, ſondern Karthago's Senat hat den Hannibal beſiegt," rief er im tiefſten Schmerz aus, als er den Befehl las, Italien zu verlaſſen. Er ſchiffte ſeine Truppen ein, ließ die Bundesgenoſſen, die ihm zu folgen, ſich weigerten, umbringen, und verließ im J. 203 das Land, das er 16 Jahre lang gegen Roms ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Leptis, zog einen Theil der Numidier an ſich, und nahm ſein Lager bei Adrumet. Scipio bemächtigte ſich indeß mehrerer Städte, und machte die Einwohner zu Sklaven. Hannibal, von ſeinen Landsleuten zu einer entſcheidenden Schlacht genöthigt, rückte ihm entgegen, und lagerte ſich bei Zama, fünf Tagereiſen von Karthago. Eine Unterredung zwiſchen beiden Feldherren, in welcher Hannibal Friedensvorſchläge that, blieb fruchtlos. Sie trennten ſich mit dem Entſchluß, die Waffen entſcheiden zu laſſen. Dieſe Entſcheidung fiel zu Hannibals Nachtheil aus. 20,000 Karthager blieben auf dem Platze und eben ſo viele wurden gefangen. Hannibal floh nach Adrumet, ſammelte die Flüchtlinge, und brachte in wenigen Tagen wieder ein Heer zuſammen, mit dem er ſich den Fortſchritten des Siegers entgegenſtellen konnte. Darauf ging er nach Carthago, und erklärte dem Senat, daß die einzige Rettung im Frieden ſey, und bewog ihn, ſich dafür geneigt zu erklären. So endigte nach 18 Jahren

dieſer blutige Kampf doppelt verderblich für Karthago, das ſich nicht nur ſeiner alten Eroberungen beraubt ſah, ſondern mit ſeiner Flotte auch die Hofnung verlor, je dieſen Verluſt erſetzen zu können. Hannibal blieb deſſenungeachtet in vollem Anſehn, und erhielt den Oberbefehl über ein Heer im Innern von Afrika. Als aber Rom auf ſeine Zurückberufung drang, ertheilte man ihm das Richteramt, in welchem er nicht minder ſein großes Talent entfaltete. Aber die Partei des Hanno ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und klagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, um den Krieg aufs neue zu entzünden. Römiſche Abgeordnete erſchienen in Karthogo, um ſeine Auslieferung zu verlangen. Er rettete ſich durch die Flucht, ging nach Cercina und von da nach Tyrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab ſich in der Folge nach Epheſus, wo Antiochus ſeinen Hof hielt. Er bewog dieſen Fürſten den Römern den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italien der Schauplatz deſſelben ſeyn müſſe. Antiochus genehmigte die Pläne Hannibals; aber als dieſer ſeinem Vaterland ein Bündniß anbieten ließ, ſiegten ſeine Feinde im Senat und vereitelten den glücklichen Erfolg des ganzen Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefehl über die Syriſche Flotte und griff mit derſelben die Rhodier, Roms Bundesgenoſſen, an, ſah ſich aber durch die Treuloſigkeit eines ihm untergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; und Antiochus ſelbſt wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, mit den Römern einen ſchimpflichen Frieden zu unterhandeln. Hannibals Auslieferung war eine von den Bedingungen deſſelben; er rettete ſich jedoch durch die Flucht nach Creta und Armenien, und folgte von da den Einladungen des Königs Pruſias von Bithynien, der gegen die Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtigen Bündniſſes zwiſchen Pruſias und verſchiedenen benachbarten Fürſten gegen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundesgenoſſen von Rom, trat an die Spitze der Kriegsmacht, und erfocht mehrere Siege zu Land und zur See. Aber dieſer Vortheile ungeachtet zittert Aſien vor dem Namen Roms; und Pruſias, an den der Senat Abgeordnete geſchickt hatte, um die Auslieferung Hannibals zu fodern, war bereit, dem Befehl zu gehorchen; doch der unglückliche Held kam dieſer Schmach durch Gift zuvor, das er ſtets in ſeinem Ringe bei ſich trug. So ſtarb er 183 Jahre vor Chriſtus 64 Jahre alt.

Hanno, ein Karthagiſcher Feldherr, der eine Reiſe an der weſtlichen Küſte von Afrika machte, und davon eine Beſchreibung hinterließ. Die Abſicht der Reiſe waren Entdeckungen für den Handel und Stiftung von Colonien. An der Küſte von Marokko legte er ſechs Colonien an. Die äußerſte von ihnen war die Inſel Cerne an der Südgränze von Marokko, von wo aus er ſodann ſeine Entdeckungsreiſe noch weiter fortſetzte. Seiner Beſchreibung nach kam er wahrſcheinlich nicht nur bis an den Senegal und Gambia, ſondern noch weiter bis an die Küſte von Guinea; denn ſeine Schilderung von den wilden Bewohnern paßt auf die dortigen Negervölker, ſo wie die zwei großen Flüſſe, in denen er Crocodile und Hippopotamos fand, auf den Senegal und Gambia paſſen. Hanno lebte wahrſcheinlich 550 Jahre vor Chr. Geb. und verdient unter den Seefahrern der alten Welt einen ausgezeichneten Platz. Wir haben eine Griechiſche Ueberſetzung ſeines Reiſeberichts unter dem

Titel: Periplus des Hanno. Außer dieſem Seefahrer kennen wir noch mehrere berühmte Karthager dieſes Namens. Zwei Feldherren, welche Hanno hießen, commandirten in dem erſten Puniſchen Kriege nach einander in Sicilien. Ein anderer Hanno war einer der Unterbebehlshaber des Hannibal in Italien, und zeichnete ſich durch verſchiedene glückliche Unternehmungen aus.

Hannover, oder die Länder des Kurhauſes Braunſchweig-Lüneburg, beſtanden im niederſächſiſchen Kreiſe: aus den Fürſtenthümern Calenberg, Lüneburg, Grubenhagen, Bremen und Lauenburg, ſammt den ihnen einverleibten Graf- und Herrſchaften; im weſtphäliſchen: aus dem Fürſtenthum Verden und den Grafſchaften Hoya, Diepholz, Spiegelberg und Hallermund; im oberſächſiſchen: aus der Grafſchaft Hohnſtein, zu welchem noch die dem Kurhauſe verſetzten Grafſchaften Bentheim und Sternberg im alten Weſtphalen kamen. Alle dieſe Länder umfaſſen einen Flächenraum von etwa 700 Quadratmeilen, und zählten vor dem Ausbruche des letzten Kriegs über 750,000 Einwohner, die in 4000 Ortſchaften, worunter 58 Städte und 60 Flecken, lebten. Des Landes Hauptflüſſe ſind die Elbe und Weſer, wodurch unmittelbare Communication mit dem Deutſchen Meer Statt findet. Unter den Nebenflüſſen ſind im Bremiſchen die Oſte, Schwinge, Geeſte und Wümme; im Lüneburgiſchen die Aller, die Jetze und Ilmenau; im Calenbergiſchen die Leine am bemerkenswertheſten. Alle nehmen ihren Zug durch die Elbe und Weſer nach dem Deutſchen Meere. Das Harzgebirge liefert alle Arten edler und nützlicher Metalle; mehrere große Waldungen geben Holz die Fülle; im Fürſtenthum Calenberg und im Bremiſchen iſt vortrefflicher Boden zum gewinnreichen Ackerbau, und an den Flüſſen findet man die üppigſten Wieſen zur Vervollkommnung der Viehzucht. Selbſt in der öden Lüneburger Heide ſammeln Millionen fleißiger Bienen, die während der Sommermonate mit ihren Stöcken von nahe und fern dahin geſchafft werden, den köſtlichſten Honig. Es fehlt nicht an Manufacturen und Fabriken; der einträglichſte Nahrungszweig iſt jedoch die Garnſpinnerei und Leinwandweberei. Vor 1803 war das geheime Rathscollegium zu Hannover die eigentliche Landesregirung, und behauptete, weil es den abweſenden Landesherrn repräſentirte, das höchſte Anſehen. Das Kirchenweſen wurde durch vier Conſiſtorien, zu Hannover, Stade, Ratzeburg und Otterndorf, verwaltet, und die 750 Pfarrkirchen im ganzen Lande ſtanden unter 7 General- und 43 Special-Superintendenten. Man zählte 7 reformirte Gemeinden, und die katholiſche Kirche ward gleichfalls geduldet. Zur Oberaufſicht und Beſorgung der Juſtiz waren Juſtizkanzeleien und Hofgerichte zu Hannover, Celle, Stade, Ratzeburg und Otterndorf; aus allen Provinzen gingen die Apellationen an das 1711 zu Celle errichtete Oberappellationsgericht, von deſſen Ausſprüchen keine Appellation an die Reichsgerichte Statt fand. Die Einkünfte des Landes wurden ſämmtlich von der kurfürſtlichen Kammer verwaltet, deren Präſident einer der Miniſter war. Keiner von den kleinen Deutſchen Staaten hat in neuern Zeiten mehr für die Wiſſenſchaften und den Volksunterricht gethan, als Hannover. Wir erinnern bloß an Göttingens Univerſität, die Ritterakademie zu Lüneburg, das Georgianum zu Hannover, das Pädagogium zu Ilfeld, und das vortreffliche Schullehrerſeminar zu Hannover, welches dem

Lande eine Menge wohlunterrichteter, ganz für ihr Amt gebildeter Landſchullehrer gegeben hat. Nicht minder verdient die Anſtalt zu Kloſter Loccum zur Bildung künftiger Prediger Erwähnung und dankbare Erinnerung. Der Stand des Heers ſollte nach der Verfaſſung beſtehen aus 12 Reiter- und 24 Fußgänger-Regimentern, nach den Umſtänden von verſchiedener Stärke. Die Invaliden waren in 7 Compagnien und die Landmiliz in 31 Compagnien vertheilt. Zur Handhabung der Militärjuſtiz war die Kriegskanzlei beſtellt, welche aus 2 Mitgliedern des geheimen Rathscollegiums und 4 geheimen Kriegsräthen beſtand. Die Herrſcherfamilie, welche Hannover ihr wahres, rechtmäßig ererbtes, oder durch Kauf, Tauſch und Verſatz erworbenes Eigenthum nennen kann, ſtammt von dem mächtigen Markgrafen Azo ab, der Mailand, Genua und viele andere herrliche Landſtriche in der alten Lombardei beherrſchte. Ihr näherer Ahnherr war Heinrich der Löwe, aus dem Stamme der Welfen, deſſen Nachkommen, nach der unglücklichen Sitte des Mittelalters, die ererbten Länder theilten und wiedertheilten, bis endlich das wohlthätige Primogeniturgeſetz im Braunſchweigiſchen Fürſtenhauſe dem Unheil ein Ende machte. Die Söhne Herzog Ernſts, Heinrich und Wilhelm, waren die eigentlichen Stifter der beiden, in unſerer Zeit noch vorhandenen Hauptlinien des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, indem Heinrich die Dannenbergiſche (welche nachmals die Wolfenbüttelſche genannt wurde), und Wilhelm die Celliſche Linie ſtiftete. Georg Ludwig wurde 1708 vom Kaiſer Leopold zum Kurfürſten des Deutſchen Reichs erhoben, erwarb darauf die Fürſtenthümer Bremen und Verden, und beſtieg 1714 als Georg I. den Thron von Großbritannien. (S. Georg.) Georg III. war nicht in Hannover geboren, und kam nie dahin; ſein Geſichtspunkt blieb alſo immer ein Engliſcher, und wer ſollte ihn berichtigen, wer dem entfernten Herrn des Deutſchen Erblandes wahre Bedürfniſſe enthüllen, wer das Hannöverſche Intereſſe ins gleiche Verhältniß mit dem Engliſchen Intereſſe ſtellen? Nie konnte unter Georg II., der ſeine Deutſchen Staaten kannte und ſie oft beſuchte, die Ariſtokraten-Regirung in dem Maße, wie unter Georg III. aufkommen; nie wäre unter Georg II. eine Verordnung, wie die vom 30. Sept. 1765, daß kein Unterthan bei ſchwerer Strafe ſich unmittelbar mit ſeinen Klagen oder Bitten an den König wenden ſolle, durchgegangen. Unter Georg III. ging ſie durch, und ſo war die Ariſtokraten-Regirung in ihren Grundfeſten geſichert. Die Folgen veroffenbarten ſich bald in der ganzen Landesadminiſtration; in den despotiſchen Verfuren bei der landſchaftlichen Finanz- und Steuer-Verwaltung, in der gewiſſenloſen Anhäufung der ſchon aus dem Anfange des Jahrhunderts und noch mehr aus dem ſiebenjährigen Kriege herſtammenden Schulden, zu deren Abzahlung Kopfſteuern, Contributionen u. ſ. f. aufgebracht werden mußten, und von deren Hauptſumme dennoch eigentlich nur ſehr wenig abbezahlt wurde! Hannover mußte alle Engliſche Kriege mit durchfechten helfen; Hannöverſche Truppen dienten in Oſtindien, in Gibraltar und Minorca; das Land aber hatte dadurch keine Erleichterung, denn es mußte immerfort auch an Licent und alten Kriegsſteuern zahlen. Als nun endlich das Geheimniß der Steuerverwaltung durch den öffentlichen Schriftenwechſel zwiſchen Leuthe und Spittler zur Kenntniß des Publikums kam, wurde eine große Unzufriedenheit ſichtbar, und die gefährliche Stimmung nahm noch

zu, da unter Cuſtine, im J. 1792, ein Franzöſiſches Heer auf Deutſchem Boden erſchien. Als Georg III., König von Großbritannien, am 4. März 1793 mit dem Kurfürſten von Hannover, alſo mit ſich ſelbſt, einen Tractat ſchloß, wodurch Hannover genöthigt war, 16,000 Mann ohne Subſidien gegen Frankreich zu ſtellen, wurden die Hannöverſchen Lande vollends in den Strudel des Kriegs hingeriſſen, und ein Jahr ſpäter durch einen Regirungsbefehl ſämmtliche Landregimenter den Linientruppen einverleibt; eine Maßregel, die mit des Landes Grundverfaſſung in offenbarem Widerſpruch ſtand. Die Landſchaften ſtemmten ſich dagegen, und an ihrer Spitze ſtand der Schatzrath und Hofrichter von Berlepſch. Dieſer kühne Mann empfand nun den ganzen Unwillen der Gewalthaber. Er wurde durch einen Machtſpruch ſeines Poſtens als Hofrichter entſetzt, und ſogar aus der Landſchaft verwieſen. Darüber entſtand ein Rechtsſtreit beim höchſten Reichsgericht, in deſſen Verfolg ſich die verfaſſungswidrigen Anmaßungen der Hannöverſchen Regirung recht documentirten. Die Schickſale der Capitäne von Mecklenburg und von Bülow, welche man wegen politiſcher Meinungen gleichfalls aus dem Dienſt entfernte, hatten ſchon früher bewieſen, auf welches Ziel die Hannöveriſche Regirung hinſteuerte. Dunkler zeigten ſich jedoch die Aſpekten für die Hannöverſchen Ariſtokraten, als Preußens Monarch nach Uebereinkunſt mit Frankreich, im April 1801, 24,700 Mann ins Land ſandte. Die Hannöverſchen Truppen wurden nun aufgelöſt und auf Urlaub entlaſſen, auch mußten alle Staatseinkünfte fortan für Preußiſche Rechnung verwaltet werden. Der Friede von Amiens machte dieſem ein Ende. Beim Wiederausbruch des Kriegs zwiſchen Großbritannien und Frankreich aber erſcholl das politiſche Todesurtheil für Hannover am 25. Mai 1803. Mortier rückte gegen Hannover vor bis auf die Suhlinger Heide, wo es zu einem unbedeutenden Scharmützel kam. Bald nachher am 3. Juni d. J. ſchloß er mit den Hannöverſchen Deputirten die berüchtigte Capitulation, deren Reſultate ein fluchtähnlicher Rückzug des Hannöverſchen Militärs hinter die Elbe ins Lauenburgiſche und des ganzen Landes Beſitznahme bis zur Elbe von den Franzöſiſchen Truppen war. Der dritte Coalitionskrieg gegen Frankreich führte neue Scenen herbei. Ruſſen und Schweden beſetzten das von den Franzoſen unter Bernadotte geräumte Land, und berennten Hameln, die lange erwartete Hannöverſche Legion landete in der Weſer, und hatte ſtarken Zulauf; zugleich ließ Georg III. den Hannoveranern verkündigen: daß er mit königl. Huld ihre Wunden heilen, des Landes Wohlſtand erneuern, und ſeinen Sohn, den Herzog von Cambridge, als oberſten Befehlshaber des Heers ſenden wolle. Tauſend Hoffnungen erwachten, denen plötzlich die Schlacht von Auſterlitz ein trauriges Ende machte. Hannover ward nach Uebereinkunft zwiſchen dem Kaiſer von Frankreich und dem Könige von Preußen im Anfange des Jahrs 1806 von 23 Bataillons Infanterie, 25 Escadrons und 7 Batterien Artillerie beſetzt, und am 27. Januar d. J. erſchien ein königlich Preußiſches Patent, wodurch den Hannoveranern angezeigt ward: der König nehme das Land in Verwahrung und Adminiſtration. Dagegen erſchien am 3. Februar d. J. eine Bekanntmachung des Hannöverſchen Miniſters, Grafen von Münſter, welche die Beſitznahme Hannovers durch Preußen als widerſtreitend den Rechten des Königs von England verkündete, jedoch die Unterthanen auffoderte, ſich keiner Wi-

derſetzlichkeit gegen die Gewalt ſchuldig zu machen. Der äußerſt heftigen Erklärung Georgs III. gegen Preußen folgten bald offenbar feindliche Angriffe; Preußen gerieth über Hannover mit England in Krieg, und ſonderbar genug war das Gerücht: die Rückgabe Hannovers an Georg III. ſolle des einzuleitenden Friedens zwiſchen Frankreich und Großbritannien Baſis ſeyn, der letzte Hebel, welcher Preußens friedliebenden Monarchen beſtimmte, das Schwert gegen Napoleon zu ziehen. Die unglückliche Schlacht bei Jena veränderte nun die ganze Lage der Dinge in Norddeutſchland, und der Friede von Tilſit warf einen Theil des Hannöverſchen in die Maſſe der Länder, woraus das Königreich Weſtphalen gebildet ward. Das Schickſal der übrigen Provinzen blieb dunkel und ungewiß bis zum Jahr 1810. Das Land hatte durch alle dieſe Umſtände ſchon unſäglich gelitten, und ſank immer tiefer ins Elend, ehemals wohlhabende Familien wurden faſt dem Hunger Preis gegeben, der Verzweiflung nahe kamen viele Staatsdiener, deren einzige Einkünfte die Beſoldungen geweſen, und der Landmann verſank, erſchöpft durch den ungeheuern Druck, in faſt gefühlloſe Dumpfheit. Die Volksmenge verringerte ſich merklich! Da erſcholl endlich das Gerücht: Hannovers Schickſal ſey definitiv entſchieden, und wirklich verkündigte des Königs von Weſtphalen Proclamation vom 1. März 1810 die durch den Traktat vom 14. Januar d. J. geſchehene Vereinigung des ganzen Hannöverſchen Landes mit Weſtphalen! Nun ward das Land getheilt in drei Departements: nämlich das Norddepartement, mit den drei Diſtrikten Stade, Bremervörde und Verden, enthaltend 214,180 Bewohner; das Departement der Niederelbe, mit den drei Diſtrikten Lauenburg, Harburg und Salzwedel, enthaltend 218,615 Bewohner, und das Allerdepartement, mit den drei Diſtrikten Hannover, Celle und Nienburg, enthaltend 249,158 Bewohner. Die drei Departements zuſammen bildeten die vierte Militärdiviſion, deren Hauptplatz Hannover blieb. Das Jahr 1811 vereitelte alle Hoffnungen, die man darauf vielleicht hätte bauen können. Nur das Departement der Aller blieb bei Weſtphalen, die Communication mit dem Meere ward rein abgeſchnitten, Hannover zerſtückelt, von ſeinen vornehmſten Städten waren nur Hannover und Celle Weſtphäliſch geblieben, Lüneburg, Stade und Ratzeburg wurden Franzöſiſch, und die Geſchichte dieſes Theils der Hannöverſchen Staaten gehörte in die Geſchichte des großen Kaiſerreichs, bis endlich in Folge des ſiegreichen Feldzuges der Alliirten gegen Napoleon, zu Ende des Jahres 1813, in Teutſchland die alten Verhältniſſe wiederkehrten, und Hannover in ſeiner vorigen Geſtalt an die Regentenfamilie Großbritanniens zurückfiel. Welche Veränderungen etwa damit vorgehen dürften, müſſen wir von der Zeit erwarten. Allgemein aber iſt der Wunſch, und muß es ſeyn, daß die Hannöveriſche Ariſtokraten-Regirung, ſo wie manche andere wiederhergeſtellte Regirung, aus den Ereigniſſen der Zeit Weisheit geſchöpft haben möchte: denn wer jetzt nicht weiſer geworden iſt, der wird es nie werden, und die richtende Nachwelt wird den Unwürdigen ſtreng verdammen.

Hannover, die Hauptſtadt des gleichnamigen Kurfürſtenthums, liegt in einer angenehmen Gegend an der Leine, welche die Altſtadt von der Neuſtadt Hannover trennt. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 21,000. In der Altſtadt liegt das Schloß, woran die eine Seite nach dem Brande von 1741 prächtig wieder aufgebaut worden.

Außerdem nennen wir von öffentlichen Gebäuden die Münze, das Zeughaus, das Opernhaus, das Landſchaftshaus und das Rathhaus mit einer ſchätzbaren Bibliothek. Reich an ſeltenen Büchern und koſtbaren Handſchriften iſt die königliche Bibliothek, die in einem anſehnlichen Gebäude am Paradeplatz aufgeſtellt iſt. Beträchtlich ſind die Fabriken von Wachstuch, Spiegeln, Siegellack und Papiertapeten, ſo wie von Gold- und Silbertreſſen, Strümpfen, Wollenzeuchen und Fayence. Auch der Handel mit Landesproducten, als Holz, Flachs, Wolle, iſt von Bedeutung. In der Geſchichte iſt Hannover durch die Allianz von 1725 zwiſchen Großbritannien, Frankreich und Preußen, und durch die Convention, welche 1745 dem Dresdner Frieden vorherging, merkwürdig geworden.

Hans Folz aus Worms, lebte als Barbier zu Nürnberg in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und war ein zu ſeiner Zeit berühmter Meiſterſänger, von welchem noch mehrere poetiſche Erzählungen und kleinere Gedichte handſchriftlich exiſtiren. Einer der erſten führte er die dramatiſche Gattung in die Deutſche Literatur ein, indem er den Faſtnachtsſpielen eine, ſo weit es unter den Umſtänden ſeiner Zeit möglich war, vollkommene Geſtalt gab. Wir beſitzen von ihm noch 4 ſolche Faſtnachtsſpiele, Salamon, Marcolf, ein Bauerngericht, eine gar bäueriſche Bauernheirath, der Arzt und der Kranke. Zum Beweiſe, daß ſie zu ihrer Zeit ſehr beliebt ſeyn mußten, dient, daß ſie noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurden. Hans Folz intereſſirte ſich übrigens ſelbſt gar ſehr für die neue Erfindung der Buchdruckerkunſt, und ſoll eine Privatdruckerei beſeſſen haben. *dd.*

Hans Roſenblüt (Roſenplüt), genannt der Schnepperer, d. h. der Zotendichter, oder der loſe Schwätzer, welchen Beinamen er ohne Zweifel von der ungezügelten Freiheit erhielt, womit ſich ſein Witz und Scherz, bisweilen nicht auf die feinſte Weiſe, ergoß, lebte in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, war ſeines Gewerbs ein Wappenmaler, berühmter jedoch als Meiſterſänger. Die Eigenſchaften, welche ſeinen Beinamen veranlaßten, findet man vornehmlich in ſeinen Faſtnachtsſpielen, deren 6 ganz abgedruckt, andere im Auszug mitgetheilt ſind in Gottſcheds nöthigem Vorrath zur Geſchichte der Deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt (Lpz. 1757). Das ganze Intereſſe derſelben beruht in der kräftigen Darſtellung und den kecken Spielen des Witzes; ein eigentlich dramatiſches Intereſſe haben ſie nicht, und beſtehen nur aus locker an einander gereihten Scenen, die zu einem ſatyriſchen Reſultate hinführen. Wie weit die Frechheit der Faſtnachtsſcherze zu jener Zeit getrieben wurde, kann man bei keinem Dichter derſelben mehr kennen lernen, als bei Roſenblüt, dem man jedoch ſehr unrecht thun würde, wenn man ihn bloß danach beurtheilen wollte. Ehrbar erſcheint er in andern Poeſien, und muß überhaupt mehr nach ſeinen erzählenden Gedichten gewürdigt werden, die ihn auf einer weit höheren Stufe der Bildung, als einen geiſtreichen Mann, einen kräftigen Sittenmaler und Meiſter der Sprache zeigen. Die Fabliaux, komiſche novellenartige Erzählungen, zu deren Darſtellungen er ein entſchiedenes Talent hatte, gelangen ihm vorzüglich. Nur einzelne davon ſind bis jetzt in Canzlers und Meißners Quartalſchrift, dem Bragur u. a. O. (ſ. Hagens und Büſchings Literar. Grundr. der Geſch. d. Deutſch. Poeſ. S. 367) gedruckt erſchienen; es exiſtiren aber noch an 40 in Handſchrift, und ſie verdienten wohl, daß ſie jemand ſammelte und herausgäbe. *dd.*

Hanſa oder Hanſeatiſcher Bund. Gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts war die See und das feſte Land mit Räubern bedeckt. Der Deutſche Handel, ungeachtet der allenthalben verbreiteten Factoreien Italiens, blühte zwar ſelbſt während des Fauſtrechts; allein er ward allen äußern Anfällen Preis gegeben, als die Kaufleute das Recht verloren, mit bewaffnetem Gefolge reiſen zu dürfen, und das königliche Geleite ſich bloß in eine Geldabgabe verwandelte, ohne daß die Reiſenden ein bewaffnetes Gefolg mehr empfingen. Hamburg und Lübeck, die, nebſt Bremen, ſchon ſeit den Ottonen und Kaiſer Konrad III. in großem Anſehen ſtanden, hatten damals zugleich einen großen Feind in Woldemar, dem Könige der Dänen, dem ſie ſich aber kräftig entgegenſetzten. Dieſer Umſtand und die Sicherſtellung der den Seeräubern ſtets mehr ausgeſetzten Elbfahrt, ſo wie die zunehmende Unſicherheit der Landſtraßen, veranlaßten zuerſt 1239 zwiſchen Hamburg, den damaligen freien Ditmarſen und den Hadlern einen Vertrag, und 1241 zwiſchen **Hamburg** und **Lübeck** die Errichtung eines Bündniſſes, wodurch ſie ſich gegenſeitig zum Beiſtande gegen alle Angriffe, beſonders auch gegen die der Adlichen, verpflichteten. Dieſem Vereine trat 1247 **Braunſchweig** bei, welches im dortigen Gange des Land- und Flußhandels von jenen beiden Städten als Niederlage benutzt wurde, denn während Italien im Beſitze des Levantiſchen und Indiſchen Handels war, hatte ſich von da eine Handelsſtraße über Deutſchland, durch die Oberpfalz, Franken, oſtwärts am Harz weg **über Braunſchweig** nach Hamburg gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaren der Rhein benutzt wurde. So gehörte denn Braunſchweig vorzugsweiſe in das Intereſſe der verbündeten Handelsſtädte, denen ſich bald eine große Anzahl beigeſellte. Dieſer Verein erhielt vorzugsweiſe den Namen „**Hanſa**," denn dieſes Wort bedeutete in der damaligen Altdeutſchen Sprache an und für ſich: **einen zur wechſelſeitigen Beihilfe geſchloſſenen Bund.** Dieſe Hanſa zählte in kurzer Zeit ſo viele Mitglieder, daß ſchon 1260 der erſte Bundesconvent zu Lübeck gehalten wurde, welche Stadt das Haupt des ganzen Bundes war, denn in ihr wurden die regelmäßigen Verſammlungen aller vereinten Städte von drei zu drei Jahren, jedesmal um Pfingſten, wie auch die außerordentlichen Convente, gehalten; dort war das allgemeine Archiv des Bundes. Die Zahl der Hanſeſtädte war nicht immer dieſelbe; ihre höchſte belief ſich auf 85, deren Namen wir hier in alphabetiſcher Ordnung anführen, ohne uns auf eine kritiſche Unterſuchung der Zeiten, in welchen ſie zum Bunde traten oder wieder davon abgingen, einzulaſſen. Sie hießen: 1. Anclam in Pommern; 2. Andernach im Erzſtifte Cöln; 3. Aſchersleben im Stifte Halberſtadt; 4. Berlin; 5. Bergen in Norwegen; 6. Bielefeld in Weſtphalen; 7. Bolswart in Friesland; 8. Brandenburg; 9. Braunsberg in Preußen; 10. Braunſchweig; 11. Bremen; 12. Burtehude im Stifte Bremen; 13. Campen in Oberyſſel; 14. Colberg; 15. Cöln am Rhein; 16. Coesfeld in Münſter; 17. Cracau in Polen; 18. Culm in Preußen; 19. Danzig; 20. Demmin in Pommern; 21. Deventer in Oberyſſel; 22. Dorpt in Liefland; 23. Dortmund in Weſtphalen; 24. Duisburg in Cleve; 25. Einbeck am Harz; 26. Elbing in Preußen; 27. Elburg in Geldern; 28. Emmerich in Cleve; 29. Frankfurt an der Oder; 30. Golnow in Pommern; 31. Goslar am Harz; 32. Göttingen; 33. Gröningen; 34. Greifswalde in Pommern; 35. Halle in Sachſen; 36. Halberſtadt; 37. Hamburg; 38. Hameln im Han-

növerſchen; 39. Ham in Weſtphalen; 40. Hannover; 41. Harderwyk in Geldern; 42. Helmſtädt in Braunſchweig; 43. Hervorden in Weſtphalen; 44. Hildesheim; 45. Kiel in Holſtein; 46. Königsberg in Preußen; 47. Lemgow in Weſtphalen; 48. Lix; 49. Lübeck; 50. Lüneburg; 51. Magdeburg; 52. Münden im Hannöverſchen; 53. Münſter; 54. Nimwegen in Geldern; 55. Nordheim in Niederſachſen; 56. Osnabrück; 57. Oſterburg in der Altmark; 58. Paderborn; 59. Quedlinburg am Harz; 60. Reval; 61. Riga; 62. Roſtock; 63. Rügenwalde in Pommern; 64. Rüremonde in Geldern; 65. Salzwedel; 66. Seehauſen in der Mark Brandenburg; 67. Stendal ebendaſelbſt; 68. Stade; 69. Stargard in Hinterpommern; 70. Stavern in Friesland; 71. Stettin; 72. Stolpe; 73. Stralſund; 74. Soeſt in Weſtphalen; 75. Thorn in Preußen (jetzt in Polen); 76. Venlo in Geldern; 77. Uelzen im Lüneburgiſchen; 78. Unna in Weſtphalen; 79. Warberg in Schweden; 80. Werben in der Altmark; 81. Weſel in Cleve; 82. Wisby auf Gathland; 83. Wismar in Mecklenburg; 84. Zütphen; 85. Zwoll in Geldern. Dieſe Städte wurden in vier Klaſſen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierſtadt hatte. Zu der erſten Klaſſe gehörten die Wendiſchen und Ueberwendiſchen Städte, deren Quartierſtadt Lübeck war; zu der zweiten die Cleviſchen, Märkiſchen, Weſtphäliſchen und die vier in den öſtlichen Provinzen der nachmals vereinigten Niederlande gelegenen Städte, mit der Quartierſtadt Cöln; zu der dritten Klaſſe die Sächſiſchen und Mark-Brandenburgiſchen Städte, deren Quartierſtadt Braunſchweig war; zu der vierten Klaſſe endlich gehörten die Preußiſchen und Liefländiſchen Städte, die Danzig zur Quartierſtadt hatten. (Zu andern Zeiten theilten ſie ſich auch in drei Drittel.) Zugleich wurde die Errichtung 4 großer Comptoire oder Niederlagen im Auslande beſchloſſen, und ſie kamen auch zu London 1250, zu Brügge 1252, zu Nowogorod 1272 und zu Bergen 1278 zu Stande. Königliche und Fürſtliche Privilegia gaben dem Ganzen ſeine eigentliche Conſiſtenz, und im J. 1364 wurde eine förmliche ſchriftliche Bundesacte zu Cöln abgefaßt. Ueberhaupt erlangte der Bund im 14ten Jahrhundert eine hohe politiſche Wichtigkeit, denn aus und in ihm entwickelte ſich zuerſt die, in alle Verhältniſſe eingreifende, Handelspolitik, von der kein Fürſt damals eine Ahnung hatte. In ſeiner Organiſation ſprach die wahre Tendenz des Vereins ſich nun reiner und beſtimmter aus: ſich ſelbſt Gewerb und Handel gegen Räubereien zu ſchützen, den Handel der Verbündeten im Ausland zu ſchirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel ausſchließlich an ſich zu bringen, die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesſtädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagſatzungen, Bundestage und Schiedsrichteramt zu ſteuern, und endlich die von den Fürſten erhaltenen Rechte, Freiheiten und Privilegien zu behaupten, und wo möglich zu vermehren und zu erweitern. Zu der innern Organiſation des Bundes gehörte auch, daß nach einem Matricularanſchlag gewaffnete Mannſchaft und Schiffe, oder ſtatt deſſen in gewiſſen Fällen baares Geld, ſodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte beſondere Juſtizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denſelben, ſo nannte man das verhanſet; auf den Comptoiren herrſchte eine faſt klöſterliche Diſciplin, die ſelbſt bis zur Eheloſigkeit der Faktore, Kaufgilden-Meiſter und Geſellen ſtieg. Durch

ein conſequentes Feſthalten dieſer in jene vier Hauptzwecke ſich ſpaltenden Tendenz und ihrer innern Organiſation erlangte die Hanſe, ungeachtet ſie weder vom Kaiſer noch Reich je förmlich anerkannt worden, ein großes Anſehen, und man kann wohl ſagen, daß Könige und Fürſten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geſchichte deſſelben gar viele Belege ſich finden. So genoſſen die Städte der Hanſe in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieſer Staten erlangte je ein ſolches Vorrecht. Der große Zwiſchenhandel der Hanſe war eine Hauptquelle ihres immer wachſenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunkt in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und ſo ward ſie bald Herrſcherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meer. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar den Dritten, war die Hanſe ſiegreich; ſie ſetzte den König Magnus von Schweden ab, und verlieh ſeine Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg; ſie rüſtete im Jahre 1428 eine Flotte von 248 Schiffen mit 12,000 Streitern gegen Kopenhagen aus; ein Bürgermeiſter zu Danzig, Namens Niederhoff, durfte dem König Chriſtian von Dänemark den Krieg erklären; mit dieſer Hanſe ſchloſſen England, Dänemark und Flandern Verträge zum beſſern Gedeihen ihres Seehandels; ſie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Oſt- und Nordſee, wobei ſie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualienbrüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrrecht vorbaute; ihr verdankte man die Anlegung ſchöner Waſſerſtraßen und Kanäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichtes im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirkſamkeit. Der blühende Zuſtand der Hanſe war aber natürlich von der Fortdauer der Umſtände abhängig, welche ihre Errichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umſtände verſchwanden. Als daher die Land- und Seeſtraßen nicht mehr unſicher waren, die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Garantie für die öffentliche Sicherheit gewährte, als die Fürſten die Wichtigkeit der Handelsvortheile ihrer eigenen Staaten begreifen lernten, und auf die Herſtellung einer auf eigene Schifffahrt gegründeten Seemacht ihre Sorgfalt zu verwenden anfingen, als die zum Bunde gehörigen Landſtädte einſahen, daß die dominirenden Seeſtädte eigentlich ein von ihnen ganz abgeſondertes Intereſſe erhalten hatten, und ſie von dieſen endlich mehr als Mittel benutzt wurden; als die Seeſtädte aufhörten, die alleinigen Meiſter der Oſtſee zu ſeyn, und die Deutſchen Fürſten auf den Gedanken kamen, die einzelnen Landſtädte ſich gänzlich zu unterwerfen, um von ihrem Handel den möglichſten Vortheil für ſich ſelbſt zu ziehen, wozu ſie vorzüglich von Kaiſer Carl V., der die Handlung ſeiner Niederlande zu heben trachtete, und daher dem Bunde nicht wohlwollte, immer mehr gereizt wurden; als die Entdeckung von Amerika eine totale Revolution im Handel verurſachte: da nahete ſich ſtufenweiſe der Moment des Verfalls und der gänzlichen Auflöſung des Bundes. Im J. 1630 wurde der letzte Hanſetag zu Lübeck ausgeſchrieben, an welchem die feierliche Losſagung der einzelnen Städte vom Bund erfolgte. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden ſich aufs neue, und in einzelnen Fällen trat auch Danzig ihnen bei, ohne jedoch unter dem Namen der Hanſeſtädte ferner mit begriffen zu werden, wel-

chen jene drei fortführten, bis am 13. Decbr. 1810 ſie dem Franzöſiſchen Reiche einverleibt wurden, wodurch ihre bisherige Exiſtenz vernichtet ward. Welches Schickſal die unglücklichen Städte nach ihrer endlichen Befreiung vom franzöſiſchen Joche, ſeit 1813 und 1814, erwartet, muß die Zeit uns lehren, von welcher wir ſo vieles erwarten.

Hänſeln bezeichnet die bisher vornehmlich unter den Geſellen mehrerer Handwerker üblich geweſenen Neckereien und Scherze, welchen derjenige unterworfen war, der einen Ort, wo dieſer Hänſelgebrauch herrſchte, zum erſten Male beſuchte. Sie beſtanden in manchen unſaubern und unfeinen Poſſen, welche, ſo wie der Name, ſich von der Hanſa herſchreiben, in deren Comtoire man in alten Zeiten unter ähnlichen Kaſteiungen aufgenommen wurde. Die bei dem Losſprechen der Lehrburſche üblichen Gebräuche rühren ebenfalls daher.

Hanswurſt iſt die Benennung eines ehemals ſtehenden grotesk-komiſchen Charakters der Deutſchen Bühne. Woher er ſeinen Namen habe, iſt ungewiß, wahrſcheinlich aber eine Bemerkung Addiſons auf denſelben anwendbar. „Es gibt,“ ſagt er, „eine Art von Luſtigmachern, die der Pöbel in allen Ländern bewundert, und ſo ſehr zu lieben ſcheint, daß er ſie, nach der gemeinen Art zu reden, aufeſſen möchte. Ich meine jene herumziehenden Poſſenreißer, welche jedes Volk nach demjenigen Gericht benennt, was ihm am liebſten iſt. In Holland nennt man ſie Pickelhäringe, in Frankreich Jean Potage, in Italien Macraroni, von einer Art ſehr beliebter Nudeln, in England Jack Pudding.“ Man ſieht leicht, wie ſich Hanswurſt in Deutſchland an jene Sippſchaft anreiht, und kann ihn deshalb für ein vaterländiſches Original halten, ohne ihn mit Carpzov von den poſſenreißenden, nach Würſten riechenden, Köchen der alten Comödie, oder mit Napoli Signorelli für eine Nachahmung der Italiener zu halten. Die älteſte Erwähnung deſſelben iſt in einem Werke Luthers von 1541 gegen den Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, welches den Titel führt: Wider Hannsworſt. Er ſagt darein: „dies Wort iſt nicht mein, noch von mir erfunden, ſondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, ſo klug ſeyn wollen, doch ungereimt und ungeſchickt zur Sache reden und thun. Alſo hab ichs auch oft gebraucht, ſonderlich und allermeiſt in der Predigt.“ Hieraus erhellet, daß der Name über Luthers Zeit hinausreiche, und daß auch ſein Charakter ſchon damals beſtimmt geweſen. Aus folgender Stelle: „wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hanswurſt, daß er von Gottes Gaben ſtark, fett und völliges Leibes iſt,“ kann man ſchließen, daß man ihn gern mit einem wohlgemäſteten Körper gewählt habe. Bei ſeiner Tölpelei alſo auch ein Freſſer, dem es bekommt. Harlekin iſt auch ein Freſſer, aber dem es nicht ſo anſetzt, damit er ſchlank, leicht und geſchmeidig bleibt (Leſſings theatr. Nachlaß, Th. 1, S. 47). Aus dieſem Umſtande dürfte man vielleicht einen Schluß auch auf die Verſchiedenheit des Witzes und ganzen Benehmens beider grotesker Charaktere ziehen. Indeß auch ſo, wie er war, blieb Hanswurſt Jahrhunderte lang ein Liebling des ſchauluſtigen Deutſchen Volkes. Anfangs extemporirte er wohl bloß, wie in der Commedia dell' arte der Italiäner, und kam erſt ſpäterhin in geſchriebene Stücke. Die älteſte Comödie, worin er vorkommt, iſt ein Faſtnachtsſpiel vom kranken Bauer und einem Doctor vom Jahr 1553, deſſen Verfaſſer Peter Probſt, ein Zeitgenoſſe und Nacheiferer

Hans Sachſens war. In Georg Roll's Comödie vom Fall Adams (1573) paradirt er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stück, der verlorne Sohn, von 1692, prügelt er ſich mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum. Erſt aber von dem Anfang des vorigen Jahrhunderts an finden wir Spuren von Schauſpielern, welche dieſen Charakter auch mimiſch auszubilden befliſſen waren. Joſeph Anton Stranitzki, ein Schleſier von Geburt, trat 1708 zu Wien als Nebenbuhlen der Italieniſchen Komiker auf, nationaliſirte ihre Buffonerien, und ſtellte den Hanswurſt als die Caricatur Harlekins in eigener Perſon mit großem Beifall dar. Er wählte ſich den Charakter und die Tracht eines Salzburgiſchen Bauern, und verwandelte damit den dicken, plumpen, gefräßigen Tölpel in einen zwar einfältigen, aber dabei poſſirlichen Bauer. Um ſich von der Art ſeiner Darſtellungen ſelbſt zu überzeugen ſehe man nur ſeine Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi (Wien, 1722) nach. (Vergl. Nicolai's Beſchreib. einer Reiſe durch Deutſchl. Bd. 4. S. 566 fgg.) Nächſt ihm war Gottfried Prehauſer berühmt, welcher 1720 zuerſt die Pritſche nahm, die er, ein Mann von nicht gemeinen komiſchen Talenten, nachher mit vielem Ruhm führte, bis 1769 mit ihm der Hanswurſt in Wien ausſtarb. Unter den übrigen berühmteren Schauſpielern Deutſchlands, die noch in dieſer Rolle auftraten, verdienen ausgezeichnet zu werden. Schönemann und Franz Schuch. Durch den letztern reicht Hanswurſt in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts herein, wo ihm von mehreren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Pendel, in Berlin Schönemann ſelbſt, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottſcheds Bemühungen, und nun verſchwand er gänzlich von der Bühne. Viele prieſen darum die Deutſche Bühne glücklich, manche nahmen ſich des Vertriebenen an. Unter die letztern gehört Leſſing, welcher die Geſchmacksreinigung des Hanswurſts vom Theater für die größte Hanswurſtiade erklärte. Man vergeſſe bei dieſer ganzen Unterſuchung nicht, daß man von dem Geſichtspunkt ausgehen müſſe, Hanswurſt gehöre einer eigenen Gattung des Komiſchen, der Groteske, an, eben ſo wie Harlekin und deſſen Verwandte. dd.

Harcourt (Henri de Lorraine d') war ein Sohn Carls von Lothringen, Herzogs von Elboeuf, und zeichnete ſich rühmlich als Feldherr aus. Nachdem er ſich 1620 in der Schlacht von Prag hervorgethan hatte, diente er als Volontair gegen die Hugonotten. Mit großem Ruhm commandirte er gegen die Spanier. Die Schlacht von Quiers (Chieri) in Piemont im J. 1639, die Eroberung Turins im J. 1640 und Coni's im J. 1641 bezeugen ſeine großen Feldherrntalente. Bei Quiers ſiegte er mit 8000 Mann gegen 20,000. Der Spaniſche General Leganes ließ ihm ſagen, daß, wenn er König von Frankreich wäre, er ihm den Kopf abſchlagen ließe, weil er mit ungleichen Kräften eine Schlacht gewagt hätte. „Wäre ich König von Spanien," antwortete Harcourt, „ſo verlöre Leganes den Kopf, weil er einer um ſo viel ſchwächern Armee den Sieg überlaſſen." Bei der Belagerung von Turin, das er durch Aushungerung zwingen wollte, ward er ſelbſt in ſeinem Lager belagert und litt großen Mangel dennoch hob er die Belagerung nicht auf. „Ich werde abziehen," antwortete er auf die Auffoderung, „wenn meine Pferde alles Gras um Turin und meine Soldaten alle Pferde

werden aufgezehrt haben.“ Seine Ausdauer führte ihn glücklich zum Ziele. Um ihn zu belohnen, verlieh ihm der König im J. 1642 die Staathalterſchaft von Guienne, und machte ihn 1643 zum Großſtallmeiſter von Frankreich. In demſelben Jahre ging er nach England, um die obwaltenden Streitigkeiten beizulegen. Im J. 1645 ward er zum Vicekönig von Catalonien ernannt und ſchlug die Spanier bei Liorenz. Bald darauf nahm er Balaguer und trug andere Vortheile davon. Aber die Belagerung von Lerida 1646 war weniger glücklicher für ihn; er verlor dabei ſein Geſchütz und Gebäck. Im J. 1649 ward er in die Niederlande geſchickt, wo er Condo, Maubeuge und andere feſte Plätze einnahm. Später diente er mit vieler Treue in Guienne während des Bürgerkrieges, der 1651 und 1652 dieſe Provinz zerrüttete. Gegen das Ende ſeines Lebens ward er Statthalter von Anjou, und ſtarb 1666 in einem Alter von 66 Jahren, mit dem Ruhm eines tapfern, großmüthigen, unverzagten und glücklichen Feldherrn.

Hardenberg (Carl Auguſt Freiherr, jetzt Fürſt von), ſeit dem 6. Juni 1810 königl. Preußiſcher Staatskanzler, gehört zu den größten und ausgezeichnetſten Statsmännern der neuern Zeit, und hat auf die großen Ereigniſſe der Gegenwart vielfältig eingewirkt. Geboren im Hannöverſchen im J. 1750, trat er nach Beendigung ſeiner Studien in Leipzig und Göttingen im J. 1770 in vaterländiſche Dienſte. Der Wohlſtand, in welchem er geboren war, erlaubte ihm, ſich von den Feſſeln ſeiner Berufsarbeit loszumachen, und durch Reiſen und den Umgang mit der großen Welt ſeine mannigfaltig erworbenen Kenntniſſe zu erweitern, und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüſtet, eine lebendige Bildung zu verleihen. Mit dem Titel eines Kammerraths ſich vorerſt begnügend, brachte er mehrere Jahre theils in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. Im J. 1778 ward er geheimer Kammerrath, doch entführte ihn ein Privatzwiſt mit einem Engliſchen Prinzen 1782 ſeinem Vaterlande, worauf ihn der letzte Herzog von Braunſchweig als wirklichen geheimen Rath und Großvoigt in ſeinem Miniſterium anſtellte. Dieſer Fürſt gewann ihn bald ſo lieb, daß er, um ihn auszuzeichnen, 1786 ihn mit dem bei ihm niedergelegten Teſtament Friedrichs II. nach Berlin ſandte. Er imponirte an dem prachtvollen Hofe Friedrichs Wilhelms ſowohl durch ſeine Perſon, als durch ſein Benehmen und ſeine Talente, ſo daß der Herzog ſich ſeiner oft bediente, um ſeine Angelegenheiten am Berliner Hofe zu betreiben. Im J. 1787 wurde er zum Braunſchweigiſchen Präſidenten des Kammercollegiums erhoben. Indeß hatte er bereits die Aufmerkſamkeit des Preußiſchen Hofes auf ſich gezogen, und als im J. 1790 der letzte Markgraf von Anſpach und Baireuth von dem Könige von Preußen einen Miniſter für ſeine Fürſtenthümer verlangte, empfahl dieſer den Baron von Hardenberg zu dieſer Stelle, nachdem er ihn ſich von dem Herzog von Braunſchweig erbeten hatte. Bekanntlich reſignirte im J. 1791 der Markgraf von Anſpach-Baireuth die Regirung, worauf dieſe Länder mit den Preußiſchen Staten vereinigt wurden. Hardenberg, welcher ſchon an der Spitze der Verwaltungsangelegenheiten dieſer Provinzen ſtand, ward nicht allein von der Preußiſchen Regirung für ſeine Wirkungskreiſe beibehalten, ſondern auch zum geheimen Staats- und dirigirenden Miniſter ernannt, und nahm im J. 1792, da der König von Preußen förmlich die Regirung daſelbſt antrat, die Huldi-

gung im Namen deſſelben an. Endlich, da die Verwaltung dieſer Provinzen, wegen der mannigfaltigeu auswärtigen Beziehungen, oft Verabredungen mit dem Kabinetsminiſterium erfoderlich machten, fand es der König rathſam, ihn zum Kabinetsminiſter zu ernennen, und verlieh ihm, zum Zeichen ſeiner Huld, die Inſignien des rothen Adlerordens. Am Ende deſſelben Jahres, als der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main, wo er den nächſten Winter hindurch blieb und für die Bedürfniſſe der Armee ſorgen half. Dann wurde er zum königlichen Commiſſar in politiſchen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieſer Eigenſchaft auch das Jahr hindurch bei der Armee am Rhein. Das Zutrauen des Königs ſtieg immer höher, und im Anfange des Jahres 1795 ſandte er ihn nach Baſel, wo er nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen betrieb, und durch den am 5. April 1795 abgeſchloſſenen Frieden dem Preußi-State Ruhe, ſich ſelbſt aber den Beifall ſeines Monarchen und zur Belohnung den ſchwarzen Adlerorden erwarb. Durch dieſe glücklichen Erfolge zu doppelter Thätigkeit beſeelt, kehrte jetzt Hardenberg in die ihm untergeben geweſenen Provinzen zurück, deren Verwaltung er aufs neue übernahm. Er beſchäftigte ſich damit, nicht allein ihre Organiſation zu vereinfachen, ſondern auch vielfache Gränzſtreitigkeiten mit den benachbarten Deutſchen Fürſten und Reichsſtänden auszugleichen. Nach dem Regirungsantritt Friedrich Wilhelms III. bekam ſein Wirkungskreis eine veränderte Richtung. Zu Bewirkung größerer Einheit wurden das Juſtiz- und geiſtliche Fach der Fränkiſchen Provinzen, von denen Hardenberg auch der Chef war, dem Preußiſchen Juſtizminiſterium und dem Oberconſiſtorium untergeordnet, und das Finarzdepartement mit dem Generaldirektorium vereinigt. Der Miniſter blieb zwar Chef derſelben, ward aber nach Berlin verſetzt, wo ihm beim Kabinetsminiſterium die Theilnahme in allen Fränkiſchen auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, und die Direktion dieſer Geſchäfte, ſo wie der Lehnsſachen, übertragen wurde. Hardenbergs Verdienſte vergrößerten das Vertrauen des Monarchen in dem Grade gegen ihn, daß er nach dem Tode des Miniſters von Werder im J. 1800 Chef des Magdeburg-Halberſtädtiſchen Departements ward, und nach dem Ableben des Miniſters von Heinitz einſtweilen das Weſtphäliſche Departement, nebſt dem von Neufchatel, und endlich für immer die Curatel der Kunſt- und Bauacademie erhielt. Der Berliner Hof war um dieſe Zeit faſt der Mittelpunkt aller Verhandlungen der verſchiedenen Europäiſchen Mächte unter des Grafen von Haugwitz Leitung geworden, der bekanntlich für das Intereſſe Frankreichs geſtimmt war. Als aber dieſer Miniſter auf ſeinen Wunſch die Erlaubniß erhielt, ſich von den Geſchäften losmachen und auf ſeine Güter zurückziehen zu dürfen, trat mit dem vollſten Vertrauen ſeines Königs Hardenberg an deſſen Stelle, der bei einer natürlichen Vorliebe für das Volk, das ſeinem angebornen Landesherrn huldigt, ſehr bald bewirkte, daß das Preußiſche Kabinet eine überwiegende Neigung für England annahm. Dies bewog den Grafen Haugwitz, ſeine förmliche Dimiſſion zu nehmen, worauf im Auguſt 1804 Hardenberg völlig an deſſen Stelle trat. Das Beſtreben des Miniſters ſcheint durchaus damals geweſen zu ſeyn, Preußen die Neutralität zu erhalten; erſt als die Franzöſiſchen Truppen das Anſpachiſche Gebiet verletzten, änderte er ſein Syſtem, die Convention von Potsdam zwiſchen Rußland und Preußen (am 3. Novbr. 1805) ward

geſchloſſen, und man traf Rüſtungen zum Kriege, deſſen Ausbruch jedoch durch die Begebenheiten von Ulm verhindert wurde. Preußen ward zu Unterhandlungen geneigt, und ſchloß durch Haugwitz eine Convention mit Napoleon, vermöge welcher ſeiner Neutralität durch die proviſoriſche Beſitznahme Hannovers eine größere und feſtere Baſis verliehen wurde. Eine Folge dieſer Uebereinkunft war, daß Hardenberg ſeine Stelle wieder an Haugwitz überließ, und, entfernt vom Kabinet, durch anhaltende Thätigkeit in dem übrigen Theile ſeines Wirkungskreiſes (als Chef des Magdeburgiſch-Halberſtädtiſchen Departements) den Schmerz zu unterdrücken ſuchte, den ihm Hannovers Beſitznahme durch Preußen und deſſen Entzweiung mit England verurſachen mußten. Aber auch Haugwitz ſollte ſich ſeines Werks nicht lange freuen. Ereigniſſe, die man unerwartet fand, weil man an das Alltägliche gewohnt war, führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zu den Conferenzen gezogen, die vor Ausbruch deſſelben zu Charlottenburg Statt fanden, und machte einige Reiſen in Aufträgen des Hofes. Nach dem 14. Oktbr. begab er ſich zum Könige, und übernahm, da der General von Zaſtrow, der an Haugwitz Stelle den auswärtigen Angelegenheiten vorſtand, im Anfange des Jahres 1807 ſeine Entlaſſung wünſchte, auf Alexanders Wunſch das Portefeuille wieder. Nach dem Frieden von Tilſit bat er um ſeine Entlaſſung, blieb eine Zeitlang an den Gränzen von Rußland, und kehrte dann nach der Mark Brandenburg zurück, wo er auf ſeinem Landgute Tempelhof bei Berlin in ſtiller Abgeſchiedenheit lebte, bis ihn der König zu der höhern Würde eines Staatskanzlers berief. Die Verdienſte, die er ſich als ſolcher um den Staat erwarb, ſind zu neu, um ſchon jetzt einer gehörigen Würdigung fähig zu ſeyn. In ſeinen äußern Verhältniſſen ſuchte er Preußen ſeitdem möglichſt eng mit Frankreich zu verbinden, allein er ergriff die entgegengeſetzte Partei, als nach dem Rückzuge der Franzöſiſchen Armee aus Rußland im J. 1813 ihm ein günſtiger Zeitpunkt dazu gekommen zu ſeyn ſchien, und welche glückliche Reſultate daraus für Preußen erwachſen ſind, iſt allgemein bekannt. Im Hauptquartier Paris vom 3. Juni 1814 erhob ſein König ihn und ſeine Nachkommen in den Fürſtenſtand, mit der Verheißung eines angemeſſenen Beſitzes in liegenden Gütern. Ohne allen Zweifel iſt Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenſchaften, der eine hohe Idee zu faſſen und zu realiſiren weiß, und ohne Privatrückſichten das Beſte des Monarchen redlich will, der ihn ſeines Vertrauens gewürdigt, und ſein und ſeiner Unterthanen Schickſal in ſeine Hände gelegt hat.

Hardenberg (Friedrich von), als Schriftſteller unter dem ſelbſtgewählten Namen Novalis bekannt, kurfürſtl. Sächſ. Salinenaſſeſſor und deſignirter Amtshauptmann in Thüringen, geb. zu Weißenfels 1772 geſt. 1801. Im häuslichen Kreiſe ſeiner Geſchwiſter ward er von guten vortrefflichen Aeltern zu allem Schönen und Guten erzogen. Dann verlebte er als reifender Jüngling ein Jahr bei einem Oheim in Luclum bei Braunſchweig, und beſuchte hierauf das Gymnaſium in Eisleben, wo er beſonders Jani's Unterricht in den alten Sprachen benutzte. In Jena ſtudirte er unter Reinhold die Philoſophie, in Leipzig und Wittenberg die Jurisprudenz. Von Wittenberg kam er nach Tennſtädt, wo er zu einem juriſtiſchen Geſchäftsmann gebildet werden ſollte. Im J. 1797, als er ſich dem Salinenweſen gewidmet hatte, ſtarb ſeine erſte Geliebte, Sophie von Kühn, in der er eine Madonna verehrte. Doch erholte er ſich von dieſem Schmerz und ſchenkte ſich

mit neuer Kraft dem Leben und den Wiſſenſchaften. Im December 1797 ging er nach Freyberg, wo er ſich der Bergwerkskunde widmete. Hier war es, wo Julie von Charpentier, die jetzt in Ungarn verheirathet iſt, erſt ſeine Hochachtung, dann ſeine Liebe gewann; er hoffte, ſich mit ihr durch die heiligen Bande zu vereinigen. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück, und wurde dem Direktorium der Salinen als Aſſeſſor beigeſellt. In dieſem Zeitraume gewann er die beiden Brüder Schlegel und L. Tieck zu Freunden und Geiſtesgenoſſen. Als er eben im J. 1801 die Stelle eines Amthauptmanns in Thüringen erhalten ſollte, ſchlief er am 25. März 1801 im väterlichen Hauſe zu Weißenfels unter den melodiſchen Tönen des Claviers und in den Armen ſeines Freundes F. Schlegel ein. „Im Umgang mit Fremden, oder in großen gemiſchten Geſellſchaften, ſagt ſein vieljähriger „Freund, der Kreisamtmann Juſt in Tennſtädt, war er oft ſtundenlang ſtill, doch dabei aufmerkſamer Beobachter deſſen, was um ihn „her vorging, aber im traulichen Zirkel deſto beredter. Es war ihm „überhaupt Bedürfniß, daß er ſich ausreden konnte.. Ganze Abende „konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; „denn den gemeinſten Gegenſtänden wußte er ein Intereſſe zu geben. „Und wie ſichtbar ward da ſeinen Freunden der Reichthum ſeiner „Phantaſie, die Schärfe ſeiner Vernunft, das Innige ſeiner Herzlichkeit! Widerſpruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. „Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz geſagt, ſo gab er ihn nicht „auf, und machte dann auch wohl den Sophiſten. Seine Geſtalt war „lang, gut gebaut, hager, ſein Auge verrieth Geiſt, ſein Mund „Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und ſchlicht, aller Putz „war ihm widernatürlich.“ Gewiß war er eines der herrlichſten Gemüther, die je die Welt geſchmückt haben, ein wahrer Dichter im heiligſten Sinne dieſes Worts, welcher die ganze geiſtige und irdiſche Natur umfaſſend, indem er ſich in der ſichtbaren Welt eine unſichtbare ſchuf, das ganze Gemüth ergreift. Man kann ihn wie eine himmliſche Erſcheinung betrachten, wie einen göttlichen Jüngling, der nur auf der Erde wandelte, um ſich bald wieder zu dem geliebten Lande ſeiner Sehnſucht aufzuſchwingen. Zwar hatte er ſich die mannigfaltigſten Kenntniſſe erworben, er war Juriſt, hatte die Naturwiſſenſchaft, die höhere Mathematik und Philoſophie in allen ihren Zweigen ergriffen; doch herrſchte bei ihm ſtets die Poeſie vor, Phantaſie und Gemüth ſpiegeln ſich in allen ſeinen Werken, die leider mehr Fragmente, mehr Andeutungen deſſen ſind, was er gewollt hat. Alle ſind von der heiligen Schönheit der chriſtlichen Religion innig durchdrungen; dabei iſt er im Geiſte dieſer Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt ſich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es iſt ein unerſetzlicher Verluſt für unſere Literatur, daß ſein Roman Heinrich von Ofterdingen, deſſen originelle Größe wir nur aus den Andeutungen ſeines Freundes L. Tieck ahnden können, unvollendet geblieben iſt. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, von denen die Lehrlinge zu Sais den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe niederlegen wollte. Man ſieht, daß er durch alle Stände, Gewerbe, Wiſſenſchaften, durch alle Lebensverhältniſſe ſiegend ſchreiten und mit dem Geiſte der Poeſie die ganze Welt erobern wollte. Am herrlichſten offenbart ſich ſein Gemüth in den Hymnen an die Nacht, mit denen er auch in Hinſicht auf die Ausführung am meiſten zufrie

den war. Weſſen Herz haben nicht ſeine geiſtlichen Lieder in manchen trüben Stunden angeſprochen! Dieſe Lieder waren der Anfang eines chriſtlichen Geſangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigſten Anſichten des Chriſtenthums ſchreiben wollte. Die größte Hälfte des zweiten Theils ſeiner Schriften (Berlin 1802 2 Theile) beſteht aus Fragmenten, in welchen ſich ſein vielſeitiger und tiefer Geiſt mit der gemüthlichſten Liebe ausſpricht. Sie ſind mehr Texte zum Denken, und er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädiſchen Werk entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig erklären, unterſtützen und beleben ſollten. bb.

Hardouin (Jean), einer der gelehrteſten, aber zugleich paradoreſten Männer ſeiner und aller Zeiten, war 1646 zu Quimper in Bretagne geboren, trat in ſeinem ſechzehnten Jahr in den Jeſuiterorden, und ſtudirte außer der Theologie mit unermüdlichem Eifer Geſchichte, Numismatik und gelehrte Sprachen. Sein ganzes Leben widmete er dieſen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, und ſtarb zu Paris den 3. Septbr. 1729. Seine Gelehrſamkeit in verſchiedenen Fächern war umfaſſend und gründlich. Um die Aufklärung der alten Numismatik hat er große Verdienſte, und ſeine Ausgabe der Reden des Themiſtius, noch mehr aber ſeine für die damalige Zeit vortrefflich ausgeſtattete Ausgabe des Plinius erwarben ihm die Achtung der Gelehrten, und ſtehen noch jetzt in hohem Anſehn. Das merkwürdige Paradoxon, das er aufſtellte und mit großem Scharfſinn in ſeiner Chronologia ex nummis antiquis restituta und in ſeinen Prolegomenis ad censuram veterum scriptorum auszuführen wußte, war die Behauptung, daß nicht nur die meiſten der für alt gehaltenen Münzen neueren Urſprungs, ſondern auch die Schriften ſämmtlicher alten Kirchen- und Profanſcribenten mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeſchichte des Plinius, der Georgika Virgils und der Satyren und Epiſteln des Horaz, von Mönchen im 13ten Jahrhundert verfaßt und untergeſchoben ſeyen. Er thut dar, daß die Aeneide das Machwerk eines Benediktiners jener Zeit ſey, der allegoriſch die Reiſe St. Peters nach Rom habe beſchreiben wollen, wohin übrigens nach ſeiner Meinung dieſer Apoſtel nie gekommen ſey. Die eingeflochtene Erzählung von dem Trojaniſchen Brande bezieht ſich auf die Zerſtörung Jeruſalems und auf den Triumph des Chriſtenthums über das Judenthum. Dieſe Behauptungen mußten ihn in große Streitigkeiten verwickeln; aber alle Einwürfe und Widerlegungen waren nicht vermögend, ihn von der Unſtatthaftigkeit ſeiner Hypotheſe zu überzeugen. Einem Freunde, der ihm einſt Vorſtellungen darüber machte, und ſich auf das Urtheil aller andern Gelehrten berief, antwortete er ſchnell: Glaubſt du, daß ich darum mein ganzes Leben hindurch jeden Morgen um 4 Uhr aufgeſtanden bin, um nur zu ſagen, was Andere ſchon vor mir geſagt haben?

Harem nennen die Mohammedaner den Theil des Hauſes, wo die Frauen abgeſondert von den Männern wohnen. Jeder Muſelmann darf vier rechtmäßige Frauen und eine willkührliche Anzahl Beiſchläferinnen halten, die im Hintergebäude wohnend und von hochummauerten Gärten eingeſchloſſen, unter Aufſicht ſchwarzer Verſchnittener und alter Hofmeiſterinnen ſtehen. Dieſe Einrichtung iſt jedoch nur dem Reichen und Vornehmen möglich. Der Geringere begnügt ſich in der Regel mit Einer Frau, da er mehrere nicht er-

nähren kann, läßt ſich von ihr bei ſeinem Gewerbe helfen, und lebt in näherer Verbindung mit ihr. Das größte Harem iſt das kaiſerliche, in welchem ſich 400 bis 2000 Frauen befinden. Dieſe ſind größtentheils als Tribut oder Geſchenk dem Großherrn gegebene Chriſtenſklavinnen. Sie treiben weibliche Beſchäftigungen, aber niemand, außer den zu ihrer Bedienung beſtellten Verſchnittenen, darf es wagen, ſich ihnen zu nähren. Nur an Feſt- oder Freudentagen werden ſie dem Kaiſer im ſchönſten Schmucke vorgeſtellt; der Erkornen läßt er durch den Kislar-Aga ſeine Wahl bekannt machen, worauf ſie von den übrigen gebadet, geſalbt und in das Schlafgemach des Kaiſers geführt wird. Bei der großen Anzahl aber wird den wenigſten dieſe Ehre zu Theil. Die vornehmſte iſt diejenige, welche den erſten Prinzen geboren hat. Aber alle, die Mutter geworden ſind, werden von den andern abgeſondert und erhalten einen eigenen Hofſtat von Verſchnittenen. Uebrigens iſt das Harem nur ein Theil des **Serails** oder kaiſerlichen Palaſtes.

Häreſis (Griechiſch), Ketzerei; davon **Häretiker**, **Ketzer**. Vergl. dieſe Artikel.

Harfe, eines der älteſten Saiteninſtrumente, das wahrſcheinlich anfangs ſtatt der Saiten mit Thierhaaren bezogen war. Ob ſie die Sambucca oder das Trigonon der Alten ſey, iſt ſchwer zu beſtimmen; ihr hohes Alter aber wird unter andern auch durch den hinter den Ruinen des Aegyptiſchen Thebens in den vermeinten Gräbern der Thebaniſchen Könige entdeckten Harfenſpieler in einem Frescogemälde außer Zweifel geſetzt. Es gibt verſchiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1) die ehedem ſehr gewöhnliche **Spitzharfe**, auch **Italieniſche Harfe** genannt. Sie iſt mit zwei Reihen Drathſaiten (welche durch einen doppelten Reſonanzboden getrennt ſind) bezogen. Die linke Saite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Diſcantſeite aber weiße Saiten zu haben. Dieſes ſehr unvollkommene Inſtrument iſt jetzt wenig mehr im Gebrauch. Bekannter und gewöhnlicher iſt 2) die **Doppel- oder Davidsharfe**, in Form eines Triangels, mit Darmſaiten bezogen und einem Reſonanzboden verſehn. Ihr Umfang iſt meiſtens von dem großen C bis zum dreigeſtrichenen c oder d. Die Unbequemlichkeit, daß dieſes Inſtrument jedes Mal nach dem Haupttone, aus welchem das vorzutragende Stück geht, eingeſtimmt, bei vorkommenden fremdartigen Tönen aber während des Spiels der Wirbel, womit die Saite am Ende befeſtigt iſt, gedreht, oder dieſe durch den Druck des Daumens verändert werden muß (wodurch manche Paſſagen durchaus unausführbar bleiben), hat zu einer eigenen ſinnreichen Erfindung Anlaß gegeben, nämlich 3) der **Pedalharfe**. Das Pedal beſteht gewöhnlich aus ſechs oder ſieben Tritten; durch jeden derſelben iſt man im Stande, alle Octaven eines Tones um einen halben Ton zu erhöhen, braucht folglich beim Bezug auf keine anderen Töne, als die der gewöhnlichen Tonleiter, Rückſicht zu nehmen, und kann aus jedem Ton mit gleicher Leichtigkeit ſpielen, ohne zum Daumen ſeine Zuflucht zu nehmen, und dadurch gute Lagen zu verlieren. Die Tonſtücke für dieſes Inſtrument werden wie für das Clavier im Baß-, oder Diſcant-, oder Violin-Schlüſſel geſchrieben. Einige ſchreiben dieſe glückliche Veränderung einem Deutſchen, Namens **Hochbrucker**, zu, der in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Donauwerth, Andere einem Anſpacher, Joh. Paul Vetter, der 1730 zu Nürnberg lebte.

Später ſind von Couſineau und Krumpholz in Paris noch Verbeſſerungen daran gemacht worden, beſonders in Anſehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daſelbſt eine neue Art Pedalharfe erfunden. Von der Aeolsharfe ſ. den eigenen Artikel.

Harlekin. Wer kennt nicht dieſe dramatiſche Caricatur wenigſtens dem Namen nach! Und doch iſt vielleicht in Hinſicht ſeiner nichts ſchwerer zu erklären, als eben ſein Name. Die Franzoſen behaupten, er ſey bei ihnen auf folgende Art entſtanden. Unter der Regirung Heinrichs III. kam unter einer Geſellſchaft Italieniſcher Schauſpieler ein junger ſehr munterer Menſch mit nach Paris, der in dem Hauſe des Herrn Harlay de Chauvalon ſehr wohl gelitten war, und deswegen von ſeinen Kameraden aus Spott oder Neid Harlequino, d. i. der kleine Harlay, genannt wurde. Dieſe Meinung wird indeß dadurch widerlegt, daß der Name Harlekin ſchon früher vorkommt (in Raulini epist. 28, Raulin ſtarb 1514), als alle Harlays, die hieher gezogen werden, gelebt haben. Nach Andern ſoll der Name als Spottname auf Kaiſer Carl V. (Charles Quint) entſtanden, nach wieder Andern von Franz von Harlay Chanvalon abgeleitet ſeyn, der als fünfter Erzbiſchof von Paris Harlay-Quint genannt wurde. Mag er ſeinen Namen, woher er wolle, haben, ſo iſt doch wohl nicht zu läugnen, daß ſeine Familie eine uralte ſey. Batteux ſcheint wenigſtens in gewiſſer Hinſicht nicht Unrecht zu haben, wenn er ſeine Abſtammung geradezu von den Satyrs des Griechiſchen Satyrſpieles ableitet, Riccoboni indeß (Geſch. der Ital. Schaubühne) trifft um vieles näher zum Ziele. „Wenn man," ſagt er, „heut zu Tage die Kleidung des Harlekins als eine neue Erfindung unterſuchen wollte, ſo würde uns ihr Erfinder der abgeſchmackteſte Menſch von der Welt zu ſeyn ſcheinen. Die Kleidung des Harlekins iſt niemals Mode und nirgends einer Nation eigen geweſen. Stückchen von rothem, blauem, gelbem und grünem Tuche, dreieckig geſchnitten und nach der Form eines Wamſes zugenäht, ein kleiner Hut, welcher den geſchornen Kopf kaum bedeckt; kleine Schlurfen ohne Abſätze, und eine ſchwarze Larve, welche keine Augen hat, ſondern bloß zwei kleine Löcher zum Durchſehen; was für eine närriſche Erfindung!" Seine Vermuthung iſt, daß die Kleidung Harlekins keine andere ſey, als jene der alten Mimen, welche mit geſchornem Kopfe gingen, und die man Planipedes (Barfüßler) nannte. Zu den Gründen, welche Riccoboni zur Unterſtützung ſeiner Meinung anführt, kann man noch das lächerliche Schwert der alten Mimen hinzufügen, welches ſich bei Harlekin in eine Pritſche verwandelt hat. Ferner kommt noch hinzu, daß Harlekin und Scapin bei den beſten Toskaniſchen Schriftſtellern Zanni heißen, welches Wort wahrſcheinlich von dem lateiniſchen Sannio abſtammt, von welchem Cicero (de Oratore I. 2.) eine Beſchreibung gibt, die, ſo vollkommen auf den Charakter Harlekins paßt, daß alſo auch der übereinſtimmende Charakter beider die Abſtammung Harlekins von jenen alten Planipeden verbürgt, Es fragt ſich nun: was für einen Charakter hat Harlekin? „Der Charakter des alten Harlekins, ſagt Flögel (Geſch. des Groteskekomiſchen, S. 38 fg.), war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Poſſenreißer, womit eine gewiſſe körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er faſt immer in der Luft zu ſchweben ſchien, und faſt den Springer ſpielte. Er war unverſchämt, ſpöt

diſch, ein Schalksnarr, niedrig, und ſonderlich ſehr ſchmutzig in ſeinen Ausdrucken. Ungefähr ſeit 1560 veränderte ſich der Charakter dieſer Maske. Der neue Harlekin legte alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrhunderte noch anklebte. Es iſt ein unwiſſender, im Grunde einfältiger Bedienter, der ſein Möglichſtes thut, um witzig zu ſeyn, und der dieſe Sucht bis zum Boshaften treibt. Er iſt ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt ſich aber aus Furcht oder Eigennutz in alle Arten von Schelmerei und Betrügereien ein. Er iſt ein Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geiſtreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif iſt ſein Probirſtein. Der neue Harlekin beobachtet gewiſſe komiſche Geberdenſpiele und Poſſen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in dieſer Rolle ſich fortgepflanzt haben." Es verſteht ſich, daß hier vornehmlich von dem Italieniſchen Harlekin die Rede iſt, denn in Italien, und zwar in der ſodenannten commedia dell' arte, iſt er (Arlecchino) ganz eigentlich heimiſch. Kennen lernen kann man ihn daher nur mit Genauigkeit, wenn man dieſe Art von Schauſpiel kennt, und die übrigen Seitenverwandten Harlekins von ihm gehörig unterſcheidet. Ob er zu dulden ſey, oder nicht, iſt eine nicht unwichtige Frage. Er hat in Möſer (Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskekomiſchen) einen trefflichen Anwald gefunden, und wer ſich für Gegenſtände dieſer Art intereſſirt, wird deſſen geiſtreiche und gehaltvolle Schrift nicht ungeleſen laſſen.

Harlem, eine volkreiche und nach alter Art befeſtigte Stadt in Südholland, mit breiten und geraden Straßen und vielen Kanälen. Bemerkenswerth ſind das Rathhaus, der Prinzenhof, die Stadtbibliothek, die Anatomie, der mediciniſche Garten, das Haus Lorenz Küſters, den die Holländer fälſchlich für den Erfinder der Buchdruckerkunſt ausgeben, u. ſ. w. Die Blumencultur war ſonſt hier in einem außerordentlichen Flor, hat ſich jedoch in eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel im Anhang des 2. Bandes). Vormals waren auch die hieſigen Sammet-, Damaſt-, Atlas- und Silberſtückereien, ſo wie die Zwirn- und Zwirnbandfabriken nebſt den Garn- und Leinwandbleichen in großem Ruf; allein alle dieſe Anſtalten ſind immer mehr und mehr herabgeſunken, und von den ehemaligen 2000 Seidenwirkerſtühlen ſind vielleicht nicht über 100 noch vorhanden. Eben ſo hat die Bevölkerung abgenommen. Sie betrug um das Jahr 1740 über 40,000 Menſchen, war im Jahr 1785 auf 30,000, im Jahr 1796 auf 21,000 geſunken, und hat ſich ſeitdem noch vermindert. Es befinden ſich unter den Einwohnern viel Mennoniten.

Harmonia oder Hermione, eine Tochter des Mars und der Venus, die ſie in ehebrecheriſcher Liebe erzeugten, wobei Vulkan ſie ertappte. Nach ihrem Namen bezeichnete man in den erſten Zeiten den Inbegriff der ganzen Muſik. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Phönicier Cadmus, nach Griechenland gekommen, und hatte daſelbſt der Sage nach die Muſik eingeführt. Das Feſt ihres Beilagers war durch die Gegenwart der Götter verherrlicht worden, welche das junge Paar beſchenkt hatten.

Harmonica, ein muſicaliſches Inſtrument, aus einer ungefähr ½ Zoll dicken Walze beſtehend, die auf einem Fußgeſtell ruht, auf welcher etliche 40 halbe gläſerne Hohlkugeln befeſtigt und ſo

in einander geſchoben ſind, daß der Rand der einen immer unter dem Rande der andern etwas hervorragt, ohne ſich jedoch zu berühren, und diejenige, welche den tiefſten Ton angibt, die größte, diejenige, welche den höchſten Ton hören läßt, die kleinſte iſt. Jede dieſer Halbkugeln, welche übrigens ganz nach der Tonleiter geſtimmt werden, iſt in der Mitte durchbohrt und vermittelſt eines Korks an der obgedachten Walze befeſtigt, welche in einem auf dem Geſtell angebrachten Gehäuſe durch ein Schwungrad, vermittelſt eines unten befindlichen Fußtritts, in Bewegung geſetzt wird. Ehe man ſpielt, werden die Glocken mit einem in Waſſer getauchten Schwamm überſtrichen, und alsdann, durch Anlegung der Finger an die Ränder, aus den ſich um ihre Axe drehenden Glocken die Töne gleichſam herausgezogen. Der Umfang des Inſtruments beträgt 3⸗4 volle Octaven. Mit Unrecht wird Franklin als der Erfinder der Harmonica angeſehn; ihm gehört wahrſcheinlich nur das große und allerdings der Erfindung gleich zu ſetzende Verdienſt einer ganz neuen und beſſern Einrichtung derſelben. Man hatte nämlich vorher ein Glasſpiel, Verrillon genannt, welches in einer Anzahl weiter Gläſer beſtand, die nach ihrer Größe die Töne angaben, zu welchem Ende ſie auf ein mit Tuch überzogenes Bret geſtellt und mit zwei an der Spitze mit Seide oder Tuch umwundenen Stäbchen gelind angeſchlagen wurden. Daß eine Ausführung dieſer Art nicht anders als ſehr ärmlich geweſen ſeyn muß, iſt leicht zu begreifen. In der Folge hat man noch mehr Verbeſſerungen damit vorzunehmen geſucht, theils um die Ausſprache der Glocken zu erleichtern, theils um eine Taſtatur anzubringen. Wegen der bedenklichen Meinung Verſchiedener über den Einfluß auf das Nervenſyſtem des Spielenden war man nämlich auf Verſuche gefallen, die Glasglocken nicht unmittelbar mit den Fingern zu berühren, ſondern, wie beim Clavier, vermittelſt der Taſten zu behandeln. Den Mechanismus einer ſolchen Taſtatur ſoll Röllig in Berlin, nach andern aber Heſſel aus Petersburg erfunden haben; auch Nicolai zu Görlitz hat eine ſolche gefertigt. Man nennt ſie Clavierharmonica. Allein alle dieſe Verſuche entſprechen den Foderungen keineswegs, und es iſt unmöglich, die Feinheit, das Anſchwellen und Aushalten des Tons in der Vollkommenheit wie bei der erſtgedachten Art hervorzubringen. Uebrigens iſt wohl nicht zu läugnen, daß die Harmonica, ſo ſehr ſie ſich auch durch die Feinheit und das Anhaltende ihres Tons vor allen übrigen Inſtrumenten auszeichnet, doch nur ein auf ſanfte Empfindungen eingeſchränktes Inſtrument bleibt, das eine Verbindung mit andern Inſtrumenten wenig oder gar nicht zuläßt. Als begleitend verdunkelt ſie die Singſtimme, als concertirend verlieren die ſie begleitenden Inſtrumente, da ſie ihr im Tone ſo weit nach ſtehen. Sie wird daher am füglichſten allein genoſſen, und kann unter gewiſſen romantiſchen Verhältniſſen von zauberiſcher Wirkung ſeyn.

Harmonie iſt in der heutigen Muſik die Vereinigung mehrerer Töne, deren gemeinſchaftliche Fortſchritte ſich auf feſtgeſetzte und aus der Natur und den Verhältniſſen der Intervallen entlehnte Regeln gründen. Vergleicht man Harmonie und Melodie, ſo findet ſich, daß ſie einander entgegengeſetzt und ähnlich ſind. Entgegengeſetzt ſind ſie, weil der Melodie die Fortſchreitung durch einzelne Intervalle, bei der Harmonie aber durch mehrere zugleich geſchieht, auch weil ein einzelner angegebener Ton nicht Melodie, hingegen ein einzelner Accord Harmonie enthält. Aehnlich ſind ſie, weil bei der

Melodie natürliche und ſangbare Intervalle, bei der Harmonie richtige und zweckmäßige Uebergänge und Ausweichungen in mehr oder weniger entfernte Tonarten vorzüglich in Betracht kommen. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, ſondern nur Melodie, kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, ihre Kunſt des reinen Satzes. Nächſtdem verſtanden ſie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeſchlechter, nämlich das enharmoniſche, ferner ihre Tonarten, die Doriſche, die Lydiſche u. ſ. w. auch die Verdoppelung ihrer Octaven, oder ihre Antiphonien. Marburg nimmt in Rückſicht der Fortſchritte der Harmonie und ihrer allmähligen Vervollkommung ſechs Perioden an. Die Frage, ob Harmonie aus Melodie, oder Melodie aus Harmonie entſpringt, und welcher von beiden der Vorzug gebühre, beantwortet ſich von ſelbſt, wenn man die Melodie als das Organ betrachtet, ſeine Empfindungen durch Töne zu äußern, und die Harmonie als das Mittel, dieſem Organ mehr Kraft in der Wirkung zu geben. Von der Muſik iſt das Wort Harmonie auch auf andere Künſte übergegangen, namentlich auf die Malerei. Hier findet der Begriff der Harmonie eine mehrfache Anwendung. Wenn alle Gegenſtände in einem Gemälde ſo angeordnet ſind, daß ſie den Stoff von ſeiner lichtvollſten, wirkſamſten Seite darſtellen, und folglich vermittelſt dieſer Anordnung leicht und tief in die Seele des Betrachters eindringen, ſo iſt die Anordnung dieſes Werkes harmoniſch. Die Harmonie des Ausdrucks wird erlangt, wenn die ſogenannten Ausdrücke darauf hinzielen, in einer leichtern Stufenleiter von den niedrigen bis zu den höhern hinauf zu leiten, wenn in der ganzen Folge dieſer Ausdrücke kein einziger vorhanden iſt, der die einmal angenommene leichte Reihe unterbricht, vor andern hervorſchreit, oder unter ihnen zurückbleibt; wenn zwiſchen der Bezeichung und dem, was bezeichnet werden ſoll, das innigſte Einverſtändniß herrſcht. In der Ausführung herrſcht Harmonie, wenn man in allen Theilen des Gemäldes das Erzeugniß derſelben Hand, deſſelben Geiſtes findet. Die Zeichnung wird dann harmoniſch genannt, wenn alle Formen einer und derſelben Figur ſich wechſelſeitig mit einander vereinigen, wenn ſie alle daſſelbe Alter, daſſelbe Temperament, dieſelbe Leibesbeſchaffenheit ausdrücken. Das Helldunkel hat Harmonie, wenn Schatten und Licht keinen allzu großen Contraſt gegen einander bilden, und wohlabgeſtufte Mitteltinten leicht vom Hellen zum Dunkeln leiten. Wenn der Künſtler endlich nur ſolche Farben in ſein Gemälde bringt, deren Töne ſich unter einander zu einem lieblichen, freundlichen Spiele ſo vereinigen, daß jede derſelben immer in gewiſſem Verhältniß an der, welche ihr folgt oder vorangeht, Theil nimmt, daß ſelbſt diejenigen, welche weit von ihr entfernt liegen, vermittelſt der leichten, ſtufenweiſe gehenden Folgen mit der erſten in einem genauen Verhältniſſe des Grades der Färbung ſtehen, ſo hat ſeine Farbengebung Harmonie.

Harmonik. Unter dieſem Namen verſtand man ehemals die Lehre alles deſſen, was Bezug auf Töne, Intervallen, Syſteme, Klanggeſchlechter, Tonarten, Mutationen und Melopöie hatte. Die Griechiſchen Schriftſteller definiren die Harmonik als eine wohlgeordnete Folge, eine Fertigkeit, die Größe der Töne in Anſehung ihrer Höhe und Tiefe zu empfinden, als eine Wiſſenſchaft, die Natur muſikaliſcher Töne in Beziehung auf ihre Ausübung zu unterſuchen u. ſ. w. Die Begriffe, die man in der heutigen Muſik mit Harmonik verbindet, ſind größtentheils jenen noch ähnlich, und beziehen ſich auf die

Theorie des Klanges, die Beſchaffenheit des gegenwärtigen Syſtems, und die in ſelbigem vorkommenden Verhältniſſe, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Accorde, Diſſonanzen, Conſonanzen und zweckmäßiges Verfahren in der Modulation u. ſ. w.

Harniſch (Panzer, Panzerhemd) iſt für das kleine Gewehr, für Pfeile und für alles Hieb= und Stoßgewehr eine ſchuß= und hiebfreie Rüſtung, oder metallene Bekleidung, womit ſich die alten Krieger bis zur Erfindung des Pulvers vom Kopfe bis auf die Füße bedeckten. Dieſe Rüſtung beſtand aus dem Helm oder Kopfbedeckung, aus der Rücken= und Bruſtbedeckung, welche letztere beide jetzt allgemein **Kuiraſſe** genannt werden, aus der Armbedeckung oder Armſchienen, und der Beinbedeckung oder Beinſchienen. Solche vollſtändige Harniſche wogen gewöhnlich mehrere hundert Pfund. Die Unterlage des Bruſtharniſches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filze, und die äußere Bedeckung von Metall beſtand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fiſchſchuppen übereinander gelegten Schildchen, und zuweilen auch aus ineinander geflochtenen Kettchen; allein die Bruſtharniſche der alten Perſer waren immer nur aus einem einzigen Stücke Eiſen geſchmiedet, wie der Rückenharniſch. Indeſſen verfertigte man den Harniſch nicht immer aus Metall, ſondern man machte dieſe Rüſtung auch aus flächſenem und hanfenem Garne, indem man daſſelbe entweder webte, oder aus mehrern Garnfäden kleine Strickchen flocht, und dieſe dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus eſſigſauerm Wein und Salz beſtehenden Flüſſigkeit beizte, und dann aus der Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehn Mal dicker ward, als die einfache Leinwand geweſen war. Von gleicher Beſchaffenheit waren auch ſowohl die glatten, als auch die geſchupten **Beinharniſche**, welche die Carier, ein Volk in Kleinaſien, erfunden haben ſollen. Der Helm, oder die **Sturmhaube**, war nach Plinius eine Erfindung der Lacedämonier, nach Herodot der Aegypter, nach Diodor der Cureter in Creta. So viel iſt gewiß, daß ſie im hohen Alterthume gemacht worden iſt. Die Helme der Alten wurden anfangs aus Leder, wie die meiſten heutigen Kaskets oder Helme, und erſt ſpäterhin aus Eiſen und andern Metallen verfertigt. Gewöhnlich waren ſie vorn ganz geſchloſſen, ſo daß ſie das Geſicht überall bedeckten, und nur für die Augen zwei kleine runde Oeffnungen hatten. In der Folge theilte man den Vorder= oder Geſichtstheil in zwei Hälften, wovon die obere, das **Viſir** genannt, beweglich war, und auf= und unterwärts geſchoben werden konnte. Die Helme dienten zugleich auch als Kennzeichen, wodurch ſich die Krieger unterſchieden. In dieſer Rückſicht gab man ihnen verſchiedene Geſtalten, worunter die Griechiſchen und Römiſchen die geſchmackvollſten ſind, und ſchmückte ſie anfangs mit Pferdehaaren und dann mit Federbüſchen, welche die Carier erfunden haben ſollen. Gegenwärtig noch machen die Helme in der Wappenkunſt oder Heraldik ein unterſcheidendes Kennzeichen aus. Der Helm der Alten war übrigens von doppelter Art; der **Stechhelm** und der **Turnierhelm**, wovon jener immer geſchloſſen, dieſer aber offen und geſchloſſen war. — **Harniſch** (Bergbau) heißt auch ein feſtes Saalband, oder die Ablöſung des Ganges vom Geſtein mit einer feſten Oberfläche, und den Ueberzug von Kies oder metalliſchen Körnern, welche ſich auf die Flächen des Geſteins legen, daß dieſe Flächen das Anſehen haben, als wenn ſie mit metallenen Blättchen

belegt wären, ſo wie auch der Ueberzug jener Materialien auf Hol beim Bauweſen, nennt man ebenfalls Harniſch. — In der Weberei, wo alle großblumichte oder gezogene Zeuche auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben ſeinen gewöhnlichen Theilen eine Menge ſchwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an den Rahmkorden meiſtentheils ſenkrecht herunterhängt, haben dieſe Schnüre zuſammen den Namen Harniſch. X.

Harpe (Jean François de la), Mitglied der Franzöſiſchen Akademie, war zu Paris den 20. Nov. 1739 geboren. Da er ſehr arm war, ſich aber durch Talente auszeichnete, ſo erhielt er eine Freiſtelle im College d' Harcourt; früher hatten ſich die barmherzigen Schweſtern ſeiner angenommen. Die Correktur eines Pasquills auf einen ſeiner Lehrer, die er, ohne vielleicht etwas Arges dabei im Sinne zu haben, übernommen hatte, war die Urſache, daß man ihn bald nachher für den Verfaſſer einer andern Schmähſchrift, ebenfalls auf einen ſeiner Lehrer, der zugleich ſein Wohlthäter war, anſah. Er wurde dafür auf einige Monate in die Baſtille gebracht. In der Folge erhielten mehrere ſeiner dichteriſchen Jugendverſuche den Preis, und ſchon im J. 1762 gab er eine Sammlung von Heroiden und Gedichten heraus, die man anmuthig und elegant fand. Ein Jahr ſpäter trat er mit ſeinem Trauerſpiel Warwick auf, welches mit vielem Beifall aufgenommen ward und ſich auf dem Theater erhielt. Weniger Glück machten Timoleon und Pharamond. Ungefähr um dieſe Zeit ward Laharpe mit Voltaire bekannt, der ihm Beweiſe ſeines großmüthigen Wohlwollens gab, wofür er nicht immer dankbar geweſen ſeyn ſoll. Er fing darauf an, ſich um die von der Akademie ausgeſetzten Preiſe zu bewerben, und wenige Schriftſteller ſind ſo glücklich geweſen wie er. Unter ſeinen Lobreden ſteht die auf Heinrich IV. oben an; auch die auf Fenelon, Racine und Catinat zeichnen ſich vortheilhaft aus. Nicht von gleichem Werthe ſind ſeine Poeſien, von denen das Hauptverdienſt der beſten eine gewiſſe Reinheit, Eleganz und Leichtigkeit iſt. Seine Oden ſtehen ſeinen Epiſteln um vieles nach. Zugleich fuhr Laharpe fort, für das Theater zu arbeiten, wiewohl unter den vielen Stücken, die er lieferte, Warwick das einzige war, das ſich eines allgemeinen und dauernden Beifalls erfreute. Im J. 1776 nahm die Academie ihn zu ihrem Mitglied auf. Laharpe fuhr ununterbrochen in ſeinem literariſchen Fleiße fort, und gab jetzt, außer verſchiedenen andern Werken, ſein Lycée ou cours de litérature ancienne et moderne heraus, auf welchen ſein Ruf beſonders gegründet iſt. Die Veranlaſſung zu dieſer Arbeit war die 1786 geſchehene Errichtung des Lyceums zu Paris, wo Laharpe Vorleſungen über die Literatur der Griechen, Römer und Franzoſen hielt. Man findet durchaus eine geſchmackvolle Behandlung und ein geſundes Urtheil, dagegen darf man tiefe Speculationen über die Elemente der Aeſthetik, und überhaupt neue und große Ideen nicht darin ſuchen. Was ſeine Geſinnungen betrifft, ſo zeigte er ſich zu Anfang der Revolution als einen eifrigen Demokraten, änderte aber im Gefängniſſe, in welches ihn die anarchiſche Faktion warf, ſeine Grundſätze, und ward ein Anhänger der Kirche und des Königthums. Gleich in den erſten Sitzungen des Lycée des Arts hatte er den Muth, gegen die Tyrannei des Terrorismus laut und nachdrücklich zu ſprechen. Am 18. Fructidor 1798 ward er zur Deportation verurtheilt, der er jedoch ſo glücklich war, durch die Flucht zu entgehn. Noch kurz vor ſeinem

Tode zog er durch einige freie Aeußerungen über die Verfügungen der Regirung den Unwillen des erſten Conſuls auf ſich, und wurde nach Orleans verwieſen. Er erhielt jedoch bald die Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, und ſtarb am 11. Febr, 1803 im 64ſten Jahre ſeines Alters nach einer langwierigen Krankheit als ein echter eifriger Katholik.

Harpe (Amadeus Franziscus Emanuel de la) General der Franzöſiſchen Republik, Herr von Yeus, geboren zu Uttins im Waadtlande, im J. 1754. Als achtzehnjähriger Jüngling trat er in die Kriegsdienſte der Holländer, und wurde Fähndrich bei einem Schweizerregiment, gab ſie aber auf ſeines Vaters Wunſch in der Folge wieder auf und lebte bis 1791 zurückgezogen auf ſeinen Gütern. Die Franzöſiſche Revolution erweckte ſeinen Enthuſiasmus; er ſuchte ihre Grundſätze unter ſeinen Landsleuten zu verbreiten, und ſie zur Eroberung ihrer Freiheit und zum Losreißen von der Berneriſchen Oberherrſchaft zu begeiſtern. Als es wirklich im Juli 179 zu Unruhen kam, ergriff die Regirung von Bern ſtrenge Maßregeln gegen die Urheber derſelben. Laharpe machte ſich flüchtig, ward proſcribirt, und ein Preis von 2000 Thaler auf ſeinen Kopf geſetzt Jetzt trat er als Oberſt in ein Bataillon Freiwilliger in Dienſten der Franzöſiſchen Republik. Im Jahr 1792 vertheidigte er ſich lange und tapfer in dem Schloſſe Rodemachern, bis Luckner ihm befahl ſich nach Thionville zurückzuziehn. Hernach ward er Commandant zu Bitſch und wohnte dem Angriff auf Trier bei. Im J. 1793 war er bei der Belagerung von Toulon und eroberte hier das Fort Pharon mit Sturm. Dieſe tapfere That beförderte ihn zum Brigadegeneral. In Italien ſchlug er im J. 1794 die Oeſtreicher zu Gemſi und Cairo, wodurch er die Communication mit Genua eröffnete Durch ſeine bei Vudo bewieſene Tapferkeit verhinderte er das Eindringen des Feindes in die Provence. Ungeachtet dieſer Auszeichnungen ſuchte man ihn verdächtig zu machen; aber es gelang ihm, durch eine angemeſſene Vertheidigung die Anklage zu vernichten. Im J. 179 ward er Diviſionsgeneral und that ſich unter Bonaparte in dem Treffen bei Montenetto hervor. Bei dem Uebergang über den Po ſchlug e ein Oeſtreichiſches Corps in die Flucht, ward aber von einem Franzöſiſchen Heerhaufen, der ihn und ſeine Begleiter in dem Getümmel fü kaiſerliche Uhlanen anſah, angegriffen und niedergeſchoſſen.

Harpe (Friedrich Cäſar La). Dieſer als Direktor der Helvetiſchen Republik in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt gewordene Mann war zu Rolle in einer zum Adel des Waadtlandes gehörigen Familie im J. 1754 geboren. Schon in ſeiner Kindheit fühlte er ſich durch di patriotiſchen Tugenden ſeiner Vorfahren zur Nacheiferung begeiſtert In dem Collegium zu Rolle konnte er nur einen ſchwachen Grund i den Wiſſenſchaften legen, aber ſein Oheim, ein trefflicher Geiſtlicher machte ihn mit den unſterblichen Männern Griechenlands und Rom bekannt. Hier fand er eine ideale Welt, in der er in der Einbildun lebte und wirkte, und da er für ſeine Empfindungen nirgend ei übereinſtimmendes Herz fand, zog er ſich in die Einſamkeit zurück Neſemanns blühendes Seminarium zu Haldenſtein in Bünden, i welches der vierzehnjährige Jüngling trat, nährte und ſtärkte jen früh gefaßte Sehnſucht, einſt für das Wohl ſeines Vaterlandes wirkſam zu ſeyn, und ſchon hier träumte er von einer freien Verfaſſun der Eidgenoſſenſchaft, von Erlöſung der Unterthanſchaften und ähnlichen Unternehmungen. Er kam endlich von Haldenſtein zurück mi

dem Rufe eines Halbwilden. In den Wiſſenſchaften allein lebte er, unter denen er die Mathematik als die erſte betrachtete. In Genf wurden Sauſſure und Bertrand ſeine Lehrer; durch ſie ward er mit unauslöſchlicher Liebe an dieſe berühmte Stadt geknüpft. Darauf ſtudirte er zu Tübingen die Rechte, und empfing in ſeinem zwanzigſten Jahre den Doktorhut. Nicht ohne einen harten Kampf gelang es ihm jetzt, aus ſeiner Ideenwelt in die Wirklichkeit des beſchränkten Geſchäftslebens überzugehn. Er ward Sachwalter bei der welſchen Appellationskammer in Bern; aber ſo glänzend und wünſchenswerth auch dieſer Poſten war, ſo ward er ihm doch durch den fühlbaren Abſtand verleitet, der zwiſchen dem geringſten Berner Bürger und einem Unterthan aus der Waadt, auch aus den edelſten Familien Statt fand. Er folgte daher gern der Einladung eines Ruſſiſchen Herrn, ihn durch Italien zu begleiten, ſah die Wunder dieſes Landes, Malta und Sicilien, und begab ſich von da, auf des Baron Grimm Vorſchlag, 1782 nach Petersburg, wo er ein Jahr darauf der Lehrer des Großfürſten Alexander und deſſen Bruders ward. Ein ſo erhabener Wirkungskreis war ſeines Geiſtes und Herzens würdig; er widmete ſich ihm mit ganzer Seele. Laharpe muſterte mit ſeinem erhabenen Zöglinge die Thaten der Lebenden und die Weisheit der Todten, und zeigte ihm, wie er in einem höhern Sinne die Schöpferplane Peters und Catharinens verfolgen müſſe. Inzwiſchen brach die Franzöſiſche Revolution aus, für deren Fortgang Laharpe ſich mit Enthuſiasmus intereſſirte. Auch aus der Ferne wollte er für die Befreiung ſeines Vaterlandes wirken. Er verfaßte unter andern eine Bittſchrift im Namen ſeiner Mitbürger an die Berner Regirung, worin er ehrfurchtsvoll aber freimüthig eine Zuſammenberufung der Stände zu Abſtellung der Mißbräuche foderte. Bald aber brachen Unruhen aus, und die Regirung, die auch ihn als einen Anſtifter derſelben betrachtete, ſetzte ihn unter die Zahl der Geächteten, und wiewohl ihm die Gunſt der Kaiſerin blieb, ſo unterſagte ihm dieſe doch, fortan ſich in die Angelegenheiten der Schweiz zu miſchen. Er blieb als ein Freund der Revolution verdächtig, und ſo gelang es ſeinen Feinden, die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders zu ſeiner Entfernung zu benutzen. Aufgefodert, eine Belohnung zu fodern, bat er nur um Erlaubniß, zu Anordnung ſeiner Geſchäfte noch einige Monate bleiben zu dürfen, und ging nach dem ehrenvollſten Abſchiede vom Hofe, höchſt mittelmäßig für ſeine zwölfjährigen Dienſte belohnt, nach Genf. Er wollte in ſein Vaterland zurückkehren, als er erfuhr, daß ſchon der Befehl gegeben ſey, ihn in dem Augenblick zu verhaften, wo er das Gebiet von Bern betreten würde. Erbittert über dieſe, wie er glaubte, nicht verſchuldete Härte, ging er im Okt. 1796 nach Paris, und übergab der Regirung ein Memoire. Wirklich wurde auf des Franzöſiſchen Geſandten Verwendung in Bern allen geſtraften Waadtländern Amneſtie gewährt, jedoch mit Ausnahme derer, die durch Schriften die Unruhen im Waadtlande angeſtiftet hatten; und ſo blieb Laharpe davon ausgeſchloſſen. Noch mehr dadurch gereizt, ließ er neue Pamphlete im Druck erſcheinen, und übergab endlich 1797 dem Franzöſiſchen Direktorium eine von 22 ausgewanderten Patrioten der Waadt und Freyburgs unterzeichnete Bittſchrift, worin die Ausübung der im J. 1565 durch den Traktat von Lauſanne ſtipulirten Garantie von Frankreich begehrt wurde. Dem zu Folge ließ das Direktorium den berüchtigten Beſchluß vom 6. Nivoſe ergehen, welcher die Waadtländiſchen, die Rechte ihres Volks reklamirenden Bürger unter Frankreichs unmittelbaren Schutz ſtellte. Dieſer Gewalt

ſchritt rief die Revolution der Eidgenoſſenſchaft hervor, und unter Laharpe's Mitwirkung ward die Helvetiſche Republik organiſirt. Aber nur zu bald zeigten ſich die Uebel, in welche die Schweiz ſich geſtürzt hatte, die unter den Bedrückungen, Plünderungen und Mißhandlungen der Franzöſiſchen Commiſſarien erlag. Jetzt ſuchte Laharpe die Leiden ſeines Vaterlandes zu mildern, und wurde ſelbſt der Wohlthäter ſeiner erklärteſten Feinde. Das bedrängte Vaterland warf ſeine Blicke auf ihn, und berief ihn im Juni 1798 in das Direktorium, in welchem er aber die großen Erwartungen nicht erfüllen konnte. Umſonſt rieth er, Oeſtreichs Rüſtungen durch eine Kriegserklärung zuvorzukommen; erſt als die Heere deſſelben die Schweiz betreten hatten, faßte man Beſchlüſſe, deren Anwendung nun nicht mehr möglich war. Die Regirung floh nun nach Bern, und ward Freunden und Feinden ein Spott. Aber je verzweiflungsvoller die Lage der Dinge ward, deſto verwegner wurden Laharpe's Vorſchläge. Er wollte die ganze Schweiz zu einem Feldlager umſchaffen, und die äußerſten Maßregeln ergreifen. Allenthalben erhob ſich die Stimme gegen ihn; man begehrte eine Veränderung in dem Direktorium, und griff es öffentlich an, indem man Rechenſchaft über die aufs höchſte zerrütteten Finanzen foderte, und den Tag als den letzten ſeines Daſeyns ankündigte, wo dieſelbe erſcheinen würde. Laharpe's Starrſinn wuchs mit dem Widerſtand, er beharrte unabänderlich bei den einmal gefaßten Grundſätzen, und trug endlich, um dem ewigen Kampfe wenigſtens einſtweilen ein Ende zu machen, darauf an, die Räthe, dem Geſetze gemäß, zu vertagen und unterdeß eine Verbeſſerung der Verfaſſung vorzubereiten. Dies erbitterte aufs äußerſte, die ſchwärzeſten Anklagen wurden gegen Laharpe verbreitet; umſonſt ſchlugen die beiden Direktoren Dolder und Savary vor, daß ſie ſämmtlich durch freiwillige Niederlegung ihres Amts die unheilbaren Zerrüttungen enden wollten. Da klagte eine Stunde nach dieſem Vorſchlag der Repräſentant Kuhn das Direktorium des Hochverraths an. Laharpe eilte mit Secretan und Oberlin in den Direktorialpalaſt, um dieſem Schlage zu begegnen; Dolder und Savary erſchienen nicht, denn ſie hatten eine dem Direktorium entgegengeſetzte Verſammlung gebildet. Wohl begriff Laharpe, daß hier nur ein Gewaltſtreich retten könne, und er war bereit, an der Spitze der Truppen der Sache eine blutige Entſcheidung zu geben; doch ſeine beiden Collegen verweigerten ihre Theilnahme. Unterdeß war ein Beſchluß der geſetzgebenden Räthe wider das Direktorium erſchienen, welches der Gewalt nicht länger widerſtehen konnte, und mit einer feierlichen Proteſtation ſeine Sitzung ſchloß. Oberlin, Secretan und Laharpe gingen in ihre heimathlichen Cantone zurück, und ob man ſie gleich für Staatsverbrecher erklärt hatte, und ſie ſelbſt die Mittheilung der gegen ſie geführten Beſchwerden foderten, ſo begnügte man ſich doch jetzt damit, ſie unter beſondere Aufſicht der Ortsobrigkeiten zu ſetzen. Deſto mehr wurden ſie mit Schmähungen verfolgt; Laharpe indeß bewahrte auch nach ſeinem Sturze bei Freunden und Feinden den Ruf der Redlichkeit. Ungeachtet ſeiner Unkunde des Volks, das er regiren ſollte, ungeachtet der Ueberſpannung ſeiner Ideen, war ſein Wille gut; er irrte nur in der Wahl der Mittel. Müde der ſteten Verfolgungen, war er im Begriff, Lauſanne, wo er lebte, zu verlaſſen, um ſich nach Paris zu begeben, als ihm der Zufall einen, mit dem Namen des General-Sekretärs Mouſſon unterzeichneten, Brief in die Hände führte, in dem von einer Verſchwörung gegen den erſten Conſul Bonaparte, der in Italien Melas ge-

genüber ſtand, die Rede zu ſeyn ſchien. Wahrſcheinlich war der Brief fingirt, entweder um Laharpe oder die Regirung in Unannehmlichkeiten zu verwickeln; aber die Aehnlichkeit der Handſchrift täuſchte ihn. Er übergab ihn dem Gericht, worauf die geſetzgebenden Räthe Mouſſon's und Laharpe's Verhaftung befahlen. Man verſiegelte ſeine Papiere; er ſelbſt wurde am 2. Juli 1800 verhaftet, um nach Bern geführt zu werden. Dieſe Schmach ſchien ihm unerträglich, und er entging ihr durch die Flucht, die er unterwegs glücklich bewerkſtelligte. Bonaparte empfing ihn in Paris mit einem Ton, aus dem hervorleuchtete, wie ſehr er gegen ihn eingenommen ſey; ſeine Ideen fanden nicht Eingang. Seitdem lebte er auf ſeinem Landhauſe, Pleſſis-Piquet bei Paris, machte 1801 eine Reiſe nach Rußland, und kehrte 1802 mit Beweiſen der Achtung ſeines kaiſerlichen Zöglings zurück. Die Angelegenheiten der Schweiz betrachtete er fortan zwar mit innigem Schmerz, aber ohne weiter daran Theil zu nehmen, und lehnte ſelbſt die Stelle eines Mitgliedes im ſouveränen Rath des Cantons Waadt ab, zu der ihn das Volk berief. Er ſtarb im J. 1813.

Harpeggio (Arpeggio) bedeutet eine gewiſſe Art der Ausführung von Accorden, nach welcher die in ſelbigen vorkommenden Intervalle nicht zugleich, ſondern im Einzelnen, ſowohl von der Tiefe nach der Höhe zu, als umgekehrt, vorgetragen werden. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Art von muſikaliſcher Figur oder Setzmanier gab wahrſcheinlich die Harfe, von der ſie auch den Namen führt, und zwar wegen des zu baldigen Schwindens ihrer Töne bei nothwendigem langen Verweilen in einerlei Accorden. In gleicher Hinſicht iſt die Anwendung des Harpeggio auf dem Clavier zu betrachten, deſſen Ausführung entweder der Tonſetzer vorſchreibt, oder der Willkühr des Spielenden überläßt. Bei Begleitung der Recitative iſt es zuweilen nothwendig, ohne beſondere Vorſchrift den Accord zu harpeggiren, theils um kleine Pauſen zu füllen, theils um die richtige Intonation des Sängers zu befördern. Doch darf dabei eine gewiſſe nothwendige Kürze nicht überſchritten werden.

Harpokrátes, der Gott des Stillſchweigens bei den Aegyptern, ein Sohn der Iſis und des Oſiris. Seine Bildſäule, die ihn mit auf den Mund gelegtem Finger darſtellt, befindet ſich am Eingange der meiſten Aegyptiſchen Tempel.

Harpun, ein, eine halbe Elle langes, dreieckiges, zackiges Eiſen, das an einem Stiel ſteckt, und an ein 500 Ellen langes und fingerdickes Tau geknüpft iſt. Mit ſolchen Widerhaken verſehen, werden die Wallfiſche im Eismeere gefangen. (S. Wallfiſchfang.) Harpuniren bezeichnet das Geſchäft des Arbeiters, der den Harpun auf den Wallfiſch wirft.

Harpyien, die Raubenden, Wegreißenden, daher Sturmgöttinnen, deren Aeltern, Namen, Anzahl und Bildung von den ältern Dichtern ſo verſchieden angegeben werden, daß ſich ſchwer mit einiger Gewißheit etwas darüber beſtimmen läßt. Bei Homer wohnen ſie, nebſt den Erinnyen, am Okeanos vor dem Schlunde des Schattenreichs, und ſind Gottheiten der Stürme. War jemand ſo lange von ſeiner Heimath weg, daß man nicht wußte, was aus ihm geworden und ihn für todt hielt, ſo ſagte man: die Harpyien haben ihn geraubt. Noch bei Heſiodus ſind ſie Jungfrauen von ſchöner menſchlicher Bildung. Die ſpäteren Dichter und Bildner wetteiferten in gräßlicher Mißgeſtaltung der Harpyien. Einige bei Hygin ſchenkten ihnen ein Hühnerhaupt, einen gefiederten Leib und Flügel, menſchliche Arme

mit Krallen, eine weiße Bruſt und menſchliche Schenkel, die in Hühnerfüße ausliefen. Andere ſetzten auf einen Geierleib ein jungfräuliches Geſicht mit Bärenohren. Drei Abbildungen der Harpyien auf Münzen und Kunſtwerken hat Spanheim, wo ſie auf kralligen Vogelrümpfen, die erſte ein rauhohriges Mädchengeſicht, die zweite ein ganz weibliches Haupt und zwei Brüſte, die dritte ein mit Haube und Kranz geſchmücktes Antlitz darbieten. Aehnliche Darſtellungen finden ſich auch anderwärts.

Harrington (James), ein berühmter politiſcher Schriftſteller Englands, war 1611 geboren, ſtudirte zu Oxford, und bereiſte in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutſchland und Italien. Carl I. machte ihn zu ſeinem geheimen Kammerjunker, und in dieſer Eigenſchaft begleitete er den König auf ſeiner erſten Unternehmung nach Schottland. Nach dem Tode Carls ſchloß er ſich in ſeinem Cabinet ein, und ſchrieb in dieſer Zurückgezogenheit ſein berühmtes politiſches Werk Oceana, welches er Cromwell, dem Protektor der Republik England, Schottland und Irland, zueignete. Es erregte großes Aufſehn, und wirkte mächtig ein auf die politiſche Denkart der Engländer. Harrington ſtellte darin in einer Allegorie das Ideal einer Republik auf, deren Güte und Dauer nach ſeinem Urtheile hauptſächlich von dem Gleichgewichte des Vermögens der Bürger abhing. Aber ſeine Grundſätze waren eben nicht nach dem Sinne Cromwells und der Anhänger deſſelben; es erhoben ſich eine Menge von Kritiken; Harrington antwortete darauf, und dieſe Antworten findet man dem Werke angehängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verurſachten, daß er unter der Regirung Carls II. 1661 in den Tower geſetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unſchuldig befunden wurde, doch in der Gefangenſchaft blieb, und harte Mißhandlungen erfuhr. Darüber fiel er in Wahnſinn und ſtarb im J. 1677.

Harris (James) wurde den 20. Julius 1709 in Salisbury geboren, erhielt daſelbſt den erſten Unterricht, begab ſich 16 Jahre alt, nach Oxford, und ſtudirte hierauf die Rechtswiſſenſchaften in Lincoln's Inn, dem berühmten Rechtscollegio zu London. Nach dem Tode ſeines Vaters aber vertauſchte er die juriſtiſchen Studien mit denjenigen, für die er ſtets eine entſchiedene Neigung gehegt hatte, nämlich der Griechiſchen und Römiſchen Literatur. Im J. 1744 erſchien die erſte Frucht ſeines gelehrten Fleißes unter dem Titel: Three treatiſes, the firſt concerning Art, the ſecond concerning Muſic, Painting and Poetry, the third concerning Happineſs, zwar dialogiſirt, jedoch mehr Abhandlung als Dialog. Im J. 1751 folgte ſeine berühmte philoſophiſche Sprachlehre, das erſte Werk dieſer Art, unter dem Titel: Hermes, or a philoſophical inquiry concerning univerſal grammar. Harris geſtand, daß ihn zuerſt die Minerva des Sanctius zu der ſo tiefen und genauen Erforſchung der Grundſätze der allgemeinen Sprachlehre gebracht habe. Neben den ernſten Wiſſenſchaften beſchäftigte er ſich mit Muſik, einer Kunſt, in der er es ſelbſt ſehr weit brachte, und für deren Aufnahme er ſich in ſeiner Vaterſtadt ſehr intereſſirte. Unter ſeiner Aufſicht wurden daſelbſt Concerte aufgeführt, und jährlich ein muſikaliſches Feſt begangen, zu welchem er ſelbſt das Beſte aus den Werken Italieniſcher und Deutſcher Tonſetzer auswählte, und denſelben Texte aus der Schrift oder aus Milton unterlegte, oder ſie ſelbſt verfertigte. Im J. 1761 ward er zum Parlamentsgliede für den Flecken Chriſt-Church gewählt, und behielt

dieſe Stelle bis an ſeinen Tod. 1762 erhielt er den Poſten eines Lords der Admiralität, und 1763 ernannte ihn der König zu einem Lord der Schatzkammer, welche letztere Stelle er bis 1765 behielt. Nun lebte er wieder eine Zeitlang ohne öffentliches Amt, bis zum J. 1774, wo er Sekretär und Controleur der Königin wurde, ein Poſten, den er bis an ſeinen Tod behielt. Obgleich die mit dieſer Stelle verbundenen Geſchäfte ihn hinderten, ſich, wie vormals, ganz den Wiſſenſchaften zu widmen, ſo hatte er doch Muße gefunden, ſeine Philosophical arrangements auszuarbeiten, welche eigentlich ein Bruchſtück eines größern Werks über die peripatetiſche Logik ſind, das er nicht beendigte. Zuletzt erſchienen ſeine Philosophical inquiries, die eine Geſchichte der Kritik und Betrachtungen über die Proſodie und Aeſthetik enthalten. Er ſtarb den 22. Dec. 1780, 72 Jahre alt. Sein Sohn, Lord Malmesbury, der 1802 die Werke ſeines Vaters herausgab, liefert folgende Charakteriſtik von ihm: Seine tiefe Kenntniß des Griechiſchen, welche er mit dem beſten Erfolg auf die Erklärung der alten Philoſophie anwandte, entſtand aus einer frühen und innigen Bekanntſchaft mit den vortrefflichſten Dichtern und Geſchichtſchreibern in dieſer Sprache. Sie machten nebſt den beſten Schriftſtellern aus dem Zeitalter des Auguſtus ſeine beſtändige und niemals täuſchende Erholung aus. Durch ſeinen vertrauten Umgang mit ihnen ward er in den Stand geſetzt, die tiefern, ernſtern Betrachtungen zu beleben, die man auf jeder Seite ſeiner Schriften findet. Aber ſeine Kenntniſſe ſchränkten ſich nicht auf alte Philoſophie oder philologiſche Gelehrſamkeit ein. Er war auch mit der neuern Geſchichte bekannt, beſaß einen richtigen Geſchmack in allen ſchönen Künſten, und in einer derſelben, der Muſik, war er Meiſter. Sein ſeltener Fleiß machte es möglich, daß er alles das lernen konnte, ohne die Pflichten zu vernachläſſigen, welche er ſeiner Familie, ſeinen Freunden und ſeinem Vaterlande ſchuldig war. Außer den Proben von Arbeitſamkeit und tiefem Nachdenken, die er öffentlich gab, hat er deren eine Menge handſchriftlich hinterlaſſen. Er hatte ſich nicht nur gewöhnt, ſtarke Auszüge aus verſchiedenen Büchern, die er las, zu machen, und kritiſche Bemerkungen und Vermuthungen hinzuzufügen, ſondern er pflegte auch regelmäßig alle Betrachtungen, die ihm während des Leſens beifielen, zu Papiere zu bringen. Aber trotz ſeinen ernſten Beſchäftigungen war er gemeiniglich heiter und aufgeräumt, ſelbſt bis zur Kurzweil. In ſeinem Betragen und ſeiner Unterhaltung war nichts Pedantiſches; er zeigte ſeine Kenntniſſe nie mit Selbſtgefälligkeit, und war als Vater, Gatte und Herr immer gütig und nachſichtig.

Harriſon (John), ein berühmter Engliſcher Mechanikus, der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man ſich zu den Längenbeſtimmungen bedient. Er war 1693 zu Foulby in der Grafſchaft York geboren, und wählte anfänglich das Gewerbe ſeines Vaters, der ein Zimmermann war. Im J. 1726 machte er die Erfindung ſeines Pendels, und wandte es bei zwei faſt ganz aus Holz verfertigten Uhren an, welche dadurch einen ſolchen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß ſie in einem ganzen Monat kaum um eine Sekunde abwichen. 1728 begab ſich Harriſon mit den Zeichnungen zu einer Maſchine, die Meereslängen zu beſtimmen, nach London. Die Maſchine ſelbſt brachte er 1735 zu Stande, und vervollkommnete ſie nach und nach in den Jahren 1739 und 1749. Endlich ſah er durch eine neue Arbeit ſeine eigene Erwartung in einem Grad übertroffen, daß er ſich dadurch angefeuert fühlte, noch einen vierten Zeitmeſſer zu verfertigen,

dem er die Geſtalt einer Taſchenuhr von etwa 6 Zoll im Durchmeſſer gab. Er empfing dafür den Preis von 20,000 Pfund Sterling, welche durch eine Parlamentsacte zur Zeit der Königin Anna demjenigen zugeſichert worden, der ein für die genaue Längenbeſtimmung geeignetes Inſtrument erfinden würde. In ſeinen letzten Jahren verfertigte Harriſon nach den letzten Grundſätzen noch einen fünften Zeitmeſſer, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward, und binnen 6 Wochen nur um 4½ Sekunde abwich. Er ſtarb 1776. Ein Jahr zuvor hatte er noch ein Werk unter dem Titel: Description containing such mechanism as will afford a true mensuration of time, herausgegeben, das man jedoch mit Rückſicht auf des Verf. hohes Alter und gänzliche Unbekanntſchaft mit literariſchen Gegenſtänden beurtheilen muß. Man findet darin zugleich die kurze Berechnung ſeiner neuen Tonleiter oder mechaniſchen Eintheilung der Octave, nach dem Verhältniß, das zwiſchen den Halbmeſſern oder dem Durchmeſſer eines Kreiſes und ſeiner Peripherie Statt findet. Harriſon hatte ein ſehr feines Ohr, und war in ſeiner Jugend ein Meiſter in der Muſik geweſen.

Hart bezeichnet in geiſtigen Werken der Kunſt dieſelbe Eigenſchaft, die wir in materiellen Dingen rauh nennen. Das **Harte** iſt in den bildenden Künſten und in der Muſik das Gegentheil vom Sanften und Weichen, und in den redenden Künſten vom Fließenden. Es entſteht durch plötzlich abgebrochene Uebergänge, durch öftere Unterbrechungen der geraden, leichten, natürlichen Folgen der Rede oder der Töne, der Vorſtellungen, der Formen, der Farben, der Lichter und Schatten. Im Allgemeinen iſt das Harte in allen Werken der Kunſt ein Fehler, der um ſo unverzeihlicher iſt, je gewiſſer die Wirkung aller Kunſtwerke auf unſere Sinnen, unſer Vorſtellungs- und Empfindungsvermögen, einzig und allein von der Schönheit ihrer Form und von den ſanften Uebergängen derſelben abhängt. Unebenheiten und Rauhigkeiten beleidigen unſer moraliſches Gefühl eben ſo ſehr, als das phyſiſche, und ſtoßen uns von der geiſtigen und ſinnlichen Betrachtung des harten, rauhen Gegenſtandes gleich ſtark zurück. Aber ſo richtig dies iſt, ſo gibt es doch auch Gegenſtände der Kunſt, deren Darſtellungsart eine gewiſſe Härte, die jedoch immer weislich geſpart ſeyn muß, nicht nur verträgt, ſondern ſelbſt erfodert. Dahin ſcheinen ſolche Gegenſtände zu gehören, deren Charakter Kraft, Stärke, Größe u. ſ. f. iſt.

Härte iſt die Eigenſchaft der Körper, nach welcher ſie einer beträchtlichen, auf ſie einwirkenden Kraft Widerſtand leiſten, bevor ihre Theile von einander getrennt werden. Abſolut hart iſt kein Körper; er kann jedes Mal nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, deſſen Theile eher als die ſeinigen durch eine einwirkende Kraft getrennt werden, da er in Rückſicht auf andere weich ſeyn kann. Hiemit ſtimmt die dynamiſche Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, bloß auf Graden beruht, über und unter welchen andere Grade bis ins Unendliche möglich ſind. Nach den atomiſtiſchen Grundſätzen kommt den Grundkörpern oder Atomen eine abſolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt.

Harvey (William), ein berühmter Engliſcher Arzt, wurde 1578 zu Folkſtone in Kent geboren, ſtudirte zu Cambridge und Padua, wurde Mitglied des mediciniſchen Collegiums zu London, dann öffentlicher Lehrer der Anatomie und Chirurgie an eben dieſem Collegium, und ſtarb 1657 als Leibarzt Carls I. Er war ein großer Praktiker und ſcharfſinniger Beobachter. Was ihn vorzüglich merkwürdig, je

unſterblich macht, iſt ſeine Lehre vom Kreislaufe des Bluts, wozu ihm die fleißigen Zergliederungen der Thiere Gelegenheit gaben. Sollte er auch nicht der allererſte Entdecker ſeyn, wie Einige behaupten wollen, ſo gebührt ihm doch wenigſtens das unſtreitige Verdienſt, daß er der erſte war, welcher den Kreislauf des Blutes öffentlich und in dem ſyſtematiſchen Zuſammenhange bewies. 1619 gab er in ſeinen Vorleſungen den erſten öffentlichen Vortrag über dieſen Gegenſtand, und 1628 wurde ſein Syſtem unter dem Titel: Exercitatio anat. de motu cordis et sanguinis zu Frankfurt (nicht in London, wie es von Manchen angegeben wird) dem Druck übergeben. Eine neuere Auflage davon kam 1737 in Leyden heraus. Auch ſchrieb er ſpäterhin: De circulatione sanguinis, Roterd. 1649. Das Originalmanuſcript ſeiner Vorleſungen befindet ſich in Hans Sloane's Muſeum. Dieſe Entdeckung vom Kreislaufe des Blutes vollendete den Sturz des Galeniſchen Syſtems, und gab, verbunden mit Descarte's und Newton's Philoſophemen, Veranlaſſung zum Entſtehen des bald wieder aufgegebenen iatromathematiſchen Syſtems, deſſen Urheber Borelli war, welcher dadurch der Medizin die mögligſte Evidenz zu verſchaffen gedachte. Es konnte bei dem damaligen Zeitgeiſte nicht fehlen, daß Harvey durch ſeine Entdeckungen ſich unter den Aerzten viele Gegner und Feinde zuzog, welche ſowohl ihn als ſeine Lehre, die jetzt ganz außer Zweifel iſt, auf alle mögliche Art zu verkleinern und zu unterdrücken ſuchten. So gelang es ihnen, Harvey um den größten Theil ſeiner Praxis zu bringen. Dennoch wurde er von Jacob I., und deſſen Nachfolger, Carl I., deren Leibarzt er war, mit ausgezeichneter Gunſt beehrt. Nicht minder wichtig, als jene Entdeckung, iſt ſeine Lehre von der Erzeugung organiſcher Körper. Harvey's Ausſpruch, daß alles, was lebt, aus Eiern entſteht, wird jetzt als völlig ausgemacht angeſehn, und ſomit die ſogenannte Generatio aequivoca widerlegt, zufolge der die letzten Glieder der organiſchen Kette (wie z. B. Pilze, Schimmelarten u. ſ. w.) noch täglich ohne Eier, bloß durch den zufälligen Zuſammenfluß gewiſſer Stoffe entſtehen ſollen. Harvey ſtützte ſich bei dieſer Behauptung, ſo wie bei der vorigen, ganz auf reine, geprüfte Erfahrung. Er ſchrieb über dieſen Gegenſtand: De generatione animalium Lond. 1651 und De ovo. Seine verſchiedenen Schriften ſind 1766. II. Voll. 4. von Dr. Lawrence in London zuſammen herausgegeben worden. Seine Schreibart iſt lebhaft und edel, wie ſein Charakter. Er erwiderte die hämiſchen Anfeindungen ſeiner Gegner mit ſanfter Schonung und Gelaſſenheit. Harvey's Leben iſt beſchrieben in der angeführten Ausgabe aller ſeiner Werke. Vergl. Haller's Biblioth. anat. Tom. I. p. 363 — 366; und in Ebendeſſ. Bibl. med. pract. T. II. p. 552.

Harwich, der Haupthafen der Engliſchen Provinz Eſſex, eine ſehr geräumige, ſichere und tiefe Bay, worin man wohl 100 Kriegsſchiffe nebſt vielen andern Fahrzeugen zu gleicher Zeit geſehen hat. Der Eingang iſt an der Seite von Suffolk durch Landguard-Port vertheidigt. Nahe bei der Stadt, auf Beacon-Hill, iſt ein ſchöner Leuchtthurm in einer weiten Entfernung ſichtbar und, wegen der gefährlichen Küſte, von großem Nutzen. Ferner iſt hier ein königliches Werft zum Bauen und Ausbeſſern der Kriegsſchiffe. In Friedenszeiten iſt Harwich die Station des Packetbootes für Helvoetſluis. Es treibt bedeutenden Steinkohlenhandel.

Harz, ein hohes Waldgebirg in Niederſachſen, an der Oberſächſiſchen Gränze, das nördlichſte in Deutſchland, welches ſich aus

dem Amte Langelsheim und der Gegend von Goßlar, durch den öſtlichen Theil des Fürſtenthums Grubenhagen, einen Theil der Grafſchaft Wernigerode und des Fürſtenthums Blankenburg bis in die Grafſchaften Hohenſtein und Stolberg, und bis an Harzgerode im Anhaltiſchen, ungefähr 12 Meilen in die Länge und 4 Meilen in die Breite erſtreckt. Es beſteht aus vielen Bergen und Thälern, die labyrinthiſch unter einander wechſeln, und von 36,000 Menſchen bewohnt werden. Durch den Brocken oder Blocksberg, die höchſte Spitze des Harzes, wird er in den Ober- und Unterharz getheilt. Jener iſt im Weſten des Brockens, und das eigentliche Hochgebirge, dieſer im Oſten deſſelben, und die größere Hälfte des Ganzen. Die vorzüglichſten Berge ſind der Brocken, der Rammelsberg, Bruchberg, Andreasberg, Rehberg, Burberg, Heinrichshöhe, Brand, Sonnenberg, Iberg, Winterberg u. ſ. w. Hier entſpringen die Bude, Sieber, Ecker, Holzemme und Radau. Berühmt iſt die Baumanshöhle bei Blankenburg mit merkwürdigen Tropfſteingeſtalten, und noch ſehenswürdiger die nicht weit davon entfernte Bielshöhle (Bielſteinshöhle), welche erſt in den neuern Zeiten entdeckt worden iſt. Die Hauptprodukte des Harzgebirges ſind Holz, das man auf 286,586 Morgen angibt, Eiſen, wodurch jährlich 700,000 Thaler in Umlauf geſetzt werden. Silber, Kupfer, Blei, etwas Gold, Salz u. ſ. w. Beſchreibungen des Harzes hat man von Schröder und Gatterer.

Harz. Im gemeinen Leben verwechſelt man dieſe vegetabiliſche Subſtanz ſehr häufig mit den Gummiarten, mit denen ſie zwar oft verbunden (Gummiharz), darum aber nicht einerlei iſt. Harze nennt man ſolche Subſtanzen, die von ſelbſt aus den Pflanzen hervorquillen, an der Luft erhärten, aber nicht, wie die Gummiarten, im Waſſer, ſondern nur im Weingeiſt ſich auflöſen laſſen, in der Wärme zergehn und flüſſig werden, an der Flamme ſich leicht entzünden, und mehr oder weniger Geruch und Geſchmack haben. Sie ſind beſonders in der Wurzel, dem Holze und den Knoſpen der Pflanzen enthalten, und laſſen ſich aus dieſen Theilen durch die Kunſt ziehen. Im menſchlichen Leben ſind ſie zum Theil ſehr wichtig, z. B. das Harz aus den Nadelbäumen, der Terpentin, der Maſtix und viele andere.

Haſenclever (Peter), einer der ſcharfſinnigſten und vielumfaſſendſten Männer ſeines Standes, der ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte mit einem combinatoriſchen, in die großen Welthändel eingreifenden Geiſte führte und von dieſem höhern Geſichtspunkt aus betrachtete, wodurch er ſich einen dauernden Namen erworben hat. Er war zu Remſcheid im Bergiſchen 1716 geboren, widmete ſich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeſchäften, bereiſete wiederholt die meiſten Europäiſchen Länder, und trieb lange ſehr bedeutende Geſchäfte, vorzüglich in Frankreich, Liſſabon, Cadix, London und Nordamerika. Ein bedeutendes Vermögen, das ſein redlicher Fleiß erworben hatte, ging ihm hier durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren, und er verließ England, für deſſen Amerikaniſchen Eiſenhandel er vortheilhaft zu wirken angefangen hatte, ohne die Früchte ſeiner Anſtrengungen geerntet zu haben. Darauf ließ er ſich zu Landshut in Schleſien nieder, machte ſich hier um den Schleſiſchen Leinwandhandel vielfältig verdient, begründete noch in ſeinem Alter ein anſehnliches Etabliſſement, bei deſſen Verwaltung er allenthalben eben ſo viel Einſicht als Rechtſchaffenheit zeigte, und ſtarb allgemein geachtet im J. 1793.

Haſſan Baſcha, Großvezir des Ottomaniſchen Reichs, war in Afrika geboren, und diente anfangs auf der Marine von Algier. Hier fiel er den Spaniern in die Hände, welche ihn nach Neapel ſchickten. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, ging er nach Conſtantinopel. Die ſanfte und menſchliche Behandlung, die ihm von den Chriſten während ſeiner Gefangenſchaft zu Theil wurde, hatte ihm die günſtigſten Geſinnungen für die Franken eingeflößt, die er ſein ganzes Leben hindurch hegte. Sein Muth zeigte ſich in der großen Schlacht von Tſchesme am 5. Juli 1770, wo die Türkiſche Flotte von den Ruſſen vernichtet ward. Vor der Schlacht hatte er den verzweifelſten Vorſchlag gethan, auf jedes Ruſſiſche Schiff mit einer Caravelle loszugehn, zu entern, und beide Schiffe zugleich in die Luft zu ſprengen. Alle Anführer verwarfen dieſen Plan; Haſſan Baſcha allein führte ihn aus und rettete ſich glücklich. Er ward hierauf zu dem hohen Poſten des Capudan-Paſcha oder Großadmirals erhoben, und wußte ſich in dieſer Würde eine lange Reihe von Jahren hindurch zu erhalten. Sein Anſehn ſtieg immer mehr durch ſeine Unternehmungen in Syrien, und beſonders in Aegypten, wo es ihm gelang, die Rebellen durch die äußerſte Strenge zu unterwerfen. Nachdem er 1775 die Ordnung in Smyrna wieder hergeſtellt hatte, nahm er Gaza, Jaffa und Acre, wo er den Scheik Daher enthaupten ließ. Er durchzog einen Theil Aegyptens und machte eine ungeheure Beute. Als ſich die Beys von neuem empört hatten, ſegelte Haſſan Baſcha im Frühjahr 1786 von Conſtantinopel ab, landete zu Alexandrien, ſchlug die Armee der Rebellen, deren er eine große Menge niederſäbeln ließ, und marſchirte auf Cairo, deſſen er ſich bemächtigte. Beim Ausbruche des Krieges zwiſchen den Ruſſen und den Türken 1788 wurde er zum Großadmiral im ſchwarzen Meere und zum Generaliſſimus der Truppen ernannt, die auf den Küſten operiren ſollten. Er lieferte unentſcheidende Schlachten am 18. und 28. Juni und am 14. Juli. Da aber vom November an das Meer einfror, und Okzakow dadurch ſeine Hauptvertheidigung verlor, ward dieſe Feſtung am 6. Decbr. genommen, ohne daß der Admiral ihren Fall hindern konnte. Dieſe Unfälle führten ſeine Abſetzung herbei; aber der Sultan, der ſeiner Tapferkeit Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ernannte ihn zum Seraskier von Ismael. Er befehligte 1789 ein Corps in Beſſarabien, aber that nichts Wichtiges. Die Türken waren in dieſem Feldzuge auf allen Seiten unglücklich geweſen. Der Großvezir war zu Martineſti bei Fockſan durch die vereinigten Ruſſen und Oeſtreicher geſchlagen worden. In dieſer Bedrängniß ernannte die Pforte ihn zum Großvizir; aber der Greis konnte der von ihm gehegten Erwartung nicht entſprechen, und ſtarb 1790 in einem Alter von 87 Jahren.

Haſſe (Johann Adolph), königlicher Polniſcher und kurfürſtlich Sächſiſcher Obercapellmeiſter, einer der berühmteſten und reichhaltigſten Compoſiteurs Deutſchlands aus den drei erſten Viertheilen des 18ten Jahrhunderts, war zu Bergedorf bei Hamburg im Jahr 1705 geboren, erlernte die erſten Elemente der Muſik an ſeinem Geburtsort, und brachte die erſten Schuljahre in Hamburg zu. Seine außerordentlichen Talente wurden von Johann Ulrich König bemerkt, und dieſer große Muſikfreund, der ſpäter vom König von Polen zum Hofpoeten ernannt wurde, empfahl ihn als Tenoriſten für das Hamburger Operntheater. Der berühmte Muſikus Kaiſer war damals Componiſt an demſelben, und ſeine Meiſterwerke dienten Haſſe zu Muſtern, der ſich binnen vier Jahren als Sänger und Cembaliſt ſo tr-

lich ausbildete, daß ihn der Herzog von Braunſchweig im J. 1722 als Hof- und Theaterſänger zu ſich berief. Schon im folgenden Jahre trat er mit ſeiner erſten Oper, Antigonus, unter vielem Beifall auf. Aber ungeachtet dieſes günſtigen Erfolgs fühlte Haſſe, der ſich bisher ſeinem Genie überlaſſen hatte, ohne ſich den gründlichen Studien des Contrapunkts zu unterwerfen, die Nachtheile dieſer Vernachläſſigung, und beſchloß, die Kunſt des Satzes in einer der berühmten Schulen Italiens gründlich zu erlernen. Er reiſete im J. 1724 nach Italien, und ſtudirte unter dem berühmten Porpora in Neapel. Scarlatti lernte ihn zufällig in Geſellſchaft kennen, und gewann ihn wegen ſeiner Talente und Beſcheidenheit ſo lieb, daß er ihm ſeinen Unterricht ſelbſt anbot; ja die Zuneigung des würdigen Greiſes ging ſo weit, daß er ihn nicht anders als ſeinen Sohn nannte. Im J. 1725 bekam Haſſe die erſte Gelegenheit, ſich als Compoſiteur zu zeigen, indem ein reicher Banquier ihm die Verfertigung einer Serenate auftrug. Sie wurde Urſache, daß er den ehrenvollen Auftrag bekam, die Oper in Muſik zu ſetzen, welche nächſten Mai auf dem königlichen Theater gegeben werden ſollte. Dieſe Arbeit gründete ſeinen Ruf vollſtändig und gewann ihm bei den Italienern den Namen il caro Sassone. Von jetzt an ſtritten alle große Theater Italiens um die Ehre, Haſſe als Capellmeiſter an der Spitze ihres Orcheſters zu haben. Im Jahr 1727 ging er nach Venedig, wo er ſeine nachherige Gattin, Fauſtina Bordoni, damals in ihrer ſchönſten Blüthe und der Gegenſtand allgemeiner Verehrung, als ſie ihn einſt in einer Academie auf dem Flügel ſpielen hörte, ihm ihre Gunſt ſchenkte und ſeine gute Aufnahme beförderte. Es wurde ihm hier die Capellmeiſterſtelle am Conservatorio degli incurabili übertragen. Sein Ruhm, der ſich jetzt auch nach Deutſchland ausbreitete, verſchaffte ihm den Ruf als Obercapellmeiſter nach Dresden mit einem Jahrgehalt von 12,000 Thalern für ſich und ſeine Gattin. Haſſe nahm dieſes eben ſo vortheilhafte als ehrenvolle Anerbieten an, aber da man ihn gleich dringend nach Italien einlud, hielt er ſich bis 1740 wechſelsweiſe dort und in Deutſchland auf. Früher hatte man ihn nach London berufen und ihm die Direktion der dortigen Oper angetragen, um bei den Zwiſtigkeiten mit Händel dieſem einen würdigen Componiſten entgegen zu ſtellen. Lange widerſtand ſeine Beſcheidenheit, und erſt nach wiederholten Auffoderungen ging er 1733 nach England, wo er zwar mit großen Ehren empfangen wurde und ſeine Oper Artaxerxes unter allgemeinem Beifall aufführte, deſſen ungeachtet aber nicht lange verweilte. Er kehrte nach Dresden zurück, und da ſein Nebenbuhler Porpora dieſe Stadt verlaſſen hatte, ſo beſtimmte ihn dieſer Umſtand, verbunden mit der günſtigen Aufnahme, die er am Hofe fand, 1740 daſelbſt ſeinen feſten Sitz zu wählen. In dem Feldzuge von 1745 kam am 18. Decbr. nach der Schlacht von Keſſelsdorf Friedrich der Große nach Dresden. Dieſer Kunſtliebende Fürſt, der Haſſe's Talente ſelbſt kennen zu lernen wünſchte, befahl ihm, eine ſeiner Opern auf dem großen Theater in ſeiner Gegenwart aufzuführen. Haſſe wählte den Arminio, und ward von dem Könige mit 1000 Thalern und einem Diamantring dafür beſchenkt. Der Verluſt ſeiner Tenorſtimme 1755 kränkte ihn bei weitem weniger, als der Verluſt ſeiner ſämmtlichen Bücher und Handſchriften, welche eben zur vollſtändigen Ausgabe aller ſeiner Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Bei den nachherigen Veränderungen des Hofes in Penſion verſetzt, begab er ſich 1763 nach Wien, wo er

außer verſchiedenen andern ſeine letzte Oper Ruggiero componirte, und endlich um das das Jahr 1770 mit ſeiner ganzen Familie nach Venedig, woſelbſt er ſeine Thätigkeit noch an verſchiedenen Arbeiten bewährte und 1783 ſein Leben beſchloß. Noch wenige Jahre vorher hatte er für ſeine Beerdigung ein Requiem geſetzt, welches von der Kraft ſeines Geiſtes auch im hohen Alter zeugt. Man erkennt Haſſe mit Recht für den natürlichſten, eleganteſten und einſichtsvollſten Tonſetzer ſeiner Zeit an, der beſonders die Stimme als Hauptgegenſtand betrachtete, und die Inſtrumentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie gemangelt hätte, ſo einfach wie möglich anbrachte. Als einem Schüler von Leo, Vinci, Porpora und Pergoleſe, genügte ihm das Einfache und Natürliche. Geſchrieben hat er ſo viel, daß er ſelbſt geſtand, er würde manches ſeiner Stücke nicht wieder erkennen, wenn er es zu Ohren oder Geſicht bekäme. Von Metaſtaſio hat er, außer dem Themiſtokles, alle Opern, und die meiſten zwei und mehrmals componirt. Sein Aeußeres war angenehm, und ſein Herz eben ſo vortrefflich als ſein Talent ausgezeichnet. — Seine Gattin, Fauſtina, geboren zu Venedig 1700 in der Familie Bordoni, verdient als eine der größten und ſchönſten Sängerinnen des 18ten Jahrhunderts beſondere Erwähnung. In ihrem ſechzehnten Jahre betrat ſie zuerſt in ihrer Vaterſtadt das Theater; überall, wo ſie ſich hören ließ, ward ſie als eine neue Sirene vergöttert. Zu Florenz wurden ihr zu Ehren Denkmünzen geprägt, und ihr Ruf, durch ihre blühende Schönheit noch vermehrt, war außerordentlich. Im J. 1724 ging ſie mit 15,000 Fl. Gehalt nach Wien, und 1726 wurde ſie unter noch vortheilhafteren Bedingungen nach London berufen. In Dresden, wo ſie ſich mit Haſſe verband, ſang ſie 1731 zum erſten Mal, und war ſeitdem die treue Gefährtin ihres Gatten. Eene vortreffliche Schilderung dieſer ſeltenen Frau hat Rochlitz geliefert in ſeinen Denkmalen glücklichen Stunden. Bd. I.

Häßlich nennen wir diejenige Form eines Dinges, die auf unſer Gefühlsvermögen eine der Schönheit entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt. Häßlich iſt, was unmittelbar durch ſeine Form Mißvergnügen erregt, auch ohne daß wir es uns in einer nähern Beziehung mit uns denken, was Mißvergnügen erregt, indem man ſich bei Auffaſſung der Form der ſubjektiven Zweckwidrigkeit derſelben bewußt wird, d. h. ſich bewußt wird, daß dieſe Auffaſſung Verſtand und Einbildungskraft in einen unnatürlichen und unbehaglichen Zuſtand verſetzt. Widrig iſt eine Sache dem Einzelnen; das Häßliche iſt für Alle häßlich. Aber die Wirkung der Häßlichkeit wird vorzüglich durch Beigeſellung moraliſcher Begriffe erhöht, oder gemildert. Ausdruck von Laſtern macht uns ein Geſicht noch häßlicher, Ausdruck von Tugend ſiegt endlich über die phyſiſche Häßlichkeit und kann ſie in unſern Augen ganz vertilgen.

Haſtings (Warren), berühmt durch einen der weitläuftigſten, ſchwierigſten und koſtſpieligſten Proceſſe, gelangte 1774 durch die Begünſtigung Lord North's zu der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs der Engliſchen Beſitzungen in Oſtindien. Er verwaltete ſein Amt unter ſchwierigen Umſtänden, vergrößerte und befeſtigte die Macht der Compagnie auf Koſten der Oſtindiſchen Fürſten, was allerdings nicht ohne Bedrückungen und Ungerechtigkeiten geſchehen konnte, und zeigte ſich zugleich als einen Freund und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften. Als aber Lord North im J. 1782 mit ſeiner Partei aus dem Miniſterium verdrängt worden, waren deſſen Gegner

bemüht, auch ſeinen Anhängern und Schützlingen ein gleiches Schickſal zu bereiten. Haſtings wurde auf ihren Antrieb zurückberufen, und ſogleich bei ſeiner Ankunft in England in ein faſt unüberſehbares Labyrinth von Anklagen und Beſchuldigungen verwickelt. Die vorzüglichſten Redner der Oppoſitionspartei, ein Fox, Burke, Sheridan und Andere traten wider ihn auf, feſt entſchloſſen, die ganze Fülle ihrer Beredſamkeit zu ſeinem Verderben wirken zu laſſen. Er ward beſchuldigt, in Oſtindien mit tyranniſcher Willkühr gehandelt, unmäßige Geldſummen erpreßt, den Untergang mehrerer Fürſten befördert, und Räubereien und Bedrückungen aller Art ungeſcheut ausgeübt zu haben. Am 17. Febr. 1786 brachte Burke die Anklagen gegen ihn vor das Unterhaus, und wurde damit im Mai 1787 an das Oberhaus verwieſen. Der perſönlichen Haft entging Haſtings durch die Leiſtung einer anſehnlichen Caution und durch Beibringung einiger unverwerflichen Bürgen. Die Feierlichkeiten, welche eine Verhandlung einer Rechtsſache vor dem Oberhauſe erfodert, und die Langſamkeit, welcher ein jeder Proceß vor den Parlamentern um deswillen unterworfen iſt, weil er nur unter beſtändigen Unterbrechungen fortgeführt werden kann, verzögerte das Endurtheil mehrere Jahre lang. Das Oberhaus konnte während der kurzen Dauer ſeiner Sitzungen in einer ſo weitläuftigen Sache nie zum Ende kommen. Manche Anklagepunkte erfoderten eine genaue Unterſuchung und Kenntniß der Oſtindiſchen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Oſtindien nach London berufen werden mußten. Die Reden der Ankläger waren ſo weitläuftig, daß für eine einzelne oft mehrere Tage erfodert wurden. Alle dieſe Umſtände verurſachten eine ſo große Zögerung, daß man bereits am 15. April 1794 die 120ſte Sitzung im Oberhauſe hielt, ohne zu Ende gekommen zu ſeyn. Das Publikum hatte ſich indeß faſt einſtimmig für Haſtings erklärt, und die Rückkehr des Lord Cornwallis aus Oſtindien wirkte noch mehr zu ſeinen Gunſten. Dieſer Mann, der in dem Lande ſelbſt die genaueſten Forſchungen und Unterſuchungen angeſtellt hatte, ſprach durchaus zum Vortheil des Angeklagten, und machte auf die großen Verdienſte deſſelben aufmerkſam, Oſtindien den Engländern durch ſeine Maßregeln zu einer Zeit erhalten zu haben, wo der Abfall der Amerikaniſchen Staaten für alle übrigen Colonien ein gefährliches Beiſpiel werden konnte. Lord Thurlow machte endlich zu Anfang des J. 1795 zur endlichen Beendigung der Sache den Vorſchlag, daß jedes Mitglied des Oberhauſes namentlich aufgerufen, und auf Pflicht und Gewiſſen ſein Schuldig oder Unſchuldig über Haſtings ausſprechen ſolle. Dies geſchah, und ſo wurde Haſtings am 13. April 1795 durch die Mehrheit der Stimmen von allen Anklagepunkten frei geſprochen, und bloß zu den Proceßkoſten verurtheilt, welche 71,080 Pfund Sterling betrugen. Er hatte indeß in ländiſcher Einſamkeit gelebt und ſeine Vertheidigung geſchickten Sachwaltern überlaſſen. Die Oſtindiſche Compagnie entſchädigte ihn durch einige anſehnliche Geſchenke: die Gunſt des Königs hatte er nie verloren.

Hatſcherif wird ein Befehl genannt, der unmittelbar vom Türkiſchen Kaiſer kommt, und den dieſer eigenhändig, gewöhnlich mit den Worten: „mein Befehl ſoll nach ſeiner Form und nach ſeinem Inhalt vollzogen werden,“ unterſchreibt, welche Worte mit goldener Einfaſſung oder ſonſt ausgezeichnet werden. Ein alſo ertheilter Befehl iſt unwiderruflich.

Haubitze iſt ein grobes Geſchütz, welches den Uebergang von Kanonen zu Mörſern macht. Aus derſelben kann man nicht nur horizontal, wie mit einer Kanone, ſondern auch wie mit einem Mörſel im Bogen ſchießen, und Bomben in die Baſtionen und unter die Armeen werfen. Sie hat zu dem Ende eine Kammer wie ein Mörſer, nur einen etwas längern Lauf, der aber doch kürzer als bei Kammerſtücken, und ungefähr nur 5 Caliber lang iſt. Man wirft Kugeln von 30 Pfund, wie auch Kartätſchen und Granaten daraus. Ihre Erfindung wird von Einigen den Holländern, von Andern den Engländern zugeſchrieben; aber wahrſcheinlich gehören die Haubitzen zu den Deutſchen Erfindungen, weil auch Ausländer ihnen denſelben Namen geben, denn bei den Engländern heißt dies Geſchütz **Howitzer** und bei den Franzoſen **Obuſe**. Die Erfindung mag übrigens nicht neu ſeyn, denn beim J. 1512 werden Geſchütze zu Breslau genannt, worunter auch **Hafnitzen** vorkommen.

Haugwitz (Chriſtian Heinrich Carl, Graf von), königl. Preußiſcher erſter Staats- und Kabinetsminiſter, wurde 1758 in Schleſien arf einem ſeiner väterlichen Güter geboren. Mit allen Mitteln ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine vorzüglich empfindſame, mit einem gewiſſen Grad von Idealität ausgeſtattete Gemüthsart. Auf ein ſo zartes Herz machte die unbefangne ſtille Betriebſamkeit, die reine und offene Denkart jener frommen Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut einen tiefen Eindruck; das ſtille patriarchaliſche Leben der ehrwürdigen Vorzeit ſtand vor ſeinem Auge, und ließ ihn in den Verhältniſſen der Alltagswelt nur Zerſtreuungen finden, welche den Menſchen hindern, ſich ſeiner bewußt, mit ſich ſelbſt vertraut zu werden. Daher die Spuren von Reſignation, von ſtiller, einfacher, kein Aufſehn erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben, und die Beweiſe von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz,s Leben nur ein fortſchreitendes Muſter aufſtellt. Er bezog die Univerſität Göttingen, und verweilte daſelbſt mehrere Jahre. Seine Denkweiſe befeſtigte ſich, wie ſein Gefühl und ſein Geſchmack für das Schöne ſich freier zu bewegen begannen. Er war nicht lange in ſeine Heimath zurückgekehrt, als er, der Neigung ſeines Herzens folgend, ſich mit der Tochter des berühmten Generals von Tauenzien verband und mit ihr eine Reiſe nach Italien antrat. Hier weidete er ſeinen Geiſt an den Schätzen der Natur und Kunſt, welche dies reichbegabte Land ihm darbot; mehrere Jahre lang feſſelten ihn Venedig und Toscana. Zu Florenz trat er in ein freundſchaftliches Verhältniß mit Leopold II. Familienverhältniſſe riefen endlich Haugwitz nach Schleſien zurück, wo er ſich in der Verſchönerung ſeiner Beſitzungen gefiel, und durch ſeinen anſpruchloſen Eifer, nützlich zu ſeyn, ſich Achtung und Liebe erwarb. Die Schleſiſchen Stände gaben ihm davon einen öffentlichen Beweis, indem ſie ihn zum General-Landſchaftsdirektor wählten. Indeß erwartete ihn bald ein höherer Wirkungskreis. Nach Joſephs Tode hatte Leopold II. den Kaiſerthron beſtiegen. Dieſer wünſchte im Einverſtändniß mit Preußen gewiſſe weitumfaſſende Plane, die er entworfen hatte, auszuführen; aber ſeine durch den Preußiſchen Geſandten Jacobi-Klöſt gemachten Anträge fanden in Berlin, wo Herzberg noch an der Spitze des Kabinets ſtand, keinen Eingang. Der Kaiſer ſchrieb die Schuld dem Geſandten zu, und kam auf die Idee, Friedrich Wilhelm II. auf den Grafen Haugwitz aufmerkſam zu machen und ſich denſelben zum Geſandten an ſeinem Hofe zu erbitten. Der König gab dieſem Wun-

ſche um ſo leichter nach, da die zahlreichen Widerſacher Herzbergs dieſe Gelegenheit gern ergriffen, Haugwitz in dem günſtigſten Lichte zu zeigen. So überraſchte dieſen ſehr unerwartet der Antrag, ſich als Geſandter nach Wien zu begeben; er wandte ſeine Unbekanntſchaft und Ungeübtheit in diplomatiſchen Geſchäften dagegen ein. Da er indeß wohl einſah, daß er durch ausharrende Weigerung zwei mächtigen und erhabenen Fürſten mißfallen müſſe, nahm er den Geſandtſchaftsposten an, verbat ſich jedoch jede Gattung der Beſoldung, ſich vorbehaltend, aus eigenen Mitteln die Würde ſeines Königs in der großen Kaiſerſtadt zu repräſentiren. Mit Haugwitz's Ankunft am Wiener Hofe ſchien Leopold ſeinen Zweck erreicht und einen erwünſchten Vermittler zwiſchen ſich und dem Preußiſchen Hofe gefunden zu haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig geübt in der Staatskunſt und zu wenig vertraut mit ſeinem Wirkungskreiſe, an einer Reihe von Unterhandlungen Theil nahm, über deren Reſultate er nicht zu entſcheiden vermochte und welche Preußens wahrem Intereſſe zuwider waren. Die Reichenbacher Convention und der Pilnitzer Vertrag werden als die Grundübel angeſehen, durch welche Preußens Fall vorbereitet wurde. Die Folgen jener fehlerhaften Schritte fingen bereits an durch den unglücklichen Rückzug aus der Champagne, den zweckloſen Kampf am Rhein und in Polen ſichtbar zu werden, als Herzberg von der öffentlichen Laufbahn abtrat, und Friedrich Wilhelm, der ein großes Vertrauen zu Haugwitz gefaßt hatte, dieſen zu ſich berief und beauftragte, alle Kabinetsverhandlungen einzuleiten. Er erhielt das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, dirigirte als Präſes alle Kabinetsverhandlungen, und wußte, trotz mancher kritiſchen Verwicklungen, Preußen in ſeiner Würde zu erhalten und gleichſam zum Mittelpunkt aller politiſchen Verhandlungen zu machen. Friedrich Wilhelm II. belohnte noch kurz vor ſeinem Tode die Verdienſte ſeines Miniſters mit dem ſchwarzen Adlerorden. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg, behielt Haugwitz nicht nur ſeinen vollen Wirkungskreis, ſondern empfing noch größere Beweiſe des königlichen Vertrauens. Man bemerkte in der Art wie er die politiſchen Angelegenheiten leitete, ein entſchiedenes Beſtreben, Preußen und Frankreich einander zu nähern, und Frankreichs Machthaber wußten ihn dabei ſo zu begünſtigen, daß er ſein Syſtem mit einer Würde behaupten konnte, die ſelbſt dem Preußiſchen Hauſe Vortheile gewährte. Preußen machte bedeutende Acquiſitionen, und ward in ſeinem Vertrauen immer mehr befeſtigt. Als aber im Jahr 1803 die Franzöſiſchen Truppen Hannover beſetzten, erſchien dieſer Schritt als gefährlich für die Neutralität des nördlichen Deutſchlands, welche Preußen bisher zu behaupten ſuchte, und der König erhielt eine andere Anſicht ſeiner politiſchen Lage. Hardenberg vor allen bewirkte dieſe Veränderung. Seine Bekanntſchaft mit allen politiſchen Verhandlungen, ſo wie mit den wichtigſten Männern, die auf dem Schauplatze der Welthändel figurirten, ſeine Verbindungen und Talente gaben ſeiner Meinung Gewicht. Haugwitz, der aus inniger Ueberzeugung gehandelt hatte, konnte ſeine Grundſätze eben ſo wenig aufgeben, als ſein friedlicher Charakter ihm Widerſtand erlaubte. Unter dem Vorgeben, daß einige Unpäßlichkeit ihn veranlaßt habe, beim Könige den Urlaub nachzuſuchen, ſich auf ſeine Güter zurückziehen zu dürfen, räumte er Hardenberg ſeinen Platz, der, um ſeines Vorgängers Syſtem nicht ganz zu verdrängen, eine

ſtrenge Neutralität geltend machte. Indeß führte der Durchmarſch der Franzoſen durch Anſpach 1805 Differenzen herbei, die ſogleich den Krieg zur Folge gehabt haben würden, wäre nicht der friedliebende König um ſo geneigter zur Unterhandlung geweſen, als bereits während ſeiner Rüſtungen die Ereigniſſe von Ulm eingetreten waren. Aber Napoleon wollte nur mit einem Mann unterhandeln, deſſen Grundſätze ihm ſchon eine erprobte Anhänglichkeit an ſeinen Ideengang verrieth; und ſo verließ Haugwitz die Ruhe des Landlebens, erſchien in Wien, wo Napoleon ſich eben zur Schlacht von Auſterlitz anſchickte, und war ſo glücklich, auch dies Mal die Würde Preußens durch eine leidliche Convention zu retten. Hannover wurde an Preußen übergeben und die Neutralität Norddeutſchlands anerkannt. Haugwitz hatte zur Zufriedenheit ſeines Monarchen unterhandelt, und da ſich das Berliner Cabinet wieder den Grundſätzen dieſes Statsmannes näherte, ſo ward ihm das vorige Vertrauen wieder zu Theil; er nahm aufs neue aus Hardenbergs Händen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Während aber die Beſitznahme Hannovers Preußen mit England entzweite, dem ſich Frankreich um dieſelbe Zeit näherte, trübten ſich die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und Preußen mehr als je. Haugwitz begab ſich abermals als Vermittler nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache zu ſeinem Könige zurück, den er bereits an der Spitze ſeines Heeres fand. Er war Zeuge der Jenaer Schlacht, zog ſich nach derſelben auf ſeine Güter in Schleſien zurück, und ging ſpäter, um dem feindlichen Heere auszuweichen, nach Wien. Er iſt ſeitdem aus dem Privatſtande nicht wieder hervorgetreten.

Hauptbuch, auch Capital-Extract-Auszugsbuch genannt, iſt das vornehmſte Handelsbuch der Kaufleute, beſonders beim doppelten Buchhalten, in welchem ſie, weil es ein kurzer Auszug aller Bücher iſt, den ganzen Zuſtand ihrer Handlung leicht und ſchnell überſehen können.

Hauptſatz oder Thema heißt in einem Tonſtück diejenige muſikaliſche Periode, in welche die Hauptempfindung des Ganzen gelegt iſt. In Fugen hat der Hauptſatz den Beinamen Führer. So wie der Redner aus dem Hauptgedanken die Nebenideen entwickelt, auf Nebenſätze, Gegenſätze, Zergliederungen u. ſ. w. übergeht, und ſich rhetoriſcher Figuren bedient, die alle zur Bekräftigung ſeines Hauptſatzes abzwecken, auf gleiche Weiſe verfährt der Tonſetzer in Behandlung des von ihm aufgefaßten Thema's; er bearbeitet es in Abſicht auf Harmonie, Modulation, Begleitung, Wiederholung u. ſ. w. dergeſtalt, und ſetzt es in ſolche Verbindungen, daß es immer mehr an Neuheit und Intereſſe gewinnt, daß die beſonders in der muſikaliſchen Schreibart ſo nothwendigen Epiſoden nicht ſtören und der Einheit des Ganzen ſchaden u. ſ. w. Aus der Anlage eines Hauptſatzes leuchtet das Genie eines Tonkünſtlers, aus der Art, ſelbigen zu behandeln, ſein muſikaliſcher Scharfſinn und ſeine Kenntniß der Harmonie. Beide müſſen zu einem wahren Kunſtprodukte ſich vereinigen.

Hauptton oder **Grundton** heißt derjenige Ton, deſſen diatoniſche Tonleiter bei Anordnung eines Tonſtücks zum Grunde gelegt iſt, nach welcher man die Art der Ausweichung in andere Töne, die hier Nebentöne heißen, einrichtet, d. h., ſelbige entweder zu harten oder weichen Tonarten macht, und endlich deſſen Dreiklang ſowohl am Anfange als am Ende des Tonſtücks gehört wird, oder welcher das

Tonſtück anfängt und ſchließt. Es kann jeder in das gegenwärtige Syſtem eingeführte Ton zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden, nur müſſen alsdann die Nebentöne hienach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältniſſe geſetzt werden. Die Intervallen der Tonleiter des Grundtones entſcheiden, ob man die Tonart für die Nebentöne, oder die vom erſten und zweiten Grade der Verwandtſchaft u. ſ. w. hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Tonleiter die Terze derſelben groß vor, ſo nimmt man die Tonart hart, kommt ſie als klein vor, ſo nimmt man ſie weich. — In einem andern Sinne heißt auch derjenige Ton Haupt- oder Grundton, welcher in einem Accord der tiefſte iſt, weil gleichſam die ganze Harmonie auf ihn gegründet iſt, und aus ihm ſich entwickelt. Bisweilen heißt auch Hauptton derjenige, der als beziffert in Tonſtücken vorkommt, zum Unterſchied derjenigen Töne oder Noten, welche man durchgehend nennt.

Hauſen, Ruſſiſch Beluga, iſt ein zum Störgeſchlechte gehöriger Fiſch, der ſich im Mittelländiſchen, Schwarzen und Kaſpiſchen Meer aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andere große Flüſſe kommt. Sein Fang iſt beſonders für Rußland von Wichtigkeit. Das Fleiſch wird theils geſalzen, theils getrocknet genoſſen, der Rogen liefert den Caviar, und aus der Schwimmblaſe wird der unter dem Namen Hauſenblaſe bekannte Fiſchleim bereitet. Die Haut endlich gebrauchen die gemeinen Ruſſen ſtatt der Fenſterſcheiben.

Hausmittel nennt man ſolche Mittel, welche meiſtens in der Haushaltung vorräthig ſind, und ohne künſtliche pharmaceutiſche Zubereitung bei Kranken angewendet werden können. Der Mißbrauch, den manche Perſonen mit dieſen Mitteln trieben, der Schaden, welchen ſie durch voreilige und unrichtige Anwendung derſelben oft ſtifteten, hat dieſe unſchuldigen Mittel in übeln Ruf gebracht; allein es läßt ſich nicht läugnen, daß die Vorwürfe nur die voreilige und unrichtige Anwendung, nicht die Mittel ſelbſt, treffen. In Hufelands Makrobiotik iſt, nebſt einem Verzeichniß von einigen Hausmitteln, auch eine kurze Anleitung zu deren Gebrauche zu finden. H.

Haut iſt die äußere Umkleidung der thieriſchen Körper, gewiſſermaßen auch der Pflanzen. Sie iſt von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit, und jedes Mal dem innern Baue des Thieres angepaßt. Wir begnügen uns, hier die Haut des Menſchen etwas genauer zu beſchreiben. Dieſe beſteht aus mehrern über einander gelegten Hüllen, wovon die unterſte die eigentliche Haut heißt, und ihrer Struktur nach mit einem Filze zu vergleichen iſt. Sie bildet ein bald dickeres, bald dünneres mit einer Menge von Gefäßen verſehenes Gewebe. In dieſen Gefäßen enden die äußerſten und feinſten Spitzen der Nerven und Adern. Unter ihr liegt die ſogenannte Fetthaut, welche ebenfalls an einigen Stellen dicker als an andern iſt, und dazu dient, die Geſchmeidigkeit der Muskeln zu erhalten. Ueber der eigentlichen Haut befindet ſich die Netzhaut, eine ſchleimichte Subſtanz, welche unmittelbar unter dem äußerſten Häutchen oder der Epidermis liegt, zu deren Ernährung ſie beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Da die oberſte Haut ſehr dünn und durchſichtig iſt, ſo gibt eigentlich die Netzhaut dem Körper ſeine Farbe. Die Epiderme des Europäers und Negers iſt einerlei; aber die Netzhaut iſt bei dieſem ſchwarz und bei jenem fleiſchroth. Die Epiderme läßt ſich ohne Schmerz abſchälen, iſt ſchuppenartig und ebenfalls von ungleicher Dicke. Ihr Zweck iſt vornehmlich, die Nervenſpitzen zu beſchützen,

die außerdem bald abgeſtumpft werden würden. Da ſie keine Feuchtigkeit durchläßt, ſo ſchützt ſie zugleich den Körper vor dem Austrocknen. Zieht man ſie von todten Körpern ab, ſo ſchrumpfen ſie ein und verdorren. Auf ihrer Oberfläche entdeckt ſchon das bloße Auge mancherlei Unebenheiten, die ſehr regelmäßig geordnet ſind, wie man unter dem Vergrößerungsglaſe wahrnimmt. Man erblickt die Poren oder Schweißlöcher in bewunderswürdiger Regelmäßigkeit zwiſchen den parallellaufenden Furchen einander gegenüber geſtellt, durch deren in der Mitte befindliche Oeffnungen die feinſten Flüſſigkeiten in Dampfgeſtalt ausgeführt werden.

Hautkrankheiten, Abweichungen der Haut von ihrem geſunden Zuſtande, mit einer ſichtbaren Veränderung in ihrer Form, Farbe und Struktur, als dem einzigen oder doch hauptſächlichſten Symptome, verbunden. Man rechnet daher gewöhnlich unter Hautkrankheiten, nicht die fieberhaften Ausſchläge mit, z. B. die Blattern, Maſern, den Scharlach u. ſ. w., weil hier der ganze Körper angegriffen, und, wenigſtens in praktiſcher Hinſicht, mehr das Fieber, als der Hautausſchlag, Hauptſymptom iſt; ſondern man verſteht unter Hautkrankheiten gemeiniglich bloß die ſogenannten chroniſchen Ausſchläge. Will man die Urſachen aller Hautkrankheiten in Krankheiten der Säfte ſuchen, und dieſe zur Hauptſache machen, ſo iſt dies theils bei den meiſten noch unerwieſen und unerweislich, theils widerſpricht dieſem die Erfahrung, daß manche Hautkrankheiten, wie z. B. die Krätze, bloß durch äußere Anſteckung ſchnell entſtehen und im Anfange blos durch äußerliche Mittel geheilt werden können. Da jedoch der organiſche Körper ein Ganzes bildet, und das Leiden des einen Syſtems ſich auf das andere fortpflanzen kann, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Urſache mancher Hautkrankheit in dem Leiden eines andern Syſtems liegen kann. Die Eintheilung der Hautkrankheiten könnte am füglichſten nach den verſchiedenen Theilganzen geſchehen, aus welchen das Hautorgan beſteht, alſo in Krankheiten der Lederhaut, des malpighiſchen Schleimnetzes und des Oberhäutchens; allein da die Bearbeitung dieſer Krankheiten noch nicht weit genug gediehen iſt, um einer jeden mit Beſtimmtheit ihren Platz anzuweiſen, ſo hat man ſich noch anderer Eintheilungen bedient. Die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Hautkrankheiten und ihrer äußern Erſcheinungen iſt ſehr groß, daher ihre Unterſcheidung, zumal bei dem Mangel an getreuen Abbildungen, und bei der Schwierigkeit einer genauen und deutlichen Beſchreibung, ſehr ſchwer. Einige äußern ſich durch bloße Ausſchwitzung einer Feuchtigkeit, mit einigen Blätterchen, die ſich kaum von der natürlichen Hautfarbe unterſcheiden, und von unausſtehlichem Jucken dieſer Theile begleitet: das Hautjucken (prurigo, Willan.); andere erſcheinen als kleine Bläschen der Oberhaut, und enthalten etwas klare Feuchtigkeit in ſich, z. B. die verſchiedenen Arten Frieſel; andere ſtellen kleine entzündete Puſteln dar, welche ihren Sitz tiefer in der Lederhaut zu haben ſcheinen, und bis auf die Oberfläche hervorbrechen, z. B. die Krätze, das eiternde Frieſel, manche Flechtenarten; andere erſcheinen als ein ſich weit ausbreitender Ausbruch von Blätterchen, die gewöhnlich in einen kleienähnlichen Schorf übergehen, ſich abſchuppen und beſtändig erneuern, wohin gleichfalls mehrere Arten der Flechten (Lichen) gehören; andere zeigen ſich als ſchuppenartige Ausartung der Oberhaut, als trockene Schwinden; andere als bloße Ausſchwitzung einer dicken Feuchtigkeit, die einen erhabenen Schorf bildet, z. B. der Milchgrind u. ſ. w. H.

Hautelisse iſt eine Art künſtlicher Gewebe oder Tapeten aus Seide und Wolle, welche bisweilen auch mit Gold und Silber erhöht ſind, und allerlei Figuren von Menſchen, Thieren, Landſchaften u. ſ. w. vorſtellen. Sie wurden in Frankreich unter Ludwig XIV. durch treffliche Zeichnung verſchönert, und auch in Deutſchland, Rußland u. ſ. w. eingeführt. Man theilt ſie in Haute-liſſe und Baſſe-liſſe ein, wovon der Unterſchied jedoch bloß in den horizontalen oder perpendicularen Rahmen liegt, auf welchen ſie gearbeitet werden.

Hautrelief, ſ. Basrelief.

Havanah (S. Chriſtoval de la), eine große Stadt mit einem Hafen auf der Nordweſtküſte der Inſel Cuba. Der Hafen, der zu den ſchönſten in der Welt gehört, faßt 1000 Schiffe, und gibt ihnen ſo vollkommenen Schutz, daß ſie nicht einmal der Anker und Taue bedürfen. Da der ſchmale Eingang nur einem einzelnen Schiff auf einmal den Durchgang erlaubt, ſo iſt es nicht nöthig, ihn mit einer Kette zu ſperren. Die Stadt iſt auf der Landſeite mit einem Wall und Graben umgeben, nach dem Hafen zu liegt das kleine aber ſtarke Werk el Fuerte. Der Eingang in den Hafen iſt durch die Forts Morro und Puntal gedeckt. Außerdem ſind in neuern Zeiten noch mehrere Caſtelle angelegt worden. Die ſchöne und regelmäßig gebaute Stadt berührt die beiden Arme des Fluſſes Lagida, und hat ungefähr 30,000 Einwohner, mehrere prächtige und reich ausgeſchmückte Kirchen, ein Hoſpital für Soldaten, und eine Univerſität, die in den Händen der Dominikaner iſt. Der Mangel an gutem Trinkwaſſer muß durch Ciſternen erſetzt werden. Hier war der Sammelplatz der Spaniſchen Flotten, die aus den verſchiedenen Häfen von Amerika nach Spanien zurückkehren. Gegenwärtig iſt ſie in den Händen der Engländer.

Haverei, Haverie, ſ. Averie.

Hawkesbury (Robert Banks Jenkinſon), ein Sohn des Grafen Liverpool, eines der Chefs von der Douanenverwaltung. Er wurde den 7. Juni 1770 geboren, fing ſeine Studien im Collegium von Chaſtenhouſe an, wo er mit der Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache vertraut ward, und beendigte ſie in dem Chriſtuscollegium zu Oxford, aus dem er mit den gründlichſten Handlungs-, Manufaktur- und Finanzkenntniſſen trat. Als er hierauf nach Frankreich gegangen war, wurde er Augenzeuge von der Einnahme der Baſtille, und überſchickte dem Engliſchen Miniſterium eine charakteriſtiſche Schilderung der berühmteſten Perſonen das Franzöſiſchen Hofes, und derer, die ſich um dieſe Zeit einen Namen machten. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland wurde er 1790 von dem Flecken Rye in der Grafſchaft Suſſex zum Mitglied des Parlaments gewählt, da er aber noch nicht 21 Jahre alt war, erſt in dem folgenden Jahre im Unterhauſe zugelaſſen. In derſelben Zeit ward er mit Aufträgen zu den Brüdern Ludwigs XVI. nach Coblenz geſchickt. Im folgenden Jahre griff die Oppoſitionspartei das Miniſterium wegen einer Zurüſtung gegen Rußland an, und Whitbread machte den Antrag, die Miniſter des Mißbrauchs ihrer Gewalt ſchuldig zu erklären. Dieſen Antrag beſtritt Jenkinſon mit ſo ſtarken Gründen und einer ſo glänzenden Beredſamkeit, daß man für die Folge einen der ausgezeichnetſten Parlamentsredner in ihm vermuthen durfte. Im Jahr 1796 trat er durch die Wahl der Mark Rye wieder ins Parlament, und wurde Aufſeher der Münze, Mitglied des königlichen Geheimenraths und einer der Lords von dem Handlungs- und Colonieausſchuß. Im Febr.

1800 geſtand er im Parlamente, daß der Zweck, welchen der König bei dem Kriege gegen Frankreich verfolge, nicht die Wiederherſtellung der Bourbonen, ſondern die Sicherheit und Vertheidigung Großbritanniens ſey. Im April ſprach er gegen die Entlaſſung des Parlaments, welche Grey vorgeſchlagen, und beſtritt Jones Vorſchlag zum Frieden, der, wie er äußerte, ſich nicht eher abſchließen ließe, als bis die Beſchaffenheit der Franzöſiſchen Regirung Europa's Ruhe ſichern könne. Im Februar 1801 war er Statsſekretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Er nahm an den Streitigkeiten über Irland, über die innern Unruhen in England, ſo wie an den darauf folgenden Maßregeln, als der Vereinigung Irlands mit England und der einſtweiligen Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte, Theil. Im December 1802 vertheidigte er den Wiener Hof gegen Grenville's Vorwürfe, daß er ſeinen Verbindlichkeiten nicht nachgekommen ſey. Er entwarf mit Otto die Grundlagen des Friedens von Amiens, und erhielt hierauf das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Bonaparte, als erſter Conſul, beſchenkte ihn damals mit einem prächtigen Porcellanſervice. Im September 1803 wurde er zur Würde eines Pairs von Großbritannien erhoben. Die verſchiedenen Revolutionen im Engliſchen Miniſterium änderten nichts in ſeiner Lage; er blieb Miniſter mit Addington wie mit Pitt. Gegen Ende des J. 1804 erließ er an die Geſandten der verſchiedenen Europäiſchen Höfe am Londner Hof eine äußerſt heftige Antwort auf die in den Pariſer Blättern enthaltenen Anſchuldigungen Frankreichs gegen das Engliſche Miniſterium. Nach Pitts Tode wurde er zum Gouverneur der fünf Häfen ernannt, ein Poſten, der bei ſehr anſehnlichen Einkünften keine Verantwortlichkeit nach ſich zieht, und im Mai 1807 ward er wieder Miniſter der innern Angelegenheiten. Vertraut mit der Geſetzgebung ſeines Vaterlandes und eingeweiht in die Tiefen der Diplomatik, hat er ausgezeichnete und umfaſſende Kenntniſſe vom Handel und dem Manufakturweſen. Die Erwartungen aber, die er von ſeinem Rednertalent erregt hatte, ſind nicht erfüllt worden.

Haydn (Joſeph) war den 31. März 1732 in dem Dorfe Rohrau auf der Gränze von Ungarn und Oeſtreich geboren. Sein Vater, ein armer Wagner, ſpielte die Harfe, und machte daraus einen Sonntagsverdienſt, indem ſeine Mutter dazu ſang. Der fünfjährige Knabe nahm ſeinen Platz neben ſeinen Aeltern, und figurirte mit einem Bretchen und einer Ruthe, als ob er die Violine ſpiele. Ein Schulmeiſter aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, den der Zufall zu einem dieſer Concerte führte, bemerkte, daß Joſeph genau Takt hielt. Er erbot ſich, ihn mit zu nehmen, um ihn in ſeiner Schule zu bilden. Hier lernte Haydn leſen und ſchreiben, erhielt Unterricht in dem Geſang, auf der Violine, den Pauken und andern Inſtrumenten. Zwei Jahre hatte er daſelbſt zugebracht, als der kaiſerliche Capellmeiſter von Reuter, der zugleich die Muſik in der St. Stephanskirche zu Wien dirigirte, den Dechanten von Haimburg beſuchte. Letzterer empfahl ihm Haydn. Reuter ließ ihn auf der Stelle kommen, prüfte ihn, und fand das Lob des Dechanten gegründet. So ward Haydn acht Jahre Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien. Er war kaum zehn Jahre alt, als er ſchon ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte, daß er ſich in ſechzehnſtimmigen Compoſitionen verſuchte. „Ich glaubte damals," ſagte er in der Folge lächelnd, „daß, je ſchwärzer das Papier war, deſto ſchöner die Muſik ſeyn müßte." Ein Fieber, das ihn zur guten Stunde befiel, rettete ihn von einer

Operation, der man ihn unterwerfen wollte, um ihm ſeinen herrlichen Sopran zu erhalten. Mit ihm verlor er in ſeinem ſechzehnten Jahre ſeine bisherige Stelle. Seine Lage ward ſehr drückend, und er bekam einen Vorſchmack von den Schwierigkeiten, die einen Künſtler ohne Vermögen und Beſchützer auf ſeiner Laufbahn erwarten. Er gab Unterricht, und ſpielte im Orcheſter mit, wo es etwas zu verdienen gab. Seine Armuth hielt ihn von der Geſellſchaft entfernt. Er beſchäftigte ſich eifrigſt mit der Compoſition. „An meinem von Würmern zernagten Clavier," ſagte er, „beneidete ich nicht das Schickſal der Könige." Damals fielen ihm die ſechs erſten Sonaten von Emanuel Bach in die Hände. „Ich ſtand nicht eher vom Clavier auf, bis ſie von vorn bis hinten durchgeſpielt waren, und wer mich genau kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke, daß ich ſeinen Stil gefaßt und mit Sorgfalt ſtudirt habe; er ſelbſt machte mir vor Zeiten ein Compliment darüber." Der berühmte Metaſtaſio wohnte in einem Hauſe mit Haydn. Er ließ eine gewiſſe Demoiſelle Martinez bei ſich erziehen. Haydn erhielt den Auftrag, ihr Unterricht im Geſang und auf dem Clavier zu geben, und bekam dagegen freien Tiſch bei Metaſtaſio, wo er den alten Capellmeiſter Porpora kennen lernte. Er gewann viel in dem Umgang mit Porpora in Rückſicht auf Geſang, Compoſition und die Italieniſche Sprache. Haydn war 18 Jahre alt, als er ſein erſtes Quartet componirte, das allgemeinen Beifall erhielt und den Jüngling zu ähnlichen Arbeiten anfeuerte. Indeß fanden die ſtrengen Theoretiker oder vielmehr Pedanten manchen Fehler in ſeinen Werken. Er ließ ſie jedoch reden, ohne ſich daran zu kehren, denn Ueberlegung und Erfahrung hatten ihn überzeugt, daß ein Werk dadurch, daß man zu ſtreng und eigenſinnig den Regeln der Kunſt folge, an Geſchmack und Ausdruck verliere; er glaubte, daß überhaupt nur das in der Muſik verboten ſey, was ein feines Ohr beleidige. Der Baron von Fürnberg nahm ihn mit edler Gaſtfreiheit auf. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organiſten bei den Carmelitern in der Leopoldvorſtadt. Er ſpielte die Orgel in der Capelle des Grafen Haugwitz und ſang in der Stephanskirche. Abends durchzog er mit einigen ſeiner Gefährten die Gaſſen. Hier führten ſie gewöhnlich etwas von ſeinen Compoſitionen aus; und Haydn erinnerte ſich, gegen das Jahr 1753 ein Quintett zu dieſem Behuf geſetzt zu haben. Eines Abends ſangen ſie eine Serenade zu Ehren der Gattin eines bei dem Publikum ſehr beliebten komiſchen Schauſpielers, Namens Kurz, allgemein bekannt unter dem Namen Bernardon. Kurz trat heraus, um zu erfahren, von wem die Muſik ſey, und kaum hatte der neunzehnjährige Haydn ſich ihm genannt, als Kurz ihn dringend bat, ihm eine Oper in Muſik zu ſetzen. Umſonſt wandte der junge Componiſt ſein unreifes Alter vor; Kurz ſprach ihm Muth ein, und Haydn componirte wirklich den hinkenden Teufel, eine Oper, die jedoch ihrer ſatyriſchen Tendenz wegen nach der dritten Vorſtellung verboten wurde. Haydn war bereits ſo berühmt geworden, daß der Fürſt Eſterhazy ihn an die Spitze ſeiner Hauscapelle ſtellte. Für dieſen ſetzte er beſonders die ſchönen Symphonien, eine Gattung, in welcher er unter allen Componiſten der erſte iſt, und den größten Theil ſeiner herrlichen Quartetten. Auch hat er ſeinem Beſchützer zu Gefallen ſo oft für das Bariton gearbeitet, wofür derſelbe eine beſondere Vorliebe hatte. Hier componirte er auch die unter dem Namen Haydn's Abſchied bekannte Symphonie, in welcher

ein Inſtrument nach dem andern verſtummte, und jeder Muſiker ſobald er geendigt hatte, ſein Licht auslöſchte, ſein Notenblatt zuſammenrollte, und mit ſeinem Inſtrumente fortging. Im Jahr 1785 erſuchte ein Canonicus von Cadix Haydn, „die ſieben Worte des Erlöſers am Kreuze," zu componiren. Die Muſik ſollte an einem Feſte, das man jährlich in der Domkirche zu Cadix während der Faſten feierte, ausgeführt werden. Die Aufgabe war ſchwierig. Jene ſieben Worte wurden von dem Biſchof in Zwiſchenräumen ausgeſprochen, und dieſe Pauſen ſollten durch Inſtrumentalmuſik auf eine ſolche Weiſe ausgefüllt werden, daß die Zuhörer nicht ermüdeten. Der Deutſche Text wurde erſt einige Jahre ſpäter von einem Canonicus aus Paſſau der Muſik untergelegt. Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürſt Eſterhazy ſeinen Hofſtat einſchränkte, und Haydn ſeine Entlaſſung erhielt, ging er nach London, wohin ihn die Wünſche der Muſikfreunde ſchon ſeit lange gerufen hatten. Im Jahr 1794 machte er eine zweite Reiſe dahin. Er fand die glänzendſte Aufnahme, und die Univerſität Oxford ertheilte ihm die Doctorwürde. Von England ging der Ruf Haydn's aus, der ihm in ſeinem Vaterland erſt ſpät allgemein zu Theil ward; wiewohl man ſeine Verdienſte nie verkannte. Joſeph II. ſelbſt ward erſt auf ſeinen Reiſen auf die Talente des großen Meiſters aufmerkſam gemacht. Bei ſeiner Rückkehr aus England kaufte ſich Haydn in der Vorſtadt von Wien ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In dieſem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunſt nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die Schöpfung und die Jahreszeiten, die ihn auf den Gipfel des Ruhms erhoben. Jenes Werk, in deſſen göttlichen Harmonien ein jugendliches Feuer ſtrömt, verfaßte er in ſeinem fünfundſechzigſten Jahre; die Jahreszeiten waren ſeine letzte Arbeit, er vollendete ſie in eilf Monaten. Seine zahlreichen Werke, zu denen noch ein Te deum, ein Stabat, viele Concerte, Sonaten, Märſche, Meſſen u. ſ. w. gehören, können nicht aufgezählt werden. Haydn gilt für die Inſtrumentalmuſik als Muſter. Mit ihm beginnt einn neue Epoche für dieſelbe. Unerſchöpflich im Erfinden und Ausführen, ſtets neu und origenell, überraſchend und befriedigend, weiß er mit ſchöpferiſcher Kraft den Zeitgeſchmack zu beherrſchen. Seine Symphonien, die älteſten wie die neueſten, tragen alle das Gepräge der Originalität. Durch ſeine Quartetten ward er gleichſam der zweite Schöpfer dieſer Gattung; denn erſt durch ihn erhielt ſie jene Anmuth, jene kunſtreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greiſes, der am 31. Mai 1809 erfolgte, ſchloß die Dilettanten-Geſellſchaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Haydn eingeladen ward. Er erſchien, und ſchon der ausgezeichnete Empfang, der ihm zu Theil ward, machte auf den ſchwachen, durch die Laſt der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichſten Eindruck; aber noch tiefer erſchütterte ihn ſein eigenes Werk, und bei der alles ergreifenden Stelle: Es ward Licht, fühlte er ſich dergeſtalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er ſelbſt geſchaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: Nicht von mir, von dort kommt Alles! Er unterlag den ihn beſtürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein ſchönes Gedicht dieſe rührende Scene verewigt.

Hayducken hießen eine Gattung Ungariſcher Soldaten zu Fuß die aber 1741 abgeſchaft wurden. Jetzt werden noch gewiſſe auf Ungariſche Art gekleidete Trabanten großer Herren ſo genannt.

Hayley (William), ein nicht unberühmter Engliſcher Dichter, wurde 1745 zu Chicheſter geboren. Seinen Vater verlor er in früheſter Jugend, erhielt aber von ſeiner Mutter eine ſorgfältige Erziehung. Sie ließ ihren Sohn anfänglich eine öffentliche Schule beſuchen, auf der er jedoch wegen Kränklichkeit keine beſondern Fortſchritte machte. Eben dies veranlaßte ſeine Mutter, ihn durch Privatlehrer in der klaſſiſchen Literatur unterrichten zu laſſen. Nachher bezog er die Schule zu Eton, wo er ſich mehr durch ſeine ſanften Sitten, als durch vorzügliche Talente auszeichnete. In ſeinem ſechzehnten Jahre ging er nach Cambrigde. Eine Ode, welche er hier auf die Geburt des Prinzen don Wales verfertigte, verrieth einige Anlagen, wiewohl ſie nur höchſt mittelmäßig war. Hayley ſelbſt überzeugte ſich davon, und beſchloß jetzt, durch ein ernſtes Studium ſich für die Dichtkunſt vorzubereiten. Er las mit Fleiß und Sorgfalt die Dichter und Redner Griechenlands und Roms, ſo wie die Werke von Corneille, Racine, Rouſſeau, Voltaire, Dante und Taſſo, und die vornehmſten kritiſchen Schriften. Zugleich machte er ſich mit den Grundſätzen der Bildhauerkunſt und Malerei bekannt. Im Jahr 1769 verheirathete er ſich, wohnte hierauf fünf Jahre in der Hauptſtadt, und begab ſich dann nach ſeinem Landſitze in Suſſex, mit dem Vorſatze, ſeine Muße der Dichtkunſt zu widmen. Einige ſeiner Arbeiten hatten in London Beifall gefunden, aber Schüchternheit hinderte ihn, ſie bekannt zu machen. Endlich gab er 1778 ſein Essay on Painting, ein didaktiſches Gedicht, heraus, und eröffnete damit ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Es fand vielen Beifall, theils der Sachkenntniſſe wegen, welche er darin zeigte, theils wegen der Anmuth und Schönheit der Verſifikation. Sein Essay on History erſchien 1789, und beſteht aus drei an Gibbon gerichteten Epiſteln. Ihnen folgten ſeine Triumphs of Temper und 1792 ſein Essay on Epic Poetry, welcher letztere zwar von Sachkenntniß zeugt, aber wegen zu ungleicher und nachläſſiger Diction getadelt ward. Sein letztes uns bekannt gewordenes poetiſches Werk iſt ſein Poetical essay on Sculpture. Unbedeutend ſind ſeine dramatiſchen Arbeiten und ſeine proſaiſchen Schriften. Unverkennbar iſt Pope das Muſter, dem ſich Hayley möglichſt zu nähern ſtrebt. Aber wenn er ihm auch im Wohlklang der Verſe nicht unwürdig nacheifert, ſo iſt er doch häufig zu weitſchweifig, und vernichtet dadurch nicht ſelten die Wirkung glücklicher Ideenverbindungen. Er iſt elegant ohne Kraft, und angenehm ohne Präciſion; eben ſo wenig zeichnet er ſich durch Erfindung beſonders aus. Aus dem allen geht zur Gnüge hervor, daß Hayley als Dichter auf keiner hohen Stufe ſteht, daß aber ſeine Werke ſich zu einer angenehmen Lektüre für geſchmackvolle Leſer eignen. Er lebt übrigens noch in der Eingezogenheit auf ſeinen Gütern, und hatte zuletzt eine Biographie des Dichters Cowper herausgegeben.

Hazardſpiele oder **Glücksſpiele** ſind diejenigen Spiele mit Karten, Würfeln und Nummern (ſie mögen beſondere Namen haben, welche ſie wollen), bei welchen der Spieler das Spiel nicht durch überlegende Anordnung und Leitung nach einem auf allgemein bekannte Regeln gegründeten Plane, wie l'Hombre, Whiſt u. ſ. w. mit gleich ſich verhaltendem Vortheil, unter gleich geſchickten oder gleich ungeſchickten Spielern ſpielt, ſondern wo der Ausgang des

Spiels und des davon zu hoffenden Vortheils bloß vom Glück und Zufall, der oft durch trügeriſche Künſte geleitet wird, abhängt, und wobei gedachter Vortheil unverhältnißmäßig, immer aber mathematiſch gewiß, auf Seiten der Bankhalter ſich befindet, welche aus dergleichen Spielen ein Gewerbe machen. Hiedurch aber werden ſolche Spieler, die ſich nicht ſcheuen, öffentlich das Spiel als ihren Erwerbszweig anzugeben, und außer Abenteurern und Verſchwendern Leute aus den höchſten, wie aus den niedrigſten Ständen unter ſich haben, die ihre Spieltiſche ſogar bis in die Dorfſchenken verbreiten, dem öffentlichen Staats-, wie dem Privateigenthume weit gefährlicher, als die Straßenräuber und Diebe. Unerſchütterlich feſt iſt daher der Grundſatz der Moral und Polizei: man muß das Hazardſpiel unter allen Bedingungen verbieten, und durch Handhabung des Verbots vertilgen. Damit aber die Polizeibehörden nicht mehr eine Unmöglichkeit vorgeben können, ſo wollen wir ganz kurz die ausführbaren Mittel anzeigen, wodurch die Hazardſpiele in jedem Staate ausgerottet werden können, wenn man ſie nur ernſthaft befolgen will. 1) Man gebe kurz abgefaßte, deutliche und ſtrenge Verbotsgeſetze gegen Hazardſpiele für jeden Stand ohne Ausnahme, jedoch ohne ein Hazardſpiel mit Namen zu nennen, weil die Gauner ſonſt dem verbotenen Spiele ſogleich einen andern Namen geben. Für den eintretenden Kriegsfall hingegen, wo die Vollziehung des Geſetzes an Unterthanen und Fremden leicht verhindert werden kann, ſetze man in dieſen Geſetzen feſt, daß an jedem Uebertreter, der Staatsunterthan iſt, nach beendigtem Kriege die Unterſuchung und Strafe vollzogen werden ſolle. Dieſe Verbotsgeſetze muß man, wie jede andere, öffentlich bekannt machen, und alsdann aufs genauſte vollziehen laſſen. 2) Alle entdeckte Spielkaſſen der Banquiers und Croupiers werden ohne Anſehn der Perſon weggenommen und confiscirt. 3) Alle Banquiers und Croupiers werden ohne Anſehn der Perſon verhaftet, an den Pranger mit der Aufſchrift: Hazardſpieler, geſtellt, und nach vorher öffentlich erhaltener körperlichen Ruthenzüchtigung zum erſten Mal in ein Arbeitshaus ſo lange geſperrt, bis ſie durch Erlernung eines ehrlichen Gewerbes im Stande ſind, ſich zu ernähren. Im zweiten Uebertretungsfalle werden ſie für ehrlos erklärt und bleiben lebenslang im Arbeitshauſe. 4) Man dulde an keinem Ort einen Spieler, der aus dem Spiele ſeinen Erwerbzweig macht, weil das Hazardſpiel ein für alle Mal verboten iſt. 5) Die Gehilfen der Banquiers, welche junge und alte unerfahrne Leute zu den Spielbanken und Spieltiſchen verleiten und führen, erhalten die Beſtrafung der Banquiers und Croupiers. 6) Alle Spieler, die man bei den Banken u. ſ. w. antrifft, werden verhaftet ohne Anſehn der Perſon, auf unbeſtimmte Zeit, jedoch nicht unter 4 Wochen das erſte Mal, in ein Arbeitshaus gebracht, und ihr beim Spiele gefundenes Geld iſt confiscirt. Sind die Spieler Civilbeamte, Militärperſonen und charakteriſirte Perſonen, ſo verlieren erſtere überdies noch ihre Aemter (ſ. königl. Preuß. Geſetzbuch, Thl. II. Tit. 20. §. 1303 bis 1307), von den zweiten werden die Officiere kaſſirt, und die Unterofficiere und Gemeine, erhalten zur Strafe einſames Gefängniß bei Waſſer und Brot, und die dritten verlieren für immer ihre Charaktere. 7) Jeder Gaſthaus-, Schenk-, Bade-, Kaffee-, Weinhaus- und jeder andere Wirth, ſo wie die Hausbeſitzer ſelbſt, und jeder Stubenbeſitzer, wenn ſie Hazardſpiele dulden, werden als Hehler wie die Banquiers und Croupiers beſtraft. 8) Jeder Hausbeſitzer insbeſondere

muß ſo fort anzeigen, wenn in ſeinem Hauſe in Privatſtuben ein Hazardſpiel geſpielt wird, ſonſt verfällt er in die Strafe der Hehler. 9) Alle öffentliche Oerter und Häuſer, wo Geſellſchaften ſind, beſonders die unter No. 7 aufgeführten, ſo wie jeder verdächtige Ort, müſſen oft, und zwar unvermuthet, durch die Polizeidiener viſitirt werden, welche von dem confiſcirten Gelde ½ oder ⅓ als Belohnung erhalten, und das Uebrige fällt den Piis causis zu. Bei ſolchen Viſitationen darf keine Gerichtsexemtion Statt finden, ſondern die Polizei geht in alle Gerichtsbezirke, und gibt von der geſchehenen Viſitation bloß Nachricht. 10) Keine gemachten Spielſchulden können rechtlich eingeklagt werden; ſelbſt auch nicht baares Geld, welches zum Spiele dargeliehen worden iſt. 11) Alle Familienväter müſſen in ihrem Hausweſen weder unter den Familiengliedern noch unter dem Dienſtperſonale um keinen Preis Hazardſpiele, bei Gefängnißſtrafe, und ſogenannte Commerzſpiele aus Pflicht gegen die Tugend, auch nicht um den geringſten Preis dulden und erlauben, weil ſie ſchädliche Zeitverſchwendungen ſind, welche Gehorſam, Treue, Redlichkeit und Fleiß ſowohl bei den Familiengliedern, als auch bei dem Dienſtperſonale verderben. Man ſage nicht, daß dieſe Geſetze zu ſtrenge ſind; denn dieſer Krebsſchaden ſitzt zu tief, und erfodert daher heroiſche Mittel, wenn er von Grund aus geheilt werden ſoll. X.

Hebe, die Göttin der Jugend und Mundſchenkin auf dem Olympus. Sie war eine Tochter des Jupiter und der Juno, und ward von dieſer dem Herkules, als Belohnung ſeiner tapfern Thaten, zur Gattin gegeben. In Abbildungen iſt ſie an der Schale kenntlich, in welcher ſie den Nektar darreicht. Sie erſcheint gewöhnlich als junges reizendes Mädchen in einem mit Roſen geſchmückten Gewande, mit einem Blumenkranze. Oft ſteht ihr (wie auch dem Ganymedes) der Adler zur Seite, dem ſie liebkoſet.

Hebel, J. P., Conſiſtorialrath und Profeſſor zu Carlsruhe, hat ſich durch ſeine Allemanniſchen Gedichte einen eigenen Platz auf dem deutſchen Parnaß erworben. Sein Talent, ſagt Göthe, neigt ſich gegen zwei entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem, frohem Blick die Gegenſtände der Natur, die in einem feſten Daſeyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie; doch weiß er durch glückliche Perſonifikationen ſeine Darſtellungen auf eine höhere Stufe der Kunſt herauf zuheben. An der andern Seite neigt er ſich zum ſittlich-Didaktiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm jene Perſonifikation zu Hilfe, und wie er dort für ſeine Körper einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Wenn antike oder andre durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden u. ſ. w. an die Stelle der Felſen, Quellen und Bäume ſetzen: ſo verwandelt dieſer Dichter hergegen dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivſte anmuthigſte Weiſe, durchaus das Univerſum; ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erheiterten Phantaſie nur eins auszumachen ſcheint. Das Local iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannich-

faltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwäzigkeit, Darſtellungsgabe, und neckiſche Sprachweiſe, ſo viel ſteht ihm zu Gebot, um das, was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unſer Auge an den Himmel, ſo finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fenſterläden, der Mond ihr Mann, kommt forſchend herauf, ob ſie wohl ſchon zur Ruhe ſey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn der Morgenſtern, ſteht früher auf als die Mutter, um ſein Liebchen aufzuſuchen. Hat der Dichter auf Erden ſeine Liebesleute vorzuſtellen, ſo weiß er etwas Abenteuerliches drein zu miſchen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beſchäftigung, Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm beſonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zuſtände zu faſſen und zu ſchildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weiſe vom Unſittlichen ab und zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergeſtalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, ſo ſpricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdiſchen, Dauer des Himmliſchen, vom Leben jenſeits, mit Ernſt, ja melancholiſch aus. Allen dieſen innern guten Eigenſchaften kommt die behagliche-naive Sprache ſehr zu ſtatten, aus der er ſich einen Stil gebildet hat, der zu dieſem Zwecke vor unſerer Büchersprache große Vorzüge hat.

Hebel. Wenn man ſich an einem feſten unbiegſamen Körper drei Punkte denkt, an deren einem, dem Ruhepunkt, der ganze Körper ſich drehen läßt, indem an den beiden andern Punkten zwei Kräfte einander entgegen wirken, ſo heißt dieſe Verbindung ein Hebel. Ein Beiſpiel davon gibt d r Wagebalken, deſſen Ruhepunkt in der Mitte liegt, während die Gewichte in beiden Wagſchalen den Balken ſelbſt nach entgegengeſetzten Richtungen umzudrehen ſtreben. Der Hebel iſt das einfachſte, aber auch das erſte und wichtigſte Rüſtzeug in der Mechanik, und ſeine Theorie liegt allen übrigen Maſchinen zum Grunde. Bei Betrachtung des Hebels und des Gleichgewichts der Kräfte abſtrahirt man von der Materie deſſelben und ihrem Gewicht, und denkt ſich die genannten drei Punkte nur durch mathematiſche Linien verbunden. Dieſe Verbindung heißt ein mathematiſcher Hebel; den Ruhepunkt nennt man auch Bewegungs- oder Umdrehungspunkt, und das, worauf der Hebel liegt, die Unterlage. In manchen Fällen wird es eine Ueberlage, oder es iſt eigentlich als ein Zapfen anzuſehen, um den ſich der Hebel dreht, ohne auf- und abwärts weichen zu können. Die Kräfte, welche an den beiden andern Punkten angebracht ſind, werden nach Verſchiedenheit ihrer Beſtimmung Kraft und Laſt genannt. Wenn der Ruhepunkt zwiſchen Kraft und Laſt liegt, ſo iſt der Hebel doppelarmig, liegen aber Kraft und Laſt auf Einer Seite des Ruhepunkts, ſo iſt er einarmig. Jener wird auch Hebel der erſten Art, dieſer Hebel der andern Art genannt. Der Hebel erſter Art kann entweder geradelinig, oder ein Winkelhebel, und ſeine Arme können gleich oder ungleich lang ſeyn. Das Produkt, welches man erhält, wenn man die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunkt multiplicirt, wird das Moment genannt. Am geradlinigen mathematiſchen Hebel ſtehen ſenkrecht wirkende Kräfte im Gleichgewicht, wenn ſie ſich verkehrt, wie

ihre Entfernungen oder Abſtände vom Ruhepunkte verhalten. Dieſes Geſetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel, auf dem die ganze Statik und Maſchinenlehre beruhet, war ſchon in den älteſten Zeiten bekannt, und wird bereits aus der Lehre vom Schwerpunkte vom Archimedes bewieſen; wiewohl ein völlig ſcharfer Beweis für das Geſetz des Hebels erſt von Käſtner gegeben worden. Es gilt aber nicht bloß für den geradlinigen, ſondern auch für den Winkelhebel, und ſogar dann, wenn die Kräfte nicht ſenkrecht auf die Arme des Hebels, ſondern in ſchräger Richtung wirken. Wenn das Gewicht des Hebels ſelbſt mit in Betracht gezogen wird, wie dies in der Ausübung geſchehen muß, ſo heißt der Hebel ein phyſiſcher. Man kann ihn als ein neues Gewicht betrachten, welches im Schwerpunkte des Hebels angebracht iſt, deſſen Moment beſonders berechnet und zu dem Momente der Seite, auf die es fällt, hinzugeſetzt werden muß. Sind die Momente beider Seiten gleich, ſo ſteht der phyſiſche Hebel im Gleichgewicht. Da faſt bei keinem andern Werkzeuge die Reibung ſo gering iſt, wie bei dem Hebel, ſo wirkt er faſt mit der nämlichen Kraft, welche die Theorie angibt. Unter den mannigfaltigen Benuzzungen des Hebels für das Leben iſt der Wage bereits erwähnt worden. Aber bei tauſend Arbeiten iſt der Hebel ein unentbehrliches Rüſtzeug, zumal wo Laſten gehoben und fortgeſchafft werden ſollen. Der einfachſte aller Hebel iſt der Hebebaum, der in einer vollkommenern Geſtalt Heblade heißt. Viele Inſtrumente, welche man, beim gemeinen Gebrauch, nicht für Hebel hält, z. B. der Geisfuß der Maurer, Ruder, Meſſer, Scheeren, Zangen, Hammer, Becher u. ſ. w. ſind einfache oder zuſammengeſetzte Hebel, deren Wirkungen auf dem allgemeinen Geſetze dieſes Rüſtzeuges beruhen. Die Muskeln des thieriſchen Körpers wirken bei der Bewegung der Glieder nach den Geſetzen des Hebels. Die Natur bedient ſich aber gewöhnlich des einarmigen Hebels, wobei die zu bewegende Laſt weiter als die Kraft entfernt iſt. Hiebei muß die Kraft viel ſtärker als die Laſt ſeyn; dagegen wird aber auch durch eine ſehr geringe Bewegung der Kraft der Laſt eine große Geſchwindigkeit gegeben.

Heber iſt der Name einer aus zwei Schenkeln beſtehenden und an beiden Enden offenen Röhre, mittelſt welcher man flüſſige Materien aus einem Gefäße durch den Druck der Luft auslaufen laſſen oder heben kann. Das Sonderbare bei der Erſcheinung, welche der Heber darbietet, beſteht darin, daß die Flüſſigkeit in der Röhre beträchtlich in die Höhe ſteigt, um durch den andern Schenkel abzufließen, und daß das ganze Gefäß leer wird, ſobald der in demſelben befindliche Arm oder Schenkel des Hebers bis auf den Boden reicht. Der Grund davon liegt in dem Drucke der Luft; daher ein Heber im luftleeren Raum nicht heben kann. Da aber die Atmoſphäre mit einem Gewicht auf das Waſſer drückt, welches dem von einer 32 Fuß hohen Waſſerſäule gleicht, ſo kann das Waſſer nie über dieſe Höhe gehoben werden. Man bedient ſich des Hebers, der auf verſchiedene Art eingerichtet und verſchiedene Geſtalten haben kann, um Flüſſigkeiten aus einem Gefäße zu heben, in die Höhe zu leiten u. dgl. Im Großen hat man den Heber bei dem berühmten Kanal von Languedoc (Canal du midi) angewandt. Dieſer Kanal läuft an einigen Stellen am Abhange von Gebirgen fort, und muß daher alles von dieſen Bergen abfließende Waſſer aufnehmen, wodurch er oft austrat und Ueberſchwemmungen anrichtete. Man brachte, dies zu verhindern, große gemauerte Hebel an, deren höchſter Punkt ſich

im Niveau des höchſten Standes, den das Waſſer im Kanal erreichen ſollte, befand, und deren kurzer Schenkel bis auf den Boden des Kanals, der längere aber am Abhange des Gebirges herabging. Dieſe Heber würden, wenn ſie ſich einmal gefüllt hätten, nicht eher zu fließen aufhören, als bis der ganze Kanal ausgeleert wäre, hätte man nicht die Vorſicht gebraucht, im kürzern Schenkel, im gewöhnlichen Niveau der Waſſerhöhe, eine Oeffnung anzubringen. Sobald die Heber das Waſſer ſo weit abgeführt haben, daß es bis zu dieſer Höhe herabgeſunken iſt, tritt zu dieſer Oeffnung Luft hinein, und im Augenblicke hört die Wirkung des Hebers auf.

Hebert (Jacques René), geboren zu Alençon. Dieſer Mann von unruhigem Geiſt, glühender Phantaſie, aber ohne Mittel, und vor allem ohne Kenntniſſe, lebte zu Paris vor der Revolution von Intriguen. Die Stelle eines Billeteinnehmers am Théâtre des variétés verlor er wegen Veruntreuungen. Ein Arzt nahm ihn auf. Hebert ward angeklagt, denſelben beraubt zu haben. Der Zeitpunkt von 1789 verſchaffte ihn endlich Mittel, zu leben, und ſich durch das Journal, das unter dem Titel Le père Duchesne erſchien, bekannt zu machen. Die tollen Ideen, die groben Injurien, der freche Cynismus, die unflätigen, mit Flüchen und Schwüren unaufhörlich gemiſchten Ausdrücke dieſes Journals entzückten den Pöbel. Der Verfaſſer ward Mitglied der Municipalität, welche den Angriff des 10. Auguſts anordnete, und in der Folge zu den in den Gefängniſſen verübten Mordthaten beitrug. Als Subſtitut des Procurators der Gemeinde bei dem Proceß Maria Antoinettens hatte er die Infamie, ſie des Verbrechens der Blutſchande mit ihrem Sohne anzuklagen. Die Königin antwortete mit ruhiger Würde auf dieſe ſchändliche Beſchuldigung: „Ich appellire an alle hier gegenwärtigen Mütter; wäre wohl eine von ihnen eines ſolchen Verbrechens fähig?“ Selbſt Robespierre war über dieſe Anklage empört. Hebert entſchuldigte ſeine Schändlichkeit, indem er ſagte: „Ich ſah, wie das Volk anfing, Mitleid mit ihr zu fühlen, und mußte, damit ſie uns nicht entſchlüpfte, dieſes Mitleid in Abſcheu verwandeln.“ Er entging indeß dem Lohne ſeiner Schändlichkeit nicht. Da Danton und Robespierre ſahen, daß Hebert und ſeine Anhänger, die man nach ihm Hebertiſten nannte, die Gewalt der Gemeinde von Paris über den Convent ausdehnen wollten, verbanden ſie ſich, ungeachtet ihres gegenſeitigen Haſſes, um dieſe gemeinſchaftlichen Feinde zu verderben. Hebert und ſeine Genoſſen Ronſin, Momoro und Clootz wurden plötzlich verhaftet und am 24. März 1794 zum Tode verurtheilt. Hebert war der Hauptanſtifter der unter dem Namen der Vernunftfeſte bekannten Orgien, und verdient der Vergeſſenheit entriſſen zu werden als das Haupt einer der verächtlichſten Parteien, welche Frankreich unglücklich gemacht haben, und zum Andenken an eine Zeit, wo Paris den Befehlen eines als Dieb und Gauner gebrandmarkten Logenſchließers unterthänig war, und in ihm einen Vertheidiger der Freiheit verehrte. Außer dem genannten Journal ſchrieb er noch ein anderes unter dem Titel: Petit Carême de l'abbé Maury ou Sermons prêchés dans l'assemblée des enragés.

Hebezeug (Mechanik) heißen überhaupt alle zu Hebung einer Laſt erfundene Inſtrumente, als Hebel, Heblade, Erdwinden, Flaſchenzüge, Krahne, Räder an den Wellen, Haſpeln, Radewinden, ſchiefe Ebenen mit ihren Anwendungen auf Keil und Schraube, die Schrauben ohne Ende u. ſ. w. (ſ. d. Art). Unter den Griechen hat

ſich Archimedes (3770) in Erfindung der Hebezeuge am berühmteſten gemacht. Denn mit ſeinen Maſchinen konnte er allein ein beladenes und mit Menſchen-beſetztes Schiff bewegen. Wenn das Hebezeug nur aus dem Hebel und der Rolle beſteht, heißt es ein einfaches, in der Zuſammenſetzung mehrerer der oben genannten Werkzeuge ein zuſammengeſetztes Hebezeug, welches zur Hebung der ſchwerſten Körper und Laſten dient. Seine Wirkung erfolgt jedes Mal ſtreng nach den Geſetzen der Bewegung in allen ihren Verhältniſſen. X.

Hebräer, Ankömmlinge, Fremdlinge, heißen die Nachkommen Abrahams, der 2000 vor Chr. Geb. aus Meſopotamien jenſeit des Euphrats nach Kanaan (Paläſtina) einwanderte. Sein Erbe ging auf ſeinen Sohn Iſaak und deſſen jüngern Sohn Jacob (Iſrael) und deſſen 12 Söhne über. Jacob zog bei einer Theuerung in Kanaan mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach Goſen in Aegypten, wohin ihn ſein am Aegyptiſchen Hofe mächtiger Sohn Joſeph rief. Während der 430 Jahre ihres Aufenthalts in Aegypten waren die Hebräer von 70 Seelen auf drittehalb Millionen angewachſen, worunter 600,000 ſtreitbare Männer den Auszug unter Moſeh deckten, und die Nationen, an denen ihre 40jährige Reiſe vorüberging, bekämpften. Als die Hebräer endlich 1500 v. Chr. Geb. das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter, die lang erſehnten Ströme und Berge Gottes ihrer harrten, unter Joſua erreicht hatten, theilten ſich 12 Stämme, nämlich: die 9 Stämme der Söhne Jacobs: Ruben, Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Aſſer, Iſaſchar, Sebulon, die Stämme der beiden Söhne Joſephs: Ephraim und Manaſſe, und der Stamm Benjamin in die Provinzen; der Stamm Levi, des dritten Sohnes Jakobs, blieb ohne Grundeigenthum unter den übrigen in 48 Städte vertheilt, zum Gottesdienſte geweiht. Die 4 Jahrhunderte vom Einzuge in Kanaan bis 1100 v. Chr. Geb. ſind das Heldenalter der Hebräer. Samuel, der letzte und größte ihrer Richter (ſo hießen ihre Regenten und Anführer), gab ihnen endlich auf ihr unverſtändiges Begehren um 1100 v. Chr. Geb. den langen, aber nicht geiſtesgroßen Saul zum Könige. Die Verfaſſung wurde anfangs dadurch wenig anders, der König war ohne Hofſtaat und feſte Reſidenz kaum mehr als Heerführer, und als er ſich mehrerer Mißgriffe ſchuldig machte und der Vormundſchaft Samuels entziehen wollte, ſalbte dieſer einen Hirtenjüngling, den mit allen Gaben des Geiſtes und Körpers gezierten Sohn Iſais, David zum Könige. Davids glorreiche Regirung war das Blüthenalter des Hebräiſchen States. Aber dieſer Flor ſank ſchon unter ſeinem Sohne Salomo. Seine Prachtliebe und Ueppigkeit *) vergeudete die Schätze Davids, und der weltberühmte Tempel, an den ſie gewendet wurden, war kein Erſatz für die Verwöhnung und Bedrückung des Volks, das unter harten Auflagen ſeufzte. Mit Salomons Tode 975 vor Chr. Geb. zerfiel daher das Gebäude der Macht und des Ruhms der Hebräer, ſein Sohn Rehabeam wußte die empörten Gemüther nicht zu begütigen, nur die Stämme Juda und Benjamin, aus denen das Königreich Juda entſtand, blieben ihm treu, die andern 10 Stämme fielen ſeinem beliebteren Bruder Jerobeam zu, und bil-

*) Um ſich einen Begriff von dem Luxus der Hebräer zu machen, vergleiche man das eben ſo gründliche als geſchmackvolle Werk des Prof. Hartmann: Die Hebräerin am Putztiſche.

deten das Königreich Iſrael. So wurde das Reich getheilt, um ſich nie wieder zu der alten Größe zu erheben. In Iſrael herrſchte eine Reihe von 19 Königen aus verſchiedenen Geſchlechtern, deren wenige anders, als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron kamen. Dies Reich, obwohl ſtärker bevölkert und weiter ausgedehnt, als Juda, wurde doch früher, denn dieſes, ein Raub Aſſyriſcher Eroberer. Salmanaſſar nahm Samaria, die Hauptſtadt Iſraels, und verpflanzte das unterjochte Volk in die Gebirge Mediens, 722 vor Chr. Geburt. Länger erhielt ſich Juda; unter 20 Königen aus Davids Hauſe zeichnen ſich Joſaphat, Hiskias und Joſia durch Regententugend und Eifer für den Dienſt Jehovas aus, die andern wurden der Religion und Ordnung ihrer Väter mehr oder weniger ungetreu, und unfähig, den Mächten Aegyptens, Aſſyriens und Babylons zu widerſtehen, bald dieſer, bald jener zinsbar, bis endlich Nebucadnezar 588 v. Chr. Geb. Jeruſalem eroberte, den Tempel plünderte und zerſtörte, den letzten König Zedekia blendete, und mit dem Volke, ſo viel vom allgemeinen Blutbad übrig war, in die Gefangenſchaft nach Babylon führte. S. den folgenden Artikel.

Hebräiſche Sprache und Literatur. Paläſtina, nach ſeinem älteſten Namen, beſonders auf der Weſtſeite des Jordans, Kanaan, nach der Nationalſage, daß der ruhige Beſitz dieſes Landes den Nachkommen Abrahams von Jehovah zugeſichert worden, das gelobte Land, Land der Verheißung, nach Abraham, der von den alten Einwohnern ein Hebräer, d. i. ein Ankömmling aus dem Lande jenſeit des Euphrats, genannt wurde, Land der Hebräer, nach Abrahams Enkel Jacob oder Iſrael, das Land Iſrael; nach Jacobs Sohne Juda Judäa oder Juda, nach den an der Seeküſte wohnenden Philiſtern oder Paläſtinern Paläſtina genannt, erſtreckte ſich im Norden bis an Syrien und Phönizien, im Weſten bis an das Mittelmeer, im Süden bis Aegypten, im Oſten über den Jordan hinüber bis an das wüſte Arabien. Dieſes nicht unfruchtbare Felſenland ward von einem Volke bewohnt, das, obſchon nur landbauend, und unbedeutend in politiſcher und merkantiliſcher Hinſicht, doch mit Recht den welthiſtoriſchen Nationen zugezählt wird, ſobald man darunter ſolche verſteht, welche auf Bildung und Geſtaltung des Menſchengeſchlechts einen weſentlichen Einfluß geäußert haben. Zwei Umſtände ſind es vornehmlich, welche verurſachten, daß dieſe kleine, bis zur Römerzeit nicht welthiſtoriſche, Nation zur Bildung der neuen Welt ſo viel wirkte, als keine andere Aſiatiſche, die Literatur und Religion derſelben, welche durch das Chriſtenthum und den Mahomedismus eins der wichtigſten Vehikel zur Weltaufklärung geworden ſind. Die Ueberreſte der Althebräiſchen Literatur kann man aber aus einem doppelten Geſichtspunkt betrachten, aus dem theologiſchen oder dogmatiſchen, nach welchem ſie als eine Offenbarungsurkunde erſcheinen, und dem literarhiſtoriſchen, nach welchem ſie nichts anders ſind als die Sammlung der Hebräiſchen Nationalſchriften. Nur in der letztern Beziehung betrachten wir ſie hier, und alſo lediglich als menſchliche Schriften. Erſcheinen ſie freilich da nicht mit der Glorie der Heiligkeit umgeben, wie aus dem theologiſchen Geſichtspunkt, ſo erſcheinen ſie doch immer als höchſt merkwürdig, indem ſie zu den älteſten Urkunden des menſchlichen Geiſtes, zu den älteſten Documenten der Geſchichte und Ethnographie gehören, eine Poeſie enthalten, die ſich ſchon frühzeitig zu einem hohen Grade der Vollkommenheit

hinauf ſchwang, und überhaupt für Kenntniß des Orientaliſchen Alterthums in Geſchichte, Politik, Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt, Sitten und Gebräuchen ein großer, ſeltener Schatz ſind. Nur muß man ihn mit freierem als Judengeiſt unterſuchen und benutzen, wozu beſonders ſeit dem letzten halben Jahrhundert von einer Reihe ausgezeichneter Gelehrten trefflich vorgearbeitet iſt. Die Sammlung der wenigen Ueberreſte Hebräiſcher Literatur, welche auf unſere Zeit gekommen ſind (denn nur der kleinſte Theil hat ſich erhalten), theilt man in hiſtoriſche, poetiſche und prophetiſche Bücher. Zu den hiſtoriſchen gehören: 1) die Chamuſchim, Pentateuchos, gewöhnlich die 5 Bücher Moſis genannt, 2) das Buch Joſua, 3) das Buch der Richter oder Helden (Suffeten), 4) zwei Bücher Samuels, 5) zwei Bücher der Könige, 6) zwei Chroniken=Bücher, 7) das Buch Esra und 8) das Buch Nehemiah. Zu den poetiſchen gehören 1) Hiob, 2) Sepher Thehilim, die Pſalmen genannt, 3) die erotiſchen und didaktiſchen Gedichte, welche dem Salomoh zugeſchrieben werden, nämlich das ſogenannte hohe Lied oder Lieder der Liebe, die Gnomen oder Sprüche, und der Koheleth, Verſammlung der Weiſen, gewöhnlich der Prediger genannt, 4) die Elegien, welche des Jeremias Namen führen, 5) der hiſtoriſche Roman Eſther, 6) die Idylle Ruth. Die noch übrigen Werke von 16 Propheten theilt man nach ihrer Quantität in 4 große und 12 kleine, ordnet ſie aber beſſer nach der chronologiſchen Folge ihrer Verfaſſer: 1) Jonas, 2) Joel, 3) Amos, 4) Hoſea, 5) Jeſaias, 6) Micha, 7) Obadia, 8) Nahum, 9) Habakuk, 10) Zephanias, 11) Jeremias, 12) Ezechiel, 13) Daniel, 14) Haggai, 15) Zacharias, 16) Malachias. Um zu erfahren, nicht bloß wie dieſe Werke entſtanden, ſondern auch welcher Geiſt in ihnen athmet, und warum eben dieſer Geiſt, und warum und wodurch derſelbe ſich von Zeit zu Zeit anders geſtaltete, iſt es nothwendig, ſie gleichſam in ihrem Werden zu betrachten, und zu dieſem Behuf bei Betrachtung derſelben nie die Hauptmomente der Geſchichte der Hebräer aus dem Auge zu verlieren. Deren ſind, ſo weit wir dieſe Geſchichte jetzt verfolgen können, ſieben, nähmlich 1) das patriarchaliſche Zeitalter, 2) Zeitalter der Thorah oder Moſaiſches, 3) heroiſches Zeitalter, 4) Davidiſch=Salomoniſches, 5) Zeitalter der Propheten, 6) des Exils und 7) das Zeitalter nach dem Exil. In der erſten Periode finden wir den Stamm der Hebräer von Ur in Chaldäa (dem nördlichen Meſopotamien) auswandernd. Tharah zuerſt wanderte nach Haran (oder Charran, vielleicht das weſtliche Meſopotamien), ſein Sohn Abraham zog, nach deſſen Tode, als Scheik eines Nomadenzuges über den Euphrat nach Kanaan. Viehzucht war die Beſchäftigung dieſer Nomaden, die aus ihrem erſten Vaterlande keine andern Kenntniſſe mitbrachten, als Nomaden zu haben pflegen. Nicht die mindeſte Spur iſt vorhanden, daß ſie Schreibkunſt mitbrachten; ſelbſt ihre Sprache, die zu der Familie der Semitiſchen *) gehörte, war wohl weder ſehr

*) Die Semitiſchen Sprachen (von Sem, Noahs Sohne, ſo benannt) verbreiten ſich über Mittel= und Vorderaſien und einen Theil von Afrika, und es gehören dazu die Chaldäiſche, Hebräiſche, Syriſche, Perſiſche, Arabiſche, Phöniziſche, Armeniſche und Aethiopiſche, über deren Geiſt, Bildung und Geſchichte man vornehmlich nachzuſehen hat Wahls allgem. Geſchichte der morgenländ. Sprachen

reichhaltig noch ausgebildet, ſondern bildete ſich erſt aus dem Alt-Aramäiſchen und Phöniziſchen in Kanaan. Mit Recht aber ſagt Herder von dieſer Sprache: „Alles rufe in ihr, ich lebe, bewege mich, wirke. Mich erſchufen Sinne und Leidenſchaften, nicht abſtrakte Denker und Philoſophen: ich bin alſo für den Dichter, ja ich bin ſelbſt ganz Dichtung.“ Poeſie mochte daher wohl auch dieſe Periode ſchon haben, die ſich jedoch am meiſten dadurch auszeichnet, daß unter Abraham neue, für die Folge ſehr fruchtbare, Religionsideen aufkeimten (Joſua 24, 2). Im Anfang der zweiten Periode finden wir die Abrahamiden als Coloniſten in Kanaan. Abraham ſelbſt zog eine Zeitlang nach Aegypten, wo er die Beſchneidung mochte kennen lernen (Diod. S. I, 28.), die er nachher als religiöſes Symbol bei ſeiner Colonie einführte. Weit größeren Einfluß aber gewann das, damals ſchon ſehr hoch kultivirte, Aegypten auf dieſe Colonie durch Joſeph, Abrahams Enkel, der ſich hier vom Sklaven bis zum Vezier emporſchwang, ſeine Familie (wie es ſcheint mit Zurücklaſſung der Stammescolonie in Kanaan) dahin zog, und ihr einen eignen Diſtrikt zur Coloniſirung anwies. Nach der Meinung Einiger waren ſie daſelbſt 215, nach Andern 430 Jahre anſäſſig geweſen, und ſollen ſich in dieſer Zeit von 70 Perſonen männlichen Geſchlechts bis zu 2 Millionen vermehrt haben, aus denen ſie ein Heer von 600,000 Männern ziehen konnten. Schade, daß gerade über dieſe ſo wichtige Periode ſo großes Dunkel herrſcht, denn gewiß iſt ſie auf die ganze Kultur des erwachſenen Volks vom entſchiedenſten Einfluß geweſen. Den weſentlichſten jedoch erhielt ſie durch einen, aus der Mitte dieſer Colonie gebornen, in Hinſicht auf ſeine Schickſale, ſeinen Geiſt und ſeine Thaten gleich ausgezeichneten Mann, durch Moſeh. Er, aus einem von den Aegyptern verachteten Volk entſprungen, als neugebornes Kind ſchon zum Tode verurtheilt, wird auf wunderbare Weiſe gerettet, zum Sohn einer Fürſtin, und zu den angeſehnſten Würden erhoben. Aufgenommen in den Prieſterorden Aegyptens (er war im Prieſtercollegium zu On oder Heliopolis), ſtand er nicht bloß auf der höchſten Stufe des Ranges, den man in Aegypten hatte, ſondern fand auch Gelegenheit, tiefere Blicke in die innere Oekonomie der Natur, in die Staatsweisheit des damals ſtaatsweiſeſten Volkes, deſſen Geſetzgebung, politiſche, kirchliche und häusliche Verfaſſung, und in die Politik der Prieſter zu thun, und durch dies alles ſich zum Geſetzgeber, Religionsſtifter und Heerführer ſeines Volks zu bilden, das er, trotz allen Hinderniſſen, aus der Sklaverei Aegyptens in das Land der Verheißung, zu Freiheit und Selbſtſtändigkeit, führt, indem er ſich als göttlichen Geſandten beglaubigt. Den tiefdenkenden Prieſter, den erhabenen Religionsſtifter, den kühnen, hochherzigen Helden, den feinen Staatsmann, den weiſen Geſetzgeber, den edlen Patrioten, den großen Menſchen, den hohen Dichter, den erſten Schriftſteller der Hebräer bewundern wir in der Perſon des Moſeh. Wenn wir ihn aber den erſten Schriftſteller der Hebräer nennen, ſo

und Liter. Leipz. 1784; Hezels Geſchichte der Hebr. Sprache und Literatur. Halle, 1776. Michaelis, Güte, Hezel, Pfeifer, Jahn, Wezel, Vater, Weckh rlin und Hartmann haben die beſten Grammatiken von der Hebräiſchen Sprache geliefert, und als Lexikographen verdienen ausgezeichnet zu werden Caſtelli, Coccejus, Simonis, Michaelis, Schulz und Geſenius.

ſoll er hiemit keineswegs für den Verfaſſer des unter ſeinem Namen vorhandenen Pentateuchos erklärt ſeyn, ungeachtet die alte Tradition ihn in der That zum Sammler der Urkunden der Geneſis und zum Verfaſſer der vier übrigen Bücher macht. Um hierüber entſcheiden zu können, muß man auf Sprache und Schrift in dieſer Periode Rückſicht nehmen. Es iſt allerdings zu erwarten, daß die Sprache der Abrahamiden in einem ſo langen Zeitraume ſich mehr werde ausgebildet und erweitert haben. Mehrere Aegyptiſche Wörter und Arabismen darin laſſen vermuthen, daß ihr Aufenthalt in Aegypten und ihre vierzigjährige Wanderung durch Arabien Einfluß darauf gehabt haben, wenn ſich auch nicht ſchon aus Analogie ſchließen ließe, daß beides in der Bildungsgeſchichte dieſer Sprache bedeutend müſſe geweſen ſeyn. Ungeachtet der erlangten Ausbildung aber wird ſie doch ſchwerlich ſchon die Kultur des ſpäteren Zeitalters gehabt haben. Buchſtabenſchrift hatten die Hebräer in dieſer Periode, denn Moſeh **ſchrieb**, und ſeine Nation **verſtand das Geſchriebene**. Ungewiß aber iſt, ob Moſeh mit urväterlicher, oder Aegyptiſcher, oder mit einer aus beiden gemiſchten Schrift ſchrieb. Das letztere iſt nur wahrſcheinlich, mehr als wahrſcheinlich aber iſt, daß man kein anderes Schreibmaterial hatte, als **Stein**. Da nun aber die Sprache des Pentateuchos im Ganzen bei weitem mehr Uebereinſtimmung mit den Büchern beſonders aus Davids und der nächſten Könige Zeiten hat, als man von der Entfernung ſo vieler Jahrhunderte erwarten darf; und da wir in dem moſaiſchen Zeitraum keine andere Art finden, ſeine Gedanken aufzuſchreiben, als die, ſie in Steine einzugraben: ſo muß eine behutſame Kritik wohl bedenklich werden, Moſes für den Verfaſſer der unter ſeinem Namen exiſtirenden Bücher zu halten. Andere Verneinungsgründe kommen noch hinzu: 1) Es wird in dieſen Werken ſelbſt der Tod des Moſeh erzählt; 2) in einem ſehr langen Zeitraume von vielen Jahrhunderten nach Moſes findet man keine Spur, daß jemand die Schriften, die wir jetzt die Moſaiſchen nennen, in dem jetzigen Umfang geleſen habe, wohl aber häufige Anzeigen, daß die Iſraeliten ſelbſt die ihnen wichtigſten Theile derſelben nicht kannten; 3) vieles ſteht in dieſen Schriften, was auf ſpätere Verfaſſer deutet. Moſes war alſo Schriftſteller in einem ungleich beſchränkteren Sinn, als man es gewöhnlich nimmt. Als authentiſch kann man ihm bloß zuſchreiben: 1) die Lapidargeſetze (10 Gebote); 2) die Beſchreibung des Zuges der Iſraeliten durch die Arabiſchen Steppen (4 Moſ. 33, 2.); 3) ſolche Verordnungen des Geſetzgebers, welche wahrſcheinlicher Weiſe der unſichern Tradition nicht konnten überlaſſen werden (z. B. 5 Moſ. 27, 2.); 4) etliche Gedichte. Den Pentateuchos ſelbſt kann man, nach den kritiſchen Unterſuchungen unſerer Zeit, für nichts anders annehmen, als eine Sammlung einzelner, urſprünglich unter ſich unabhängiger, Aufſätze verſchiedener Verfaſſer. Ueber die Zeit der Abfaſſung der einzelnen Aufſätze fehlt es uns gänzlich an äußern Datis, und die Frage darnach läßt ſich nur aus dem eigenen Charakter jedes Stücks, und immer nur negativ beantworten. Bei einigen Stücken verräth ſich das ſpätere Zeitalter ſehr deutlich. Ueber den Urheber der Sammlung zu einem Ganzen wiſſen wir ſo wenig, als über ſeine Quellen, und über das bei ſeiner Sammlung beobachtete Verfahren. Ungewiß iſt ebenfalls die Zeit, in welcher dieſe Sammlung zu einem Ganzen wurde; auch hier ſind die Reſultate nur negativ. (**Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes**, 1 Th.

I. Abth. I. §. 52 fgg. Astruc Conjectures sur les Mémoires originaux' dont il paroit, que Moyse s'est servi pour composer le livre de Genése. 1753. Ilgens Urkunde des Jeruſalemiſchen Tempelarchivs. Halle, 1797. De Wette's Beiträge zur Kritik des Alt. Teſt. Jena, 1804. Vaters Commentar über den Pentateuch. Halle, 1805. Außerdem ſind Semler, Eichhorn, Jahn, Fulda, Nachtigall, Bauer und Auguſti nachzuſehn.) Nicht nur in dieſe Periode iſt das Gedicht Hiob geſetzt, ſondern auch dem Moſeh als Verfaſſer von Mehreren zugeſchrieben worden, beſonders weil es eine genauere Kenntniß mit Arabien und Aegypten, als mit Paläſtina verräth, von deſſen klimatiſchen und nationellen Eigenthümlichkeiten keine deutliche Spur darin zu finden iſt. Der geſchmackvollſte Ueberſetzer und Beurtheiler dieſes Gedichts aber, Stuhlmann (Hiob. Ein religiöſes Gedicht. Hamb. 1804.) geſteht, daß dieſer Hypotheſe große Schwierigkeiten entgegenſtehen, weil das Gedicht gar keine Moſaiſchen Ideen enthalte. Bereits Gregorius von Nazianz, nachher Luther, und in neuerer Zeit Spanheim, Reimarus, Stäudlin, Richter und Roſenmüller ſetzten es ins Salomoniſche Zeitalter. Die Hauptgründe für dieſe Meinung ſind folgende: 1) der nur in Salomoh's Schriften vorkommende Gebrauch gewiſſer Ausdrücke, Redensarten, Sentenzen, Bilder und Wendungen; 2) die Fragen und Unterſuchungen, die im Hiob zur Sprache kommen, ſind erſt ſeit David und Salomoh unter den Hebräern zur Sprache gekommen, und im Hiob werden ſie ſo ſehr faſt von allen möglichen Seiten betrachtet, und mit ſo viel Feinheit und Kunſt durchgeführt, daß man dies unmöglich für einen der erſten Verſuche halten kann, ſie aufzulöſen. Es iſt der von Salomoh am meiſten aufgeregte und kultivirte Geiſt und Ton, der in dieſem Werke herrſcht, und vor ihm waren die Kenntniſſe, die ganze intellektuelle und äſthetiſche Kultur, welche dieſes Buch vorausſetzt, unter dem Hebräiſchen Volke noch nicht vorhanden. Auguſti erklärt Salomoh ſelbſt geradezu für den Verfaſſer. Man wird jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß es ein Gedicht ſey. Ilgen erklärte es für ein epiſches, andere für ein didaktiſches; eigentlich iſt es beides, epiſch-didaktiſch. Die Vortrefflichkeit deſſelben hat man zu allen Zeiten anerkannt, über die Oekonomie deſſelben aber war die Kritik faſt ſo uneinig, als über den Verfaſſer. Beſonders hat ſie ſich über den hiſtoriſchen Prolog (K. I, 2), den Epilog (K. 42, 8.) und die Reden Elihu's (K. 32 — 37.) verbreitet, und unterſucht, ob ſie von dem Verfaſſer des Gedichtes herrühren, oder ein viel ſpäter gemachter, fremdartiger Zuſatz ſeyen. Wie dem nun ſey, ſo hat man doch nie bezweifelt, daß dies Gedicht, wo nicht das älteſte ſelbſt, doch ein ſehr altes Produkt der Hebräiſchen Literatur ſey. Das bleibt es aber auch, wenn man es 5 — 600 Jahre ſpäter als ein Werk des Salomohniſchen Zeitalters anſetzt. In der dritten Periode eroberten die Hebräer Paläſtina, und vertheilten das eroberte Land unter die 12 Stämme des Volks. Nur der Stamm Levi, aus welchem Moſeh geweſen war, hatte kein Grundeigenthum, ſondern erhielt einzelne Städte und den Zehnten des Gewinnes, und bildete, wie die Aegyptiſche Prieſterkaſte, eine Art gelehrten Adels, aus welchem die Prieſter, die Richter, die Archivare und Polizeiaufſeher erwählt wurden. Da ſich nun hier auch eine Verfaſſung nach Art der Aegyptiſchen gebildet hatte, nämlich eine auf Ackerbau begründete demokratiſche Theokratie, deren unſichtbarer König der Nationalgott Jehovah war;

ſo handelten die Leviten in deſſen Namen. Und da das Oberhaupt derſelben, der Oberprieſter, mit Jehovah in unmittelbarem Umgang gedacht ward, ſo war er gleichſam ſichtbares Oberhaupt des unſichtbaren Regenten, und unter ihm ſtanden, ſelbſt in ſpäterer Zeit, die Könige. Natürlich, daß ſich von jetzt an die Religion Jehovahs immer mehr befeſtigte, denn ſie war zugleich Staatsangelegenheit, und alle bürgerlichen Geſetze wurden als Religionsvorſchriften ſanktionirt. In dieſe Periode nun fällt eins der wichtigſten Inſtitute für Geiſt und Bildung der Nation, der von oder kurz vor Samuel geſtiftete Prophetenorden, oder Akademien, deren Vorſteher die hoffnungsvollſten Köpfe der Nation um ſich verſammelten, und aus deren Mitte wahrſcheinlich alle jene Männer hervorgingen, die ſich, nach Jahrhunderten der Verwilderung, von jetzt an ſo ſehr durch höhere Bildung auszeichneten. Viel trugen ſie zur Befeſtigung der Moſaiſchen Conſtitution bei, indem ſie als einen Grundſatz aufſtellten, das Glück der Nation ſey abhängig von der treuen Anhänglichkeit an eben dieſe Conſtitution. Auch war Empfehlung und Einſchärfung derſelben ihr Hauptgeſchäft, nicht aber Ankündigung künftiger Begebenheiten. Hiedurch erhielten ſie auch einen wichtigen politiſchen Einfluß, welchen ſchon die Zeit ihres Auftritts zu erkennen gibt, welche in die Periode fällt, wo die theokratiſche Republik der Hebräer ſich in eine theokratiſche Monarchie verwandelte. Mit den Königen traten die Propheten auf und ab. Man beſchäftigte ſich zu dem genannten Zwecke in den Prophetenſchulen 1) mit Abſingen ſchon vorhandener, beſonders religiöſer, Lieder, welche die Idee, daß die Iſraeliten Jehovahs Eigenthumsvolk wären, lebhaft darſtellten, und ſolcher Lieder, welche den Nationalruhm der Iſraeliten verherrlichten; 2) mit dem Spiel muſikaliſcher Inſtrumente, womit man jene Geſänge begleitete; 3) mit Umarbeitung alter Geſänge in neuere Volksſprache; 4) mit Verfertigung neuer, beſonders hiſtoriſcher, Lieder. Durch alles dies mußte ſich in einer Verſammlung mit höheren Geiſtesgaben und Enthuſiasmus ausgeſtatteter Männer jener poetiſche Geiſt, jene höhere, religiöſe Stimmung, jener Nationalſtolz, jene ſtürmiſche Begeiſterung, und jene feurige, kräftige, kühne Darſtellung bilden, welche charakteriſtiſch bei dieſen Propheten ſind und ihnen Bewunderung verdienen. Kein Zweifel iſt es, daß ſich durch dieſe Umſtände auch die Sprache ungemein ausbilden mußte, denn dies zeigt ihre Beſchaffenheit in Davids Geſängen, der in dieſer Schule ſeine Bildung erhielt. Dagegen mag bezweifelt werden, ob auch ſchon Literatur entſtanden ſey. Folgende Gründe ſprechen dagegen: 1) dies heroiſche Zeitalter und die Zeit der politiſchen Stürme waren nicht geeignet, Literatur entſtehen zu laſſen; 2) noch unter David waren die Iſraeliten in allen übrigen Arten des Kunſtfleißes ſehr zurück, und Literatur war vor Samuel bei allen Nationen etwas Seltenes. Indeß muß man Samuels Zeitraum als die Periode der Verbreitung zu eigentlich ſchriftſtelleriſchen Arbeiten anſehen. Wahrſcheinlich beſchäftigte man ſich erſt in der etwas ruhigeren Periode nach Sauls Tod in den Prophetenſchulen mit Uebungen im Schreiben und mit Aufzeichnen theils der durch die Tradition erhaltenen Ueberreſte der Vorwelt, Lieder, Geſetze, Geſchlechtsregiſter, theils der neu verfertigten Geſänge. Und hieraus folgt denn, daß die ſogenannten Bücher Joſua (Haſſe's Ausſichten zu künftigen Aufklärungen über das A. T. Jena, 1785), der Richter (Schophthim, Suffeten ein temporärer Kriegsmagiſtrat im Helden-

alter der Nation: ſ. Zieglers Bemerkungen über d. B. der Richter im Geiſt des Heldenalters in deſſen theol. Abhandl. I, 275.) und Ruth (Dereſer, das Büchlein Ruth, ein Gemälde häuslicher Tugend. Frankf. a. Main, 1806. Dalbergs Grundſätze d. Aeſthetik, S. 110.), die man in dieſe Periode zu ſetzen pflegte, von ſpätere Entſtehung ſeyn müſſen. Die Davidiſche Periode würde alſo wohl die erſte der eigentlichen Schriftſtellerei unter den Iſraeliten ſeyn. Nicht unwahrſcheinlich ſetzt Nachtigall in dieſe Periode der allmählichen Bildung 1) die Sammlung alter Lieder; 2) mehrere Davidiſche Geſänge, Sammlung von Liedern Aſſaphs, Hemans, Nathans, Gad, Jeduthun u. A.; 3) Sammlungen einiger Geſetze und gottesdienſtlicher Anordnungen; 4) Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten, und zwar zum Theil ſehr abweichender Sammlungen, welche nachmals bei den ſogenannten Büchern Samuels, der Könige und der Chronik zum Grunde gelegt wurden. Von Poeſie ging alſo auch hier die Literatur und Bildung der Nation aus. Und wenn irgend eine Nation, ſo hatte die Hebräiſche viele Veranlaſſung zur Poeſie. Erſt in Canaan das Hirtenleben, in Aegypten Moſehs Beiſpiel, nachher der ſtehende Dichterorden, der allgemeine Eifer für Muſik, der Gebrauch beider bei einem feierlichen Gottesdienſt, die wundervolle Geſchichte der Nation und die ſchöne Natur des Landes, alles dies wirkte mächtig zuſammen, den poetiſchen Enthuſiasmus zu wecken und zu beleben. Urtheilen über die Natur der älteſten Poeſie können wir indeß nicht, wir wiſſen nur, daß die Poeſie hier ſehr alt iſt. Im Heldenzeitalter athmete ſie Heldenmuth, und brauſte kühn und wild einher, in den Prophetenſchulen ſtimmte der Geiſt ſich ſanfter, blieb aber immer kräftig, männlich, und meiſtens erhaben. Beſonders erreichte die lyriſche Poeſie im Zeitalter Davids ihren Gipfel; es war ihr goldenes Zeitalter. Gleich glücklich in Lied und Elegie war David; in der didaktiſchen Ode zeichnete ſich Aſſaph aus; Nathans Fabel gehört zu den vortrefflichen; Empfindung und Geiſt, Leben und Kraft athmen die Geſänge mehrerer ungenannten Dichter aus dieſer Periode, in welcher beſonders die Tempelpoeſie ſo vorzüglich gehoben wurde. Eben dies aber war vielleicht ein Grund, warum andere Gattungen der Poeſie nicht die gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichten. Idyllen und kleinere epiſche Gedichte finden wir zwar, nicht aber Heldengedichte, Dramen und Sinngedichte. Um ſo reicher iſt die didaktiſche Poeſie. (Lowth de sacra Poesi Hebraeorum. Gött. 1770. Herders Geiſt der Hebr. Poeſie. Deſſau, 1782. 2 Bde.) Man hüte ſich indeß, den ſogenannten Pſalter, wie er auf uns gekommen iſt, für eine Sammlung aus jener Periode zu halten. Er iſt weder von Einem Dichter noch aus Einem Zeitalter, und man vergleicht ihn mit Recht der Griechiſchen Anthologie. Da Pſalm 90 als ein Gebet von Moſeh angeſehen wird, Pſalm 126 aber unläugbar vom Babyloniſchen Exil handelt, ſo umfaßt dieſe Sammlung einen Zeitraum von beinah 1000 Jahren. Spricht man, und mit Recht, dem Moſeh jenen Pſalm ab, ſo bleibt immer noch eine Zeit von 500 Jahren. Merkwürdig in vieler Hinſicht iſt dieſe Sammlung doch vorzüglich durch den eigenen religiöſen Sinn, der ſich in ihr ausſpricht, und der es verbürgt, daß wohl kaum in einer Periode für das Geſetz Jehovahs mehr gewirkt worden ſey, als in dieſer. David traf zugleich Anſtalten, das Heiligthum der Iſraeliten, die Lade des Geſetzes, auf das feierlichſte nach Zion zu bringen, wo er ein Ge-

zelt für das Heiligthum aufſchlagen ließ, und das ganze Volk zu einem religiöſen Nationalverein berief, der gewiß auch in politiſcher Hinſicht ſehr wichtig war. Salomoh, unter welchem die Nation durch Handel und Völkerverkehr in den höchſten Flor kam, erbaute zwar den von ſeinem Vater gelobten Tempel, allein vergebens erwartet man von ihm eine beſondere Rückſicht auf die Sinaitiſche Geſetzgebung, Anhänglichkeit an Tempelkultus und theokratiſche Tendenz. Vielmehr finden wir in den Schriften, welche Salomohs Namen führen, einen über Religion und Weisheit philoſophirenden Geiſt, wie er ſich von einem kosmopolitiſchen König erwarten ließ, der, allem Iſraelitismus entgegen, alle Religionen in ſeinem Reiche duldete, und einen gewiſſen religiöſen Indifferentismus, wie ihn ein gekrönter Philoſoph haben mußte, der ſelbſt im ſpäteren Alter ſich dem polytheiſtiſchen Kultus überließ. Unter ſeinem Namen exiſtiren 3 Schriften: 1) Meſchalim, Gnomen, Sentenzen (überſ. von Döderlein und Ziegler); 2) Koheleth, Prediger, Verſammlung der Weiſen (überſetzt von Mendelsſohn, Friedländer, Kleuker, Döderlein, Schmidt und Nachtigall, und Bemerkungen darüber von Paulus, Zirkel, Bergſt. u. A.); 3) Schir Haſchſchirim, hohes Lied, Lieder der Liebe (überſ. von Döderlein, Herder, Hezel, Hufnagel, Velthuſen, Ammon und Paulus, und Bemerkungen darüber noch von Beyer, Anton, Stäudlin u. A.). Nach den wiederholten Unterſuchungen der Kritik ſind ſie weder von Salomoh ſelbſt, noch aus ſeinem Zeitalter. Nichts deſtoweniger aber muß man doch zugeben, daß der oder die Verfaſſer ſich gleich gut in Salomohs Lage und Geiſt zu verſetzen gewußt haben. Vielleicht wäre unter ihm der Jehovismus zu Grunde gegangen, wenn er ihm nicht aus Prachtliebe in dem neu erbauten Tempel eine kräftige Stütze gegeben hätte. Leider erſchöpfte er dadurch ſeinen Schatz und die Nation, die nach ſeinem Tode laut über die Menge der Abgaben murrte. Da ſein Sohn Rehabeam unter der Bedingung einer Erleichterung der aufgelegten Laſten die Regirung nicht übernehmen wollte, ſo blieben ihm nur zwei Stämme treu, und Trennung des Reichs war eine natürliche Folge der glänzenden Regirung Salamohs. Das Reich zertheilte ſich in 2 Reiche, Juda und Iſrael, eine Trennung, die in politiſcher und religiöſer Hinſicht gleich gefährlich war, indem das getheilte Reich ſich ſelbſt ſchwächte, und Iſrael durch Politik dem Jehovismus untreu wurde. Die nächſtfolgende Periode, für die Nation in bürgerlicher und religiöſer Hinſicht traurig, war deshalb auch für die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und moraliſchen Kultur ſehr arm und dürftig. Und dennoch waren es nur Religion und Literatur, welche die Kraft der Nation noch erhielten. Seit durch David und Salomoh Wiſſenſchaften und Künſte geweckt und genährt worden waren, verlor ſich die Neigung zur Literatur nie wieder ganz bei dieſem Volke, und ſomit auch nicht die Liebe zu ihrer Verfaſſung, und, bei aller Abgötterei, nie der Stolz auf ihren Moſeh. Dieſen weckten und belebten nun die nicht erloſchenen Propheten, aus deren Inſtituten in Juda und Iſrael (ſ. Propheten) Männer hervorgingen, mit Geiſt und Kraft zur Belehrung ihrer Nation gerüſtet. Nachdrücklich warnten ſie vor Abgötterei, gaben den Verfall des Jehovahdienſtes als Urſache von dem traurigen Zuſtande der Nation an, und führten die Moſaiſchen Verordnungen ſo weit fort, daß ſie behaupteten, Opfer und Brandopfer gefielen Gott nicht, Beſſerung des Herzens, Vered-

lung der Denkungsart, Rückkehr zum Kultus des einzigwahren Gottes verſchafften allein ſeine Liebe. Da aber immer der Glaube an Unſterblichkeit den Hebräern unbekannt war, ſo mußten auch die frohen oder traurigen Ausſichten, welche die Propheten vorzeichneten, ihre Belohnungen oder Drohungen, immer nur auf dieſes Leben beſchränkt ſeyn. Indeß kein Feuereifer der patriotiſchen Sittenlehrer und Dichter vermochte die getrennte Nation von dem Abgrunde zurückzubringen, an den ſie gekommen war. Unaufhörliche Uneinigkeiten zwiſchen beiden Reichen bewirkten nach und nach ihren Untergang. Durch das kriegeriſche Volk der Chaldäer war Aſſyrien ein neuer Geiſt eingehaucht, und durch einen ihrer Könige wurden die Hebräer beſiegt, und ein Theil gefangen in ſeine Länder geführt. Mehrmals verſuchten es die Zurückgebliebenen, ſich zu befreien, jedesmal mißlang der Verſuch, und jedesmal wurden mehrere Hebräer nach Chaldäa oder Babylonien abgeführt, Paläſtina aber mit Syrern oder Aramäern coloniſirt. Beſonders Chutäer aus Perſien wurden als Coloniſten nach Iſrael geſchickt, die, von den Leviten unterrichtet, Stammväter der Samariter wurden. Ein Theil der Hebräer, und unter ihnen Jeremias, flohen nach Aegypten, und dieſe Flüchtlinge legten den Grund zu der Colonie der ſogenannten Aegyptiſchen Helleniſten, die man mit denen in Kleinaſien nicht verwechſeln darf. So folgte denn, 600 J. v. Chr., die Periode des babyloniſchen Exils, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die verpflanzte Nation bleiben konnte. Zunächſt zeigt ſie ſich in verlorner Reinigkeit der Sprache, die weder in der Nachbarſchaft ausländiſcher Colonien, noch weniger im Ausland ſelber, ſich erhalten konnte; Chaldäiſmen und andere Barbariſmen ſchlichen ſich ein, und die Verunſtaltung wuchs mehr und mehr. Weit größer noch aber war die Verwandlung, welche die Denkart der Nation erlitt, und wäre vielleicht noch größer geweſen, wenn nicht auch die Propheten, dieſe Orakel der Nation, ihr ins Exil gefolgt wären. Die Einflüſſe des Chaldäiſmus auf die Denkart der Nation zeigen ſich vornehmlich in folgenden Punkten: 1) Allmählich verloren ſich die Nationalunterſchiede zwiſchen Iſraeliten und Juden, und der ganze Nationalcharakter verſchmolz ſich mit Eigenheiten der herrſchenden Nation; 2) ſie wichen mehr und mehr vom alten Moſaiſmus ab, und veränderten ihre Religionslehre in ſehr weſentlichen Punkten nach der Zoroaſtriſchen, welche gerade um die Zeit ihres Exils in Medien blühte, und von da durch die Perſer zu den Babyloniern übergegangen war. Ihre alten Vorſtellungen nach dem Parſismus umbildend, verehrten ſie jetzt Einen Gott, den Gott des Lichts, dem ſie ein unzähliges Heer von Dienern im Lichtglanze zugaben. 3) Bei Annahme manches Aberglaubens aus der Philoſophie der Babyloniſchen Prieſterkaſte aber konnten ſie ſich noch nicht zu einem wahren Gefühle menſchlicher Würde erheben. Der Menſch blieb in ihrer Vorſtellungsart immer Maſchine, welche Jehovah und ſeine Diener zum Guten, Dämonen zum Böſen trieben; 4) der erſte Keim zu den ſpäteren Kaſteiungen des Körpers und zu Extaſen durch Abhärtungen entwickelte ſich hier, und führte nach und nach zur Ahndung der Selbſtmacht, die ſich unter den Gebildeten findet; 5) zuerſt bildete ſich hier der Glaube an Unſterblichkeit der Seele; 6) hauptſächlich aber iſt es Eine Idee, die durch Nationalſtolz und Nationalelend immer mehr ſich erzeugte, die Idee von einem Retter aus dem Elend, einem Völkerbeherrſcher, geſalbten Juden, Meſſias, den man als den idealiſirten David leicht erkennt. Dieſer ſollte in

politiſcher Hinſicht ihren Staat wieder herſtellen, zu einem blühenden Zuſtand erheben, und von der Gottheit autoriſirt in dem Sinn ihr Repräſentant ſeyn, wie David es geweſen war, in religiöſer Hinſicht aber den Fürſten der Finſterniß ſtürzen, ſein Reich zerſtören, und die Menſchen von ſeinem Einfluß und ſeiner Gewalt erlöſen. Zu dieſem allen trugen die Propheten nicht wenig bei. Jeremias war unter den Aegyptiſchen, Ezechiel und Daniel waren unter den Babyloniſchen Exulanten. Sie erhielten die Erinnerung an die Zeiten des Nationalbeſtandes lebhaft, belebten immer neu den Patriotismus, erregten die Sehnſucht nach dem verlornen Vaterland, erweckten die Hoffnung zur Rückkehr dahin, zur Wiederherſtellung der alten Verfaſſung, lenkten den Blick aus bedrängter Gegenwart in ſchönere Zukunft, die ſie mit blendenden Farben bis ins Detail ausmalten. Sie verkündigten den Fall ihrer Bedränger, und gaben die Mittel an, ihn zu beſchleunigen. Propheten mußten allerdings dem Moſeh gleich geſtellt werden. Die Schriften, die wir unter ihren Namen haben (ſo viele davon in dieſe Periode gehören), ſind aber ſpäter gemachte Sammlungen ihrer Begebenheiten, Reden und Orakel (Hartmanns allgem. Geſchichte der Poeſie 1, 420 fgg.). Nach 70 verfloſſenen Jahren endlich erhielten die in Medien, Aſſyrien und Babylonien zerſtreut geweſenen Hebräer (536 v. Chr. Geb.) von Kyros die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland. Nicht alle Exulanten aber machten davon Gebrauch, die meiſten blieben in ihrer gegenwärtigen Heimath, die ihnen ſchon ein zweites Vaterland geworden war. Meiſt Judäer zogen an den Jordan, und deshalb hießen auch die neuen Einwohner von Paläſtina nicht mehr Hebräer, ſondern Juden. Dieſe erbauten einen neuen Tempel, und ſtellten die Moſaiſche Conſtitution wieder her, ſo weit ſie wieder herzuſtellen war. Eine wichtige Stütze derſelben war die Sammlung der Werke Hebräiſcher Literatur, welche unter Esra (468 vor Chr. Geb.) veranſtaltet ward. Das Collegium von 120 Gelehrten, welches Esra zur Wiederherſtellung der alten Literatur in Jeruſalem errichtete, hieß die große Synagoge. Nehemias legte (444 v. Chr. Geb.) entweder eine neue Sammlung an, oder vermehrte die ſchon vorhandene, und richtete ſie als Tempelbibliothek ein. Aber auch dieſe noch muß man nicht als ein geſchloſſenes Ganzes betrachten, denn die Vollendung und Schließung deſſelben fällt wohl erſt in die Periode, wo die Syriſchen Verfolgungen aufhörten. Gewiß iſt indeß, daß ſchon geraume Zeit vor der chriſtlichen Epoche der jüdiſche Kanon nach Anzahl und Ordnung der Bücher eben ſo normirt war, wie wir ihn jetzt beſitzen. Die große Synagoge vervollſtändigte, prüfte, ſonderte, ordnete die bereits in den vorigen Perioden gemachten Sammlungen der literariſchen Ueberreſte der Vorwelt, verarbeitete einzelne Materialien in ein Ganzes, überarbeitete ſie deshalb in Hinſicht auf Sprache und Zeitrechnung, kürzte ab, und ſetzte hinzu, wo es dienlich ſchien. Anordnung und Zuſammenſtellung der meiſten Bücher des A. T., außer dem ſchon geordneten Pentateuchos, gehört demnach in dieſe Periode, und es iſt möglich, daß man manches nach dem jetzt geltenden Syſtem modificirte, indem man zur Abſicht hatte, in der veranſtalteten Sammlung zugleich einen Religionskanon aufzuſtellen. Alles dies aber konnte nicht hindern, daß nicht fortan der religiöſe Charakter eine große Veränderung erlitten hätte; vielmehr war es wohl eben das Verharren der neuen Stats- und Religionsbegründer bei dem Moſaismus, welches jene Veränderung nur um ſo ſchneller herbeiführte.

Vergebens hat man ſich ſtets gegen die Gewalt des Zeitgeiſtes geſträubt, wenn durch alle Umſtände eine Veränderung der Dinge reif war. Unter den jetzt obwaltenden Conjunkturen kam man aber weder in politiſcher noch religiöſer Hinſicht mit dem alten Moſaismus aus, der jetzt nur Veranlaſſung zu mangelhaften Einrichtungen und Dogmen werden konnte, welche bald genug politiſche Vernichtung der Nation und Trennung derſelben in intellektueller Hinſicht zur Folge hatte. Nachdem das Perſiſche Reich, wovon Paläſtina eine Satrapie ausgemacht hatte, durch Alexander gefallen, und die Juden ſeinem großen Reich einverleibt waren, das nach ſeinem Tode wieder in mehrere zerfiel, erfuhren ſie bedeutende Veränderungen. Eine große Anzahl derſelben wurde ſchon unter Alexander nach Alexandria gezogen, um die neue Hauptſtadt ſchnell bevölkern zu helfen. Nach des Eroberers Tode fiel (322 — 167 vor Chr. Geb.) Judäa abwechſelnd unter die Macedoniſchen Beherrſcher von Aegypten und Syrien, die Ptolemäer und Seleuciden, und wurde durch ſeine Lage zwiſchen Syrien und Aegypten faſt immer der Schauplatz der Kriege, die zwiſchen den Beherrſchern beider Länder geführt wurden, bis es endlich ganz unter Syrien fiel. Da die Seleuciden die Juden in Religion und Sitte ganz gräciſiren wollten, dieſe aber widerſtrebten, ſo kam es von der einen Seite zu gewaltigen Verfolgungen, von der andern zu blutigem Kampf für Religion und Freiheit, und unter der Heldenfamilie der Prieſter, die wir Makkabäer nennen, endlich zu errungenem Sieg. Als aber nach 50 Jahren der Freiheit die Römer zu Schiedsrichtern der Uneinigkeit in der Regentenfamilie gerufen wurden, ſchlichtete die große Nation den Streit nach Römerſitte, d. h. ſie ſelber gab dem Volke Könige, abhängig von Rom, und zum noch größeren Schmerz für die Juden, nicht einmal aus dem Volke Jehovahs. Aufs höchſte ſpannte dies des Volkes meſſianiſche Hoffnungen. So viele auf einander folgende Verbindungen, in welche die Nation mit andern Nationen kam, konnten unmöglich ohne bleibende Spuren auch in intellektueller Hinſicht vorübergehen. Schon durch den Einfluß des Parſismus hatte der wiederhergeſtellte Moſaismus nicht ganz unverändert bleiben können; eben ſo wenig vermochten die Juden nachher den Einfluß der Ptolemäer, Seleuciden und Römer, und das Eindringen Griechiſcher Philoſopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia bereits verhallte die Stimme der Propheten; an dieſe Stelle der Lehrer traten nun Gelehrte; Studium und Speculation begann; Volksglaube und Philoſophie trennten ſich, und die Philoſophen ſelbſt theilten ſich in mehrere Sekten. Den orthodoxen Phariſäern ſtanden gegenüber die heterodoxen Sadducäer und Eſſäer; und kein Hoherprieſter, der an der Spitze des Volks ſtand, kein Sanhedrin vermochte zu verhindern, daß ſich nicht auch das Volk, das ſich ſchon in den Samaritanern eine Religionspartei gegenüber ſah, in dieſe Parteien getheilt hätte. Nicht unwahrſcheinlich ſetzt man in dieſe Zeit auch den Urſprung des, neben der Rabbinen-Philoſophie beſtehenden und von den feinſten Köpfen der Nation ausgebildeten, Kabbalismus; jüngern Urſprungs iſt nur der Philonismus, welchem die Therapeuten den Weg bahnten. Von beſonders wichtigem Einfluß war Aegypten. Schon 600 Jahre vor Chr. Geb. war eine Colonie dorthin ausgewandert; Alexander, um ſeine neue Hauptſtadt zu bevölkern, hatte 336 J. v. Chr. Geb. wiederum eine große Colonie dahin gezogen; Ptolemäus Lagi führte 320 J. v. Chr. Geb. hunderttauſend gefangene Juden dahin, und ließ acht Jahre darauf noch eine

anſehnliche Colonie folgen, die ſich ſo ſtark vermehrte, daß unter Auguſts Regirung an eine Million Juden ſich in Aegypten befand. Hier nun, in Alexandria, miſchte ſich der Aegyptiſche und jüdiſche Nationalcharakter, und eine höhere, Aegyptiſch-Griechiſche, Kultur begann. Hier, wo Pythagoräiſcher Aberglaube und Platoniſche Philoſophie mit Orientalism verſchmolzen waren, entwickelte ſich der Keim zur Schwärmerei, Myſticismus und Mönchsgeiſt, der in der helleniſtiſchen Philoſophie, d. i. einer Griechiſchen, durch Vermiſchung ſehr verunſtalteten, ſich ausbildete. Aus dieſen Veränderungen im Geiſte der Juden erfolgte noch eine in ihrer Sprache, die durch ihre Folgen von nicht geringer Erheblichkeit iſt. Die in Aegypten gräciſirten Juden entfernten ſich, außer andern Punkten, von den Paläſtiniſchen Juden auch in dem, daß ſie die heiligen Schriften ihrer Nation in Griechiſcher Sprache, als der ihnen geläufigeren, verlangten. So entſtand die Alexandriniſche Ueberſetzung, die Ueberſetzung der 70 Dolmetſcher (Septuaginta), die nicht nur in Aegypten, ſondern auch in andern Provinzen und ſelbſt in Paläſtina ſo allgemeinen Beifall fand, daß ſie gewiß zur Verbreitung der Griechiſchen Sprache und Literatur in dieſem Lande das meiſte beigetragen, und am meiſten gewirkt hat, den Grundtext größtentheils zu verdrängen. Zwar gab es unter den eifrigen Juden von jeher Gegner des Griechiſchen Geſetzes, allein ihre Sprache konnten ſie nicht retten, und ihrem Kanon nicht den Vorzug ſichern. Mehr und mehr hatten die Paläſtiniſchen Juden unter den Seleuciden ihre Mundart in den Syrochaldäiſchen Dialekt umgebildet, ſo daß das alte Hebräiſche ganz erſtarb, und man es ſchon geraume Zeit vor Chriſtus als gelehrte Sprache anzuſehn hatte. Der vorzuleſende Text mußte Syrochaldäiſch erklärt oder durch die Griechiſche Ueberſetzung erläutert werden, und ſpäterhin entartete die Sprache immer mehr. Nach Chriſtus entſtand das ſogenannte Targum, und nach Zerſtreuung der Nation das Gemiſch, welches wir Rabbiniſch nennen. Kein Wunder, wenn die Septuaginta auch in Paläſtina ihr Anſehn behauptete, und im apoſtoliſchen Zeitalter den Grundtext ſchon größtentheils verdrängt hatte; ein Umſtand, der, ſo geringfügig er ſcheinen mag, doch für Jahrhunderte von nicht zu berechnenden Folgen geweſen iſt. dd.

Hebriden (oder Weſtern Islands), eine an der Weſtſeite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inſeln. Bewohnt ſind jedoch nur etliche 40 derſelben, deren geſammte Volksmenge auf 60,000 Seelen gerechnet wird. Die vornehmſten ſind Sky mit 15,000, Ila mit 8000 und Mull mit 5000 Einwohnern. Sie liefern Metalle, Marmor, allerlei andere Steinarten, Thon u. ſ. w., und ſind zur Schafzucht und Fiſcherei bequem. Auch Vögel von mancherlei Art haben ihre Herberge in den ſchwer erſteiglichen Klippen der Inſeln, unter welchen ſich viele Adler und Solangänſe finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgeſucht werden. Der Getraidebau gedeihet nur an wenig Orten, beſſer die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man viele Sode zum Gebrauch der Engliſchen Glasfabriken. Die Lage der Einwohner iſt ſehr unglücklich, denn der größte Theil des Bodens iſt das Eigenthum Schottiſcher Stammhäupter, deren Pachter den armen Landman auf das äußerſte bedrücken. Er muß ſchwere Frohndienſte thun, kann nach Willkühr vertrieben werden, und lebt faſt ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur

die perſönliche Freiheit bleibt ihm, und dieſe iſt von vielen Wohlhabendern zu Auswanderungen nach Amerika benutzt worden. Von einigen Gutsherren aber, welche ſelbſt auf ihren Gütern leben, iſt dieſe Härte gemildert worden. — Die neuen Hebriden ſind eine Gruppe von 12 großen und vielen kleinen Inſeln in Auſtralien.

Hecate, eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der ſie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit der Aſteria, bald mit der Phocäa, einer Tochter des Aeolus, gezeugt haben ſoll. Sie war eine unterirdiſche und der Magie vorſtehende Göttin. Von der Juno den Nymphen zur Erziehung übergeben, entwandte ſie die Schminkbüchſe der Götterkönigin, und gab ſie der Europa, der Tochter des Phönix. Als Juno ſie dafür beſtrafen wollte, flüchtete ſie zuerſt zu einer Gebärenden, und dann in das Gefolg eines Leichenzuges. Die dadurch Verunreinigte ließ Jupiter durch die Kabiren am acheruſiſchen Pfuhle reinigen, und ſeitdem ward ſie eine unterirdiſche Göttin. Andere erzählen andere Geſchichten von ihr. Heſiod ſagt: ihre Macht erſtreckte ſich über die Erde und das Meer; ſie hatte unter den Geſtirnen einen Platz und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unſterblichen. Ehren und Güter verleiht ſie dem, den ſie begünſtigt. Den Kriegern gibt ſie den Sieg, ſitzt dem Richter zur Seite, iſt dem Proceſſeführenden hilfreich, ſo wie den Wettkämpfern, ſegnet den Fiſcher mit reichlichem Fang, den Hirten mit Heerden, und befördert das Gedeihen und Wachsthum der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur ſtehen ihr zu Gebote. Späterhin ward ſie das Symbol des Mondes, und war dann mit Diana einerlei. Aber ihre Macht erſtreckte ſich bis über die Unterwelt, und daher heißt ſie auch unterirdiſche Diana. Ueberhaupt nennt man ſie als unterirdiſche Göttin Hecate, im Himmel Selene, und auf der Erde Artemis oder Diana. Die Zauberer und Hexen flehten vor allen ihren Beiſtand an, und ſuchten ſie bei ihren Beſchwörungen ſich geneigt zu machen. Man opferte ihr auf Scheidewegen, und vorzüglich Hunde. In Aegina wurden ihr jährlich geheimnißvolle Feſte gefeiert. Ihre Geſtalt war furchtbar; ſie hatte Schlangenfüße, und Schlangen ziſchten um ihren Hals und ihre Schultern. In Rückſicht auf ihre dreifache Beziehung wurde ſie mit drei Geſichtern oder Köpfen gebildet; daher hieß ſie auch die Dreigeſtaltete. In den ſchönern Zeiten der Kunſt bildete man ſie nur mit drei Geſichtern der jungfräulichen Diana; auf Gemmen findet man verſchiedene Abbildungen.

Hecatombe, bei den Griechen urſprünglich ein Opfer von hundert Stieren, dann aber überhaupt von hundert Thieren. Einige erklären die Entſtehung des Namens aus einer tropiſchen Figur bei Dichtern, ſo daß er nur im Allgemeinen ein Opfer von vielen Thieren bedeuten ſoll, und führen an, daß man in gleicher Bedeutung Chiliomben, Opfer von tauſend Thieren, gehabt habe.

Hecla, ein feuerſpeiender Berg auf Island. Er iſt 5600 Fuß hoch, und theilt ſich in drei Spitzen, von denen die mittlere die höchſte iſt. Die Einwohner nennen ihn in ihrer Sprache Heclu Fiall. Sein letzter Ausbruch war im J. 1766, und dauerte vom 5. April bis zum 7. September.

Hector, des Priamus und der Hecuba Sohn, der tapferſte im Heer der Trojaner, deſſen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemahlin war des Ciliciſchen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er den Aſtyanax oder Scamander, nach Andern auch den Laodamas und Amphinous zeugte. Seine tapfern Thaten beſingt Homer in

Ilias. In der Schlacht bekämpft er die Helden der Griechen, und drängt ſie oft hart; ſein Wort und Beiſpiel ermuthigt die Trojaner aufs neue, ſo oft ihre Kraft zu erſchlaffen beginnt; im Rath empfiehlt er Ausdauer, Einigkeit und Verachtung der Gefahr. Troja iſt unüberwindlich durch ihn. Als er aber Patroclus, des Achilles Freund, erlegt hatte, und dieſer, des Haders mit Agamemnon uneingedenk, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genoſſen zu rächen, da erreichte ihn ſelbſt das dunkle Verhängniß. Er fiel von Achilles durchbohrt; ſein Leichnam ward von dem Sieger geſchleift, und ſodann für ein Löſegeld dem Priamus überlaſſen, der ihn feierlich beſtatten ließ. Unſtreitig iſt Hector der trefflichſte Held in der Ilias. An Tapferkeit keinem weichend, erliegt er dem Achilles nicht, weil ihn derſelbe an Muth übertrifft, ſondern weil er, von langen Kämpfen und Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hilfe vertraut, in deſſen erlogener Geſtalt Minerva ihn täuſcht und verläßt. An Menſchlichkeit aber übertrifft Hector alle; zu den ſchönſten Epiſoden der Iliade gehört ſein Abſchied von der Andromache, in welchem er die reinſten und ſchönſten Gefühle als Fürſt, Gemahl und Vater ausdrückt.

Hecuba, eine Tochter des Thraciſchen Königs Dymas, nach Andern des Ciſſeus, oder des Fluſſes Sanagrius, und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemahlin des Priamus, Königs von Troja, dem ſie zuerſt den Hector, ſodann den Paris gebar. Als ſie mit letzterm ſchwanger ging, träumte ihr, daß ſie eine Fackel zur Welt brächte, welche ganz Troja verzehrte. Die darüber befragten Wahrſager deuteten den Traum dahin, daß der Sohn, den ſie in ihrem Schooße trage, den Untergang des Reichs herbeiführen werde. Er ward deshalb ausgeſetzt, aber auf eine wunderbare Weiſe gerettet. Hecuba gebar darauf noch die Creuſa, Laodice, Polyxena und Caſſandra, desgleichen den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polidorus und Troilus. Nach der Eroberung Troja's fiel die unglückliche Fürſtin dem Ulyſſes als Beute anheim. Voll Verzweiflung über ihr Mißgeſchick, ſich zur Sklavin erniedrigt zu ſehen, reitzte ſie den Zorn der Griechen durch Schmähungen, und ward von ihnen geſteinigt. Statt ihres Leichnams aber fand man unter den Steinen einen Hund. Nach Andern ſtürzte ſie ſich ins Meer, und ward in einen Hund verwandelt. Die alten Tragiker haben ſie vielfältig auf die Bühne gebracht, und ſchildern ſie als eine edle Fürſtin, zärtliche Mutter und tugendhafte Gattin, an der das ewige Verhängniß ſeine unwandelbare Allmacht bewährte.

Heer (ſtehendes). Man hat mit dieſem Namen in der neuern Periode der Kriegsgeſchichte nur *diejenigen Truppenmaſſen* belegt, *welche auch in Friedenszeiten zur innern und äußern Sicherheit des Staats unter den Waffen erhalten, zum Kriegsdienſte gebildet, und für dieſe Dienſte vom Staate beſoldet werden* (daher Soldaten im im eigentlichen Sinne); es mögen dieſe Truppen übrigens zum Kriegsdienſt geſetzlich verpflichtet, oder nicht verpflichtet ſeyn, und im letztern Fall aus Inländern oder Ausländern beſtehen. Stehende Heere in *dieſem* Sinne finden wir erſt in den Monarchien der neuern Zeit, als durch die Erfindung des Schießpulvers und durch den allgemeinern Gebrauch des Feuergewehrs der Krieg allmählich eine ganz neue Geſtalt gewann und zu einer Kunſt erhoben wurde, bei welcher im Allgemeinen weniger die perſönliche Tapferkeit, als eine

beſondere Gewandtheit und mechaniſche Fertigkeit gilt, welche durch fortdauernde Uebung erworben werden muß. Die erſten ſtehenden Truppen waren Söldner, und neben ihnen diente die Lehnmiliz, welche in Kriegszeiten aufgeboten wurde (auch in Deutſchland), einige Zeit noch fort, verfiel aber immer mehr, je mehr ſich Kriegskunſt und Kriegsdiſciplin durch die ſtehenden Truppen ausbildeten. Theils die Koſten der Söldner aber, welche mit der Vermehrung der Truppen ſtiegen, theils die Sicherheit des Staats, welche nicht lediglich gedungenen Truppen überlaſſen ſeyn darf, machten es nothwendig, daß ein durch Bevölkerung, Größe, geographiſche und politiſche Lage, endlich auch durch Cultur des Staats beſtimmter, und daher nicht immer gleich großer Theil waffenfähiger Bürger fortdauernd unter die Waffen treten mußte, und in Verbindung mit jenen auf Koſten des Staats beſoldet wurde; und dieſes werden im eigentlichen Sinne ſtehende Truppen genannt. Gewöhnlich verſetzt man die Einführung der ſtehenden Heere unter die Regirung Carls VII., Königs von Frankreich (reg. 1423 bis 1461), welcher durch dieſes Inſtitut ſeine empöreriſchen Vaſallen im Zaume hielt, und die königliche Macht nicht wenig vergrößerte. Schon König Philipp Auguſt führte zu dieſem Zweck, und zum Beſten der innern und äußern Sicherheit, während ein großer Theil ſeiner Vaſallen ſich an die Kreuzfahrer angeſchloſſen, und dadurch die Krone hilflos gelaſſen hatte, um 1215 die Gemeindetruppen (troupes des communes, communiae; communitates parochiarum, Communitäten) ein, welche aus den Bewohnern der Städte und Dörfer ausgehoben wurden, und deren eine Stadt nicht über 4 bis 500 ſtellte. Dieſe dienten auf Koſten der Städte, und nur in einer beſtimmten Entfernung von ihrem Orte, neben den Lehnstruppen; durch ſie wuchs die Macht der Städte, ſo daß die Bürger ſich neben der Ritterſchaft und im Gegenſatze derſelben zu einem beſondern Stand, auch im Kriege geſchieden, ausbildeten. Uebrigens wurden dieſe Gemeindetruppen, wie die Lehnstruppen, nur zur Zeit der Noth aufgeboten. So beſtanden nun die Truppen Philipps und ſeiner Nachfolger aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen, und allerhand irregulären Truppen, welche in Sold genommen wurden (daher soldats, soudoyers), und gewiſſe Geſellſchaften (compagnies) bildeten. Die Mangelhaftigkeit der erſtern, welche ſich oft gegenſeitig befehdeten und dem Aufgebote wenig Folge leiſteten, und die Räubereien der letztern, welche dem Staate ſo läſtig wurden, daß ſchon Carl V. darauf denken mußte, ſich ihrer zu entledigen, bewogen Carl VII., der Stifter einer beſſern Kriegsdiſciplin zu werden. Zu dieſer legte er nach weiſen Berathungen mit vielen Großen ſeines Reichs im Jahre 1445 den Grund. Er erwählte nämlich 15 Hauptleute (capitains). Dieſen befahl er, aus allen vorhandenen Truppen die bravſten Leute auszuwählen, um aus ihnen eben ſo viele Compagnien zu bilden. Dieſe Compagnien erhielten den, vielleicht ſchon früher zur Auszeichnung einiger königlichen Truppen gebrauchten Namen compagnies d'ordonnances, und ſollten in Kriegs- und Friedenszeiten auf Koſten der Bürger und Bauern erhalten werden. Anfangs beſtand jede dieſer Compagnien aus 600 Mann Reitern (gensdarmes), die Volontairs abgerechnet, welche ſich bald in großer Menge an dieſelben anſchloſſen, und wurden in die Städte vertheilt. Von jetzt an kam das Ritterweſen immer mehr in Verfall, und die Vaſallen ſtellten ihre Truppen nur in außerordentlichen Nothfällen zum Dienſte, doch wurde die Lehnsmiliz erſt im 18ten Jahrhunderte von den Söldnern ganz verdrängt. Im J. 1448

errichtete er auch eine angemeſſene Infanterie, aus Scharfſchützen (francarchers) beſtehend, welche, vorbunden mit erſtern, bald ein anſehnliches Heer bildeten. Hier in Frankreich bildete ſich alſo auch zuerſt der Kriegsdienſt und die Kriegsdiſciplin aus (ſ. über dieſen Gegenſtand Daniel histoire de la milice françoise etc.), und ging von da auf andere Länder in Europa über. Mit Vermehrung der ſtehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Geldreichthums vermehrten ſich auch die ſtehenden Heere anderer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutſchlands. Iſt dieſe Vermehrung auf den höchſten Punkt geſtiegen, ſo daß die Entſcheidung der Kriege wiederum von den Maſſen abhängig gemacht werden muß, ſo verbreitet ſich die Verpflichtung zum Kriegsdienſt allmählich auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Culturſtufe, Bevölkerung und Bedürfniß eines Staats modificirtes Conſcriptionsſyſtem eingeführt, wodurch eine nach Jahren beſtimmte Klaſſe waffenfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienſte gerufen werden. Dadurch werden die ſtehenden Heere und der Kriegerſtand als ein beſonderer Stand allmählig wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle waffenfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienſte geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl ſelbſt aber dem natürlichen Verhältniſſe der Staaten gegen einander dadurch angemeſſener, die Kriegsdiſciplin freier und edler wird. T.

Heerbann, das Aufgebot, welches im Mittelalter der Lehnsherr bei bevorſtehendem Krieg an ſeine Vaſallen ergehen ließ, und vermöge deſſen ſie ſich nebſt ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten. Die Begleitung ſelbſt, die ſie ihrem Lehnsherrn im Kriege leiſten mußten, hieß die Heeresfolge. Wiewohl dieſe Begriffe ſeit Einführung der ſtehenden Heere geruhet haben, ſo erinnern doch die neueſten Kriege, in denen die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anſpruch genommen wird, wieder daran, und wir ſehen ſie ſomit aufs neue im möglichſt größten Umfang in Ausübung gebracht.

Heergeräth bedeutet eigentlich die nöthigſten Geräthſchaften eines ins Feld ziehenden Kriegers. Bei unſern Vorfahren folgten die Söhne nicht allein in die Lehen, ſondern auch in die Allodien (ſ. dieſ. Art.) als Erben; und da zugleich die Waffen ein Zubehör der Aecker waren, ſo gehörten auch dieſe zu der bloß männlichen Verlaſſenſchaft. Daher iſt noch jetzt hin und wieder das Heergeräth ein gewiſſer Theil der Verlaſſenſchaft, der bloß auf die nächſten Agnaten männlichen Geſchlechts (Schwerdmagen genannt) vererbt werden kann. Was dazu gerechnet wird, hängt von jedes Orts beſondern Statuten ab; nach Sächſiſchem Rechte gehört dazu das beſte Pferd, geſattelt und gezäumt, Harniſch, Schwert, tägliche Kleidung des Verſtorbenen, Heerpfühl, zwei Lailachen oder Bettücher, Tiſchtuch, zwei Becken, ein Fiſchkeſſel, ein Handtuch und ein Schüſſelring oder Dreifuß. Geiſtliche hatten keinen Antheil am Heergeräthe, ſondern an der Gerade (ſ. d. Art.).

Heermeiſter, ſ. Johanniterorden.

Hegira (Hedſchra) heißt im Arabiſchen die Flucht. Vorzugsweiſe bezeichnen die Muhammedaner damit die Flucht Muhameds, ihres Propheten, von Mecca nach Jatreb, welcher Ort in der Folge

den Namen Medina al Nabi, d. h. Prophetenſtadt, erhielt. Von dieſer Flucht, welche ſie auf den 16. Juli des 622ſten Jahres nach Chriſti Geburt ſetzen, fängt ihre Zeitrechnung an. Will man die Jahre der Hedſchra auf die chriſtliche Zeitrechnung reduciren, ohne daß dabei eine ſtrenge Genauigkeit beabſichtigt wird, ſo geſchieht dies auf folgende Weiſe. Da das muhammedaniſche Jahr ein Mondjahr von 354 Tagen iſt, ſo betragen 33 muhammedaniſche Jahre nur 32 chriſtliche oder Sonnenjahre. Man zieht daher von der mahommedaniſchen Jahrzahl für jede 33 Jahre eins ab, und rechnet 622 hinzu. So iſt z. B. das Jahr 1000 der muhammedaniſchen Zeitrechnung ungefähr gleich dem J. 1589 der unſrigen. Wem es auf größere Genauigkeit ankommt, der bediene ſich der Tabellen, welche Wahl u. A. geliefert haben.

Heidegger (Johann Jacob), Oberaufſeher der öffentlichen Vergnügungen zu London unter der Regirung Georg. II., war der Sohn eines Geiſtlichen und um das J. 1660 zu Zürich geboren. Die Geſchichte verſchweigt ſeine frühern Schickſale, ſagt aber von ihm, daß er ſchon verheirathet wege einer Liebesintrigue ſein Vaterland verließ. In der demüthigen Geſtalt eines Bedienten ſah er die vornehmſten Städte Europa's, und bildete auf dieſen Reiſen ſeinen Geſchmack für alle Gegenſtände des feinen Lebensgenuſſes. Vierzig bis funfzig Jahre alt ging er nach England, wo ihm ſeine Gewandtheit und Jovialität in der vornehmen Welt bald Freunde erwarben. Man nannte ihn nur den Schweizergrafen. Die einſichtsvollen Bemerkungen, die er über verſchiedene Mängel in der damaligen Aufführung der Opern machte, und ſeine Anweiſungen, um die Belnſtigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, brachten ihn bald in den Ruf eines guten Kunſtrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige prächtige und geſchmackvolle Decorationen, die nach ſeiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem König, der die Oper liebte, ſo wohl, daß er ihm bald darauf die Oberaufſicht über das Opernhaus ertheilte. Er machte ſich hierauf an die Verſchönerung der Maskeraden, an welchen der König nicht weniger Gefallen hatte, und führte auch über dieſe auf dem königlichen Theater die Aufſicht. Endlich ward er zum Oberaufſehet aller öffentlichen Vergnügungen ernannt. Sein Kredit war ſo allgemein, daß kein glänzendes Gaſtmahl ohne ſeinen Rath und ſeine Anordnung gegeben wurde. Die verſchiedenen Aemter verſchaften ihm ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund, die er mit einer faſt beiſpielloſen Freigebigkeit verbrauchte, ſo daß er nie etwas übrig hatte. Er war wohl gewachſen, aber von einer ſo auffallend häßlichen Geſichtsbildung, daß er gegen den Grafen Cheſterfeld eine Wette gewann, daß kein häßlicheres Geſicht, als das ſeine, in London zu finden ſey. Er ſtarb im J. 1749 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine ſchön gelegene Stadt am Neckar, einſt die Reſidenz der Kurfürſten von der Pfalz, gehört ſeit 1802 dem Großherzog von Baden. Sie hat gegenwärtig 11,000 Einwohner, war aber vormals viel bedeutender. Die daſige Univerſität, welche 1386 geſtiftet wurde, iſt nach Prag die erſte und älteſte in Deutſchland; ſie war überaus beſucht, verlor jedoch ſehr durch den dreißigjährigen Krieg, der hier heftig wüthete. Zu Folge der neuen Einrichtung, welche ſie 1803 erhalten hat, betragen ihre jährlichen Einkünfte 50,000 Gulden; die theologiſche Facultät erhielt 9 Lehrer für Katholiken, Lutheraner und Reformirte, die juriſtiſche 5; die mediciniſche 6 und die

philoſophiſche 4 Lehrer für die allgemeine Sektion. Rector magnificus iſt der Großherzog ſelbſt. Außer andern zweckmäßigen Anſtalten, welche eingerichtet worden, iſt der Schloßgarten in einen ökonomiſchen Garten und Forſtplantage verwandelt worden. Die ehemalige Heidelberger Bibliothek, welche Scaliger der Vaticaniſchen vorzog, wurde, nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly 1622, vom Herzog Maximilian von Bayern dem Papſt Gregor XV. geſchenkt, welcher ſie im folgenden Jahre nach Rom abholen ließ, wo Urban VIII. ein eigenes großes Zimmer für dieſelbe in der Vaticaniſchen Bibliothek anwies. Es wurde aber in Heidelberg eine neue Bibliothek angelegt, von welcher des berühmten Johann Georg Grävius Bücherſammlung die Grundlage ausmacht. Sie beſteht aus mehr als 30,000 Bänden. Im Jahr 1784 wurde die ſogenannte Cameral hohe Schule von Lautern nebſt der kurfürſtlichen ökonomiſchen Geſellſchaft hieher verlegt, und erſtere gewiſſermaßen mit der Univerſität vereinigt. Die Stadt hat bedeutende Fabriken in Kattun, ſeidenen Strümpfen, Papier- und Wollentapeten u. ſ. w. Das alte Schloß iſt theils in den Jahren 1689 und 1693 von den Franzoſen, theils 1764 durch den Blitzſtrahl zerſtört worden. Das bekannte Heidelberger Faß hält gegen 250 Fuder. Es wurde 1751 neu erbaut, iſt aber wieder ſchadhaft.

Heiden. Ungläubige heißen in der heiligen Schrift und dem Sprachgebrauche der chriſtlichen Kirche bis in das Mittelalter alle Menſchen, die weder Juden noch Chriſten ſind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken noch unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Muhamedanern die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ſie, wie die Bekenner des Chriſtenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren, einigen Gottes zu zählen, verſteht die Umgangsſprache unter Heiden alle, die ſich nicht zu dieſen drei vorzüglichſten Religionen bekennen. Dieſer, wie erhellt, nur negative Begriff ward von jeher unter Juden und Chriſten um des Gegenſatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, bös und laſterhaft ſchildern wollte, nannte man mit einem Worte heidniſch, und der heil. Auguſtinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laſter gelten laſſen. Uebrigens hat der Ausdruck „Heiden" hiſtoriſchen Grund. Als ſich das Chriſtenthum im Römiſchen Reiche verbreitete, faßte es zuerſt in den Städten Fuß, auf dem flachen Land, in den Dörfern erhielt ſich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange, nachdem das Chriſtenthum im Römiſchen Reiche ſchon herrſchend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den chriſtlichen Städten pagani, d. h. Landbewohner, genannt wurden. Eben ſo verhielt es ſich in Deutſchland. Das Chriſtenthum fand auch zuerſt in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem Altdeutſchen Ausdrucke „Heiden") den alten Götzen noch lange, weshalb Heide oder Götzendiener bei uns gleichbedeutend iſt. Unter dem Ausdrucke: Heidenthum, werden die geſammten Volksreligionen oder Völker verſtanden, die es außer dem Gebiete des Chriſtenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt.

Heilig nennen wir, was vom Gemeinen abgeſondert und dem höchſten Weſen entweder eigen oder vorzugsweiſe gewidmet iſt. Die Ideen der Wahrheit und Tugend, die Gefühle einer reinen Liebe und Freundſchaft ſind heilig, denn ſie erheben über das Gemeine und führen zu Gott. Der Inbegriff heiliger Gedanken und Empfindungen iſt die Religion, und daher alles heilig, was durch eine ausſchließlich

religiöſe Beſtimmung ausgezeichnet und vor jeder Vermiſchung mit dem Gemeinen bewahrt, oder wegen ſeiner religiöſen Bedeutung und Würde vorzüglich geehrt und für unverletzlich gehalten wird. Heiligthümer, heil. Oerter, Symbole, Palladien hat jedes Volk, das der erſten Wildheit entwachſen iſt; in der Achtung gegen etwas Heiliges erkennen wir die erſte Spur der Menſchlichkeit. Menſchen, denen nichts heilig iſt, haben ſich entweder noch nicht über den Zuſtand thieriſcher Roheit erhoben, oder ihre Humanität durch Verwilderung und Entartung aufgegeben. Wird der Begriff des Heiligen in irgend einem Weſen perſonificirt gedacht, ſo muß er ſchon eine ſittliche Bedeutung erhalten haben. Der Sprachgebrauch der erſten beiden Jahrhunderte zeichnete fromme Perſonen und insbeſondere Biſchöfe noch bei ihrem Leben durch den Ehrennamen Heilige aus, ohne dadurch etwas anders ſagen zu wollen, als was wir unter dem Prädicat: „Ehrwürdige, dem Dienſte Gottes geheiligte," zu verſtehen pflegen. Sehr entfernt hat ſich indeß von dieſer einfachen Vorſtellungsart der künſtliche Begriff, den ſich die chriſtliche Kirche ſeit dem 4ten Jahrhunderte von den Heiligen gebildet und zu einer der wirkſamſten Glaubenslehren gemacht hat. Und dazu trugen die in den heidniſchen Volksreligionen ſchon vorhandenen Vorſtellungen von Heroen, Halbgöttern, vergötterten Menſchen und die Ideale der Philoſophen von menſchlicher Größe nicht wenig bei. Die Märtyrer des chriſtlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen der erſten Jahrhunderte Hab und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntniſſe treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, wurden die Heroen der Chriſtenheit, aber edlere, an Sinn und Wandel bei weitem reinere Heilige. Die Kirche war ihres Ruhmes voll, ſie wurden bald Trabanten und Diener, bald Freunde und Vertraute Gottes, bald Beſchützer des menſchlichen Geſchlechts genannt, an Rang nicht ſelten über die Engel geſetzt, und nach dem faſt einſtimmigen Zeugniſſe der angeſehenſten Kirchenväter des 4ten und 5ten Jahrhunderts in öffentlichen Reden und Predigten als mächtige Fürbitter bei Gott, als Helfer in allen Nöthen geprieſen und angerufen; ja von ihrem vereinigten Gebete hoffte man die Aufhebung der Sünden ganzer Völker, und von der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine und Gräber kamen erſtaunenswürdige Erzählungen und noch ſtärkere Verſicherungen des Schutzes in allen Gefahren, den ihre Reliquien jedem Gläubigen leiſten würden, in Umlauf. Glücklich war die Gegend des Grabes eines Heiligen, ihre Bewohner konnten ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauen, er wurde ihr Schutzheiliger. Aber jede Provinz, jede Stadt und Gemeinde begehrte eben ſo ihren eigenen Schutzheiligen, wie ſie im Heidenthume ihren Schutzgott gehabt. Weil es nun unter chriſtlichen Kaiſern und Königen an Gelegenheit fehlte, die Märtyrerkrone zu verdienen, wurde das im 4ten Jahrhunderte entſtandene Mönchsweſen die ergiebigſte Pflanzſchule neuer Heiligen. Eine gewaltſame Unterdrückung der natürlichen Triebe, ein gefliſſentliches Aufreiben und Abmergeln des Körpers durch die ſeltſamſten Büßungen und Peinigungen, auf die nur die ausſchweifendſte Phantaſie fallen und in deren Erduldung nur der finſterſte Aberglaube ein Werk der Frommigkeit und Gottesverehrung finden konnte, vor allen die Stiftung geiſtlicher Orden, deren Regel alle dieſe Uebungen mit ſich brachte, wurde nun ein ſicherer Weg zu der Ehre, den älteren Märtyrern gleichgeſtellt und von der Kirche unter die Heiligen erhoben zu werden. Zwar wurden auch vorzügliche Verdienſte um die Kirche mit

dieſer Auszeichnung belohnt, allein die meiſten der in Calendern und Legenden prangenden Heiligen ſind es entweder nicht viel mehr als dem Namen nach, oder doch nur ſolche, die der gemeine Sprachgebrauch die wunderlichen nennt. Es konnte auch nicht fehlen, daß mancher Unwürdige zu dieſer Ehre kam, da das Recht, heilig zu ſprechen, von jedem Biſchof in ſeinem Sprengel ausgeübt und oft zu leicht genommen wurde. Die Synode zu Frankfurth am Main im Jahr 794 verbot zwar die Anrufung neuer Heiligen, und Carl der Große ſchärfte ihren Beſchluß 805 wieder ein; aber dies heilte den Clerus und das Volk immer nicht von der einmal eingeriſſenen Sucht, neue Heilige zu creiren. Daher übernahm es endlich der Papſt ſelbſt, Ordnung in dieſe wichtige kirchliche Angelegenheit zu bringen. Johann XV. gab 993 das erſte Beiſpiel einer päpſtlichen und darum für die ganze katholiſche Chriſtenheit giltigen Heiligſprechung, da es früher der Willkühr überlaſſen geweſen war, ob die in einem Sprengel ernannten Heiligen auch in andern verehrt werden ſollten, und Alexander III. erklärte das Heiligſprechen 1170 für ein ausſchließliches Recht des päpſtlichen Stuhles. Er nannte die Heiligſprechung zuerſt Canoniſation, weil der Name des neuen Heiligen dabei in den Canon der Meſſe, d. h. in die Gebete der Abendmahlsliturgie eingetragen wurde. Dieſer Act erfolgte oft lange Jahre nach der Beatification, vermöge welcher die durch heiligen Wandel und gewirkte Wunder empfohlnen Frommen bald nach ihrem Tode die Anwartſchaft zur Canoniſation erhielten. Mancher blieb ſelig, ohne heilig geſprochen zu werden; daher man die Heiligen von den bloß Seligen unterſcheiden muß. Laien konnten höchſt ſelten und nur durch die ausgezeichnetſte Pietät und Ergebenheit gegen die Kirche zur Ehre der Canoniſation gelangen, und es darf nicht befremden, daß unter den Heiligen nur wenige Fürſten ſind. Sie mußten entweder, wie Wladimir der Große (der heil. Baſilius) von Rußland, Knut von Dänemark, Olav von Norwegen, Stephan von Ungarn ſich durch Einführung und Beförderung des Chriſtenthums in ihren Reichen, oder durch große Aufopferungen und Thaten, wie die Kaiſer Carl der Große und Heinrich II., und ein exemplariſches Leben, wie die Prinzen Caſimir von Polen und Wenzel von Böhmen, um die Kirche verdient gemacht, oder ihren Tod im Dienſte derſelben gefunden haben, wie Eduard I. von England und Ludwig IX. von Frankreich. Doch immer leichter, als die durch den Verkehr mit der Welt zu ſehr geſtörten Fürſten und Edlen, kamen ihre Frauen und Töchter in den Geruch der Heiligkeit, und ſelbſt unter den Päpſten wurden wohl die aus den erſten Jahrhunderten als Märtyrer bekannten, aber von den durch politiſche und kirchliche Verdienſte ausgezeichneten Nachfolgern des heil. Petrus in ſpäteren Zeiten nur wenige, wie Leo und Gregor, die Großen, und nach einem Zwiſchenraume von beinahe 1000 Jahren erſt wieder Pius V. 1712 heilig geſprochen, ob ſie gleich alle das Prädicat Heiligkeit führen. Ueberhaupt fingen ſie ſeit der Wiederbelebung der Wiſſenſchaften im Abendlande an, ſparſamer mit den Heiligſprechungen zu werden, da die philoſophiſche Kritik den frommen Aberglauben vor ihren Richterſtuhl zu ziehen, und mancher Fürſt an der Unfehlbarkeit päpſtlicher Anſprüche zu zweifeln wagte. Die Anerkennung der Canoniſation Gregor VII. konnte Benedikt XIII. 1728 in Frankreich, Neapel und den Staaten des Deutſchen Kaiſers nicht erlangen; unbedenklicher war im folgenden Jahre

die Apotheoſe (ſo nennt es eine Römiſche Münze) des Prager Brük- kenheiligen Joh. von Nepomuk. Die neueſten Heiligen verdankt die katholiſche Kirche dem ſechsten und ſiebenten Pius, welcher letztere noch 1803 den Card. J. M. Towmaſi (Theatier) canoniſirte. Die Griechiſche Kirche erkennt die ſeit ihrer Trennung von der Lateiniſchen zu Rom creirten Heiligen freilich nicht an, dagegen hat ſie mehrere eigne National- und Kirchenheilige, welche der katholiſchen Kirche aus Mangel an Nationalintereſſe gleichgiltig und wegen abweichender Lehrmeinungen verhaßt ſind. In dem Eifer für Heiligenverehrung überhaupt ſind aber beide Kirchen ſich gleich, und wer, der menſchlicher Tugend Werth zu achten weiß und Gefühl für die Dankbarkeit hat, die man großen Verdienſten ſchuldig iſt, möchte ſich weigern, der kirchlichen Anſicht beizutreten, wenn ſie es bei einem dankbaren Andenken an tugendhafte und verdiente Verſtorbene hätte bewenden laſſen. Denn mehr war die Heiligenverehrung des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht. Allein wie ſchwer es iſt, im Gefühle für Gegenſtände der Liebe und Achtung Maß zu halten, zumal wenn die Hoffnung eines eignen Vortheils davon ſich einmiſcht, zeigt der Uebergang jener einfachen und herzlichen Aeußerungen der Pietät gegen die Heiligen zum förmlichen Heiligendienſt. Zwar hat die katholiſche und Griechiſche Kirche in ihren öffentlichen Bekenntnißſchriften und durch ihre vorzüglichſten Lehrer zu allen Zeiten behauptet, daß unter Anrufung der Heiligen nichts anders als die Bitte um ihre Furſprache bei Gott zu verſtehen und ihre Verehrung eigentlich nur die Verehrung des wahren Gottes ſey, dem man für ihre Tugenden und Verdienſte zu danken habe; allein wenige denken bei der Verehrung der Heiligen an etwas andres, als an einen Cultus, durch den man ſie verherrliche, um ſie günſtig und die Erhörung der Gebete, die man an ſie richtet, deſto gewiſſer zu machen. Allgemeine und beſondre Unfälle werden der Vernachläſſigung dieſes Dienſtes und dem Zorne der Heiligen zugeſchrieben, ſo wie glückliche Ereigniſſe ihrer Gunſt und Wunder ihrer Kraft. Viele glauben, auf keinem andern Wege etwas von dem, der alles wirkt, erhalten zu können, als durch dieſe Vermittler, und mancher verläßt ſich mehr auf ſie, als auf Gott. Die Stadt, das Land, wo ein Heiliger gelebt hat, hält ſich ihm beſonders verpflichtet und ſeiner vorzüglichen Obhut gewärtig. So hat Palermo ſeine Roſalie, Neapel ſeinen Januar, Frankreich ſeine Dionys, Ungarn ſeinen Stephan, Rußland ſeinen Nicolaus, Andreas u. ſ. w. zum Schutzheiligen. Auch die verſchiedenen Stände und Gewerbe der menſchlichen Geſellſchaft denken ſich gewiſſe Heilige, die während ihres Lebens in irgend einem Bezuge mit ihnen geſtanden als ihre Beſchützer, wenig anders, als ihnen die Griechiſche und Römiſche Mythe ihre beſondern Schutzgötter zutheilte, und wenn Mars in dem heil. Ritter Georg wieder auflebte, hat die Muſe der Tonkunſt an der heil. Cecilie eine würdige Nachfolgerin. Ja jene Schutzgeiſter und Genien, deren nach alter Mythe und Philoſophie jeder Menſch einen hat, erſcheinen in den Heiligen wieder, da jeder eifrige Katholik oder Grieche ſich den Heiligen ſeines Namens zum Patron wählt, ihm vor andern dient und alles durch ihn erwartet. Daher werden die Namen der Heiligen, wie ſie jeglicher auf den Tag, der vom Papſte oder den Patriarchen zu ſeiner feſtlichen Verehrung angewieſen worden, im Römiſchen und Ruſſiſchen Calender ſtehen, unter dieſen Glaubensverwandten häufig gefunden und die Feier des Namenstages

hat für ſie eine religiöſe Bedeutung. Ein vorzügliches Beförderungsmittel dieſer vielſeitigen Verbreitung und Anwendung des Heiligendienſtes waren die **Heiligenbilder**. Erſt in den Vorhöfen und vor den Thüren der Kirchen zur Erinnerung an die Heiligen aufgeſtellt, wurden ſie ſeit dem fünften Jahrhunderte nach und nach in das Innere der Kirchen verſetzt und aus Erweckungsmitteln bald Gegenſtände der Andacht. Wie ſtark auch Fürſten und Kirchenlehrer gegen den Bilderdienſt eiferten (vergl. den Art. **Bilderſtürmer**), ſie konnten nur auf kurze Zeit dem Volke nehmen, was ihm einmal theuer geworden, und die bildende Kunſt ließ ſich nicht von einem Gebiete vertreiben, das ſeit dem Sturze der alten Götter ihre einzige Zuflucht war.

Heilkunſt iſt die Kunſt, den kranken Zuſtand des Menſchen zu entfernen. Der Arzt muß ſich eine Idee bilden, ſowohl von dem wiederherzuſtellenden geſunden Zuſtand, als von der Möglichkeit und den Mitteln, ſolche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zuſtande zu realiſiren. Da dieſe Idee zuerſt gebildet, und dann erſt, und zwar nicht durch den Begriff ſelbſt, ſondern durch fremden Stoff realiſirt wird; ſo tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künſte, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künſtler. (Arzt und Heilkünſtler können daher für ſynonym gehalten werden.) Von der Heilkunſt unterſcheidet ſich die Heilkunde oder die Kenntniß, den kranken Zuſtand des Menſchen zu entfernen. Beide unterſcheiden ſich wie der theoretiſche und praktiſche Theil eines Ganzen. ff.

Heilmethode, auch Kurmethode genannt, heißt die Art, eine Kur, oder eigentlicher einen Kurplan auszuführen. Kurplan iſt aber der Plan, den der Arzt zur methodiſchen Ausführung des Heilungsproceſſes (ſo nennen wir die in einer gewiſſen Zeit, ſchneller oder langſamer erfolgenden Veränderungen, die die zur Bewirkung einer Kur angeordneten Heilmittel in dem kranken Körper hervorbringen) entwirft. Die Heilmethoden werden eingetheilt in allgemeine, generelle und ſpecielle, je nachdem ſie ſich auf einen allgemeinen, oder generellen, oder ſpeciellen krankhaften Zuſtand des Menſchen richten. So iſt die Methode gegen ſtheniſche und aſtheniſche Krankheiten überhaupt, eine ganz allgemeine; in ſofern wir ſie den verſchiedenen Krankheitsformen als Gattungen, z. E. Fiebern, Entzündungen, Ausſchlägen, anpaſſen, wird ſie generell; ſpeciel aber, wenn wir ſie nach einzelnen beſtimmten Krankheiten, z. E. dem Scharlach, den Pocken, der Hundswuth, einrichten. Eigentlich verlangt eine jede Krankheit eines jeden Individuums ihre eigne Heilmethode, indem keine Krankheit mit einer andern völlig gleich, faſt eine jede mit mehrern oder wenigern Zeichen anderer Krankheiten verbunden iſt. Es zeigt von wahrer Kunſt des Arztes, eine der Krankheit völlig anpaſſende Heilmethode zu erfinden. Von jeher ſind auch bei ähnlichen Krankheiten nach der Verſchiedenheit der Aerzte und der Zeiten immer verſchiedene Heilmethoden angewendet worden, was von den verſchiedenen Anſichten der Aerzte und der verſchiedenen herrſchenden Syſteme abhing, die wiederum durch den Zeitgeiſt, und namentlich durch den Standpunkt der Philoſophie modificirt wurden. **Hippokrates** kannte noch keine andere Methode als die der Beobachtung und Erfahrung; und eine Sammlung von Beobachtungen und daraus gezogenen Regeln war ſein Syſtem. Daher nennt man noch bis auf den heutigen Tag Aerzte, die mit ihm gleiches Sinnes ſind, Hippocratiſche Aerzte. Nach der Zeit des Hippocrates gerieth die Medicin auf eine Weile unter die Hände ſpeculativer Philoſophen, die ſich mit den Kleidern ihrer Syſteme herausputz-

ten und — verunſtalteten. Die Aerzte aus ihren Schulen, welche auf künſtliche Abſtraktionen und Speculationen künſtliche Heilmethoden baueten, hießen Dogmatiker. Als man ſich ſatt dogmatiſirt hatte, erhielt die Beobachtung wieder ihren alten Werth, und nun wollte man eine Zeitlang nichts mehr von Reflexion und Combination wiſſen; man probirte blind hin, und die Anhänger dieſer Methode hießen Empiriker. Da man ſo nicht beſtehen konnte, wandte man ſich wieder an die Abſtraktion und erſchuf Heilmethoden a priori; und die dies thaten, wurden vorzugsweiſe Methodiker genannt. Auch die Zeit dieſer ging vorüber, und man erkannte endlich einmal, daß alle Extreme nichts taugen: man bemühte ſich alles zu prüfen und das Gute zu behalten; und ſo entſtand die Methode der Eklektiker, welche Beobachtung nicht ohne Verſtand, und dieſen nicht ohne jene wiſſen mochten. Aretäus ſteht hier, nach dem Hippocrates, einzig als Muſter in der alten Geſchichte da. Allein vor dieſem ſchönen Weg zog nicht bloß die Zeitgenoſſen, ſondern auch die ſpäte Nachwelt faſt bis auf unſere Zeiten ein glänzender, aber despotiſcher Geiſt, Galenus, ab. Durch die Eklektiker gewöhnt, alles zu prüfen, ſammelte er allen Stoff der Empirie und Speculation, und ſchmolz dieſe widerſtrebende Maſſe durch die Kraft ſeines Genies zu einer neuen ungeheuern Form um, welche unter dem Schein von Einfachheit die Künſtlichkeit der Methode aufs höchſte trieb. Sein Gebäude war die höchſte und letzte Anſtrengung der alten Zeit, und faſt anderthalb tauſend Jahre haben darin die Kinder des Aeſculap wie in einem Zauberſchloſſe gefangen geſeſſen. Zerſtörung war das erſte Loſungswort der neuen Zeit, und aus der Gährung, die Paracelſus, Helmont und Silvius angeregt hatten, ging die chemiſche Heilmethode hervor, die, nach Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs, den man ſich nur nach hydrauliſchen Geſetzen erklären konnte, der mechaniſchen Platz machen mußte, deren Motto war: homo est machina hydraulica! Aus dieſer Erſtarrung rettete Sydenham die Kunſt, indem er ſie von neuem mit Hippocratiſchem Geiſte belebte. Ihm folgten Huxham und Baglivi, glücklich, ohne Methode. Jedoch Boerhaave rächte die verſchmähte Methode an ihnen Allen, und ward der Galen neuerer Zeit. Doch indem er noch rief: ſeht auf die kranken Säfte! klang es ſchon von der Seite F. Hoffmann's und Stahl's her: ſeht auf die Nerven! Dies geſchah, bis John Brown die Methode der Erregung zu Tage förderte, welche aber nun durch die Einſchläferungsmethode entbehrlich zu werden ſcheint. ff

Hein (Peter Pertersen), von unbekannter Abkunft, ſchwang ſich durch ſeine Tapferkeit zur Würde eines Holländiſchen Großadmirals empor. Er war im J. 1577 geboren, ſtieg nach und nach bis zum Vice-Admiral der Oſtindiſchen Flotte und übernahm drei Jahre nachher den Oberbefehl. Er ſchlug die Spanier im J. 1626 an den Küſten von Braſilien, nahm mehrere Schiffe und führte eine reiche Beute nach Holland. Das Jahr darauf nahm er die Spaniſche Silberflotte, deren Werth auf 72 Millionen betrug, die koſtbaren Waaren, welche ſie führte nicht mitgerechnet. Zur Belohnung ſo großer Thaten ward er 1629 zum Großadmiral ernannt; einige Zeit darauf ward er in einem Gefecht mit zweien von Dünkirchen ausgelaufnen Schiffen getödtet.

Heineccius (Johann Gottlieb), ein berühmter humaniſtiſcher Juriſt, geb. den 11. Sept. 1680 zu Eiſenberg im Altenburgiſchen, ſtudirte anfangs zu Goslar und Leipzig Theologie, dann in Halle die

Rechte, wurde daſelbſt 1713 Profeſſor der Philoſophie und 1721 der Rechte, ging 1724 in dieſer Eigenſchaft nach Franecker, und nach drei Jahren nach Frankfurt an der Oder, von da aber 1733 nochmals als Geheimerath und Profeſſor der Rechte und Philoſophie nach Halle, wo er den 21. Aug. 1741 ſtarb. Er beſaß eine tiefe Einſicht in alle Theile der Rechtswiſſenſchaft, vornehmlich aber in die Römiſchen und Deutſchen Rechte, zu denen er ſich durch ein ernſthaftes Studium der Philoſophie vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Völkergeſchichte verband. Von vorzüglicher Brauchbarkeit ſind noch immer ſein Syntagma antiquitatum romanarum jurispr. illustr.; ſeine hist. jur. civ. rom., ſein Dictionarium jurid. und verſchiedene andere Schriften. Ein klaſſiſches Anſehn behaupteten ehemals und zum Theil noch jetzt ſeine zahlreichen juriſtiſchen Lehrbücher, die ſich unter andern durch logiſche Ordnung und eine reine Latinität auszeichnen. Sein Sohn, Johann Chriſtian Gottlieb, der Herausgeber mehrerer Schriften ſeines Vaters und einiger anderer Rechtslehrer, war 1718 zu Halle geboren, ſtand lange als Profeſſor an der Ritterakademie zu Liegnitz, legte einige Jahre vor ſeinem Tode die Profeſſor nieder und ſtarb zu Sagan im Auguſt 1791. — Johann Michael Heineccius, geb. zu Eiſenberg im J. 1674 iſt Verfaſſer mehrerer antiquariſchen und hiſtoriſchen Schriften, und ſtarb 1722 als Conſiſtorialrath und Inſpektor des Saalkreiſes zu Halle.

Heinecke (Chriſtian Heinrich), ein berühmtes Wunderkind, geboren zu Lübeck 1721 und geſtorben 1725. Zehn Monate alt ſprach es bereits, wußte mit einem Jahre die Hauptbegebenheiten des Pentateuch, mit dreizehn Monaten des ganzen alten, und mit vierzehn Monaten auch des neuen Teſtaments. Dritthalb Jahr alt beantwortete es die Hauptfragen aus der alten und neuen Geſchichte und Geographie. Bald nachher ſprach es Lateiniſch und Franzöſiſch mit ziemlicher Fertigkeit. Vor ſeinem vierten Jahre kannte es die Genealogien der vorzüglichſten Fürſtenhäuſer von Europa. In Dänemark legte es vor dem Könige und dem ganzen Hofe Proben ſeiner mannigfaltigen Kenntniſſe ab. Aber bald nach dieſer Reiſe, als es ſchreiben lernte, ward es krank und ſtarb. Der Körperbau dieſes Kindes, das die Welt nach einem ſo kurzen Aufenthalt wieder verließ, war zu zart, als daß ihn die ungewöhnliche Geiſtesthätigkeit nicht hätte zerſtören müſſen. Faſt bis an ſeinen Tod nahm es keine andere Nahrung als die Milch ſeiner Amme. Martini hat im J. 1730 eine Abhandlung über dies Kind herausgegeben, worinn er die außerordentlichen Fähigkeiten deſſelben durch natürliche Urſachen zu erklären ſucht.

Heinicke (Samuel), Direktor des Taubſtummeninſtituts zu Leipzig, dem der Ruhm gebührt, im nördlichen Deutſchland zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die bedauernswürdige Klaſſe der Taubſtummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig geweſen zu ſeyn, war zu Nautſchütz bei Weißenfels im J. 1725 geboren. Nachdem er bei ſeinen Aeltern bis in ſein 24ſtes Jahr den Landbau getrieben hatte, kam er unter die kurfürſtliche Leibgarde nach Dresden, wo er ſich zugleich einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erwarb, die er nachher, als er 1757 den Soldatenſtand verließ, auf der Univerſität Jena erweiterte. Hierauf war er zehn Jahre lang Hofmeiſter im gräfl. Schimmelmanniſchen Hauſe zu Hamburg und erhielt ſodann die Cantorſtelle in Eppendorf. Er hatte ſchon vorher über den Unterricht der Taubſtummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade

einen ſolchen fand, ſo gab ihm dies Gelegenheit, eine beſſere Methode, als man bisher angewandt hatte, in Ausübung zu bringen. Der Ruf davon verbreitete ſich, man ſchickte ihm aus verſchiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zu, und im J. 1778 erhielt er vom Kurfürſten von Sachſen einen Ruf, ein Taubſtummeninſtitut in Leipzig zu errichten. Er ſoll ſehr glückliche Proben von ſeinem Talent, Taubſtumme zu unterrichten, abgelegt haben; nur ſchien er ſeine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln, wie denn überhaupt ſein Betragen das Gepräge ſeiner früheren Schickſale und einer erſt ſpät erhaltenen literariſchen Bildung an ſich trug. Zugleich hat er ſich als einen rüſtigen Schriftſteller gezeigt.

Heinitz (Friedrich Anton, Freiherr von), ſtarb den 15. Mai 1802 im 77ſten Jahre ſeines Alters als königlich preußiſcher geheimer Stats-, Kriegs- und dirigirender Miniſter bei dem Generaldirektorium, Ritter des ſchwarzen und rothen Adlerordens Chef des Bergwerks-, Hütten-, wie auch des Münzdepartements, Curator der Akademie der Künſte und der Bauakademie u. ſ. w. Nachdem er mehrere Jahre bei dem Bergweſen in Kurſachſen gedient hatte, rief ihn Friedrich der Große in die Preußiſchen Staten, denen er 25 Jahre hindurch mit unermüdeter Thätigkeit nützlich geworden. Er verband mit dieſer Thätigkeit eine große Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen, ächte Religioſität, Wohlwollen und feines Zartgefühl. Ein dankbares Andenken hat er ſich bei den Meiſtern und Zöglingen der ſchönen Künſte durch ſeine Fürſorge und Unterſtützung geſtiftet.

Heinrich. Mehrere europäiſche Staten haben Regenten des Namens Heinrich gehabt. Deutſchland hatte 7 Kaiſer, Frankreich 4, England 8 Könige dieſes Namens, und mehrere Fürſten und Helden aus dem Baieriſchen, Braunſchweigiſchen, Preußiſchen nnd Portugieſiſchen Hauſe haben ihn merkwürdig in der Geſchichte gemacht. Heinrich der Reiche, der entweder von dem Kaiſer Friedrich I. oder deſſen Sohn Heinrich VI. den größten Theil des heutigen Voigtlandes mit dem Recht erhielt, daſſelbe auf ſeine Söhne zu vererben, ſoll zu Ehren Heinrichs VI, das Familiengeſetz gegeben haben, daß ſeine Nachkommen für immer den einzigen Taufnamen Heinrich führen ſollten; wenigſtens iſt dies der einzige Taufname derſelben ſeit dieſen Zeiten. S. Reuß. — Von den wichtigſten der Heinriche handeln die nachfolgenden Artikel.

Heinrich I., der Vogelfänger, ein Beiname, den ihm ſeine leidenſchaftliche Liebe zu Ergötzungen dieſer Art zuwege brachte, vorheriger Herzog der Sachſen, und ſeit 919 bis 936 Kaiſer der Deutſchen. Die Geſandten, welche ihm nach Conrads I. Tode von Fritzlar aus die Inſignien der kaiſerlichen Würde überbrachten, trafen ihn ſitzend beim Vogelheerd an. Rühmlich ſtand er dem Reiche vor, denn nach Beilegung der ſtreitigen Sache wegen des Lothringiſchen Reichs ließ er es ſich beſonders angelegen ſeyn, das Joch, das die Ungarn dem Deutſchen Reiche aufgelegt hatten, zu zerbrechen. Die Kaiſer Ludwig IV. und Conrad I. hatten ſie nicht anders als durch einen ihnen zu entrichtenden jährlichen Tribut von Deutſchlands Gränzen abzuhalten gewußt. Auch beim Regirungsantritt Heinrichs I. betrieben die Ungarn die Erneurung des Tributs, und brachen nach der Verweigernng deſſelben, aufs neue verheerend in Deutſchland ein, dem ſie aber gleich nachher einen neunjährigen Frieden zuſicherten, nachdem Heinrich die Leiſtung des vorigen jährlichen Tributs wieder übernommen hatte. Dieſe Zeit benutzte indeſſen Heinrich zur Wieder-

belebung des überall in Deutſchland erſchlafften kriegeriſchen Geiſtes, zur Erbauung befeſtigter, mit Ringmauern eingeſchloſſener Städte, wozu mit dem regſten Eifer der Anfang gemacht wurde, da alles noch die Geſtalt der Dörfer hatte. Er richtete einen beſtändigen Militärſtand ein, zu deſſen Aufrichtung das platte Land den neunten Mann ſtellen, und zu deſſen Erhaltung es den dritten Theil ſeiner Früchte beitragen mußte. Dieſen Deutſchen Städten, deren Urſprung in den Regirungsjahren dieſes Kaiſers zu ſuchen iſt, verlieh Heinrich Privilegien, und veranſtaltete Waffenübungen unter ihren Bürgern, daß ſie zu kriegeriſchen Unternehmungen geſchickter wurden. Nach dieſen Vorkehrungen gelang es ihm, die Ungarn, denen nach Ablauf des Waffenſtillſtandes der Tribut aufgeſagt, und ſtatt deſſelben ein halbgeſchorner räudiger Hund angeboten ward, aus Deutſchland zu verjagen, welches ſie aufs neue mit einem Heere von 300,000 Mann verheerend bis Merſeburg betraten. Jn Verbindung mit dem Grafen von Sondershauſen griff ſie Heinrich I., ungeachtet er damals unpäßlich war, ſo nachdrücklich an, daß ſie alle gemachte Beute wieder fahren laſſen, und nach dem Verluſte des größten Theils des Heers ſchnell retiriren mußten. Dies Glück begleitete ihn auch in dem Kriege wider die an der Oſtſee wohnenden Wenden, die, ſchon von Carl dem Großen unter die Deutſche Botmäßigkeit gebracht, durch fortdauernde Rebellionen und Ermordung der Statthalter, und durch Einfälle in die Deutſchen Provinzen das Joch abzuſchütteln ſuchten. Heinrich unternahm gegen ſie im ſtrengſten Winter eine Expedition, zwang einen Theil derſelben durch die Belagerung der Stadt Brandenburg, einen andern, und namentlich der Soarwenden, durch die Belagerung der Stadt Grünow zur Uebergabe, und demüthigte auf gleiche Weiſe die im Mecklenburgiſchen wohnenden Obotritiſchen Wenden. Auch die Dänen, die unter dem Namen der Normänner überall ſich geltend machten, die Dalmatier, die Sklavoniſchen Völker, die Böhmen, deren Hauptſtadt erobert, und deren Herzog Wenzeslav überwunden wurde, ſo daß er die Deutſche Oberherrſchaft wieder anerkennen mußte, fühlten ſeine Superiorität. Um den kriegeriſchen Geiſt, der ſo große Wunder that, unter den Deutſchen zu erhalten, und zu vermehren, ſtiftete Heinrich auf einem Reichstage zu Göttingen, gleich nach dem über die Ungarn erfochtenen Siege, und zum immerwährenden Gedächtniſſe deſſelben das ritterliche Turnierſpiel, und war unermüdet in der Stiftung ſolcher Anſtalten, die dem Deutſchen Reiche Sicherheit gewährten. Zu dieſem Endzwecke richtete er Grenzfeſtungen auf, die den Namen Markgrafſchaften erhielten und mit dem herumliegenden Land einem Markgrafen zu Lehen gegeben wurden. Dergleichen, dem Reiche zur Vormauer dienenden, Markgrafſchaften wurden in der Stadt Schleswig gegen die Dänen, in der Stadt Brandenburg gegen die Wenden, in der Stadt Meißen und in der Lauſitz gegen die Böhmen, in dem Landdiſtrikt Oeſtreich gegen die Ungarn errichtet. Nach ſolchen in Deutſchland getroffenen Anſtalten richtete er ſeine Augen auf das unruhige Italien, welches er dem Deutſchen Reiche wieder zu inkorporiren dachte. Doch der Tod raubte zu früh den ruhmwürdigen Kaiſer. Jhn traf ein Schlagfluß, an dem er einige Zeit nachher im ſechzigſten Jahre ſeines Alters und im achtzehnten ſeiner Regirung ſtarb. In dem Stifte Quedlinburg, das er erbaute, und in dem ſeine Tochter Mathilde die erſte Aebtiſſin war, ruht ſeine Aſche. Unter ſeiner Regirung wurden die Reichskleinodien mit dem heiligen Speer, welches Heinrich nach einigen Aufopferun-

gen vom Burgundiſchen Könige Rudolph überkam, vermehrt, und die Bergwerke in Deutſchland eingerichtet, mit welchen zu Goslar der Anfang gemacht wurde. Gh.

Heinrich II., Großenkel des vorigen, Herzog von Baiern, ein Seitenſprößling des ſächſiſchen Kaiſerhauſes, wurde geboren 972. Ueber mehrere Mitbewerber um die Deutſche Kaiſerkrone ſiegte er, obſchon nicht ſogleich alle Deutſchen Völkerſchaften ihn anerkannten, und regirte als Kaiſer von 1002 — 1024. Da er ſein Herzogthum Baiern dem Bruder ſeiner Gemahlin, Heinrich von Luxenburg überlaſſen hatte; ſo ward er mit dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt in Unruhen verwickelt, die beinahe ſeine ganze Regirung hindurch dauerten. Dies benutzte der Herzog Boleslav von Polen zu Einfällen in das nördliche Deutſchland, und zur vorübergehenden Eroberung Böhmens. Der Friede von Bauzen machte 1018 dieſem Kampf ein Ende. Italien erhielt Heinrich durch drei Römerzüge (1004 — 1015.) gegen den ihm entgegengeſtellten Markgrafen von Ivrea, Harduin, und 1021 gegen die ſich frei ausbreitenden Byzantiner in Gehorſam und Abhängigkeit. Wichtig für Deutſchlands Vergrößerung war der unter ihm eingeleitete Beſitz des Königreichs Burgund, indem Rudolph III. Heinrichen, wegen der gegen ſeine Vaſallen ihm geleiſteten Hilfe, (1016) zu ſeinem Nachfolger erklärte. Seine Lieblingsſchöpfung, das neugeſtiftete Bisthum Bamberg (1007) begünſtigte er auf ausgezeichnete Weiſe. Mit ſeinem unbeerbten Tode endete das ſächſiſche Kaiſerhaus.

Heinrich III., Sohn Konrads II. aus dem Hauſe der ſaliſchen Franken, wurde geboren 1017. und erhielt nach ſeinem Vater, als zweiter Nachfolger Heinrichs II., die Deutſche Kaiſerwürde (1039 bis 1056.). Ihm hatte die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu einem Alles feſt zuſammenhaltenden Regenten gegeben. Die Kirche in allen ihren Theilen mußte ihre Abhängigkeit von ihm erkennen. Sein erſter Zug über die Alpen (1046.) ſetzte drei Päpſte ab und einen neuen ein (Clemens II.), und gründete ſeine Mitwirkung zu der Wahl des römiſchen Biſchofs ſo feſt, daß, ſo lang er lebte, die Römer ihren Biſchofsſtuhl nur nach ſeinem Willen beſetzten. Die übrige Geiſtlichkeit ſtand immer unter ſeiner ſtrengen, aber gerechten Oberaufſicht. In allen Theilen ſeines Deutſchen, Italiſchen und Burgundiſchen Reiches durfte ohne Rückſprache mit ihm kein geiſtliches Amt von Bedeutung vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geſchaltet werden. Den weltlichen Herrenſtand hielt er nicht blos männlich in Abhängigkeit, ſondern ſogar förmlich unterjocht. Die Herzogthümer, und Grafſchaften beſetzte er und ließ ſie unbeſetzt, wie es ihm beliebte; nach und nach ſollten die Deutſchen von der Vorſtellung entwöhnt werden, daß Herzöge zur Regirung Deutſchlands nöthig wären, damit ſich endlich ohne Anſtoß das ganze Reich in eine von dem König allein abhängige Monarchie verwandeln ließe. Man war unzufrieden, aber ſchwieg und rechnete auf günſtigere Zeiten, die nur zu bald kamen. Heinrich ſtarb d. 5. Okt. 1056 zu Bothfeld, nachdem er 3 Jahre vorher ſeinen Sohn zum Nachfolger hatte wählen laſſen. Dieſer Sohn war

Heinrich IV., in dem Zeitraume 1056 bis 1106 Kaiſer der Deutſchen, nach Ableben ſeines Vaters noch ein Kind von fünf Jahren. Er ſtand zuerſt unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Agnes, der er aber bald durch die Liſt des Erzbiſchofs Hanno von Cöln entriſſen wurde, welcher ſich in Verbindung mit dem Erzbiſchöfen von

Mainz und Bremen der Reichsadminiſtration bemächtigte. Vogtbar erklärt auf dem Reichstage zu Goslar im funfzehnten Jahre, übernahm er ſelbſt die Regirungsgeſchäfte, fiel aber in die Hände des Erzbiſchofs Adelbert von Bremen, der Leichtſinn und den Hang zu allen Ausſchweifungen in ſeine Seele pflanzte, jedoch ſein Miniſterium wieder an Hanno abtreten mußte, unter dem das Reich beſſer verwaltet wurde. Die Spannung zwiſchen Heinrich und den Sachſen, die durch verſchiedene ihnen von den Ottonen verliehene wichtige Privilegien gegen die kaiſerliche Willkühr geſchützt waren, ward für ihn die Quelle großer Widerwärtigkeiten und der tiefſten Erniedrigung der kaiſerlichen Würde. Heinrich, der damit umging, dieſe Privilegien zu unterdrücken und die Sachſen unter das Joch einer unbeſchränkten Botmäßigkeit zu bringen, baute unter dem Vorwande der Abſtellung der überhandnehmenden Räubereien, auf allen wohlgelegenen Bergen Schlöſſer, in welche Garniſonen gelegt wurden. Die Sächſiſchen Fürſten und Biſchöfe hingegen, die die Abſicht dieſer Anſtalten bald erriethen, und die Vollendung der Feſtungsbauten nicht abwarten wollten, griffen mit den Thüringern zu den Waffen, belagerten den Kaiſer auf dem Schloſſe Hartensburg, und verheerten, nachdem ſie ſich noch feſter an einander geſchloſſen hatten, verſchiedene kaiſerliche Schlöſſer, auf deren einem (Aſſeburg) ſie ſogar die Kaiſerin gefangen bekamen. Ein Jahr war unter vergeblichen Traktaten zwiſchen beiden Theilen verſtrichen, als der Kaiſer die Sachſen bei Neuſtadt an der Unſtrut in einer förmlichen Schlacht beſiegte, ihr Land verheerte, und ſie zur Auslieferung der Fürſten, Biſchöfe und Ritter zwang, von denen die Rebellion ausgegangen war. Die unerwartet harte Behandlung der Ausgelieferten, die hin und wieder in gefänglichen Verwahrſam gebracht waren, veranlaßte die Sachſen, ihre Angelegenheiten der Entſcheidung Gregors VII., ehemaligen Cardinals Hildebrand, zu übergeben. Gregor ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, die ihm die Verherrlichung der päpſtlichen Glorie verſprach, und beſchied dem Kaiſer vor ſein Tribunal nach Rom. Erbittert über die päpſtliche Anmaßung, dekretirte Heinrich eine Synode zu Worms, auf welcher Gregor der greulichſten Laſter angeklagt und der päpſtlichen Würde entſetzt wurde. Nach wenig Monaten aber ſind die Biſchöfe und ihr König in dem Bann, die Unterthanen von dem Eid der Treue losgeſprochen, und er iſt ſeines Throns in Deutſchland und Italien verluſtig erklärt. In dieſer ſchrecklichen Verlegenheit reiſete er mit ſeiner Gemahlin und Kindern mitten im Winter über die Alpen nach der Toscaniſchen Feſtung Canoſſa, wohin ſich der Papſt auf den Rath und in Geſellſchaft ſeiner Geliebten, der Herzogin von Toskana, Mathilde begeben hatte. Gregor benutzte ſein jetziges großes Uebergewicht über den bedrängten Kaiſer, und verhieß ihm die Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche, wenn er in der förmlichen Geſtalt eines büßenden Sünders ſich vor ihm einſtellte. Nach hartem Kampf entſchloß ſich Heinrich zu dieſem Schritt, hielt in einem leinenen Bußgewand, in bloßen Füßen, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, in den Mauern der Feſtung Canoſſa Quarantaine, und bat unter Heulen und Wehklagen Gott und den Papſt um Verzeihung. Lange genug hatte ſich Gregor an dieſem Schauſpiele geweidet, als er dem Kaiſer unter der Bedingung, daß er keine Rache nehmen, der Reichsadminiſtration bis nach ausgemachter Sache ſich enthalten, und dem päpſtlichen Ausſpruche ſich unterwerfen wolle, die Abſolution ertheilte, die er am andern Tage durch die Ausſpendung des Sakraments beſtätigte. Der

allgemeine Unwille der Italiener über dieſe Mißhandlung ohne Gleichen gab der Sache eine andere Wendung; mit freudigem Danke nahm Heinrich den Beiſtand an, den ihm die Biſchöfe und Stände von der Lombardei zur Beſtrafung der ihm vom Papſte zugeführten Schmach und der Bezähmung der Deutſchen Fürſten anboten. Der Papſt indeſſen wußte zu bewirken, daß die Deutſchen Fürſten an ſeiner Stelle den Herzog Rudolf von Schwaben (1077.) zum König wählten. Rudolf kam ſchon 1080 ums Leben, und auch Herrmann von Luxenburg und andere Könige, die man ihm entgegenſtellte, behaupteten ſich nicht lange. Ja Heinrich hatte ſogar noch das Vergnügen, ſeinen Feind Gregor abgeſetzt zu ſehen; was ihm indeß nur wenig half, da die von ihm erhobnen Päpſte auch bald vertrieben wurden. Urban II. beſtieg den päpſtlichen Thron, und reizte Heinrichs älteſten Sohn Konrad zur Empörung gegen den Vater. Urban und Konrad ſtarben, aber der neue Papſt Paſchalis II. verleitete auch Heinrichs zweiten Sohn zum Abfall von ſeinem aufs neue excommunicirten Vater. Der unnatürliche Sohn, der Falſchheit mit Ehrgeiz verband, entnahm dem Vater mehrere Städte, zog von deſſen Seite durch Hinterliſt die treueſten Alliirten, bemächtigte ſich zu Speier des kaiſerlichen Schatzes, und ſchrieb einen Reichstag nach Mainz aus, auf dem auch der Vater erſcheinen ſollte. Aus Beſorgniß aber, daß das Mitleiden der Stände für den Vater erwachen möchte, ging er unter dem Schein der Reue und des Geſuchs der Ausſöhnung zu ihm nach Coblenz, und bewog ihn, in ſeiner Geſellſchaft nach Mainz zu gehen. Auf der Hinreiſe gelang es dem Sohn, den Vater in ein benachbartes feſtes Schloß zu locken, wo er ſogleich verhaftet wurde. Dem Sohne wurde es auf dem Reichstage leicht, die Abſetzung des Vaters zu bewirken. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Cöln, und der Biſchof von Worms begaben ſich zu dem gefangenen Kaiſer, beraubten ihn, ungeachtet ſeiner rührenden Gegenvorſtellungen, mit Gewalt der kaiſerlichen Inſignien, und ließen den Unglücklichen nach Ingelheim abführen, wo er förmlich das Reich ſeinem Sohn abtrat. Hier litt er einen ſolchen Mangel, daß er bei dem Biſchof zu Speier um ein Canonicat in der einſt von ihm ſelbſt erbauten und dotirten Kirche anhielt, welches ihm als einem Verbannten abgeſchlagen ward. Noch ein Mal blühte ſein Glück auf, als er nach ſeiner Entweichung aus der Haft Freunde in der Noth fand, die ſich ſeiner annahmen. In Cöln wurde er wieder als Kaiſer aufgenommen; von da begab er ſich nach Lüttich, wo er ſich in die Hände des daſigen Biſchofs, des Herzogs von Lothringen, des Königs von Frankreich und anderer Mächte warf. Der verbrecheriſche Sohn ſtellte gegen den Herzog von Lothringen ein Heer auf, und belagerte Cöln. Gram und Unmuth ſtürzten den Vater ins Grab, nachdem er kurz vorher Schwert und Ring dem ungetreuen Sohne zugeſchickt hatte. Nach ſeinem Tode wurde er zu Lüttich zur Erde beſtattet; aber auch aus dieſer ließ ſein Sohn ihn als einen Verbannten wieder ausgraben, und zu Speier über der Erde in ein Gewölbe ſetzen, wo er 5 Jahre ſtehen blieb, bis endlich die Abſolution von Rom erfolgte, nach der erſt zur Erde beſtattet wurde. Gh.

Heinrich V., war der Sohn des vorigen, geb. 1081. und Kaiſer von 1106 — 1125. So einverſtanden er mit dem Papſt vor ſeiner Thronbeſteigung war, ſo wenig war er es nachher. Gleich zwei Jahre darauf brach der Inveſtiturſtreit wieder aus. Es kam bis zur Arretirung des Papſtes und ſeiner Kardinäle (1110.): der Arreſt drang jenem den Vergleich ab, daß der Deutſche König jeden Erzbiſchof und

Biſchof vor der Weihe mit Ring und Stab belehnen ſolle. Auf einer Synode im Lateran aber erklärte die eifrige Partei der Kirche ihn für erzwungen, und erklärte Heinrich in den Bann. Dabei wurde Deutſchland fürchterlicher als je zerrüttet, und in Italien brach der Kampf um die Beſitzungen der Gräfin Matildis von Toskana los, die ſie der Kirche vermacht hatte, Heinrich aber als Reichslehen einziehen wollte. Endlich gab der Reichstag zu Würzburg im J. 1121. einen allgemeinen Landfrieden, und ſorgte auch dafür, die Quellen aller Unruhen, durch die Beendigung der Inveſtiturſtreitigkeiten, auf einem allgemeinen Concilium zu verſtopfen. Heinrich ſtarb 1125 ohne männliche Nachkommen, und mit ihm endete der fränkiſche Kaiſerſtamm.

Heinrich VI., oder der Ernſthafte, geb. 1165, war ein Sohn Friedrichs I. und folgte ſeinem Vater auf dem Deutſchen Kaiſerthrone (1190 — 1197.). Nur die ſtolze Vergrößerungs- und Bereicherungsſucht, nicht aber ſeine Tugenden hatte er von dem Vater ererbt. Seine kurze Regirung bezeichnen ein Krieg gegen Heinrich den Löwen (ſ. dieſen); eine willkührliche Gefangenhaltung des Königs Richard Löwenherz von England (ſ. dieſen), und die Uebernahme der reichen ſiciliſchen Erbſchaft. In Neapel und Sicilien verfuhr er mit einer Grauſamkeit, die ſeinen Namen eben ſo in der Geſchichte ſchändet, als ſie ſeine neuen Unterthanen gegen ihn erbitterte. Die Neapolitaner hatten ihre Krone Tankreden übertragen, deſſen Sohn Wilhelm von Heinrich geblendet wurde. Sein Plan, die Erblichkeit des Deutſchen Throns bei ſeiner Familie zu begründen, wurde vereitelt. Er ſtarb zu Meſſina d. 28. Sept. 1197., wahrſcheinlich durch Gift von ſeiner eigenen Gemalin. S. Wolfg. Jägers Geſch. Kaiſer Heinr. VI. Nürnb. 1793.

Heinrich VII., ein Graf von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. 1309, auf Empfehlung des Papſtes Clemens V., zum Deutſchen Kaiſer erwählt. Es gelang ihm, ſeinen Sohn Johann mit der letzten Erbin des wendiſchen Stammes in Böhmen zu vermählen, und den Herzog Heinrich von Kärnthen zu verdrängen, wodurch das Luxemburgiſche Haus ein blühendes und bedeutendes Königreich erwarb. Thätig und muthvoll wie er war, hatte er ſich in Deutſchland bald genug befeſtigt, um einen Zug nach Italien unternehmen zu können, der die Ausgleichung der Guelfen und Gibellinen zum Zwecke hatte. Er erhielt die lombardiſche zur Kaiſerkrone, ſah aber Deutſchland nicht wieder, ſondern ſtarb d. 24. Aug. 1313., wahrſcheinlich an erhaltenem Gifte, als er eben gerüſtet war, dem Könige Robert von Neapel Unteritalien zu entreißen.

Heinrich I., König von Frankreich, ein Sohn Roberts, und Enkel Hugo Capets, beſtieg 1031 in ſeinem 27. Jahre den Thron, nachdem er ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters zu Rheims geſalbt und gekrönt worden. Da ſeine Mutter ihrem Sohne Robert die Regirung zuwenden wollte, kam es zwiſchen beiden Brüdern zum Kriege, welcher durch Hilfe Herzog Roberts von der Normandie glücklich für Heinrich beendigt wurde. Sein Bruder Robert erhielt das Herzogthum Burgund, und das Haus dieſes Namens nahm mit ihm ſeinen Anfang. Heinrich vermählte ſich mit Anna, einer Tochter des Jaroslav, Herzogs von Rußland, mit welcher er 3 Söhne zeugte, deren älteſter, Philipp I. ſein Nachfolger wurde. Er ſtarb zu Vitry in Champagne, 56 Jahre alt. Thätig und tapfer wie er war, wußte er das Anſehen ſeiner Würde zu behaupten und auszudehnen, und ſeinen Vaſallen mit Vortheil das Gleichgewicht zu halten; nur ſeine

Unternehmungen gegen Wilhelm den Baſtard, Herzog von der Normandie, den Sohn ſeines Beſchützers Robert, waren ſeiner Ehre und ſeinem Intereſſe gleich nachtheilig. Dadurch legte er den Grund zu den blutigen Fehden zwiſchen den Königen von Frankreich und den normänniſchen Fürſten, nachdem dieſe Herren von England geworden waren.

Heinrich II., König von Frankreich, ein Sohn Franz I., wurde geboren d. 31. März 1519, und folgte ſeinem Vater auf den Thron 1547. Ohne Genie, Charakter und Willen, der Herzogin von Valentinois faſt ſklaviſch unterthan, war er auf keine Weiſe den großen Ereigniſſen ſeiner Zeit gewachſen. Da ſeiner Maitreſſe die confiscirten Güter der Proteſtanten anheim fielen, ſo drang dieſe immer mehr auf häufige Hinrichtungen, die den König täglich verhaßter machten. Dadurch entſtanden Zwiſtigkeiten und Parteien, und der Ehrgeiz der Guiſen war ſo bereit, als ihre Klugheit geſchickt, ſie zu benutzen. Alles kündigte die Erſchütterungen an, welche der Staat bald erleiden ſollte. Heinrich erlebte den Tod ſeines mächtigen Gegners Karls V., verſtand aber auch dieſen nicht zu benutzen; ſeine Maitreſſe und der Connetable verkauften im ſchimpflichen Frieden zu Cambray das Intereſſe der Nation. Im J. 1559. wurde er auf einem Turnier von dem Grafen von Montgomery verwundet, und ſtarb an dieſer Wunde. Seine Gemalin war Katharina von Medici, die zu Frankreichs Nachtheil ſo großen Einfluß in die folgenden Regirungen ihrer Söhne hatte.

Heinrich III., geb. d. 19. Sept. 1511., war ein Sohn des vorigen, ein ſchwacher, wollüſtiger und bigotter Fürſt. Im J. 1573 wurde er, vorzüglich auf Betrieb ſeiner Mutter, zum König von Polen gewählt, verließ aber ſchon 4 Monate nach ſeiner Krönung dieſes Reich wieder, weil in Frankreich ſein Bruder Karl IX. geſtorben war, dem er in der Regirung folgte. Am 1. Aug. 1589. wurde er von dem Dominikanermönch Jakob Clemens zu St. Cloud ermordet. Seine weitere Geſchichte iſt zugleich im folgenden Artikel mit enthalten.

Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanna d'Albret, Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, wurde 1553 am 4. Dec. zu Pau geboren. Nach dem Willen ſeines Großvaters mütterlicher Seite gab man dem jungen Heinrich eine für jene Zeiten ſehr zweckmäßige Erziehung, gewöhnte ihn an alle Arten von Strapazen, übte ihn früh in ritterlichen Beſchäftigungen, und ſtärkte dadurch ſeinen Geiſt zu künftigen Großthaten. Nach ſeines Vaters Tode verließ Johanna den franzöſiſchen Hof, wo ſie vor den rachſüchtigen Planen der Königin Catharina nicht ſicher war, zog nach Bearn in ihr Erbfürſtenthum zurück, erklärte ſich dort öffentlich für die Partei der Hugonotten, und gab ihrem Sohn einen treflichen Erzieher in der Perſon des berühmten la Gaucherie. Nach dieſes Mannes Tode wurde Florent Chreſtien, ein ſehr eifriger Proteſtant, Heinrichs Lehrer. Eilf Jahre alt, war der Prinz genöthigt, wieder am Franzöſiſchen Hofe zu erſcheinen. Ein ſchändliches Projekt der Guiſen, welche, einverſtanden mit Philipp II. von Spanien, Nieder-Navarra erobern und den jungen Heinrich in des Spaniſchen Tyrannen Gewalt liefern wollten, wurde von der ſchlauen Königin Eliſabeth von England entdeckt und vereitelt. Noch nicht 16 Jahre alt, ſtellte nun die heldenmüthige Johanna ihren Sohn an die Spitze der geſchlagenen Hugonottiſchen Armee, und der Jüngling leiſtete feierlich den Eid, ſeine Religion und die gemeinſchaftliche Sache der

Gewiſſensfreiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das dadurch ermuthigte, von Coligny befehligte Heer rief den jungen Heinrich zum Generaliſſimus aus, und unerachtet der neuen Niederlage bei Montcontour, erhielten die Hugonotten einen vortheilhaften Frieden. Heinrich bereiſete ſeine Staten, unterrichtete ſich von den wahren Bedürfniſſen ſeiner Unterthanen, ſah ihre Leiden in der Nähe, und faßte den edeln Vorſatz, ſolche mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte zu mildern, um den Namen eines guten Fürſten rechtmäßig zu verdienen. Heldenmuth, großherzige, über jede kleinliche Beleidigung erhabene und von aller Nachſucht weit entfernte Geſinnungen, ein ſanftes theilnehmendes Herz, verbunden mit vorzüglicher Neigung zum ſchönen Geſchlechte, und einen feurigen, doch lenkbaren Temperament, bemerkte man ſchon damals als Hauptzüge ſeines Charakters; dieſer ſchöne Charakter wurde in der Schule früher Leiden ſchnell ausgebildet zum feſten männlichen Sinne. Der ſcheußliche Plan, alle Hugonotten in Frankreich mit einem Schlage zu zerſchmettern, war bereits von der blutdürſtigen Catharina entworfen, und dem Geiſte ihres ſchwachen Sohnes, Carl IX., eingeimpft worden. Das Projekt konnte aber nicht anders ausgeführt werden, als wenn ſämmtliche Häupter der Hugonottiſchen Partei in Paris verſammelt wurden. Dazu ward die Vermählung des achtzehnjährigen Heinrichs mit Margarethen von Valois, jüngſter Schweſter Carls IX. der Königin Johanna angetragen, und gern angenommen. Während der Vorbereitung zum glänzenden Vermählungsfeſte ſtarb Heinrichs Mutter zu Paris, wohin ſie ſich begeben, nicht ohne gegründeten Verdacht oder Vergiftung. Heinrich nahm jetzt den Titel eines Königs von Navarra an; ſeine Vermählung wurde am 18. Auguſt 1572 vollzogen, und Heinrich, wie ausbedungen, für ſeine Perſon der Beobachtung aller in der katholiſchen Kirche üblichen Ceremonien überhoben. Nun aber brach, da ſämmtliche Schlachtopfer verſammelt waren, das ungeheure Verbrechen los, von welchem der Artikel Bluthochzeit handelt. Heinrich und Condé mußten, um ſich zu retten, ſich äußerlich zum katholiſchen Glauben bekennen; aber der blutgierigen Furie, Catharinen war Heinrichs Rettung höchlich zuwider. Sie ſuchte, um ihn mit Sicherheit zu verderben, ſeine Ehe mit Margarethen zu trennen. Als dies mißlang, dachte ſie nur darauf, des Jünglings edle Seele im Schlamme der Vergnügungen eines üppigen Hofes zu erſticken, und Heinrich wurde wirklich ein ausſchweifender Jüngling, deſſen Liebſchaften faſt täglich wechſelten. Aber der Grund ſeines Herzens war zu rein. Nie konnte das Laſter ihn beflecken. Im J. 1576 benutzte er eine Jagd um vom Hofe zu entfliehen, an die Spitze der Hugonotten zu treten, und ſich öffentlich wieder zum Proteſtantism zu bekennen. Die Königin Catharina, welche nach Carls IX. Tode auch für Heinrich III. herrſchte, hielt es daher für gerathen, mit den Hugonotten einen Frieden zu ſchließen, der ihnen freie Religionsübung ſicherte (1576). Dadurch erbittert, ſtifteten die eifrigen Katholiken (1585) jene berüchtigte Ligue, die der König beſtätigen mußte, und an deren Spitze der Herzog von Guiſe ſtand. Bald darauf brach die Religionsfehde in neuer Wuth los, und Heinrich ſchlug 1587 mit geringer Macht das prächtige Heer der Ligue bei Coutras. Auch König Heinrich III. war jetzt der mächtigen Liguiſtenpartei verdächtig geworden, und die zu Blois verſammelten Stände hatten, im Dienſte der Guiſen, das königliche Anſehn mit

einer Frechheit ohne Gleichen beſchränkt. Die Sorbonne erließ ſogar ein Dekret, welches Heinrichs III. Unterthanen vom Eide der Treue losſprach, ſo daß, (ſelbſt nach dem Rath der ſterbenden Catharina) dem ſchwachen und ſchlecht geleiteten Monarchen zu ſeiner Rettung nichts als Ausſöhnung und Freundſchaft mit Heinrich von Navarra übrig blieb. Vereinigt, erhielten beide bald das Uebergewicht gegen die Liguiſten, und Heinrich III. rückte vor Paris, um die aufrühriſche Stadt zu züchtigen, fand aber im Lager zu St. Cloud ſeinen Tod. Seine letzten Befehle an den verſammelten Adel waren: Heinrich von Navarra als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen und treu ſein Recht zu behaupten. Heinrich IV., jetzt rechtmäßiger König von Frankreich, fand indeſſen unzählige Schwierigkeiten, ſein Recht geltend zu machen. Daß er zum Proteſtantiſm ſich bekannte, war ein Haupthinderniß, und dieſes wurde von allen, die nach dem glänzenden Ziele ſtrebten, benutzt, um die Herzen der Katholiken von ihm abwendig zu machen. An der Spitze der Gegenpartei ſtand der Herzog von Mayenne; aber auch Philipp II. von Spanien trachtete nach der Franzöſiſchen Krone, und ſandte den Liguiſten ein beträchtliches Hilfs-Heer. Heinrich IV. ſchlug ſeine Feinde zuerſt in der merkwürdigen Schlacht bei Arques, und vervollſtändigte ihre Niederlage durch die berühmte Schlacht be Jvri. Folge dieſer Siege war die Blocade von Paris, und ſchon ſtand Heinrich IV. auf dem Punkte, die fanatiſchen Pariſer durch den fürchterlichſten Hunger znr Ergebung zu zwingen, als der Herzog von Parma durch geſchickte Manövres ihn nöthigte, die Blokade der Hauptſtadt aufzuheben. Jmmer ſtärker überzeugt, daß es ihm ohne Annahme des katholiſchen Kirchenglaubens nie gelingen werde, zum ruhigen Beſitz des Franzöſiſchen Throns zu gelangen, gab Heinrich endlich den Bitten ſeiner Getreuen ſo weit nach, daß er erklärte, ſich in den Dogmen der Römiſchen Kirche unterrichten laſſen zu wollen, und am 25. Juli 1593 legte er in der Kirche zu St. Denys das katholiſche Glaubensbekenntniß wirklich ab. Ob nun gleich die Liguiſten ihm ſchon damals meuchelmörderiſch nach dem Leben trachteten, wurde er dennoch zu Chartres feierlich zum Könige geſalbt, und hielt unter Zujauchzen des Volks ſeinen Einzug in des Reichs Hauptſtadt, aus welcher die Spaniſchen Truppen ſchimpflich entweichen mußten. Nun legten ſich auch die erbittertſten Liguiſten zum Ziele. Um Spaniens Stolz und Uebermacht zu demüthigen, ſchloß jetzt Heinrich mit England und Holland ein Angriffsbündniß, und um ſeines eigenen Reichs tiefe Wunden zu heilen, wurden zu Rouen die Notabeln verſammelt. Dem ungeheuern Deficit in den Finanzen Ziel zu ſetzen, war Hauptabſicht der Verſammlung; doch that Sully's finanzielle Klugheit weit mehr zur Heilung des krebsartigen Schadens, als der Notabeln Vorſchläge. Heinrichs Ehe mit Margarethen von Valois wurde durch Sully's Vermittlung getrennt; der Papſt gab ſeine Zuſtimmung, und der König ſchloß ein neues Ehebündniß mit Marien von Medicis, der Nichte des damaligen Großherzogs von Toscana. Häusliche Leiden aller Art entſproßten aus dieſer unglücklichen Verbindung. Falſch, hinterliſtig, herrſch- und eiferſüchtig, verbitterte Marie fortan Heinrichs Leben ſo unaufhörlich, daß er mehr als ein Mal den von Sully wieder vereitelten Entſchluß faßte, ſich auch von Marien ſcheiden zu laſſen. Die Geburt eines Thronerbens (des nachmals berüchtigten Ludwigs XIII.) verſöhnte ihn jedoch auf einige Zeit mit der herrſch- und ränkeſüchtigen Gemahlin. Andere Leiden

drückten zugleich ſein ſanftes, ſtets zur Milde geſtimmtes Herz, am meiſten die Verſchwörung ſeines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Marſchalls von Biron, den er gern retten wollte, aber wegen raſender Verſtocktheit, womit der Verbrecher ſeine Untreue ſtets abläugnete, vom Tode durch Henkers Hand nicht retten konnte. Nicht weniger ſchmerzhaft waren dem guten Könige die Verſchwörungen des Grafen von Auvergne, des Marſchalls von Bouillon und ſeiner eigenen Geliebten, der hinterliſtigen Entragues. Denn er mußte ſtrafen, wo er ſo gern nur königliche Gnade hätte walten laſſen. In der Geſchichte Frankreichs und der Menſchheit iſt Heinrich IV. durch das Edikt von Nantes, welches den Proteſtanten eine gemäßigte Religionsfreiheit zuſicherte, und durch das Projekt zum ewigen Frieden, unſterblich geworden. (S. Ewiger Friede.) Um jenes Projekt zu realiſiren, bedurfte es vor allem raſcher Demüthigung der nach Univerſalmonarchie ſtrebenden Oeſtreichiſch-Spaniſchen Uebermacht. Der Jülich-Clevesche Erbſchaftsſtreit gab ihm dazu erwünſchte Gelegenheit. Ein treffliches Heer war auf den Beinen; Heinrich ließ die Truppen gegen die Gränzen rücken, und übergab, ehe er ſelbſt ins Feld zog, die Regentſchaft Frankreichs ſeiner herrſchſüchtigen Gemahlin, der er jedoch einen aus den erſten Statsbeamten und Pairs von Frankreich gebildeten Rath zur Hilfe (oder eigentlich zur nothwendigen Controlle) beiordnete. Allein Maria verlangte durchaus vor des Gemahls Abreiſe gekrönt, auch öffentlich zur Regentin ausgerufen zu werden, und die Ceremonie ward auf den 13. Mai 1610 angeſetzt. Heinrich ſchien eine Vorahnung des ihm bereiteten Schickſals zu haben, ſein Mißmuth nahm zu, je näher der Tag des Feſtes heranrückte, und gegen ſeine Lieblinge äußerte er mehrere Male: nicht lebend werde er Paris verlaſſen. An gedachtem Tage vier Uhr Nachmittags ſtieg er in eine Kutſche, um nach dem Arſenal zu fahren. In der Gaſſe de la Feronnerie wurde die Kutſche durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten, und dieſen Augenblick benutzte Ravaillac, um das längſt vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den Wagentritt ſtieg und mit einem langen zweiſchneidigen Meſſer Heinrichen zwei Stöße ins Herz verſetzte, die den beſten König, welchen Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. Ravaillac entfloh nicht nach der gräßlichen That, wie er wohl gekonnt hätte. Man ergriff ihn, und das Parlament verdammte den fanatiſchen Böſewicht zu einer ſchrecklichen Todesſtrafe: er wurde von vier Pferden, die an ſeine Arme und Beine geſpannt waren, zerriſſen. Keine Marter vermochte ihm zwar das Geſtändniß auszupreſſen, daß er Mitſchuldige gehabt, doch machten alle Nebenumſtände klar, daß der Streich vom Spaniſchen Hofe her, und wahrſcheinlich nicht ohne Mitwiſſenſchaft der herrſchſüchtigen Gemahlin des guten Heinrichs, geführt worden war. Heinrich hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Seine erſte Gemahlin hatte ihm keine Erben geſchenkt, aber von Marien waren zwei Söhne und drei Töchter vorhanden. Seine Maitreſſen: Gabrielle d' Etrees, Henriette de Bolzac, Gräfin von Entraigues; Jacqueline, Gräfin von Moret; Charlotte des Eſſarts und Marie Henriette de Bourbon, Aebtiſſin von Chelles, hatten ihm zahlreiche Vaterfreuden gewährt. Gern überſah das Franzöſiſche Volk dieſe Schwächen eines zu zärtlichen Temperaments; ſein edler humaner Sinn, ſeine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, ſeine wahrhaften Großthaten, ſein königlich jeder freimüthig geſagten Wahrheit, und betraf ſie auch ſeine eige-

nen Fehler, offenes Herz, erhielten ſein Andenken im Segen bei der Nation, wie nie eines Königs vor oder nach ihm, und ſein Wahlſpruch: je veux que chaque paysan mette tous les dimanches une poule dans son pot, pflanzte ſich fort auf Kindeskinder, die den guten König mit dankbaren Thränen ſegneten. Selbſt im Sturme der Revolution blieb dieſes Gefühl dem Volke, das ſeine erſten Freiheitsfeſte bei dem Standbilde des guten Heinrichs feierte, deſſen Andenken jetzt, bei Wiederherſtellung der alten Herrſcher Frankreichs, von neuem geſegnet wird. zz

Heinrich I., König von England, ſ. England, und die treffliche Schilderung deſſelben von Woltmann in deſſen Geſchichte Großbritanniens Bd. 1. S. 219 fgg.

Heinrich II., König von England, war ein Sohn des Grafen Gottfrieds Plantagenet von Anjou und Mathildens, der Tochter Heinrichs I. Früh reiften unter der Bildung des gelehrten und verſtändigen Roberts von Gloceſter ſeine herrlichen Anlagen. Er wurde Herzog von der Normandie, beim Tode ſeines Vaters Herr der Grafſchaften Anjou, Touraine und Maine und, durch ſeine Vermählung mit Eleonore, des Herzogthums Guienne und Poitou, und vereinigte ſo in ſeinen Händen eine Macht, welche ſeine gegründeten Anſprüche auf die Krone Englands und ſeinen unternehmenden Geiſt hinlänglich unterſtützt haben würde, wenn nicht ein Vertrag zu Stande gekommen wäre, nach welchem Stephan von Blois ihm die Krone nach ſeinem Tode zuſicherte. Im J. 1154 kam er auf den Thron Englands, den er durch Gerechtigkeit ehrwürdig machte. Er vertheilte England in 6 Diſtricte, über die er ſo viele Richter verordnete, welche ſie zu beſtimmten Zeiten durchreiſen, und alle Sprüche, welche Unwiſſenheit oder Leidenſchaft niedern Gerichten eingegeben, reformiren ſollten. Er begünſtigte die Städte, Kunſtfleiß und Handel; ſchon wurde die Londner Meſſe von vielen Fremden beſucht. 60 000 Mann zu Fuß, 20,000 Reiter waren die Miliz; Carlisle, Montgomery und andere Grenzburgen hielten die alten Briten im Lande Wales von Einfällen ab. Zu Cheſter, Pembroke, Durham und Hurham wachten Pfalzgrafen über plötzliche Unruhen. Irland, ein Kampfplatz vieler Parteien, wurde für ihn eine leichte Eroberung. Nicht leicht würde ein Fürſt glücklicher geweſen ſeyn als Heinrich, wäre nicht der, vornehmlich durch Thomas Becket (ſ. dieſen) erregte Krieg mit der Kirche geweſen, den er hartnäckiger führen mußte als ſeine Vorgänger. Ein zweites Unglück führte ſeine hochfahrende, ränkevolle und eiferſüchtige Gemalin herbei, welche ihm ſeine Untreue nicht verzeihen konnte. Mochte er immerhin durch ein Gebäude mit labyrintiſchen Gängen, welches er für die ſchöne Roſamunde von Klifford zu Woodſtock hatte aufführen laſſen, ſeiner Geliebten Mittel verliehen haben, ſich vor einem Ueberfall der wüthenden Eleonore zu retten; dem konnte er nicht begegnen, daß dieſe den Samen der Zwietracht in die Herzen ſeiner Söhne ſtreute, und ſein Leben mit Trauer überzog. Eine Verſchwörung ſeiner Söhne kam zum Ausbruch, und die Ränke des franzöſiſchen Hofes unterhielten einen abſcheulichen Krieg. Dieſen zwar endigte Heinrich ſiegreich, allein nicht lange, ſo brach er von neuem los, und Heinrichs ganzes Leben war fortan eine Kette von Leiden. Als er endlich entdeckte, daß auch ſein einziger treu geglaubter und von ihm innig geliebter Sohn Johann abtrünnig geworden, fluchte er dem Tage ſeiner Geburt, dem Himmel, ſeinen Söhnen. Ein Fieber warf ihn

aufs Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufſtand. Sein Sohn Gottfried, Roſamundens Kind, war hier ſeine einzige Labung. Er ſtarb im J. 1189.

Heinrich III., König von England, Sohn Johanns ohne Land, beſtieg den Thron nach ſeinem Vater den 28. Oct. 1218. Um die verlorne Normandie wieder zu erobern, führte er mit Frankreich lange aber unglückliche Kriege, die ſich endlich 1259 ſchmählich genug mit der Abtretung der Normandie, Anjou, Maine, Poitou und Touraine gegen eine Summe Geldes endigten. Nicht glücklicher war er in England ſelbſt, denn mit vielen Tugenden eines Privatmanns geziert, hatte er doch weder Geiſt noch Kraft genug, den aufſtrebenden Geiſt der Barone in Schranken zu halten, und ſeine leichtſinnige Verſchwendung brachte die mit Abgaben überhäufte Nation auf. Der Adel nöthigte den König zu einer Parlamentsverſammlung, wodurch endlich jener bürgerliche Krieg herbeigeführt wurde, in welchem durch die Schlacht bei Lewes 1264, der König, ſein Bruder Richard und der Kronprinz Eduard in die Gefangenſchaft der Ariſtokraten geriethen. Indeß kamen ſie auf Kapitulation bald in Freiheit, und der Prinz Eduard machte der Baronenariſtokratie durch die Schlacht bei Evesham 1265 ein Ende, worauf alles auf den vorigen Fuß nach dem großen Freiheitsbrief eingerichtet wurde. Heinrich ſtarb im Frieden zu London den 15. Nov. 1272.

Heinrich IV., Sohn Johanns von Genth, welcher Eduards dritter Prinz geweſen war, beſtieg den Thron von England den 20. Dec. 1399 nicht in dem Rechte ſeines Vaters; Eduard Mortimer, Graf de la Marche, wäre näher geweſen; er leitete ſein Recht von ſeiner Mutter, durch ſie von Eduard Lancaſter her, welcher Sohn Königs Heinrich III. älter als Eduard I. geweſen ſeyn ſollte. Daraus entſprang ein mehr als achtzigjähriger, bald im Stillen gährender, bald wüthender Kampf zwiſchen den Häuſern Lancaſter und York, welche durch die weiße und rothe Roſe ihrer Wappen unterſchieden wurden, und dem königlichen Hauſe und beinah allem hohen Adel den Untergang brachten. Heinrich IV. ſaß deshalb unter lauter Verſchwörungen gegen ſeine Perſon auf dem Throne, die er aber alle glücklich vernichtete. Er ſtarb den 20. März 1413.

Heinrich V., Sohn Heinrichs IV., aus dem Hauſe Lancaſter, bewies in ſeiner Jugend als Kronprinz große Tapferkeit beſonders in der entſcheidenden Schlacht gegen die Rebellen unter Percy Mortimer; machte ſich aber auch in Verbindung mit den liederlichſten Vagabunden der größten, ſeine hohe Würde gänzlich ſchändenden Ausſchweifungen ſchuldig, wobei er ſich einmal ſo ſehr vergaß, daß der erſte Richter des Reichs, Wilhelm Gascoigne, ihn gefänglich verwahren ließ. Ein Urtheil, dem ſich jedoch der zur Beſinnung gekommene Jüngling ohne Widerſetzlichkeit unterwarf. Nach ſeines Vaters Tode beſtieg er im Jahr 1413 den Thron, und nun ſchien eine Verwandlung mit ſeinem ganzen Weſen vorgegangen zu ſeyn. Er entfernte alle ehemaligen Ausſchweifungsgenoſſen, ſchenkte dem ſtrengen Richter, Wilhelm Gascoigne, ſeine ganze Achtung, und hörte fortan nur die Stimme der erfahrnen Räthe ſeines Vaters. Frankreich wurde damals durch die entſetzlichſten Unruhen zerrüttet, einen großen Theil des Reichs hatten ſchon früher die Engländer erobert, und Heinrich hielt es, um auch ſeines in Faktionen zertheilten Volks Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände zu lenken, für nöthig, ſelbſt mit einem Heere von 30,000 Mann nach Frankreich überzuſetzen. Krank

heiten der fürchterlichſten Art riſſen jedoch bald unter dem Engliſchen Heere dergeſtalt ein, daß es bis auf ein Viertheil zuſammenſchmolz, und Heinrich zog ſich in dieſer traurigen Lage ſo eilig als möglich auf Calais zurück. Inzwiſchen hatte das Franzöſiſche ungleich ſtärkere Heer dem ſeinigen bereits den Rückzug abgeſchnitten, und ſich in der Ebene von Azincourt (in der ehemaligen Normandie) dergeſtalt poſtirt, daß die bis auf 9000 Mann geſchmolzene, an allen Mund- und Kriegsbedürfniſſen höchſten Mangel leidende Engliſche Armee einer, unter ſolchen Umſtänden für ſie fürchterlichen, Schlacht nicht mehr ausweichen konnte. Heinrich bot Frieden und Erſatz für allen angerichteten Schaden, wenn man ihn ruhig ziehen ließe: allein die Franzoſen, an deren Spitze der Dauphin und der Connetable des Reichs ſtanden, waren ihres Sieges ſo gewiß, daß ſie unbedingte Ergebung foderten. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, ſchrien alle Engländer, ſie wollten ſiegen oder ſterben; König Heinrich und der Herzog von York, dieſe Stimmung benutzend, ſtellten nun das Engliſche Heer ſo, daß es auf beiden Flanken durch Waldungen geſchützt nicht umgangen werden konnte, und thaten durch ihre trefflich geübten Bogenſchützen ſelbſt den Angriff auf die Franzöſiſchen Schaaren. Dieſe, durch eine ſolche Kühnheit überraſcht, und noch nicht gehörig geordnet, geriethen bald in Unordnung, der ſtolze Adel warf ſich in der Flucht auf das Fußvolk und riß es mit fort; der größte, ja faſt ein unglaublicher Sieg ward dadurch von den Engländern in wenigen Stunden erfochten. Sie ſelbſt hatten nur 40 Mann im Gefecht verloren, dagegen 10,000 Feinde getödtet und 14,000 zu Gefangenen gemacht, von denen nach der barbariſchen Sitte jener Zeiten ein großer Theil niedergehauen wurde, weil die Engländer ſich zu ſchwach fühlten, ſo viele Gefangene zu bewachen. Dieſer berühmte Sieg bei Azincourt (im J. 1314) führte Heinrich V. zum Beſitz der Franzöſiſchen Krone, die damals auf dem Haupte des halbverrückten Carls VI. ſchon lange geſchwankt hatte. Ein Vertrag ward geſchloſſen, dahin: Heinrich ſolle Carls Tochter, Catharina, zur Gemahlin, ihr Vater, ſo lange er lebte, noch die königliche Würde, und Heinrich ſogleich das Regiment erhalten. Nach des verrückten Carls Tode ſolle dann Frankreich und England auf immer unter einem Scepter vereinigt, jedoch ein jedes Reich nach ſeinen eigenthümlichen Rechten und Gewohnheiten regirt werden. Nun ſchlug Heinrich ſeinen königlichen Sitz in Paris auf, und die Zeit des höchſten Glanzes der Engländer in Frankreich war gekommen, denn Catharina gebar ihrem Gemahl einen Sohn. Aber die ganze Herrlichkeit dauerte nicht lange; Heinrich ſtarb nach einer zehnjährigen Regirung im 34ſten Jahr an einem ſchlecht behandelten Fiſtelſchaden zu Bois de Vincenne 1322. Die Zeit ſeiner Regirung in England ward noch dadurch ausgezeichnet, daß während derſelben die Wiclefitiſche Ketzerei, oder die Lehre der Lollards, unter dem Schutze Johann Oldcaſtles, feſte Wurzeln ſchlug, und ſich, allen blutigen Verfolgungen zum Trotze, unaufhaltſam ausbreitete. zz

Heinrich VI. war 9 Monate alt, als er durch den Tod ſeines Vaters Heinrich V. König wurde. Mit ſeiner Regirung eröfnete ſich eine 64 jährige Reihe großer, innerer Unruhen. Der Verluſt der ſchönſten Beſitzungen auf dem feſten Lande war das geringſte Uebel. Alle weitere Entwickelung der Conſtitution wurde aufgehalten, aller Patriotiſmus verwandelte ſich in Parteigeiſt, und die Sitten des höheren Theils der Nation arteten in kriegeri-

ſche Wildheit aus. Allein die Bauern gewannen dabei; die Leibeigenſchaft nahm ab, denn die Fälle kamen gar zu häufig, daß der Adel ſeine Landleute und Hörige bewafnen mußte. Das entſcheidendſte Unglück des ſchwachen Heinrichs VI. war ſeine Vermählung mit Margaretha v n Anjou, Tochter des Titularkönigs von Neapel, Sicilien und Jeruſalem. Schon vorher hatte Wilhelm de la Pole, Graf von Suffolk, ein elender verrätheriſcher Miniſter, der mehr für Frankreichs als für Englands Nutzen ſorgte, den König völlig beherrſcht, jetzt, da auch die Königin ſeine Partei nahm, ſchien ſeine Herrſchaft ganz gegründet. Der muthvolle Herzog Richard von York, der den Grundfehler der ganzen Regirung in des Königs Schwäche ſuchte, faßte den kühnen Entſchluß, ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen. Suffolk mußte ſterben; der Herzog von York ließ ſich zum Protector erklären, und, obſchon er in der Schlacht bei Wakefield blieb, ſo gingen doch alle ſeine Hofnungen auf ſeinen Sohn Eduard über. Den 4. März 1461 wurde dieſer zu London feierlich als König anerkannt. Heinrich VI. war ſo unbedeutend, daß Eduard (IV.) vorerſt nicht nothwendig fand, ihm das Leben zu nehmen. Auf eine kurze Zeit gelang es einer Partei, mit franzöſiſcher Hilfe den entſetzten Heinrich wieder auf den Thron zu bringen, durch den Herzog von Glocester aber wurde er den 14. April 1471 ermordet.

Heinrich VII., Stifter des Hauſes Tudor, ward geboren im J. 1456. Nachdem er den Uſurpator Richard III. bei Bosworth geſchlagen und getödtet hatte (1485), beſtieg er den Thron von England, ohne ein genealogiſches Recht an denſelben zu haben. Verſchiedene Verſuche wurden gemacht, durch falſche Eduarde und Richarde, wozu man einen Bäckerjungen und einen jüdiſchen Proſelyten gebrauchte, ſeinen Thron wanken zu machen, allein gegen einen ſo planmäßigen, ſchlauen und entſchloſſenen König als er war, konnte kein Prätendent aufkommen. Heinrich bekümmerte ſich wenig um die großen Bewegungen, die während ſeiner Regirung auf dem feſten Lande vorgingen. Er ſuchte mit Schottland Frieden zu haben, und ſchloß ſich an Spanien an, um Frankreich in Furcht zu halten; ſeine ganze Aufmerkſamkeit ging auf die innere Regirung ſeines Reichs. Dieſes erhielt nun Ruhe, die Sittenroheit fing ſich an zu verlieren, das Parlament dachte auf Verbeſſerung der Geſetze, das Recht der Freiſtätten in den Kirchen wurde beſchränkt, der Ackerbau beſchützt, und der Handel fing wieder an zu blühen. Noch mehr hätte geſchehen können, wäre Heinrich weniger beſorgt geweſen, Schätze zu ſammeln. Er war der erſte König von England, der eine Garde hatte. Die Britten ſetzen ihn in die Reihe ihrer großen Monarchen, und haben ihn den Salomo von England genannt. Er ſtarb den 21. April 1509.

Heinrich VIII. folgte (1509) als achtzehnjähriger Jüngling ſeinem ſtatsklugen Vater, Heinrich VII., der ihm eine ſchlagfertige Armee von 50,000 Mann, und beträchtliche Schätze hinterließ. Darum trat er ruhmſüchtig der Allianz Papſts Julius II. und Ferdinands von Arragonien gegen Ludwig XII. von Frankreich bei, und fiel in Frankreich ein; verließ es aber nach einem zwar glänzenden, doch fruchtloſen Feldzuge, indem er ſich mit Ludwig wieder ausſöhnte. Wollüſtig, herrſchſüchtig und zu jeder Grauſamkeit geneigt, die ſeinen wilden Leidenſchaften freie Bahn machen konnte, überließ er ſich jetzt ganz der Leitung ſeines intriganten Günſtlings, des Cardinals Wolſey. Dieſer ſchmeichelte allen ſeinen Lüſten, und ſchaffte durch

durch die gröbſten Erpreſſungen die dazu nöthigen Summen herbei, wovon der beſte Theil in ſeinen Seckel fiel. Der Tyrann wollte nun auch als Gelehrter und Theolog glänzen. Als daher Luthers großes Unternehmen begann, wirkte Heinrich ſich vom Papſte die Erlaubniß aus, Luthers bei Strafe des Kirchenbannes verbotene Schriften zu leſen, und eine gewaltige Streitſchrift gegen Luthers Ketzereien erſchien unter des Königs Namen, obwohl Wolſey der eigentliche Verfaſſer derſelben ſeyn mochte. Sie wurde vom Papſte mit großer Freude aufgenommen, und dem gelehrten, frommen Könige dafür der Ehrentitel: Beſchützer des Glaubens, ertheilt. Aber der kühne Luther kehrte ſich daran wenig, indem er den königlichen Schrifthelden ziemlich unſanft zurecht wies. Die Römiſche Curie hatte ſelbſt nicht lange Urſach, ſich des hochgeprieſenen Beſchützers des Glaubens zu erfreuen; denn er wurde bald ihr gefährlichſter Feind, weil ſie ſeinen wilden Leidenſchaften nicht blindlings fröhnen wollte. Heinrich verliebte ſich nämlich mit raſender Leidenſchaft in Anna Boullen, und als dieſe dem Wollüſtling nur Befriedigung ſeiner Lüſte im Ehebette zugeſtehen wollte, begehrte Heinrich vom Papſte Clemens VII. nicht nur Aufhebung der Ehe mit Catharinen, ſondern ſogar Widerruf der Bulle, wodurch der vorige Papſt die Ehe mit des Bruders Wittwe erlaubt hatte. Der Papſt, der weder die päpſtliche Unfehlbarkeit ins Gedränge bringen, noch Kaiſer Carl V., Catharinens nächſten Blutsverwandten, beleidigen mochte, zauderte. Heinrich wandte ſich hierauf an ſeinen Günſtling Wolſey, dieſer wollte als Cardinal den Papſt nicht beleidigen, berief ſich auf des päſtlichen Legaten Ausſpruch, und Catharina proteſtirte gegen die päpſtlich=königliche Unterſuchungscommiſſion. Nun griff Heinrich, der an Cranmer, Erzbiſchof von Canterbury, den rechten Mann gefunden hatte, durch, ließ von dieſem mit Beiſtimmung des eingeſchüchterten Parlaments ſeine Ehe mit Catharinen trennen, und heirathete die ſchöne Anna. Heinrich ließ darauf die Mönche verjagen und die Klöſter aufheben. 60 Millionen Pf. Sterling fielen dadurch in des Königs und ſeiner Günſtlinge Taſche. Bald nachher erſchien das berüchtigte Blutſtatut, wodurch jedermann vorgeſchrieben war, was er glauben ſollte. Päpſtler und Proteſtanten wurden nun gleich heftig verfolgt, überall dampften Scheiterhaufen, und der edle Kanzler Thomas Morus, nebſt dem frommen Biſchof Fiſher, wurden enthauptet, weil ſie den neuen wollüſtigen Leidenſchaften des Tyrannen zu fröhnen ſich weigerten. Er war nämlich ſeiner geliebten Anna überdrüſſig geworden, wilde Leidenſchaft entflammte ihn neuerdings gegen Johanna Seymour. Alſo wurde Anna des Ehebruchs und der Lutheriſchen Ketzerei angeklagt. Ihre wohlgegründete Vertheidigung hörten die beſtochenen Richter nicht, ſondern Anna's Haupt fiel auf dem Schaffot durch den Scharfrichter von Calais, den man wegen ſeiner Geſchicklichkeit dazu eigends geholt hatte. Johanna Seymour wurde nun des Unmenſchen dritte Gemahlin, und Annas Tochter, die nachmals hochberühmte Eliſabeth, ſollte nach ſeinem Plane für ein ehebrecheriſch erzeugtes Kind vom Parlament erklärt werden. Doch dies unterblieb, und da Johanna Seymour im erſten Wochenbette ſtarb, erhob Heinrich die Prinzeſſin Anna von Cleve zu ſeiner vierten Gemahlin. Ihrer wurde der Wollüſtling gleichfalls bald überdrüſſig, denn Catharina Howart hatte ſeine Begierden wieder entflammt. Anna von Cleve ward daher unter dem Vorwande: der König habe häßliche Leibesgebrechen an ihr entdeckt, verſtoßen, und Catharina auf den Thron und in

des Ungeheuers blutiges Bette geführt. Sie war es, die auf Anſtiften ihres Oheims, des Herzogs von Norfolk, des Königs Günſtling, Thomas Cromwell, ſtürzte, und ihn aufs Blutgerüſt brachte. Doch bald nachher ſelbſt des Ehebruchs und der liederlichſten Ausſchweifungen angeklagt, der letztern jedoch nur vor ihrer Vermählung mit Heinrich überwieſen, ließ dieſer ſie im Tower enthaupten, und ſchritt zur ſechſten Ehe mit einer Wittwe, Catharina Parr, die wenigſtens eines natürlichen Todes ſtarb. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Heinrichs Wuth und Grauſamkeit zu. Die ewige Nemeſis erreichte indeſſen den königlichen Verbrecher ſchon im irdiſchen Leben. Ein unheilbarer, offener und höchſt ſchmerzhafter Schaden am Beine, verbunden mit unnatürlicher Corpulenz, die faſt jede Bewegung unmöglich machte, peinigte ihn während der letzten vier Jahre ſeines Lebens, und die beſtändigen Schmerzen machten ihn einem wilden reißenden Thiere gleich. Er wüthete gegen jeden, der ihm zu nahe kam, ſeine Befehle waren nur Bluturtheile, und als ſchon der Tod an ſeine morſche Hülle klopfte, wagte es noch niemand, ihm die Gefahr, worin er ſchwebte, zu entdecken. Als dies Wagſtück endlich Anton Denny unternahm, erſchrak der elende Tyrann heftig, ſandte Eilboten zum Erzbiſchofe von Canterbury, und jedermann ſahe, daß er die heftigſten Foltern des erwachten Gewiſſens empfange. Als Cranmer erſchien, war die Sprache ſchon verloren, nur troſtloſe Blicke flehten um Vergebung der unſäglichen Blutſchuld, der Prieſter ſicherte ihm dieſe zu, und ſo ſtarb der elende Wüterich im J. 1547, nachdem er 56 Jahre gelebt und 37 Jahre mit blutiger Tyrannei über ſein Volk geherrſcht hatte.

Heinrich der Löwe, ein Sohn Heinrichs des Großmüthigen, Herzogs der Sachſen, und mütterlicher Seits ein Enkel des Deutſchen Königs Lothar, iſt unſtreitig der merkwürdigſte Deutſche Fürſt des zwölften Jahrhunderts. Sein Vater ſtarb 1139 an beigebrachtem Gift. Der unmündige 1129 geborne Sohn erbte eine Menge raubſüchtig-erbitterter Stammfeinde und faſt unzählige Veranlaſſungen zu künftigen Fehden. Während ſeiner Minderjährigkeit führten ſeine Mutter Gertrud und ſeine Großmutter Richenza, das Regiment im Herzogthum Sachſen. Die Bairiſchen Erblehen wurden vom Oheim Welf VI. verwaltet; denn Grafen und Herzöge erſchienen jetzt als Fürſten. Die mächtigſten Feinde des jungen Heinrichs waren in Sachſen Albrecht der Bär, welcher auf das Herzogthum Anſprüche machte, und der Bremer Erzbiſchof Adelbert. Heinrich trat indeſſen ſchon im J. 1146 die Regirung ſelbſt an; kam bald zum ungeſtörten Beſitz des Herzogthums Sachſen, da Albrecht den Titel aufgab und ſich mit der Markgrafſchaft Brandenburg abfinden ließ. Auf dem Fürſtentage zu Frankfurth 1147 erſchien der junge Held zuerſt in ſeiner ganzen Würde, und foderte vom Kaiſer Conrad ſehr ernſtlich ſein Bairiſches Eigenthum zurück. Conrad ſuchte Ausflüchte, aber Heinrich ſtärkte ſeine Macht durch die Vermählung mit Clementinen, einer Tochter des mächtigen Herzogs von Zähringen, der ein Stammfeind der Hohenſtaufen war, und ſchafte ſich früh Kriegsruhm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Conrad ſeine Anſprüche auf Baiern nicht erfüllen wollte, griff er in Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen, um ſelbſt ſein Recht zu erfechten. Conrad zog nach Goslar, willens von dort aus Braunſchweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch Liſt das Unternehmen,

focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, beſtätigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erſtieg nun, da ſein Vetter Friedrich von Hohenſtaufen als Kaiſer Friedrich I. die Anſprüche auf Baiern beſtätigte, die höchſte Stufe der Macht, welche damals nächſt dem Kaiſerthron ein Deutſcher Fürſt erringen konnte. Von der Nord- und Oſt-See bis zum Adriatiſchen Meer erſtreckten ſich ſeine Beſitzungen. Oſt- und Weſtphalen nebſt Engern, das wahre Großherzogthum Sachſen vom Rheine bis zur Elbe, folgte ſeinem Heeresbann. Der gröſte Theil von Baiern und Oeſtreich war als Leben ſein Eigenthum, und für die Welfiſchen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vaſallen ihm nicht nur am 24. Oktober 1154 den Lehnseid leiſten, ſondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Baiern liebte Heinrich jedoch weit weniger, als ſein Geburtsland Sachſen. Des erſtern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachſen aber nahm er Heinrich den Finkler ganz zum Vorbilde, und dem Maßſtab ſeiner Rechte nach der großherzogl. Gewalt, die jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals handhabten. Dazu gehörte vor allem, daß der herzogliche Heerſchild nicht mehr unter den biſchöflichen erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Biſchöfe vor dem Herzoge ſich zur Inveſtitur mit Ring und Stab ſtellen mußten. Dies griff dem Pfaffenſtolz ans Leben. Schwer war jedoch dem gewaltigen Manne beizukommen. Inzwiſchen hatten ums Jahr 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der Bremer Erzbiſchof Hartwich ſtand, ſich näher vereinigt, und ſchloſſen im J. 1166 zu Merſeburg ein Bündniß, dem viele Vaſallen des Herzogs beitraten. Bald geſellten ſich auch zu ihnen die geiſtlichen Herren von Magdeburg, Halberſtadt und Hildesheim, nebſt den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, die Gefahr erſehend, kam ſchnell von ſeinem Zuge gegen die aufrühreriſchen Wenden zurück, nachdem er zur Sicherung jenes Gebiets die Feſte Schwerin erbaut, und ließ nun, um ſeinen Feinden zu zeigen, was ſie von ihm zu erwarten, vor der Burg Tanquanderode in Braunſchweig einen aus Erz gegoſſenen Löwen mit weitgeöffnetem Rachen aufrichten. Bald fühlten auch ſeine Feinde die Krallen des Löwen. Bremen ward erobert, Oldenburg mit Sturm genommen, und ſelbſt die Felſenfeſte Doſenburg, durch Abgrabung des Waſſers, in Heinrichs Gewalt gebracht. Als Kaiſer Friedrich jetzt aus Italien zurückkehrte, hielt er auf dem Reichstage zu Bamberg Gericht, welches ſehr zu Heinrichs Vortheil ausfiel. Eben um dieſe Zeit trennte ſich Heinrich wegen Gewiſſensſkrupel von ſeiner erſten Gemahlin, Clementine, und verehelichte ſich mit Heinrichs I. des Königs von England Tochter, Mathilde. Während der erſten Schwangerſchaft Mathildens unternahm Heinrich, ergriffen von dem Geiſte des Zeitalters, einen Zug nach Paläſtina. Er litt Schiffbruch auf der Donau und dem ſchwarzen Meere, ward von Serviſchen Räubern überfallen, die er tapfer heimſchickte, und fand nicht nur zu Conſtantinopel, ſondern ſelbſt beim Sultan Afar Eddin freundſchaftliche Aufnahme. Nachdem das Gelübde gelöſet, kehrte er heim zum geliebten Weibe nach Braunſchweig. Dort aber fand er viele bedenkliche Anzeigen. Seine Feinde hatten ſich nicht nur alle gerührt, ſondern ſelbſt der kaiſerliche Vetter Friedrich ſchnell das Gerücht von Heinrichs Tode genutzt, um Sachſens feſte Plätze in ſeine Gewalt zu bekom-

men. Sogar der Wolfenbüttelſche Eckbert war mit ins Complott gezogen worden. In Heinrichs Seele faßte jetzt unbeſiegbares Mißtrauen Wurzel. Darum wollte er dem Oheim Welf die für ſeine Bairiſchen und Italieniſchen Beſitzungen gefoderte Summe nicht zahlen; aber Friedrich zahlte ſie bereitwillig und nahm die Italieniſchen Länder in Beſitz. Zwar folgte nun Heinrich dem Kaiſer mit zahlreicher Mannſchaft auf dem fünften Zuge nach Italien, verließ ihn jedoch bei Mailands langwieriger Belagerung, obgleich Friedrich fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich verlangte Goslar, das mochte Friedrich nicht geben. Der Haß gegen den übermüthigen Herzog war nun in des Kaiſers Herzen entſchieden. Kaum merkten dies Heinrichs von alter Hand erbitterte Feinde, ſo brachen ſie von allen Seiten los. Heinrich ließ zwar das Schwert nicht ruhen, verklagte aber doch auf dem Reichstage zu Speier 1178 bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiſer die Ruheſtörer. Friedrich zeigte hier ſeinen böſen Willen in voller Kraft und muthiger erhoben nun alle Gegner Heinrichs ihr Haupt. Der angefeindete Herzog ward zur Verantwortung nach Magdeburg, wo nur ſeine Feinde Gericht hielten, beſchieden. Er erſchien weder auf die erſte noch auf die zweite Ladung, vorgebend: er könne als Schwäbiſcher Fürſt nur in Schwaben und nach Schwäbiſchem Rechte gerichtet werden. Er wußte, was ihm von den Sächſiſchen Großen bevorſtand. Man hörte ihn nicht, und als er, auch zum dritten Male nach Goslar geladen, dort nicht erſchien, ſprach Friedrich über ihn des Reichs Acht, und entſetzte ihn ſeiner Reichswürden. Zu Gelnhauſen ward im J. 1180 der Spruch beſtätigt. Nun fiel alles zu, um ſich ins Habe des Löwen zu theilen! Baiern ging zuerſt verloren, denn Otto von Wittelsbach nahm es in Beſitz. Engern ergriff Bernhard von Askanien. Weſtphalen erſchlich der ſchlaue Erzbiſchof von Cöln. Das eigentliche Oſtphalen war aber Allodium Heinrichs, und konnte ihm durch Reichsſpruch nicht genommen werden. Da er ſahe, daß Gewalt mehr als Recht galt, ſendete auch er ſeine Getreuen, ſchlug bei Hallerfelde die Cölniſchen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Oſtphalen, nahm den wüthenden Halberſtädter Biſchof Ulrich gefangen, und hätte er nicht aus Eigenſinn dem Grafen Adolph von Holſtein die bei Halberfelde gemachten Gefangenen verweigert, möchte er ſich ſiegreich aller ſeiner Feinde erwehrt haben. Als aber Adolph ihn verließ, ging alles den Krebsgang. Der Kaiſer kam mit dem Reichsheere nach Sachſen, und den treugebliebenen Vaſallen Heinrichs ward eine peremptoriſche Friſt geſetzt, binnen welcher ſie die Fahnen des Geächteten verlaſſen, oder ſelbſt als Geächtete behandelt werden ſollten. Heinrich mußte flüchten nach Lübeck; Braunſchweig allein hielt feſt an der gelobten Treue, und vergeblich ward es vom Cölner Erzbiſchof belagert. Doch ſahe nun Heinrich, daß er ſich demüthigen müſſe, wollte er nicht alles verlieren. So erſchien er zu Erfurt 1182, bat fußfällig den Kaiſer um Gnade, und gewann dennoch nichts mehr, als die Zuſicherung, daß ſeine Allodien unangetaſtet bleiben ſollten, würde er ſich freiwillig drei Jahre aus Deutſchland entfernen. Er zog in der Geſtalt eines Verbannten zum königl. Schwiegervater nach England; dort wurde ihm ſein Sohn Wilhelm, der nachmaligen Herzoge von Braunſchweig Stammvater, geboren. Heinrich Leo, vom Erzbiſchof Philipp zu Cöln, der mit dem Kaiſer ſich überworfen, zurückgerufen, erſchien wieder auf heimiſcher Erde im J. 1184, fand die ganze Verfaſſung

geſprengt, alles durcheinander geworfen und die Prälaten im Kampf mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt ſelbſt wieder zu den Waffen gegriffen, wäre alles noch krauſer durch einander gegangen. Er lebte alſo wie ein Privatmann ſtill zu Braunſchweig. Doch trauete dem gereitzten Löwen der laurende Friedrich nicht, ſondern verlangte, er ſolle ihm nach Paläſtina folgen, oder nochmals drei Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letzte. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb zu Braunſchweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß keineswegs gehalten werde das Verſprechen: ſeine Allodien nicht anzutaſten! Da hielt auch er ſich ſeines Verſprechens ledig, kam im J. 1189 nach Stade, ward von dem ehemaligen Feinde, dem Bremer Erzbiſchof, der jetzt ſeiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und ſchlug bald, da die treuen Vaſallen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg ſich wieder zu ihm ſammleten, die Dänen und Dietmarſen in die Flucht. Als Hamburg, Plöen und Itzehoe wieder erobert waren, foderte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendſten Handelsſtadt jener Gegend. Aber ſtolz verweigerten die Bardewicker Gehorſam. Da wurden die Stadtmauern erſtürmt, niedergehauen die meiſten Einwohner, der Erde gleich gemacht, bis auf den Dom, die Wohnungen, und an des Doms Mauren das ſchreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inſchrift: Vestigia Leonis, geſetzt, die noch jetzt dort zu leſen iſt. Nach Bardewicks Zerſtörung ergaben ſich Lübeck und Lüneburg, aber in der nächſten Schlacht gegen Adolph von Daſſel, den Statthalter Holſteins, war Heinrich unglücklich. Viele ſeiner Vaſallen blieben auf dem Wahlplatze, die andern verließen ihn. Die Biſchöfe von Hildesheim und Halberſtadt belagerten darauf in Gemeinſchaft mit dem jungen König Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweſer in Deutſchland gelaſſen, Braunſchweig, mußten aber auch dies Mal unverrichteter Sache abziehen. Darauf kam J. 1190 durch Vermittelung der Erzbiſchöfe von Mainz und Cöln ſein Vergleich zu Stande, worin Heinrich verſprach, ſeine Söhne, Lothar und Heinrich, dem König als Geißeln zu ſtellen. Allein auch dieſer Vergleich dauerte nicht lange, doch ward auf andere Weiſe die alte Feindſchaft ausgeglichen. Des Löwen Sohn, Heinrich, hatte ſich heimlich mit Agnes, der Erbtochter Pfalzgraf Conrads am Rhein, vermählt. Dieſe heimliche Liebe eines Welfen mit einer Hohenſtaufen ſchien endlich die alte Fehde zu enden. Heinrich beredete ſeinen Vater zu einer Verſöhnung mit dem Kaiſer. Dieſe erfolgte endlich, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Laſt ſo mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunſchweig, bis er in einem Alter von 66 Jahren 1195 daſelbſt ſtarb und im dortigen Dome, wo noch ſein Grabmal zu ſehen, beigeſetzt wurde. Heinrich der Löwe war ein Held, tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch ſtarrſinnig, hochfahrenden Weſens und leidenſchaftlich geſtimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch ſein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die ſeine erbittertſten Feinde waren, zu ſtreiten. Ueber ſein Zeitalter ragt er hervor durch ſeine unermüdeten Bemühungen, Handel, Induſtrie, Bürgerglück und Wohlhabenheit in ſeinen Ländern zu verbreiten, Künſte emporzubringen und Gelehrſamkeit, wie er ſie kannte, zu befördern. Er unterlag nie ſeinem harten Schickſale, ſondern kämpfte ihm raſtlos entgegen.

Heinrich der jüngere, Sohn Heinrichs des ältern, Herzogs von Braunſchweig, geb. im J. 1498, ein Mann feurigen Geiſtes, unruhig, herrſchſüchtig, oft hinterliſtig, aber von feſtem männlichen Sinne, wie ſein Ahnherr, der entſchiedenſte Gegner der Reformation. Sein erſter merkwürdiger Krieg war die berühmte Hildesheimiſche Stiftsfehde, worin zwar Heinrich in der mörderiſchen Schlacht bei Soltau am 29. Jun. 1519 entſcheidend geſchlagen und zur Flucht genöthigt wurde, doch nochmals durch ſeine Gunſt beim Kaiſer Carl V. ſo glücklich war, daß ihm und dem Vetter Erich faſt ſämmtliche Hildesheimiſche Stiftslande zugeſprochen wurden. Vermehrt hatte er dadurch um ein Drittheil ſeine Erblande, aber ſich auch in eine Abhängigkeit vom Spaniſchen Carl geſetzt, die ihn nachmals hart drückte. Als Thomas Münzers fanatiſch begeiſterte Horden in Thüringen verheerend hauſeten, zog Heinrich dem Landgrafen von Heſſen und dem Herzog von Sachſen zu Hilfe. Bei Frankenhauſen wurden 1525 die Raſenden in mörderiſcher Schlacht überwunden, und obſchon ihrer 7000 todt den Wahlplatz bedeckten, ließ Heinrich doch noch fort morden, und den gefangenen Th. Münzer martervoll hinrichten, während er ihm das katholiſche Glaubensbekenntniß vorbrüllte. Nie ruhig, brach er mit neuer Fehde los gegen Goslar und belagerte die Stadt, doch bald rief ihn ſein Freund Carl V. ab, zur Unterſtützung gegen den Papſt und das ſtolze Venedig. Heinrich zog nach Italien mit 1000 trefflich bewehrten Reitern; allein das Heer ward die Beute anſteckender Seuchen, und der Herzog ſelbſt entkam mit genauer Noth, als gemeiner Knecht verkleidet, den überall auflaurenden Feinden. Von ſeinen ſtattlichen Reitern kehrten nicht mehr als 16 nach Wolfenbüttel zurück. Daheim fand er neuen Aerger, weil die Kirchenreformation in ſeinem Erblande reißend ſchnelle Fortſchritte gemacht. Zwar hörte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 der Proteſtanten Glaubensbekenntniß, blieb aber dennoch der alten Lehre und des Kaiſers Intereſſe ergeben; denn eben auf dieſem Reichstage ward er nebſt dem Vetter Erich feierlich mit den gewonnenen Hildesheimiſchen Gütern belehnt. Bald nachher gelang es ihm, ſeinen Bruder Wilhelm durch zwölfjährige Gefangenſchaft zu jenem Vertrage zu nöthigen, wodurch das Recht der Erſtgeburt und Alleinregirung im fürſtl. Hauſe geſetzlich eingeführt wurde. Nachdem die proteſtantiſchen Fürſten den Bund zu Schmalkalden geſchloſſen (1537), trat Heinrich nicht nur in den Gegenbund, an deſſen Spitze der Kaiſer ſelbſt ſtand, ſondern ließ ſich ſogar zum oberſten Feldherrn des Bundes erklären. Beide Parteien rüſteten ſich; Heinrich bedrohte Goslar und Braunſchweig; dieſe riefen die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen zu Hilfe, und ſie erſchienen unter Anführung des Kurfürſten von Sachſen und des Landgrafen von Heſſen mit 16,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern. Heinrich flüchtete vor der Uebermacht; ſein Erbland, ſogar das feſte Wolfenbüttel ward bald erobert. Indeſſen hatte Heinrich 32 Fahnen Fußvolk und 3000 Reiter zuſammengebracht. Damit zog er dem Feind entgegen, und beim Kloſter Höckelem kam es zum ſcharfen Treffen. Heinrichs Haufen wurden aber von der Uebermacht umzingelt, er mußte mit ſeinem älteſten Sohne Victor ſich zum Gefangenen ergeben. Ihn befreiete die für die proteſtantiſche Partei unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547). Mit bitterm Groll im Herzen kam er nun in ſein Erbland zurück; Braunſchweig vorzüglich ſollte entgelten, was es zur Unterſtützung der Feinde des Her-

zogs gethan. Doch hatte die Belagerung der Stadt nicht den gewünſchten Erfolg. Ein Vertrag wurde geſchloſſen, denn neue ſchrecklichere Fehde rief den Herzog ab, da Graf Volradt von Mansfeld plündernd und mordend in die Wolfenbüttelſchen Länder gefallen war. Heinrich zog ihm mit ſeinen beiden älteſten Söhnen in Verbindung mit Kurfürſt Moritz von Sachſen, entgegen. Bei Sievershauſen trafen am 9. Juli 1553 die Heere auf einander, die mörderiſche Schlacht erfolgte, der Sieg war Heinrichs, aber ſeine beiden Söhne lagen todt auf dem Wahlplatze, ſein Bundesgenoß Moritz ſtarb zwei Tage nach der Schlacht an den empfangenen Wunden. Noch einmal traf des racheſchnaubenden Heinrichs Heer den Feind zwiſchen Steterburg und Geitelda, und zwang ihn zur Flucht; aber der Tod der älteren, ritterlichen Söhne ſchlug Heinrichs Herzen die tiefſte Wunde. Nun blieb ihm nur der ſtille, verwachſene, ſogar der lutheriſchen Kezzerei zugethane Julius über. Doch als es ihm fehl ſchlug, den Baſtard Eitel Heinrich vom Kaiſer legitimiren zu laſſen, mußte er freilich Julius das Erbrecht zugeſtehen. Ruhiger im Alter, verſöhnte der ſtürmiſche Heinrich ſich auch mit ſeinem ſonſt gehaßten Sohne, und ließ ſogar ſeine Abneigung gegen die neue Lehre fahren. Er ſtarb im J. 1568, auch in der Romanenwelt bekannt durch ſeine Liebe mit Eva von Trott, von der erzählt wird, daß ſie ſcheinbar zu Gandersheim auf Heinrichs Befehl geſtorben und beerdigt ſey, dann aber im tiefſten Geheimniß auf die feſte Staufenburg geführt worden, wo Heinrich mit ihr in ſüßer Minne gelebt und ſieben Kinder (wovon jener Eitel Heinrich das älteſte) gezeugt habe. Noch jetzt wird auf der verfallenen Staufenburg die Stelle gezeigt, wo einer von Evas Brüdern, der ſie aufzuſpüren gekommen, auf Heinrichs Geheiß den Tod fand. zz.

Heinrich der Seefahrer, war der dritte Sohn des Königs Johann des Erſten von Portugal. Schon früh gab der großherzige Jüngling glänzende Beweiſe ſeines Muthes, aber mehr, als die Waffen, liebte er die Wiſſenſchaften, beſonders Mathematik, Sternkunde und Schifffahrtskunſt, die er in Portugal einheimiſch zu machen ſuchte. Bei der Eroberung von Ceuta hatte Heinrich ſich ſehr ausgezeichnet, und ſich die Ritterwürde erworben, die ſein Vater ihm ertheilte. Nach ſeines Vaters Tode wählte er die Stadt Tomar in Algarbien zu ſeinem Aufenthalt und ſetzte den Krieg gegen die Mauren in Afrika rüſtig fort. Er beunruhigte ihre Küſten durch ſeine Schiffe, und ſeine Seeleute kamen auf dieſen Zügen in Gegenden des Weltmeeres, welche die unkundigen Schiffahrer jener Zeit lange für unzugänglich gehalten hatten. Aber Heinrichs Entwürfe gingen auf etwas Größeres. Die Erwartung aber, daß die Männer, in deren Händen die öffentliche Verwaltung war, ſeinen kühnen Unternehmungen wenig geneigt ſeyn, die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel des kleinen Landes vorſchützen würden, bewog ihn zu dem Entſchluſſe, ſeine Eroberungen auf eigne Koſten zu machen, und dazu einen Theil der Einkünfte des Chriſtordens zu verwenden, deſſen Großmeiſter er war. Die Entdeckung unbekannter Erdgegenden war das Ziel, wohin er ſtrebte. Bekannt mit den Fortſchritten, welche die Erdkunde bis dahin gemacht hatte, verſäumte er während ſeiner Feldzüge in Afrika keine Gelegenheit, durch die Mauren Kenntniſſe von den Ländern zu erlangen, die an Aegypten und die Arabiſchen Staten gränzten, und nachzuforſchen, ob man um die Weſtküſte von Afrika einen Weg zu den Schätzen Indiens finden könnte.

Die Araber, weit gekommen in der Kenntniß des innern Afrika, hatten bis zu den Entdeckungsreiſen der Portugieſen die einzige Kunde von dieſem Erdtheile. Aus dieſer Quelle ſchöpfte Heinrich umſtändlichere Nachrichten von dem innern Afrika, von der Küſte von Guinea und andern großen Küſtenländern. Er beſprach ſich mit kundigen Männern, und als er ihr Zeugniß mit den eingezogenen Nachrichten einſtimmig fand, entſchloß er ſich, Hand ans Werk zu legen. Um ganz der Ausführung ſeines großen Gedankens zu leben, wohnte er, vom Hofe zurückgezogen, auf einem Luſtſchloſſe in Algarbien, an einem Meerbuſen in der Nähe des Vorgebirges St. Vincent. Da überſah er Afrika's Küſten und das weitgedehnte Atlantiſche Meer, in deſſen verſchleierten Fernen er unbeſuchte Inſeln und Länder ahnete, umgab ſich mit einer Pflanzſchule edler Jünglinge, welche, von gleicher Neigung beſeelt, durch ihn zu Seefahrern erzogen wurden, und ließ von hier aus ſeine Seefahrer abſegeln. Die Umſchiffung des Vorgebirges Non und die Entdeckung der Küſte jenſeit deſſelben, war die erſte große Aufgabe, die er zu löſen beſchloß. Alle Jahre ſandte er zwei bis drei Schiffe dahin ab; aber ſie kamen ſtets zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Johann Gonſalvez Zarco und Triſtan Vaz, zwei Ritter im Dienſte des Infanten, die ſich durch ihre Tapferkeit die Achtung deſſelben erworben hatten, waren Männer, wie er ſie verlangte. Als Heinrich zu Entdeckungsfahrten an den Küſten der Barbarei und Guinea's neue Schiffe ausrüſten ließ, baten ihn beide, ſie zu dem ehrenvollen Unternehmen zu brauchen. Er gewährte ihre Bitte, und befahl ihnen, längs der Küſte hinzuſegeln, das Cap Bojador, das bisherige Ziel der Entdeckungsfahrer, zu umſchiffen, und das geſundene Küſtenland zu unterſuchen. Die beiden Seefahrer entdeckten, durch Stürme verſchlagen, auf dieſer Reiſe 1418 die Inſel Puerto Santo. Heinrich empfing die Rückkehrenden freudig über den glücklichen Anfang, und ſandte ſie im folgenden Jahre mit einem andern kühnen Seefahrer, Bartholomäus Pereſtrella, auf neue Entdeckungen aus. Auf dieſer Fahrt wurde das große Eiland Madeira entdeckt. Heinrich's erſte Sorge war nun, die neu entdeckten Eilande mit Anſiedlern zu beſetzen und den üppig fruchtbaren Boden anzubauen. Auf Madeira hatten die Anſiedler, um ſchnell einen guten Boden für neue Anpflanzungen zu gewinnen, die dichten Wälder angezündet. Heinrich, der den künftigen Holzmangel vorausſah, gab Befehl zu neuen Waldpflanzungen, und um den Zucker nicht mehr von den Arabern kaufen zu müſſen, ließ er aus Sicilien Zuckerrohr kommen, das in dem feuchten Boden bald ſo vortrefflich gedieh, daß ein Flächenraum von drei Meilen 60,000 Arroben eintrug. Nach Entdeckung von Madeira waren Heinrichs Gedanken auf die goldreiche Guinea-Küſte gerichtet. Nur ſein beharrlicher Muth konnte die großen Schwierigkeiten überwinden, die der Unternehmung entgegen ſtanden. Das Vorgebirge Non, ſagte man, wäre das Ziel, welches Gott der Menſchen kühner Ehrſucht geſetzt hätte. Heinrich hörte alle Aeußerungen der Kurzſichtigkeit, wie allen Tadel, mit ruhigem Gleichmuth an, und ſeine Beharrlichkeit ward dadurch nicht einen Augenblick erſchüttert. Gilianez, einer von ſeinen Seefahrern, Zeuge ſeiner Ungeduld, bot ihm ſeine Dienſte an, um die Umſegelung der furchtbaren Vorgebirge und die Entdeckung von Guinea zu unternehmen. Er ging 1433 unter Segel, umſchiffte glücklich das Vorgebirge Bojador, und nahm Beſitz von der Küſte durch Errichtung eines Kreuzes, worauf, wie gewöhn-

lich geſchah, Heinrichs Wahlſpruch: Talent de bien faire, geſchrieben ward. Lobſprüche und Geſchenke belohnten den kühnen Entdecker. Im folgenden Jahre ward ein größeres Schiff ausgeſandt, das 30 Meilen über Bojador hinaus kam. Bei dieſen glücklichen Erfolgen verſtummte allmählich der Tadel, und Heinrich fand mehr Unterſtützung. Beſonders günſtig war es für ſeine Unternehmungen, daß ſein Bruder Pedro während Alfonſo's V. Minderjährigkeit die Regierung führte; Pedro, mit Heinrichs Entwürfen einverſtanden, leiſtete ihm kräftigen Beiſtand, und beſtätigte die Schenkung der Inſeln Puerto Santo nnd Madeira, die Heinrich ſchon von dem verſtorbenen König erhalten hatte. Der Papſt, Martin V., dem Heinrich Nachricht von ſeinen Entdeckungen und Hoffnungen gab, bekräftigte nicht nur die Schenkung der beiden Inſeln, ſondern ſprach zugleich den Portugieſen alle Länder, welche ſie längs der Afrikaniſchen Küſte bis Indien entdecken würden, als Eigenthum zu. Um dieſelbe Zeit 1440 kamen Antonio Gonzalez und Nuno Triſtan bis zum weißen Vorgebirge, und dieſer neue glückliche Erfolg machte einen günſtigen Eindruck auf das Volk. Von allen Seiten eilten muthvolle Jünglinge herbei, und zeigten deſto lebhaftern Eifer, an den Entdeckungsreiſen Theil zu nehmen, da jetzt ſchon der Goldſtaub auch die Habſucht reizen konnte. Heinrich hatte bisher alle Koſten allein beſtritten, jetzt bildeten ſich Geſellſchaften unternehmender Männer, die unter ſeiner Leitung Entdeckungsreiſen wagen wollten, und es wurde bald die Angelegenheit des ganzen Volkes, was bisher nur die Sache eines einzigen Mannes geweſen war. Schneller ſtieg nun das Entdeckungsglück, als vereinte Kräfte das rühmliche Werk förderten. 1446 umſchiffte Nuno Triſtan das grüne Vorgebirg, und 2 Jahre ſpäter entdeckte Gonzalez Vallo 3 von den Azoriſchen Inſeln, gegen 200 Meilen von der Küſte entfernt. Einige ungünſtige Umſtände machten einen Stillſtand in den Entdeckungsreiſen, und lähmten zuweilen Heinrichs thätigen Eifer. Kaum aber waren dieſe Störungen entfernt, als der Infant wieder rüſtig an ſeine Lebensarbeit ging, die er bis zu ſeinem Tode mit aller Kraft eines, von einem großen Gedanken begeiſterten, Gemüths umfaßte. Er ſtarb 1463, 67 Jahre alt, und hatte noch die Freude, die Entdeckung der Küſte Sierra Leona zu erleben, und auf dem Throne ſeines Vaterlandes einen Fürſten, Johann den Zweiten, zu ſehen, dem es Ernſt war, eifrig zu fördern, was mit ſo günſtigen Vorbedeutungen begonnen war. Die wichtigen Folgen, welche die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seewegs zu Indiens Handelsſchätzen auf die ganze Welt hatte, ſichern ihm einen unſterblichen Namen in der Geſchichte, und ſeinen edeln Bemühungen den Ruhm, ſeinen bedeutungsvollen Wahlſpruch würdig erfüllt zu haben.

Heinrich (Prinz) von Preußen, ſ. Friedrich Heinrich Ludwig.

Heinſe (Wilhelm) war 1749 zu Langenwieſen, einem Dorfe bei Ilmenau in Thüringen, geboren. Ein Jüngling von feinem Sinn und ausgerüſtet mit herrlichen Fähigkeiten, um mehr als eine ſchöne Kunſt zu erfaſſen und auszuüben. Kräftig von Körper, das Gedächtniß treu, die Phantaſie höchſt entzündbar, ſchwelgeriſch, üppig, bildete er ſich mehr in der Welt, als in der Schule. Nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien in Jena wohl oder übel vollendet hatte, ging er nach Erfurt. Hier erhielt er ſeine poetiſche Richtung durch

Wieland. Mit der Ueberſetzung des Petron begann er ſeine literariſche Laufbahn; Laidion, oder die Eleuſiniſchen Geheimniſſe folgten. Möge man auch das Talent des Verfaſſers, das ſich in beiden Werken darthut, anerkennen, ſo darf man ſich doch nicht verbergen, daß ſie in unſerer Literatur zu den wenigen erotiſchen Schriften gehören, die eine gefährliche Wolluſt athmen. Selbſt Wieland nahm an dem kecken Muthwillen ſeines Zöglings ein Aergerniß. In Düſſeldorf, wohin ihn Jacobi als Theilnehmer an der Iris von Halberſtadt 1776 berief, ward durch den Beſuch der herrlichen Bilderſammlung ſein Kunſtſinn aufgeregt, genährt und verfeinert. Von da ging er 1780 in das heiß gewünſchte Italien. Hier ſchwelgte er in Luſt und Freude drei Jahre lang. Aber befremden muß es, daß damals Heinſe das befreite Jeruſalem und den Orlando, aufgelöſt in Proſa, aus dem Lande der Muſik nach Deutſchland hinüber wandern ließ, und ſeinen Landsleuten zumuthete, daß ſie aus dieſer Nachbildung begreifen ſollten, „wie die herrlichſten Menſchen ſeit einigen Jahrhunderten von Arioſts Gedichten bezaubert worden wären.“ In Mainz fand der Heimgekehrte zugleich mit J. Müller ein ruhiges Plätzchen. Er wurde Lektor des Kurfürſten, und nachher Hofrath und Bibliothekar. Dort ſchrieb er Ardinghello und Hildegard. Was er von Bildnerei und Muſik, die er beide ſchwärmeriſch liebte, in ſeinem Leben empfunden, geahnet, und enträthſelt hatte, legte er in ſeinen Werken nieder, deren ſtürmiſcher bacchantiſcher Taumel zwar den Leſer gewaltſam ergreift und dahinrafft, ein edles Gemüth aber nicht erheitern kann. Er ſtarb den 22ſten Juni 1803, 54 Jahre alt. Höchſt intereſſante Briefe von ihm finden ſich in der Sammlung von Briefen zwiſchen Gleim, Heinſe und Müller. Die 1805 unter ſeinem Namen erſchienenen Muſikaliſchen Dialogen ſind nicht von ihm.

Heinſius (Daniel und Nicolaus), Vater und Sohn, zwei berühmte Kritiker. Der Vater, geboren zu Gent 1582, war ein Schüler und Verehrer Joſeph Scaligers, wurde Profeſſor der Politik und Geſchichte in Leyden, auch Hiſtoriograph von Holland, und ſtarb 1655. Seine vielſeitigen Verdienſte als Philolog und Hiſtoriker, die ſchönen Verſe, welche er in Griechiſcher und Lateiniſcher Sprache dichtete, und ſein guter Geſchmack erhoben ihn zu einer hohen Stufe des Ruhms. Unter den Alten hat er beſonders den Horaz, den Marinus Tyrius, Terenz u. ſ. w. bearbeitet; auch ſind ſeine Arbeiten für das Neue Teſtament ſchätzbar. Seine hiſtoriſchen Schriften, ſo wie die Reden, empfehlen ſich durch eine vortreffliche kräftige Sprache. — Nicolaus, geboren zu Leyden im J. 1620, machte viele Reiſen nach England, Frankreich, Schweden, beſonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Chriſtina von Schweden auf ihre Koſten ſandte. In der Folge bekleidete er die Stelle eines Niederländiſchen Reſidenten zu Stockholm, brachte aber die letzten zehn Jahre ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande zu, und ſtarb 1681 im Haag. Er liebte vornehmlich die Römiſchen Dichter, und war in kritiſcher Behandlung derſelben ſo glücklich, daß er der Wiederherſteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus u. A. genannt zu werden verdient. Außer dieſen Dichtern gab er auch den Virgil, Claudian, Prudentius u. ſ. w. heraus. Zerſtreute Anmerkungen über mehrere Römiſche Schriftſteller findet man in ſeinen Adverſarien, die erſt 1742 erſchienen. Er war ſelbſt ein guter Lateiniſcher Dichter.

Heinſius, Großpenſionär von Holland, war lange das Oberhaupt und Triebrad aller wichtigen Verhandlungen der Republik. Als der Günſtling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, folgte er demſelben zwar nicht in ſeiner Würde, aber in ſeinem Anſehn. Dieſer Prinz hatte ihn nach dem Nymweger Frieden nach Paris geſandt, um hier ſeine Rechte auf das Fürſtenthum Oranien geltend zu machen. Heinſius ſprach ſo lebhaft für das Intereſſe ſeines Herrn und für die Oraniſchen Calviniſten, daß Louvois ſich unterfing, ihn mit der Baſtille zu bedrohen. Seitdem war er Frankreichs abgeſagter Feind, und gab ſich beſonders während des Spaniſchen Succeſſionskrieges nicht vergeblich Mühe, Ludwig XIV. zu demüthigen. Aber ſein Widerſtand gegen die Abſchließung des Friedens zog der Republik eine große Schuldenlaſt zu, und nachdem er 30 Jahre lang als Rathspenſionär unumſchränkt geherrſcht hatte, verlor er ſeine Stelle und ſtarb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Hela, ſ. **Nordiſche Mythologie**.

Heldenbuch, ein berühmtes Altdeutſches Gedicht, enthaltend die Thaten und Abenteuer des Lombardiſchen Königs Otnit, Elberichs, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, König Giebichs von Worms, Dietrichs von Berne, des Königs Laurin, die Geſchichte von dem berühmten Roſengarten zu Worms u. ſ. w. Dieſes Heldenlied beſchäftigt ungemein die Phantaſie durch Vorführung bald der abenteuerlichſten, bald der lieblichſten Erſcheinungen, mit großer Naivetät erzählt, und iſt ſehr intereſſant für die Sittengeſchichte des Mittelalters. Als Hauptverfaſſer wird **Heinrich v. Ofterdingen** zu Eiſenach im 13ten Jahrhunderte genannt. Zuerſt ward es 1509 gedruckt. Allein ſo wird es ſchwerlich von Ofterdingen gekommen ſeyn, vielmehr ſcheint das Gedruckte nur eine freie Bearbeitung jenes alten Ofterdingenſchen zu ſeyn, von dem man bis jetzt nur Bruchſtücke entdeckt hat. Zuletzt hat H. v. d. Hagen, der patriotiſche Beförderer unſerer alten Nationalliteratur, jene Heldenlieder herausgegeben. f.

Heldengedicht, auch **Epopöie** genannt, iſt eine beſondere Art aus der Gattung der epiſchen Poeſie (des Epos). So geringfügig dieſe Bemerkung ſcheint, ſo wichtig iſt ſie doch; denn hält man ſie nicht feſt, ſo kann es nicht fehlen, man wird das viele Einſeitige und Willkührliche, was über dieſe Dichtungsart bereits behauptet worden iſt, nur vermehren oder beſtätigen. Das Einſeitige und Willkührliche dieſer Behauptungen hat aber ſeinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung ſelbſt nahm, und aus den Gedichten Homers, wie ſie dem Ariſtoteles erſchienen waren, und Virgils, als Muſtern für dieſe Gattung, die Regeln derſelben ableitete und für alle ähnliche Werke feſtſetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterſchied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchſtens für dieſes gelten konnten. Höchſtens, ſage ich, denn es gab darunter auch ſolche, welche keineswegs in dem Weſen des Heldengedichts gegründet waren, ſondern nur aus falſcher Anſicht jener Muſter entſtanden ſeyn konnten. Von allem und jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragiſche Verwicklung, Vollſtändigkeit und Abgeſchloſſenheit der Handlung, in den Charakteren Idealität, in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroiſch Wunderbare, zu deſſen Darſtellung auch eine Einmiſchung überirdiſcher Weſen für nothwendig erachtet ward. Nun ſehe man nur, wie beſonders die moderne Praxis, durch ſolche Regeln verleitet,

alle Kunſtgriffe aufbot, den darzuſtellenden Gegenſtand zu vergrößern, wie ſie dadurch aus allem epiſchen Charakter völlig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch ſelbſt erfundene kalte Allegorie alles innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darſtellung ertödtete. Selbſt in den gelungenſten Werken dieſer Art hat man noch oft genug Urſache, dieſe Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über die Entſtehung der Gedichte Homers die richtige Anſicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Anſicht jener Gedichte gegründeten, theoretiſchen Verirrungen in Anſehn des Epos zurückkommen, und ſo wurden denn Wolfs kritiſche Unterſuchungen über Homer auch für die Aeſthetik fruchtbar. A. W. Schlegel war es vornehmlich, der, nach der berichtigten Anſicht von Homers Rhapſodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufſtellte, nachdem bereits früher mehrere Stimmen gegen die Geſetzkräftigkeit bloß temporeller und lokaler Einrichtungen ſich erklärt, und alſo vom Zufälligen mehr auf das Weſentliche hingewieſen hatten. Beſaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, ſo hatte man darum doch noch keine eben ſo richtige Theorie des Heldengedichts; ja es ſchien, als wollte man jetzt in den entgegengeſetzten Fehler verfallen, und nun dem Heldengedicht keine andern Geſetze zugeſtehen, als die des Epos überhaupt, und nach keinem andern Muſter, als nach Homers Rhapſodien, zu welchem Behufe mitunter das Anſehn Virgils gar ſehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum ſey! Das Heldengedicht als epiſches wird zwar allerdings unter den Geſetzen des Epos ſtehen, als eine beſondere Art in der Gattung, aber auch Eigenthümlichkeiten haben müſſen, durch die es ſich von jedem Epos, das kein Heldengedicht iſt, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundſatz aus, daß die Form eines Kunſtwerks bedingt ſey durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innigſten Harmonie ſtehen müſſen, ſo wird man nicht umhin können, zu geſtehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meiſten zum Ziele treffe. Er erklärt es als die: Darſtellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menſchheit oder einen großen Theil derſelben, durch die Charaktere, welche an ihr Theil nehmen, und die Art ihrer Entwickelung, das Gefühl des Erhabenen erregt, in der Form der höchſten, durch Sprache darſtellbaren, Schönheit. Wenn der Urheber jener Definition die Darſtellung einer **Handlung** fodert, ſo ſcheint er dem Heldengedicht Geſetze der Tragödie vorzuſchreiben, denn in dem Begriff der Handlung ſind die Anfoderungen der Einheit, Vollſtändigkeit u. ſ. w. mit eingeſchloſſen. Schwerlich würde man ein Heldengedicht darum tadeln, weil es dieſe Anfoderungen befriedigte; man kann aber freilich auch nicht, als auf eine abſolute Nothwendigkeit, darauf dringen. Hier gelten die allgemeinen Geſetze des Epos. Streng hat dagegen der Sänger eines Heldengedichts über Einheit des Tons zu wachen, weil er, wenn er dieſe verletzte, die Wirkung ſeines Gedichts ſelbſt vernichten würde. Als dieſe Wirkung nennt Heydenreich das Gefühl des Erhabenen, welches jedoch nur mit Einſchränkung dafür kann angenommen werden. Es gibt nämlich drei verſchiedene Klaſſen von Heldengedichten, und bei jeder iſt die Wirkung verſchieden. Dieſe drei Klaſſen kann man bezeichnen als das **ernſte**, das **komiſche** und das **romantiſche** Heldengedicht. Was bisher von dem Hel-

dengedicht überhaupt geſagt worden iſt, kann man als von dem ernſten geſagt annehmen. Die Wirkung deſſelben ſoll allerdings Gefühl des Erhabenen ſeyn; gerade die entgegengeſetzte aber hat das komiſche Heldengedicht zum Zweck. Dieſes iſt hervorgegangen aus der Parodie des ernſten Heldengedichts, d. h. aus der ſcherzhaften Anwendung der ernſten Form deſſelben auf einen mit ihr contraſtirenden Stoff, wobei der Contraſt hauptſächlich dient, das Gefühl des Lächerlichen zu erregen. Hier iſt deshalb manches von ſehr guter Wirkung, was im ernſten Heldengedichte geradezu ſeinen Zweck verfehlt, namentlich die ganze allegoriſche Maſchinerie. Das romantiſche Heldengedicht kann man den vorigen eigentlich nicht entgegenſetzen, indem es ernſt ſeyn kann, wie bei Taſſo, Triſſino, Camoens u. A., oder komiſch, wie bei Arioſto. Da es jedoch mit der Zeit zu einer Miſchung von Ernſt und Scherz wurde, indem die Dichter es nicht verhehlten, daß ſie mit ihrem Stoffe nur ſpielten, ſo kann man füglich das romantiſche Heldengedicht als eine eigene Klaſſe neben jene ſtellen. Der Geiſt einer ſcherzenden Ironie waltet darin vor. Wie der Scherz überall mehr Freiheit hat als der Ernſt, ſo iſt auch dieſe Klaſſe von Heldengedichten ungebundener, und der loſe Geiſt Capriccio treibt bisweilen darin mit den Regeln ein loſes Spiel. Hierüber indeß mehr, wo wir von der romantiſchen Poeſie überhaupt zu ſprechen haben. ad.

Helena, eine Tochter der Leda und des Spartaniſchen Königs Tyndarus (der Fabel nach des Jupiters, der in der Geſtalt eines Schwans Leda geſchwängert hatte), war in ihrem achtzehnten Jahre von ſo unbeſchreiblicher Schönheit, daß Tyndarus, aus Furcht, derjenige, deſſen Gemahlin ſie würde, möchte von allen andern aus Neid verfolgt werden, faſt alle Griechiſchen Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, einen Eid ſchwören ließ, durch welchen ſie ſich verpflichteten, mit ihrer ganzen Macht demjenigen beizuſtehen, den ſie zum Gemahl erwählen würde, im Fall er ihretwegen angefochten würde. Dieſem gemäß foderte ihr Gemahl Menelaus, als ſie ihm von Paris, dem Sohne des trojaniſchen Königs Priamus, entführt worden war, alle Griechiſchen Fürſten, zur Beſtrafung dieſes erlittnen Schimpfs auf, und dies war die Veranlaſſung zu dem trojaniſchen Kriege. (S. dieſen.) Aus dem Beſitz des Paris, der im letzten Belagerungsjahre fiel, kam Helena in die Hände deſſen Bruders Deiphobus, und nach Trojas Eroberung nahm ſie der erſte Gemahl Menelaus, den ſie durch ihre Liebkoſungen wieder zu gewinnen wußte, mit zurück nach Sparta. Hermione hieß ihre mit Menelaus erzeugte Tochter. Gh.

Helenenfeuer (auch St. Helms- oder Eliasfeuer), die Benennung einer Lufterſcheinung, welche von brennbaren Dünſten in der Luft herrührt, in Geſtalt einer Flamme ſichtbar wird, und ſich oft auf Schiffen an den Maſten und Raben ſehen läßt. Erſcheinen zwei Flammen (Caſtor und Pollux), ſo gilt dies den Schiffern für eine gute Vorbedeutung, eine einzelne Flamme hingegen, die auch nur die Helene heißt, betrachten ſie als ein böſes Zeichen.

Helgoland, eine Däniſche Inſel an der Weſtküſte von Schleswig, welche aus der Felſeninſel und der Düne beſteht. Letztere iſt weiß und unbewohnt. Die Felſeninſel (das **Land** bei den Eingebornen genannt), wird eingetheilt ins Oberland oder die Klippe und ins Unterland, das von Jahr zu Jahr anwächſt. Im J. 1800 betrug der Umfang der ganzen Inſel 4600 Schritte. Die höchſte Höhe des Fel-

ſens rechnet man 216, die niedrigſte 84 Fuß. Am Felſen befinden ſich zwei Häfen, der Nord- und Südhafen. Die Düne hat eine gute Rhede für größere Schiffe. Helgoland iſt für die Kaperei ſehr günſtig gelegen; außerdem iſt der Felſen wegen des Leuchtthurms von äußerſter Wichtigkeit für die Schifahrt, da das Meer umher voll gefährlicher Sandbänke und Untiefen iſt. Die Einwohner leiſten als Lootſen treffliche Dienſte; man rechnet ihrer 350. Die geſammte Bevölkerung aber mag über 2000 Seelen betragen.

Heliaden (Heliadae) waren die ſieben Söhne des Sonnengottes Helios, welche erzeugt wurden, als Helios heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Inſel Rhodus austrockneten. Ihre einzige Schweſter Electryone ſtarb als Jungfrau und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten ſich alle durch Verſtand und Kenntniſſe aus, beſchäftigten ſich mit der Aſtronomie, verbeſſerten die Schiffsbaukunſt und theilten die Tage in Stunden ab. Beſonders that es Thenages ſeinen Brüdern an Scharfſinn zuvor, welche ihm deshalb das Leben nahmen. Als aber dieſe Mordthat bekannt wurde, entflohen ſie von Rhodus bis auf zwei, die ſich nicht mit dem Blute befleckt hatten. Auch führt die Fabel **Heliaden** (Heliades) als Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene an. Den Tod ihres Bruders Phaëton beweinten ſie ſo lange an den Ufern des Eridanus, bis ſie in Pappelbäume verwandelt wurden.

Helicon, ein berühmter Berg im Weſten von Böotien, wohin die Griechen den Sitz der Muſen verlegten. Sie hatten hier nebſt dem Apoll Tempel und Bildſäulen. Hier waren die berühmten Muſenquellen Aganippe und Hippokrene. Die Gegend umher war überaus fruchtbar, und nach der Verſicherung der Landleute waren die Pflanzen ſo geſund, daß ſelbſt die Schlangen nach dem Genuß derſelben ihr Gift verloren.

Heliocentriſch heißt in der Aſtronomie, was ſich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder was, nach der Vorſtellung, aus dem Mittelpunkt der Sonne betrachtet wird. So beſtimmt z. B. die heliocentriſche Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derſelbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt. Der Gegenſatz iſt **geocentriſch**.

Heliometer, der Sonnenmeſſer, ein an einem Fernrohr angebrachtes Werkzeug, um den ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne oder des Mondes zu meſſen.

Heliopt, ein von Sornay erfundenes Werkzeug, die Meereslänge zu meſſen.

Heliopolis in Cöleſyrien, ſ. **Balbeck**.

Helios, der Sonnengott in der Griechiſchen Mythologie, war ein Sohn Hyperions und der Theia, ein Bruder der Eos (Morgenröthe) und Selene (Mond). Im Oceanus hinter Colchis wohnt er ſammt der begleitenden Eos. Aus dem Morgenthore fährt er auf der Dunſtluft in ſchräger Krümmung zu dem Abendthore, und nachdem er ſein Geſpann im Ocean gekühlt, lenkt er in ein Hephaiſtiſches Fahrzeug von ſchwebendem Golde, welches ihn mit wunderbarer Geſchwindigkeit längs dem nördlichen Geſtade des Oceanus nach Colchis zurückträgt wo er die Roſſe im Sonnenteiche badet und die Nacht bis zur Morgenröthe bei den Seinigen ruht. Spätere geben ihm auch am weſtlichen Ende einen Palaſt, wo er ſich und ſein Geſpann vor der Umſchiffung des Nordgeſtades mit ambroſiſcher Nahrung erquickte. Aus der Geſchichte des Helios führen die Dichter

an, daß er mit Neptun einſt um die korinthiſche Landenge ſtritt, daß er die heimliche Umarmung des Mars und der Venus verrieth, auch der Ceres den Räuber ihrer Tochter nannte. In Sicilien war ihm eine Heerde Rinder heilig, welche daſelbſt ungehütet weidete, und deren Anblick ihn erfreute, wenn er am Himmel daher fuhr. Schwer traf ſeine Rache des Ulyſſes Gefährten, die einige derſelben ſchlachteten. Er drohte dem Jupiter, in den Orcus hinabzuſteigen und den Todten zu leuchten, wenn er die Frevler nicht beſtrafte, und der Donnerer zerſchmetterte das Schiff der Verbrecher, und verſenkte ſie in den Wellen. Da er aus dem Geſchlechte der Titanen abſtammte, führt er auch oft den Namen Titan. Sein Dienſt war ſehr ausgebreitet und er hatte viele Tempel und Bildſäulen, z. B. in Korinth, Argos, Trözene, Elis, beſonders aber auf Rhodus, wo ihm jährlich ein Viergeſpann geopfert ward, das man ins Meer ſtürzte. Sonſt opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet ward er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben. Bisweilen fährt er auf ſeinem mit vier Roſſen beſpannten Wagen.

Helioſcop oder Sonnenglas iſt ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein aſtronomiſches oder holländiſches Fernrohr wird etwas weiter auseinander gezogen, als es, um dadurch zu ſehen, nöthig iſt. So wird es gegen die Sonne gerichtet und das dadurch entſtehende Bild in einem dunklen Ort aufgefangen. In dieſer Abſicht wird entweder ein Zimmer verfinſtert, oder man ſteckt das Fernrohr in ein dunkles, trichterförmiges Behältniß, deſſen Boden mit geöltem Papier überſpannt, oder mit einem matt geſchliffenen Glaſe verſchloſſen iſt, worauf ſich die Sonne abbildet. Auf dieſem Papier oder Glaſe wird ein Kreis beſchrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere concentriſche Kreiſe in die gewöhnlichen zwölf Zolle getheilt wird. Mit einem ſolchen Helioſcop kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken, ſo wie Sonnenfinſterniſſe, ohne Nachtheil für die Augen beobachten. Doch leiſtet jedes Stück Glas, das man über die Lampe ſchwarz anlaufen läßt, denſelben Dienſt.

Hellas, Hellenen, Hellenismus. Hellas im engeren Sinne war Mittelgriechenland mit ſeinen acht Landſchaften, im weiteren Sinne verſteht man das ganze dreifache Griechenland mit den Inſeln und Colonien darunter, und befaßt unter dem Namen der Hellenen die Griechen überhaupt. Ihren Namen haben ſie angeblich von Hellen, einem Sohne Deukalions, einem der Entwilderer der früheſten Bewohner Griechenlands, welche den Namen der Pelasger führten. Hellenen ſtehen daher auch häufig im Gegenſatz von den Pelasgern, und dann verſteht man unter ihnen den cultivirten Menſchenſtamm, der die Bewohner Griechenlands zu Griechen machte. Durch die Promethiden verbreitete ſich der erſte Schimmer der Cultur über die pelasgiſchen Wilden, und dieſe Cultur, die einen Theil der Pelasger helleniſirte, ging von Theſſalien aus. Man darf ſich daher nicht verwundern, wenn an den Namen der Hellenen ſich der Nebenbegriff von Cultur, feinerer Lebensſitte, höherer geiſtiger Kraft, kurz von dem anknüpfte, was wir in dem Artikel von der Griechiſchen Kunſt den Griechiſchen Genius nannten. Eine Frage, deren Beantwortung uns dort zu ſehr ſeitabwärts geführt haben würde, ſteht hier an ihrer rechten Stelle, die Frage nämlich: wie

und wodurch gelangten die einſt ſo rohen Horden der Bewohner Griechenlands zu dieſem auszeichnenden Charakter der Hellenen? Als bewirkende Urſachen hievon hat man angegeben: 1) den Einfluß eines günſtigen Himmelsſtrichs. In einem Lande von mannigfaltig abwechſelnden Naturſchönheiten, unter einem Klima, das weder durch Hitze erſchlaffend, noch durch Kälte zuſammendrückend iſt, konnte ſich natürlich die geiſtige Anlage reger entwickeln. 2) Urſprünglich glücklichere Organiſation der Griechen. (S. Garve's Verſuche über Gegenſt. d. Moral u. Liter. Bd. 2. S. 94. fgg.) 3) Dadurch entſtandene natürliche Regſamkeit, Lebhaftigkeit und Neugier der Nation, bewegliche Phantaſie, naives Gefühl, Sinn fürs Schöne und Rechte im Wiſſen und in der Kunſt. Neugier ward die Mutter des Wiſſens. Bei dem Zuſammenfluß ſo vieler Stämme, öfteren Wanderungen, Seefahrten, baldiger Verbindung mit polizirten Völkern fand ſich zu ihrer Befriedigung viel Gelegenheit. 4) Politiſche Freiheit und eigenthümliche Statsverfaſſungen in dem, in viele kleine Freiſtaten zerſpaltenen, Griechenland. Hiedurch wurde ungehinderte und ungeſtörte Entwickelung jedes Talentes nach der beliebigen Aeußerung ſeiner natürlichen Anlagen möglich. 5) Lage des Landes und häufiger Verkehr der Nation mit andern, durch eben dieſe Lage begünſtigt und befördert. (S. Herders Ideen zur Philoſ. d. Geſch. d. Menſchheit. Bd. 3. S. 139. fgg.) 6) Gemächlichkeit und Wohlleben, Geiſt der Geſelligkeit. Dieſe Lage des Landes, die freie Verfaſſung, Entfernung von Druck, ſchweren Auflagen, Frohndienſten an den Stat, wie ſie von despotiſchen Regirungen unzertrennlich ſind, vermehrte hier die Anzahl der Wohlhabenden, die ſich in Hinſicht auf ihre Bedürfniſſe, bei einfacher Lebensart, in einem Zuſtande von Gemächlichkeit befanden, welcher den Geiſt der beſſeren Vergnügungen weckte, in Geſelligkeit den Witz belebte, und den Verſtand nährte. 7) Erziehungsart der Griechen, nach welcher der Menſch keine bloſe Statsmaſchiene wurde, und ſeine Anlagen allſeitig und harmoniſch ſich entwickeln konnten. 8) Geiſt der Freiheit im Denken, Mangel nöthigender Auctorität, beſonders einer Prieſterkaſte, mithin auch zwangloſe, und eben deshalb ſo phantaſiereiche, Religion. Ihre Religion gab zwar Cultus, aber nicht Zwang, hatte weniger Myſtik als Plaſtik, und wurde ausgebildet durch Poeſie. Daher das Phantaſiereiche und Lachende ihrer Götterbegriffe und Geſchichten, woraus nachher die bildende Kunſt die Götterideale ſchuf. Wenn daher die Griechen auch Ausländiſches bekamen und aufnahmen, ſo wurde es doch hier zu Griechiſchem. Aus unförmlichen Fetiſchen bildeten die Griechen zuerſt menſchenähnliche Bilder, und erhielten aus ihren Stammſagen ein vermenſchlichtes Göttergeſchlecht. 9) Dadurch beförderte Richtung auf das, was den Menſchen eigentlich zum Menſchen macht. Zuerſt entwickelte häufiger Menſchenverkehr eine praktiſche Menſchenkenntniß, und dieſe entwickelte etwas aus den Griechen, was man bei Unterſuchungen über ihre Bildung ſtets zu wenig in Anſchlag gebracht hat, und was doch ungemein wichtig iſt, den pſychologiſchen Beobachtungsgeiſt, durch welchen ſich ihre Dichter, Philoſophen und Redner ſo ungemein auszeichnen. Schon die frühere Form der politiſchen Verfaſſungen, wo alles öffentlich verhandelt wurde, gab ihnen viel Spielraum. Woher ſonſt ſchon in früher Zeit jene treffende Menſchencharakteriſtik, jener Reichthum an Menſchenkenntniß, jener Geiſt der Ideenentwicklung, jene treffende und pathetiſche Darſtellung der Sprache? Dies iſt alſo ein Haupt-

moment für Griechiſche Bildung und Verfeinerung, ein Erklärungsgrund der ſchönſten Phänomene des Griechiſchen Genius, der eben in Zurückführung auf das echt Menſchliche jenes richtige Maß fand, ohne welches keine Darſtellung gefällt. 10) Einzelne große Genies, welche durch Gunſt des Schickſals in dieſer Nation aufblühten. Wo freier pſychologiſcher Beobachtungsgeiſt mit einem naiven Gefühl und reger Imagination ſich vereinigt, da iſt Anlage zu Poeſie und Kunſt, die aber freilich nur durch eine beſondere Gunſt der Natur den Gipfel der Vollendung erreichten. Das poetiſche und Kunſtgenie, wo es ſich zeigt, iſt immer eine Art von Wunder, indem es einen Theil ſeiner Schöpfungen bewußtlos vollbringt. Auch dieſe Wunderſchöpfungen ſollten Griechenland nicht fehlen. Hervorragende Geiſter, echt Griechiſch gebildet, traten auf, und welche Wirkungen ſie durch ihre Darſtellungen hervorgebracht haben, liegt am Tage. Unter einem ſo ſeltnen Verein begünſtigender Umſtände entwickelte ſich alſo der Griechiſche Genius, der die Bewohner des alten Griechenlands als Hellenen zeigt, und was Wunder nun, wenn man bei dem Helleniſchen an etwas in Literatur und Kunſt Vorzügliches, mit zartem Schönheitsſinn Ausgebildetes, mit reiner Naturwahrheit Dargeſtelltes, kurz an etwas Klaſſiſches denkt. Manche Aeſthetiker vornehmlich gebrauchen auch in der That den Ausdruck Helleniſch für gleichbedeutend mit Klaſſiſch, andere mit Antik-Klaſſiſch, und dann wohl auch mit Antik überhaupt, inwiefern man den Begriff des Klaſſiſchen ſchon in dem des Antiken mitenthalten denkt. Alle dieſe drei Bedeutungen des Helleniſchen ermangeln jedoch der hinlänglichen Beſtimmtheit, denn man kann Helleniſch eigentlich nur das nennen, was in der Darſtellung nach Stoff und Form Griechiſchen Genius zeigt. (S. Griechiſche Kunſt.) Wie Recht man nun habe, das Helleniſche dem Modernen entgegen zu ſetzen, läßt ſich hieraus leicht beurtheilen. Mit größerem Rechte ſetzt man den Hellenismus der Romantik entgegen, d. h. den Geiſt in Poeſie und Kunſt, wie er bei den Griechen waltet, jenem, der aus der romantiſchen Poeſie und Kunſt der Neueren uns anſpricht. dd

Helldunkel. Dieſes Wort, welches Hagedorn zuerſt dem Italieniſchen Chiaroscuro und dem aus dieſem entſprungenen Franzöſiſchen Clair-obscur nachbildete, wird in den zeichnenden Künſten in einem doppelten Sinn gebraucht. Einmal bedeutet es die Haltung durch die Vertheilung des Lichts und des Schattens. Dann aber beſchränken wir, da es in den zeichnenden Künſten ein eigenes Helldunkel gibt, deſſen Reize uns zuerſt Correggio kennen lehrte, und welches von der Vertheilung des Lichts und des Schattens, die von gewiſſen Geſetzen abhängt, ſehr verſchieden iſt, ſeine Bedeutung auf diejenige Eigenſchaft eines Gemäldes, wenn der Künſtler mit weiſer Wahl und in der Abſicht, eine beſſere Wirkung der in aller Wahrheit gefärbten und beleuchteten Gegenſtände hervorzubringen, je nachdem es nothwendig iſt, eine hellere oder dunklere willkührliche Farbe oder einen Gegenſtand von hellerer oder dunklerer eigenthümlicher Farbe wählt. Dieſes Helldunkel lehrte Rubens ſeine Schüler auch durch die Kupferſtecherkunſt hervorzubringen.

Helle, die Schweſter des Phryxus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehn, nahm ſie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug ſie auf den Wink der Götter über Land und Meer nach dem fernen Kolchis. Aber nur Phryxus langte hier an, denn

die unglückliche Helle ſtürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellebarde oder Hellebarte iſt eine alte Gattung von Kriegsgewehr, ein Spieß mit einer Barte oder einem Beile, welches zum Stechen und Hauen diente. Sie war urſprünglich eine Waffe der Deutſchen und Schweizer; von dieſen kam ſie um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zu den Franzoſen. Jetzt wird ſie etwa noch von den Fußtrabanten der Fürſten geführt.

Hellespont iſt die berühmte erſte Meerenge zwiſchen Europa und Aſien, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt. Ueber die Entſtehung des Namens ſ. Helle. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern beſetzt. Hier ſah man im Alterthum die Stadt Lampſacus mit ihren ſchönen Weinbergen, die Mündung des Aegos Potamos, durch Lyſanders Sieg über die Atheniſche Flotte verewigt, und die Städte Seſtos und Abydos; das erſtere in Europa, das letztere in Aſien, beide durch das Gedicht des Muſäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Hier war die Meerenge nur ſieben Stadien breit, und Xerres ging an dieſer Stelle auf einer doppelten Brücke aus Aſien nach Griechenland über.

Helm (Technologie) Hut, Blaſenkopf, iſt der hohe und hohle kupferne hutförmige Deckel einer Branntweinblaſe mit einem gewölbten Bogen oder einer gewölbten Decke, aus welcher unterwärts am Helm eine hohle Röhre ſchräg herausgeht, die mit ihrer Mündung beim Brennen auf die Mündung der Schlange des Kühlfaſſes ganz dicht aufgeſetzt wird. Wenn der Branntweinbrenner recht viel und recht guten Branntwein brennen will, ſo muß der Helm in einem gerechten Verhältniß zur Blaſe ſtehen. Helm und Helmröhre werden inwendig mit dem reinſten Engliſchen Zinne verzinnt, und dies muß ſo oft geſchehen, als die Verzinnung ſchadhaft wird. (S. Neuenhahn über die Helme der Branntweinblaſen. Erfurt, 1795. 8.) In der Probirkunſt iſt der Helm ein gläſerner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel. Der Hut wird auf den Kolben geſetzt, der Schnabel aber in die Vorlage geſteckt. Man gebraucht ihn ſowohl zur Sublimation, als auch zur Deſtillation. Zuweilen befindet ſich oben auf demſelben ein gläſerner Stöpſel. Iſt er mit keinem Schnabel verſehn, ſo heißt er ein blinder Helm. X.

Helmintholithen, verſteinerte Wurmgehäuſe; Helminthiaſis, die Wurmkrankheit, welche von Eingeweidewürmern herrührt; Helminthologie, die Lehre von den Würmern.

Helmont (Johann Baptiſt van), Herr von Merode, Rovenborch u. ſ. w., war 1577 zu Brüſſel geboren und ſtudirte vorzüglich Naturlehre, Naturgeſchichte und Medicin, worin er ſo ſchnelle und bedeutende Fortſchritte machte, daß er ſchon in ſeinem 17. Jahre zu Löwen öffentlichen Unterricht in der Chirurgie gab. Mit beſonderer Vorliebe verweilte er bei der Chemie, verfiel aber dabei auf allerlei Schwärmereien, die ihn in den Verdacht der Magie brachten. Er wurde gefänglich eingezogen, ging, nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, nach Wien und ſtarb daſelbſt 1644. Dem Paracelſus in ſeinen Grundſätzen ähnlich, aber mit mehr Scharfblick in die menſchliche Natur, durchſpähte er ſowohl die thieriſche als die lebloſe Natur, und förderte beſonders die Chemie. Noch ungleich mehr würde er geleiſtet haben, wenn er nicht die Myſtik eingemiſcht hätte. Mit dieſer Stimmung ſeines Geiſtes aber ſchadete er der

Aufnahme der geſunden Chemie und mediciniſchen Theorie vielleicht eben ſo ſehr und noch mehr, als er ihr nutzte. Die Benennung Gas führte er zuerſt in die Chemie ein.

Heloiſe. Dieſe durch ihren Geiſt, noch mehr aber durch ihre Liebe zu Abelard berühmt gewordene Frau, wurde zuerſt Priorin des Kloſters zu Argenteuil widmete ſich aber mehr den Studien, als der Leitung ihrer Untergebenen, die ſich einer ſolchen Zügelloſigkeit ergaben, daß ſie 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abelards und bezog mit einigen ihrer Nonnen das Bethaus Paraclet, wo ſie ein neues Kloſter ſtiftete. Hier lebte ſie in muſterhafter Frömmigkeit; die Biſchöfe liebten ſie wie ihre Tochter, die Aebte wie ihre Schweſter und die Laien wie ihre Mutter. Abelard ſchrieb auf ihren Wunſch dieſem Kloſter eine Regel vor, welche Innocenz II. beſtätigte. Sie ſtarb im J. 1163. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſprechen ſehr vortheilhaft von Heloiſens Geiſt. Sie verſtand Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, kannte die Alten, und war in die Tiefen der Philoſophie und Theologie eingedrungen. Unter Abelards Briefen finden ſich drei von ihr, voll Feuer, Geiſt und Phantaſie; ſie ſind in Sprache und Empfindungen ein wunderbares Gemiſch von Zärtlichkeit und Tugend. (Vergl. Abelard.)

Heloten hießen die Leibeigenen in Sparta. Man leitet den Namen gewöhnlich von der Stadt Helos her, deren Einwohner ungefähr 1000 Jahre vor Chr. Geb. von den Herakliden in die Sklaverei geführt wurden. Sie unterſcheiden ſich von den übrigen Griechiſchen Sklaven darin, daß ſie nicht Einem Herrn, ſondern dem ganzen Stat angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte. Sie machten eine eigene Klaſſe der Einwohner Laconiens aus, und ihr Schickſal war dem Looſe der leibeignen Bauern in manchen Europäiſchen Ländern ähnlich. Der Stat, dem ſie angehörten, theilte ſie gewiſſen Bürgern zu. Dieſe konnten ſie für ſich arbeiten laſſen, jedoch nicht ausſchließend, weil der Stat ihnen auch Geſchäfte gab. Der Ackerbau, ſo wie alle Künſte und Handwerke waren in den Händen der Heloten, da Lykurgs Geſetz dem freien Spartaner jedes erwerbende Geſchäft unterſagte. Für den Stat aber waren die Heloten verbunden, nöthigenfalls die Waffen zu führen. Die grauſame Behandlung, der ſie ausgeſetzt waren, veranlaßte ſie zu häufigen Empörungen, doch wurden ſie jedesmal überwunden. Ihre Kleidung, durch welche ſie ſich von den übrigen freien Spartanern ſchimpflich unterſchieden, beſtand in einem Katzenfell und einer beſonders geſtalteten ledernen Mütze. Verdienſte, zuweilen auch Geld, verſchafften ihnen manchmal die Freiheit.

Helſingör, eine Stadt auf der Däniſchen Inſel Seeland, mit einem kleinen und nicht tiefen Hafen. Sie liegt am Sunde, wo dieſer am ſchmalſten iſt. Ihren Haupterwerb nehmen die Einwohner, deren Anzahl ungefähr 6000 beträgt, aus dem Verkauf von mancherlei Bedürfniſſen für die durch den Sund gehenden Schiffe. Dieſe haben hier einen Zoll zu entrichten, den Dänemark allein zieht, und zu deſſen Schutz das feſte Schloß Cronenburg angelegt iſt. Aber auch außerdem iſt der Handel lebhaft. Auch hat die Stadt eine Gewehrfabrik.

Helſt (Bartholomäus van der), ein berühmter Maler, geboren zu Harlem 1613. Ohne die großen Meiſter der Italieniſchen Schule kennen gelernt zu haben, erlangte er als Portraitmaler eine hohe Stufe in der Kunſt. „Ehe ich die Werke dieſes Malers geſehen

hatte, ſagt Falconet, koſtete es mir Mühe, denen Glauben beizumeſſen, die ihn über Rembrand, van Dyk und ähnliche Meiſter erhoben. Ich habe ſie geſehen, genau geſehn und oft geſehn, und ich glaube, daß, wenn man jedem Vorurtheil entſagt, man finden wird, daß Helſt in gewiſſen Rückſichten jenen großen Malern überlegen iſt, denn er iſt wahrer u. ſ. w." In allen ſeinen Werken herrſcht eine große Manier; nichts Froſtiges, nichts Geleckdtes. Seine Draperien ſind voll, ſeine Figuren ſchön gezeichnet; im Nebenwerk ahmt er die Natur auf eine bewundernswürdige Art nach. Sein Todesjahr iſt unbekannt; man weiß nur, daß er zu Amſterdam lebte, und daß auch ſein Sohn ein guter Porträtmaler war.

Helvetien, Helvetier und Helvetiſche Republik. Zwiſchen dem Rhodanus und Rhein, den Gebirgen des Jura und den Rhätiſchen Alpen wohnten die Helvetier, ein Volk Germaniſchen Urſprungs, zahlreich und kriegeriſcher, als alle übrige Völkerſchaften Galliens, an deſſen öſtlicher Gränze es ſehr früh ſein Vaterland gefunden hatte; ſeine Weiber und Kinder fochten mit in den Phalangen, deren Beſiegung zu Cäſars ruhmvollſten Thaten gerechnet wird. Dieſer Feldherr Rom's traf auf die Helvetier, als er eben im Begriffe war, die ihm übertragene Statthalterſchaft in Gallien anzutreten, und zwar in dem Augenblicke, wo ſie eine Auswanderung nach dem weſtlichen Theile jenes Landes vornehmen wollten, wovon er ſie aber nach mehrern blutigen Schlachten abbrachte und in ihre urſprünglichen Gränzen zurückwarf. Aus Cäſar's Schilderung dieſes Volkes und den Nachrichten, die Strabo, Dio Caſſius und Plinius uns von ihm hinterlaſſen haben, erſieht man, daß daſſelbe eine democratiſche Verfaſſung hatte und jeden Gedanken an Monarchie haßte, daß es reich war, einen nicht unbedeutenden Grad der Cultur erreicht hatte, beim Schreiben ſich der Griechiſchen Buchſtaben bediente und in mehrern mechaniſchen Künſten Fertigkeit beſaß. Nicht ganz zuverläſſig ſind die ſtatiſtiſchen Notizen, die man von dem alten Helvetien hat. Nach Cäſar hatte es eine Ausdehnung von 48 geographiſchen Meilen in der Länge und 36 in der Breite, und war in vier Cantons eingetheilt, von denen der Feldherr zwei den Pagus urbigenus und Tigurinus, namentlich anführt, aus Plutarch und Eutrop will man den dritten, Pagus ambronicus, und aus Strabo den vierten, Tugenus, errathen haben. Auf dieſem Flächenraum gibt Cäſar 12 Städte, 400 Flecken und eine Bevölkerung von 263,000 Einwohnern an (ſo viel nähmlich er deren bei ihrer beabſichtigten Auswanderung hatte ſchätzen können). Anfänglich ein Theil des Celtiſchen Galliens, wurde es in der Folge zum Belgiſchen und endlich zu der Provincia maxima Sequanorum geſchlagen. Vergleicht man jenes Land nach den, theils uns von den Alten beſtimmt bezeichneten, theils nach höchſt wahrſcheinlichen Gränzen, mit der heutigen Schweiz, ſo umfaßte es (die Cantone Baſel und Schafhauſen ausgenommen) die Eidgenoſſenſchaft, die Schweizeriſchen Unterthanen an den Deutſchen und Franzöſiſchen Gränzen, das Gebiet St. Gallen, das Franzöſiſche Ländchen Gex, nebſt dem Genfer Bezirke dießſeits des Rhone, das Fürſtenthum Neuenburg, das Bieler Gebiet ꝛc. Helvetien ward durch die Uebermacht Roms eine Provinz dieſes Reichs und blieb es bis zum Ende der Römerherrſchaft im Occidente (467 n. Chr.): allein es hatte durch die Römer auch einen bedeutenden Grad von Cultur erlangt. Außer den Römiſchen Geſetzen, Sprache, Münzen Sitten und Künſten war auch im vierten Jahrhunderte die chriſtliche

Religion dorthin verpflanzt worden. Klöſter und Bisthümer gediehen in großer Zahl in Helvetiens ſchönen Cantonen, nachdem es ein integrirender Theil des großen Frankenreichs unter dem Eroberer Chlodwig geworden war. Früher durch die allgemeine Völkerwanderung im Süden und Weſten von den Burgundern und im öſtlichen und nördlichen Theile von den Alemannen überſtrömt, zerfiel es bei Carl's des Großen Theilung in zwei Antheile (843), von denen der Burgundiſche an Lothar und der Alemanniſche an Ludwig den Deutſchen kam, welcher letztere endlich aber auch jenen Antheil mit ſeinen Staten vereinigte. Allein die kraftloſen Nachkommen des großen Carl konnten es nicht verhindern, daß ein eigenes Königreich unter dem kühnen Rudolph von Stretlingen in Kleinburgund ſich bildete, wovon der ſüdliche und weſtliche Theil Helvetiens eingeſchloſſen war, während nur das Alemanniſche Helvetien bei Deutſchland verblieb, bis nach dem Verlöſchen des Rudolphiſchen Stammes (1032) unter Conrad II., dem Salier, der Stat der Könige von Burgund wieder zerfiel, und das ſogenannte Cis-, und Transjuraniſche Burgund (welche außer Helvetien auch Provence, Dauphiné, Franche-Comte, Mömpelgard und Savoyen in ſich begriffen) Deutſchland einverleibt wurden. Doch die Deutſchen Könige verkannten den Werth einer Provinz, welcher vorzüglich in der Seelenſtärke des edeln Volkes, das ſie bewohnte, beſtand. Reichsvoigte verſahen das Schutzamt, während es dem Adel und der Geiſtlichkeit überlaſſen war, in ihren Bezirken zu herrſchen, nach eigner Willkühr, die ihre natürlichen Schranken im Freiheit-athmenden Volksgeiſte fand, dem ſelbſt die königlichen Voigte bei ihrer Einſetzung die Aufrechthaltung der Helvetiſchen Privilegien geloben mußten. Vorzüglich erhoben ſich zu einem mächtigen Anſehen die Grafenhäuſer von Zähringen, Kyburg, Savoyen und Habsburg, durch deren Größe Wohlſtand verbreitet wurde. Freyburg, Bern, Lauſanne, Genf, Baſel und Zürich zeichneten unter den Städten ſich hauptſächlich aus, und nachdem Habsburg, durch das Zähringiſche und Kyburgiſche Erbe, nächſt Savoyen zur machtvollſten Dynaſtie emporgewachſen war, wurde, während des großen Zwiſchenreichs in Deutſchland, Rudolph, Graf von Habsburg, zum allgemeinen Schutzherrn des Landes erkoren und endlich (1273) mit der Deutſchen Kaiſerkrone geſchmückt. Leicht konnte nun auch Helvetien, ſo wie Tyrol, eine bleibende Domaine der neuen Kaiſerdynaſtie werden, allein die rückſichtloſen Schritte Albrechts, Rudolphs Sohnes, die Despotie ſeiner Landvoigte Geßler und Landenberg, erweckten die ſchlummernde Kraft der hochherzigen Helvetier. Auch der friedlichſte Sennenhirt vertauſchte ſeinen Stab mit einer Waffe, als der ernſte Bund der drei Männer Werner von Stauffacher aus Schwyz, Walther Fürſt aus Uri und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, geſchloſſen in jener denkwürdigen Nacht des 17. Novembers 1307, an den Ufern des Vierwaldſtätter Sees, und Wilhelm Tells (Walther Fürſt's Schwiegerſohns) kühne Rache an dem Quäler Geßler, das tiefbeleidigte Hochgefühl des Volkes zur allgemeinen Empörung gegen die gewagten Verſuche des Kaiſers, es ganz in ſeine Feſſeln zu ſchlagen, ermuthigte. Am 1. Jannar 1308 begann das große Werk der Befreiung. Des Kaiſers raubgierige Landvoigte wurden verjagt, ihre Schlöſſer geſchleift und die Schweizer (ſo wurden die Bewohner Helvetiens von den Oeſtreichern, wegen des ihnen zunächſt liegenden Cantons Schwyz, genannt) erlangten, als den Kaiſer die Rache von

Hand ſeines Neffen des unglücklichen Johann von Schwaben erreicht hatte, von ſeinem Nachfolger Heinrich VII. die feierliche Beſtätigung ihrer Freiheiten auf dem Reichstag zu Speier. Noch einmal verſuchte Oeſtreich ſeine Kraft gegen das kleine Heldenvolk. Kaiſer Friedrich von Oeſtreich ſendete ſeinen Bruder, Herzog Leopold, mit einem Heere gegen ſie; doch er ward bei Morgarten geſchlagen (6. Dec. 1315) und der ewige Bund, die Eidgenoſſenſchaft, zwiſchen Schwyz, Uri und Unterwalden, ward geſchloſſen, welchem 1332 Lucern, 1351 Zürich, 1352 Glarus und Zug und 1353 Bern auch beitraten. Zwar ſetzte Oeſtreich den Kampf noch fort — Zürich ward dreimal belagert — aber doch kam der Friede (1358) zu Stande, der jedoch von nicht langer Dauer war, da neue Anmaßungen der Landvoigte die Schweizer veranlaßten, gegen dieſe mit den Schwäbiſchen Reichsſtädten gemeine Sache zu machen. Nach den Schlachten von Sempach, wo Arnold von Winkelried ſeinen Namen unſterblich machte, (9. Juli 1386) von Näfels, Granſee (2. März), Murten (22. Juni 1476) und Nancy (12. Jan. 1477), wo Herzog Carl der Kühne von Burgund ſeinen Angriff auf die Schweizer mit Gut, Blut und Leben büßen mußte, gediehen die Unterhandlungen endlich zum ewigen Verein (Union) zwiſchen Oeſtreich und Helvetien. Dieſe glücklichen Erfolge vergrößerten auch den Umfang der Eidgenoſſenſchaft, denn 1481 traten Freyburg und Solothurn, 1498 Graubündten, und nach der kräftigen Zurückweiſung Kaiſers Maximilian I., der ſie dem Schwäbiſchen Bund einverleiben und dem Reichscammergericht unterwerfen wollte (1499) auch Baſel und Schafhauſen (1501) und Appenzell (1513) ihr bei. So war die Eidgenoſſenſchaft nun 13 Cantone ſtark und in ihr ein Stat entſtanden, deſſen einzelne Theile durch ein allmählich ſich ausgebildetes Föderativſyſtem zuſammengehalten wurden. Ihr Antheil an den Kriegen Frankreichs wider Mailand hatte ihr auch die Italieniſchen Aemter Lugano, Lucarno, Vedriſie und Val-Maggia, auch das Veltlin und Cläven zugebracht, ſo wie ſpäter, bei Gelegenheit der durch die Reformation entſtandenen Unruhen — wo Zürich, Bern, Schafhauſen und Baſel für das reformirte, Lucern, Freyburg, Solothurn, Uri, Schweiz und Unterwalden für das katholiſche Glaubensbekenntniß ſich erklärten, Glarus und Appenzell aber beide Statt finden laſſen wollten — Genf als freie Republik und das Waadtland, erobert vom Canton Bern (1531), hinzukamen, auch Wallis ein Schutzland wurde. Helvetiens Truppen, unbeſchäftiget nach dem einmal errungenen ruhigen Beſitz einer ehrenvollen Unabhängigkeit, dienten jetzt bald dieſer, bald jener Macht um anſehnlichen Sold. Bei gänzlichem Mangel an höherer politiſcher Tendenz und beſchränkt auf das Beſtreben, das mit theuerm Blute errungene Kleinod Freiheit ſich zu erhalten, war die Schweiz ſo glücklich, während des furchtbaren dreißigjährigen Krieges neutral bleiben und doch an den Segnungen des Weſtphäliſchen Friedens (1648) Theil nehmen zu können, worin ihr völlige Freiheit und Unabhängigkeit vom Deutſchen Reiche zugeſtanden wurde. Auch die wegen der Religionsſtreitigkeiten im Innern noch fortdauernden Kämpfe wurden endlich (1717) ganz beſeitiget. Jetzt aber fiel Helvetien auf eine lange Zeit in eine gewiſſe politiſche Nichtigkeit. Es war außer dem Intereſſe aller übrigen Staten, und nur Frankreich übte im Stillen den Einfluß, dem die Republik faſt unwillkührlich ſich hingab. Frankreich aber war es auch, welches durch die Erſchütterungen in ſeinem eigenen Innern, die zunächſt bis an die Ufer des Genferſees ſich fortpflanzten, Helvetien aus

dem glücklichſten Traume weckte. Treu anhängend dem Bündniſſe mit Frankreich (1777), und ihm feſt vertrauend ertrugen die Schweizer ſogar die Aufopferung ihrer Regimenter an dem ſchrecklichen 10. Aug. 1792 zu Paris ſtandhaft. Allein unter ihnen ſelbſt hatte ſich eine democratiſche Partei gebildet, von deren Wirkſamkeit zuerſt in Genf deutliche Spuren ſich zeigten (im Sept. 1792). Helvetiens Revolution war beſchloſſen; es ſollte ſeine Statsform auch umändern, wie die Niederlande, wie Frankreich ſelbſt ſie umgeändert hatten. Die erſten Schritte geſchahen, als Bruntrut (der größte Theil von Baſel), das ſchon 1793 mit Frankreich vereiniget worden war, dieſem im Frieden von Campo Formio zugeſichert und ſpäter (1797) das Veltlin, und Cläven und Bormio der neuerrichteten Ciſalpiniſchen Republik einverleibt wurden; bis des damaligen republikaniſchen Generals Bonaparte Reiſe durch die Schweiz nach Raſtadt das Signal zu einer großern politiſchen Reformatian ward. Dieſe totale Revolution, welche Zſchocke, „das Werk der ſchlauen Gewalt des Auslandes und der unverſöhnlichen Zwietracht der Bürger, das tragiſche Seitenſtück zum Ende Griechenlands durch Rom's barbariſche Statskunſt“ nennt, war allerdings nach und nach, ſchon ſeit 1781, durch die Gährungen der Faktionen, die ihr Haupt ſeit jener Zeit erhoben, genugſam vorbereitet worden. Die nach dem Aufruhr im Canton Freyburg (1781) nach Frankreich ausgewanderten Freyburger Inſurgenten ſuchten 1789 von Paris aus auf eine Reform ihrer vaterländiſchen Statsverfaſſung hinzuarbeiten; die unruhigen Bewegungen und theilweiſen Abänderungen der Verfaſſung im Waadtlande, Bern, Solothurn, Genf, Chur in Graubündten, in Zürich und im St. Galliſchen Lande bezeugten nur zu ſehr, wie das vereinigte Band der alten Eidgenoſſenſchaft immer lockerer werde. Die Anerkennung der Fränkiſcheu Republik (im Mai 1796), das Nachgeben in deren Foderung, „die Emigranten von Helvetiſchem Gebiete zu verweiſen,“ führte Helvetien allmählich in die Arme des mächtigen ſogenannten Freiſtates und deſſen erſten Feldherrn. Frankreichs Intereſſe für das Waadtland (1797 — 1798) gibt Veranlaſſung zum Einmarſch Franzöſiſcher Truppen; Waadtland wird zur Lemaniſchen Republik erklärt; die Franzoſen ſiegen unter Brüne und Schauenburg (im Marz 1798), beſetzen Bern, deſſen Regirung ihre Statsgewalt niederlegt, proclamiren die Helvetiſche Eine untheilbare democratiſch-repräſentative Republik, und ihr General Schauenburg hebt zwiſchen den widerſpenſtigen Cantonen, welche die neue Conſtitution und Statsform nicht anerkennen wollen, und der Helvetiſchen Republik, welche aus den Cantonen Aargau, Baſel, Bern, Freyburg, Lucern, Leman, Oberland, Schafhauſen, Solothurn und Zürich erſt beſteht, allen Verkehr auf, indem zugleich Genf mit Frankreich vereinigt wird. Dauert nun zwar der Kampf einzelner Cantone gegen die fremden Freiheitsbringer und ihre Anhänger im Lande noch fort, ſo werden doch Schwyz und Stanz beſiegt, der conſtitutionelle Bürgereid wird geleiſtet, zwiſchen der Franzöſiſchen und Helvetiſchen Republik ein Of- und Defenſivbündniß geſchloſſen (am 24. Aug. 1798), und dieſe macht ſich verbindlich, ein Hilfscorps von 18,000 Mann an Frankreich zu ſtellen; ein neues Abgabenſyſtem wird promulgirt, die militäriſche Conſcription eingeführt, alle Feudallaſten werden aufgehoben, Grundzinſen und Großzehnden loskäuflich erklärt. Unterdeſſen aber haben 10 Bataillone Oeſtreicher das immer noch anarchiſche Graubündten beſetzt. So ſtand es mit dem Beginn des wichtigen Jahres 1799, wo die arme Schweiz

der blutgedingte Schauplatz des großen Kampfes zwiſchen Frankreich, Oeſtreich und Rußland war, bis an deſſen letztem Tage unter dem ſchon beginnenden Einfluſſe des neugeſchaffenen Conſulates eine außerordentliche Commiſſion von zehn Männern zur Beratung über die zweckmäßigſten Mittel zur Rettung der Republik niedergeſetzt wurde, wovon das Reſultat die Auflöſung des bisherigen Vollziehungsdirektoriums, und an deſſen Stelle die Einſetzung eines proviſoriſchen Vollziehungsausſchuſſes von ſieben Mitgliedern war, worüber man in Paris ſich ſehr zufrieden bezeigte. Ungeachtet der Franzöſiſche erſte Conſul nun Helvetien von ſeinem Offenſivbündniß mit Frankreich losſprach und eine heilende Neutralität zuſicherte: ſo ließen es doch die Kämpfe der beiden Faktionen für die alte und neue Verfaſſung noch lange nicht zur Ruhe kommen. Nach einem Conſtitutionsentwurfe vom 29. Mai 1801 ſollten die 17 Cantone der Republik ein Ganzes bilden, Bern zur Hauptſtadt haben, und durch die Centralbehörde eines aus 25, auf 5 Jahre gewählten, Mitgliedern beſtehenden Senates, und zwar auf 10 Jahre gewählter Landammänner, durch eine allgemeine Tagſatzung von 77, auf 4 Jahre gewählten, Mitgliedern und durch Präfekte in jedem einzelnen Canton regirt werden. Doch nach wenigen Monaten ward dieſe Organiſation unter dem Einfluſſe des, dem alten Syſtem ergebenen, erſten Landammans Aloys Reding wieder weſentlichen Abänderungen unterworfen; jeder der Cantone ſollte ſeine beſondere Verwaltung haben, die gemeinſame Regirungsbehörde aber aus einer Tagſatzung von 52 Mitgliedern und der Senat aus 2 Landammännern, 2 Statthaltern und 26 Räthen beſtehen. Doch unter des Regirungsraths Kuhn (Mitglieds des kleinen Raths) gewichtvoller Leitung ward auch dieſer Entwurf wieder vernichtet, Reding vom kleinen Rathe ſeiner Stelle entlaſſen, und eine Verſammlung Notabeln eröffnet (am 30 April) ihre Sitzung zu einer nochmaligen neuen Statsverfaſſung. Am 20. Mai war die Arbeit der Notabeln beendigt, und der neue Senat von 24 Mitgliedern, außer dem noch ein Vollziehungsrath oder Direktorium aus 1 Landamman (Dolder) und 2 Statthaltern (Rüttimann und Füeßli) beſtehen ſollte, hielt am 3. Juli ſeine erſte Sitzung. Aber noch hatte für die unglückliche Schweiz die Stunde des Friedens nicht geſchlagen. Die Cantone konnten unter einander ſich nicht vereinigen; noch immer waren ſie dem Faktionsgeiſte Preis gegeben. Schwyz, Uri und Unterwalden zeigten (am 6. Aug. 1802) der Regirung an, daß ſie die alte Verfaſſung angenommen hätten, auch Graubündten richtete die alte Verfaſſung der drei Bünde wieder auf, die Tagſatzung der Republik Wallis nahm (am 30 Aug. 1802) eine neue Verfaſſung für ſich an, und eine allgemeine Inſurrektion der Landleute in Zug, Aargau und Baſel erhebt ſich, als General Andermatt an der Spitze eines Truppencorps gegen die Cantone zieht, und ihre Widerſetzlichkeit an Zürich rächt. Nur noch die Cantone Leman, Freyburg und Teſſin waren bis zum 27. Septbr. 1802 der Regirung treu verblieben; alle übrigen waren inſurgirt. Doch ſchon hatte der Senat einen Schritt gethan, der ihm allein noch übrig ſchien, um die Ordnung wiederherzuſtellen; er hatte nämlich (am 2. Septbr. 1802) die Vermittlung des erſten Conſuls von Frankreich angerufen. Aber ehe noch dieſer Schritt die gewünſchten Folgen haben konnte, ſah die Regirung (zu Bern ſeßhaft) ſich genöthigt (am 19. Septbr.), mit dem Inſurgentengeneral Erlach zu capituliren und nach Lauſanne zu ziehen, wo ſie am 24. Septbr. ihre erſte Sitzung hielt, und von wo aus ſie (am 4. Oktbr.) die Wiedereinſetzung der verfaſſungsmäßigen Behör-

den in allen Cantonen proclamirte. Zwei Tage hierauf (am 6. Oktbr. 1802) überbrachte ihr der Franzöſiſche General Rapp ein Schreiben des erſten Conſuls an die 18 Cantone der Helvetiſchen Republik, welches die Wiederherherſtellung der verfaſſungsmäßigen Regirung und Verſammlung einer Helvetiſchen Conſulta befahl. Von dieſem Augenblick an griff nun auch der Vermittler mit ſtarker Hand in die Angelegenheiten des Schutzſtates ein; eine von der unter Reding gehaltenen Tagſatzung von Schwyz beim Conſul eingereichte Reclamation des Rechts der Cantone, ſich ſelbſt eine Verfaſſung geben zu können, hatte keine andere Folge, als daß unter Ney Franzöſiſche Truppen in Helvetien einrückten, alle Cantone entwaffnet, mehrere Häupter der Inſurrektion als Gefangene nach Aarburg abgeführt wurden, zur Unterhaltung der Franzoſen eine Kriegsſteuer von 625,000 Franken ausgeſchrieben ward, und die Helvetiſche, in Paris verſammelte, Conſulta, welche aus 36 Abgeordneten von der Partei des neuen und 15 von der Partei des alten Syſtems beſtand, ihre Sitzungen (am 10. Decbr. 1810) eröffnete. Aus dieſen Mitgliedern der Conſulta erhielten 10 von beiden Parteien, und mit ihnen die bekannten Senatoren Röderer, Barthelemy, Demeunier und Fouché die nöthigen Aufträge vom erſten Conſul am 10. Decbr. 1802. Am 19. Febr. 1803 ſchon überreichte der Vermittler in einer feierlichen Audienz, dem Bürger d' Affry von Freyburg als Landammann der Schweiz die Vermittlungsurkunde, als einzige und letzte Bedingung zur Erhaltung der Selbſtſtändigkeit Helvetiens. Die Urkunde ſelbſt führt die Ueberſchrift: „Acte der vom erſten Conſul der Franzöſiſchen Republik geſtifteten Vermittlung unter den Parteien in der Schweiz." Die Verfaſſungen der 19 Cantone, in welche Helvetien nun getheilt war, die Bundesverfaſſung an und für ſich und die Art der Einführung ſind die Hauptgegenſtände der Vermittlung. In 19 Capiteln waren die Verfaſſungen der Cantone beſtimmt, von denen 13 eine ariſtokratiſche und 6 (nämlich Appenzell, Glarus, Schwyz, Unterwalden, Uri und Zug) eine democratiſche Verfaſſung hatten. Dieſe 19 Cantone, durch die Bundesacte mit einander verbündet, ſtellten gemeinſchaftlich 15,203 Mann zur Vollziehung der gegenſeitigen Garantie. Alle Unterthanenlande, alle Vorrechte des Ortes, der Geburt und der Familien ſind aufgehoben; jeder Schweizer kann nach Gefallen in einem Canton ſich niederlaſſen, aber nicht in zweien politiſche Rechte haben; Abzugsrechte, Eingangs- und Durchfuhrzölle ſind im Innern für immer aufgehoben, und nur die bleiben, welche zu Straßenbau und deren Unterhaltung beſtimmt ſind; Einführung einerlei Münze; kein Canton darf über 200 Mann Truppen halten, und jede Allianz eines Cantons mit einem andern, oder mit einer auswärtigen Macht, iſt unterſagt; die Cantone ſollen übrigens alle Rechte genießen, die nicht ausdrücklich der Bundesbehörde vorbehalten ſind. Die Tagſatzung verſammelt ſich von einem Jahre zum andern abwechſelnd in Freyburg, Bern, Solothurn, Baſel, Zürich und Lucern, die nach der Reihe (vom 1. Jan. 1803 an) dirigirende Cantons werden, ſo daß der Landamman des dirigirenden Cantons ſich zugleich Landamman der Schweiz nennt und den Titel Excellenz führt: dieſer beſorgt die diplomatiſchen Geſchäfte; ohne ſein Vorwiſſen darf kein Canton über 500 Mann Miliz in Bewegung ſetzen; wenn die Umſtände es nöthig machen ſollten, läßt er von einem Canton zum andern Truppen marſchiren, allein nur auf Verlangen des großen oder kleinen Rathes des hilfebedürfenden Can-

tons; Zwiſtigkeiten der Cantone unter ſich ſucht er zu vermitteln, oder verweiſt ſie an die Tagſatzung; er hat auch die Oberpolizeiaufſicht. Zur Tagſatzung ſchickt jeder Canton 1 Deputirten, welche zuſammen 25 Stimmen haben, denn jeder der Cantone, die mehr als 100,000 Einw. zählen (Bern, Zürich, Waadt, St. Gallen, Aargau und Graubündten) hat 2 Stimmen; ſie verſammelt ſich den erſten Montag im Juli, und ihre Sitzung darf nicht über einen Monat dauern; auf Verlangen eines Cantons, einer angränzenden Macht, oder des Landammans können auch außerordentliche Tagſatzungen gehalten werden; von den Tagſatzungen gehen Kriegserklärungen, Friedens- oder Allianzverträge aus, wenn vorher die Genehmigung ſolcher Acten von ¾ der Cantone ausgegangen iſt; ſo ſchließt ſie allein Handelsverträge, Capitulationen für den auswärtigen Dienſt, und autoriſirt einzelne Cantons zu beſondern Unterhandlungen mit einer fremden Macht; ſie allein geſtattet Werbungen, beſtimmt die Contingente, und ernennt den commandirenden General; ſie entſcheidet die Zwiſtigkeiten der Cantons, und bildet ſich zu dieſer Abſicht am Schluſſe ihrer ordentlichen Sitzungen zu einem Syndicate. — In Gegenwart des Marſchalls Ney, des Italieniſchen und Spaniſchen Miniſters, des Grafen Panin und Anderer wurde am 4. Juni zu Freyburg die erſte Helvetiſche Tagſatzung eröffnet und als eines der wichtigſten Reſultate ihrer Berathſchlagungen eine Defenſivallianz und Militärcapitulation mit Frankreich entworfen, worüber den 27. Septbr. die Traktate von Beiden unterzeichnet wurden; 16,000 Mann Schweizer traten hienach in Frankreichs Sold, welches unter dieſen Bedingungen die Schweiz als eine **unabhängige** Macht anerkannte und ihre Verfaſſung garantirte. Nun verließen auch (1804) die Franzöſ. Truppen das mit ſich ſelbſt verſöhnte Land. Ein Traktat vom 28. März 1812 verminderte die an Frankreich überlaſſene Truppenzahl auf 12,000 Mann; in dem Feldzuge dieſer Macht gegen Rußland in jenem Jahre fochten Schweizer an den Ufern der Düna. Eben dieſer Feldzug aber führte eine neue Kataſtrophe für die Schweiz herbei; denn als im Jahre 1814 die Heere der Verbündeten Napoleons Macht bei Leipzig gebrochen und ſeine Heere über den Rhein getrieben hatten, galt es, zum Angriff Frankreichs auch durch die Schweiz vorzurücken. Zwar ſuchte dieſe in ſo kritiſcher Zeit ſich durch Erklärung der Neutralität zu retten; allein die Verbündeten konnten weder noch durften ſie dieſe, ihnen ſo viel Nachtheil drohende, Neutralität anerkennen. Und ſo geſchah es nicht nur, daß die Schweiz von einer großen Heeresmacht überzogen wurde, ſondern den Schweizern ward auch aufgegeben, ſich ſelbſt eine neue Conſtitution zu ſchaffen, weil nur eine ſolche ſie von Frankreichs übermächtigem Einfluß losreißt. Da die Folgen hievon noch keineswegs bekannt ſind, und eben ſo wenig der ſtatiſtiſche Zuſtand der Schweiz in dem gegenwärtigen Augenblick mit einiger Sicherheit kann angegeben werden, ſo ſcheint es am rathſamſten, dieſe weitere Schilderung dem Artikel **Schweiz** aufzubehalten.

Helvetius (Claude-Adrien), geb. zu Paris 1715, empfing eine ſorgfältige Erziehung, welche früh ſeine ſchönen Anlagen entwikkelte. Als Kind feſſelten ihn La Fontaine's anmuthige Erzählungen und als Knabe wählte er Homer und Curtius zu ſeiner Lieblingslektüre. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er ſtudirte, flößte ihm Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand beſondere Liebe zur Philoſophie ein, und er blieb dieſer Neigung treu, als er ſich nach beendigten juriſtiſchen Studien auf den Willen ſei-

nes Vaters nach Caen begab, um ſich daſelbſt practiſche Kenntniſſe im Finanzfache zu erwerben. Erſt 23 Jahr alt erhielt er durch Vermittelung der Königin die eben ſo anſehnliche als einträgliche Stelle eines Generalpächters. Aber ſo empfänglich er auch für alle Lebensgenüſſe war, die ſich ihm gleichſam von ſelbſt darboten, ſo ließ er ſich doch dadurch von den Muſen nicht abwenden. Er ſetzte ſeine ſchon früher mit verſchiedenen geiſtreichen Männern angeknüpften Bekanntſchaften fort, und unterſtützte mit edler Freigebigkeit junge talentvolle Männer. Als Generalpachter unterſchied er ſich durch Milde und Schonung ſehr vortheilhaft von ſeinen Collegen, deren nichtswürdige Handlungsweiſe ihn ſo ſehr mit Widerwillen erfüllte, daß er, um gar nichts mit ihnen gemein zu haben, ſein Amt niederlegte und ſich die Stelle eines Haushofmeiſters der Königin kaufte. Im J. 1751 verheiratete er ſich mit dem eben ſo ſchönen als geiſtreichen Fräulein Ligneville, und begab ſich auf ſein Landgut Voré, wo er ſich ganz dem Wohl ſeiner Unterthanen, den häuslichen Freuden und den Wiſſenſchaften widmete. Im J. 1758 gab er ſein Buch de l'esprit heraus, deſſen allerdings ſehr materielle Anſichten ihm die Anfeindungen der Theologen zuzogen. Aber ſo wenig auch viele Paradoxen dieſes Werks eine nähere Prüfung ertragen, ſo unleugbar gewährt es doch die mannigfaltigſte Belehrung. Den Unannehmlichkeiten auszuweichen, die ihm von allen Seiten her bereitet wurden, ging er 1764 nach England und das Jahr darauf nach Deutſchland, wo Friedrich der Große und andre Deutſche Fürſten ihn mit vielen Beweiſen von Hochſchätzung aufnahmen. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland gab er ſein Werk de l'homme heraus, das als eine Fortſetzung jenes frühern zu betrachten iſt, und zum Theil eine nähere Entwickelung der in jenem vorgetragenen Sätze enthält, zugleich aber auch viele neue, vorzüglich die Erziehung betreffende Gegenſtände abhandelt. Helvetius ſtarb 1771 auf ſeinem Gute Voré. Außer den genannten Werken iſt er der Verfaſſer mehrerer poetiſcher Epiſteln und eines allegoriſchen Gedichts, Le bonheur betitelt. Es gibt mehrere vollſtändige Ausgaben ſeiner Schriften. Seine Gattin, eine Tochter des Grafen Ligneville, war 1719 geboren, und gehörte zu den trefflichſten Frauen ihrer Zeit. Nicht zufrieden, die Pflichten gegen ihren Gemahl im weiteſten Umfange zu erfüllen, war ſie eine Mutter der Armen und Kranken. Nach dem Tod ihres Gatten zog ſie ſich nach Auteuil zurück, wo ihr Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetſten Gelehrten und Künſtler ward. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin beſuchte ſie täglich; der Abbe Morellet verlebte zehn Jahre hindurch wöchentlich drei Tage bei ihr. Turgot liebte ſie zärtlich, und Champfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmſten Genuß. Sie ſtarb zu Auteuil, und iſt dort in ihrem Garten begraben. Vous ne savez pas, ſagte ſie einſt zu Napoleon, combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre.

Helvoetsluys, ein befeſtigtes Fiſcherdorf mit 1200 Einwohnern in Südholland, auf einer Inſel an der Mündung der Maas. Wichtig ſind der Hafen und die Rhede, ſo wie die anſehnlichen Magazine und Zimmerwerfte zu Ausbeſſerung der Kriegsſchiffe. In Friedenszeiten geht alle Mittwoch und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich und wieder zurück. Bei gutem Winde geſchieht die

Ueberfahrt in 15 bis 18 Stunden. Im J. 1804 wurde das große Baſſin vollendet, an welchem man viele Jahre gearbeitet hatte.

Hemerodromen, eine Art Läufer bei den Griechen, welche wegen ihrer außerordentlichen Geſchwindigkeit berühmt waren, und vom Staat als Boten gebraucht wurden. Man bediente ſich ihrer nicht blos zum Brieftragen in Friedenszeiten, ſondern auch als Kundſchafter und Ueberbringer von Verhaltungsbefehlen im Kriege. Von ihrer großen Schnelligkeit führen die Alten mehrere Beiſpiele an.

Hemikranie oder Hemigräne. S. Kopfſchmerz.

Hemiſphäre ſ. Halbkugel.

Hemſterhuis (Tiberius), Vater des Philoſophen Franz Hemſterhuis, ein wegen ſeiner unermeßlichen Gelehrſamkeit, beſonders in der Griechiſchen und Römiſchen Sprache, und wegen der Schule, die von ihm ausging, berühmter Holländiſcher Philolog, geb. zu Gröningen am 1. Febr. 1685, geſt. zu Leiden am 7. Apr. 1766 als Profeſſor der Griechiſchen Sprache und der Geſchichte daſelbſt. Sein Vater war ein ſehr gelehrter und geſchätzter Arzt in Gröningen, von welchem er auch den erſten Unterricht erhielt, ſo daß er bereits im 14. Jahre die Univerſität ſeiner Vaterſtadt beſuchen konnte, wo Johann Bernoulli ſein Lehrer in der Mathematik und Philoſophie ward. Einige Jahre darauf ging er nach Leiden, wo er von den Curatoren der daſigen Univerſität den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Handſchriften der daſigen Univerſitätsbibliothek zu ordnen. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er einem Rufe nach Amſterdam zur Profeſſur der Mathematik und Philoſophie folgte. Hier ward er von Janus Brouckhuyſen und Ludolph Küſter auf die philologiſche Bahn geleitet. Hemſterhuis übernahm jetzt die Herausgabe des Lexikographen Julius Pollux, und kam dadurch in Verbindung mit dem großen Richard Bentley, deſſen zwar freundliche, doch überlegene Kritik einiger Stellen, beſonders in Beziehung auf Metrik, den Jüngling auf kurze Zeit niederſchlug. Doch war dies zu ſeinem Heile. Er ſtudirte nun deſto eifriger alle Griechiſche Autoren nach der Zeitfolge mit ſolchem Nutzen, daß man wol behaupten kann, er ſei unter ſeinen Zeitgenoſſen der gründlichſte Kenner der Griechiſchen Sprache geweſen, und daß man ihm den Vorzug vor den frühern großen Gelehrten, ſelbſt vor Caſaubon und Saumaiſe, zugeſtehen muß. Er war im vollendeten Sinne des Wortes Grammatiker und Kritiker zugleich; dabei beſaß er die umfaſſendſten Sachkenntniſſe, die mit ſeinem Studium nur in einiger Verbindung ſtanden. Ein eigenes Verdienſt erwarb er ſich um die Analogie der Griechiſchen Sprache, der er zuerſt ein wiſſenſchaftliches Fundament gab, nachdem ſchon Joſeph Scaliger und Saumaiſe dazu vorgearbeitet hatten. Dieſe Analogie, wie er ſie begründete, brachte helleres Licht in den Urſprung und in die Bedeutungen der Wörter, zeigte die Verwandſchaft einzelner Wörter mit ähnlichen und mit der Römiſchen Sprache ſelbſt, die er oft auf den äoliſchen Dialekt zurückführte. Dadurch befruchtete er das Studium der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache; doch iſt auch nicht zu läugnen, daß ſie ſchon durch ſeinen Schüler Lennep etwas von ihrer urſprünglichen Reinheit verlor, noch mehr aber von Scheidius verunſtaltet, und ſeitdem oft willkührlich gemißbraucht worden iſt. Es ergibt ſich aus dem Geſagten, daß Hemſterhuis ein eben ſo vollkommener Kenner der Lateiniſchen Sprache geweſen iſt, wiewohl es ſeinem Ausdruck an der leichten Anmuth fehlt, wie wir

z. B. im Ruhnkenius finden. Dieſer und Valkenaer ſind ſeine berühmteſten Schüler; auch hatte er einen bedeutenden Einfluß auf Weſſelings kritiſche Bildung; wie denn aus Allem hervorgeht, daß ihn ſeine Schüler mit einer Art von Abgötterei verehren. Und dies mit Recht. Denn wenn man unter der Kritik die zur Fertigkeit gewordene Kunſt verſteht, mit beſonnenem Gebrauch die Handſchriften und, bei vollendeter Bekanntſchaft mit ſeinem Autor, und mit allen gleichzeitigen oder nachahmenden Schriftſtellern, zurückgeſetzten Lesarten in Schutz zu nehmen, neue mit Scharfſinn und erfinderiſcher oder combinirender Geiſteskraft an die Stelle falſcher zu ſetzen, Gloſſeme und Verfälſchungen auszuſpüren, Lücken auszufüllen, Einzelnes zu verſetzen, und dabei auf Interpunction, übliche Form und Schreibart eine ſtete Rückſicht zu nehmen; ſo darf man wol ſagen, daß Hemſterhuis dieſe Kunſt im vollkommenſten Grade beſeſſen und ausgeübt habe. Beweiſe davon liefern ſeine Werke. Sie ſind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomaſtikon von Julius Pollux, Lucians auserwählte Geſpräche, der Plutus des Ariſtophanes, der erſte Band der Werke Lucians. Dazu kommt noch eine Menge der ausgeſuchteſten Anmerkungen und Verbeſſerungen zu verſchiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade ſanft und beſcheiden. Er vermied ganz den harten abſprechenden Ton, in welchem ſich manche Holländiſche Philologen ſo ſehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemſterhuis hatte bei allem ſeinem Ernſt viel Reizendes, und ſein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius, unſer Landsmann, theilt uns in dem klaſſiſchen Denkmale, welches er ihm zu Ehren geſetzt hat, einen ſchönen Charakterzug mit. Als ihn einſt einige Freunde auf zwei Tage beſuchten, erhielt er eben Nachrichten vom Tode eines hoffnungsvollen Sohnes. Er gewann aber die Kraft über ſich, den väterlichen Schmerz zu verbergen und ſeinen Freunden den Genuß dieſer zwei Tage nicht zu verkümmern. bb.

Hemſterhuis (Franz), der würdige Sohn des vorigen. Mit klaſſiſcher Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgeſtattet, widmete er ſeinen Geiſt vorzüglich dem Studium der Philoſophie, namentlich der ſokratiſchen. Jene iſt es daher, die man auch in ſeinen Darſtellungen überall wiederfindet, Platons Geiſt, der ihm als hohes Muſter vorſchwebte. Daher bediente er ſich auch vorzüglich der lebendigen Form des Dialogs, der ſyſtematiſchen Darſtellung weniger fähig und geneigt. Nicht ohne Wahrheit ſagt Johann Forſter von ihm (Anſichten vom Niederrhein, ꝛc. 2 Th. S. 307.): „Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geſchmackes, verbunden mit Fertigkeit und den ſubtilen Stacheln des echten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philoſophie und dem Dichterſchmuck einer alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdſcholle gebunden ſind, ſo würde wenigſtens ein Mann, wie dieſer, beweiſen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeſchloſſen iſt, wo die edelſten Kräfte und die zarteſten Empfänglichkeiten der menſchlichen Natur den höchſten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifſten Früchte bringen können. Der Geiſt, der in dieſem ſchwachen Körper wohnt, iſt ſo empfindlich für Harmonie aller Art, und leidet ſo im eigentlichen Verſtande bei jedem Mißverhältniß in der ſinnlichen, wie in der ſittlichen Natur, daß er ſich ſogar ſeiner vaterländiſchen Mundart nicht zum Vehikel ſeiner Gedanken bedienen konnte, ſondern alle ſeine (gedruckten)

Werke Franzöſiſch ſchrieb, und auch dieſe Sprache zu ſeinen Zwecken umbildete, indem er ihr ſeinen eigenen Stil aufdrang. Seine Schriften ſind unter uns weniger bekannt, als ſie es verdienen; allein man muß ſie in der Urſprache leſen (eine Ueberſetzung erſchien in 3 Th. Lpz. 1782, 1797. 8.) wenn man von ihrer Attiſchen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch iſt, nichts verlieren will.“ Der vorzüglich durch Locke verbreitete Senſualismus lag auch der Philoſophie des Hemſterhuis zum Grunde, wurde aber von ihm mit großem Scharfſinn weiter ausgebildet, und mit eigenen Erfahrungen durchwebt, lebendig und geſchmackvoll dargeſtellt. Selbſt die Einſeitigkeiten jener Anſicht verbirgt oft die Lebendigkeit des Geiſtes, der ſich über ſeine Unterſuchungen verbreitet, und eine geniale Anſicht der Natur dämmert in mehreren ſeiner Schriften. Dieſes alles, verbunden mit einem höchſt liebenswürdigen Charakter, einem natürlichen Schönheitsſinn und reichen Kunſtkenntniſſen, erwarb unſerm Denker, der ſonſt ein ſehr einfaches wiſſenſchaftliches Leben führte, die ausgezeichnete Achtung und den vertrauten Umgang mehrerer bedeutender Perſonen, z. B. der Prinzeſſin Gallitzin, welcher er mehrere ſeiner Schriften unter dem Namen Diotima zueignete, und des Grafen von Fürſtenberg, in deren beider Geſellſchaft er auch eine Reiſe durch Deutſchland machte, auf welcher er einen reichen Schatz von Kunſterfahrungen ſammelte, die er in einem in holländiſcher Sprache geſchriebenen und aus dieſer in die Franzöſiſche überſetzten Briefe an ſeinen Freund und Collegen Smeth mittheilte. Zu viel aber ſagt Forſter von ihm, wenn er ihn „den Plato, nicht etwa nur der hieſigen akademiſchen Schattengänge, ſondern unſres (des achtzehnten) Jahrhunderts“ nennt. Denn an Tiefe des philoſophiſchen Geiſtes und wenigſtens ſyſtematiſcher Gründlichkeit übertraf ihn Kant weit, wenn auch dieſer ihm wiederum in lebendiger Anſchauung des Schönen nachſtand. Seine Anſicht über Philoſophie überhaupt hat er vorzüglich in dem Dialog Sophyle, ou de la philosophie ausgeſprochen. Eine zweite Klaſſe ſeiner Schriften bezieht ſich auf Kunſtphiloſophie und Archäologie, vorzüglich gehört hieher die lettre sur la sculpture (1769), worin er von dem Zwecke der ſchönen Künſte und insbeſondere der Bildhauerei und ihren verſchiedenen Perioden handelt. Der Religionsphiloſophie iſt der Dialog Aristée ou de la divinité (zuerſt gedruckt 1779) gewidmet und die bekannte lettre de Diocles à Diotime sur l'Atheisme (1785), welche durch ſeinen Freund F. J. Jacobi (Schrift über die Lehre des Spinoza) zuerſt dem deutſchen Publikum bekannt gemacht, und von ihm beantwortet wurde. Die noch übrigen Schriften ſind ein Dialog Alexis, ou de l'age d'or (1787) und die meiſterhafte description philosophique du Charactère du feu Mr. Fr. Fagel 1773. Alle dieſe Schriften ſind geſammelt und von Janſen zuerſt 1792, dann in der zweiten Ausgabe 1809 (Paris b. Hausmann 8.,) in zwei Theilen herausgegeben worden, unter dem Titel Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis etc.. Einige Vignetten dieſer Ausgabe zeigen ihn auch als geſchmackvollen und ſinnigen Zeichner. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1720 geboren war, früher ſich zu Leiden aufhielt, dann zu Haag privatiſirte, außerdem die Stelle eines erſten Commis bei der Staatskanzlei der vereinigten Niederlande einige Zeit verwaltete, auch zu dem Directorium der Zeichnungsakademie zu Amſterdam ge-

hörte. Er ſtarb von ſeinen Schülern und Freunden betrauert zu Haag im Junius 1790. T.

Hendekaſyllaben iſt der Name eines eilfſylbigen Verſes, deſſen ſich unter den Alten beſonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemeſſene Form iſt.

Hendel-Schütz, ſ. Schütz.

Henil, Henile, war eine Art Fetiſch oder Götzenbild der alten Wenden. Er beſtand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befeſtigt war, die einen Ring hielt. Dies Götzenbild ward vor den Thüren herumgetragen und man opferte ihm, um ſich ſeines Schutzes zu verſichern.

Henke (Heinrich Philipp Conrad) Dr. d. Phil. und Theol. Vicepräſident des Wolfenbüttelſchen Conſiſtoriums, Abt des Kloſters Königslutter, Gen. Superint., erſter Prof. d. Theol. zu Helmſtädt und Director des dortigen Predigerſeminars, war der Sohn eines Predigers zu Braunſchweig an der St. Aegidienkirche. Sein Vater ſtarb früh, der Jüngling war der Dürftigkeit und Unterſtützung vermögender Gönner übergeben. Früh zeichnete er ſich durch anhaltenden Fleiß und hervorſtechende Talente aus. Er wollte ſich erſt ausſchließlich dem philologiſchen Studio widmen, und dieſes führte ihn zur Weihe des klaſſiſchen Alterthums. Ein glückliches Gedächtniß kam ſeinem Fleiße zu Hilfe, eine lebhafte Einbildungskraft ließ ihn treu und feſt die großen Gedanken und kühnen Worte der alten Klaſſiker nicht nur bewahren, ſondern ihren Geiſt ſich ganz aneignen. Sein Lieblingsſchriftſteller war der Redner Quintilian. Er überſetzte ihn und brach damit ſeine litterariſche Laufbahn als Schriftſteller. Unter der Leitung Schirachs, der damals noch in Helmſtädt als Profeſſor lebte, nahm Henke Theil an der Herausgabe der bekannten lateiniſchen Zeitung, und promovirte in der philoſophiſchen Facultät. Schon war er entſchloſſen, eine Lehrſtelle am Martinsgymnaſium zu Braunſchweig anzunehmen, als durch Verwendung ſeiner Gönner ihm eine außerordentliche Profeſſur der Theologie zu Helmſtädt anvertraut ward. Sein lebhafter, freier, durch körnigte Rede gewürzter mündlicher Vortrag verſchaffte ihm ſchnell ein zahlreiches Auditorium, und er war gleich beim Antritte ſeines akademiſchen Lehramts der Lieblingsdocent aller Theologie Studirenden. Den erſten Grund ſeines litterariſchen Ruhms legte ſeine Kirchengeſchichte, von welcher der erſte Band im J. 1788. erſchien und die nachmals mehrere Auflagen erlebt hat. Dieſes Buch enthält einen Schatz von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, und gibt den redendſten Beweis der viel umfaſſenden Beleſenheit und freien Anſicht des Verfaſſers. Aber die Zuſammenſtellung der Thatſachen in ſeinſollendem pragmatiſchem Zuſammenhange iſt darin offenbar erkünſtelt, und erinnert den Kenner an die Zuſammenſtellung der ovidiſchen Metamorphoſen. Der Zweck, daß dieſes Werk ein akademiſches Hand- und Lehrbuch zu Vorleſungen über die Kirchengeſchichte ſeyn ſollte, iſt vollends verfehlt. Henke war ein geſchworner Feind des, zum Glaubenszwang oder zur Einſchüchterung freier Forſchung führenden Dogmatismus, ein Proteſtant im edelſten und eigentlichſten Sinne des Worts. Als daher das berühmte Preußiſche Religionsedikt erſchien, und faſt das ganze proteſtantiſche Deutſchland dabei ein furchtſames Schweigen beobachtete, übernahm er es zuerſt, als Recenſent aller über jenes Edikt erſchienenen Schriften in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, den Götzen zu bekämpfen, und ſich bald darauf öffent-

lich und ohne Scheu als Verfaſſer jener Recenſionen zu nennen. Ueber die Beſorgniſſe, welche viele für ihn wegen dieſer Freimüthigkeit hegten, war er hinaus, denn er wußte ſeines Landesherrn Meinung, und wie viel er wagen dürfe, wenn nur der Herzog nicht unweiſe compromittirt werde! Im Vaterlande ſelbſt hatte er, bei Gelegenheit der projektirten Einführung einer neuen Liturgie, durch die Herausgabe der Zeitſchrift Euſebia, ärgerliche Streitigkeiten mit einigen wortklaubenden ſteifſinnigen Juriſten, welche ihre Buchſtabenweisheit gegen ihn geltend machen wollten. Allein an der Bitterkeit des Tons, womit damals jene Streitigkeiten geführt wurden, hatte Henke einigermaßen ſelbſt Schuld. Auch gedieh das wohlthätige Werk auf dieſem Wege nicht; man ſah zwar den Neuerern durch die Finger, aber es blieb geſetzlich bei der alten Kirchenagende. Henke nahm bald darauf Theil an der projektirten Verlegung der Univerſität Helmſtädt nach Braunſchweig, und war wohl ſicherlich das thätigſte Mitglied der dazu niedergeſetzten Commiſſion, aber auch dieſes Werk kam nicht zu Stande, weil man noch andere Rückſichten zur Entſchädigung Helmſtädts nehmen zu müſſen glaubte, als nachmals bei völliger Aufhebung der Univerſität genommen wurden. Seine Dogmatik iſt in klaſſiſchem Latein geſchrieben, und wiederum ein ſchöner Beweis ſeiner weitumfaſſenden theologiſch-hiſtoriſchen Gelehrſamkeit; aber als Lehrbuch möchte ſie, obwohl ungleich vorſichtiger ſchon geſchrieben, eben ſo wenig als ſeine Kirchengeſchichte zu empfehlen ſeyn. Durch die Herausgabe des Magazins für die Religionsphiloſophie und des Muſeums für Kirchengeſchichte hat er ſich in ſeinen letztern Lebensjahren noch dauernde Verdienſte um die theologiſche Aufklärung erworben. Man möchte ihn mit Recht einen ſtarken, kräftigen Redner nennen; auf den Titel eines angenehmen, durch Rührung dem Herzen wohlgefälligen Redners durfte er nicht Anſpruch machen. Seine Predigten hatten oft etwas Steifes, denn er disponirte und arbeitete weder ſchnell noch leicht, aber gründlich, logiſch richtig und ſtets die ruhige Ueberzeugung des Verſtandes in Anſpruch nehmend. Seines Lieblingsſchriftſtellers Axiom: pectus est quod disertum facit, fand bei ihm eine eigenthümliche Anwendung. Als Menſch war Henke wirklich liebenswürdig durch ſeine hingebende Heiterkeit, ſeine reine Stimmung für wahre Menſchenfreude, ſeine frohe Laune und ſeinen feinen, doch nie ſchmerzlich verwundenden Witz. Sein Aeußeres hatte Würde, ſelbſt der zuweilen gratiöſe Ton ſeiner Rede ſchreckte nicht zurück. Wer ihn näher kannte, mußte ihn achten und lieben. Merkwürdig bleibt es, daß dieſer Mann, der ſeine Jugend faſt in Dürftigkeit und größtentheils unter Büchern verlebte, faſt gar keinen Anſtrich von ſteifem Pedantismus annahm, daß, als er Zutritt an Höfen erlangte, er ſich mit Würde und Anſtand zu benehmen wußte, ſo, daß er weder durch Nachläſſigkeit, noch durch Gleisnerei anſtieß. Er hatte ſehr ausgebreitete Bekanntſchaften zu Paris, London, Petersburg, Wien, Berlin und beſonders auf allen Deutſchen Univerſitäten. In Deutſchland war er den Aufgeklärten aller Religionsparteien lieb und oft ihr Rathgeber. Er hatte in ſeinem frühern Leben ſich das Glück gewünſcht, ſich durch Reiſen bilden zu können, im Alter erlebte er es, als es für ihn kein Glück mehr war; denn er ſah und erfuhr, was er nie zu ſehen gewünſcht. Dieſer Kummer nagte mit an ſeiner Lebenskraft, und verzehrte ſie ſchneller, als ſonſt geſchehen ſeyn würde. Er ging als Deputirter für das Braunſchweigiſche Land nach Paris zur Huldigung des Königs von Weſtphalen; dann nach Caſſel als Reichsſtand. Den Keim

des Todes brachte er mit, ſein Arzt, der bekannte Hofrath Beireis konnte ihn nicht retten, ſondern folgte ſelbſt bald (1809) dem verehrten Henke, dem guten Menſchen, dem zärtlichen Gatten und treuen Vater geliebter und ihn liebender Kinder. 22.

Henrici (Chriſtian Friedrich), der unter dem Namen Picander als Dichter auftrat, war 1700 zu Stolpen im Meißniſchen Kreiſe von Sachſen geboren, und ſtudirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechtswiſſenſchaften. Eine beſondere Neigung aber führte ihn zur Dichtkunſt, durch welche es ihm auch gelang, ſein Glück zu machen. Im J. 1727 wurde er Actuarius bei dem Oberpoſtamte zu Leipzig, ſodann Poſtſekretär und endlich Oberpoſtcommiſſarius. Dazu wurde ihm 1740 noch die Kreis-Landſteuer- und die Stadt-Trankſteuereinnahme zu Leipzig nebſt der Weininſpektion ertheilt. Zu allen dieſen Aemtern verhalf ihm die Dichtkunſt. Er ſtarb 1764. Den Namen Picander ſoll er deswegen angenommen haben, weil er im J. 1722 auf dem Dorfe Niederalaucha bei Düben nach einer Elſter geſchoſſen, bei verfehltem Schuſſe aber einen Landmann, der auf einem Eichbaume ein Elſterneſt ausnehmen wollte, getroffen und ſtark verwundet hatte. Seine Gedichte zeichnen ſich durch derben Witz und glückliche Leichtigkeit vortheilhaft aus, nur iſt ihr unſittlicher Ton oft anſtößig.

Hephäſtion. Wir kennen im Alterthum mehrere Männer dieſes Namens. Der eine war aus Alexandrien gebürtig, lebte unter Trajan, und ſchrieb ein mythologiſches Werk, von dem wir noch einige ſummariſche Auszüge haben; ein anderer, ein Grammatiker, eben daher gebürtig, war unter des Kaiſers Verus Lehrern, und ſchrieb über die Metra; ein dritter lebte zu Conſtantins des Großen Zeiten, war aus Theben, und ſchrieb verſchiedene aſtrologiſche Werke. Auch ein Freund Alexanders führte den Namen Hephäſtion. Er begleitete den König auf ſeinen Heereszügen, und ſtarb zu Ecbatana. Alexander, den ſein Verluſt ſehr ſchmerzte, ließ ihm ein prachtvolles Grabmal erbauen.

Hephäſtos, ſ. Vulcan.

Heptachord heißt in der Tonkunſt die Septime, d. h. der ſiebente Ton von den herauſſteigenden Tönen einer Octave.

Herakliden, die Nachkommen des Hercules, welche, geſtützt auf das von ihrem Ahnherrn ihnen vererbte Recht auf den Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern, die größten Anſtrengungen zur Eroberung deſſelben machten. Zwei Mal waren ihre Angriffe abgeſchlagen worden, als ſie 80 Jahre nach der Eroberung Troja's aufs neue erſchienen. Auch diesmal erging es ihnen anfänglich ſehr widerwärtig. Ariſtodem, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüſtungen ſeinen Tod; ein großer Theil des Heeres wurde von einer Hungersnoth weggerafft. In dieſer Bedrängniß fragten ſie das Delphiſche Orakel um Rath, und erhielten die Antwort, daß ſie ſich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn überlaſſen ſollten. Dieſen fanden ſie in dem Aetolier Oxylus, welcher ihnen auf einem einäugigen Maulthiere begegnete. Von ihm, den ſie ſogleich zu ihrem Befehlshaber machten, geführt, drangen ſie von mehreren Seiten in den Peloponnes ein, eroberten in kurzem faſt die ganze Halbinſel, und vertheilten das Land unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mycenä und Sicyon, Kresphontes Meſſenien, und die Söhne des Ariſtodemus, Prokles und Euryſthenes, Lacedämon, wo ſie gemeinſchaftlich regirten.

Heraclit, ein berühmter Griechiſcher Philoſoph, aus der Stadt Epheſus in Kleinaſien gebürtig, lebte um die 69ſte Olympiade. Statt die höchſten obrigkeitlichen Würden in ſeiner Vaterſtadt anzunehmen, widmete er ſich der Philoſophie, und ſtudirte dieſelbe unter Xenophanes und dem Pythagoräer Hippaſus. Alsdann bereiſete er verſchiedene Länder, vorzüglich Afrika. Sein von Natur finſteres und melancholiſches Gemüth, das ſich auch in ſeiner Philoſophie ausdrückte, ließ ihn bald den Umgang der Menſchen ihrer Laſter wegen fliehen. Er begab ſich in ein einſames Gebirg, um hier von Wurzeln und Kräutern zu leben. Aber dieſe Diät bekam ihm ſo übel, daß er von einer unheilbaren Hautkrankheit befallen wurde, welche ihn nöthigte, nach der Stadt zurückzukehren, wo er bald darauf ſtarb. Er hinterließ ein Werk über die Natur der Dinge, worin er auch vom Gottesdienſt und der Statsverwaltung handelte. Es war in einem dunkeln und bildlichen Stil abgefaßt, welcher Urſach ward, daß es bald aus der Acht kam, und endlich ganz verloren ging. Aus dem Wenigen, was von ſeiner Philoſophie auf uns gekommen iſt, geht hervor, daß er das Feuer zum Grundweſen erhob, woraus alle übrigen Weſen entſtanden wären. Wahrſcheinlich aber verſtand er darunter nicht das gemeine Feuer, ſondern ein ätheriſches Feuerweſen, womit ſich die abweichende Nachricht vereinigen ließe, daß er die reine heitere Luft, oder die bloße Ausdünſtung für das Urelement gehalten habe. Die Entſtehung der Dinge aus dem Feuer erklärt er ſo: Es gibt zwei thätige Grundkräfte in der Natur, Streit und Einigkeit. Sie ſind der Materie weſentlich und von Ewigkeit her in Bewegung. Der Streit ſcheidet aus dem Feuer die andern Elemente, Luft, Waſſer und Erde, und aus dieſen alle Dinge. Die Einigkeit hingegen zerſtört alle Dinge, und löſet ſie wieder in das Urelement des Feuers auf. Die Erde bringt durch ihre Ausdünſtung Waſſer, dieſes wieder Luft, und dieſe Feuer hervor. Iſt alles in reines Feuer aufgelöſt, ſo hat die Welt ihr Ende. Das Wie dieſer Verwandlungen erklärt er ſo, daß erſtlich das reine Feuer nach und nach erlöſche, und ſo die andern Elemente abſetze, dann aber nach und nach wieder belebt werde, und die gröberen Elemente in ſein Urweſen auflöſe. Streit und Einigkeit, ſagte er ferner, ſind unaufhörlich wirkſam in der Natur; daher iſt alles, was da iſt, in einem beſtändigen Fluß und ununterbrochenen Wechſel. Kein Gegenſtand bleibt in zwei auf einander folgenden Augenblicken derſelbe. Der Untergang der Welt iſt eine Weltverbrennung, und muß in einer beſtimmten Periode erfolgen. Vermöge der ewigen Thätigkeit der Grundkräfte aber muß auch ſogleich wieder eine neue Welt ſich zu bilden anfangen. Die Welt iſt weder Gottes noch der Menſchen Werk, ſondern ein ewig lebendiges Feuer, das nach unveränderlichen Geſetzen entbrennt und erliſcht. Von der uns umgebenden Natur bildete er ſich folgende Begriffe. Er gibt zwei Arten von Ausdünſtungen, feurige und helle aus der Erde, und feuchte vom Waſſer. Erſtere erfüllen die Räume des Himmels, letztere mit einem Zuſatz von den erſtern den uns umgebenden Dunſtkreis. Die feurigen Dünſte ſammeln ſich in gewiſſen ausgehöhlten Gefäßen oder Trichtern, bilden ſo Klumpen und erſcheinen als Sterne. In der Sonne brenne das reinſte Feuer, ſie wälze ſich im reinſten Himmelsraume herum; die andern Geſtirne ſeyen weiter, als ſie, von der Erde entfernt, der Mond ihr aber am nächſten. Sonnen- und Mondfinſterniſſe entſtehen, wenn die Trichter dieſer Weltkörper

oder Feuerklumpen umgekehrt würden. Die Sonne ging ihm mit jedem Morgen nicht auf, ſondern entſtand von neuem, und des Abends nicht unter, ſondern verſchwand gänzlich. Es ward alſo Tag, wenn genug Feuertheile ſich geſammelt hatten, um eine Sonnenmaſſe zu bilden, und Nacht, wenn die wäßrigen Ausdünſtungen die Oberhand hatten. Auf ähnliche Weiſe erklärte er den Wechſel der Jahreszeiten. Von den geiſtigen Weſen hatte er folgende Meinung. Es gibt eine allgemeine Weltſeele; dieſe iſt das Urelement des Feuers ſelbſt, von dem alles Leben, Empfinden und Denken abhängt. Je mehr eine Subſtanz von dieſer Weltſeele enthält, und je reiner das Feuer in ihr iſt, deſto vollkommener iſt ſie. Daher ſein Satz: die trockenſte Sele iſt die vollkommenſte. Bei dem Menſchen iſt es die Vernunft allein, die aus dem reinen Feuer abſtammt; die übrige thieriſche Seele iſt mit gröberer Materie verbunden und durch ſie verunreinigt. Das Seelenweſen wird von Menſchen und Thieren mit der Luft eingeathmet; auch dringt es durch die Sinnenorgane in den Menſchen ein. Im Schlafe wird die Verbindung der Sinne mit der äußern Natur aufgehoben, daher haben wir in dieſem Zuſtande keine Vernunft und Erinnerungskraft, ſondern nur noch das thieriſche Leben vermittelſt des Athemholens. Wie aber nach und nach die Sinnorgane ihre Empfänglichkeit wieder bekommen, fangen wir an zu träumen, und erwachen endlich. Der Hauptſitz der Seele, ſo weit ſie mehr thieriſch iſt, iſt im Blute. Die Vernunft und das Denken iſt nur ein Vermögen dieſer Seele, und muß durch die Einwirkung des reinen Feuers von außen erſt in Thätigkeit gebracht und genährt werden. Nach dem Tode des Körpers dauert die Sele fort, und wird zuletzt bei der allgemeinen Weltverbrennung mit der Weltſele vereinigt. Der Sele, als einem feurigen Weſen, iſt nichts mehr entgegen, als das Waſſer, d. h. vermuthlich das Materielle, Grobſinnliche, Thieriſche, Laſterhafte. Da er einen ewigen und ununterbrochenen Wechſel aller Dinge annahm, ſo mußte er auch der Sinnenerkenntniß alle Gewißheit abſprechen. Die denkende Vernunft war ihm die einzige giltige Richterin alles Wahren, doch nicht die Vernunft des Einzelnen, da dieſe auf verſchiedene Weiſe mit grober Materie gemiſcht iſt, ſondern die allgemeine Menſchenvernunft. Was alle Menſchen für wahr erkennen, iſt wahr, und wird von der reinen Weltſeele ſelbſt dafür erkannt. In Anſehung der herrſchenden Volksreligion dachte er übereinſtimmend mit der ioniſchen und pythagoräiſchen Philoſophie. Eigentliche Nachfolger hatte Heraklit nicht. Hippokrates bekannte ſich größtentheils zu ſeinen cosmophyſiſchen Meinungen.

Heraldik, ſ. Wappenkunde.

Herbarium (auch Herbarium vivum), ein Kräuterbuch, eine Sammlung lebendiger Pflanzen in getrocknetem Zuſtande, um ihre Merkmale und Beſchaffenheit daran zu ſtudiren. Da hiezu die Staubgefäße weſentlich nöthig ſind, ſo ſammelt man nur Pflanzen mit voller und unverletzter Blüte. Dergleichen Sammlungen haben jedoch immer viel Mangelhaftes, da es unvermeidlich iſt, daß eine getrocknete Pflanze nicht einige Veränderung erleidet, zuſammenſchrumpft, erbleicht und auf mancherlei Weiſe leidet. Der Botaniker thut daher wohl, wenn er neben den getrockneten Pflanzen ſich zugleich genauer Zeichnungen bedient.

Herbelot (Barthelemi d'), ein gelehrter Orientaliſt, geboren zu Paris 1625, ſtudirte von ſeiner erſten Jugend an die morgenlän-

diſche Literatur, erweiterte ſeine Einſichten durch mehrere Reiſen nach Rom, und ſtarb 1695 als Profeſſor der Syriſchen Sprache zu Paris. Viele Aufklärungen verdankt die morgenländiſche Geſchichte und Literatur ſeiner noch immer ſehr brauchbaren, wiewohl vieler Verbeſſerungen bedürftigen, Bibliothèque orientale.

Herbſt; eine von den vier Jahreszeiten, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem ſcheinbaren Niederſteigen nach der ſüdlichen Halbkugel den Aequator berührt. Das Ende des Herbſtes fällt auf den Zeitpunkt, an welchem die Sonne ihre kleinſte Mittagshöhe zeigt, oder wenn ſie jenſeit des Aequators auf der ſüdlichen Hemiſphäre den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat. Nach unſerer gewöhnlichen Zeitrechnung fällt der Anfang des Herbſtes um den 23. Septbr., wenn zum zweiten Mal im Jahre Tag und Nacht gleich ſind, und das Ende deſſelben um den 21. Decbr., wo wir den kürzeſten Tag haben. Die Bewohner der ſüdlichen gemäßigten Zone haben den Herbſt zu entgegengeſetzten Zeiten, alſo wenn bei uns Frühling iſt. Verſchieden von dieſem aſtronomiſchen Herbſt iſt der meteorologiſche oder die herbſtliche Witterung, die gewöhnlich erſt um die Mitte oder das Ende Octobers eintritt. — Herbſtpunkt iſt derjenige Durchſchnittspunkt des Aequators mit der Ekliptik, in welchem die Sonne bei ihrem ſcheinbaren jährlichen Umlauf um den 23. Septbr. oder zu Anfang des Herbſtes tritt, indem ſie aus der nördlichen Halbkugel in die ſüdliche ſteigt. Er iſt der Anfangspunkt des Zeichens der Wage, obgleich das Sternbild der Wage dieſen Ort verlaſſen hat, und der Herbſtpunkt jetzt nahe bei den Sternen auf der linken Schulter der Jungfrau ſteht. Er iſt dem Frühlingspunkt entgegengeſetzt, daher beträgt ſeine Aufſteigung 180 Grad, und ſeine Länge eben ſo viel, oder ſechs Zeichen; ſeine Abweichung und Breite aber ſind = 0.

Herculanum, eine Stadt in Neapel, 11,000 Schritte von Neapolis ſelbſt entfernt, ward unter der Regirung des Cäſar Titus bei einem Ausbruch des Veſuv von einem Lavaſtrom ſo gänzlich bedeckt, daß man auch ihre Stätte nicht mehr ſah. Ein gleiches Schickſal hatten Pompeji, eine andere, unweit jener, am Fluſſe Sarnus gelegene, Stadt, eine der gewerb- und volkreichſten dieſer Küſte, und Stabiä, welche an der Stätte des heutigen Gragnano lag. Schon früher hatte man Nachgrabungen veranſtaltet, allein dieſe waren gänzlich wieder im Andenken der Menſchen erloſchen, als man im J. 1711 bei Gelegenheit eines Brunnens, welchen der Prinz Elboeuf zu Portici, einem auf der Stelle des alten Herculanum gelegenen Dorfe, graben ließ, drei weibliche bekleidete Statuen fand (die jetzt im Antikenkabinet zu Dresden ſtehen). Dem Prinzen wurde nach dieſer Entdeckung das weitere Nachgraben unterſagt, allein man dachte auch in mehr als dreißig Jahren nicht wieder daran, bis der König von Spanien, Carl, Vater Ferdinands IV., zum Beſitz des eroberten Neapels gelangte, und Portici zu ſeinem Frühlingsaufenthalte wählte. Jetzt grub man (1738) in jenem Brunnen tiefer hinab, bis man Spuren von Gebäuden fand. Das Theater von Herculanum war die erſte Entdeckung, die man machte. Leider war die Aufſicht über dieſe Nachgrabungen bei dem Spaniſchen Ingenieur Rocco Giachino Alcubierre nicht in den beſten Händen; ſeine Unerfahrenheit hat Schuld an vielem Schaden und dem Verluſt vieles Schönen. Erſt als ein Schweizeriſcher Ingenieur, Carl Weber, die Aufſicht erhielt, wurden beſſere Maßregeln genommen, und dieſem verſtändigen Manne,

dem la Vega gleich rühmlich folgte, verdankt man alle die guten Anſtalten, die nachher gemacht wurden. Nachdem man zu Herculanum glückliche Entdeckungen gemacht, ſuchte man auch Stabiä und Pompeji auf, an welchem letzteren Orte man die großen Ueberreſte eines Amphitheaters entdeckte. In dem Keller eines Landhauſes fand man auch, nah einer Thür, 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Bruſt einer dieſer Unglücklichen in einſt feuchter, dann verhärteter Aſchenmaſſe, nebſt dabei befindlichem Hals= und Armſchmuck. Hier war's auch, wo man, am untern Eingang des Landhauſes, zwei Skelette ausgrub, deren eins in den Knochen der einen Hand noch einen Schlüſſel, in der andern einen Beutel mit Münzen und Kameen hielt. Nahe bei beiden ſtieß man auf Gefäße von Silber und Bronze, ſo daß man vermuthet, der eine ſey der Herr, der andere ſein Sklav geweſen, die beide, vergeblich den Ausgang ſuchend, unter der Aſchenmaſſe erſtickt hingeſunken. Uebrigens iſt wahrſcheinlich, daß die meiſten Einwohner dieſer Städte ſich durch die Flucht zu retten, noch Zeit fanden. Wenn Winkelmann's Prophezeiung, daß bei der Schläfrigkeit, mit welcher die Nachgrabungen betrieben wurden, noch für die Nachkommen im vierten Gliede zu graben und zu finden übrig bleiben werde, nur zu richtig eingetroffen iſt, ſo war dies weniger Schuld der Aufſeher, als der Regierungen. Doch ging man von Zeit zu Zeit mit etwas mehr Eifer an das Werk, welches für den Antiquar und Archäologen Ausbeute gab, wie kaum ein anderes. Unmittelbar vor unſern Augen ſchien das längſt abgeſtorbene Alterthum wieder aufzuleben, ſo daß jeder, für den Gegenſtände dieſer Art nicht alles Intereſſe's ermangeln, die Empfindungen theilen muß, die unſer Schiller in einem eigenen Gedichte (Pompeji und Herculanum) ſo ſchön ausgedrückt hat. Die alten Straßen, die alten Gebäude öffneten ſich wieder, und das häusliche Leben der Alten wurde uns hier befreundeter. Die Einrichtung und Beſchaffenheit der Häuſer der Alten hatte man vorher nie ſo kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und eine Menge aufgefundener Geräthſchaften vergegenwärtigte das Leben in dieſen Häuſern. Beſonders wichtig wurden aber dieſe Entdeckungen auch für Literatur und Kunſt, denn man fand einen großen Schatz von Handſchriften und Kunſtwerken. Die große Erwartung der gelehrten Welt von dieſen literariſchen Schätzen iſt zwar noch nicht erfüllt worden, indem man auch hier nur allzuſaumſelig zu Werke gegangen iſt; allein ſchon das iſt etwas werth, daß man das Materielle der alten Handſchriften näher kennen lernte; und vielleicht gelingt es dem eifrigen Bemühen doch noch, durch das ſehr mühſame Geſchäft der Entwickelung dieſer Schriftrollen ein Werk von Bedeutung zu Tage zu fördern. Es war am 3. Novbr. 1753, als man in einer jetzt wieder verſchütteten Villa des alten Herculanum an 1700 Papyrusrollen entdeckte, welche verkohlten Cylinder faſt ganz das Anſehen von Tabaksrollen haben. P. Antonio Piaggio erfand eine einfache, aber ſinnreiche Maſchine, wo man mittelſt Seidenfäden die, vorher mit Goldſchlägerhäutchen befeſtigten, Streifen der Handſchrift allmählich abrollt. Schon Winkelmann hat ſie beſchrieben; die klärſte Vorſtellung bekommt man aber von ihr durch die in Bartels Briefen über Calabrien gegebene Abbildung und Erläuterung. Die Schriftſteller, von denen man bisher Werke entdeckt hat, ſind Epikuros, Philodemos, Demetrios, Polyſtratos, Kolotes, Phädros, Phanias. Erſchienen ſind: Herculanensium Voluminum quae super-

ſunt Tom. I. Neap. 1793. Fol. Dissertationis isagogicae ad Herculanens. Voll. explanationum Pars I. Neap. 1797. Leider iſt das abgedruckte vierte Buch des Philodemos über die Muſik nichts weiter, als eine höchſt unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen der Muſik. Der zweite Band enthält die Phyſik Epikurs. Scotti und Carlo Roſini ſind mit der Aufzeichnung und Herausgabe dieſer Werke beſchäftigt. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunſt gewonnen. Wie viele Bildſäulen, Basreliefs und andere Werke der bildenden Kunſt ſind nicht in dieſen verſchütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit ſind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Compoſition, Zeichnung oder Farbengebung ſehen, die hier entdeckten Mauergemälde. Dieſe Gemälde, unter dem Namen der Herculaniſchen allgemein bekannt, ſind mit der Mauer, die den Grund derſelben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeſchnitten worden, in dem Muſeum von Portici in 16 Zimmern unter Glas, und Rahmen aufgeſtellt, und jedes mit einem der Zeichen P. E. St. verſehen, um anzuzeigen, ob ſie in Pompeji, Herculanum oder Stabiä gefunden ſind. Abgebildet ſind die in dieſen verſchütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke Le Antichità d' Ercolano. Nap. 1757 u. f., welches mit dem (ziemlich unkritiſchen) Catalogo degli antichi Monumenti d' Ercolano, verfaßt von dem Prälaten Bayardi (1755), aus 10 Foliobänden beſteht. Bis auf einige ſpät gefundene ſind jene Mauergemälde in den 6 erſten Bänden dieſes koſtbaren Werks dargeſtellt (con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani), und von dieſen hat man wohlfeilere Nachſtiche in Frankreich von David, in Deutſchland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsb. 1777 — 1783. 5 Bde.). Auch jetzt werden wieder, angeblich von 70 Arbeitern, Nachgrabungen in Pompeji gemacht, deren Direktor der Ritter Arditi iſt. dd.

Hercules, bei den Griechen **Herakles**, iſt einer der berühmteſten Heroen der Griechiſchen Fabelwelt, in welchem die Poeſie das Ideal menſchlicher Vollkommenheit im Sinne des heroiſchen Zeitalters, d. i. höchſte Körperkraft mit allen Vorzügen des Geiſtes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darſtellte, und zwar ſo darſtellte, daß dieſes Ideal von Vollkommenheit ſich dem Heile der Menſchen weiht. Ein ſolcher Held iſt ein Menſch; aber jenes Große und Herrliche in ihm iſt göttlichen Urſprungs; Hercules iſt demnach der Sohn des Königs der Götter von einer ſterblichen Mutter. Seine Natur ſtrebt nach dem Göttlichen, aber als Menſchennatur, d. h. ringend und kämpfend; ſein Leben iſt deshalb eine ununterbrochene Kette von Anſtrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieſer Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menſchen über ſein Irdiſches; ſein Tod bringt ihm Unſterblichkeit und den Ehrenſitz unter den Göttern. Welcher Mythus konnte nun wohl für Menſchen anziehender und belehrender zugleich ſeyn, als dieſer von Hercules, durch und durch von moraliſcher Tendenz und allegoriſcher Einkleidung, worin man das irdiſche Leben mit ſeinen Schickſalen, ſeinen Kämpfen, ſeinen Hoffnungen und Ausſichten ſo treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieſer Mythus ein Lieblingsgegenſtand von Sängern, Schauſpieldichtern und Künſtlern aller Art wurde, wodurch ſich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menſchenalters hinaus, am Ende ſelbſt planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die

eigentliche Einheit des Mythus durch alle ſpäteren Zuſätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denſelben zuvörderſt, gemäß dieſer Einheit, mittheilen. — Hercules war ein Sohn von Jupiter und Alkmene, der Gemahlin des Tirinthiſchen Königs Amphitryon, in deſſen Geſtalt der Vater der Götter die ſchöne Königin überliſtet hatte. Nie war Juno eiferſüchtiger auf ihren Gemahl geweſen, als diesmal; nie aber war ſie freilich auch ſo gereizt worden, indem Jupiter den Genuß einer Sterblichen noch nie ſo reizend gefunden, daß er die Nacht deſſelben ums Dreifache verlängert hätte. Des Sohnes dieſer Nacht erbitterte Feindin war daher Juno ſchon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geſchworen, daß der an dieſem Tage Geborne alle Umwohnenden aus ſeinem Heldengeſchlecht beherrſchen ſolle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttinnen die Geburt der Alkmene hemmten, und dagegen die der Gemahlin des Sthenelos, die ihr Kind erſt im ſiebenten Monat trug, beſchleunigten. Euryſtheus hieß dieſer Knabe, in deſſen Dienſt nun der noch ungeborne Hercules kommen mußte. Alkmene kam endlich auch, und zwar mit Zwillingen, nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles Amphitryons Sohn war. Hercules legitimirte ſich ſchon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er nahende Schlangen, vor denen ſein Bruder ſchreiend zurückfuhr, ergriff, lachte, als ſie züngelnd die Köpfe gegen ihn erhuben, und ſie erwürgte. Durch Amphitryons Sorge ward der junge Götterſohn in allen jenen Künſten, durch welche die Helden jener Zeit ſich auszeichneten, von den größten Meiſtern ſeiner Zeit unterwieſen. In allen waren ſeine Fortſchritte groß, nur für die Lyra ſchien ſeine Hand nicht gebildet, und als ihm einſt ſein Lehrer darin, Linos, einen Schlag gab, koſtete ihm dieſer das Leben. Amphitryon entfernte ihn deshalb von ſich auf das Land, wo er die Heerden weidete. Hier blieb er bis zu ſeinem achtzehnten Jahre, in welche Zeit die Scene der Dichtung fällt, die dem Sophiſten Prodikos gehört. An einem Scheideweg, erzählte dieſer, ſtand Hercules, und zwei Göttinnen begegneten ihm. Die eine derſelben, in üppigen Reizen prangend, lüſtern ſich an den Jüngling anſchmiegend, bot ihm Entfernung von allen Mühſeligkeiten und Gefahren, und jede Freude und Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung ſich überlaſſen wollte. Es war die verführeriſche Wolluſt. Die andere, nicht minder ſchön, als jene, aber ernſt, beſcheiden und voll Würde, verſprach ihm Unſterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olymps, wenn er unter ihrem Beiſtand allen Gefahren und Mühſeligkeiten des Lebens kühn die männliche Bruſt entgegenſtellen wollte. Hercules, deſſen Herz die weichen, verführeriſchen Töne des Laſters nicht anſprachen, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend; und ſeines hohen Urſprungs, ſeiner Beſtimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüſtet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand, und wählte ſie zur beſtändigen Gefährtin ſeines Lebens. Nur denke niemand hiebei an unſre chriſtliche Tugend! Die Tugend des Heroenalters war hohe, kraftvolle Männlichkeit, die kühn jeder Gefahr trotzt, mit Keule oder Schwert das wilde Thier oder den frevlen Räuber erſchlägt, mit gleicher Macht dem einbrechenden Feind und dem einbrechenden Strome Halt gebeut, es aber auch nicht eben allzugenau nimmt, wenn ſie aus Luſt an einem gefährlichen Abenteuer etwa einmal zu weit geht. Tapferkeit und Großherzigkeit zeigt jene Tugend ſtets, Gerechtigkeit und Billigkeit nicht immer. In Erlegung verwüſtender, gefährlicher Ungeheuer und räuberiſcher Unholde, welche die Gegenden unſicher machten, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung

von Gewäſſern, Beförderung des Verkehrs der Menſchen unter einander, Anlegung von Colonien, durch welches alles das Wohl der Menſchen vielfach befördert wurde, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit ſich wohlthätig für ſein Geſchlecht bewähren, und ſo bewährte ſich auch des Hercules Tugend. Zur Vertilgung von Ungeheuern waren aber auch wenige ſo von der Natur gemacht, als er, deſſen kraftvoller gewaltiger Körper eine Höhe von 4 Ellen hatte, und ein Maß der Glieder, welche das Rieſenmäßige der Statur verdoppelte; denn ſeine Arme und Beine waren noch eins ſo ſtark, als bei gewöhnlichen Menſchen, und ſeine Bruſt von einer ungeheuern Breite. Mit dieſer Größe und Stärke nun zugleich die ſeltenſte körperliche Geſchicklichkeit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erſte Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit. Der König Thespios, deſſen Staten durch dieſes Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gaſtfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer ſeiner Kraft erlag, in den Armen der 50 ſchönen Tochter des Thespios ruhte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft gebaren. Auch die phyſiſche Kraft der Zeugung mußte ja der Held in einem hohen Grade beſitzen, da ein großes Geſchlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menſchen jener Zeit ſtolz ſeyn durften. Als er hierauf nach ſeiner Geburtsſtadt Theben zurückgekehrt war, befreite er dieſelbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, den ſie an die Orchomenier hatte zahlen müſſen, ſondern zwang auch dieſe, den zuvor empfangenen Tribut hinführo ſelbſt zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür ſeine Tochter Megara zur Gemahlin. Juno's Haß aber wuchs nun auch in demſelben Grade, als des Helden raſch aufſchießende Größe und ein Werk jenes Haſſes war, daß Euryſtheus jetzt den Hercules zu ſich entbot, und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu beſtehen. Hercules unwillig ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel deshalb zu befragen, das ihm zur Antwort gab: zwölf von Euryſtheus gebotene Abenteuer müſſe er beſtehen, dann aber gelange er zur Unſterblichkeit. Dieſer Ausſpruch ſtürzte den Helden, der einem Schlechtern zu dienen ſeiner unwürdig hielt, in Schwermuth, welche von Juno zu wirklicher Raſerei erhöht ward, deren Opfer ſeine eigenen, mit Megara erzeugten, Kinder wurden, die er für ſeine Feinde anſah und erlegte. Nachher von ſeiner Raſerei befreit und ſeinen Irrthum erkennend, ergriff ihn ein ungeheurer Schmerz, der ihn den menſchlichen Anblick und Umgang fliehen machte. Endlich geheilt von der Zeit, mit den Göttern und ſich ſelbſt verſöhnt, und von der Blutſchuld gereinigt, begab er ſich zu Euryſtheus, und unterzog ſich den berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen der zwölf Arbeiten des Hercules. 1) Erlegte er den nemeiſchen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone hauſete, und von keinem Geſchoß eines Sterblichen verwundet werden konnte. Hercules zerſchlug mit der Fauſt deſſen Nacken, und zog ihm dann das undurchdringliche Fell ab, welches ihn fortan gleich einem Harniſch umgab, indeß der Kopf, wie ein Helm, den ſeinigen deckte. 2) Erlegte er, mit Iolaos Beiſtand, die lernäiſche Hydra, die Verderben aus 100 Köpfen drohte, deren einer unſterblich war, und der, ſtatt jedes abgehauenen Kopfes, auf der Stelle zwei neue wuchſen. 3) Fing er die Hindin der Diana, gleich ſehr durch ihre Schnelligkeit, als durch ihr goldenes Geweih und ihre ehernen Füße ausgezeichnet. Da ſie lebendig eingefangen werden mußte, ſo galt es, daß der Held, wie vorher Kraft und Liſt, ſo jetzo Schnelligkeit,

keit bewies. 4) Fing er den erymantiſchen Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthus verheerte, ein, und brachte ihn lebendig auf ſeinen Schultern zu Euryſtheus, der darüber ſo ſehr erſchrack, daß er ſich in ein Gefäß verkroch, und fortan nicht wagte, dem Hercules ſeine Befehle ſelbſt zu geben, ſondern ihm dieſelben, außerhalb der Mauern, durch Kopreus, Sohn des Pelops, ertheilen ließ. 5) Reinigte er in Einem Tage die Ställe des Augeas, worin dieſer König von Elis 3000 Rinder ſeit langer Zeit hatte ſtehen gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüſſe Alpheus und Peneus hindurch leitete. 6) Tödtete er die Stymphaliden, ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 7) Fing er den Stier aus Kreta, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neptun einſt auf des Minos Flehen aus den Fluthen hatte aufſteigen laſſen, um durch dies Wunder dem Flehenden das Reich zu verſchaffen. Statt, wie er geſollt, den Stier dem Gotte zu opfern, hatte Minos ihn, gereizt von deſſen Schönheit, unter ſeine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu ſehr Urſache fand. Denn nicht nur ſtürmte jetzt der Stier mit nicht zu bändigender Kraft verheerend durch das Eiland, ſondern Paſiphaë faßte auch jene unnatürliche Leidenſchaft für ihn, deren Frucht Minotaurus war. Als Hercules mit ihm auf den Schultern zu Euryſtheus kam, ließ dieſer ihn wieder frei, worauf der Stier noch ein Mal, unter dem Namen des marathoniſchen, in den Sagen von Theſeus vorkommt. 8) Brachte er die menſchenfreſſenden Roſſe des Thraziſchen Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die ſein Gebiet betraten, vorwarf, nach Mykene; zu welchem Abenteuer ihn freiwillig viele Helden begleiteten. Eben ſo zu dem folgenden, als er 9) das Wehrgehäng der Amazonen-Königin Hippolyte für des Euryſtheus Tochter Admete holte. 10) Die Rinder des dreigeſtaltigen Geryones, bewacht von dem zweiköpfigen Hund Orthros und dem Rieſen Eurytion, aus Erytheia, einer Inſel im weſtlichen Ocean, unfern von Spanien, die nachher Gadeira (Gades) hieß, zu holen, wurde nun ihm auferlegt; und hatte er bei dem vorigen Zuge nach dem damals fernſten Oſten wandern müſſen, ſo wanderte er bei dieſem nach dem fernſten Weſten, wobei es denn, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, an Nebenabenteuern nicht mangelte. Waren aber bereits die bisherigen Wanderungen mühſam und gefahrvoll geweſen, ſo übertrafen doch die folgenden ſie weit an mühevoller Gefährlichkeit. Zunächſt ward ihm aufgetragen, 11) die goldenen Aepfel aus den Gärten der Heſperiden zu holen. Schon darum war dies Abenteuer um vieles bedenklicher, weil Hercules eigentlich nicht einmal wußte, wo dieſe Aepfel zu ſuchen wären. Getroſt indeß, wiederum mancherlei Fehden und Kämpfe beſtehend, wanderte er ſo lange zu Land und Waſſer, bis er den Ort erreicht. Atlas zwar holte eigentlich dann die goldenen Aepfel, Hercules aber trug einſtweilen ſtatt ſeiner das Himmelsgewölbe. Das letzte der von Euryſtheus gebotenen Abenteuer beſtand in nichts Geringerem, als 12) den Cerberus aus der Unterwelt herauf zu holen. Kein Wunder, wenn der Held ein ſolches Abenteuer nicht ohne Vorbereitung beſtand. Der Herrſcher der Unterwelt verhieß dem Allgefürchteten den Cerberus unter der Bedingung, ſich ſeiner ohne Waffen zu bemächtigen. Schnell ergriff nun der Held das Ungeheuer, drückte deſſen drei Köpfe zwiſchen ſeine Beine, und feſſelte es, trotz

der wüthender Angriffe, die der Drache, in welchen Cerberus endigte, von hinten auf ihn machte. So brachte er das Thier auf die Oberwelt und zu Euryſtheus, der es ihn wieder in die Unterwelt bringen hieß. Auch das that er, und war nun, nach des Schickſals Willen, frei von der ſchimpflichen Knechtſchaft, die ihm der Zorn einer ſtrengen Göttin aufgelaſtet hatte. Während er aber dieſe 12 Abenteuer auf Befehl zu beſtehen, die Welt durchzog, war er auch nicht läſſig, für ſeine eigene Rechnung zu wirken, ſondern verrichtete vielmehr hie und da, wie ſich ihm Gelegenheit darbot, weit mehr Thaten, als jene gebotenen. Man pflegt dieſe ſeine Nebenthaten (Parerga) zu nennen, unter denen ſein Kampf mit den Centauren, ſeine Theilnahme am Zuge der Argonauten, ſeine Befreiung der Heſione, die von ihrem Vater einem Meerungeheuer ausgeſetzt war, um den Zorn der Götter zu verſöhnen; die Errichtung der ſogenannten Säulen des Hercules, ſein Rückzug von Spanien nach Argos, den er mit bleibenden Spuren ſeines Daſeyns bezeichnete, die Erlegung des Alcyoneus, ſeine Kämpfe mit Anteus und Cygnus (Kyknos), die Befreiung des an den Kaukaſus gefeſſelten Prometheus, und des Theſeus aus der Unterwelt, die denkwürdigſten ſind. Nachdem er alle dieſe Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben, und vermählte ſeine Gemahlin an Iolaos. Er ſelbſt wollte ſich indeſſen auch wieder vermählen; und da er vernahm, daß Eurytos, der König von Oechalia, ſeine Tochter Iole dem, der ihn und ſeine Söhne im Bogenſchießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgeſetzt hatte: ſo ging er nach Oechalia, beſiegte alle, erhielt aber die Gemahlin nicht, weil man einen neuen Anfall ſeines Wahnſinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieſer bald darauf — nachdem er in der Zwiſchenzeit die Alceſte aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls gebracht hatte — noch ein Mal, und in dieſem Anfall ſtürzte er Iphitos, der Iole älteſten Bruder, ſeinen treuen Freund, von den Mauern Tirynths herab. Ungeachtet er von dieſem Morde gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in eine ſchwere Krankheit, wegen deren er das Delphiſche Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort verſagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß, und kämpfte ſelbſt mit dem Apollo. Endlich erhielt er denn doch das verlangte Orakel, welches alſo lautete: Von ſeiner Krankheit werde er geneſen, wofern er auf drei Jahre ſich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gebe. Dieſem Orakelſpruch zu Folge verkaufte Merkur den Hercules an Omphale, der Lydier Königin. Während dieſer Dienſtſchaft war er aber keineswegs bloß mit, ſeiner unwürdig, weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beſchäftigt, ſondern bezwang auch manchen Straßenräuber, und ſtrafte manchen plagenden Unhold, wie den Sileus der die wandernden Fremdlinge zu graben zwang. Nach Vollendung ſeiner Dienſtzeit ſtrafte er manche Ungerechtigkeit, die man in früherer Zeit gegen ihn ſelbſt begangen, und Wortbrüchigkeiten, deren man ſich gegen ihn ſchuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heer gen Troja, um Laomedon, der Heſione Vater, zu beſtrafen, und mit einem andern gegen Augeas, welche beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalzilon hatte er inzwiſchen um des Oeneus Tochter Deïanira geworben, und um deren Beſitz mit Achelous gekämpft. Mit dieſer Gemahlin begab er ſich nach Trachin. Am Fluß Evenus angelangt, traf er auf den Centauren Neſſus, der die Wanderer um Lohn überſetzte. Hercules ging durch den Fluß, Deia-

niren aber trug Neſſus um den bedungenen Lohn hinüber. Während dieſes Tragens widerſtand der Centaur ſeinen Lüſten nicht: Deïanira ſchrie, Hercules ſah es, und ſchoß dem Centauren, ſo wie er ans Ufer trat, den in das Gift der Hydra getauchten Pfeil durchs Herz. Im Verſcheiden ſagte er zu Deïaniren, ſie ſolle, wenn ſie einen Liebestrank für Hercules haben wolle, ſeinen verſchütteten Samen mit ſeinem Blute miſchen. Dies that ſie auch, und bewahrte die Miſchung. Deïanira hatte in ihrer Ehe öftere Einſamkeit, denn Hercules hatte auch jetzt noch mancherlei Züge zu thun, welche einzeln namhaft zu machen zu weitläufig ſeyn würde. Nur eines einzigen müſſen wir, ſeiner wichtigen Folgen halber, gedenken. Unter den an ihm verübten Ungerechtigkeiten hatte er auch die des Eurytos zu beſtrafen, der ihm die wohlverdiente Jole verweigert hatte. Deshalb zog er jetzt auch gegen Oechalia. Eurytos und ſeine Kinder blieben, die Stadt ward genommen, geplündert, und Jole als Gefangene weggeführt. Von da zog er nach Kenäos auf Euböa, und errichtete auf dem Vorgebirge dem Jupiter einen Altar. Um hier feierlich zu opfern, ſandte er nach Trachin um ein weißes Gewand. Deïanira befragt den Boten wegen Jole's, und da ſie fürchtet, ihr Gemahl werde dieſe mehr lieben, als ſie, ſo nimmt ſie des Neſſus vermeinten Liebestrank und beſtreicht damit das Gewand. Hercules bekleidet ſich damit; kaum aber iſt er erwärmt, ſo greift das Gift den Körper an. Er reißt das Gewand vom Leibe, und mit ihm ſein Fleiſch herab. In ſolchem Zuſtand brachte man ihn zu Schiffe nach Trachin, wo Deïanira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, ſich erhing. Hercules ſelbſt begab ſich nun auf den Berg Oeta, errichtete da einen Holzſtoß, beſtieg ihn, und befahl, ihn anzuzünden. Wie der Holzſtoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel auftrug. Dort der Unſterblichkeit theilhaft und verſöhnt mit Juno, ward er mit Hebe vermählt, der Göttin ewiger Jugend, der blühenden Mundſchenkin des Olympus. Auch mit ihr noch zeugte er zwei Söhne; deren, die er im irdiſchen Leben, theils in, theils außer der Ehe zeugte, könnte man leicht gegen hundert zählen. Einige ſeiner Nachkommen ſind in der Geſchichte unter dem Namen der Herakliden bekannt. Gewöhnlich zweifeln die hiſtoriſchen Erklärer an der wirklichen Exiſtenz des Hercules nicht, bezweifeln aber die Möglichkeit, daß Ein Menſch in ſeinem Leben ſo viel und in der Art ausgeführt habe, wie es erzählt wird, zu geſchweigen der Anachronismen, die in dieſer Geſchichte nicht ſelten ſind. Dies hat die meiſten bewogen, mehrere Heroen dieſes Namens anzunehmen, wozu es an Zeugniſſen der Alten nicht fehlt. Varro hat deren nicht weniger als 44 aufgezählt, Cicero nimmt deren nur 6, Diodor nur 3 an. Darunter finden wir einen Indiſchen, Aegyptiſchen, Tyriſchen oder Phöniziſchen und Thebaniſchen Hercules, und namentlich dieſen letzteren als Erben aller auch von den übrigen verrichteten Thaten. Unterſuchen wir das Weſen der Orientaliſchen Gottheiten, welche die Griechen mit des Hercules Namen belegen, ſo können wir in der That kaum zweifeln, daß ſie urſprünglich nichts anders als aſtronomiſche Symbole waren. Der Aegyptiſche Hercules, der eigentlich Chom oder Dſon heißt, gehört nach Herodot und Diodor zu den 12 großen himmliſchen Göttern, die 17,000 Jahre vor Amaſis aus den 8 Göttern entſtanden. Da nun ſowohl die 8, als die 12 Götter der Aegypter aſtronomiſch zu verſtehen ſind, ſo iſt leicht ausgemittelt, das Hercules hier eigentlich nichts iſt, als das Produkt des Sonnenlaufs durch die 12 himmli-

ſchen Zeichen, d. i. ein Jahreskreis; und die Sage, daß er vor 17,000 Jahren ſchon exiſtirt hat, beſagt, daß man ſeit dieſer Zeit aſtronomiſche Berechnung hatte. Der Phönizische Hercules, deſſen eigentlicher Name Melcarthos iſt, gibt einen ähnlichen Urſprung ſchon durch ſeine Mutter Aſteria (Sternhimmel) zu erkennen. Daß man auch in dem Thebaniſchen oder Griechiſchen Hercules noch mannigfaltige Erinnerungen an die orientaliſch-aſtronomiſche Uridee findet, kann nicht bezweifelt werden. Die 12 Arbeiten ſind dieſer Idee zufolge nichts anders als die Wanderung der Sonne durch die 12 Zeichen des Thierkreiſes, durch die plaſtiſche Poeſie der Griechen zur Sage geworden, vielleicht durch den Cultus, welcher dieſe 12 Arbeiten der Sonne ſymboliſch dramatiſirte. Seine Vermählung mit Hebe haben ſchon von den Alten welche dahin gedeutet, daß, nachdem er ſeinen Kreis durchlaufen, er wieder jugendlich daſteht. Beſonders aber darf man bei dem Griechiſchen Hercules nicht vergeſſen, daß er von dem Phöniziſchen unmittelbar abſtammt, denn ſeine Geburtsſtadt Theben war eine Phöniziſche Colonie. Der Phöniziſche Hercules als der Schutzgott und das Symbol des Phöniziſchen Völkerſtammes, wanderte überall mit hin, wo dieſe Britten der alten Welt mit ihrem Handel und ihren Colonien ſich verbreiteten, und dadurch erſcheinen ſeine Züge als eine allegoriſche Erzählung der Verbreitung dieſes Volks durch Handel und Schiffahrt, und der Civiliſation der Völker, die davon eine Folge war. Es könnte demnach ſehr leicht ſeyn, daß niemals ein Hercules als Perſon exiſtirt, und es gleichwohl Herakliden gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer Phöniziſch-Griechiſchen Colonie aus Theben. Indeß wollen wir damit die Perſönlichkeit eines Thebaniſchen Hercules nicht gänzlich läugnen, am allerwenigſten darum, weil eine alte Ueberlieferung von ihm ſagt, daß er urſprünglich nicht Hercules, ſondern Alkäos geheißen, und jenen Namen erſt von dem Gott Hercules überkommen habe (Sext. Empir. adv. Phys. p. 557. ed. Fabric.). Wie dem nun ſey, auf dieſen Thebaniſchen Alkäos-Hercules wurde alles das übergetragen, was man von den übrigen berichtet hatte, und dieſe Berichte verwandelten ſich im Munde der ſo eigenthümlich anthropomorphoſirenden Griechen in Sagen, wie ſie die Griechen liebten. Der ganze Mythus erhielt, nach ſolcher Zuſammenſchmelzung, andere Tendenz und Geſtalt. Der Mythus des Griechiſchen Hercules ſtellt uns nämlich die Geſchichte der früheſten Cultur oder die Entwilderungsgeſchichte Griechenlands dar. Dieſes Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: phyſiſch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Kanälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hauſenden wilden Thiere; merkantiliſch, durch Schiffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politiſch-religiös, durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. ſ. w. Alles dies bewirkte der Phöniziſch-Thebaniſche Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, Phöniziſche Pflanzungen, ihren Urſprung zurückführten. Alle ſie feierten ihm zu Ehren Feſte, und an dieſen Feſten ſang man von ſeinen Thaten. Unſtreitig floſſen darin aſtronomiſche Ideen, Wunderſagen von den merkantiliſchen Zügen, und Thaten eines oder mehrerer Griechiſcher Helden in einander. Auf dieſe Weiſe entſtanden nach und nach Herakleen, d. i. Gedichte von größerem Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Geſtalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatiſchen Dichter, welche, beſonders in

den Satyrhandlungen, einen traveſtirten Hercules darzuſtellen liebten, wodurch eine Menge Farcen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin gehört wohl ohne Zweifel, was man von Hercules dem Freſſer, dem Säufer, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantoffel Preis gegeben iſt, u. dergl. m. hin und wieder berichtet findet. Wie es demnach mit der Uridee des Hercules möge beſchaffen ſeyn, ſo iſt kein Zweifel, daß die Idee des Griechiſchen Hercules als eines Heros ihre Ausbildung der Poeſie verdankt, weßhalb man ihn in gewiſſer Hinſicht als ein bloß poetiſches Weſen betrachten kann. Das poetiſche Ideal wurde nachher von der bildenden Kunſt ſichtbar dargeſtellt. Hercules erſcheint in der Reihe der Idealfiguren Griechiſcher Plaſtik als die nervigſte und unterſetzteſte. Außerordentlich ſtarke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Bruſt bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf iſt geiſtreich, gutmüthig; nur ſelten erſcheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart iſt kraus, ſein Haar kurz. Im gewöhnlichen Coſtume erſcheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in älteren Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptſtatüe iſt der ſogenannte Farneſiſche Hercules, ein Werk des Atheners Glykon. Uebrigens läßt ſich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verſchiedenen Attitüden, wozu die reichen Scenen ſeiner Geſchichte von ſelbſt auffoderten, werde dargeſtellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in voller Anſtrengung und in Ruhe. Eine vorzüglich merkwürdige Darſtellung iſt der ſogenannte Torso di Michel Angelo, alſo genannt, weil dieſer große Künſtler 7 Jahre lang an dieſem Bruchſtück einer Hercules-Statüe ſtudirte. Aus der Anatomie zu ſchließen, ſaß die Statüe vorwärts gebückt, mit aufgerichtetem Kopf, auf die Keule gelehnt. Die Löwenhaut iſt über den Sitz geworfen. Was den Hercules ſonſt auszeichnet, Bruſt und Schultern, ſind in hohem Grade ſchön, die ſtarken Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künſtler — Apollonius, Neſtors Sohn von Athen — ſtellte nicht mehr den kämpfenden Helden dar, ſondern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt, die ihm Unſterblichkeit gaben. Zu den denkwürdigen Darſtellungen gehört noch Hercules als Muſenführer, Muſagetes, zu welcher Ehre er durch ſeine eigenen Muſenkünſte wohl ſchwerlich gelangt ſeyn kann, denn dem Linos wußte er den Unterricht nicht ſonderlich Dank. Indeß wurde er doch in dieſer Beziehung mit der Lyra dargeſtellt. Die Vorſtellung iſt Römiſch. Fulvius Nobilior erbaute dem Hercules einen Tempel, in welchem er die von ihm zu Ambracia eroberten Muſen aufſtellte; und es ſcheint in der That, er habe ſeinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegeriſche Tapferkeit nicht für unvereinbar mit den Muſenkünſten zu halten.

dc.

Hercules Schild, ſ. Heſiodus.

Herder (Johann Gottfried von), einer der originellſten, geiſtreichſten Schriftſteller der Deutſchen, wurde am 26. Aug. 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Oſtpreußen, geboren, wo ſein Vater unterſter Schullehrer war. Nicht begünſtigt durch Erziehung und äußere Umſtände, entwickelte ſich die ſchöne Natur des jungen Herder nur durch eigene Kraft. Nur die Lektüre von Bibel und Geſangbuch verſtattete ihm ſein Vater, ein unſättlicher Wiſſensdurſt

aber trieb den Sohn nach andern Quellen hin. Alle die Bücher jedoch, die er ſich zu verſchaffen wußte, mußte er verſtohlen leſen. Dürftigkeit hatte ihn bald in eine ihm eben ſo unangenehme, als ſeinen Talenten unangemeſſene Laufbahn genöthigt. Der Prediger Treſcho bediente ſich des angehenden Jünglings, welcher ſchön ſchrieb, als Schreibers. Da er indeß bald Gelegenheit hatte, auch des Jünglings ſeltene Geiſtes- und Herzensanlagen zu entdecken, ſo entſchloß er ſich, dieſen größere Entwickelung zu verſchaffen, und ließ ihn Theil an den Lehrſtunden nehmen, die er ſeinen eigenen Söhnen im Griechiſchen und Lateiniſchen gab. Herder, bei ſeinem großen, durch kein Hinderniß beſiegbaren, Eifer machte darin ungemeine Fortſchritte. Um dieſe Zeit befiel ihn eine Augenkrankheit, die ihn in nähere Bekanntſchaft mit einem Ruſſiſchen Wundarzt brachte, der damals in Treſcho's Hauſe wohnte. Da dieſen des Jünglings ſchöne Bildung und edler Anſtand gefielen, ſo erbot er ſich, ihn mit ſich nach Petersburg zu nehmen, und dort unentgeldlich die Chirurgie lehren zu laſſen. Herder, der keine Ausſicht hatte, ſeinen Lieblingsſtudien leben zu können, verließ demnach 1762 ſeine Vaterſtadt, entſchloſſen, dieſen Vorſchlag anzunehmen. In Königsberg aber ward er Männern bekannt, die zu würdigen verſtanden, was in ihm lag, und ſich beeiferten, ihm eine ſeinen Neigungen und Talenten mehr entſprechende Laufbahn zu eröffnen. Man verſchaffte ihm eine Stelle im Friedrichscollegium, wo er erſt Aufſeher einiger Penſionärs, dann Lehrer in der erſten philoſophiſchen und zweiten lateiniſchen Klaſſe wurde, wobei es ihm an Zeit und Gelegenheit zu eignem Studiren nicht mangelte. Er entſchied ſich für die Theologie, ſtudirte dieſe aber in jenem hohen Sinn und Geiſt, durch welchen es ihm ſpäterhin gelang auch hier als Reformator aufzutreten. Von dem edelſten Triebe für Wiſſenſchaft und Kunſt beſeelt, ſtrebte er, ſeinen Kreis immer mehr zu erweitern. Deshalb verſenkte er ſich mit dem regſten Eifer zugleich in die Tiefen der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, und ermüdete nicht, die unermeßlichen Gebiete der Geſchichte, Stats-, Völker- und Sprachkunde zu durchwandern. Wie eine Biene von Blume zu Blume, ſo eilte er von Wiſſenſchaft zu Wiſſenſchaft, und nahm den reinſten Honig zur Ausbeute mit. Im Jahr 1765 erhielt er den Ruf als Rector der Domſchule nach Riga, mit welcher Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden war. In dieſem doppelten Beruf begleitete ihn der Segen der ſchönſten Wirkſamkeit; ſeine Zöglinge und Zuhörer hingen enthuſiaſtiſch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belebte, ermunterte den Geiſt; als geiſtlicher Redner ſprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeſchminkter Wahrheit ſo evangeliſch lauter, daß er ſich aller Herzen bemächtigte, und hatte ſo großen Beifall, daß man ſich ſogar entſchloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. Im Jahr 1768 trug man ihm von Petersburg aus das Inſpektorat der dortigen St. Petriſchule an, allein er lehnte nicht nur dieſen Ruf ab, ſondern legte ſelbſt ſeine Stellen in Riga nieder, weil es ihn drängte, die Welt in der Welt, die Menſchen auf der großen Bühne des Lebens, die Kunſt an der Quelle zu ſtudiren. Alle dieſe Neigungen zu befriedigen, bot ſich ihm eine erwünſchte Gelegenheit dar, indem er zum Begleiter des Prinzen von Holſtein-Eutin durch Frankreich und Italien auserwählt ward. Leider konnte er von dieſem glücklichen Ereigniß nicht alle die Vortheile ziehen, die ſich ſein Geiſt davon verſprochen hatte. Sein Augenübel,

das weit gefährlicher wiedergekehrt war, hielt ihn in Strasburg feſt, wo er mit Göthe bekannt und befreundet ward, und auf ihn einen ſo bedeutenden Einfluß gewann, daß deſſen Wirkungen in unſerer Literatur und unſerm Leben noch immer fortdauern (ſ. den Art. Göthe.) Herder hatte damals auch ſchon als Schriftſteller einen bedeutenden Ruf gewonnen, und ſich durch ſeine Fragmente, ſeine kritiſchen Wälder und andere Schriften unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt. Obſchon er nun für die Theologie noch nichts von Bedeutung geliefert hatte, ſo erhielt er doch in Strasburg (1770) den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Conſiſtorialrath nach Bückeburg. In dieſer Stelle machte er ſich bald auch in der Reihe berühmter Theologen einen bedeutenden Namen, und erhielt 1775 einen Ruf als theologiſcher Profeſſor nach Göttingen, wohin er aber nur abging, um in eine peinliche Verlegenheit zu gerathen. Er ſah nämlich bei ſeiner Ankunft durchaus keine Anſtalt zu ſeiner Anſtellung. Nicht nur hatte der König ſeine Berufung nicht beſtätigt, ſondern man verlangte auch, gegen alle Gewohnheit, daß er ſich zu einem Colloquium ſtellen ſolle. Wie unerwartet unangenehm ihm alles dies, was einer Chikane nur allzu ähnlich ſieht, auch ſeyn mußte, ſo blieb ihm, der ſich in Bückeburg mit einer eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Gattin verbunden hatte, doch keine Wahl. Der Tag zum prüfenden Geſpräch war da, aber auch ſein guter Genius nicht fern; denn an dem Mittage deſſelben Tages erhielt er über Tiſche (eine Folge ſeiner Freundſchaft mit Göthe) den Ruf als Hofprediger, Generalſuperintendent und Oberkonſiſtorialrath nach Weimar. War irgend ein Ort der Welt, wo der geniale Herder ſeinen ganzen Geiſtesreichthum entfalten, und nicht bloß ungeſtört, ſondern auch befördert und vielfach angeregt, die ſchönſte Wirkſamkeit äußern konnte, ſo war es unſtreitig Weimar, unter Amalia's und Carl Auguſt's Regirung. Die ſchönſten Früchte ſeines reichen Geiſtes reiften hier, und Weimar wird ſich noch lange erfreuend und dankbar deſſen erinnern, was er als geiſtlicher Redner, als Aufſeher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung ſegenreich gewirkt hat. Galt Weimar für das Deutſche Athen, ſo hat auch Er ſeinen Antheil daran, denn auch Er glänzte als ein Stern erſter Größe an dieſem Himmel. Geliebt und geehrt von einem der edelſten, würdigſten Fürſtenhäuſer, erhielt er auch manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung ſeiner Verdienſte und ſeines Werthes, denn 1789 wurde er Vicepräſident, und 1801 Präſident des Oberconſiſtoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher geweſen war. Erſt nachdem er dies geworden, wurde er von dem Kurfürſt von Baiern in den Adelſtand erhoben, eine Gnade, welche ihm aus Familienrückſichten angenehm ſeyn mußte. So lebte und wirkte Herder, bis am 18. Dec. 1803 der Genius mit der umgekehrten Fackel, der ihm ſo befreundete, die ſchöne Wirkſamkeit ſeines Lebens unterbrach. Doch hört er darum nicht auf, unter uns zu leben, zu wirken; der große Mann, der edle Geiſt lebt über das Grab hinaus. Ein ſchönes Vermächtniß hat er uns in ſeinen Schriften hinterlaſſen, und mit ihnen ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal geſtiftet. Die neue Ausgabe ſeiner ſämmlichen Werke (bei Cotta in Tübingen, ſeit 1805) iſt mit Recht in mehrere Klaſſen abgetheilt, in Schriften zur ſchönen Kunſt und Literatur, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philoſophie und Geſchichte gehörig, denn man erkennt dadurch beim

erſten Anblick gleich die Vielſeitigkeit des Mannes, der als Philoſoph, Geſchichtſchreiber, Theolog, Philolog, Archäolog, Aeſthetiker, Dichter und Ueberſetzer mehr als 40 Jahre lang mit raſtloſem Eifer unter uns gewirkt hat. Als Theolog beförderte er der heiligen Urkunden hiſtoriſche, klimatiſche Interpretation; als Philoſoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterläßt er einen theuern Schatz bewährter Natur-, Menſchen-, Welt-Beobachtungen; als Erklärer des klaſſiſchen Alterthums bewirkte er harmoniſche Bildung des Menſchen durch Studium der klaſſiſchen Alten; zur Belebung des Naturſtudiums trug er ſehr vieles bei; läuterte und machte allſeitig unſern Geſchmack; erhob uns durch Anſchauung und richtige Würdigung der ſchönen Kunſt zu reiner Menſchheit; ſtimmte faſt in allem, was er ſchrieb, zur Begeiſterung, weckte rührend zu dem Guten, hauchte unſern Seelen edle Gefühle ein, entflammte ſie zu Enthuſiasmus für alles wahrhaft Schöne und Große. Das Hauptwerk Herders ſind ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit (Riga, 1784 — 91. 4 Bde), in welchen alle Strahlen ſeines Geiſtes, wie alle Radien eines Zirkels in dem Mittelpunkte, ſich vereinigen. „Schon in ziemlich frühen Jahren, ſagt er, da die Auen der Wiſſenſchaften noch in alle dem Morgenſchmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagsſonne unſers Lebens ſo viel entziehet, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da alles in der Welt ſeine Philoſophie und Wiſſenſchaft habe, nicht auch das, was uns am nächſten angeht, die Geſchichte der Menſchheit im Ganzen und Großen eine Philoſophie und Wiſſenſchaft haben ſollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphyſik und Moral, Phyſik und Naturgeſchichte, die Religion endlich am meiſten.“ Und ſo ſuchte Herder ſchon von jener Zeit an nach einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, wo er nur ſuchen konnte. Deswegen zeigt ſich auch wirklich in allem, was er jemals ſchrieb, dieſe Tendenz, aus welcher ſeine Tugenden wie ſeine Fehler hervorgehn. Den Punkt zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war ſein heißes Streben, und zwar nicht durch metaphyſiſche Speculation, ſondern durch Beobachtung. So ging er denn den langen Weg von Erfahrungen und Analogien der Natur, den nicht kürzeren Weg der Geſchichte und aller Zweige menſchlicher Cultur durch Religion, Philoſophie, Geſetzgebung, Heilkunde, Poeſie und Kunſt, um endlich, wie ein kühner Alexander, im Mittelpunkt von allen zu thronen. Von ſeinem Standpunkt aus liegt Welt und Menſchenleben, Vergangenheit und Zukunft wie ein großes Panorama vor dem erſtaunten Blick, alle Verwirrung löſt ſich, und erhabne Ruhe bemeiſtert ſich des Herzens. Ausgerüſtet mit Kenntniß der Menſchennatur im Allgemeinen, führt uns der Hiſtoriker der Menſchheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um ruhig mit uns zu beobachten, wie ſie unter ſolchen und ſolchen Bedingungen ſich entwickeln, und welche Erfolge jedesmal eine ſolche oder ſolche Entwickelung haben müſſe. Dabei entdeckt er das große Geſetz, das Ziel und den Endpunkt dieſer Menſchennatur und alles ihres Strebens in der Humanität. Dieſe Humanität ward Herders Göttin; auf ſie bezog er alles; für ſie wirkte er mit raſtloſem Eifer. Er war ein vollherziger, kräftiger Menſch, und Menſch im ſchönen Streben und Wirken zu ſeyn, darauf war all ſein Bemühen gerichtet, ſo daß man mit Einem, freilich oft entweihten, Worte ſein ganzes Weſen bezeichnen kann. Er war Humaniſt, und ſpricht

uns als ſolcher in dem unvergänglichen Monument ſeines Geiſtes, in ſeinen Ideen, ſchön, rührend und erhaben an. Was auch im Einzelnen gegen dieſes Werk, aus welchem Galls Lehre hervorging, ſich ſagen läßt, es bleibt im Ganzen ein klaſſiſches Werk, das in dem Strom der Vergeſſenheit ſo leicht nicht untergehn, und hellere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird. (Charakteriſtik J. G. v. Herders, von Danz und Gruber, herausg. von J. G. Gruber. Leip. 1805.) dd.

Here, ſ. Juno.

Hermandad. Als in Caſtilien die Städte zu Anſehen gelangten, und durch die Begünſtigungen der Könige, welche die Macht derſelben gegen den übermüthigen Adel brauchten, ein Gefühl ihrer Wichtigkeit erhielten, ſchloſſen ſie mehrmahls mächtige Verbindungen, welche ihren Zweck, gegen die Anmaßungen und die Raubſucht des unbändigen Lehnadels zu ſchützen, unverhohlen ausſprachen. Am Auffallendſten verkündigte dieſen Zweck die, im Jahre 1295 von den Stadtgemeinden der Reiche Caſtilien und Leon geſchloſſene, Verbrüderung (hermandad), welche die Verbündeten berechtigte, jedem Adeligen, der einen Bundesgenoſſen beraubt oder gekränkt hatte, und nicht Genugthuung leiſten, oder Bürgſchaft für die Beobachtung des Rechts ſtellen wollte, ſeine Häuſer zu zerſtören, ſeine Weinberge und Gärten zu verwüſten, ja ſogar, wenn ein Adeliger ein Mitglied des Bundes nur herausgefodert oder bedroht hatte, und nicht Bürgſchaft geben wollte, dem Bedrohten erlaubte, ihn zu tödten, und jenem ihren Schutz verſprach. Dieſer frühern Verbrüderungen mußten wir hier erwähnen, weil ſie das Vorbild der ſpätern Hermandad der Stadtgemeinden waren, welche unter Ferdinands und Iſabella's Regirung in Caſtilien ſich ausbildete. Sie wurde zuerſt im Jahre 1476 mit des Königs Genehmigung errichtet, zu einer Zeit, wo der Adel die Friedensgebote des Königs nicht achtete, in Fehden ſich aufrieb, die wehrloſen Bewohner friedlicher Dörfer und gewerbfleißiger Städte beraubte und die Heerſtraßen unſicher machte. Die Stadtgemeinden warben ein Heer und ernannten Richter in verſchiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgeſucht, vor die Richter geführt und beſtraft. Den Verbrecher gegen die öffentliche Ruhe ſchützten nicht Rang und Stand, und ſelbſt in Kirchen konnte er nicht ſichere Zuflucht finden. Der Adel, der durch dieſe Anſtalt ſeine unruhige Fehdeluſt gebändigt und ſeine Richtergewalt beſchränkt ſah, lehnte ſich vergebens dagegen auf, denn der König beſchützte die Hermandad als ein kräftiges Mittel zur Sicherung des Landfriedens, und zugleich als ein wirkſames Hilfsmittel, der königlichen Gewalt Kraft und Ausdehnung zu geben, da die Kriegsmacht der Stadtgemeinden einen Theil des ſtehenden Heeres ausmachte, ohne daß ſie vom Hofe beſoldet zu werden brauchte. Auch in Aragon ward 1488 die Hermandad eingeführt. Die Hermandad, die heilige genannt, (welche Benennung Veranlaſſung geworden, daß man dieſe Anſtalt mit der Inquiſition verwechſelt, oder für eine, von dieſer abhängige, Anſtalt gehalten hat), hatte gleich der frühern Anſtalt, deren Fortſetzung ſie war, die Beſtimmung, die innere Sicherheit zu ſchützen und Ruheſtörer und Straßenräuber zu greifen, ſetzte ſich aber nicht eher in Bewegung, bis die ſtrafbare That geſchehen war. Sie beſtand nur aus einer Compagnie von bewaffneten Polizeiwächtern, die bloß in die verſchiedenen Bezirke des Königreichs

Caſtilien vertheilt war, und für die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachen mußte. Eine ihrer ſtrengſten Vorſchriften ging dahin, ihre Gewalt nicht innerhalb der Mauren der Städte auszuüben. Sie ſtand unter dem Rathe von Caſtilien. Die Hauptabtheilungen der ganzen Compagnie hatten zu Toledo, zu Ciudad-Rodrigo und zu Talavera ihre bleibenden Sitze. R.

Hermann, ſ. Arminius.

Hermann von Thüringen. Wenn man, wie gewöhnlich geſchieht, jenen Hermann von Wirzenburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber im Jahr 1129 der landgräflichen Würde beraubt ward, unter den Landgrafen Thüringens, die aus der Familie Ludwigs des Bärtigen ſtammen, nicht mitzählt, ſo hat man Recht, unſern Hermann mit dem Beinamen des Erſten zu bezeichnen. Ein Sohn Ludwigs IV. oder Eiſernen, Enkel Ludwigs III., welchen Lothar ſtatt jenes Hermanns 1130 zum Land- und Erbgrafen von Thüringen einſetzte, kam unſer Hermann im Jahr 1192 zur Regirung, nachdem ſein älterer Bruder, Ludwig V. oder Fromme, kinderlos verſtorben war. Die Landgrafen Thüringens waren als kaiſerliche Statthalter und Oberrichter den Grafen des Landes vorgeſetzt, welche die Beiſitzer des Landgerichts waren, und dem Aufgebote des Landgrafen folgen mußten. Unter ihrer Regirung erhob ſich Thüringen zu einer der blühendſten Provinzen Deutſchlands, und die Landgrafen ſelbſt erhoben ſich zu ſolch einem Anſehn, daß einer der Söhne Hermanns, Heinrich Raspe, zum Gegenkaiſer Friedrichs II. erwählt ward. Unter Hermann wurde 1198 das Thüringiſche Landgericht in 4 ſogenannte Dingſtühle eingetheilt. Der Sitz des erſten war zu Gotha, und unter ihn gehörte die Grafſchaft Gleichen und der Synodalbezirk Ohrdruf; der zweite war zu Thomasbrücken; der dritte, der ſich über die Grafſchaft Beichlingen und den Synodalbezirk Bibra erſtreckte, zu Weißenſee; der vierte, aus der Grafſchaft Käfernburg und dem Synodalbezirk Erfurt beſtehend, zu Buttelſtädt. Alle 4 Dingſtühle waren dem Landgericht zu Mittelhauſen unterworfen, wo der Landgraf ſelbſt zu Gerichte ſaß. Drei Mal im Jahr verſammelte ſich das Gericht auf dem Ried bei Mittelhauſen, wo man eine auf den Seiten und hinten in Bretern in halber Mannshöhe eingefaßte Gerichtsbühne erbaute, deren gegen Morgen gerichteter Eingang offen und nur mit einem Schlagbaum verwahrt war. Hier ſaß am erhabenſten Orte der Bühne der Landgraf, zum Symbol des Richteramtes einen weißen Stab in der Hand, vor ihm der Herold, zu beiden Seiten Schöppen und Beiſitzer; ein Freibote war der Diener des Gerichts. Nicht aber bloß nach innen ungemein thätig und wirkſam, ſpielte Hermann auch in politiſcher Hinſicht eine wichtige Rolle. Gegen Kaiſer Heinrich VI., welcher Thüringen ſelbſt in Beſitz zu nehmen Luſt hatte, ergriff er ſolche Maßregeln, daß alle Verſuche Heinrichs fruchtlos blieben. Mit gleicher Entſchloſſenheit und Glück widerſetzte er ſich den Anmaßungen des Erzbiſchofs von Mainz, der Thüringen ſo gern mit ihm getheilt, und des Abtes von Fulda, der ihm einige ſeiner Lehngüter ſo gern entzogen hätte. Nur in den unſeligen Kriegen, welche nach des ſechſten Heinrichs Tode Deutſchland verheerten, ſchwankte Hermanns Politik oder Intereſſe zu ſehr zwiſchen den beiden Prätendenten der Deutſchen Königskrone, Philipp aus dem Hauſe Hohenſtauſen, und Otto v. Braunſchweig (1198 — 1208), und er zog durch ſeine bald mit dieſem, bald mit

enem eingegangenen Bündniſſe ſeinem Lande ſo ungeheure Verwüſtungen zu, daß der Erwerb von Nordhauſen, Mühlhauſen, Saalfeld, des Schloſſes Ranis und des Bezirks an der Orla, die noch überdies mit Gewalt genöthigt werden mußten, ſeine Oberherrſchaft anzuerkennen, nicht für Erſatz gerechnet werden konnten. Nachdem Otto, nach langen Kämpfen, allein zum Kaiſer der Deutſchen gekrönt war, den Wünſchen des Papſtes Innocenz aber nicht nach Hoffnung entſprach, brachte dieſer mit Hilfe Frankreichs, welchem Otto's wachſendes Glück bedenklich war, eine Verſammlung Deutſcher Fürſten zu Stande, auf welcher Otto's Abſetzung und des Siciliſchen Friedrichs Wahl vorgeſchlagen wurde. Hermann verſammelte zu dieſem Behuf eine Anzahl von Fürſten und Grafen in Naumburg, wo man jenen Vorſchlag zum förmlichen Beſchluß erhob. Sehr theuer würde dieſes ihm zu ſtehen gekommen ſeyn, denn die Sachſen bemächtigten ſich hierauf der Städte Nordhauſen und Mühlhauſen, viele Thüringiſche Herren wurden ihrem Landgrafen untreu, und Otto rückte mit einem Heer in ſein Land, wenn nicht zum Glück für ihn Friedrichs Ankunft in Deutſchland dieſe Truppen weggerufen, und Otto ſeinem Gegner hätte weichen müſſen. Wie viel ſich Friedrich von Hermanns Unterſtützung verſprach, erkennt man daraus, daß er dieſem, als er ſich auf dem zu Frankfurt 1213 gehaltenen Hoftag einfand, mit 500 Pferden entgegen ritt. Hermann ſeinerſeits verſäumte aber auch nicht, dieſem Vertrauen zu entſprechen, denn er reiſete in Deutſchland umher, eifrig bemüht, Otto's noch übrige Anhänger dem neuem Kaiſer zu unterwerfen. Er ſah ſein Unternehmen gelungen; ein Jahr vor ſeinem Tode (1215) wurde Friedrich (II.) zum Deutſchen Kaiſer gekrönt. Mitten unter ſo vielen Beſchäftigungen vernachläßigte Hermann die Künſte des Friedens nicht, und verdient auch in dieſer Hinſicht eine beſondere Beachtung. Sein Leben fällt in die Zeit der Schwäbiſchen Kaiſer, dieſes goldene Zeitalter der Deutſchen Poeſie. Hermanns Name ſteht ſelbſt mit in der Reihe der Minneſinger, die er gern, als eine beſondere Zierde, an ſeinem Hof aufnahm. Schon zu der Zeit, als ſein Bruder noch regirte und er Pfalzgraf von Sachſen war, hatte er, auf ſeinem Wohnſitz zu Neuenburg an der Unſtrut, deren mehrere um ſich verſammelt, und ihre poetiſchen Wettkämpfe verſchönerten ſeine Einſamkeit. Als er, zur Regirung gelangt, ſeinen Sitz auf die berühmte Wartburg bei Eiſenach verlegte, folgten ihm ſeine Sänger auch hieher. Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingſor und Andere der berühmteſten waren hier, und haben ſein Andenken auf mehr denn eine Weiſe verewigt. Die ſechzehnreimige Strophe, deren ſie ſich bedienten, heißt des Fürſten von Thüringen oder der Thuringer Herren Ton. Der eine ihrer poetiſchen Zweikämpfe vom Jahr 1207 iſt uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg. Wie vielfach übrigens Hermann auf die Poeſie ſeiner Zeit wirkte, erhellt aus mehreren Beweiſen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung ſeiner Aeneide, Albrechten von Halberſtadt zur Bearbeitung der Metamorphoſen Ovids, und ſein Beiſpiel wirkte auf ſeine Nachkommen fort. Hermanns Söhne und Töchter waren Freunde der Poeſie, und beſchäftigten ſich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in Deutſche Verſe überſetzen, und ſeine Schweſter Irmengard trug den Geſchmack an Deutſcher Poeſie an den Anhältiſchen Hof über. Von Heinrich dem

Erlauchten, Hermanns Enkel, haben wir noch einige Lieder in der Sammlung der Minneſinger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Muſenkünſten ſein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deshalb beide. Daß auch ſpätere Dichter ein Fürſtenhaus, worin die Poeſie geehrt und gepflegt worden war, nicht ſobald vergaßen, davon ſprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (ſ. Gottſcheds Bücherſaal X. 264.), und das Leben der heiligen Eliſabeth, der Gemahlin dieſes Ludwig, einmal durch Conrad von Marburg, und einmal durch Johannes Rote. In dem letztern iſt auch der Ruhm unſers Hermann nicht vergeſſen, und von dem Krieg auf der Wartburg die ausführlichſte Nachricht gegeben. d.l.

Hermanſtadt, Ungariſch Szeben, die erſte von den Sächſiſchen Städten und Hauptſtadt in Siebenbürgen, am Fluß Szeben. Sie iſt groß, nach alter Art befeſtigt, wird in die Ober- und Unterſtadt eingetheilt, und iſt faſt rings mit großen Teichen umgeben, mittelſt welcher ſie auf einigen Seiten unter Waſſer geſetzt werden kann. Im J. 1786 zählte man über 13,000 Einwohner, welche größtentheils die evangeliſche Religion bekennen. Zu bemerken ſind das lutheriſche und katholiſche Gymnaſium, das Landhaus, Rathhaus, Zeughaus, Waiſenhaus und die von dem Freiherrn von Bruckenthal angelegte Bibliothek, nebſt einem Münzkabinet und einer Bildergallerie. Die Stadt iſt der Sitz des Militärgubernators, des königlichen Grafen der Sächſiſchen Nation und des Hauptpoſtamts. Die Landtage werden gleichfalls hier gehalten. Der Handel nach der Walachei und nach Wien iſt nicht unbedeutend; auch hat die Stadt Manufakturen von feinen Hüten, Leder, Muſſelinen, guten Weinbau, und in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer.

Hermaphroditos (auch Atlantius genannt, von ſeinem Großvater Atlas) war ein Sohn des Hermes und der Aphrodite, deren beider Namen in dem ſeinigen vereinigt ſind, wie er der Sage nach auch beider Aeltern Schönheit in ſich vereinigte. Die Nymphen in den Idäiſchen Höhlen zogen ihn auf. Als er aber ſein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er die väterlichen Berge, zog in den benachbarten Ländern umher und kam auch nach Carien, wo er, an dem klaren Quell der ſchönen Nymphe Salmacis ſtehend, von dieſer kaum geſehen, auch ſchon geliebt ward. Der ſpröde Knabe erhörte die ſchöne Nymphe nicht, die ihn aber liebend umfaßte, als er in ihrer Fluth ſich badete. Doch auch jetzt verſagte er der Liebenden Gegenliebe. Da flehte dieſe zu den Göttern, daß nie ein Tag ſie von ihm, noch ihn von ihr trenne, und ward erhört. Beider Körper vereinigten ſich in Einen, der nicht mehr Mann, nicht mehr Weib war, und doch beides ſchien. Der alſo Verwandelte erflehte von ſeinen Aeltern im Schmerz, jeglicher, der in dieſe Fluthen hinabſteige, möge wie er als Halbmann herausgehen.

Hermen nennt man alle viereckigen, ſteinernen Pfeiler, oben mit einem Kopf. Ihren Namen ſcheinen ſie von Hermes oder Merkur erhalten zu haben, deſſen Bild anfänglich am häufigſten auf dieſe Art verfertigt und an den Wegen aufgeſtellt wurde. Nachher gebrauchte man dieſes Wort zur Bezeichnung jeder Bildſäule dieſer Art, und deutete auch bloß etwas Viereckiges überhaupt damit an. Verband man mit dem Kopfe des Hermes eine Athene oder Minerva, einen Hercules, Eros oder Amor, oder ſetzte auch wohl nur den Kopf einer Athene, eines Hercules, eines Eros auf ſolch einen viereckigen Stei-

nernen Pfeiler, ſo nannte man dergleichen Hermen: Hermathená, Hermeraklá, Hermerotes. Bildſáulen dieſer Art waren urſprünglich die erſten Verſuche der noch rohen Kunſt, welche erſt bloß viereckige Pfeiler und nachher abgerundete Köpfe darauf als Götterbilder aufſtellte. In der Folgezeit wurde dieſe Form, ſelbſt in der blühendſten Kunſtepoche, beibehalten und verſchönert. Zu Athen ſtanden dergleichen vor allen Häuſern, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen, wo ſie mit Kränzen geſchmückt wurden. Wer ſich an ihnen vergriff, wurde wie ein Schänder des Heiligen beſtraft. Bei den Römern hießen dieſe Hermen termini, von dem Gränzgott Terminus, weil ſie an den Landſtraßen ſtanden, die Pfeiler gewöhnlich mit Aufſchriften verſehen, um den zweifelnden Wanderer über den richtigen Weg zu belehren. Nicht aber bloß Köpfe von Göttern und Helden, ſondern auch von Statsmännern, Philoſophen, Dichtern, Rednern und andern Gelehrten und Künſtlern ſtellte man auf dergleichen Pfeiler, je nach dem Bedarf des Ortes, wo man ſie anbrachte. Bald wurde nur der Kopf, bald zugleich die Bruſt und ein Theil des Leibes ausgearbeitet, gewöhnlich nackt, ſelten bekleidet, und meiſt ohne Attribute. dd.

Hermeneutik kommt von einem Griechiſchen Worte her, welches auslegen, erklären bedeutet, und bezeichnet die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze der Auslegungskunſt aufſtellt. Gewöhnlich indeß wird der Gebrauch dieſes Wortes auf die Wiſſenſchaft beſchränkt, welche die heilige Schrift verſtehen lehrt. Die Hermeneutik verhält ſich zu der Interpretation und Exegeſe wie die Theorie zu der Praxis. N.

Hermes ſ. Merkur.

Hermes Trismegiſtus, ein hiſtoriſcher Name, über den es uns durchaus an zuverläſſigen Angaben fehlt. Die Aegypter und Phönizier vergötterten unter demſelben den Erfinder der Buchſtabenſchrift und aller andern nützlichen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften. Die Aegypter nannten ihn auch Thot, Taaut, Thoyt oder Theut, und ſetzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Oſiris und der Iſis zur Seite, deren Zeitgenoſſe er geweſen ſeyn ſoll. Nach Diodor war er des großen Oſiris Freund und Rathgeber, der ihn ſeiner Talente wegen hochſchätzte, bildete die Sprache der Aegypter, und erfand die erſten Schriftzeichen, die Grammatik, Aſtronomie, Rechenkunſt, Meßkunſt, Tonkunſt, Medicin; war ihr erſter Geſetzgeber, der Anordner ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche, der erſte Anbauer des Oelbaums, der Lehrer der gymnaſtiſchen Uebungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Sanchuniaton, Manetho und Plutarch erzählen auf ähnliche Weiſe von ſeiner Weisheit. Aber alle dieſe Angaben ſind ſo unſicher und ſchwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo er gelebt, noch ob er überhaupt exiſtirt habe, mit einigem Grunde beſtimmt werden kann. Um ſeine Wiſſenſchaft auf die Nachwelt zu bringen, ſoll er ſie in ſteinerne Säulen gegraben und dieſen Säulen ſollen Pythagoras und Plato ihre Kenntniſſe zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derſelben in ein eigenes Buch, und ſpäter entſtanden unzählige Bücher, die Hermes Namen trugen. Beſonders ſchob ihm die Alexandriniſche Schule alles unter, was ſie über Magie, Theoſophie, Alchymie und andere übermenſchliche Wiſſenſchaften träumte, und ſo iſt er auch wohl noch von neuern Schwärmern als eine Quelle geheimer Weisheit betrachtet worden. Wenn um die richtige

Deutung dieſer Sagen zu thun iſt, der leſe Dorneddens Aufſatz Ueber die Erfindungen des Thoyth in deſſ. Neuer Theorie der griech. Mythologie, und Grubers mythol. Wörterbuch.

Hermes (Johann Timotheus), bekannt als ein aufgeklärter, helldenkender Theolog, Kenner mehrerer Sprachen, populärer Philoſoph und warmer Freund alles Guten und Schönen, wurde 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern geboren. Seine erſte Bildung erhielt er von ſeinem gelehrten Vater und ſeiner in jeder Rückſicht vortrefflichen Mutter. Die Fähigkeiten ſeines Geiſtes entwickelten ſich ungewöhnlich ſchnell. Dann wurde er von einem Hauslehrer und endlich auf dem Gymnaſium zu Stargard unterrichtet. Auf der Reiſe zur See nach Königsberg, wohin er, Theologie zu ſtudiren, ging, bekam er in einem fürchterlichen Sturm eine Quetſchung der Bruſt, welche einen faſt tödtlichen Blutſturz zur Folge hatte. Von allem entblößt kam er in Königsberg an, würde aber, da er die vorausgeſchickten Gelder nicht vorfand und ſeine Noth nicht entdecken wollte, zu Grunde gegangen ſeyn, wenn ihm nicht theils ſeine Bücherkunde, theils edle Menſchen zu Hilfe gekommen wären. Seine Kenntniß der Franzöſiſchen Sprache öffnete ihm die beſten Häuſer der Stadt. Kant und Arnold wurden ſeine Lehrer, und letzterer, der ſich beſonders verdient um ihn machte, erkannte ſchon damals mit Scharfblick einen Deutſchen Richardſon in ihm. Zu jener Zeit (1759) fing Hermes an, die ganze Moral des Weibes in der Form ſelbſtgemachter Erfahrungen nieder zu ſchreiben, um ſie künftig in einer Reihe von Bänden nach und nach herauszugeben. Dabei wollte er große Reiſen machen, erſt ſpät ins Predigtamt treten u. ſ. w. Dieſe Plane aber wurden zum Theil vereitelt. Von Königsberg ging er nach Danzig, und von da nach Berlin, wo er geraume Zeit, mit nicht geringem Vortheil für ſeine Geiſtesbildung, lebte. Hier ſchrieb er ſeine Fanny Wilkes, um zu erfahren, welche Aufnahme er für Sophiens Reiſe einſt zu erwarten habe. Nachdem er hierauf als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schleſien, und als fürſtl. Anhaltiſcher Hof- und Schloßprediger zu Pleß gelebt hatte, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verſchiedene geiſtliche Aemter bekleidete, und ſeit 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürſtenthume Breslau, Paſtor primarius zu St. Eliſabeth und Prof. primarius der Theologie iſt. Seine bekannteſten Werke ſind die ſchon genannten beiden Romane, die bei ihrer Erſcheinung viel Aufſehn machten, und denen, wenn ſie jetzt auch bei ihrer unkünſtleriſchen Tendenz veraltet ſind, doch die Ehre bleibt, die Reihe unſerer lesbaren pſychologiſchen Romane eröffnet und ein beſſeres Muſter der Menſchendarſtellung in dieſer Gattung gegeben zu haben.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena. Sie war von dem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achills Sohne, verſprochen, ward aber des Oreſtes Gemahlin und gebar ihm den Taſimenus. Nachher ſoll ſie ſich mit dem Diomedes vermählt haben, und mit ihm unſterblich geworden ſeyn. Außerdem ſ. Harmonia.

Hermode, nach der Scandinaviſchen Mythologie der allgemeine Botſchafter der Götter, ein Sohn des Odin. Er heißt der Schnelle und ging immer mit Helm und Panzer bewaffnet, womit ihn ſein Vater beſchenkt hatte. Er und Braga gingen auf Odins Befehl den

gebliebenen Helden entgegen, wenn ſie nach Walhalla kamen, und dieſer begrüßte ſie mit dem Gruße Walhalla's: „Genieße Einheriarfrieden und trinke Meth mit den Göttern.“

Hernia, ſ. Bruch.

Hero, eine Prieſterin der Venus zu Seſtos auf der thraciſchen Küſte, deren Liebesabentener mit Leander, einem Jüngling aus dem auf der Gegenſeite des Helleſpont gelegenen Abydus, in einem ſchönen Gedicht erzählt wird, das wir unter Muſäus Namen beſitzen. An einem feierlichen Feſte zu Seſtos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem auch die Einwohner von Abydus herübergekommen waren, ſahen ſich Hero und Leander, und entbrannten gegenſeitig von der feurigſten Liebe. Begünſtigt von dem Dunkel der einbrechenden Nacht, ſchlich Leander ſich in den Tempel und geſtand der erröthenden Jungfrau ſeine unbeſiegbare Leidenſchaft. Er fand Gegenliebe, aber ihrer Verbindung ſtellten ſich Hero's prieſterlicher Stand und der Wille ihrer Aeltern entgegen. Den liebenden Jüngling ſchreckten dieſe Schwierigkeiten nicht. Er redete mit Hero ab, daß er mit einbrechender Nacht über den Helleſpont ſchwimmen wolle; eine von ihr auf dem Thurm aufgeſteckte Fackel ſolle ihm zum Wegweiſer dienen. So eilte er allnächtlich in die Arme ſeiner Geliebten, und, von dem verſchwiegenen Dunkel beſchirmt, genoſſen beide der ſüßeſten Freuden. Aber der Winter erſchien und brauſende Stürme regten das Meer auf. Leander ſtürzt ſich auch jetzt in die Fluthen, aber ſeine Kräfte erliegen dem empörten Element, und entſeelt ſchleudern ihn die Wellen an den Fuß des Thurmes wo Hero, von Angſt gefoltert, ſeiner harrt. Sie, vom Schmerz überwältiget bei dieſem Anblick, ſtürzt ſich von der Höhe auf den theuern Leichnam hinab und ſtirbt, ihn mit ihren Armen umſchließend.

Herodes iſt der Name von vier Jüdiſchen Regenten, unter welchen derjenige der merkwürdigſte iſt, welcher der Große genannt wird. Sein Vater war Antipater, der Edomiter. Geboren zu Aſcalon im J. 71 vor Chr., erlangte er in ſeinem 25ſten Jahre die Regirung über Judäa durch Betrug und Grauſamkeit. Statsklugheit, Tapferkeit, Liebe zu den ſchönen Künſten und ein feiner Geſchmack in denſelben zeichnen ihn vor den übrigen Jüdiſchen Königen eben ſo ſehr aus, als ſeine argwöhniſche Grauſamkeit und ſein Blutdurſt. Bei einigem Schein der Güte und Religioſität war doch ſein Herz nie von wahrem Religionsgefühl und Menſchenliebe durchdrungen, und ſeine Regirung durchaus willkührlich. Nach Laune ſetzte er Hoheprieſter ein und ab, verkleidet behorchte er ſeine Unterthanen, und brauchte die niedrigſten Werkzeuge des Deſpotismus, ſelbſt ein niedriger Sklav der Römiſchen Oberherren. Zum Theil wurde er verführt von ſeiner Schweſter Salome. Seine Gemahlin Mariane, Ariſtobul, ſein Schwager, Alexandra, deſſen Mutter, der alte Fürſt Hyrkan, und drei von ſeinen eigenen Söhnen wurden von ihm hingerichtet. Er erhielt ſich auf dem Throne ungeachtet des Haſſes der Juden und der Gefahr, in die ihn die Parteien in dem Römiſchen Bürgerkriege brachten, durch knechtiſche Unterwerfung unter den Willen des jedesmaligen Oberhaupts der ſiegenden Partei. Auguſt vermehrte ſeine Staten mit Trachonitis, Auranitis, Batanäa und Zenodors Gebiet. Unter ſeiner Regirung wurde Chriſtus geboren. Herodes baute den Tempel von Jeruſalem prächtiger, als er vorher war, zierte ſeine Hauptſtadt mit vielen ſchönen Gebäuden und vermehrte die Zahl der Städte. Auch als Krieger und Eroberer machte er ſich berühmt. Er ſchlug die Araber und ihren Anführer Aretas, beſiegte die Syriſch-Arabiſchen Räuber. Er ſtarb

nach einer Regirung von 34 oder 37 Jahren, fünf Tage nach der Ermordung ſeines Sohns.

Herodian, ein bekannter Geſchichtſchreiber, von deſſen Lebensumſtänden wir nicht viel mehr wiſſen, als daß er in Rom öffentliche Ehrenämter bekleidete und über das Jahr 238 nach Chr. hinaus gelebt haben muß, da er ſeine in Griechiſcher Sprache abgefaßte Geſchichte, welche von dem Tode Antonius anhebt, mit dieſem Jahre ſchließt. Sie beſteht aus acht Büchern, und iſt zwar ohne chronologiſche Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Stil geſchrieben.

Herodot, zu Halicarnaß in Carien im erſten Jahre der 74ſten Olympiade (844 J. vor Chr.) geboren, der älteſte Griechiſche Geſchichtſchreiber. Er unternahm es zuerſt, eine allgemeine Völkergeſchichte in einer ordentlichen Verbindung zu ſchreiben, die einen Zeitraum von 240 Jahren umfaßt. Um den Stoff für ſein Werk zu ſammeln, bereiſte er verſchiedene Länder ſelbſt, z. B. Griechenland, Macedonien bis über den Iſter und Boryſthenes hinaus, einen großen Theil Aſiens, und ſogar Aegypten, Libyen und Cyrene. Nach den geſammelten Materialien bearbeitete er hierauf im 44ſten Jahre ſeines Alters die Geſchichte, welche aus 9 Büchern beſteht, die er nach den 9 Muſen benannte. Er erzählt darin die Kriege der Perſer mit den Griechen, als Epiſoden aber flicht er die Geſchichten der andern Nationen ein; er ſchrieb in einer noch durchaus bildlichen, durch Würde und Einfachheit ausgezeichneten Sprache und in dem Dialekt Joniens; Charakterſchilderungen ſind ihm fremd; handelnd und redend führt er ſeine Perſonen ein. Er ſelbſt erſcheint allenthalben von der religiöſen Weltanſicht durchdrungen. Bei den Olympiſchen Spielen und nachher in den Atheniſchen Volksverſammlungen, wo er ſein Werk vorlas, belohnte ihn der lauteſte Beifall. Zuletzt mußte er ſein Vaterland verlaſſen, das durch Parteien zerrüttet ward, und ging mit einer Atheniſchen Colonie nach Thurium in Großgriechenland; daher er auch den Beinamen Thurius hat. Wo und wann er ſtarb, iſt unbekannt. Man legt ihm auch eine Lebensbeſchreibung Homers bei, jedoch ohne völlige Gewißheit. Seine Glaubwürdigkeit iſt nur inſofern in Zweifel zu ziehn, als er vielleicht hin und wieder ſelbſt durch falſche Nachrichten getäuſcht worden. Ohne den Sagenſchatz ſeines Werks würden wir die älteſte Geſchichte faſt gar nicht kennen. Ueberſetzungen beſitzen wir von Degen und Jacobi.

Heroen, Helden, Starke, hießen dem Griechen alle vor andern durch Tapferkeit, Muth, Kraft und Wiſſenſchaft ausgezeichnete Männer der frühen Vorzeit. Er erkannte in ihnen übermenſchliche Weſen und reihte ſie zunächſt an die Götter, zwiſchen welchen und den Menſchen ſie eine Mittelſtufe bildeten. Sie waren ihm Halbgötter, an denen nur das Sterbliche untergegangen, das Göttliche aber nach dem Tode zu den Göttern übergegangen war. Helden dieſer Art, halbgöttlicher Natur, pflegen in der Mythenſprache vorzugsweiſe Heroen zu heißen. In der Griechiſchen Heroenwelt, welche mit dem Einfall der Herakliden in den Peloponnes (1190 vor Chr.) endet, und den Uebergang vom ehernen zum eiſernen Zeitalter macht, treten folgende Stämme in verſchiedenen Geſchlechtern auf: 1) die Prometheïden von Prometheus, oder Deukalioniden, von Deukalion; 2) die Inachiden, von Inachus; 3) die Agenoriden, von Agenor; 4) die Danaïden, von Danaus; 5) die Pelopiden oder Tantaliden, von

Pelops oder Tantalus; 6) die Cekropiden, von Cekrops. Einzelne Geſchlechter, z. B. die Aeakiden, Perſiden, Atriden, Herakliden, gehören unter den einen oder den andern jener größern Stämme. Die Epoche dieſer Helden iſt die Zeit des romantiſchen Heroismus, der Abenteuer und menſchlichen Wunderthaten. Nach zwei vor andern der Auszeichnung würdigen Unternehmungen kann man dieſe Zeit in zwei Perioden abtheilen, und in dieſen die Heroen vor dem Argonautenzug und die Heroen nach demſelben unterſcheiden. Unter letztern ſind die Helden des Trojaniſchen Krieges die vorzüglichſten. Die früheren Heroen ragen über die ſpäteren hervor, die, wenigſtens ihrer Zeit, nicht gleich als das erſchienen, was die Folgezeit in ihnen ſah. Bei der Ferne war der Antheil, den die Einbildungskraft an der Sage hatte, wenig beſchränkt, die Nähe hob ihn faſt ganz auf; weshalb auch die Heroenwelt eigentlich da aufhört, wo die poetiſche Sage der Geſchichte weicht. Als auch dieſe ſpäteren Heroen, von der Zeit in weitere Ferne gerückt, in der Poeſie fortlebten, ſtanden ſie ebenfalls als göttergleichere Geſtalten da; jedoch kaum einer gelangte zu der allgemeinen Verehrung, die man den früheren weihte. Weder dieſen noch jenen wurden, wie den olympiſchen Göttern, größere Opfer gebracht, ſondern man weihte ihnen nur geheiligte Haine und brachte Libationen auf ihren Grabhügeln. Nach Plutarch verehrten die Griechen am Tage des Neumonds ihre Götter, am darauf folgenden ihre Heroen, denen auch ſtets der zweite Becher gemiſcht wurde. Ihr Aufenthalt nach dem Tode wird verſchieden angegeben. Einige, wie Bacchus, Hercules, Pollux u. a., gingen zur Burg der ewig waltenden Götter ein; andere wohnten auf den Inſeln der Seligen; noch andere ſchimmerten am Sternenhimmel. Aber auch an dieſen Vorſtellungen änderte die folgende Zeit vieles. Uebrigens waren die Heroen der Griechen die Laren der Römer.

Heroide nennt man ein lyriſches Gedicht in Briefform, worin irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geſchichte einer andern Perſon ihre Empfindungen in einer merkwürdigen Situation des Lebens mittheilen. Sie können deshalb als feierliche Monologen in entſcheidenden Lagen des Lebens betrachtet werden. Ovid wird als der Urheber dieſer Dichtungsart genannt, und nach ſeinen Muſtern haben einige Theoretiker behaupten wollen, die Heroide gehöre zur Elegie. Obſchon ſie aber öfters dem Gegenſtand und der Perſon nach das weichere elegiſche Gefühl athmen kann, ſo hindert ſie doch auch nichts, ſich in höherem tragiſchen Ton auszuſprechen, und Pope hat Heloiſen an Abälard dieſen Ton anſtimmen laſſen. Wollte man Pope verurtheilen, daß er nicht Ovid ſey, ſo wäre das um nichts beſſer, als wenn man Oviden tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargeſtellt habe. Der Streit, ob die Heroide zur höheren oder niederen lyriſchen Poeſie gehöre, ſcheint ganz nichtig, weil doch alles von der bald mehr tragiſchen, bald mehr elegiſchen Situation abhängt. Wollte man aber gar die Heroide für unſtatthaft erklären, weil ſie ſich nicht über den Leiſten einer Theorie ſchlagen läßt, ſo wäre dies noch thörichter. Diejenigen, die den poetiſchen Brief verwerfen, ſollen wenigſtens noch den erſten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm beſteht denn auch die Heroide als ein lyriſcher Brief. Keine Nation hat mehrere aufzuweiſen, als die Franzöſiſche, wo Colardeau, Blin de St. More, Dorat beſondere Beachtung verdienen; unter uns Deutſchen ſind Wielands Briefe Verſtorbener an ihre noch lebenden

Freunde, (wenn man ſie wirklich hieher zählen kann), auch jetzt noch das Vorzüglichſte in dieſer Art. dd.

Heroiſch bezeichnet jene Energie des Willens, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus beſteht demnach in Handlungen. Geſinnungen kann man nur inſofern heroiſch nennen, als ſie zu heroiſchen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroiſchen iſt Erhabenheit und dieſes Gefühl müſſen diejenigen Werke der Kunſt (namentlich der Poeſie und Muſik) erwecken, die auf den Namen heroiſcher Anſpruch machen.

Herold. Das Amt eines Heroldes iſt ſo alt, als das der Prieſter; es findet ſich bei allen Völkern der alten und neuen Welt, wo man die militäriſchen Herolde, unter der Benennung „Parlementair's," recht eigentlich wieder findet. Ueberall hatten und haben ſie den Charakter der Unverletzlichkeit, wie Geſandte noch höheren Ranges, und wurden und werden noch bei gewiſſen Feierlichkeiten durch Kleidung und eigene Attribute ausgezeichnet. — Bei den Römern unterſchied man drei Klaſſen derſelben, Friedensherolde (Caduceatores), welche die Griechen (unter den Namen κηρυξ) mit dieſen gemein hatten, Kriegs- und Friedensherolde (Fetiales) und Herolde obrigkeitlicher Behörden (Praecones). Der eigentliche Friedensherold der Römer (Caduceator) trug gewiſſe Kräuter (Verbena, z. B. Myrten, Oelbaum, Rosmarin ꝛc.), als ſymboliſches Zeichen ſeines Amtes und deſſen Bedeutung und zu ſeiner Sicherheit in der Hand vor ſich her; bei den Griechen aber einen Lorbeer- oder Olivenſtab (Caduceus), um welchen ſich zwei Schlangen wanden, welche die Köpfe einander zukehrten und den Kamm ſich ſträubten. (M. vgl. Merkur.) Der Friedensherold der Athener trug ſtatt dieſes Schlangenſtabes einen mit Wolle umwundenen und mit allerlei Früchten geſchmückten Friedenszweig (εἰρεσιώνη); er mußte oft auch noch andern Beſchäftigungen (ſogar denen der Köche und Mundſchenken) ſich unterziehen; die Griechiſche Benennung Keryxes war, von Keryx (dem Sohne Mercurs und und des Cecrops Tochter Pandroſus) abgeleitet, von welchem vornehmlich die Atheniſchen Herolde abſtammen, dagegen die Lacedämoniſchen Nachkommen des Talthybius, des in einem Tempel zu Sparta göttlich verehrten Herolds des Agamemnon, ſeyn mußten. — Die Fetialen, ein von Numa eingeſetztes Collegium von 20 Mitgliedern, hatten zugleich einen rein diplomatiſchen Charakter, denn ihre Geſchäfte erſtreckten ſich über alles, was auf Kriegserklärungen und Unterhandlungen Bezug nahm. War ein Krieg beſchloſſen; ſo wurde er durch ſie jedesmal vorher feierlich erklärt. Glaubte Rom ſich von einem andern Volke beleidiget, ſo wurde durch einen Fetialen Genugthuung gefodert; erfolgte dieſe binnen 33 Tagen nicht, ſo begab der Herold ſich abermals an die feindliche Gränze, warf einen blutigen Speer mit angebranntem Schafte hinüber und erklärte durch eine feierliche Formel (Clarigatio) den Krieg. Als Roms Gränzen ſich immer mehr erweitert hatten, ward dieſe Ceremonie auf einem Felde vor der Stadt (ager hostilis) vorgenommen. Auch die Fetialen trugen jene heiligen Kräuter (verbena), aber als Kranz, um die Schläfe; dieſen wurde noch ein Kieſelſtein, den ſie bei ſich führten, beigefügt, wenn ſie zum Abſchluß eines Friedenstraktates abgeſendet wurden. Die Präcones endlich wurden zu allen Proclamationen an das Volk, bei dem Gottesdienſte, in den Comitien, bei öffentlichen Auctionen, bei gerichtlichen Verhören, im Senat, bei Verkündigung der Geſetze, die ſie vorleſen mußten, bei feierlichen Leichenbegängniſſen, bei Schau-

und Fechterſpielen, bei der Armee, wenn ein General dieſe haranguiren wollte, dann auch bei Hinrichtungen und überhaupt allen übrigen öffentlichen Verſammlungen. Die Herolde aller andern Nationen alter und neuer Zeit haben mit den Caduceatoren, Keryken und Fetialen der Römer und Griechen mehr oder weniger Verwandtſchaft; ihr Coſtume, die Feierlichkeiten bei Ausubung ihrer Functionen waren und ſind überall anders. Brittiſche Wappenkönige ſah man zuweilen in Deutſchland bei gewiſſen Veranlaſſungen; den letzten bis jetzt, als Herzog Ernſt II. von Gotha den Orden des blauen Hoſenbandes empfing. In der neueſten Zeit iſt der Herold merkwürdig, der am 20. December 1806 in Dresden, mit Beobachtung des alten Herkommens in Coſtume und Form, die Königswürde Friedrich Auguſts proclamirte.

Heronsball, eine kleine hydrauliſche Maſchine, die ihren Namen von ihrem angeblichen Erfinder, dem Mechaniker Hero aus Alexandrien, hat und aus einer kupfernen Kugel beſteht, in welcher eine faſt bis auf den Boden gehende Röhre ſenkrecht eingekittet iſt, die dicht über der Oberfläche der Kugel mit einem Hahne muß verſchloſſen werden können. Leert man nun ſo gut wie möglich dieſe Kugel von aller Luft, was durch Ausſaugen geſchehen kann, dreht hierauf den Hahn zu, taucht alsdann die Kugel unter Waſſer und öffnet in dieſem den Hahn, ſo wird durch den Druck der äußern Luft ſo viel Waſſer in die Kugel getrieben, bis die noch in ihr zurückgebliebene Luft gleiche Dichtheit mit der äußern hat. Wenn man nun (mit dem Munde oder auf andere Weiſe) noch mehr Luft in die Kugel drängt und den Hahn noch einmal und ſo lange verſchließt, bis die Röhre wieder in die Höhe gerichtet worden iſt, ſo treibt die übermäßig hineingepreßte Luft das Waſſer in einem Strahle ſo lange heraus und empor, bis die innere Luft der äußern wieder gleich iſt. Die Erſcheinungen des Heronsbrunnens haben gleichen Grund.

Heroſtratus. Ein Bürger von Epheſus, den die Wuth, ſich berühmt machen und ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen zu wollen, zu dem höchſt ſeltſamen Entſchluß trieb, den prächtigen Dianentempel zwiſchen der Stadt und dem Hafen von Epheſus in Brand zu ſtecken. Nur die vier Mauern und einige Säulen blieben von dieſem Prachtgebäude ſtehen, von dem hauptſächlich das Dach und die innern Verzierungen des Schiffes zerſtört worden waren. Der Brandanſtifter büßte die Unthat durch einen martervollen Tod. Auch decretirte der Reichstag der Jonier, daß ſein Name einer ewigen Vergeſſenheit übergeben werden ſolle; doch eben dieſe Verordnung mußte ſein Gedächtniß bewahren, ſo wie der Hiſtoriograph Theopompus in ſeiner Geſchichte Griechenlands den Wunſch des Heroſtratus zur Erfüllung gebracht hat. Die Nacht des Jahres 3628, in welcher jener Brand geſchah, war zufällig dieſelbe, in welcher Alexander der Große geboren wurde.

Herrenbank. Bei verſchiedenen Gerichtshöfen (z. B. den Schöppenſtühlen und beim ſonſtigen Reichshofrath) führt dieſen Namen diejenige Abtheilung oder Bank der Beiſitzer, auf welcher die Herren und Ritter ſich befinden, dagegen diejenige Bank, auf welcher die bürgerlichen oder gelehrten Mitglieder ſitzen, die Gelehrtenbank genannt wird. Auch verſteht man zuweilen unter jener Benennung die Herren und Ritter ſelbſt.

Herrera (Hernando de), ein berühmter ſpaniſcher Dichter, aus Sevilla, lebte im 16ten Jahrhundert. Auffallend iſt es, daß man durchaus nichts mehr von den Lebensumſtänden dieſes Mannes weiß, deſſen Dichterwerth ſchon ſeine Zeitgenoſſen ſo ſehr fühlten, daß ſie ihn vorzugsweiſe divino nannten; ein Beiname, der um ſo ehrenvoller für Herrera war, als er in einem Zeitraum lebte, wo die vorzüglichſten Köpfe in der Poeſie mit ihm wetteiferten. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, umfaßte er zugleich alles Wiſſenswürdige, ſo daß ſogar ſeine Einſichten in der Mathematik gerühmt werden. Viele ſeiner Gedichte ſind erotiſchen Inhalts und ziehen durch ſanfte Gefühle an; dagegen waltet in ſeinen Oden oft eine hohe Begeiſterung. Mehrere ſeiner poetiſchen Arbeiten, deren ſeine Zeitgenoſſen erwähnen, ſind nie erſchienen und ſcheinen verloren gegangen zu ſeyn. Außerdem war Herrera der Verfaſſer einiger hiſtoriſchen Werke.

Herrmann, ſ. Arminius.

Herrnhut und Herrnhuter. Herrnhut iſt ein offner Ort mit 90 Häuſern und 1200 Einwohnern zwiſchen Löbau und Zittau in der Oberlauſitz am ſüdlichen Abhange des Hutberges auf dem Grunde und Boden des nördlich im Thale gelegenen Rittergutes Berthelsdorf. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der hier wohnenden Handwerker, Fabrikanten und Künſtler werden überall geſchätzt, beſonders die Lakirwaaren, Lederarbeiten und Lichte. Die Wohnungen ſind nett und freundlich, die Menſchen harmlos und zufrieden und auch bei dem Aermſten herrſcht Ordnung und Reinlichkeit. Die Lage des Ortes iſt ſehr angenehm und man bemerkt, daß er mit Bedacht zum Aſyle einer heitern Frömmigkeit gewählt ward. Vor dem J. 1722 war er noch wüſte. In dieſem Jahre aber ſiedelten ſich Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten Mähriſchen Brüder unter der Begünſtigung des Grafen von Zinzendorf, damaligen Beſitzers von Berthelsdorf, an der Mittagsſeite des Hutberges an und noch bezeichnet ein Stein unweit dem Städtchen Herrnhut auf der Straße nach Zittau die Stelle, wo im genannten Jahre der erſte Baum zu der Erbauung des Ortes gefällt wurde. Ueber die Eigenthümlichkeiten dieſes Ortes, und der Gemeinde, die ihn bewohnt, ſ. Brüdergemeinde. E.

Herſchel (Wilhelm). Dieſer um die Aſtronomie unſterblich verdiente Gelehrte wurde zu Hannover den 15. Nov. 1738 geboren. Sein Vater, ein unbegüterter Muſicus, der eine zahlreiche Familie zu verſorgen hatte, konnte ihm nur eine unvollkommene Erziehung geben laſſen. Glücklicherweiſe aber fand der junge Herſchel einen würdigen Lehrer, der ſeine Fähigkeiten erkannte, und ihn mit Eifer in ſeinen Lieblingswiſſenſchaften, der Logik, Ethik und Metaphyſik, unterrichtete. Dadurch wurde des Jünglings Lernbegierde auf das lebhafteſte gereizt, und er arbeitete mit ununterbrochenen Fleiß daran, ſeinen Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern. Dieſe, ein muſikaliſches Inſtrument und einige geſchriebene Notenbücher waren alles, womit ſein Vater ihn ausſtatten konnte. Nach dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges kamen im J. 1759 Vater und Sohn mit einigen Hannöverſchen Truppen, zu deren Muſikorps ſie gehörten, nach London. Jener kehrte nach Deutſchland zurück, der Sohn aber blieb dort, um in England ſein Glück zu verſuchen. Seine Lage in einem fremden Lande und ohne Freunde war gewiß ſehr drückend; aber mit Standhaftigkeit ertrug er alle Widerwärtigkeiten, und fuhr beharrlich fort, ſich in einer Beſchäftigung zu üben, die ihm ſo wenig verſprach. Er hoffte,

in der Provinz mehr Verdienſt zu finden und verließ daher London. Nachdem er mehrere Städte im Norden von England beſucht hatte, führte ihn das Glück nach Halifax, wo eben die Stelle eines Organiſten erledigt war. Er meldete ſich dazu und erhielt ſie. Seine Luſt zu lernen aber erwachte jetzt, da er der drückendſten Sorgen überhoben war, nur noch lebhafter; er ſtudirte das Italieniſche, Lateiniſche und Griechiſche, welches letztere er aber bald wieder aufgab, ferner die Theorie der Harmonie, die ihn dergeſtalt anzog, daß er ſich nach und nach auch mit den übrigen mathematiſchen Wiſſenſchaften bekannt machte. Im J. 1766 trat er in einen ungleich größern Wirkungskreis, indem er zum Organiſten in Bath erwählt wurde. Er hatte als ſolcher zugleich die Direction des Theaters, der Oratorien, der öffentlichen und Privatconcerte, und außerdem eine Menge Zöglinge zu unterrichten. Aber unter allen dieſen Geſchäften und Zerſtreuungen fand er Zeit, ſeine mathematiſchen Studien fortzuſetzen. Er widmete ihnen nach einem arbeitsvollen Tage die Stunden der Nacht. In dem Ladies Diary von 1780 erſchien von ihm die Beantwortung einer Preisaufgabe über die Schwingungen der Saite, wenn ſie in der Mitte mit einem kleinen Gewichte beſchwert iſt. Schon früher waren ſeine Studien vorzüglich auf Optik und Aſtronomie gerichtet. Das Vergnügen, mit welchem er den Himmel durch ein zwelfüßiges Gregorianiſches Teleſcop betrachtet hatte, erweckte den Wunſch in ihm, einen vollſtändigen aſtronomiſchen Apparat zu beſitzen. Er trug einem Freund in London auf, ihm ein noch größeres Teleſcop zu kaufen, und beſchloß auf deſſen Anzeige von dem unerwartet hohen Preiſe, der dafür gefodert wurde, ſelbſt ein ſolches zu verfertigen. Lange arbeitete er vergeblich, bis endlich ein glücklicher Erfolg ſeine Beharrlichkeit krönte, und er im J. 1774 die Genugthuung hatte, den Himmel durch einen ſelbſt verfertigten fünffüßigen Newtonianiſchen Reflector zu betrachten. Nicht zufrieden damit, ging er weiter, und beſchloß Inſtrumente von größerm Umfang zu verfertigen, als man bisher noch gekannt hatte. Nachdem er dergleichen von 7 und 10 Fuß zu Stande gebracht hatte, unternahm er die Verfertigung eines 20 füßigen. Sein Fleiß und ſeine Anhaltſamkeit bei dieſen Arbeiten waren unglaublich; keine Schwierigkeiten vermochten ihn zu erſchüttern. Er genoß dafür die Belohnung, in der Nacht des 13ten März 1781 einen neuen, zu unſerm Sternſyſtem gehörigen Planeten zu entdecken, den er Georgium sidus nannte, der aber jetzt den Namen Uranus führt. Für dieſe große Entdeckung ernannte ihn die königliche Geſellſchaft zu ihrem Mitglied. Im folgenden Jahre nahm ihn der König unter ſeinen unmittelbaren Schutz. Herſchel verließ Bath und ſeine muſikaliſchen Inſtrumente und zog nach Slough bei Windſor, wo ein Haus und eine Sternwarte für ihn eingerichtet waren. Hier in einer glücklichen Unabhängigkeit, ſah er ſich in den Stand geſetzt, ſeine Plane weiter zu verfolgen. Schon zu Bath fing er damit an, ein 50 füßiges Teleſcop zu verfertigen; jetzt brachte er ein 40 füßiges zu Stande. Allein die Schwierigkeiten, einem Inſtrumente von ſolchem Umfange die gehörige Vollkommenheit zu geben, ſind faſt unüberſteiglich, und ſo iſt bis jetzt dieſes Teleſcop mehr ein Gegenſtand der Bewunderung als der Brauchbarkeit geweſen. Herſchel hat keine ſeiner wichtigen Entdeckungen demſelben zu verdanken. Im Jahr 1783 entdeckte er einen Vulkan im Monde, und im Jahr 1787 noch zwei andere; am Uranus aber entdeckte er, daß er mit einem Ring umgeben ſey und ſechs Trabanten habe. Für dieſe wichtigen Erweiterun-

gen der Sternkunde ernannte ihn die Univerſität Oxford zum Doctor der Rechte, eine Würde, mit welcher ſie, zumal gegen Fremde, nicht freigebig iſt. Wir bemerken noch, daß Herſchel in ſeiner kenntnißreichen Schweſter Caroline eine thätige Gehilfin bei ſeinen Arbeiten hatte. Auch ſie hat mehrere wichtige Entdeckungen gemacht, und der königlichen Geſellſchaft in geiſtreichen Abhandlungen vorgelegt. Uebrigens war er ein Mann von beſcheidenen Sitten, im Umgang offen, mittheilend und heiter.

Hertha, Jord, Joard (die Göa, Tellus, Titäa, Cybele der Römer und Griechen), die Erde, eine Göttin der Scandinaviſchen Mythologie, die heilige, erhabene Schöpferin, Mutter, Erhalterin, gemeinſchaftlich verehrt von den Aſtiern, Longobarden, Reudignern, Aviones, Angeln, Warnern und noch andern Germaniſchen Völkerſtämmen, welche jenſeits der Elbe in der Gegend der Warne und an den Ufern der Oſtſee wohnten. Hertha war die Tochter der Nacht und des Anar, Schweſter des Dagur oder des Tages von mütterlicher Seite, Gemahlin des Odin, und Mutter des Thor oder Donnergottes genannt, und iſt ohne Zweifel ganz eine und dieſelbe mit Frigga (man ſ. dieſ. Art.). Der Grund ihrer Verehrung war vorzüglich der beruhigende Glaube, daß ſie Antheil an den Angelegenheiten der Menſchen nehme, ſie leite, und dieſe ſogar zu gewiſſen Zeiten beſuche. In einem heiligen Hain auf einer Inſel des öſtlichen Oceans befand ſich das Heiligthum der Göttin. In den dunkelſten Schatten ſtand ein der Hertha geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt; er durfte nur von dem eingeweihten Prieſter berührt werden. Nur dieſem ward es wiſſend, wenn die Göttin den Thron ihres Gemahls verließ und im Innern des Wagens ſich befand. Nun ſpannte Hertha's Diener zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und geleitete ſo die Erhabene durch das Land. Da begannen die Feſte. Alle Fehden hörten auf — die Waffen entfielen den Kämpfern und wurden ſogar verſchloſſen, und ſo lange Hertha's Wagenräder rollten (aber auch nicht länger), war eine allgemeine Verſöhnung, tiefe Ruhe unter den Völkern, die ſie anbeteten. Der Augenblick, wo die Göttin nach einer himmliſchen Heimath zurück verlangte, wurde dann dem geleitenden Prieſter kund, der ſie hernach in den heiligen Hain zurückbrachte. Der Wagen nebſt Teppich und der Göttin ſelbſt wurde nun in den heiligen, im Haine befindlichen See hinabgelaſſen und von Sklaven darin abgewaſchen, die aber ſogleich nach vollbrachter Arbeit von den geheimnißvollen Fluthen verſchlungen wurden. Mit heimlichem Ergrauen ward das Volk erfüllt, das ehrfurchtsvoll kaum eine Vorſtellung von den Dingen ſich erlaubte, welche die Unglücklichen in dem Waſſer ſahen, und deren Anſchauen ſie mit dem Tode bezahlen mußten. Die Inſel Rügen hält man für jenes Eiland, welches das Heiligthum der Göttin trug. Auch ſieht man dort noch in einem großen Buchenhain einen runden Platz von hohen, uralten Buchen umgeben, kühl und düſter, und in deſſen Mitte einen kleinen See mit ſtehendem, beinahe ſchwarzem Waſſer. Dieſer Platz liegt in der ſogenannten Stubnitz, und wird von den Einwohnern der Burgwall und Burgſee genannt. S. Koſegartens Rhapſodien Bd. 2. I.

Herz. Dieſes mit dem Blutumlauf unzertrennlich verbundene Eingeweide iſt als der muskulöſeſte Umfang der Arterien und als das muskulöſeſte Ende der Venen anzuſehen. Es ſteht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichſam als ein blinder dicker Fortſatz rechts hinter dem Bruſtbeine befeſtigt iſt, in Verbindung, und wird

durch einen Beutel in ſeine beſtimmte Lage eingeſchränkt. Die Geſtalt des Herzens iſt kegelförmig. Gewöhnlich liegt es beim Menſchen mit ſeiner Achſe ſo, daß es die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, die Baſis hingegen rechts hinterwärts richtet. Daß es in zwei Kammern getheilt iſt, bemerkt man ſchon von außen an der Kerbe auf der obern, und an einem Streifen auf der untern Fläche. Das mit ſeinem Beutel aus dem Körper eines erwachſenen Menſchen herausgelöſte Herz wiegt 10 bis 20 Unzen, und beſteht aus 4 Stücken, der Lungenarterienkammer, der Aortenkammer, dem Lungenvenenſack und dem Hohlvenenſack. Alle dieſe Stücke hangen unzertrennlich zuſammen, und ſind nur in der Mitte durch eine gemeinſchaftliche Scheidewand von einander abbeſondert. Außer den vier allgemeinen Blutgefäßen, der Lungenarterie, der Aorte, der Lungenvene und der Hohlvene, hat das Herz auch ſeine eigenen Gefäße, die es verſorgen. Dies ſind die erſten Zweige aus der Aorte, oder die rechte und linke Kreuzarterie. Nerven hat es weniger, und Einige ſprechen ihm das Empfindungsvermögen ganz ab. Die Bewegung des Herzens, die nur mit dem Tod aufhört, beſteht in einer wechſelsweiſen Zuſammenziehung und Erweiterung, worüber der Art. Blutumlauf nachzuſehen iſt.

Herzberg (Ewald Friedrich Graf von), königlich Preußiſcher Kabinetsminiſter und Curator der königlichen Akademie zu Berlin, geb. am 2. Septbr. 1725 zu Collin bei Neu-Stettin, als Sohn des ehemaligen königl. Sardiniſchen Majors von Herzberg; in den Grafenſtand erhoben vom Könige Friedrich Wilhelm II., und geſtorben am 27. Mai 1795, im 70ſten Jahre, nachdem er faſt ein halbes Jahrhundert lang mit Geiſt und Kraft ſeinem Vaterlande gedient hatte. Graf Herzberg war einer der größten Diplomatiker, die nicht nur Preußen, ſondern überhaupt Deutſchland je beſeſſen, und der in der glänzendſten Periode ſeiner gefahrvollen Laufbahn einen bedeutenden Einfluß auf die Geſinnungen und Entſchlüſſe der Fürſten, mit denen er in nähere Berührung kam, und dadurch auf das Schickſal der Nation ausübte. Frühzeitig ſchon begann in ihm das Talent für die Laufbahn, die ihm ſo vielen Ruhm brachte, ſich zu entwickeln. In ſeinem 17ten Jahre bereits, nach einem dreijährigen Aufenthalt auf dem akademiſchen Gymnaſium zu Alt-Stettin, arbeitete er eine hiſtoriſch-genealogiſche, aus den Quellen geſchöpfte, Geſchichte der erſten Oeſtreichiſchen Kaiſer in Lateiniſcher Sprache aus, und beurkundete ſeinen natürlichen Beruf in einer umſtändlichen Abhandlung über das Brandenburgiſche Staatsrecht, als er nach drei Jahren Halle verließ, wo er unter Böhmer, von Ludwig, Schmauß und Wolf dem Studium des Deutſchen Staatsrechts und der dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften eifrig ſich gewidmet hatte. Da das Berliner Kabinet den Druck dieſer Schrift nicht geſtattete, ſo wählte er zum Gegenſtande der Streitſchrift, die er öffentlich ohne Vorſitzer vertheidigen wollte, die Geſchichte der Kurfürſten-Vereine. Bald hierauf wurde er beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, zum Perſonale der Kurbrandenburgiſchen Geſandtſchaft zur Kaiſerwahl als Legationsſecretair gezogen, und hierauf (1742) Legationsrath, als er Friedrichs des Großen Aufmerkſamkeit durch ſeinen Fleiß und ſein unabläſſiges Arbeiten im Archiv auf ſich geheftet hatte. Dies verſchaffte ihm (1750) auch den Auftrag, das ſeit dem Kriege von 1745 eingepackt geweſene geheime Stats- und Kabinetsarchiv wieder auszupacken und neu zu ordnen, durch welche Beſchäftigung er nur um ſo mehr für ſein künftiges geſchäftliches

Leben ſich vorbereitete. Seine, von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte, Abhandlung über die erſte Bevölkerung der Mark Brandenburg hatte die Folge daſs er zum Mitgliede der Akademie und zum geheimen Legationsrath ernannt wurde; in dieſem Character erhielt er ſpäter die Beſorgung eines Theils der geheimen Expeditionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wo er nun den gewöhnlichen Conferenzen beiwohnen durfte. Zu jener Zeit ſchrieb er die höchſt ſchätzbare „Hiſtorie der ehemaligen Brandenburgiſchen Seemacht Kurfürſt Friedrich Wilhelm des Großen und der Afrikaniſchen Compagnie, wie auch der Brandenburgiſchen Beſitzungen auf der Küſte von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat. Sein in drei Sprachen (Lateiniſch, Deutſch und Franzöſiſch) binnen 8 Tagen (1756) ausgearbeitetes berühmtes „Memoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dangereux contre le Roi de Prusse, avec les pièces originales et justificatives, qui en fournissent les preuves“ verrieth dem Könige überzeugend das große Talent der Aneignung und die Darſtellungsgabe Herzbergs, der zugleich immer mehr in die Myſterien der Diplomatie eingeweiht wurde. Bald ward er erſter Geheimrath oder Statsſecretair beim auswärtigen Departement, und leiſtete während des Krieges dem Könige große Dienſte. Der Friedenstractat mit Rußland und Schweden (1762) war ſein Werk, und nun erſchien auch der wichtige Augenblick, wo die Abſchließung des Hubertsburger Vertrags ihm jenen denkwürdigen Lobſpruch aus dem Munde ſeines Königs: (Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs) und den Poſten eines zweiten Stats- und Cabinetsminiſters (oder Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten) erwarb. Die erſte Theilung von Polen ſollte geſchehen; ſie wäre vollbracht worden, auch ohne Preußens Theilnahme; das fühlte Herzberg, wie Friedrich ſelbſt, und da in ſolchem Falle Weſtpreußen weſentlich nothwendig ward für Preußens Vertheidigungsſtand, ſo war auch Niemand thätiger, als Herzberg, um Friedrichs näheſtes Recht auf jene (durch den Vertrag von Thorn 1466 von Preußen losgetrennte) Provinz unumſtößlich zu deduciren und durch die feinſten Rathſchläge das Gelingen ſeiner Abſichten zu befördern. Seine nächſte Arbeit hierauf war die Entwerfung des Teſchner Friedensvertrags, wie er denn auch bei den Zwiſtigkeiten zwiſchen Berlin und Wien wegen Baiern nicht minder thätig war. Es iſt bekannt, daß die Abſichten Oeſtreichs auf Baiern die unmittelbare Veranlaſſung zu Friedrichs erhabenſtem Werke, zur Errichtung des Fürſtenbundes, gaben, wobei außer dem Könige ſelbſt und dem damaligen Kronprinzen, dem Miniſter Herzberg der größte Theil des Ruhms gebührt. (S. Bd. 2. der von Herzberg unter dem Titel: „Recueil des Deductions, Manifestes, Declarations, Traités et autres Actes, qui ont été redigés et publiés pour la cour de Prusse,“ herausgegebenen Sammlung von Statsſchriften. Die Beilegung der Unruhen in Holland, die Wiedereinſetzung des Statthalters in ſeine Rechte, die Beſchränkung Frankreichs in jenen Provinzen beſchäftigten ihn zu gleicher Zeit ſehr. Herzberg war es, durch den Friedrich bei Gelegenheit der bekannten Reiſe der Erbſtatthalterin Genugthuung von Frankreich fodern ließ, ſ. Poſſelts Annalen 1797. Stck. 2.) — Da nahete Friedrichs des Einzigen letzte Stunde; — „nur Herzberg trug's,“ den großen Sterbenden zu ſehen, dem er ſo viel war. In der ganzen letzten Krankheit des Königs hatte dieſer ihn, den vertrauten Freund, den eingeweihten

Mitarbeiter an ſeinen erhabenen Entwürfen und gelungenen Ausführungen, nicht von ſeiner Seite gelaſſen. Herzberg konnte erwarten, mit dem Tode ſeines königlichen Freundes in eine politiſche Dunkelheit zurückgehen zu müſſen, welches ihm damals gewiß weniger Kampf gekoſtet haben würde, als in der Folge, wo er, nach erneueter Spannkraft, von der Bühne abtrat, auf welcher er nun ſo ganz heimiſch geworden war. Friedrichs Nachfolger aber gab ihm in kurzer Zeit mehrere Zeichen ſeiner Gnade und ſeines Vertrauens. Er ſchmückte ihn mit dem ſchwarzen Adlerorden, wählte ihn zu ſeinem Begleiter bei der Huldigungsannahme in Preußen und Schleſien, erhob ihn in den Grafenſtand, beauftragte ihn, die Huldigung in Pommern und der Neumark für den König zu empfangen, übertrug ihm die auswärtigen Geſchäfte und ernannte ihn zum Curator der Akademie. — Herzberg erwarb ſich unter der neuen Regirung auch neue Verdienſte. Außer der Stillung der neuen Unruhen in Holland beſchäftigte ihn die Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts, im Geiſte der Grundſätze, welche den Character des Fürſtenbundes ausmachen, vorzüglich. Ein Reſultat hievon war die denkwürdige Reichenbacher Convention (1790), welche aber durch des Königs von Preußen Nachgiebigkeit für England und Holland auf eine ganz andere Baſis abgeſchloſſen wurde, als Herzberg früher gewollt hatte. Da er nicht durchdringen konnte, lieh er doch ſeine Feder zu der berühmten Generaldeklaration an Oeſtreich, welche Kaiſer Leopold II. die Bedingungen vorſchrieb, unter welchen Preußen und die Seemächte wollten, daß er Friede mit der Pforte ſchließen ſolle. Doch ließ jenes Mißlingen eines Planes, den er ſelbſt für ſein Meiſterſtück hielt, einen Stachel in Herzbergs Bruſt zurück, der durch mehrere, ſeiner einmal gereitzten Empfindlichkeit ſchmerzlich fallende, Umſtände, worunter die Anſtellung zweier neuer Miniſter gehörte, immer mehr geſchärft wurde, ſo daß er endlich (im Mai 1791) ſeine Entlaſſung begehrte, die ihm aber nur in Anſehung der Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten ertheilt wurde; er ſelbſt reducirte demnach allmählig ſeinen Wirkungskreis bloß auf die Curatel der Akademie und die Aufſicht über den Preußiſchen Seidenbau, woneben ihn ſeine eigene ländliche Oekonomie lebhaft beſchäftigte und die Geſchichte des großen Friedrichs, wozu er das geheime Archiv benutzen durfte, die er aber nicht vollendet hat. Das Gefühl dankbarer freundſchaftlicher Anhänglichkeit an den verklärten König war überhaupt das herrſchende, welches ihn in die Geſchäftsruhe begleitete; ſo brachte er ein Denkmal auf Friedrich, mit einer eigenen Aufopferung von 1000 Thalern, zu Stande; es beſtand aus einer marmornen Bildſäule von Schadow, die er ſelbſt durch eine Rede (am 10. Octbr. 1793) einweihte. Die zweite Theilung Polens (1793) und Preußens politiſches Verhältniß, das durch deſſen Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich in eine gewiſſe Criſis gerathen war, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, dem Könige ſeine Dienſte wieder anzubieten. Er that dies in drei Schreiben an Friedrich Wilhelm II. (im Juli 1794), welche nur Patriotismus, Weisheit und edles Selbſtgefühl athmen. Vielleicht war es dieſes Letztere, um deswillen der König, falſche Maaßregeln vorziehend, ihn bitter zurückwies. Der Schmerz über verfehlte Wünſche und unbefriedigte Erwartungen mußten nothwendig ein Gemüth, wie das Herzbergs war, an den zarteſten Nerven angreifen. Eilf Monate nach des Königs förmlicher bitterer Zurückweiſung nahm ihn das Grab, dieſer ſichere, rettende Hafen vor allen Stürmen des Lebens, in ſich auf. — Herzbergs Ver-

dienſte um die Akademie der Wiſſenſchaften ſind nicht minder groß, in deren Intereſſe er die vorzüglichſten Gelehrten Preußens zu ziehen wußte. Beſonders lag ihm Deutſche Literatur, die Cultur der Deutſchen Sprache am Herzen; ſein Plan zu einer Verbeſſerung derſelben nach Leibnitz ſetzte die beſten Köpfe, die gründlichſten Gelehrten (Gedike, Zollner, Teller, Meierotto, Ramler, Moriz) in Bewegung, und er widmete dieſen Arbeiten und der Ausführung vieler Vorleſungen, die er in der Akademie hielt, den größten Theil der Muße, welche ihm die Zurückgezogenheit von den Geſchäften gewährte. Mit bedeutenden Aufopferungen ließ er auch die Verbeſſerungen des vaterländiſchen Schulweſens ſich angelegen ſeyn; er ſuchte das Loos der armen Landſchullehrer beſonders dadurch zu erleichtern, daß er ihnen, bei ſeinen großen Bemühungen um die Cultur des Seidenbaues in Preußen hierin einen Nebenverdienſt verſchaffte. Er ſelbſt legte auf dieſes Product der vaterländiſchen Induſtrie einen ſo hohen Werth, daß er einſt (1784) ſeinem verehrten Souverain an deſſen Geburtstage nichts angenehmeres zu erweiſen wußte, als daß er, der immer durch die höchſte Einfachheit im Aeußern ſich auszeichnete, an jenem Tage in einem prächtigen Sammetkleide erſchien, das von ſelbſtgewonnener Seide in Preußen gefertigt worden war. So wie hierin, wirkte Herzberg auch im Allgemeinen noch für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, worin er auf ſeinem eigenen Gute Britz überall mit gutem Beiſpiele voranging. In ſeinem bürgerlichen Leben war Herzberg, deſſen ausdrucksvolle Phyſiognomie in reinen Zügen den gebildeten Denker auf den erſten Blick verkündete, anſpruchlos, ſchlicht, patriarchaliſch; er ſah wenig Geſellſchaft bei ſich, und meiſtens nur Gelehrte, die ihm wegen ſeiner unendlichen Verdienſte ſchätzbaren Kenntniſſe und um ſeines ſtatsſchriftſtelleriſchen Charakters willen viele Verehrung und Anhänglichkeit zollten. Seine Offenheit und Geradheit wurde ihm als Diplomatiker oft zur Laſt gelegt; ſo liebenswürdig ihn jene ſchönen Eigenſchaften machten; ſo glaubte man doch, daß er in Beziehung auf ſeine Geſchäfte, deren Natur freilich mehr Verſchloſſenheit (die allerdings zuweilen in Geheimnißkrämerei ausarten mag) bedurfte, nicht hinlängliche Vorſicht und Klugheit beobachte. Vielleicht lag hierin ein Grund, daß man das Allerheiligſte des Kabinets zuletzt ganz vor ihm verſchloß, ja ſogar ſeine Correſpondenz in Geheim controllirte. Allein eine Geneigtheit für Publicität überhaupt war ein weſentlicher Grundzug ſeines Charakters. In dieſem Geiſte ſprach er einſt in einer Vorleſung, die er am Tage der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's II. in der Akademie hielt, die, in dem Munde eines ſo alten ausgebildeten Diplomatikers um ſo ſinnvolleren, Worte: „jeder Stat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn ſie durch jene Publicität in's helle Licht vor's Publikum geſetzt werden, die nur denjenigen Regirungen gefährlich iſt, die dunkele und verſteckte Schleichwege lieben;“ — in dieſem Geiſte ſchrieb er einſt an Angelo Fabroni zu Piſa: — „recte faciendo neminem timeas!“ — I.

Herzog bedeutet urſprünglich den Anführer eines Heeres (oder einer größern Abtheilung deſſelben), welcher vor demſelben herzog, und zugleich denjenigen, welcher in wichtigen Rechtshändeln, wo die Grafen als Unterrichter nicht entſcheiden durften, entſchieden, im Allgemeinen aber in Zeiten des Friedens die höchſte Gewalt mittelbar, oder unmittelbar, als Vorgeſetzter einer Landſchaft, ausübte

Eine ſolche Landſchaft erhielt den Namen Herzogthum; die Herzöge wurden Regenten, Beſitzer des Landes ſelbſt, und in dieſer Bedeutung verſteht man das Wort vorzüglich und jetzt ausſchließlich. Die älteſten Herzöge waren in Baiern, Sachſen, Schwaben und Franken. Nach und nach wurde die herzogliche Würde erblich und geht der gemein-fürſtlichen vor. In Deutſchland (wo man im vierten Jahrhunderte [unter Conſtantin dem Großen] die erſte Spur davon vorfindet) hatten die Herzöge, ſo lange die alte Reichsverfaſſung dauerte, den Rang unmittelbar nach den Kurfürſten. — Der Titel Erzherzog bedeutet den vornehmſten Herzog eines Reiches; die Herzöge von Lothringen und Brabant führten ihn; jetzt haben ihn vorzugsweiſe die Prinzen von Oeſtreich. Höher ſtand von jeher der Großherzog, als ſolcher, der mehrere Herzöge und Fürſten unter ſich haben ſoll; in der neuern Zeit führten die Regenten von Toskana dieſen Titel, den, mit königlichem Range, zur Zeit Napoleons mehrere Deutſche Fürſten als Mitglieder des Rheiniſchen Bundes erhielten.

Heſiodus, einer der älteſten Dichter Griechenlands, von welchem noch Werke auf unſere Zeit gekommen ſind, war aus Kumä in der kleinaſiatiſchen Provinz Aeolien gebürtig, verließ aber als Jüngling ſeinen Geburtsort, und lebte fortan in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuſſe des Helikon. Hievon heißt er der Askräer. Nach Einigen ſoll er bei den Akarnanern die Wahrſagerkunſt ausgeübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poeſie in nahem Zuſammenhange ſtand. War er, wie Andere berichten, ein Prieſter im Tempel der Muſen auf dem Helikon; ſo konnte er leicht Poeſie und Prophetenkunſt gemeinſchaftlich üben. In ſeinem Alter wohnte er zu Lokris, und ſoll von zwei Lokriern, die ihn im Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schweſter hatten, ermordet ſeyn. Seinen Leib warfen ſie ins Meer, Delphine aber brachten ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und beſtraft. So lautet wenigſtens die gewöhnliche Sage; genau betrachtet wiſſen wir von ihm ſehr wenig Gewiſſes. Gleich über ſein Zeitalter iſt man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hatte er einſt zu Chalkis einen Wettſtreit mit Homer, und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenoſſe Homers. Herodot erklärt beide für gleichzeitig, und ſetzt ſie 400 Jahre vor ſich, alſo ungefähr 900 Jahre vor Chriſtus. Heſiodus ſelbſt erklärt ſich (Tage und Werke 172) dem nächſten Zeitalter nach dem Troiſchen Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig iſt. Ueberhaupt hat dieſe mehrere Gründe für ein ſpäteres Zeitalter des Heſiodus: 1) Er habe einen geſchmückteren und gewählteren Ausdruck, als Homer; 2) unhomeriſche Wörter (auch in der Geographie, z. B. Neilos ſtatt Aegyptos); 3) weiche in der Quantität mehrerer Sylben von Homer ab; 5) lege einem und demſelben Volke ganz andere Sitten und Gebräuche bei, als Homer; 5) habe neuere Sitten und Kenntniſſe der Erde und Mythologie, wodurch er um 200 Jahre jünger erſcheine, als Homer. Die vier erſten Gründe hat indeß bereits Robinſon in ſeiner Abhandlung über des Heſiodus Leben und Schriften als unhaltbar dargeſtellt; gegen den letzten oder Voßiſchen (Mythol. Briefe 2, 95.) läßt ſich ſagen, daß er nur auf undeutliche Fragmente und unſichere Auszüge der Scholiaſten gegründet ſey. Geſetzt aber, ſie wären ſelbſt auf die noch übrigen Werke des Heſiodus gegründet, ſo würde der Beweis doch noch nicht vollgiltig ſeyn, weil zuvor die Echtheit dieſer Werke, als Heſiodiſcher, erwieſen ſeyn müßte. Dieſe zu erweiſen, iſt aber der Kritik ſo wenig

gelungen, daß ſie im Gegentheil durch die ſorgfältigſten Prüfungen zu der Ueberzeugung gelangt iſt, es ſey bei dem Namen Heſiod, ſo wie bei dem Namen Homers, nur an einen Collectivnamen zu denken, unter welchem man die verſchiedenen Dichtungen einer Askräiſch-Böotiſchen Sängerſchule zuſammenfaßte, weil an ihrer Spitze Heſiodus, wie an der Spitze der Joniſchen Sängerſchule Homer, ſtand. Auch dieſe Werke wurden anfangs durch Rhapſoden fortgepflanzt, und zur Zeit der Piſiſtratiden geſammelt und überarbeitet. Man veranſtaltete aber eine zweifache Sammlung, eine didaktiſche und eine mythiſche. Bei der öfters künſtlichen Zuſammenfügung wurden ſie zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, und ſo iſt denn ihre Echtheit in ihrer jetzigen Geſtalt ſo zweifelhaft, als bei Homer. Johann Tzetzes berichtet, daß 16 Werke den Namen Heſiods geführt haben. Von 13 wiſſen wir bloß die Titel noch, und können daher nur von dreien noch übrigen urtheilen. Dieſe ſind 1) die Theogonie, eine Sammlung der älteſten Mythen, hier zu einem Ganzen geordnet. An ſie ſchloß ſich vermuthlich der Katalog der Frauen an, aus deſſen viertem Geſang, die großen Eöen genannt, das Bruchſtück 2) Schild des Hercules ſeyn ſoll, welches jedoch offenbar aus zwei verſchiedenen Bruchſtücken an einander gereihet iſt, die ſchwerlich von dem ſelbigen Verfaſſer ſeyn können. (Ueberſ. von J. D. Hartmann Lemgo 1794. Ausgabe von C. F. Heinrich. Bresl. 1802. Schlichtegrolls Archäol. Unterſuchung darüber. Jena 1790.). Der Stoff der Theogonie iſt aus früheren Kosmogonien und Theogonien entlehnt, woraus ſich ſo manches Auffallende in Inhalt und Verbindung erklärt, denn man findet Verſchiedenheit der Mythen, die bald roher und unentwickelter, bald feiner und gebildeter ſind; und Verſchiedenheit der Erzählung, die bald kurz und ſchmucklos, bald weitläufiger und verſchönert iſt. Aus mehrmaliger Wiederholung des nämlichen Mythus nach Verſchiedenen entſtand öfterer Widerſpruch; die Zuſätze und Einſchiebſel von Neueren zu den alten Dichtungen ſtörten die Harmonie des Tons. Kein Gedicht konnte aber auch leichter Erweiterungen und Einſchiebſel in ſich aufnehmen; jeder Rhapſode hatte alle Augenblicke Gelegenheit und Veranlaſſung zu ergänzen und zu verändern, und darum iſt auch, allen kritiſchen Anzeigen nach, keines entſtellter und verfälſchter auf uns gekommen, als dieſes. Der Faden des Ganzen verlor ſich in Interpolationen aller Art. (Heyne de Theogonia ab Hesiodo condita in den Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. 2. 1779. Ausgabe von Wolf. Halle, 1783.) Aus der didaktiſchen Sammlung iſt ein Werk auf uns gekommen, welches den Titel führt: 3) Werke und Tage (Hauslehren: Heſiods moral. und ökonom. Vorſchriften. Griechiſch und Deutſch von J. D. Hartmann mit Anmerk. von L. Wachler. Lemgo, 1792), ein didaktiſches Gedicht über Landwirthſchaft, Tagewahl, untermiſcht mit Vorſchriften der Lebensklugheit für Erziehung, Hauswirthſchaft, Schiffahrt u. ſ. w. Deutlicher und dem Inhalt entſprechender iſt die Ueberſchrift, welche Tzetzes wählte: Ethiſche und ökonomiſche Vorſchriften. In dieſem Werke, welches, nach Pauſanias (9, 31.), die Böotier allein für echt Heſiodiſch anerkannten (bis auf die erſten 10 Verſe), erfahren wir von Heſiodus ſelbſt das Meiſte. Er und ſein Bruder Perſes lebten mit ihrem Vater zu Askra, und nährten ſich von Ackerbau und Viehzucht. Nach des Vaters Tode wurde das Vermögen unter beide Brüder getheilt, ungerechte Richter aber brachten den Dichter um die

Hälfte ſeines Eigenthums, und ſprachen es ſeinem gleich habſüchtigen als verſchwenderiſchen Bruder zu. Ihm blieb nichts übrig, als ſeinen Reſt klug zu bewirthſchaften, und das gelang ihm ſo gut, daß er nichts ſchien eingebüßt zu haben. Seines Bruders Habe hingegen verminderten Trägheit und Vernachläſſigung der Wirthſchaft, und verleiteten ihn zu Rechtshändeln und Beſtechungen. Alle dieſe Umſtände veranlaßten gegenwärtiges Gedicht. Wer unſern Dichter in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit will kennen lernen, der leſe die gemüthliche Entwickelung dieſes Gedichts in J. G. Müllers Reliquien, Bd. 1. S. 10 — 32. Uebrigens iſt nicht zu läugnen, daß bei Anordnung deſſelben ſich mancherlei Wiederholungen finden, aus denen einige auf die Einfalt des Heſiodiſchen Zeitalters, andere auf eine ſpätere Zuſammenſetzung des urſprünglich nicht ganzen Gedichtes ſchließen laſſen. Vernachläſſigung der Uebergänge deutet ebenfalls darauf hin. Nach allem dieſem ergibt ſich nun aber ohne Erinnerung, daß, den poetiſchen Charakter des Heſiodus anzugeben, ſo leicht nicht ſey. Wenn aber Dionyſius von Halikarnaß von ihm ſagt: Anmuth ſey ſein Ziel, in der Wahl der Worte ſuche er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortſtellung Flüſſigkeit; wenn Vellejus ihn als einen Mann von ſehr feinem Geiſte rühmt, der durch die weichſte Süßigkeit der Geſänge merkwürdig ſey, und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks zuerkennt: ſo wird ſchwerlich jemand dieſen Urtheilen widerſprechen. Hält man ihn vergleichend an Homer, ſo findet man, daß Heſiodus von dem Joniſchen Sänger ſich unterſcheide durch Mangel an ſchöner epiſcher Entfaltung, durch Zuſammendrängen des Mannigfaltigen, durch Tendenz zum Didaktiſchen; weshalb der Gedanke die Dichtung überwiegt, welche häufig kälter und matter iſt, als die Homeriſche. Sieht man auf die Poeſie beider, wiefern ſie ein Denkmal der ſittlichen Cultur und Ausbildung ihres Zeitalters iſt, ſo findet man, daß die Heſiodiſche Weltanſicht ſich an die Homeriſche anſchließt. Beide ſind in Abſicht der Schätzung der Tugenden und Laſter größtentheils einander gleich, beide dringen gleich ſtark auf Ausübung der Gerechtigkeit, auf Heiligkeit des Eides, der Rechte der Gaſtfreundſchaft, auf Verſöhnlichkeit, aber nur unter der Bedingung hinlänglicher Genugthuung, aus Furcht vor Strafe des Zeus. Doch deuten bei Heſiodus die immer wiederkehrenden Klagen über die geſchenkefreſſenden Könige und ihre falſchen Richterſprüche, nebſt den bittern Ausfällen auf das weibliche Geſchlecht, auf einen nachhomeriſchen Zuſtand der bürgerlichen Verfaſſung und Sitten, auf einen Mittelzuſtand, wie er in dem gährenden Uebergange zwiſchen der Herrſchaft heroiſcher Könige und dem Republikanismus Statt finden konnte, von dem ſich ſchon beſtimmtere Spuren zeigen. — Die vorzüglichſten Ausgaben dieſes Dichters ſind von Dan. Heinſius 1603. 4.; von Robinſon. Oxf. 1737. 4.; Lösner. Leipzig. 1787. Ueberſetzungen der ſämmtlichen Gedichte beſitzen wir von Chr. Hein. Schütze. Hamb. 1797. und J. H. Voß. Heidelb. 1806. — Man ſehe übrigens: Ueb. d. Gedichte des Heſiodus, ihren Urſprung und Zuſammenhang mit denen des Homer, von Fr. Thierſch. (Denkſchr. d. kön. Ak. d. Wiſſ. zu München v. J. 1813.) dd.

Heſperiden. Als Jupiter und Juno den Olympiſchen Tron beſteigen wollten, da wurden ihnen von der huldigenden Götterwelt Gaben mancherlei Art dargebracht. Auch Titäa (die Erde) blieb nicht zurück, und ließ einen, goldene Aepfel tragenden, Baum an ſich

hervorwachſen. Gütig nahmen die Neuvermählten das Opfer auf, und übertrugen die Bewachung derſelben ſieben Jungfrauen, Töchtern des Atlas und der Heſperis, nach ihrem Vater Atlantiden, nach ihrer Mutter Heſperiden genannt. Die Nymphen konnten das Naſchen nicht laſſen, und mußten es ſich gefallen laſſen, daß die Götterkönigin einen feuerſprühenden hundertköpfigen Drachen zum Hüter der köſtlichen Früchte beſtellte. Allein auch dieſer furchtbare Wächter mußte der Kraft des gefeierten Alciden unterliegen, als dieſer auf Euryſtheus Befehl die goldenen Aepfel der Heſperiden holen wollte, welches ihm auch gelang; doch Euryſtheus gab die geraubten Früchte dem Hercules zurück, dieſer überließ ſie der Minerva, und dieſe gab ſie den Heſperiden wieder. Nach einer andern Erzählung hatte Buſiris, Tyrann von Hiſpanien, die Heſperiden, deren Ruf von wundervoller Schönheit und Klugheit ſeine Begierden gereizt hatten, wollen entführen laſſen; auf dem Wege nach den Heſperiden Gärten ſey er ſo glücklich geweſen, ſie zu befreien, und habe dafür von ihrem Vater die gewünſchten Aepfel zum Geſchenk erhalten. Jedoch hier iſt kein Punkt, worin die Mythologen einig wären. Bald ſollen die Heſperiden Töchter des Atlas und der Heſperis ſeyn (wie wir ſelbſt ſchon angenommen haben mit Diodor), bald des Zeus und der Themis, bald der Keto und des Phorcys ſeyn; Heſiod nennt ſie Kinder der Nacht, und ſetzt ſie den Gorgonen gegenüber, als deren Schweſtern. Den mithütenden Drachen (nach Apollodor des Typhon und der Echidna Sohn, nach Piſander Sohn der Gäa, und nach Eratoſthenes unter die Sterne verſetzt) nennt Heſiod Ladon und der Jungfrauen mißgeſtalteten Bruder. Ihre Namen ſind auch ſehr verſchieden angegeben, nirgends aber findet man weniger als drei und mehr als vier genannt. Den Garten mit ſeinen Wunderäpfeln, deren Bewachung ihnen anvertraut war, will Heſiod auf eine Inſel des weſtlichen Oceans verſetzen, allein Pherecydes an den Fuß des Hyperboreiſchen Atlas, Apollonius nach Lybien, Andere nach Kyrenaika oder in Weſtafrika unter den Atlas. Die Unterſuchungen über die Frage, welche Bewandniß es denn nun eigentlich mit dieſen goldenen Aepfeln habe, haben zu eben ſo verſchiedenen Auslegungen Anlaß gegeben. Die Variante, daß Atlas dem Alciden einige ſchöne Schäfe geſchenkt habe, und der Umſtand, daß das Griechiſche „το μῆλον“ ein Schaf, und zugleich auch einen Apfel bedeutet, hat auf die Vermuthung geführt, daß unter den goldenen Aepfeln vorzüglich ſchöne Schafe zu verſtehen ſeyen, die von den Heſperiden gehütet worden wären, und von einem Hirten, welcher Draco (Drache) geheißen habe; (Paläphatus) dagegen der gelehrte Bochart auch aus dem Phöniziſchen „μηλον“ und Griechiſchen „μαλαν“ beweiſen will, daß unter den goldenen Aepfeln des Atlas Reichthümer überhaupt verſtanden werden müſſen. Das wahrſcheinlichſte iſt wohl, daß dieſe goldenen Aepfel wirklich goldfarbige Früchte geweſen. Athenäus nennt ſie citriſche Aepfel; dieſe wären unſere Pomeranzen, die Hercules aus Afrika nach Griechenland gebracht haben ſoll. Die letzte Erklärung iſt, daß die von den Meiſten genannten drei Heſperiden drei Gnomone für die drei in Aegypten, in Griechenland und im weſtlichen Europa oder Afrika bekannten Jahreszeiten geweſen ſeyn ſollen, folglich Wächterinnen des Jahres, des Jahreskyklos und deren Feiern; der Drache wäre dann der in einer Schlange bekanntlich ſymboliſirte Kreislauf des Jahres. I.

Heſperus, ein Sohn oder Bruder des Atlas, und großer Freund der Sternkunde, der, als er einſt den Atlas beſtiegen hatte, um die Geſtirne zu beobachten, von einem Sturmwinde gefaßt und hinabgeſchleudert wurde, ſo daß ſein Körper nicht wieder aufgefunden werden konnte. Das Volk verehrte ihn darauf göttlich, und benannte nach ihm den ſchönſten Stern am weſtlichen Himmel. Nach Andern war er ein Sohn der Venus und des Cephalus, und wurde wegen ſeiner Schönheit auch mit dem Namen ſeiner Mutter bezeichnet.

Heß (Ludwig), ein Landſchaftsmaler in Zürich, welcher ſeine vaterländiſche Natur mit einer ſo hinreißenden Wahrheit darzuſtellen wußte, daß ihm faſt dieſelbe Genugthuung ward, welche einſt Zeuxis um ſeiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Heß das vierzehnte Jahr nicht erfüllt, als bei einer ſeiner Zeichnungen ein Appenzeller Aelpler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „ſchau! ſchau! ordetli hät' er d' Berg abgeſchriebe.“ Heß, geb. 1760, war der Sohn eines Fleiſchers und für das Handwerk des Vaters erzogen. Doch ſehr früh, wovon die eben erzählte Anekdote den Beweis führt, entwickelte ſich in ihm das Talent für eine Kunſt, für die er eigentlich geboren war; er ward mit Geßner bekannt, und der Umgang mit demſelben wirkte entſchieden günſtig auf den beginnenden Künſtler, der die Natur mit dem Pinſel kopirte, während ſein liebenswürdiger Freund und Lehrer in ſeinen Dichtungen ſowohl, als auch ſelbſt mit dem Pinſel ihm muſterhaft voranging. Selbſt ſeine urſprüngliche Beſtimmung zum väterlichen Gewerbe gab ihm vielfache Veranlaſſung, die Natur zu ſtudiren, und er that dies auch, vertieft in ihr Anſchauen, begeiſtert von dem in ſeinem Innern aufglimmenden Funken, auf ſeinen Wanderungen beim Viehhandel. Doch bald gab er ſich bloß der Kunſt hin, und in kurzer Zeit hatte Heß im Vaterland, wie im Ausland, einen Namen ſich erworben. Noch hatte er ſeinen Wunſch, Italien zu ſehen, nicht befriedigen können; im September 1794 war es ihm endlich möglich; nach zwei Monaten war er in die geliebte Heimath zurückgekehrt, welcher der Sturm ſich ſchon nahete, der die ſichere Ruhe Helvetiens bedrohete und vernichtete. Heß war genöthigt, um des täglichen Unterhalts willen, den größten Theil ſeiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden; das damit verbundene anhaltende Sitzen, im Verein mit der leidenſchaftlichen Heftigkeit, mit welcher er dieſe neue Beſchäftigung ergriff, zerſtörten ſeine Geſundheit; ſein Körper konnte einem damals dort herrſchenden Gallenfieber nicht widerſtehen; er ſtarb am 13. April 1800, und hinterließ eine troſtloſe Gattin, die an Gemüth und Kunſtſinn ihm gleich war. Vorzüglich waren die Alpenmaſſen die Gegenſtände ſeines Studiums und ſeines Fleißes; aber auch andere Gegenden nahm er auf, doch in der Regel nur ſolche, die nicht ſchon einmal dargeſtellt worden waren. Treue, fleißige Darſtelſtellung, Harmonie, herrliches Colorit, gefällige Kühnheit des Pinſels charakteriſiren ſeine Bilder, deren ſehr viele faſt durch ganz Europa zerſtreut ſind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von ſeinen Meiſterſtücken nennen wir nur den Montblanc, den Alpenmorgen, den Abend am Lago maggiore, den Alpſee des Glarneriſchen Murgthales; den Grutli und Tells Capelle in der holen Gaſſe.

Heſſen. Der Urſprung der Heſſen, einer der achtbarſten Deutſchen Völkerſchaften, verliert ſich in die älteſte Kunde von den Germa-

nen, wo ſie unter dem Namen Katten dargeſtellt werden; doch waren von der früheſten Zeit an im Allgemeinen ſchon die uns als Heſſen bekannten Landſtriche ihre Wohnſitze; aber es wanderte aus ihnen ſchon vor Chriſtus ein Theil in die Niederlande, wo ſie Bataver hießen. Die zuverläſſigere Geſchichte erwähnt ihrer unter dem Kaiſer Auguſt; Germanicus, des Druſus Sohn, beſiegte ſie, verbrannte ihre Hauptſtadt Mattium (Marburg) und führte eine Kattiſche Fürſtentochter mit einem ihrer Prieſter in ſeinem Triumphzug auf. In der Folge gehörten ſie zu dem großen Frankenreiche. Noch vor Carl dem Großen wurden unter den Auſpicien des Mainziſchen Erzbiſchofs Bonifacius die Kirchen zu Hersfeld, Fritzlar und Amöneburg gegründet. Nach dem Vertrage von Verdün, durch den Deutſchland von Frankreich getrennt wurde, ward Heſſen von Fränkiſchen Herzögen regirt, bis es unter die unmittelbare Regirung der Deutſchen Könige kam. Bis faſt in die Mitte des 13. Jahrhunderts war die Geſchichte Heſſens mit der Thüringens verſchmolzen, und erſt nachdem Heinrich der Erſte (das Kind) von Brabant, [Sohn von Sophia, Tochter des Thüringiſchen Landgrafen Ludwig IV., die Heſſen als Allodium ererbt hatte, und Herzog Heinrich II. von Brabant] nach einem heftigen Kampfe mit dem Hauſe Meiſſen zum ruhigen Beſitz Heſſens gelangt war (1263), wurde dieſes vom König Adolph von Naſſau zu einem lehnbaren Reichsfürſtenthum erklärt (11. Mai 1292) und ſein Regent ſammt deſſen Nachkommen zu Reichsfürſten. Caſſel ward des Landgrafen Heinrichs I. Reſidenz; er erbaute ſich dort ein Schloß. Sein Tod veranlaßte die Theilung ſeiner Staten unter ſeine beiden Söhne Otto und Johann, in Ober- und Niederheſſen; der letztere ſtarb (1311) ohne Erben und Otto war nun alleiniger Herr der geſammten Heſſiſchen Lande. Sein Sohn Heinrich II. (der Eiſerne genannt) (1328) erwarb Treffurt, einen Theil der Herrſchaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden und mehrere bedeutende Güter. Nachdem er länger als hundert Jahre gelebt hatte, ward ſein Neffe Hermann, den er nach dem Tode ſeines Sohnes (Otto der Schütz genannt) zu ſeinem Mitregenten erklärt hatte, ſein Nachfolger; wegen ſeiner zu Paris und Prag zur frühern Beſtimmung als Geiſtlicher getriebenen Studien, hieß er der Gelehrte; doch hatte er wenige Freunde unter der zahlreichen Ritterſchaft ſeines Landes; mehrere Conföderationen bildeten ſich wider ihn; der Bund der Sternritter, der Geſellen der alten Manne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm viel zu ſchaffen; die damaligen Streitigkeiten in Rom wegen Mainz zogen ihm zwar einen ernſtlichen Kampf mit Adolph von Naſſau zu, verſchafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafſchaft Lisberg und die Herrſchaft Wolkersdorf. Sein Sohn, Ludwig I., folgte ihm, nachdem deſſen drei ältere Brüder geſtorben waren; er vereinigte mit ſeinen Staten Ziegenhayn und Nidda, erhielt die Advokatie über die Herrſchaft Corvey und die Lehnherrlichkeit über Waldeck. Zwei ſeiner vier Söhne, Ludwig II. und Heinrich III., theilten das väterliche Erbe; der erſtere erhielt Niederheſſen mit Caſſel, der letztere Oberheſſen mit Marburg. Ein zwiſchen ihnen wegen dieſer Theilung entſtandener Krieg endigte ſich damit, daß Ziegenhayn mit Oberheſſen vereinigt wurde. Als Ludwig II. geſtorben war (1471), übernahm der Oheim ſeiner beiden Söhne, Wilhelm I. und II. die vormundſchaftliche Regirung, bis der erſtere, nach des Oheims (Heinrich III.) Tode (der durch Heirath

die Grafſchaft Katzenellenbogen an Heſſen gebracht hatte) die Regirung in Niederheſſen und Wilhelm II. die in ſeinem Antheile antrat. Jener aber wurde auf der Rückkehr aus Paläſtina blödſinnig und Heinrichs III., Sohn Wilhem III. (der Mittlere) brach den Hals und ſo ſah ſich Wilhelm II. im Jahre 1500 im alleinigen Beſitz der nun wieder vereinigten geſammten Heſſiſchen Lande, welche er (1509) ſeinem fünfjährigen Sohne Philipp (in der Folge der Großmüthige genannt) hinterließ. Während ſeiner Minderjährigkeit ward Heſſen zuerſt von einem aus dem Adel gebildeten Landregimente und ſodann, nach vergeblichen Verſuchen des noch lebenden blödſinnigen Wilhelms I. und des Kurfürſten Friedrich von Sachſen ſich der Regirung zu bemächtigen, von der Landgräfin Mutter in Verbindung mit den Landſtänden regirt. Die damaligen Unruhen in Deutſchland veranlaßten den Kaiſer Maximilian, den jungen Landgrafen in ſeinem vierzehnten Jahre für volljährig zu erklären (1518), da dieſer dort ſchon verrieth, was ſeine Kraft einſt leiſten würde. Dem Unweſen des bekannten Franz von Sickingen machte Philipp bald ein Ende (1523), warf ſich im Bauernkriege den Aufrührern entgegen und vernichtete ſie 1526), war aber zugleich der eifrigſte Beförderer der Reformation, die er (nebſt einer neuen Kirchenordnung) in Heſſen einführte. Die Klöſter hob er auf und ſtiftete aus Kloſtergütern die Univerſität Marburg und vier große Hoſpitäler. So auch veranſtaltete er das berühmte Religionsgeſpräch zwiſchen Luther und Zwingli, in der Abſicht ſie zu vereinigen (1529), und übernahm mit Sachſen die Direction des Schmalkaldiſchen Bundes. Die Schlacht bei Mühlberg, die den Kaiſer Carl V. ſo übermächtig machte, war von dem bedeutendſten Einfluß auch auf Philipps Schickſal. Als Gefangener des Kaiſers mußte er 5 Jahre lang ſich in Carls Gefolg herumführen laſſen, während welcher Zeit Heſſen unendlich viel litt. Nach ſeiner Loslaſſung regirte er mit dem friedfertigſten Sinn und theilte ſeine Lande durch ein Teſtament (1562) in vier Theile unter ſeine Söhne, Wilhelm IV., Ludwig III. Philipp und Georg; der erſtere erhielt die Hälfte des Länderbeſtandes mit Caſſel, der zweite ein Viertheil mit Marburg, Philipp ein Achttheil mit Rheinfels und Georg ein Achttheil mit Darmſtadt. Aber Philipp ſtarb 1585, Ludwig III. ſtarb 1604, jeder ohne Erben, und ſo verblieben nur die Linien von Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt. Da wir von Darmſtadt das Nöthige unter dieſem beſondern Artikel ſchon geſagt haben, begnügen wir uns damit, von Heſſen-Caſſel anzuführen, daß es unter den, dem Stifter dieſer Linie Wilhelm IV., gefolgten Regenten, nämlich Moriz (1592), Wilhelm V. (1632), Wilhelm VI. (1637), Wilhelm VII. (1663), Carl (1670), Friedrich (König von Schweden), der durch ſeinen Bruder Wilhelm VIII. (1730) regiren ließ, bis dieſer nach Friedrichs Tode (1751) ſelbſt zur Herrſchaft gelangte, Friedrich II. (1760) und Wilhelm IX., zwar in mancherlei Streitigkeiten mehr und minder wichtig verflochten geweſen, aber an innerer Stärke und Cultur, durch weiſe Einrichtungen, Herſtellung bedeutender Bildungsanſtalten und Beförderung des Kunſtfleißes und jeder Wiſſenſchaft und Kunſt einer der intereſſanteſten Staten Deutſchlands geworden iſt. Der lebhafte Antheil, den ſein letzter Regent Wilhelm IX. am Franzöſiſchen Revolutionskriege nahm, verſchaffte demſelben zwar 1803 durch den Reichsdeputationsſchluß die kurfürſtliche Würde und Entſchädigunge: für die jenſeits des Rheines verlorenen Ländertheile,

verwickelte ihn aber durch den unvermeidlichen Zuſammenhang der Begebenheiten im Jahre 1806 in das Schickſal Preußens. Er ward aller ſeiner Länder verluſtig erklärt und genöthiget, einen Zufluchtsort in einem fremden State zu ſuchen. Er lebte ſeitdem in Prag von ſeinem Privatvermögen; ſeine Gemahlin aber bei ihrer Tochter, der regirenden Herzogin von Gotha. Heſſen-Caſſel, mit Ausnahme des Gebiets von Hanau, Schmalkalden und Katzenellenbogen am Rheine, wurde zur Folge eines franzöſiſch kaiſerlichen Decrets vom 18. Aug. 1807 ein Beſtandtheil des neuen Königreichs Weſtphalen unter der Regirung des Königs Hieronymus Napoleon, nach deſſen Vertreibung i. J. 1813 der ehemalige Kurfürſt in ſeine Staten zurückkehrte, welche nun den Früchten ſeiner philoſophiſchen Muße entgegen ſehen. Kur-Heſſen, wie es zur Zeit der Einverleibung in Weſtphalen war, enthielt 180 Qu. Meilen, 560,000 Einwohner, und brachte 2,100,000 Rthlr. Einkünfte. Daß man aus jener Menſchenmaſſe eine Armee von 32,675 Mann aushob, gereichte dem Lande ſo wenig zum Vortheil als der große Schatz des Fürſten. Das Land hat bergige, ſandige und waldreiche Gegenden, aber dennoch zum Theil gutes Ackerland und fette Wieſen, und an vielen Orten guten Weinbau. Beträchtlich iſt die Vieh- und Schafzucht, bei gehöriger Ermunterung kann Wohlhabenheit, Fleiß und Kunſtfertigkeit wol beſſer gedeihen als ehedem der Fall war. — Uebrigens iſt zu bemerken, daß Heſſens Hauptlinien ſich von jeher noch in verſchiedne Nebenlinien verzweigten, von denen mehrere, z. B. Marburg und Eſchwege, erloſchen ſind. Noch exiſtiren aber Heſſen-Homburg, Heſſen-Philippsthal und Heſſen-Rheinfels-Rothenburg, welche Länder bei Stiftung des Rheinbundes mediatiſirt wurden. I.

Heſychaſten, d. h. Ruhende, Stille, war der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welche ſich im 14. Jahrhundert durch eine der ſeltſamſten Schwärmereien hervorthat. Den Nabel hielten ſie für den Sitz der Seelenkräfte und folglich auch für den Gegenſtand der Intuition. Sie glaubten im Gebet, das Kinn auf der Bruſt liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, nach langem Beharren endlich das göttliche Licht ſinnlich zu ſehen und der Wonne des Anſchauens Gottes genießen zu können. Dies Licht, in dem die Gottheit wohnt und das aus ihr fließt, erklärten ſie für unerſchaffen und doch von dem Weſen der Gottheit unterſchieden. In einem Streit über die Natur dieſes Lichtes, wo der Calabriſche Mönch Barlaam gegen ſie auftrat, gewannen ſie unter dem Schutze des Griechiſchen Kaiſers Andronikus Paläologus des jüngern und durch den Eifer ihres Vertheidigers Palamas Erzbiſchofs von Theſſalonich auf einer Synode zu Conſtantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regirungsveränderung entriß den Nabelbeſchauern ſpäterhin dieſen Sieg wieder, und andere Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in Vergeſſenheit, der an den Quietiſmus des 17. Jahrhunderts erinnert und phyſiologiſche Aufklärungen über die Möglichkeit ſeines Entſtehens vielleicht durch den Magnetiſmus des 19ten erhalten kann. E.

Heſychius, berühmt als Verfaſſer eines nur verſtümmelt und mit Zuſätzen verfälſcht auf uns gekommenen Griechiſchen Gloſſariums, das er theils aus den ältern Sprachlehrern ſammelte, theils aber auch mit vielen Wörtern und Beiſpielen aus Homer, den dramatiſchen und lyriſchen Dichtern, Rednern, Aerzten und Geſchichtſchreibern vermehrte und erläuterte, war aus Alexandrien gebürtig, und lebte nach Einigen gegen Ende des 5., nach Andern im 5 oder 6. Jahrhundert

nach Chr. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt. Die beſte Ausgabe ſeines Gloſſars iſt von Alberti und Rhunken.

Hetären (von ἑταίρα, die Freundin) nannten die Griechen, im Gegenſatze der Hausfrauen, ihre Buhlerinnen, Concubinen, Maitreſſen, Courtiſanen. Ja ſelbſt Venus wurde unter dem Beinamen Hetäre (die buhlende) an einigen Orten verehrt, und ihre Prieſterinnen Hetären genannt. Hetären hießen alſo Prieſterinnen der Venus im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Letztere waren gemeinlich fremd; ja an den Orten, wo man ſtolz auf angebornes Bürgerrecht war, z. B. in Athen, wurden die fremden Frauen von den eingebornen meiſt verachtet und durch die Geſetze zurückgeſtellt; daher mit dem Namen einer Fremden eine üble Bedeutung allgemein verbunden war. Der Hetären gab es zwar verſchiedene Klaſſen; jedoch verbietet der den Griechen angeborne Schönheitsſinn, und die natürliche Grazie, welche unter ihnen gleich einem äußern Geſetze herrſchend war, und ſich daher auch über den freien Umgang der Geſchlechter erſtreckte, ſie mit den Buhldirnen der Neuern zu vergleichen. Denn nicht nur daß der Genuß weniger öffentlich und feil war, ſo kennen wir auch unter dieſem Namen mehrere Frauen und Mädchen, welche durch ihren Geiſt, durch ihre mannigfaltigen politiſchen und andere Kenntniſſe, und durch die höchſte Feinheit ihres Umgangs die gebildetſten Statsmänner und Philoſophen (Perikles, Alcibiades, Platon, ja ſogar einen Sokrates) um ſich verſammelten, und wegen dieſer ſeltnen Verbindung von Geiſt und Anmuth in Culturgeſchichte dieſes Volks berühmt geworden ſind. Zu dieſen gehört die bekannte Aspaſia, deren politiſcher Einfluß eben ſo bekannt iſt, als daß ſie des Perikles u. Sokrates Lehrmeiſterin in der Beredſamkelt genannt wird, Leontium, Theodota u. a. Mehr durch buhleriſche Künſte bekannt ſind Cratina, Lais, Phryne u. a. Aus dem angegebenen Grunde wurden ſie auch durch die bildenden Künſte ausgezeichnet. Der große Bildner Praxiteles bildete die letztere in einem marmornen und goldnen Bilde; auch war ſie ihm Model bei ſeinen Venusbildern. Sein Sohn Cephiſodor machte ſich, wie mehrere andere Künſtler, durch Hetärenſtatüen bekannt. Eine anſchauliche Vorſtellung von dem Leben der Hetären erlangt man durch Wielands Menander und Glycerion und Ariſtipp; hiemit vgl. Jakobs Beiträge zur Geſchichte des weiblichen Geſchlechts im Att. Muſeum III., 1. S. 24 u. 49 u. Rahmdohr in ſeiner Venus Urania, B. III. Th. I. S. 125 ff. u. 417 ff.

Heterodox und Heterodoxie kommt von zwei Griechiſchen Worten her, welche anders meinen und glauben bedeuten. Vorzugsweiſe aber wird eine ſolche Meinung heterodox genannt, welche dem öffentlich angenommenen Lehrbegriff einer Kirche widerſtreitet, und, nach den Grundſätzen dieſes Lehrbegriffs beurtheilt, Irrlehre iſt. In der katholiſchen Kirche pflegt man diejenigen, welche ſich von dem öffentlichen durch die Auctorität der Concilien und die Ausſprüche der Päpſte beſtätigten Lehrbegriffe entfernen, Häretiker zu nennen, da man ſich hingegen in der proteſtantiſchen Kirche des mildern Ausdruckes Heterodoxen, anders Meinende und Lehrende, bedient hat. Das Gegentheil der Heterodoxie iſt die Orthodoxie, die Rechtgläubigkeit, die Uebereinſtimmung des Glaubens und der Lehre mit den in einer Kirche eingeführten Symbolen. Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Theologen in der proteſtantiſchen Kirche auftraten, welche den Lehrbegriff bald in dieſen, bald in jenen Theilen verändern wollten, ſo entſtanden dadurch vielfäl-

tige Streitigkeiten zwiſchen den Neuerern und den Vertheidigern der alten Lehre und die Namen Orthodoxie und Heterodoxie, Orthodox und Heterodox waren an der Tagesordnung. Allmählich indeß ward manche dieſer Streitigkeiten ausgeglichen, und unverkennbar ſind die ſtreitenden Parteien einander näher gerückt, indem man von der einen Seite manches Unhaltbare aufgab und von der andern Seite einſah, daß man in vielen Stücken zu weit gegangen ſey und Lehren in Anſpruch genommen habe, welche in der Vernunft wie in der Schrift hinreichend begründet ſind. N.

Heterogen und Homogen. Unter heterogenen Dingen verſteht man überhaupt ſolche, welche verſchiedener Gattung oder Natur ſind, im Gegenſatz von Homogen, womit man Dinge gleicher Gattung, von gleichen Beſtandtheilen bezeichnet. Eine beſondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Muſik, wo man ſie den Bedeutungen von diatoniſch und enharmoniſch gegenüber ſtellt, indem man unter homogenen Tönen ſolche annimmt, welche in Rückſicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtones näher verwandt und verbunden ſind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen (diatoniſch), dagegen der Ton Ges heterogen (enharmoniſch) ſeyn, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteronomie, ſ. Autonomie. Imperativ.

Heteroscii (Verſchiedenſchattige), nannten die alten die Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone gegen Norden und die Bewohner der gemäßigten ſüdlichen Zone gegen Süden, deren Mittags-Schatten ſich ſtets nur nach einem der beiden Pole hin neigen.

Hettmann oder Attaman, iſt der Titel des Oberhauptes (Feldherrn) der Koſaken. Dieſer Titel wird von dem altdeutſchen Worte Het oder Haupt abgeleitet; Fahne, Siegel und Commandoſtab zeichnen ihn aus. Er wird von den Koſaken ſelbſt gewählt. Dem Hettmann der Ukrainiſchen Koſaken wurde in der Unterwerfungsacte dieſer ruſſiſchen Völkerſchaft vom 17. Febr. 1654 ein jährlicher Gehalt von tauſend Ducaten und die Einkünfte der Stadt Tſchigirin angewieſen. Jeder erwählte neue Hettmann muß dem Zaar angezeigt werden, der ihn beſtätiget. Zwar verloren ſie unter Peter dem Großen das Wahlrecht, doch Peter II. ſtellte es wieder her; allein noch einmal ging es verloren, bis Eliſabeth die alte Verfaſſung wieder erneuerte. Aber Catharina die Große hob die Ukrainiſche Hettmannswürde gänzlich auf und verordnete dafür eine Regirung von acht Mitgliedern. Die Doniſchen Koſaken haben ihren Hettmann immer behalten; zwar iſt ſeine ehemalige große Gewalt ziemlich beſchränkt worden, allein er iſt im Frieden immer noch mehr Regent, als bloßer Feldherr und Gouverneur. Die Zeichen ſeiner Würde ſind eine roth überzogene Standarte und ein Commandoſtab (Bulawa), die ihm beſtändig nachgetragen werden und im Gefecht, wie im Lager, ihn bezeichnen. Der jetzige Hettmann der Doniſchen Koſaken iſt der General der Cavallerie, Matthei Iwanitſch Platow, Ritter der erſten Ruſſiſchen und Preußiſchen Orden und wegen ſeiner großen Verdienſte in dem Feldzuge von 1812 gegen die Franzoſen in den Fürſtenſtand erhoben. Er war vor ſeiner Erwählung zum Hettmann ein gemeiner Koſak. (M. vgl. d. Art. Koſaken.) I.

Hexameter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den ſechs Füßen oder Gliedern hat, aus welchen

ſie beſteht. Die vier erſten Glieder ſind Daktylen oder Spondeen, im Deutſchen wol auch Trochäen, das fünfte ein Dactylus, das ſechſte ein Spondeus oder Trochäus. Dieſe Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt, als die meiſten andern, verlangt dennoch mehr Sorgfalt, als mancher glaubt, denn es iſt nicht genug, die Wörter nach jenem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehrere Rückſichten. Wie ſchlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: Fernhin hauchten tauſend Blumen liebliche Düfte? Aber man befördert den Wohllaut theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter an einander geſchlungen werden, z. B. Flechte das Blumengewind in der blonden Locken Geringel! — theils dadurch, daß ungefähr in der Mitte des Verſes ſich beim Leſen ein Ruhepunkt darbietet. Dieſer findet Statt, wenn die erſte Sylbe des dritten Gliedes ein Wort endigt, wie vorhin die Sylbe wind'; oder man bringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erſte Sylbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepunkte werden, z. B.: Ob in dem Hain auch ſauſte der Sturm: doch waren ſie fröhlich. Durch den Wechſel jener Anſchlingungen, dieſer Ruhepunkte und der Daktylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter ſo viel Abwechſelung, daß ſie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrſcht ein ſteter Wechſel von leichter und ſchwerſteigender, von ſchwebender und abgeſtoßener, von ſanft geſenkter und ſtürmiſch vollendender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroiſche oder epiſche Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. ſ. w. ihn zu ihrem Versmaß wählten. Seine Erfindung wird in der Griechiſchen Anthologie dem Orpheus zugeſchrieben; andere leiten ihn vom orakelgebenden Apollo ab, und Herodot will den älteſten auf einem Dreifuß in einem Tempel des Apollo bei Theben in Phöniziſcher Sprache gefunden haben. Gewiß iſt es, daß die Orakel in Hexametern gegeben wurden. Am beſten läßt er ſich wohl vom älteſten Tanz ableiten. Zuweilen findet ſich im 5ten Fuße nur ein Spondeus. Hexameter mit ſogenannten Vorſchlagsſylben, wie in Kleiſts Frühling, ſind ſchon zu lang. Der Hexameter bedienten ſich die älteſten Griechiſchen Dichter, z. B. Homer, Heſiod; unter den Römern bildete Virgil ſie am ſchönſten; im Mittelalter ſchrieb man Lateiniſche Hexameter, die ſich in der Mitte und am Ende reimten oder Leoniniſche. Jetzt ſind die Hexameter in vielen neuen Sprachen verſucht worden und endlich am beſten im Deutſchen gelungen. Die älteſten Deutſchen, aber zufälligen, finden ſich in dem Heldengedicht Titurel aus dem dreizehnten Jahrhundert, und in Luthers Bibelüberſetzung. z. B. Thue den Frommen Gutes, ſo wird dirs reichlich vergolten. Abſichtlich, doch zuerſt gereimt, verſuchten ſie im ſechzehnten Jahrhundert J. Fiſchart, K. G. Heräus, C. Gesner u. a. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden ſie vorzüglich von Uz, Klopſtock und Kleiſt empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man ſich ſtatt des Römiſchen Spondeus im Deutſchen oft den Trochäus erlauben. Doch hat A. W. Schlegel in ſeiner Elegie: Rom, und Apel in mehreren Gedichten gezeigt, daß man dieſen auch vermeiden könne. Wohllautender als jene wußte ſie J. F. Schmid, (ſchon 1789 in ſeinen Gedichten) zu bilden, und als Meiſter in der Kunſt iſt J. H. Voß anzuerkennen. Italieniſche verſuchte Annib. Caro, Franzöſiſche Baif, beide im ſechzehnten Jahrhunderte. Engliſche Stanyhorſt und Sydney, Schwediſche Adlerbeth in ſeinem Virgil

Holländiſche Meermann und neuerlich auch Ungriſche Barot und Döbrentei. T.

Hexapla, eine in 6 Sprachen verfaßte, vorzugsweiſe die von dem Griechiſchen Biſchof Origenes zuſammengetragene Bibel, welche den Hebräiſchen Text ſowohl mit Hebräiſchen, als auch mit Griechiſchen Buchſtaben, die Ueberſetzung der 70 Dolmetſcher (Septuaginta) und noch 3 andere Ueberſetzungen enthält.

Hexe und Hexerei. Im eigentlichen Sinne bedeutet Hexe eine Zauberin, welche durch Hilfe des Teufels und der böſen Geiſter außerordentliche Wirkungen hervorbringt, und Hexerei iſt daher Zauberei durch Hilfe des Teufels und der böſen Geiſter. Im uneigentlichen oder figürlichen Sinn iſt Hexe eine liſtige, verſchlagene Weibsperſon und wird dieſem Worte das Beiwort alt vorangeſetzt, ſo iſt es ein Schimpfname. Ueber den Urſprung des Wortes ſind die Meinungen der Sprachforſcher getheilt, indem es einige von dem Lateiniſchen Saga, Zauberin, andere von dem altdeutſchen Worte Hag, Haug, Hug, welches Nachdenken, Gemüth bedeutet, herleiten, ſo daß eine Hexe urſprünglich eine kluge Frau bezeichnet habe. Der Glaube an Zauberei ging aus dem Heidenthum in die chriſtliche Welt über und erhielt hier durch die Verbindung, in welche er mit dem Glauben an den Einfluß des Teufels auf die menſchlichen Dinge geſetzt ward, eine neue eigenthümliche Geſtalt. Es ſey, wähnte man, dem Menſchen möglich, mit dem Teufel und den böſen Geiſtern in nähere Verbindung zu treten und durch Hilfe der finſtern Höllenmächte ſich ſelbſt zeitliche Vortheile, andern aber, zur Befriedigung ſeines Haſſes, Schaden und Verderben zu bereiten. Je finſterer es im Mittelalter ward und je weniger man ſich daher von dem Alltäglichen abweichende Erſcheinungen aus den Geſetzen der Natur zu erklären wußte, deſto mehr Eingang mußte dieſer Wahn finden. An allen Orten trug man ſich mit den ſeltſamſten Erzählungen von den unter vielfacher Geſtalt erſcheinenden böſen Geiſtern, von den künſtlichen Nachſtellungen, durch welche der Teufel die Menſchen in ſeine Netze zu ziehen trachte, und von den ſchädlichen Wirkungen, welche die mit ihnen verbundenen Hexen und Zauberer an Menſchen und Thieren hervorbrächten. Nicht bloß der Pöbel, das ganze Zeitalter ward von dieſem Wahne beherrſcht. Da, wer mit dem Teufel in Verbindung trat, von Gott abfallen mußte, und nur ein Menſch von böſer Geſinnung und verderbtem Herzen dem ewigen Heil um zeitlichen Gewinnſtes willen entſagen konnte, auch die ſchwarze Kunſt dem Leben, der Geſundheit und dem Wohlſtand andrer Menſchen unabläſſig Gefahr drohete, ſo ward die Hexerei als das ſchwärzeſte Verbrechen betrachtet und eben ſo wie die Ketzerei mit dem Scheiterhaufen beſtraft. Unzählige Unglückliche ſind das Opfer dieſes traurigen Wahnes geworden. Im J. 1484 ward der Hexenproceß durch eine Bulle des Papſtes Innocentius VIII. förmlich in Deutſchland eingeführt, und eine im J. 1489 unter dem Titel malleus mall eicarum (Hexenhammer) unter öffentlicher Autorität erſchienene Schrift ſchrieb das bei dieſen Proceſſen zu beobachtende Verfahren vor. Weder durch die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im 15ten und 16ten Jahrhunderte, noch durch die Reformation wurden die einmal tief eingewurzelten Meinungen von der Hexerei und dem Einfluſſe der böſen Geiſter auf die Natur und auf den Menſchen ausgetilgt, vielmehr dauerten ſie unter der Proteſtanten wie unter den Katholiken fort, und noch im J. 1780 ward zu Glarus in der katholiſchen Schweitz eine Hexe hingerichtet. Zwei Män-

net beſonders, **Balthaſar Becker** und **Chriſtian Thomaſius**, haben ſich durch die Beſtreitung der in ihrem Zeitalter noch allgemein herrſchenden Meinungen über Hexerei und Teufelsbeſitzungen ein großes Verdienſt erworben und den allmählig erfolgten endlichen Untergang dieſes Aberglaubens vorbereitet.

Heydenreich (Carl Heinrich) Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig wurde geboren den 19. Febr. 1764 zu Stolpen im Meißniſchen Kreiſe, wo ſein Vater damals Oberpfarrer war, und erzogen zu Dahme, wohin ſein Vater 1770 als Superintendent berufen wurde. Schon als Knabe gab er Beweiſe nicht gewöhnlicher Anlagen, und durch ſeine Schnelligkeit im Denken und Faſſen, durch ſeine ſtarke Einbildungskraft zog er die vorzügliche Aufmerkſamkeit ſeines Lehrers auf ſich, welche bewirkte, daß er bereits im vierzehnten Jahre von dem ſtrengen Fiſcher würdig befunden ward, in die erſte Klaſſe der Thomasſchule zu Leipzig aufgenommen zu werden. Hier legte er einen feſten Grund in den philologiſchen Studien, die er auch nachher als Student noch emſig fortſetzte. Zugleich umfaßte er da noch Geſchichte, Poeſie und Philoſophie. Kaum benutzte er aber die Geſchichte zu etwas anderem, als zu Planen für Tragödien, denn es ſchien ihm ausgemacht, daß die Natur ihn vornemlich zum Dichter beſtimmt habe. Obgleich nun dies eine im jugendlichen Alter nicht ungewöhnliche Selbſttäuſchung geweſen ſeyn mag, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß er in der That nicht alltägliche poetiſche Talente beſaß. Mit dieſen vereinigte ſich aber in ihm ein höchſt reger Forſchungsgeiſt, ein ſeltner Scharfſinn, eine zur Speculation geneigte, umfaſſende Vernunft, alle Bedingungen alſo, die dem Philoſophen eignen. Auch äußerte ſich mächtig in ihm das lebhafteſte Intereſſe für die großen Gegenſtände der Philoſophie, Gott, Natur und Menſchenleben. Das Dunkel hinwegzuziehen, welches über dem Leben hing, das Räthſel des menſchlichen Daſeyns zu löſen, war für ſeinen forſchenden Geiſt eine zu wichtige Aufgabe, als nicht immer zu ihr zurückzukehren. Viele Philoſophen ſtudirte er, Genüge aber leiſtete ihm nur einer, Spinoza, in deſſen Geiſt er alles ſah und dachte, bis ſpäterhin die Kritiken Kants eine große Revolution in ſeinem Kopfe bewirkten, und er nun entſchieden ſich für die Kantiſche Philoſophie erklärte, durch welche allein er Spinoza für widerlegbar hielt. Daß er zur größern Verſtändniß und Verbreitung der Kantiſchen Philoſophie nicht wenig beigetragen hat, wird niemand läugnen, der nur einigermaßen mit ſeinen Schriften bekannt iſt. Nichts deſto weniger ward er kein ſclaviſcher Nachbeter des Königsbergiſchen Weiſen, ſondern behandelte die Gegenſtände ſeiner Betrachtung auch da, wo er aus Ueberzeugung ſich in den Geſichtspunkt Kants geſtellt hatte, mit eignem, freien Geiſte. Unter den Schriften, die aus der Kantiſchen Schule hervorgingen, zeichneten ſich deshalb die ſeinigen auch in der Darſtellung gar ſehr zu ihrem Vortheil aus. Und wie hätte dies auch bei einem Geiſte, der ſich ſelbſt zu poetiſchen Darſtellungen berufen glaubte und mit den vorzüglichſten poetiſchen Geiſtern der gebildetſten Nationen der Vor- und Mitwelt in vertrautem Umgang lebte, anders ſeyn können! Bei allem Intereſſe für philoſophiſche Speculation verließ ihn doch auch nie ſeine Liebe zur Poeſie, und er verſuchte gern, ſein poetiſch angeregtes Gefühl in angemeſſenem Ausdruck auszuſprechen. Mag er ſich nun auch keinen Platz unter den Dichtern erſten Ranges erworben haben, ſo muß doch der durchaus von allem Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit verlaſſen ſeyn, der ihm nicht wenigſtens zugeſteht, er habe nicht ein

einziges ganz verwerfliches Gedicht, und einige von bleibendem Werth und echtem Gehalt uns hinterlaſſen. Aber auch nur als Dilettant in der Poeſie betrachtet, hat er doch damit höchſt vortheilhaft gewirkt, einmal dadurch, daß er zu einer Zeit, wo Barbarei des philoſophiſchen Stils mit Macht hereinzubrechen drohte, auf eine Weiſe auch über philoſophiſche Gegenſtände ſchrieb, vor welcher ſich die Grazien nicht entſetzten, und dann daß er ſelbſt hiedurch zu tieferer Erforſchung des Weſens der Poeſie, der Künſte und der Schönheit veranlaßt wurde. Schönheitsgefühl und Geſchmack wirkten lebendig in ihm, und dieſe, verbunden mit ſeinem philoſophiſchen Geiſt, eigneten ihn vorzüglich zu einem Aeſthetiker. Dankbar wird noch die Nachwelt anerkennen, daß ſie durch Heydenreich mit in zwei Punkten der philoſophiſchen Forſchung nicht unbedeutende Schritte vorwärts gethan, in der philoſophiſchen Theologie und der Aeſthetik. Die eine dieſer Forſchungen war Folge ſeines Studiums des Spinoza, die andere ſeines eigenen äſthetiſchen Weſens. Haben inhumane Beurtheiler wegen ſeiner Vorliebe für Gegenſtände der Religionsphiloſophie ihn, dem jede Heuchelei ein Greuel war, der Pfäfferei zu beſchuldigen ſich nicht geſcheut, ſo glaubten ſie durch das, was als Folge ſeines äſthetiſchen Weſens in ſeinem Leben zur Erſcheinung kam, ihn zu verunglimpfen ein beſonderes Recht erhalten zu haben. Eben dieſe ſchiefen Urtheile, die er theils kannte, theils ahnete, verbunden mit den Bedrängniſſen ſeiner ökonomiſchen Lage, verleideten ihm oft ſeine Exiſtenz ſo ſehr, daß er nur in der Vergeſſenheit, die er aus dem Genuſſe des Weins zog, das Leben erträglich fühlen konnte. Als er nachher ein weibliches Weſen fand, fähig ſeinen Geiſt zu faſſen und jedes zarteſte Gefühl zu erwiedern, ein Weſen, wie es im dichteriſchen Traume von einer ſchönen Zukunft vor ſeiner Seele geſtanden hatte, und er in jeder Rückſicht dieſes Weſen, und mit ihm das Glück des Lebens für ſich verloren geben mußte, da bemächtigte ſich ſeiner eine Art von Verzweiflung. Gleichwol mußte er, in dieſer ſchrecklichen Verſtimmung ſeines Weſens, anſtrengenden Geiſtesarbeiten ſich unterziehen, um durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſeinen Unterhalt zu erwerben. Man kann leicht urtheilen, ob dies ihm leicht geworden ſey. Da er nun ſein Werk über den Aberglauben, eben keine Arbeit der leichteren Art, nicht ſo ſchnell vollendete, als es in dem Wechſel, auf welchen er einen Geldvorſchuß erhalten hatte, beſtimmt war; ſo fand es der Verleger deſſelben gerathen, ihm Wechſelarreſt geben zu laſſen. Dieſer, vier Wochen lang dauernde, Arreſt verwundete ihn tief, und von dieſer Zeit an war ihm der Aufenthalt in Leipzig verhaßt; er konnte in einer Stadt, wo er ſo empfindliche Demüthigungen erfahren hatte, nicht länger leben. Er entſchloß ſich daher, ſeine Stelle niederzulegen, und auf dem Lande, in ungeſtörter Ruhe und ohne großen Koſtenaufwand, ſich ſelbſt zu leben, wobei er ſich einen Plan entworfen hatte, wie er in wenigen Jahren ſeine Schulden bezahlt haben wollte. Burgwerben, ein in der Nähe von Weißenfels gelegenes Dorf, war der Ort, den er zu ſeinem künftigen Aufenthalte wählte. Seine Blüthe aber war ertödtet, ſeine Kraft gelähmt, und leider hatte er bei ſeinem Plan nicht mit in Anſchlag gebracht, daß er nicht mehr der Mann von dem rüſtigen und ungebeugten Geiſte war, wie vor 10 Jahren. Er bedurfte der Reizmittel. Wein und Opium, den er zuerſt in einer Krankheit hatte kennen gelernt, hatten die Wirkſamkeit eines ſolchen bei ihm verloren, und er nahm nun, wozu ihn auch ſeine Dürftigkeit nöthigte, zu Branntwein ſeine Zuflucht, unter deſſen Ge-

nuß auch ſeine geiſtigen Kräfte litten. Deshalb war er in dieſer Periode ſeines Lebens nur noch ein Schatten von dem, was er ehemals geweſen, und mit Wehmuth ſah man eine ſchöne Natur auf eine unwürdige Weiſe zu Grunde gehen. Zum Glück für ihn ſäumte der Tod nicht, ihn zu befreien. Ein Nervenſchlag entnahm ihn plötzlich und unerwartet am 26. April 1801 einer traurigen Gegenwart und vielleicht noch traurigern Zukunft. Er war in ſo großer Dürftigkeit geſtorben, daß er auf Koſten theilnehmender Freunde begraben werden mußte. Mancher Beweis von Achtung und Liebe, deren der Unglückliche ſo würdig geweſen war, ward ihm noch an ſeinem Grabe erzeigt, wo er, ſeit wenigſtens zwölf Jahren, zum erſten Male Ruhe fand. Bedenkt man ſein ſchmerz-, leiden- und unruhvolles, mühſeliges Leben, ſo muß man wahrlich erſtaunen über die Kraft ſeines Geiſtes, die unter den ungünſtigſten Verhältniſſen ſo viel zu leiſten im Stande war, als er geleiſtet hat. Freilich war er genöthigt, mehr zu übernehmen, und bisweilen ſchneller auszuführen, als für ſeinen Ruhm vortheilhaft war; allein er führte in dieſer Zeit doch einige Werke aus, die ſein Andenken gewiß rühmlich erhalten werden, und zeigt ſich in den übrigen, wenn auch nicht als vollendeten, doch als einen guten Philoſophen, der überall die richtige, geſunde Anſicht der Dinge faßt, als einen behenden, mit ſeinem Stoffe frei ſchaltenden, mit einem nicht gemeinen Fonds von Menſchenkenntniß ausgerüſteten Geiſt, als einen geiſt- und geſchmackvollen Darſteller, ſo daß man keins ſeiner Werke aus der Hand legen wird, ohne mannigfaltige Belehrung und ſchöne Unterhaltung daraus gezogen zu haben. Man kann ſeine Werke in eigentlich philoſophiſche, populärphiloſophiſche, äſthetiſche und poetiſche eintheilen, durch welche alle er ſehr wirkſam in ſeine Zeit eingegriffen hat. Einer nähern Charakteriſtik derſelben können wir uns um ſo mehr überheben, da Heydenreichs unglücklicher Freund Schelle eine ſolche in ſeiner muſterhaften Characteriſtik Heydenreichs als Menſchen und Schriftſtellers (Lpz. 1802), einem Werke, das in vielfacher Beziehung empfohlen zu werden verdient, geliefert hat. dd.

Heyne (Chriſtian Gottlob). Dieſer berühmte Humaniſt ward den 25. Sept. 1729 zu Chemnitz in Sachſen geboren, wohin ſein Vater, ein armer Leinweber aus Gravenſchütz in Schleſien, zu flüchten ſich genöthigt ſah. Die drückendſten Umſtände und Schickſale, unter welchen er aufwuchs, und die ihn bis ins Mannesalter verfolgten, vermochten nicht, ſeinen für edlere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborne Zartgefühl zu unterdrücken, ſondern wieſen ihn an ſich ſelbſt zurück, und lehrten ihn der eignen Kraft vertrauen, ohne Stolz und Anmaßung. Kaum fand er die geringe Unterſtützung, welche nöthig war, ſeinen frühen Wunſch, in der Lateiniſchen Sprache unterrichtet zu werden, zu befriedigen. Von 1741 bis 1780 beſuchte er die daſige Stadtſchule unter dem bekannten Rector Hager. Des Conrector Krebs beſſere Anleitung zur Philologie konnte er nur ſehr kurze Zeit benutzen. Beide erkannten ſein ungemeines Talent und raſtloſen Fleiß, durch welchen er ſich, ungeachtet er ſich von allen litterariſchen Hilfsmitteln faſt entblößt ſah, eine ausgezeichnete Fertigkeit in den alten Sprachen erworben hatte. In der kummervollſten Lage bezog er 1748 die Univerſität Leipzig. Dort zog ihn vorzüglich Erneſti's lebendiger und gründlicher Vortrag an, welcher ihn mit den Grundſätzen der Erklärungskunſt bekannt machte, und des Prof. Chriſt's archäologiſche und antiquariſche Vorleſungen erweiterten

ſeine Kenntniß des claſſiſchen Alterthums, wie ſeine Kenntniß der Literatur überhaupt durch fleißige Lecture mehrerer Bücher, welche ſich ihm hier darboten, und durch faſt übermäßiges Nachtarbeiten ſchnell erweitert wurde. Nach damaliger Sitte trieb er neben dieſen Studien noch ein Brodſtudium — das Recht, und hörte mit vorzüglichem Nutzen die Geſchichte des Römiſchen Rechts, mit Rückſicht auf alte Litteratur und Geſchichte, durch den berühmten Bach vortragen,, welches ihn ſpäterhin in den Stand ſetzte, Römiſche Alterthümer beſonders für Juriſten zu leſen. Auch ſchrieb er nachher (1752) eine Magiſterdisputation juriſtiſchen Inhalts. Eine Lateiniſche Elegie, welche die reformirte Gemeinde zu Leipzig auf den Tod ihres Predigers Lacoſte durch Heyne verfertigen und ſehr ſplendid drucken ließ, ließ ihn dem Staatsminiſter Grafen von Brühl bekannt werden. Da nun der Ertrag der Informationen, welche er von Zeit zu Zeit übernahm, nicht hinreichte, die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu befriedigen, ſo entſchloß er ſich auf Anrathen ſeiner Freunde nach Dresden zu reiſen, um ſich dieſem perſönlich zu empfehlen. Seine Erwartungen blieben jedoch unbefriedigt; eine Hofmeiſterſtelle, welche er daſelbſt anzunehmen genöthigt war, reichte nicht hin, die Schulden, welche er wegen dieſer Reiſe gemacht hatte, zu decken. Erſt nach wiederholtem Geſuch wurde er (1753) Copiſt der gräfl. Brühlſchen Bibliothek, mit 100 Rthl. Gehalt. Der einzige Nutzen, welchen er aus dieſer Anſtellung zog, war die wachſende Bekanntſchaft mit den Werken, beſonders der alten Litteratur, für welche ſeine Richtung nun immer beſtimmter wurde. Zuerſt trieb ihn die Noth, mehrere Ueberſetzungen zu übernehmen. Der erſte Klaſſiker, zu deſſen Bearbeitung ihn mehr der Drang des Gefühls und eine Gleichheit der Empfindung hinzog, war der Dichter Tibull (welchen er zum erſten Male 1755 herausgab). Verwandtſchaft der Geſinnung führte ihn bald zu dem Stoiker Epictet, deſſen Grundſätze ihn ſtärkten, (erſte Ausgabe 1756). Beide Arbeiten gründeten ſeinen Ruhm im Ausland. Um dieſelbe Zeit traf er auch mit Winkelmann auf der genannten Bibliothek zuſammen, doch entſtand erſt ſpäterhin, als Winkelmann ſchon in Italien war, unter beiden ein genaueres Verhältniß durch Briefwechſel. Der eintretende ſiebenjährige Krieg beraubte Heyne nicht nur ſeines Gehaltes und Wirkungskreiſes, ſondern auch ſeiner übrigen Erwerbsquellen. Auf den Gipfel der Noth gebracht, fand er 1757 durch Rabeners Empfehlung in dem Hauſe der Frau von Schönberg eine günſtige Unterſtützung, deren Bruder er, als Hofmeiſter, 1759 nach Wittenberg begleitete, wo er Gelegenheit fand, durch den berühmten Ritter tiefer in das Heiligthum der Geſchichte eingeführt zu werden. Der Krieg riß ihn wiederum aus ſeinen Studien heraus, und ſetzte ihn in in die verſchiedenſten, ja in die drückendſten Lagen, durch welche das Talent des Geſchäftsmannes in ihm nicht wenig entwickelt wurde. In dieſe Zeit fällt die Ausarbeitung des Lateiniſchen Textes zum dritten Tauſend der Lippertſchen Daktyliothek, welche ihn mit dieſem Gebiete der Archäologie immer vertrauter machte. Durch Ruhnken's Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf an des verſtorbenen Geßners Stelle in Göttingen als Profeſſor der Beredſamkeit. Die mannigfaltigſten Arbeiten waren nöthig, dieſen Poſten zu behaupten. Sehr naiv ſagt er von ſich ſelbſt: „Erſt als Profeſſor erlernte ich die Kunſt, die ich lehren ſollte." Aber bald war er in dieſem Kreiſe ganz einheimiſch. Seine zahlreichen und wahrhaft klaſſiſchen Pro=

gramme, welche ſich über die intereſſanteſten Gegenſtände des Alterthums verbreiten und den Umfang ſeiner Kenntniſſe bewundern laſſen, (Opusc. acad. 6 Thle.) zeigen, daß er Lateiniſch dachte und arbeitete, und ſich nicht blos correct, ſondern auch leicht und geſchmackvoll auszudrücken wußte. Eben ſo zeigte er in ſeinen mündlichen Vorträgen eine ſeltene Verbindung echter Gelehrſamkeit mit Geiſt und Geſchmack. Seine Collegien aber, die er mit dem pünktlichſten Eifer las, bildeten allmählig einen beſondern Kreis des Intereſſanteſten und Wiſſenswürdigſten, was ihm das Studium der Alten darbot, und ſtanden mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit wiederum in der engſten Berührung. Durch dieſe Vorleſungen, wie durch ſeine funfzigjährige Theilnahme an der von Haller geſtifteten ehrwürdigen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, deren fleißigſtes Mitglied er war, ferner durch ſeinen unermüdlichen Antheil an den Göttinger (wahrhaft gelehrten) Anzeigen, welche ſich das Verdienſt, Deutſchland mit den wichtigſten und ſeltenſten Werken und Forſchungen der Engländer und Franzoſen bekannt zu machen, vorzüglich unter ſeiner ſeit 1770 42 Jahr lang geführten Direction und Redaction, erworben haben; endlich und vor allen aber durch die Direction des philologiſchen Seminar's zu Göttingen, welches unter ſeiner Leitung eine wahre Pflanzſtätte echter Philologie wurde und Deutſchlands Culturanſtalten eine unzählige Menge wackerer Lehrer gegeben hat, in Verbindung mit ſeinen weltbekannten Ausgaben und Erklärungen klaſſiſcher Schriftſteller, — durch alles dieſes wird Heyne als einer der erſten und würdigſten Lehrer und Gelehrten Deutſchlands, ja der ganzen gebildeten Welt, in unvertilgbarem Andenken bleiben. Der Mittelpunkt ſeines ganzen Wirkens aber, mit welchem alles Uebrige in faſt ſyſtematiſcher Verbindung ſtand, war die klaſſiſche Literatur, namentlich die poetiſche, welche er auch frei von den engherzigen Anſichten, welche vor und zu ſeiner Zeit unter den Philologen vom Fache herrſchend waren, um ihrer ſelbſt willen, und mit poetiſcher Anſicht umfaßte. Die Alterthumskunde und die klaſſiſche Literatur aus dem Schulſtaube zu erheben und in die Kreiſe der gebildeten Welt einzuführen, war ſein eigenthümliches Verdienſt. Er wollte ganz Humaniſt ſeyn und„ achtete daher zwar das Studium der Sprache, der Grammatik und Metrik, als Grundlage des weitern Studiums der klaſſiſchen Litteratur, jedoch hielt er es nirgends für Zweck.“ Dieſes bezeugen ſeine Ausgaben der Dichter, welche ihm den ausgebreitetſten Ruhm erwarben, des Tibull, und vorzüglich des Virgil. Auch für den ſchwerſten der alten Dichter, der noch am wenigſten bearbeitet war, für den Pindar hat er vieles geleiſtet, ihn lesbar zu machen, und ihn zuerſt in den Lehrkreis eingeführt. Die größte ſeiner Arbeiten aber, welche ihn 18 Jahre hindurch beſchäftigte, war ſeine große Ausgabe des Homer, in welcher Fülle der Kenntniſſe, Geſchmack und Schärfe der Kritik gleiche Bewunderung verdienen. Von der Bearbeitung der Dichter ausgehend, trat er in das Gebiet der Mythologie, in welcher er zuerſt ein Licht anſteckte. Wie durch ſeine Ausgabe des Apollodor für Mythologie, ſo wirkte er durch ſeine antiquariſchen Schriften wohlthätig für die Archäologie. In Wechſelwirkung ſtanden mit dieſen archäologiſchen und antiquariſchen Unterſuchungen ſeine hiſtoriſchen Arbeiten, namentlich die Bearbeitung der Griechiſchen und Römiſchen Antiquitäten und ſeine ausgebreitete

Kenntniß der innern Geſchichte, Verfaſſung und Geſetzgebung der Staten des Alterthums, welche er mit feinem und politiſchem Blick auf die Begebenheiten ſeiner Zeit anzuwenden wußte, für die er ſich auf mannigfaltige Weiſe intereſſirte. Aber auch als Geſchäftsmann und Menſch war Heyne verehrungswürdig, weshalb ihm auch die ehrenvollſten Aemter und Geſchäfte von allen Seiten anvertraut wurden, und er ſelbſt von den wechſelnden Curatoren ſeiner Univerſität nicht ſelten in Betreff derſelben zu Rathe gezogen wurde. Durch ihn wurde die Bibliothek in den vollkommnen Zuſtand gebracht, in welchem ſie ſich gegenwärtig befindet, ſo daß ſie von Kennern für die erſte gehalten wird, in welcher alle Fächer gleichmäßig beſetzt ſind, wobei Heynes Ueberblick über alle Fächer der Wiſſenſchaft mit Recht zu bewundern iſt. In derſelben Blüthe hinterließ er die übrigen Inſtitute, welche ſeiner Aufſicht unterworfen waren. Der Ruf ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit war es nicht allein, ſondern auch die Feſtigkeit ſeines Charakters und die Feinheit ſeines Benehmens, was die gebildetſten und bedeutendſten Menſchen ſeiner Zeit in ſeinen Kreis zog, und zum Theil mit ſeiner Familie verknüpfte. Zu den letzteren müſſen auch ein Georg Forſter (ſeit 1775), Huber und Heeren, ſeine Schwiegerſöhne, gerechnet werden. Immer jedoch blieb der Mittelpunkt ſeines Geſchäftslebens die Univerſität, welcher er ſich gewidmet hatte, und die er mit kindlicher Pietät und uneigennütziger Sorge liebte. In gefahrvollen Zeiten diente das ehrwürdige Anſehen, welches er ſich überall erworben, und ſeine erprobte Rechtlichkeit und Klugheit jener literariſchen Anſtalt zur Stütze; weshalb auch ſeine Lebensgeſchichte mit der Geſchichte dieſer Univerſität ſo eng verflochten iſt. Durch ſeine Mitwirkung blieb vorzüglich bei der Franzöſiſchen Occupation von Hannover (1803 — 1805) die Univerſität und Stadt Göttingen von Einquartirung verſchont. In dieſer Zeit wurden ſeine Geſchäfte und Sorgen vielfach vermehrt, ja er ſelbſt zum Mitglied der ſtändiſchen Commiſſion ernannt. Als das Königreich Weſtphalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, ſeine Wirkſamkeit gelingen und ſeine Verdienſte anerkannt zu ſehen. Bald, nachdem er ſeinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, und faſt in der Mitte ſeines Berufs, endete der liebenswürdige Greis durch einen plötzlichen Schlagfluß den 14. Juli 1812 ſein thatenreiches Leben. S. Chriſtian Gottlob Heyne. Biographiſch dargeſtellt v. Arn. Hermann Ludw. Heeren. Gött. 1813. 8. und deſſelben Memoria Heynii commendata. Göttingen, 1811.

Hiatus. Hierunter verſteht man überhaupt etwas Lückenhaftes; in der Proſodie z. B. wenn das eine Wort mit einem Vocal ſich endiget und das nächſtfolgende mit einem Vocal ſich wieder anfängt; ſo daß im Ausſprechen eine dem Gähnen ähnliche Oeffnung der Lippen entſteht. Auch nennt man (mit poetiſcher Licenz) oft eine willkührliche Lücke in der Folge der Verſe einen „Hiatus.“ Lücken in Stammbäumen bezeichnet man ebenfalls mit dieſem Worte.

Hibernien. Der alte Name Irland's, zuerſt ſo von Julius Cäſar, von Pomponius Mela Juverna, von Ptolemäus Juvernia (von andern auch Overnia, Bernia, Iris) genannt. Ariſtoteles erwähnt dieſer Inſel unter dem Namen Jerna, indem er von Albion ſpricht; doch früher ſchon führt Orpheus in ſeiner Argonautik das Eiland Jernis an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem

Cäſar, daß Hibernien im Weſten ihrer großen Inſel liege und nur halb ſo groß ſey, wie dieſe. Strabo wollte aber behaupten, daß dies Eiland nördlich über Britannien liege und gegen Norden die Gränze alles bewohnten Landes ſey. Auch Mela nahm Strabo's Meinung an. Doch unter Claudius und ſeinem Nachfolger kam man der Wahrheit faſt ganz nahe. Ptolemäus, von den dorthin gereiſten Kaufleuten beſſer noch unterrichtet, fehlte in ſeinen Angaben über Größe, Geſtalt und Lage nur wenig; durch jene Mittheilungen ſah er ſich daher auch im Stande, eine Karte von Hibernien zu fertigen und ziemlich genaue Notizen von ihrer Küſte, ihren Vorgebirgen, Flüſſen und Bewohnern zu hinterlaſſen. Agricola traf alle Vorbereitungen zu einer Expedition dahin, doch ſie unterblieb und ſo kam Hibernien nie unter die Gewalt der Römer. (Vgl. England und Irland).

Hibridiſch, auch hibriſch. Was von zweierlei Gattungen oder Geſchlechtern abſtammt, wie z. B. ein Maulthier. Hibridiſche Pflanzen nennt man ſolche, die aus der Begattung zwei verſchiedener Arten; hibridiſche Wörter (Zwitterwörter), welche aus zwei verſchiedenen Sprachen zuſammengeſetzt ſind.

Hidalgo. In der Entſtehungsart der neuchriſtlichen Spaniſchen Staten, die aus einem Bunde tapferer Krieger gegen gemeinſame Feinde ſich gebildet hatten, war ein Rangunterſchied unter dem Adel gegründet, der ſchon früh ſich dort fand. Die Ricos Hombres und Grandes (vergl. d. Art. Grandes) bildeten den hohen, die Hidalgos oder Infanzones mit den Rittern den niedern Adel. Die Hidalgos — nach einer ſehr wahrſcheinlichen Ableitung hijos de algo, d. i. Söhne von Vermögen, Söhne eines Vermögenden — beſaßen ihre Vorrechte theils vermöge ihrer Herkunft, als Edelbürtige (hidalgos de naturaleza), theils kraft königlicher Gnadenbriefe, da die Könige, wie ſie die höhern Adelswürden ertheilten, auch einen Einzelnen, oder ganze Geſchlechter, ja ſogar die Bewohner eines Ortes zu Hidalgos erhoben. So beſaßen die achtbaren Bürger der Stadt Zaragoſſa, d. h. ſolche, die zu ſtetem Gebrauch ein eigenes Reitthier hatten und nicht von Handarbeit lebten, ſchon ſeit dem Jahre 1115 alle Vorrechte geborner Hidalgos. In frühern Zeiten hießen die Hidalgos auch Infanzones, ein Name, deſſen Ableitung ungewiß iſt, der aber wahrſcheinlich von den Anführern des Fußvolks (infantes), zur Vertheidigung feſter Burgen gegen die Mauren gebraucht ward, abſtammt. Die Nachkommen behielten die Benennung der Völker, und endlich ward ſie allgemein für den ganzen Adel. — Nur Hidalgos allein, ſie mochten edelbürtig, oder durch königliche Gnadenbriefe erhoben ſeyn, hatten Anſpruch auf die Ritterwürde, und ſo ſtrenge war dieſes Geſetz, daß der Rico Hombre, welcher einem Unadeligen die Ritterwürde ertheilte, zur Strafe auf die nächſte Rangſtufe herabgeſetzt, und der Ritter, welcher das Geſetz brach, ſeiner Würde verluſtig und unter das abgabenpflichtige Volk geſtoßen ward. Wer bei dem Empfange der Ritterwürde edelbürtig war, hieß Ritter vom goldenen Sporn. Weniger geachtet waren die nicht edelbürtigen Ritter, welche in ſpätern Zeiten ihre Würde nur durch königliche Gnadenbriefe erhielten (unreine Ritter oder Briefritter genannt), und der Mißbrauch ſolcher Begnadigungen ward den Steuerpflichtigen ſo nachtheilig, daß die Reichsſtände in Aragon um die Mitte des 15. Jahrhunderts verordneten, der König ſollte keinen zum Ritter machen, der nicht

Infanzon wäre, ausgenommen einen Tapfern auf dem Schlachtfelde. Der Hidalgo mußte, um die Ritterwürde zu erlangen, ſeine adelige Herkunft, wenn ſie nicht landkundig war, beweiſen, und um den Ritterſchlag bitten. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen, Waffenwache und Gebete, fragte darauf der Ritter drei Mal: Wollt Ihr den Orden der Ritterſchaft empfangen? Und drei Mal gab der Edle zur Antwort: Herr, ich will's. Jener fuhr fort: Wollet Ihr, wie ſich's gebührt, die Pflichten der Ritterſchaft, und alles, wozu Ihr verbunden ſeyd, erfüllen? — Ich will's erfüllen, war die Antwort. Darauf befahl der Ritter, dem Neulinge die goldenen Spornen anzulegen, und wenn die Pathen dies gethan hatten, umgürtete er ihn mit dem Schwerte, gab ihm drei Streiche mit demſelben und legte es ihm dann in die Hand. Während der Edle das Schwert hielt, fuhr der Ritter fort: Um die Ritterwürde zu erlangen, müßt Ihr verſprechen, drei Dinge zu erfüllen, erſtens für Euren Glauben, zweitens für den König, Euern Herrn, und drittens für Euer Vaterland zu ſterben, auch daß Ihr Wittwen und Waiſen vertheidigen und beſchützen wollet. Wenn dies verſprochen war, hob der Ritter wieder an: Kraft der Gewalt, welche mir verliehen iſt, und nach den Geſetzen dieſes Reichs mir zuſteht, mache ich Euch zum Ritter und befördere Euch als ſolchen zu allen Ehren und Würden der Ritterſchaft. Darauf reichte er ihm die Hand, und fuhr fort: Gott und die Heiligen, Sankt Jakob und Sankt Georg, mögen Euch zu einem wackern Ritter machen, und Euch Kraft geben, das Verſprochene zu erfüllen! Das wichtigſte Vorrecht, das die Hidalgos mit dem übrigen Adel theilten, und durch alle Zeiträume der Spaniſchen Geſchichte ſtandhaft behaupteten, war die Abgabenfreiheit. Das „Kleinod ſeines Standes" nannte der Adel dies Vorrecht, als er es gegen Carls des Erſten (V.) Verſuche verfocht. Die Hidalgos waren nur den Provinzialſteuern unterworfen, bezahlten aber keine allgemeinen Steuern. R.

Hierarchie iſt ein Griechiſches Wort, welches heiliges, geiſtliches Regiment bedeutet. Es wird in einem doppelten Sinne, theils von der Regirung der Kirche durch ſich ſelbſt, theils von der Herrſchaft der Kirche über den Stat gebraucht. Die Hierarchie im erſtern Sinne entſtand mit der chriſtlichen Kirche als einer für ſich beſtehenden Geſellſchaft. Obgleich Aelteſte, Presbyter genannt, den früheſten chriſtlichen Gemeinden vorſtanden, ſo war doch ihre Verfaſſung demokratiſch, indem alle einzelne Gemeindeglieder an den Angelegenheiten ihrer Geſellſchaft Theil nahmen, und ihre Stimme gaben, wenn Aelteſte gewählt, oder Fehlende von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen, oder Büßende wieder in ihre Mitte aufgenommen werden ſollten. Allmählich aber neigte ſich dieſe demokratiſche Verfaſſung zu der Ariſtokratie, indem die Regirung der Gemeinden immer mehr in die Hände ihrer Vorſteher kam, wie dies denn auch, nachdem die Gemeinden Geſellſchaften von großem Umfange geworden waren, nicht anders ſeyn konnte. Seit dem 2. Jahrhunderte ſchon erhoben ſich die Biſchöfe über die Aelteſten, und wurden die oberſten Vorſteher der Gemeinden, obgleich auch die Presbyter, und in manchen Fällen die ſämmtlichen Gemeindeglieder, noch einigen Antheil an der Kirchenregirung behielten. Vor den Biſchöfen auf dem Lande und in kleinen Städten wurden bald die Biſchöfe in den Hauptſtädten der Provinzen, Metropoliten genannt, ausgezeichnet und zu Aufſehern der übrigen Biſchöfe beſtellt; über dieſe erhoben ſich wieder die Biſchöfe in den erſten Städten des Römiſchen Reichs, zu Conſtantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jeru=

ſalem, und erhielten den Titel Patriarchen, und durch alle dieſe Unterordnungen entſtand eine feſte, ausgebildete ariſtokratiſche Verfaſſung. In der Griechiſchen Kirche dauerte dieſe fort. Im Abendlande aber ging die Ariſtokratie in den ſpätern Jahrhunderten in eine Monarchie über. Hier nämlich erlangte der Römiſche Biſchof den Primat über alle übrigen, und nachdem die Meinung herrſchend geworden war, der Apoſtel Petrus habe die Römiſche Gemeinde gegründet, und der Biſchof dieſer Gemeinde ſey ſein Nachfolger, und er ſeit dem Ende des 8. Jahrhunderts durch die Freigebigkeit Pipin's des Kleinen einen anſehnlichen Landſtrich in Italien zum bleibenden, wenn auch anfangs nicht unabhängigen, Beſitz erhalten hatte, ſtieg ſein Anſehn immer höher. So geſchah es, daß der Römiſche Biſchof nach und nach das monarchiſche Oberhaupt der abendländiſchen Chriſtenheit ward. Oefter jedoch wird das Wort Hierarchie im zweiten Sinne, nämlich von dem Verhältniſſe der Kirche zu dem State gebraucht, nach welchem die Kirche nicht nur unabhängig von dem Stat iſt, ſondern auch den Primat behauptet, und Unterordnung ſeines Zwecks unter ihren Zweck ſodert. In dieſem Sinne nimmt man das Wort, wenn man das hierarchiſche Syſtem von dem Territorialſyſteme, nach welchem das entgegengeſetzte Verhältniß zwiſchen Stat und Kirche Statt findet, und von dem Collegialſyſteme, nach welchem Stat und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterſcheidet. Folgendes ſind die wichtigſten Punkte aus der Geſchichte der Hierarchie. In den 1. Jahrhunderten ſtand die Kirche in gar keiner Verbindung mit dem State. Sie ſuchte keinen Einfluß auf den Stat zu erlangen, und der Stat miſchte ſich nicht in ihre Angelegenheiten, ob er ſie gleich, weil ſie der beſtehenden öffentlichen Religion den Untergang drohete, zuweilen hart verfolgte. Als die Kirche ſeit Conſtantin dem Großen in eine Geſellſchaft mit dem State zuſammenfloß, erhielt ſie zwar dadurch große Vortheile, ward aber auch abhängig von den Regenten, welche das Recht behaupteten, die allgemeinen Synoden (Kirchenverſammlungen) zuſammenzurufen und die Biſchöfe der Hauptſtädte zu beſtellen, oft auch in die innern Angelegenheiten der Kirche, in ihre diſciplinariſchen Anſtalten und in ihre Verhandlungen über die Beſtimmung des Glaubens, ſich miſchten. Eben ſo war es in den Reichen der Gothen, der Longobarden und der Franken, welche auf die Trümmer der Römiſchen Monarchie gegründet wurden. Auch die Könige der Germaniſchen Reiche, und namentlich Carl der Große, übten die Hoheitsrechte über die Kirche aus, welche die Römiſchen Kaiſer behauptet hatten, und da in den Germaniſchen Reichen das Lehnsſyſtem entſtanden war, ſo trugen die Biſchöfe ihre Güter als von den Fürſten empfangene Lehen, und ſelbſt der Römiſche Biſchof ſtand als weltlicher Herr im Lehnsnexus zu dem Beherrſcher der Fränkiſchen Monarchie. Die Keime indeß, aus welchen das hierarchiſche Syſtem ſich entwickelte, waren ſchon in dieſen Zeiten vorhanden, und lagen in der Idee der Kirche, als einer fortwährend durch den göttlichen Geiſt erleuchteten Geſellſchaft, in der aus dem Judenthum auf die chriſtlichen Lehren übergetragenen Idee eines von Gott ſelbſt eingeſetzten Prieſterthums, durch welches der Geiſtliche eine, alle weltliche Hoheit übertreffende, Würde und eine nicht von dem State, ſondern von Gott ſelbſt kommende Gewalt erhalte, und endlich in der Ueberlegenheit, welche die Geiſtlichen dadurch über die Laien erlangten, daß ſie, indem der Adel nur

mit Kriegsthaten ſich beſchäftigte, und ein Bürgerſtand noch nicht exiſtirte, die einzigen Bewahrer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe wurden. Erſt dann aber konnte ſich aus dieſem Keime das hierarchiſche Syſtem vollſtändig entwickeln, als der Römiſche Biſchof den unbeſtrittenen Primat erlangt hatte, und allgemein als das Oberhaupt der Abendländiſchen Chriſtenheit galt; denn nun erſt kam Einheit und feſte Haltung in die Beſtrebungen der kirchlichen Gewalt. Mehrere Jahrhunderte hindurch war das Anſehn dieſes Biſchofs fortwährend geſtiegen, und eine Urſache ſeiner erhöhten Macht ward die im 9ten Jahrhundert entſtandene Pſeudoiſidoriſche Sammlung theils erdichteter, theils verfälſchter Kirchengeſetze, deren Hauptzweck es war, die kirchliche Gewalt über die weltliche zu erheben. Denn da dieſe Sammlung bald als echt angenommen ward, und öffentliche Auctorität erhielt, ſo wurden die der Hierarchie günſtigen Grundſätze immer mehr in den Gemüthern der Menſchen befeſtigt, und die Päpſte konnten ſich nunmehr bei allen ihren Anſprüchen auf ſchon vorhandene geſetzliche Beſtimmungen berufen. Daher ward denn im 9. und 10. Jahrhunderte die Beſtrebung der Kirche, ſich nicht nur von den Statsgewalten unabhängiger zu machen, ſondern auch eine Superiorität über den Stat zu behaupten, immer ſichtbarer. Mit dem kühnſten Muthe und dem lebhafteſten Eifer ſtrebte namentlich Gregor VII. im 11. Jahrhunderte, die Anſprüche der Hierarchie durchzuſetzen, und ſuchte ſeinen Zweck hauptſächlich dadurch zu erreichen, daß er den Fürſten das Inveſtiturrecht, d. h. das Recht, die Biſchöfe zu belehnen, zu entreißen trachtete. Auch hing die Einführung des Cölibates mit ſeinem Plane zuſammen (ſ. Gregor VII.). Gregor indeß erreichte ſeinen Zweck nicht vollſtändig. Seine Nachfolger aber verfolgten ſeinen Plan mit Glück und Beharrlichkeit, und dieſſeit dem Ende des 11. Jahrhunderts unternommenen und 2 Jahrhunderte lang erneuerten Kreuzzüge begünſtigten ihre Beſtrebungen. Denn theils beförderten dieſe Kriege eine Stimmung, welche den Anſprüchen der Kirche nicht anders als günſtig ſeyn konnte, theils boten ſie, da ſie als Religionskriege betrachtet wurden, den Päpſten mannigfaltige Veranlaſſungen dar, an den allgemeinen Angelegenheiten der Europäiſchen Völker Theil zu nehmen, und die Unternehmungen der Fürſten zu leiten. Auch bildete ſich unter dieſen Kriegen die Idee eines Vereins der chriſtlichen Völker, an deſſen Spitze der Statthalter Chriſti ſtehe, völlig aus. So kam nun vom Ende des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts die Idee der Hierarchie ihrer Ausführung am nächſten. Die Kirche galt als ein über den Stat erhabenes Inſtitut, und ihr mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüſtetes Oberhaupt ſtand in der öffentlichen Meinung über den weltlichen Fürſten. Die höchſten Autoritäten der Europäiſchen Welt waren das Pontificat und das Kaiſerthum; die päpſtliche Tiare aber war die Sonne, die Kaiſerkrone der Mond. Dies war die Zeit, wo die Päpſte aus den Streitigkeiten mit den Fürſten meiſt ſiegreich davon gingen, und beſonders wußten Urban II., Paſchalis II., Innocentius III. und IV. die Würde ihres Stuhls und ihre Superiorität über die Fürſten zu behaupten und ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der Europäiſchen Völker geltend zu machen. Die Hierarchie ging nothwendig aus dem Geiſt und den Verhältniſſen der Zeit hervor, und die Päpſte waren nicht herrſchſüchtiger, als die Fürſten, und handelten ihrem Charakter und ihrem Verhältniſſe gemäß, wenn ſie die Kirche unabhängig von der politiſchen Gewalt zu machen und ſie über den Stat zu erheben ſtrebten. Da die

Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, ſo mußte ſie dieſe Meinung auf jede Weiſe zu erhalten, und was ſie zu verändern drohte, zu unterdrücken trachten, und ſie hat daher allerdings verderblich gewirkt, indem ſie um dieſes Zwecks willen die Geiſtesfreiheit beſchränkte und Ketzergerichte anordnete. Auf der andern Seite aber hat ſie auch wohlthätig gewirkt. Denn ſie war der Vereinigungspunkt der Europäiſchen Völker, hielt der militäriſch-politiſchen Gewalt das Gegengewicht, ſchlichtete oft die Streitigkeiten der Fürſten, wehrte dem Ausbruch des Krieges, und verſchafte der Religion Einfluß auf die rohen Völker des Mittelalters. Seit dem 13. Jahrhundert, in welchem das Pontificat culminirt hatte, neigte es ſich wieder, obwohl nur allmählig, und mit ihm die Hierarchie. Das beweiſen die Streitigkeiten der Päpſte mit Philipp dem Schönen und Ludwig dem Baier im 14. Jahrhundert, welche jetzt nicht mehr, wie vormals, zu ihrem Vortheile ſich endigten. Dazu kam die Wanderung der Päpſte nach Avignon, und das große Schisma, welches die Synoden zu Piſa (1409), zu Coſtnitz (1414) und zu Baſel (1431) zur Folge hatte, wo die Päpſte als Parteien vor einem höhern Richter erſchienen, und der Grundſatz, daß das Concilium über dem Papſte ſey, ausgeſprochen ward. Was aber noch wichtiger war, die allgemeine Meinung fing allmählich an, ſich zu ändern, und an vielen Orten fanden die von Wiklef und Huß erregten Zweifel Eingang. Indeß beſtand das Pontificat und mit ihm das hierarchiſche Syſtem in ſeinen äußern Formen unverſehrt bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts. Zu dieſer Zeit aber ward das ſchon wankend gewordene Gebäude durch die Reformation mächtig erſchüttert. In dem Theile der abendländiſchen Chriſtenheit, welcher ſich von Rom trennte, hörte die Hierarchie gänzlich auf. In den Ländern, wo Luthers Lehre eingeführt ward, trat an die Stelle des hierarchiſchen Syſtems das Territorialſyſtem, indeß in den Ländern, welche die reformirte Lehre annahmen, ein dem Collegialſyſteme ſich nähernde's Verhältniß zwiſchen Stat und Kirche entſtand. Die katholiſche Kirche fuhr zwar auch nach der Reformation fort, ihre hierarchiſchen Anſprüche zu behaupten, allein ſie mußte einem ihrer Rechte nach dem andern entſagen, das Pontificat ſank immer mehr, und endlich iſt auch ſie in eine völlige Abhängigkeit von den Statsgewalten gekommen. N.

Hieres und **Hieriſche Inſeln**. Hieres iſt eine Stadt an der Küſte von Provence, im Departement des Var, Bezirk Toulon, 2 Meilen von Toulon, an den ſteilen Felſen eines Meerbuſens gelegen, bekannt wegen der herrlichen, immer blühenden Natur und unermüdlich üppigen Vegetation, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedeutender Sümpfe, ungeſunde Luft ſehr verleidet wird. Sie hat etwa 6500 Einwohner und beträchtliche Salzwerke in ihren nahen Umgebungen. Ihr gegenüber, im Mittelländiſchen Meere, liegen die, noch reizendern und der Größe nach in der That niedlichen, **Hieriſchen Inſeln**, 4 an der Zahl, genannt Porquerolles, Bagueaux, Porto Cros und Levant (Titan), von denen jedoch nur 2 bewohnt und mit kleinen Veſten beſetzt ſind. Pomeranzen, Citronen, Granaten gedeihen hier in der Heimath ewigen Frühlings.

Hieroglyphe iſt nach der Etymologie (von den Griechiſchen Wörtern **Hieron** und **Glypto**) **heiliges Bildwerk**, der Bedeutung nach: **Allegoriſche Bilderſchrift**. Es ſind die, bei den Aegyptern gebräuchlichen, Hieroglyphen in Reihen und Zeilen, nach Art der Buchſtaben geſtellte, ganze, obwohl verkleinerte, bisweilen

abgekürzte, und nur mit einigen andern Zeichen vermiſchte, Abbildungen natürlicher und artiſtiſcher ſinnlicher Gegenſtände, die eine allegoriſche oder ſymboliſche Bedeutung haben, um unſichtbare Gegenſtände, Begriffe, die an und für ſich nicht abgebildet werden können, darzuſtellen. Eine Stufenfolge ihrer Fortbildung und Bedeutung, und Veränderung ihres Gebrauchs laſſen ſich hiſtoriſch erweiſen. Zoega unterſcheidet 5 Klaſſen derſelben: 1) Kyriologika, vollſtändige Bilder von Gegenſtänden der Natur und Kunſt, welche dieſe Gegenſtände ſelbſt andeuten ſollen; 2) Kyriologumena, nur in Umriſſen und nach der gemeinen Anſicht ausgedrückte Bilder ſinnlicher Gegenſtände, z. B. ein Kreis als Bild der Sonne; 3) Tropiſche Bilder ſichtbarer Gegenſtände, wegen irgend einer deutlichen Verbindung oder Verwandtſchaft übergetragen auf unſichtbare Gegenſtände, Begriffe, z. B. Hund, zur Andeutuug der Wachſamkeit; 4) Aenigmatiſche, bei denen das Bild von dem bezeichneten Gegenſtand weit entfernt, und folglich die weit her zu leitende Verbinduug zwiſchen beiden nicht ſo ſichtbar iſt, z. B. ein Käfer als Symbol der Sonne; 5) Phonatiſche, oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an ſich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenſtand bezeichnet iſt, oder der Aehnlichkeit des Lautes entſpricht, z. B. Baieth, Habicht, die im Herzen wohnende Seele (Lebenskraft), nach Bai, Seele, und Eth, Herz. Zoega hat 958 Charaktere aus den noch übrigen Denkmalen der Aegypter zuſammengebracht, und theilt dieſe in 7 Klaſſen: 1) vertikale und horizontale, krumme und wellenförmige Linien, auf verſchiedene Weiſe verbunden, Dreiecke, Vierecke, Kugeln, Halbkugeln, Kreiſe, Sterne; 2) Bilder künſtlicher Produkte, Werkzeuge, Waffen, Gebäude, Schiffe; 3) Bilder von Vegetabilien; 4) von Gliedern der Thierkörper, beſonders des menſchlichen Körpers; 5) von vierfüßigen, kriechenden und andern Thieren, beſondes Vögeln; 6) von menſchlichen Figuren in verſchiedenen Stellungen, auch Mumien; 7) monſtröſe Figuren, zuſammengeſetzt aus Menſch und Thier. Dieſe, von der Malerei ausgehende, hieroglyphiſche Schrift erfuhr mancherlei Veränderungen, und Zoega ſetzt 6 Epochen derſelben feſt. 1) Vor Erfindung der alphabetiſchen Schrift, wo die Aegypter ſich nur der Hieroglyphen bedienten, und in ihrem Gebrauche von der natürlichen zur ſymboliſchen und änigmatiſchen Darſtellung fortgiugen. 2) Nach Erfindung der alphabetiſchen Schrift, wo Hieroglyphen nur auf öffentlichen und heiligen Denkmalen und Mumienbinden, auch einigen Prieſterſchriften gebraucht wurden, im gemeinen Leben aber die Buchſtabenſchrift, und eine zierlichere und weniger verſtändliche Art derſelben auf manchen Denkmalen und in Büchern von den Prieſtern, die hieratiſche Schriſt. 3) Von Pſammetich bis zur Beſitznahme Aegyptens von den Griechen, da die Prieſter, ihrer Herrſchaft meiſt beraubt, anfingen, Geheimniſſe zu bilden und die hieroglyphiſche Schrift mit räthſelhaften Bildern vermehrten. 4) Unter den Ptolemäern, wo man die Hieroglyphen nur noch auf Denkmalen, die den Göttern und vergötterten Königen geweiht waren, und einigen Mumien brauchte, die hieroglyphiſchen Charaktere auch zur Bezeichnung neuer, von den Griechen eingeführten, Ideen anwandte, und den alten Monumenten neue Erklärungen gab. 5) Als Griechiſche und Aegyptiſche Religion vermiſcht, das alte Prieſterinſtitut faſt vernichtet war, und die richtige Kenntniß der Hieroglyphen verſchwand, fuhr man doch fort, theils die alten Hieroglyphen zu gebrauchen auf Stein, Mumienbinden und Büchern,

welche die Myſterien angingen, theils neue zu erfinden. 6) Im 3ten und 4ten Jahrhundert wandte man die hieroglyphiſchen Charaktere zu den theurgiſchen, magiſchen, gnoſtiſchen, chemiſchen und aſtrologiſchen Träumereien an, wodurch ihre alte und urſprüngliche Bedeutung in Vergeſſenheit gerieth. Ihre Entſtehung iſt zu erklären aus dem Nilkalender, und der Verzeichnung der hiezu nöthigen aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen. Ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit halber wurden ſie für heilig geachtet, und nach Dorneden entwickelte ſich aus ihnen der Aegyptiſche Thierdienſt der eigentlich nichts war, als Schriftdienſt. Die eigentliche Bedeutung war: Prieſtergeheimniß, und ſie bedurften eines Schlüſſels in der Prieſterauslegung. Daraus entſtanden die, eine Verſchiedenheit der Volks- und Prieſterreligion andeutenden, Myſterien. Leider haben wir den Schlüſſel zu dieſen Geheimniſſen ſo gut wie verloren. Das Werk von Horapollo darüber iſt ſehr unkritiſch, das von Athanaſ. Kircher zu willkührlich; die größten Verdienſte darum hat der gelehrte Däniſche Archäolog Zoega in ſeinen beiden Werken über die Aegyptiſchen Münzen und Obelisken. d. l.

Hieronymus, der Heilige, einer der gelehrteſten und fruchtbarſten Schriftſteller der alten Lateiniſchen Kirche wurde 331 in Dalmatien von bemittelten Aeltern geboren, mit Sorgfalt für gelehrte Studien erzogen und zu Rom unter dem Gramatiker Donatus, mit den Römiſchen und Griechiſchen Klaſſikern vertraut. Nebenbei ließ ihn auch das üppige Leben der Hauptſtadt nicht unberührt, und er bekennt ſelbſt, als Jüngling in der Liebe ausgeſchweift zu haben. Gleichwohl neigte er ſich bald zum Chriſtenthum: die Katakomben und Gräber der Märtyrer gaben ſeiner Andacht die erſte Nahrung. Reiſen am Rhein und in Gallien brachten ihn mit mehreren chriſtlichen Lehrern in Berührung, und noch vor ſeinem 40ſten Jahre wurde er zu Rom getauft. Nach einem längeren Aufenthalte zu Aquileja begab er ſich 373 nach Antiochien in Syrien, wo ſich ſeine Neigung für das aſcetiſche Leben entſchied. 374 ging er in die Wüſte von Chalcis, und brachte darin unter den härteſten Kaſteiungen und fleißigen exegetiſchen Studien 4 Jahre als Einſiedler zu. Die Weihe als Presbyter zu Antiochien zog ihn wieder aus ſeiner Einſamkeit hervor. Ohne ſich jedoch auf die Verwaltung dieſes Amtes zu beſchränken, ging er bald hierauf nach Conſtantinopel, um den Unterricht Gregors von Nazianz zu genießen. In Rom, wohin ihn ſein Freund, der Biſchof Damaſus, zog, trat er 383 ſelbſt als Lehrer auf. Seine Auslegungen der heiligen Schrift fanden Beifall bei den Römerinnen, und obgleich niemand die Sitten der damaligen feinen Welt mehr züchtigte, als er, ſo folgten doch mehrere vornehme Matronen mit ihren Töchtern ſeinen Anleitungen zum aſcetiſchen Leben, und wurden Nonnen. Marcella und Paula, die Heiligen, ſind durch die gelehrten und geiſtreichen theologiſchen Briefe, die er ihnen ſchrieb, wie durch ihre ſeltene klöſterliche Frömmigkeit berühmt. Paula begleitete ihn, da er 386 nach Paläſtina ging und bei Bethlehem von ihren Reichthümern und in ihrer Geſellſchaft ein Kloſter gründete, in dem er bis zu ſeinem 420 erfolgten Tode blieb. Der Einfluß, den er auf die theologiſche Denkart ſeiner Zeit gewann, verewigt ihn nicht weniger, als die Menge und der Werth ſeiner Schriften. Man erkennt ihn daraus als einen thätigen Theilnehmer an den Meletianiſchen, Origeniſtiſchen und Pelagianiſchen Streitigkeiten; überall verfocht er das rechtgläubige Syſtem der Kirche mit Eifer und Geſchick-

lichkeit, obwohl ſeine eigenen Schriften nicht frei von Spuren der Anſicht und Denkart dieſer abweichenden Parteien ſind. Seine vertraute Bekanntſchaft mit der Bibel, die er in den Urſprachen las, hatte ihn oft auf Reſultate geführt, die er ſpäter mit der Kirche beſtritt, und die Manier ſeiner Schriftauslegung ſtreift nahe an die allegoriſchen Deutungen des von ihm geachteten, benutzten und angefochtenen Origenes. Uebrigens iſt ſein Verdienſt um die Bibel bedeutend, ſeine Lateiniſche Ueberſetzung des A. Teſtaments aus der Grundſprache liegt der Vulgata zum Grunde, und ſeine Commentare gaben dem Studium der heil. Schrift neuen Schwung. Im Streite mit Jovinian und Vigilantius, den freimüthigen Gegnern der aſcetiſchen Frömmelei, verleitete ihn ſein ungemeſſener Eifer für das Mönchsleben, der allerdings viel zur Beförderung dieſes damals noch neuen Inſtituts beitrug, zu Schmähſchriften, die mehr von Stärke und Feuer der Empfindung, als von Reife des Urtheils zeugen. Ueberhaupt beſaß er bei einer glühenden Einbildungskraft, die ſeine Diction lebhaft und anziehend machte, ungeachtet ſeiner ausgebreiteten Sprachkenntniſſe, doch weniger philoſophiſchen Geiſt, als ſein berühmter Zeitgenoſſe Auguſtinus.

Hieronymus von Prag, aus dem Geſchlechte von Faulfiſch, gebildet auf den Univerſitäten zu Prag, Paris, Cöln und Heidelberg, 1399 der freien Künſte Magiſter und Baccalaur der Theologie, auch Ritter am Hofe des Böhmiſchen Königs Wenzel, war im Lehren und Leiden der treue Gefährte des berühmten Johannes Huß, den er an wiſſenſchaftlicher Bildung und Beredſamkeit noch übertraf, und beim Wirken für den kühnen Reformationsverſuch des 15ten Jahrhunderts nur an Mäßigung und Beſonnenheit nachſtand. Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit war ſo bedeutend, daß Wladislaw II. von Polen ihn 1410 zur Organiſation der Univerſität zu Krakau brauchte, und Siegmund von Ungarn ihn in Ofen vor ſich predigen ließ. Die Wikleffſchen Lehren, die er hier eingemiſcht hatte, zogen ihm bei der Univerſität zu Wien eine kurze Gefangenſchaft zu, aus der ihn die Prager befreiten. Mit ganzer Seele nahm er nun zu Prag an dem Kampfe ſeines Freundes Huß gegen die Mißbräuche der Hierarchie und den ſittenloſen Clerus Antheil, und ſchritt nicht ſelten zu Gewaltthätigkeiten. Er eiferte heftig gegen den Reliquiendienſt, trat ſie mit Füßen, und ließ Mönche, die ſich ihm widerſetzten, verhaften, ja einen in die Mulde werfen. Die Kreuzbulle wider Ladislaw von Neapel und die päpſtlichen Ablaßbriefe verbrannte er 1411 öffentlich. Als Huß in Coſtnitz verhaftet ward, konnte er daher nicht unthätig bleiben, und eilte zu ſeiner Vertheidigung. Allein ein offener Brief, in dem er das Concilium von Ueberlingen aus um ſicheres Geleit gebeten hatte, wurde ihm nicht befriedigend beantwortet, und da er nach Prag zurückreiſen wollte, ließ ihn der Herzog von Sulzbach den 24. April 1415 in Hirſau feſthalten und in Ketten nach Coſtnitz bringen, noch ehe die Friſt der Ladung des Conciliums an ihn abgelaufen war. Hier mußte er im Kerker das ſchrecklichſte Schickſal ſeines Freundes erfahren, und nach mehreren Verhören, wo man ihn nicht zu widerlegen vermochte, hatte eine halbjährige Gefangenſchaft ihn ſo abgemattet, daß er der Gewalt endlich nachgab, und ſich den 11. Septbr. 1415 zum Widerruf der ihm und Huß angeſchuldigten Ketzereien entſchloß. Doch befreite dieſer Verrath an der guten Sache ihn nicht, und nachdem er ein Jahr ohne ſehen oder leſen zu können in der Finſterniß des Kerkers

geſchmachtet hatte, erwachte ſein alter Muth in einem Verhöre am 26. Mai 1416. Hier nahm er ſeinen Widerruf feierlich zurück, bekannte, daß ihn keine ſeiner Sünden mehr betrübe, als jene Untreue, und erklärte ſich für die Grundſätze Huſſens und Wiklefs mit einer Freimüthigkeit, Kraft und Beredſamkeit, die ſeinen Gegnern Bewunderung abnöthigte, aber nichts deſto weniger ſeinen Untergang beſchleunigte. Am 30. Mai wurde er auf Befehl der Kirchenverſammlung verbrannt. Er ging unter Abſingung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes und geiſtlicher Lieder getroſt zum Scheiterhaufen, und gab unter lautem Gebet ſeinen Geiſt auf. Seine Aſche ſtreute man in den Rhein, um ſein Andenken auf immer zu verwiſchen, aber die Nachwelt hat ihn gerechtfertigt und Unzählige verehren in ihm einen Märtyrer der Wahrheit, der unermüdet wirkſam im Leben und wahrhaft groß im Tode ſich um die Vorbereitung der Kirchenreformation unſterbliche Verdienſte erwarb. Seine eigenthümlichen Anſichten und Behauptungen ſtimmen nahe mit den Huſſiſchen überein, ſ. deshalb Huß. E.

Hieronymus Napoleon, König von Weſtphalen, aus der Familie Bonaparte, wurde den 15. Novbr. 1784 zu Montpellier geboren. Er widmete ſich anfangs der Marine, und machte mehrere Züge im Mittelländiſchen Meer und nach Amerika, wo er als Schiffscapitain ſpäter zu Baltimore, Boſton und Waſhington lebte, auch am 27. Decbr. 1803 mit Eliſabeth Patterſon, älteſter Tochter des Negociantén Patterſon zu Baltimore, ſich vermälte, dieſe aber nachher verließ, weil er der Treue vorzog Prinz zu ſeyn. Seinen ruhmvollſten Seezug machte er vom 13. Decbr. 1805 bis zum 26. Auguſt 1806. Er hatte zuerſt die Engliſchen Flotten, welche nach Indien und Amerika beſtimmt waren, genöthigt, in die Irländiſchen Häfen zu flüchten. Dann ging er nach der Höhe von St. Helena und zerſtörte auf dieſer Fahrt mehrere Engliſche Schiffe. Von da begab er ſich nach St. Salvador in Braſilien, wo er ſeinen Kranken Erfriſchungen verſchaffte. An der ſüdamerikaniſchen Küſte vernichtete er mehrere Engliſche Kaper, zeigte ſich vor den Antillen, und nöthigte Cochranens Geſchwader, nach Barbados zu flüchten. Ein Sturm trennte ihn vom Admiral Saumarez im Meerbuſen von Florida; darauf kehrte er nach Europa zurück. Auf dem Rückwege nahm oder verbrannte er von der mit Maſten und Schiffsbauholz beladenen Quebekflotte 6 Schiffe. Die gefangenen Engländer gaben ihm das Zeugniß der gütigſten und humanſten Behandlung. An dem Tage gerade, wo Hieronymus mit dem ſchlecht ſegelnden Linienſchiffe Veteran von 74 Kanonen ſich der Küſte von Bretagne näherte, waren zwar die vor L'Orient ſtationirten Engliſchen Kriegsſchiffe durch eine Jagd auf andere Franzöſiſche Schiffe entfernt, doch wurde Hieronymus Schiff von dem Engl. Linienſchiff Gibraltar, welches 80 Kanonen führte, entdeckt, und weil der Gibraltar beſſer ſegelte, eingeholt. Allein ein Kanonenſchuß vom Hinterdecke des Veterans zerſchmetterte des Gibraltars Vordermaſt, die Jagd mußte eingeſtellt werden, und Hieronymus langte glücklich in der Bay von Concarnau an, von wo er ſich bald nach Paris begab. Er wurde zum Franzöſiſchen Prinzen erhoben, auch ward Einleitung zur Ehe mit einer Deutſchen Prinzeſſin getroffen. Der merkwürdige Krieg im Jahre 1806 ſchob dieſelbe auf. In Verbindung mit dem General Vandamme commandirte der Prinz das 10te Corps in Schleſien und hielt am 6. Januar 1807 ſeinen feierlichen Einzug in das eroberte Breslau. Im

März deſſelben Jahres wurde er, der ſchon bei der Marine die Würde eines Contreadmirals erhalten hatte, zum Diviſionsgeneral der franzöſiſchen Landmacht ernannt, und ſeine letzte Waffenthat in Schleſien war die Eroberung der Feſtung Glatz am 25. Juni 1807. Der Friede zu Tilſit machte damals dem Kampf ein Ende, und hob den Prinzen Hieronymus Napoleon auf den Thron des durch das Dekret von 18. Auguſt 1807 neu geſchaffenen Königreichs Weſtphalen. Am erſten Tage des Jahres 1808 ward Hieronymus Napoleon I. als König von Weſtphalen mit großem Pomp zu Caſſel gehuldigt. Seine Gemahlin wurde Catharina Friederika Sophia Dorothea, königliche Prinzeſſin von Wirtemberg, mit welcher er am 22. Aug. 1807 ſich vermählte. Die Organiſation des neuen Königreichs begann mit raſchem Eifer i. J. 1808. Das folgende Jahr führte neue Stürme herbei; Schill brach ins Elb- und Okerdepartement, plünderte die öffentlichen Kaſſen, raubte königliche Gelder, und fand nicht unbeträchtlichen Anhang. Im Fuldadepartement und an der Werra, unmittelbar vor den Thoren der Hauptſtadt, erregte Dörenberg Aufruhr, und die Kriegsſcenen in Sachſen rieſen den König Hieronymus ſelbſt mit einem beträchtlichen Theile ſeines Heeres nach Leipzig und Dresden. Bald nachher brach Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels aus Böhmens Wäldern durch Sachſen in Weſtphalen, und machte wie ein reißender Waldſtrom mit ſeinen Schwarzen ſich Bahn bis zu den Küſten des Deutſchen Meeres. Zwar ſtellte der Wiener Frieden die Ruhe wieder her; aber die Finanzen waren völlig durch die lange Unruhe, durch den unentbehrlichen Aufwand des Krieges, durch die oftmaligen Plünderungen der Statskaſſen zerrüttet worden. Große Reſultate wurden von dem bereits am Schluſſe des Jahres 1809 zuſammenberufenen, zweiten Reichstag erwartet, blieben aber, ohne Schuld des Königs, unerfüllt, weil überall Napoleon dazwiſchentrat. Die Finanzen waren wieder der Berathung Hauptgegenſtand. Das Jahr 1812 führte den ungeheuern Kampf im Norden herbei. Mit einer ſchönen, trefflich gerüſteten und bekleideten Armee zog der König ſelbſt nach der Weichſel; ſein Hauptquartier war zu Warſchau. Allein er kehrte — ſein Heer zurücklaſſend — in die Reſidenz, ehe die entſcheidenden Kriegsereigniſſe begannen. Die bedrängteſten Zeitpunkte für Weſtphalen führten nun die ungeheuren Reſultate des Rückzugs des großen Franzöſiſchen Heeres aus Rußland herbei. Am 28. Sept. 1813 nahte Czernitſcheff mit ſeinem Streifcorps ſich Caſſel, nöthigte den König zur Flucht, und nahm am 30ſten die Hauptſtadt. Zwar kehrte der König d. 17. Octbr. noch einmal nach Caſſel zurück, aber nur um es noch einmal und zum letzten Male zu verlaſſen, denn ſeines Bruders Macht war inzwiſchen bei Leipzig gebrochen. In welcher Situation er ſich damals befand, zeigen die von ihm aufgefangenen Briefe. Er floh über den Rhein, wohin ihm ſein Bruder mit dem Ueberreſt ſeiner Heere bald folgte. Durch die entſcheidende Schlacht von Paris verloren beide Brüder den Thron. Hieronymus behielt den Titel eines Prinzen und ſein Privatvermögen. Eine Zeit lang hielt er ſich in der Schweiz, dann zu Grätz in Steiermark auf, von wo er im Auguſt 1814 nach Trieſt verwieſen wurde. Ueber ſeinen Charakter und ſein Wirken richtig zu urtheilen, dürfte jetzt vielleicht noch nicht Zeit ſeyn. Manche haben ſeine Humanität gerühmt, Andere nennen ſie bloße Gutmüthigkeit eines Sinnlichen, und vielleicht am richtigſten.

Hierophant, war der erſte Prieſter oder Vorſteher der Eleuſinien, und durfte nur aus dem Geſchlechte der Eumolpiden gewählt werden, deren Urahn für den Stifter dieſer Myſterien und erſten Hierophanten gehalten wurde. Sein Aeußeres, in Geſtalt und Kleidung, mußte ganz dem erhabenen Poſten entſprechen, den er bekleidete. Er mußte das erſte männliche Alter zurückgelegt haben und wo nicht ſchön, doch ohne ſichtliche Gebrechen ſeyn, und ein ausgezeichnet angenehmes Organ beſitzen. Seine Stirn war mit einem Diadem geſchmückt und die Haare rollten in einfachſter Natur über den Nacken und die Schultern herab. Sein Wandel mußte ohne Flecken ſeyn, eine Glorie der Heiligkeit ihn in des Volkes Augen umgeben. Nach ſeiner Wahl war ihm das Verheirathen unterſagt, und um alle ſinnliche Begierden in der Geburt zu erſticken, mußte er (nebſt allen übrigen Prieſtern der Cybele) ſich mit Schierlingsſafte waſchen, den man für das beſte Dämpfungsmittel hielt; ja nach andern Angaben haben dieſe Prieſter ſolchen Saft ſogar getrunken. (Doch wird auch behauptet, daß nur die zweite Heirath ihnen unterſagt geweſen ſey, und daß ihre Weiber an gewiſſen Beſchäftigungen, z. B. Schmücken der Bildſäulen u. ſ. w., hätten Theil nehmen dürfen.) Den Hierophanten (und den Eumolpiden überhaupt) lag es ob, die ungeſchriebenen Geſetze zu bewahren und zu deuten, nach denen die Läſterer der Gottheit und Schänder ihrer Feier beſtraft wurden. Bei den kleinen Myſterien hatte er die Einzuweihenden in den Eleuſiniſchen Tempel einzuführen, und die, welche die erſten Prüfungen beſtanden hatten, in die letzten und großen Geheimniſſe einzuweihen. Bei den Myſterien ſelbſt repräſentirte er den Demiurg (Weltſchöpfer), bekleidet mit den darauf ſich beziehenden Attributen, er erklärte den Einzuweihenden die verſchiedenen ihnen vorkommenden Erſcheinungen mit tönender, durchdringender Stimme; bei den großen Myſterien war er auch der einzige Ausleger der im Innerſten des Allerheiligſten ruhenden Geheimniſſe, nämlich des geheimen Unterrichtes, der eigentlich der Hauptzweck der ganzen Anſtalt war. Daher nannte man ihn auch Myſtagog, oder auch Prophet, und keinem war es erlaubt, ſeinen Namen in Gegenwart eines Ungeweihten auszuſprechen. Bei öffentlichen Feierlichkeiten gehörte es auch zu ihrem Amte, die Bildſäulen der Götter zu ſchmücken und ſelbſt ſie zu tragen.

Highwaymen heißen ſolche Straßenräuber, welche in England unter ſelbſtgewählten Masken die Reiſenden überfallen. Sie ſind jederzeit beritten, und dünken ſich über die Räuber, die zu Fuß ihr Handwerk treiben (footpad), weit erhaben.

Hildburghauſen. Eines der Sächſiſchen Herzogthümer, das aus einem Theile des Herzogthums Coburg und der Grafſchaft Henneberg zuſammengeſetzt iſt, und den Namen von ſeiner Hauptſtadt erhalten hat, deſſen Erbauer der Fränkiſche König Childebert, Chlodwigs Sohn, ſeyn ſoll. Dieſe Stadt, ehedem zu Coburg gehörig, kam nebſt Heldburg (als deſſen Erbauer auch König Childebert genannt wird), Eisfeld und Königsberg durch Heirath an den Burggrafen von Nürnberg, und von dieſem in der Folge auch durch Heirath, an Sachſen. Als Ernſt der Fromme geſtorben war, erhielt deſſen ſechſter Sohn, Ernſt, dieſe Beſitzungen zu ſeinem Antheil; von nun an wurden ſie ein beſonderes Fürſtenthum, wovon er 1678 Beſitz nahm; auch Amt und Stadt Königsberg, bisher ein Beſitzthum ſeines Bruders Heinrich von Römhild, erhielt er 1683 durch Vergleich mit ſeinem Bruder Friedrich von Gotha. Er nahm nun ſeine Reſidenz, die

vorher in Heldburg war, zu Hildburghauſen, und erbaute hier ſich ein Schloß, (1685). Noch erhielt er als ein für ſich günſtiges Reſultat des Coburgiſchen Succeſſionsſtreites das Amt Sonnefeld, von dem Römhildiſchen Antheile, die Kellerei Behrungen, die Eilſteriſchen Lehne und den Hof Milis. Nach dem Beiſpiele ſeines Bruders in Gotha hatte er das Recht der Erſtgeburt auch in der von ihm geſtifteten Seitenlinie eingeführt; ſein älteſter Sohn Ernſt Friedrich I. folgte ihm (am 17. Octbr. 1715) daher; dieſer legte die Neuſtadt-Hildburghauſen an, hinterließ aber die Finanzen nicht in dem glänzendſten Stande. Am 9. März 1724 ward ſein Sohn Ernſt Friedrich II. ſein Nachfolger unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter (einer Gräfin von Erbach), bis er 1728 ſelbſt die Regirung antrat. Auch nach ſeinem Tode (am 13. Aug. 1745) kam das Land unter die Regentſchaft der Mutter des unmündigen Herzogs Ernſt Friedrich Carl. Noch war das Land ſeit Friedrich I. nicht aus den Schulden herausgekommen; dieſe waren vielmehr immer angewachſen, ſo daß 1769 eine kaiſerliche Debit-Commiſſion beauftragt wurde, unter dem Vorſitz des Prinzen Joſeph Friedrich von Hildburghauſen, das Finanzweſen zu reguliren; es kam dahin, daß die Landſtände die Erziehung der fürſtlichen Kinder übernehmen mußten. Der jetzt regirende Herzog Friedrich (ſeit 1780) iſt der älteſte Sohn aus Ernſt Friedrich Carl's dritter Ehe (mit einer Prinzeſſin von Weimar), und ſtand unter der Vormundſchaft ſeines Ur-Großoheims, des Prinzen Joſeph Friedrich, bis zu deſſen Tode (1787), wo er erſt die Regirung übernahm. Durch einen 1807 (am 16. Juni) mit Würzburg abgeſchloſſenen Vertrag wurden die Ganerborte: Altershauſen, Holzhauſen, Kleinmünſter, Oberhohenried, Römershofen, Silbach, Uchenhofen, Unterhohenried, Weſtheim, Hallingen, Junkersdorf, Unfinden, Lentershauſen, Rugheim, Uſchersdorf und Berkach, zwiſchen beiden Staten proviſoriſch ſo getheilt, daß die ausſchließende Souverainetät in denſelben demjenigen Souverain gehören ſoll, welcher in ihnen die Mehrzahl der Landesunterthanen beſitzt. Das Areal des Herzogthums beträgt 11 (nach Andern 17) Quadratmeilen mit 8 Städten, 121 Dörfern und 33,000 Einwohnern. Die Statsſchulden werden zu 2 Millionen Gulden angegeben; die Revenüen zu 100,000 Gulden. Die Hauptſtadt enthält ungefähr 3000 Einwohner in 300 wohlgebauten Häuſern.

Hildebrandismus nennt man die Herrſchſucht der Geiſtlichen und das Streben der Kirche, ſich über den Stat zu erheben, darum weil der Papſt Gregor VII. (ſ. Gregor VII.), welcher vor ſeiner Erhebung zum Pontificate Hildebrand hieß, das hierarchiſche Syſtem mit dem raſtloſeſten Eifer und dem kühnſten Muthe durchzuſetzen ſtrebte, und deshalb der unmäßigſten Herrſchſucht beſchuldigt wird. N.

Hildesheim, das Bisthum, in Niederſachſen, auf der Nordſeite des Harzes, hatte von Oſten nach Weſten etwa 10, und von Süden nach Norden 8 Meilen in die Länge und Breite. Ein für den Ackerbau vortreffliches Land; Viehzucht wurde von jeher nicht ſo gut, als es wohl hätte geſchehen können, getrieben. Die Berge im ſüdlichen Theile des Landes: der Solling, die Siebenberge, der Sundern u. ſ. w. ſind meiſt mit trefflichen Eichen, Buchen, Eſchen und Birken bewachſen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eiſengeſtein. Des Landes Hauptflüſſe ſind: die Leine, Ocker, Innerſte und Fuſe. Das ehemalige Bisthum enthielt 8 Städte,

4 Flecken, 75 adliche Güter und 248 Dörfer. Zu den Landſtänden gehörten: das Domkapitel, 7 Stifter, die Ritterſchaft und die Städte Hildesheim, Peina, Elze und Alfeld. Zur evangeliſchen oder proteſtantiſchen Kirche bekannten ſich alle Städte, der größte Theil des Adels und die meiſten Dörfer; zur katholiſchen vorzugsweiſe der Landesherr, das Domkapitel, die Klöſter, ein Theil des Adels und alle biſchöflichen Bediente. Die proteſtantiſche Religionsfreiheit war durch den Receß von 1711 beſtätigt. Im J. 822 hatte Carl der Große das Bisthum geſtiftet. Sein urſprünglicher Beſtand vermehrte ſich unter verſchiedenen Biſchöfen. Bernhard I. brachte Winzenburg, Johann I. Peina, Siegfried II. Daſſel, Otto II. Woldenberg und Heinrich III. Schladen ans Stift. Als aber Johann IV. im Jahr 1519 die berühmte Hildesheimiſche Stiftsfehde mit Heinrich dem Jüngern von Braunſchweig begann, lief dieſe, weil Heinrich Kaiſer Carls des Fünften Liebling geworden, ſo unglücklich ab, daß der in die Acht erklärte Biſchof nichts als die Domprobſtei, nebſt den Aemtern Steuerwald, Marienburg und Peina behielt. Im Laufe des 30jährigen Krieges änderte ſich die Lage der Dinge; Biſchof Ferdinand bekam durch einen 1643 mit den Herzogen von Braunſchweig-Lüneburg geſchloſſenen Vergleich das ſogenannte große Stift, bis auf die Aemter Lutter am Baremberge, Dachtmiſſen, Coldingen und Weſterhofen zurück. So blieb die Sache bis zur großen Theilung des geiſtlichen Guts, welche durch die geheime Convention zu Berlin zwiſchen Preußen und der Franzöſiſchen Republik bereits im Auguſt 1796 vorbereitet, nach dem ſiebenten Artikel des Lüneviller Friedens im Jahre 1802 ausgeführt wurde. Der König von Preußen erklärte in einem Patente vom 6. Juni 1802, daß er nun Hildesheim und Goslar ſich zueignen werde, und die Beſitznahme geſchah wirklich am 30. Juli deſſelben Jahres. Der letzte Fürſtbiſchof, Franz Egon von Fürſtenberg, wurde penſionirt, und Hildesheim ward eine Preußiſche Provinz, bis durch Napoleons Dekret vom 18. Auguſt 1807 Hildesheim ausdrücklich zum integrirenden Theil des neuen Königreichs Weſtphalen erklärt ward. Nach den Ereigniſſen des Jahres 1814 fiel auch Hildesheim wieder an Preußen zurück, welches aber, Zeitungs-Nachrichten zufolge, daſſelbe an England durch Convention abgetreten hat, damit es zu Hannover geſchlagen werde. Die Stadt Hildesheim, die 2500 Häuſer und 12000 Einwohner hat, deren Hauptgewerbe in Garn- und Leinwandhandel beſteht, liegt an der Innerſte auf einem abhängigen Boden, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, deren jede ſonſt ihren eigenen Magiſtrat hatte, und iſt ſehr altmodiſch und unregelmäßig erbaut. In der Domkirche zeigte man ſonſt einen ſchönen geiſtlichen Schmuck, und vor dem hohen Chor die uralte Irmenſul, ein bekanntes Götzenbild der Sachſen. zz.

Hiller (Johann Adam), geb. zu Wendiſchoſſig bei Görlitz den 25. Decbr. 1728, wurde ſchon im ſechſten Jahre ſeines Vaters beraubt. Er genoß jedoch noch einige Zeit den Unterricht des daſigen Schulmeiſters, des Nachfolgers ſeines Vaters, auf dem Clavier und der Violine, fand aber ſchon damals ſeinen größten Zeitvertreib am Singen, und ſang aus Mangel an andern Stücken am liebſten die Paſſions- und Sterbelieder aus dem Geſangbuche. Im zwölften Jahre kam er auf das Gymnaſium nach Görlitz und wegen ſeiner guten Stimme unter das daſige Singchor. Hier übte er ſich unter Anführung einiger Mitſchüler auf mehrern Inſtrumenten. Um an einer neu errichteten muſikaliſchen Geſellſchaft, wo noch ein Baßſpieler

fehlte, Theil zu nehmen, kaufte er ſich eine alte Baßgeige für 18 Gr., auf welcher er ſeine Kräfte üben wollte. Nachdem er 5 Jahre auf dem Gymnaſium zugebracht, und hierauf wegen ſeiner drückenden Umſtände einige Zeit bei zwei Civilbeamten als Schreiber geweſen war, begab er ſich 1747 auf die Kreuzſchule nach Dresden, nahm bei Homilius Unterricht und bildete ſich vorzüglich durch das Anhören der damals mit aller Pracht und Vollkommenheit aufgeführten Haſſiſchen Opern und durch das Studiren der Partituren davon, die er ſich größtentheils zur Nachtzeit abſchrieb. 1751 kam er nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren, nahm als Baßſänger und Flötenist an dem daſigen öffentlichen Concert Antheil, componirte hier ſchon mehreres, und widmete ſich auch beſonders dem theoretiſchen Studium der Muſik, bis er 1754 als Hofmeiſter bei dem jüngern Grafen von Brühl Dresden wieder ſah, und zugleich gute Gelegenheit bekam, ſeinen Hang zur Muſik noch mehr zu befriedigen. Als er Leipzig mit ſeinem Eleven 1758 zum zweiten Male bezog, hinderte ihn ſeine Hypochondrie, außer Gellerts geiſtlichen Liedern, die er aus Gefälligkeit gegen den Dichter ſetzte, an ſonſtiges Componiren zu denken; ja er legte ſogar 1760 ſeine Hofmeiſterſtelle nieder, nachdem er ſchon einen Ruf als Profeſſor nach Petersburg abgelehnt hatte, und erwarb ſich ſeinen Unterhalt durch Ueberſetzungen wichtiger Werke, gab den muſikaliſchen Zeitvertreib, das erſte praktiſch-periodiſche Werk der Art in Deutſchland, heraus; und wurde endlich 1763 als Direktor des daſigen ſogenannten großen Concerts angeſtellt, das ſeine ganze Einrichtung und Ordnung vorzüglich ihm zu verdanken hat, und an welchem Dem. Schmebling (nachherige Mad. Mara) und Dem. Schröter als Sängerinnen Theil nahmen. Der wichtigſte Dienſt, den er damals nicht bloß Leipzig, ſondern auch vielleicht ganz Deutſchland leiſtete, war, daß er auf Veranlaſſung des bekannten Theaterprincipals Koch Deutſche Operetten einführte, zu einer Zeit, wo man auf Deutſchen Theatern noch keinen Deutſchen Sänger geſehen hatte. Wer kennt nicht von dieſer Seite das unendliche Verdienſt des würdigen Hillers, dem man mit allem Recht die Verbeſſerung des Deutſchen Geſchmacks, den Vorzug der Deutſchen vor der Italieniſchen und Franzöſiſchen Operette an richtiger Declamation, an Wahrheit im Ausdruck und überhaupt an edlem Geſang urſprünglich zu verdanken hat? Noch vermehrte er ſeine Verdienſte um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singſchule für junge Frauenzimmer, in welcher manche treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei ſeiner Reiſe nach Mitau, wohin er zwei ſeiner vorzüglichen Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Curland viele Ehrenbezeigungen und Geſchenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeiſter. Ihm verdankt man es auch, daß man ſowohl zu Berlin bei ſeiner damaligen Anweſenheit 1786, als auch nachher 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händelſche Meiſterſtück, den Meſſias, unter ſeiner Anführung gehört hat. Im J. 1789 übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Poſten des mit Ehren alt gewordenen und in Ruhe verſetzten (zu Anfang des J. 1797 verſtorbenen) Cantors und Muſikdirektors Doles, wo er ſich die ſtete Verbeſſerung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen ſeyn ließ, ſo wie er auch durch Einführung beſſerer Melodien für die Kirchengeſänge noch in ſeinem Alter ſich Verdienſte erworben hat. Daß übrigens unter ſeinen theatraliſchen Compoſitionen die Jagd, die Jubelhochzeit, die Liebe auf dem Lande, der Erntekranz u. ſ. w. ſo viele Volksgeſänge hergegeben haben, iſt eben ſo bekannt, als es zugleich Be-

weis für die Trefflichkeit derſelben iſt. Auch für die Kirche hat er vieles componirt, und mehrere theologiſche Werke, ſo wie auch Lebensbeſchreibungen berühmter Tonkünſtler herausgegeben. Er ſtarb im J. 1804 an gänzlicher Entkräftung.

Hiller (Gotlieb), der Naturdichter genannt, war der Sohn eines armen Fuhrmanns, geboren zu Landsberg in Sachſen 1778. In ihm regte ſich von Kindheit auf ein natürlicher, tüchtiger Verſtand und eine gemäßigte Einbildungskraft, beide durch Beobachtung und einen muntern, feſten, aber ſanftmüthigen und gutgearteten Charakter beſtimmt und geleitet. Hieraus entwickelte ſich eine ausgezeichnete Lernbegierde und Nachahmungsgabe, welche ſich in Stunden, wo er von den groben Arbeiten ſeines Standes frei war, durch mechaniſche Erfindungen, vorzüglich aber durch eifrige Lektüre jedes Blattes, deſſen er habhaft werden konnte, und mancherlei Verſuche, ſeine Gedanken und Einfälle in Reime zu faſſen und aufzuſetzen äußerte, womit er bald ſich einige äußere Vortheile erwarb. Hätte Hiller einen planmäßigen Unterricht genoſſen (er beſuchte früher nur einige Winkelſchulen, ſpäter, als ſein Stiefvater mit ihm und ſeiner Mutter nach Cöthen zog, die daſige Freiſchule einige Zeit), ſo hätte er leicht, vorzüglich im Fache der praktiſchen Wiſſenſchaft etwas leiſten und ſeinem Talent Erweiterung und Sicherheit verſchaffen können. Allein früher hinderten ihn daran jene Beſchäftigungen, welche ſeine Lage mit ſich brachten. Späterhin aber, nachdem er durch einige Gedichte bekannt geworden war, machte das übertreibene Lob ſeiner Freunde und Gönner, welche die poetiſchen Verſuche, und ſeine Leichtigkeit zu verſificiren unter den proſaiſchen Umgebungen, in welchen er ſtand, und bei Ermangelung einer gründlichen Anweiſung, als Seltenheit betrachteten und anſtaunten, oft auch wohl nur dem wackern Menſchen und deſſen ſchlichten treuherzigen Thun und Weſen Beifall und Unterſtützung ſchenkten, einen ſo überraſchenden und faſt berauſchenden Eindruck auf ihn, daß er im Gefühle des Glücks, durch Anwendung ſeines Talents ſeine und ſeiner Familie Lage zu verbeſſern, worauf ſein Streben einzig gerichtet war, an ein tieferes Studium nicht mehr dachte, ſondern durch mehrere Reiſen ſich bekannt zu machen und durch Herausgabe ſeiner Gedichte Unterſtützung und Pränumerationen zu gewinnen bemüht war. Dieſe Gedichte erſchienen 1805 zu Cöthen und zeichnen ſich weder durch Reichthum der Ideen, noch durch Gediegenheit der Darſtellung und Fülle des poetiſchen Ausdrucks aus: ja ſie verrathen vielmehr eine dem Weſen des wahren Naturdichters geradezu widerſprechende Reflexion über Kunſt und Naturbildung, welche durch die bei vielen Großen genoſſenen Auszeichnungen in ihm geweckt worden zu ſeyn ſcheint, und ſich in ſeiner, jenen Gedichten vorausgeſchickten weitläuftigen Selbſtbiographie mit einer verzeihlichen Eitelkeit überall an den Tag legt. Im übrigen aber war er von Stolz ſo fern, daß er ſelbſt nach jenen Auszeichnungen aus den Zirkeln der Vornehmern, in welche er erhoben worden war, zufrieden und munter in den Kreis ſeiner Familie und zu ſeinen liebgewonnenen Beſchäftigungen, Lehmſteinſtreichen und Taubenneſterflechten, zurücktrat. Wenn wir daher auch jenen Beinamen ihm nicht zugeſtehen können, ſo verdient er doch durch die Schlichtheit ſeines Charakters, verbunden mit jener Leichtigkeit, ſeine oft glücklichen und muntern Einfälle in Verſen auszuſprechen, welche er ohne Lehrer, durch eigene Uebung und Lektüre erworben hat, und zu ſeinem und ſeiner Familie Vortheil mit Klugheit anzuwenden wußte, Achtung und Aufmerkſamkeit.

Hiller (Johann Freiherr von), kaiſerlich Oeſtreichiſcher Feldmarſchallieutenant, Commandant des Thereſienordens, Inhaber eines Infanterieregiments, commandirender General an der Gränze, Präſident des croatiſchen Appellationsgerichts u. ſ. w. Die Geſchichte kennt ihn als einen der erſten Feldherren Oeſtreichs. War er gleich nicht glücklich bei Abensberg am 20. April 1809, wo er vereint mit dem Erzherzoge Ludwig von dem Kaiſer Napoleon ſelbſt geſchlagen und in Folge dieſer Schlacht bis hinter Landshut geworfen wurde, ſo bewies er doch in dem Gefecht bei Neumarkt an der Rott (am 24. April 1809), wo er die vereinigten Corps der Herzöge von Montebello, Iſtrien und der Baiern unter Wrede angriff und bis Vils = Biburg zurückdrängte, und ſein, durch die Ereigniſſe bei Regensburg ihm abgedrungener, doch meiſterhafter Rückzug bis an die Donau, auf welchem er das ſchreckliche Treffen bei und in Ebersberg beſtand, daß er ein tapferer Soldat, ein einſichtsvoller General und einer der unerſchrockenſten Männer ſey. In den für die Oeſtreichiſchen Waffen ſo glänzenden Tagen vom 21. und 22. Mai 1809 bei Aſpern und Eßlingen umſchlangen Tapferkeit und Glück Hillers Haupt mit unverwelklichen Lorbeeren. Seine Colonne, die erſte in der Schlachtordnung, die nun, nach ſeiner Vereinigung mit dem Generaliſſimus, Erzherzog Carl, den rechten Flügel der Armee bildete, war es, welche am 21. den blutigen Kampf um Aſpern kämpfte, dieſes am 22. gänzlich eroberte, und zugleich die Beſiegung der linken Franz. Flanke entſchied. Von neuem trat er wieder auf den Schauplatz in dem großen Völkerkrieg der Jahre 1813 und 1814. Nachdem er eine Zeit lang in Italien gegen den Vicekönig mit Glück operirt hatte, wurde das Obercommando dem Grafen Bellegarde übergeben, und Hiller begab ſich nach Freiburg in der Schweiz zu ſeinem Kaiſer, wo er dem großen Kriegsrath beiwohnte. I.

Himmel und Himmelfahrt. Urſprünglich bedeutet Himmel eine gewölbte oder hohle Decke, und noch iſt das Wort in dieſer Bedeutung in den Worten Thronhimmel, Himmelbett u. a. m. üblich. Am häufigſten aber wird dieſes Wort von dem, dem Anſcheine nach runden und blauen, Gewölbe gebraucht, welches die Oberfläche der Erde umſpannt und bedeckt. Das iſt die Bedeutung dieſes Wortes, wenn man von einem Luft= und Wolkenhimmel redet. Da die Sterne an der die Erdkugel umgebenden Decke des Dunſtkreiſes zu ſchweben ſcheinen, ſo nennt man auch den ganzen unermeßlichen Weltraum außer der Erde mit allen darin befindlichen Weltkörpern Himmel. Wenn der Menſch das Göttliche und Ueberirdiſche unter ſinnlichen Bildern und als im Raume vorhanden ſich vorſtellt, ſo denkt er ſich daſſelbe als erhaben über ſich und die Erde, ſo ſetzt er es in die Räume über die Wolken und die Sterne. Daher die dem Menſchen natürliche Vorſtellung von dem Himmel als dem Orte der nähern Gegenwart Gottes und der Wohnung der ſeligen Geiſter. Auch der aufgeklärteſte Verehrer Gottes, welcher wohl weiß, daß Gott überall iſt, und daß ſeine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieſer dem menſchlichen Geiſte natürlichen Vorſtellungsart geleitet, ſeine Arme gen Himmel aus, wenn er betet, und ſchaut himmelwärts, wenn er ſehnend einer vollkommenenern Ordnung der Dinge entgegenſieht oder der hingeſchiedenen Geliebten gedenkt. In dieſer Vorſtellungsart iſt der Urſprung der Erzählungen von weiſen und guten Menſchen, welche gen Himmel gefahren ſeyen, zu

ſuchen. Den Gedanken: ſie ſind in eine vollkommenere Ordnung der Dinge verſetzt worden und haben den Lohn ihres verdienſtvollen Wirkens empfangen, drückte man bildlich ſo aus: ſie ſind gen Himmel geſtiegen, ſie ſind zu dem Orte emporgehoben worden, wo Gott und die ſeligen Geiſter wohnen. Die Nachwelt aber verwechſelte oft das Bild mit dem hinter ihm liegenden Gedanken und dachte ſich das als Thatſache und Begebenheit, was urſprünglich bildliche Einkleidung eines Gedanken geweſen war. N.

Himmel (Friedrich Heinrich), königl. Preußiſcher Kapellmeiſter, wurde zu Treuenbrietzen in der Mittelmark Brandenburg von unbegüterten Aeltern geboren und dem Predigerſtande beſtimmt. Kaum hatte er ſeine Studien vollendet, als er ſich nach Potsdam begeben mußte, um zum Antritt einer Feldprediger-Stelle das Examen zu beſtehen. Hier, wo Friedrich Wilhelm II. ſich einen großen Theil des Jahres aufhielt und die erſten Talente der königl. Kapelle verſammelt waren, machte Himmels Fertigkeit auf dem Fortepiano ſo großes Aufſehn, daß der König davon erfuhr und ihn zu hören verlangte. Himmel ſpielte zu wiederholten Malen vor dem Monarchen, der ſich als ein Kenner von ſeinem ſeltenen Talent überzeugte, ihn zu ſeinem Kapellmeiſter ernannte und auf Reiſen ſandte. Seitdem hat Himmel theils als einer der vorzüglichſten Clavierſpieler, theils als Componiſt ſeinen Ruf begründet, wiewohl es nicht zu bergen iſt, daß er ſelbſt ſich in letzterer Eigenſchaft einen ungleich höheren Platz anweiſt, als die Kritik ihm einzuräumen geneigt ſeyn möchte. Der ſchnelle Glückswechſel, den er allerdings ſeinem Verdienſt verdankte, und die Huldigungen, die ihm allenthalben zu Theil wurden, ſcheinen ſein Selbſtgefühl in einem höheren Grad erregt zu haben, als man bei einem Künſtler, der ſich ſelbſt, aber auch die Schwierigkeiten ſeiner Kunſt mit Beſonnenheit erkannt hat, erwarten mochte. Dieſes Selbſtgefühl, ſo wie eine große Empfänglichkeit und Neigung für die Freuden des Lebens, die, verbunden mit vieler Liebenswürdigkeit und Offenheit, zu ſeinen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten gehören, haben ihn gehindert, ſein Talent mit Ernſt und Beharrlichkeit auszubilden, wie dies an ſeinen Compoſitionen leicht wahrzunehmen iſt. Die berühmteſte derſelben iſt ſeine Oper Fanchon, die allenthalben mit Entzücken gehört wurde, und ihm die in Deutſchland ſeltene Ehre erwarb, zu Berlin am Schluß der erſten Vorſtellung herausgerufen und mit rauſchendem Beifall begrüßt zu werden. Der Kenner wird nicht läugnen, daß die Muſik Fanchon viel Anmuth und Einſchmeichelndes hat; aber den wahrhaft großen und genialen Muſikwerken iſt weder ſie noch irgend eine von Himmels Compoſitionen beizuzählen. Wir nennen von dieſen noch ſeine Urania, ſeine Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II., einige Opern, z. B. Vaſco de Gama, ein Liederſpiel, mehrere Arien u. ſ. w. Zu rühmen iſt es übrigens, daß Himmel ſeine Dankbarkeit gegen die Königin, die ihn mit ihrem Wohlwollen ehrte, ſo wie gegen den König, deſſen Gunſt er beſaß, ſtets durch treue Anhänglichkeit bewieſen hat und daß er durch keine Anerbietungen bewogen werden konnte, die Dienſte ſeines Fürſten zu verlaſſen. Eine Zeitlang hielt er ſich in Gotha auf, wo er ein Liebling des Herzogs war, ging aber nach Berlin zurück, wo er im J. 1814 ſtarb.

Himmelskugel (künſtliche). Dies iſt eine Kugel von Metall, Holz oder Pappe, auf deren Fläche die Punkte und Kreiſe der

ſcheinbaren Himmelskugel nebſt den Sternbildern und Firſternen in den gehörigen Lagen und Verhältniſſen nach verjüngtem Maßſtabe verzeichnet ſind, und die in einem dazu ſchicklichen Geſtelle gedreht werden kann. Man gebraucht ſie, um den Lauf der Sterne leicht kennen zu lernen. Die erſte Erfindung dieſer Maſchine ſetzt man in die älteſte Zeit der Aegypter und Griechen, und bei den großen Fortſchritten, welche jene Völker in der Kenntniß von den Geſtirnen gemacht hatten, haben die hiſtoriſchen Vorausſetzungen, die es davon gibt, viel Wahrſcheinlichkeit fur ſich. Die älteſte noch vorhandene Himmelskugel befindet ſich im Muſeum des Cardinals Borgia zu Velitri, aus deren cufiſcher Inſchrift man ihr Alter, nämlich das Jahr 1225, erfährt; ſie kam aus Portugal an den Präſul Borgia. In Deutſchland beſchäftigte ſich im 15. Jahrhundert Regiomontan zuerſt mit Verfertigung derſelben, welche Johann Schoner (geſt. 1547) zu Nürnberg um vieles verbeſſerte. Die dortige Bibliothek beſitzt noch eine von Martin Behaim, der ſie nach dem Sternenverzeichniſſe des Hipparch verfertigte. Gemma Friſius und Gerhard Mercator beſchäftigten ſich ebenfalls damit. Die große Himmelskugel von Tycho de Brahe im J. 1583, aus Meſſing von 6 Fuß im Durchmeſſer verfertiget, verbrannte zu Kopenhagen 1728 mit der daſigen Sternwarte. Die Gebrüder Wilhelm Janſon und Johann Janſon Blaeu oder Cäſius in Amſterdam, zeichneten ſich in Verfertigung ſolcher Maſchinen vorzüglich aus. Eine der merkwürdigſten iſt die, welche Andreas Buſch aus Limburg verfertigte, 1656 anfing und 1664 beendigte; ſie befindet ſich jetzt in Petersburg, wo ſie in einem eigenen Hauſe ſteht; im Durchſchnitt hält ſie 11 Schuh und iſt von Kupfer; auf der Oberfläche ſtellt ſie die Erdkugel, an der untern Seite aber die Himmelskugel vor. Inwendig an der Achſe iſt ein runder Tiſch mit Bänken befeſtiget, worauf 12 Perſonen ſitzen und beobachten können, wie ſich die Kugel als ein Himmel in 24 Stunden durch einen inwendigen Meridian und Horizont, an dem eine Gallerie angebracht iſt, bewegt. Der Jenaiſche Profeſſor Erhard Weigel verfertigte ebenfalls ſolche Kugeln von Kupfer und Meſſing, an denen er die Stellen der Sterne durchlöcherte und in die Kugelfläche Oeffnungen machte, ſo daß man die Sterne in der hohlen Fläche als helle Punkte ſah. Sein großes Pancosmum, oder Weltall von Kupfer, das er 1696 dem König Chriſtian V. von Dänemark überreichte, hatte 52 Fuß im Umfange und 10 Fuß im Durchſchnitte; der Himmel geht an demſelben vermittelſt eines Pendeluhrwerks in 24 Stunden herum; der König ging mit 30 Perſonen aufrecht hinein. Vinzent Coronelli von Venedig, der Holländer Gerhard Valk, der Franzoſe de l'Isle und der Engländer Moll, Ludwig Andreä, Homann und Doppelmayr in Nürnberg, Enderſch in Elbingen, die kosmographiſche Geſellſchaft zu Nürnberg, Robert de Vaugondy, die kosmographiſche Geſellſchaft zu Upſal und beſonders Ackermann und Akrell in Stockholm, Adams in London, de la Lande in Paris, der Abt Grenert, der Abbé le Bris daſelbſt, Bode in Berlin, ſind Namen, welche wegen der großen Verdienſte, die ſie hierin ſich erworben haben, die ruhmlichſte Erwähnung verdienen.

Hindenburg (Carl Friedrich). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntniſſe dieſes Mannes, der als Erfinder der combinatoriſchen Analyſis ſich einen unſterblichen Namen gemacht hat. Er war zu Dresden d. 13. Jul. 1739 (b. Meuſel iſts falſch) geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Seine erſte gelehrte Bildung erhielt er

auf dem damals ſehr blühenden Gymnaſium zu Freyberg, von welchem er 1757 auf die Univerſität Leipzig kam, um die Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren. Er widmete ſich ihr unter Anführung der damaligen berühmten Männer J. E. Hebenſtreit, Ludwig, Janke, Boſe u. ſ. w., ſo wie er die Philoſophie, Phyſik und Mathematik bei J. H. Winkler, Heinſius und Rudolph, und über alte Literatur und ſchöne Wiſſenſchaften bei J. A. Erneſti und Gellert hörte. Durch des letztern Empfehlung kam er nach geendigter akademiſcher Laufbahn im J. 1763 als Erzieher zu dem nachmals ſchon in ſeinem Knabenalter als ein ganz außerordentliches mathematiſches Genie ſich auszeichnenden Hrn. von Schönberg; welches ihm Veranlaſſung wurde, da er ſeinen Zögling auch auf die Leipziger Univerſität begleitete, ſich vorzüglich mit Mathematik und Phyſik zu beſchäftigen. Außer den bereits genannten Lehrern wurde ihm nun auch der Unterricht und der vertraute Umgang, deſſen ihn der originelle und gründliche Profeſſor der Mathematik, Borz, würdigte, und als er nachher die Univerſität Göttingen beſuchte, Käſtners Unterricht und Umgang höchſt lehrreich. Im J. 1771 promovirte er in Leipzig in Magiſtrum, und ſeine Vorleſungen und vortrefflichen Schriften fanden ſo vielen Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentliches Lehramt der Philoſophie, und nach Funk's Tode 1786 das ordentliche der Phyſik ertheilt wurde. Anſehnliche Rufe auf in- und ausländiſche Univerſitäten ſchlug er aus Liebe für ſein Vaterland aus. Die angeſehenſten Akademien und gelehrten Geſellſchaften des In- und Auslandes ſchätzten es ſich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Als Gatte, Vater, und Freund war er ſehr ſchätzbar, und hatte oft die witzigſten Einfälle. Seine Schriften ſind in Meuſels gel. Teutſchland bemerkt, denen jedoch noch einige beizufügen ſind. r.

Hinduſtan im weitern Sinn, oder Indien diesſeit des Ganges, das eigentliche Indien, vormals Reich des großen Moguls, liegt zwiſchen Perſien, der großen Bucharei, Tibet, Nepal, Hinterindien, dem Bengaliſchen Meerbuſen und dem Indiſchen Meer. Sein Flächeninhalt beträgt gegen 70,000 Quadr. Meilen, ſeine Bevölkerung ſteigt auf 90 Millionen Einwohner. Es beſteht aus dem eigentlichen Hinduſtan, oder dem alten Gebiet des großen Moguls; aus Bengalen, welches der Engliſch-Oſtindiſchen Compagnie unterworfen iſt, und der eigentlichen diesſeitigen Indiſchen Halbinſel. Der Boden iſt meiſt ergiebig, nur hin und wieder ſteinig, und an den Mündungen des Ganges moraſtig. Schöne fruchtbare Ebenen wechſeln mit reichen reizenden Thälern und majeſtätiſchen Bergen ab. In den nördlichen Gebirgen iſt die Luft kühl, zuweilen ſogar kalt; im Süden oft unerträglich heiß. Es entſteht oftmalige große Dürre und die Gefilde verdorren alsdann, aber ſchnell erquickt durch einen wohlthätigen Regen, ſieht man, wie durch magiſche Gewalt in wenigen Tagen friſche Blumen und Kräuter hervorſproſſen. Es gibt Wechſelwinde, Monſons, die in den Sommermonaten von Süden und in den Wintermonaten von Norden herſtreichen. Bei den Uebergängen ſind ſtürmiſche Regengüſſe gewöhnlich und die größte Hitze iſt vom April bis Junius. Der Rükken des Gautsgebirges verurſacht auf beiden Küſten eine entgegengeſetzte Witterung. Die moraſtigen Gegenden ausgenommen, iſt das Klima geſund; ganz Indien ſenkt ſich ſanft hinab nach dem Indiſchen Meer. In allen drei Reichen der Natur erſcheint Indien dem Europäer als ein Wunderland. Weitzen, Gerſte, Reis, Mais, Zuk-

ker, Wein, Ananas, Limonien und Granatäpfel, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Opium, Weihrauch, Kaſſia, Kampher, Indigo, Mohn, Betel u. ſ. f. liefert der Boden in Ueberfluß. Im Schooße der Erde werden treffliche Diamanten, Gold, Kupfer, Blei, Eiſen, Salz, Borar und an den Küſten koſtbare Perlen gefunden. Das Thierreich zeichnet ſich aus durch Elephanten, Dromedare, Rhinoceroſſe, Löwen, Tiger, Leoparden, Biſamthiere, Antilopen und Krokodile. Es gibt viele ſchöne Vögel, beſonders Papageien, doch hört man ſelten der Vögel Geſang. Es fehlt aber auch nicht an giftigen Schlangen, Scorpionen und Würmern, die ſich in die Haut einfreſſen, und die gefährliche Krankheit Narcembu verurſachen. Unter den Inſekten ſind die Muskitos für den Europäer die unerträglichſten. Der König der Indiſchen Flüſſe iſt der Ganges. Sein Waſſer, heilig den Hindus, wird von den Braminen aus Benares durch ganz Indien verſendet, und die Großen trinken es beim Nachtiſch gleich feinen Weinen aus kleinen Gläſern. Der Ganges nimmt ſieben beträchtliche Flüſſe auf, und man ſchätzt die Länge ſeines Laufs auf 400 Deutſche Meilen. Der größte Fluß nach ihm iſt der Buramputer; unbedeutender ſind der Godavery, der Mahnada, der Kiſtnah und Nerbudda, die ſämmtlich, wie der Ganges, in den Bengaliſchen Meerbuſen fallen. Die Südſpitze der diesſeitigen Indiſchen Halbinſel iſt unter dem Namen des Cap Comorin bekannt. Vier Hauptnationen haben ſich vor Alters in Indien getheilt: nämlich des Landes urſprüngliche Bewohner, die Hindus; die Indo-Scythen, von den Chineſern Jüe-Schi genannt; die Patanen und die Mongolen, wozu in neueren Zeiten Portugieſen, Holländer, Engländer, Franzoſen und Dänen gekommen ſind. Die Hindus waren ehemals in ſieben, jetzt ſind ſie in vier Hauptklaſſen oder Kaſten getheilt. Die erſte Kaſte iſt die der Bramanen oder Bramen. Aus dem Gehirn des Gottes Brama entſtanden, bilden ſie den Lehrſtand; ihre Kaſte iſt unverletzlich; der Mord eines Bramanen iſt das entſetzlichſte Verbrechen, und die Bramen haben daher auch eine ausgezeichnete Kleidung. Ihre Einweihung geſchieht im zwölften Jahre. Die zweite Kaſte bilden die Schetris, der Wehrſtand, aus Bramas Schulter entſproſſen. Sie dürfen nichts treiben, als das Waffengeſchäft, und zu ihnen gehören als Unterabtheilungen die Rajas, die Nairen und die Rasbuden. Die dritte Kaſte, die Banianen (oder Beis) aus Bramas Bauch entſproſſen, bildet den Stand der Kaufleute. Die meiſten ſind jetzt Banquiers und Juwelenhändler; einige wenige treiben noch Ackerbau und Viehzucht, und dieſe nennt man zum Unterſchiede Gowaſſier. Die vierte Kaſte der Schuters, aus Bramas Füßen hervorgegangen, bildet den geſammten Nährſtand; es gehören dazu die Kleinhändler, alle Fiſcher, Hirten, Handwerker, Tagelöhner u. ſ. f. Der Auswurf aller Kaſten ſind endlich die Parias; unrein und unehrlich, verrichten ſie die ſchmutzigſten Arbeiten, eſſen unreine Speiſen, ſelbſt gefallenes Vieh, dürfen die obern Kaſten nicht berühren, nicht in die Tempel und auf die Märkte kommen, nicht aus den gewöhnlichen Brunnen Waſſer holen, und ſobald ſie frech genug wären, einen Vornehmen durch ihren Anhauch zu verunreinigen, dürfte dieſer ſie ungeſtraft tödten. Gewiſſe Verbrechen werden mit dem Ausſtoß in dieſe Kaſte beſtraft. Alle Ausgeſtoßene der höhern Kaſten ſind den Parias gleichgeachtet, und viele ſolcher Ausgeſtoßenen entleiben ſich lieber ſelbſt, als dieſen

ewigen Schandfleck ſich und ihrer Generation zuzuziehen. Jetzt iſt der ſcharfe Unterſchied der mittleren Kaſten nicht mehr ſo ſichtbar, denn die mannigfaltigen Revolutionen, welche Indien erfahren, haben ihn verwiſcht. In Indien iſt die Braminiſche Religion, zu welcher ſich alle Hindus bekennen, die ausgebreitetſte. Nach ihrer Lehre offenbarte Gott Brama das heilige Buch Vedam, geſchrieben in der heiligen Sprache Sanſcritta, in der jetzt nur noch die Bramanen unterrichtet werden. Es gibt Commentare über den Vedam, die Puranams und Schaſters; ſie beſtehen zum Theil ſelbſt wieder aus Mythen und Fabeln, worin doch manche helle Wahrheit enthalten iſt. Die Volksreligion lehrt neben dem einigen Gott Brama (der nicht bildlich vorgeſtellt werden darf) mehrere Gottheiten, welche aber eigentlich nichts als Perſonification der göttlichen Eigenſchaften ſind. Darum iſt heilig der Lingam, als Symbol der allgemeinen Zeugungskraft der Natur; darum werden Kühe und Ochſen, als die zum Ackerbau nützlichſten Thiere, gleichſam göttlich verehrt; darum iſt der Ganges, als des Landes allgemeiner Befruchter, den Hindus heilig, wie vormals der Nil den Aegyptern, mit deren Religion die Indiſche allerdings vieles gemein hat. Urſprünglich aber verehrten die Bramanen in der Gottheit eine untheilbare Dreieinigkeit oder Perſonification der drei Haupteigenſchaften des alleinigen Gottes, nämlich: Brama, die ſchaffende Allmacht; Wiſchenu, die erhaltende Vorſehung, und Schiwen, die ſtrafende oder belohnende Gerechtigkeit. Die Lehre artete aus, und nun hieß Brama ſchlechtweg der Schöpfer, Wiſchenu der Erhalter, Schiwen der Zerſtörer. Daraus ſind die drei Hauptreligionsſekten der Hindus entſtanden. Doch glauben Alle Strafen und Belohnungen nach dem Tode, die Seelenwanderung und endliche Wohnungen bei Gott, oder in der Hölle, die ſie Podalam nennen. Ihre Moral iſt ſtreng, doch zu Gunſten der Bramanen ſehr mit abergläubiſchen Cerimonien durchwebt. Ihre Tempel ſind zierlich, doch maſſiv gebaut, bei den meiſten iſt ein heiliger Teich, und der Oberbramin darf nicht heirathen. Es gibt Mönche, Anachoreten, Büßer und Schwärmer. Die gefährlichſten von dieſen ſind die Tanirs oder Songaſſen. Die Hindus ſuchen jedoch keine Proſelyten zu machen. Ihr Charakter iſt indolent, faſt ohne alle Leidenſchaften, geduldig, friedlich und ungemein tolerant. Sie ſind mäßig, und nur die Kriegerkaſte darf Fleiſch, jedoch kein Rindfleiſch eſſen. Wenn ein Bramin Wein trinkt, wird er mit dem Zeichen des Glaſes gebrandmarkt und weggejagt. Dabei iſt der Hindu redlich, gutmüthig und in hohem Grade reinlich. Seltſame Sitten herrſchen noch als Ueberbleibſel des Alterthums. So auf der Küſte von Malabar die Vielmännerei; ſo das Verbrennen kinderloſer Frauen mit ihren verſtorbenen Männern, doch nur aus der Kaſte der Braminen und Schetris. Es war von jeher religiöſe Schwärmerei, kein Gebot; Eitelkeit, Ruhmſucht, ſelbſt Liebe trieb oft die Weiber dazu. Das Volk iſt im Ganzen ungebildet, Literatur und Künſte werden faſt allein von Braminen getrieben. Sie beſchränken ſich auf Erlernung der Sanſcritta, auf etwas philoſophiſche Moral und Dichtkunſt, auf Arznei und Kräuterkunde, und auf ſehr einfältige Begriffe vom Laufe der Geſtirne, wobei Sterndeuterei getrieben wird. So ſchreiten die Hindus auch, wegen ſteifer Anhängligkeit an das Alte, in mechaniſchen Künſten nicht fort, aber ſie ſind ein höchſt induſtriöſes Volk. Wüſte Flecken urbar zu machen, iſt bei ihnen Religionspflicht. Ihre feinen Kattune, ihre ſeidnen Zeuge, ihre gemalte Leinwand, und beſonders

ihre berühmten Shawls ſind noch nicht von den Europäern erreicht. Schlechter ſind dagegen ihre Fabriken in Perlenmutter, in Schildpatt und Kryſtall. Ihr Landhandel geht durch Hinduſtan bis nach Tibet, Perſien und Arabien. Der Seehandel (inſofern nicht Europäer ihn führen) bedeutet nichts. Man rechnet nach Fanams, nach Rupien, Lak, und Crore=Rupien; 100 Lak Rupien ſind 6 Mill. 666,666 Rthlr. Ein Fanam iſt die niedrigſte Münze, und beträgt 18 Pfennige. Das Alterthum der Indiſchen Geſchichte iſt völlig dunkel. Alexanders Eroberungen giengen nie weiter, als zwiſchen den Indus und Hyphaſis, doch drang einer ſeiner Nachfolger, Seleucus Nicator, bis an den Ganges vor, und Indien behielt Communication mit Europa, durch den Handel über das rothe Meer nach der Marattenküſte, denn Römer, Araber und Venetianer führten ihn auf dieſem Wege. Ein Türkiſcher Völkerzweig, die Ghazaniden, Glazaniden, brach unter Mahmud im 10ten Jahrhundert n. Chr. in Indien ein, eroberte faſt das ganze eigentliche Hinduſtan, und gründete eine Mahamedaniſche Herrſchaft daſelbſt, die bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts dauerte. Dann kamen die Afghanen, ein Georgiſches Volk, vertrieben die Ghazaniden und ſtifteten eine Herrſchaft, die oft durch die Mongolen, beſonders durch Tamerlans (Timur Beghs) ſchreckliche Einfälle geſtört wurde, bis endlich der Mongoliſche Fürſt Babur (Omars Sohn, der von Timur abſtammte) ihr den letzten Stoß im J. 1525 gab, und die Reihe der ſogenannten großen Moguls anfing. Dieſes Reich umfaßte in ſeiner größten Blüthe unter Akbar, Baburs Enkel, 70,000 Quadr. Meilen, zählte 40 Millionen Einwohner, hatte 225 Mill. Rthlr. Einkünfte, und unterhielt ein Heer von 900,000 Mann. Die Reſidenz des großen Moguls, oder Indiſchen Kaiſers, war abwechſelnd zu Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Vicekönigen (Nabobs) beherrſchte, und mittelbare, eigenen Rajas erblich unterworfene Provinzen, die nach den Urgeſetzen des Landes regirt, dem großen Mogul nur Tribut zahlten. Als Vaſco de Gama den neuen Weg ums Cap nach Indien entdeckt hatte (1498), behaupteten die Portugieſen faſt 100 Jahre lang den Oſtindiſchen Alleinhandel, und theilten des Landes Herrſchaft mit den Mongolen. Ihnen folgten 1595 die Holländer unter Cornelius Houtmann, dann die Engländer, Franzoſen und Dänen. Die Holländiſch=Oſtindiſche Compagnie ward 1602, die Engliſche 1698 errichtet. Bald nachher erſtieg der grauſame Uſurpator, Aureng=Zeb, nachdem er ſeinen Vater, Schach Jehan, ins Gefängniß geworfen und ſeine Brüder größtentheils ermordet hatte, den Indiſchen Kaiſerthron, behauptete ſolchen unter mannigfaltigen Empörungen der unterjochten Völker, und ſtarb 1707 in einem Alter von 90 Jahren. Aber des Tyrannen Verbrechen wurden von der ewigen Nemeſis an ſeinen Nachfolgern gerächt; zwölf Kaiſer herrſchten binnen 50 Jahren nacheinander, und nur drei von ihnen ſtarben eines natürlichen Todes. Bei ſolchem ſteten Thronwechſel kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Unter ihrem Anführer, Gobid=Sing, machten ſich zuerſt die Seiks unabhängig, eroberten Lahor und ſtifteten eine ariſtokratiſche Republik. Tſchuraman, Befehlshaber der Dſchatten, folgte dem lockenden Beiſpiel und eroberte ſogar die Kaiſerſtadt Agra; ſeine Nachfolger dehnten die Eroberungen aus und beherrſchten eine Zeitlang das ganze Land vom Gebirge Mewat bis an den Jumnafluß. Die Maratten, ein kriegeriſcher, urſprünglich am weſtlichen Abhange der Gautsgebirge

wohnhafter Volksſtamm, hatte ſich nie den Mongolen unterworfen. Als nun Aureng-Zeb ſie mit Gewalt unterjochen und die Bramaniſche Religion ausrotten wollte, verbanden ſie ſich mit mehreren des Tyrannen Jochs ebenfalls überdrüßigen Fürſten, ſtellten den tapfern Sewaji, als Moha Raja, oder Großfürſten an ihre Spitze, und kämpften ſo ſiegreich gegen Aureng-Zebs ſchwache Nachfolger, daß ihr Stat der mächtigſte in Indien wurde, bis 1777 eine Regirungsveränderung nach dem Tode des letzten Abkömmlings von Sewaji eintrat und ſtatt des Moha Raja ein Peiſchwa die Zügel des Regiments führte. Die allgemeine Verwirrung unter Aureng-Zebs Nachfolgern benutzte gleichfalls der Herrſcher Perſiens, Thamas Kuli-Chan, brach, gelockt vom Subah oder Statthalter von Decan, der nach Unabhängigkeit ſtrebte, über den Indus, verwüſtete die Hauptſtadt Delhi, plünderte das ganze Land, ermordete über 120,000 Einwohner und ließ ſich nur (um 1739) durch den damaligen Großmogul Muhamed Schach, mittelſt Abtretung von 5 am Indus gelegenen Provinzen, die jährlich 25 Mill. Thaler eintrugen, und Bezahlung einer Kriegsſteuer von 150 Mill. Thaler zum Abzuge bewegen. Dabei hatte er obenein den kaiſerlichen Schatz von 500 Mill. Thalern geraubt, und die Einwohner berechneten den vom Perſerheere angerichteten Schaden auf 750 Millionen Thaler. Inzwiſchen hatten die unzufriedenen Großen, welche den fremden Wüterich ins Land gelockt, ihren Zweck wirklich erreicht: denn der Subah von Decan und der Nabob von Aud machten ſich unabhängig vom kaiſerl. Scepter; der Nabob von Bengalen hingegen wurde im Sturme des Kriegs den Maratten zinsbar. Bald nach Thamas Kuli-Chans Abzuge (1744) unternahm es auch Ali Muhamed, Anführer der Rohillas, die in des Großmoguls Kriegsdienſten ſtanden, das Joch abzuwerfen. Ihm ſchloſſen ſich die Angeſehenſten des Volksſtammes der Rohillas an; die nördlichen und öſtlichen Gegenden von Delhi und die nordweſtlichen von Aud fielen in ihre Gewalt, und ein Theil des Landes erhielt nun den Namen Rohilcund. Dieſer Strich ward von mehreren Fürſten beherrſcht, die in Defenſivallianz miteinander ſtanden, bis 1774 die Engländer ihrer Herrſchaft ein Ende machten, und dem Nabob von Aud Rohilcund für 50 Lak Rupien verkauften. So ging in dem herrlichen Lande alles drunter und drüber. Ahmed Abdallah (Thamas Kuli Chans Nachfolger) Herr von Kandahar, drang mehrere Male vom J. 1747 an in Hinduſtan ein und plünderte es aus, und faſt jeder Unterbefehlshaber machte ſich auf ſeinem befeſtigten Bergſchloß und in ſeinem Bezirk damals unabhängig. In Carnatic ſpielten die dort angeſiedelten Franzoſen den Meiſter und gewannen eine Zeitlang, bis die Engländer ins Mittel traten, großen Einfluß auf Beſetzung der Subahs- oder Nabobswürde; unter allen einheimiſchen Uſurpatoren ſpielte indeß keiner in neuern Zeiten eine ſo wichtige Rolle, als der Raja von Myſore, Hyder-Aly, der den letzten Großmogul, oder Indiſchen Kaiſer, Ali Gohar (gewöhnlich Schah Allum genannt) nöthigte, ſich den Engländern in die Arme zu werfen. Die Kriege des Hyder Aly gegen die Engländer, die allmähliche Vergrößerung ihrer jetzt ungeheuren Macht in Indien, ihr letzter Kampf mit Tippo Saheb und ihre nun faſt errungene vollkommene Souverainität in allen Indiſchen Provinzen dieſſeit des Ganges, gehören in die Geſchichte der Engliſch-Oſtindiſchen Compagnie, wohin wir den Leſer verweiſen. Hier nur eine kurze Ueberſicht der vornehmſten Engliſchen Beſitzungen in Indien, nach dem neueſten, von

Zimmermann überſetzten Werke: Essai sur l'Indostan par Mr. Le Goux de Flaix. Durch die Unterwerfung der Subabſchaften von Bengalen und Bahar, des kleinen Königreichs Caſchi, der Fürſtenthümer Oude, Dindegal, Mangalor, Marava und Madura, wurden die Engländer Beſitzer eines Landſtrichs, der unter ſeinen vormaligen Gebietern nach noch vorhandenen Regiſtern, über 60 Millionen Einwohner und 646 Millionen Franken Einkünfte hatte. Inzwiſchen haben Hungersnoth, beſonders zwiſchen den Jahren 1770 — 1781, Bedrückungen von Seiten der Compagniebedienten, ſtete Kriege und ſchreckliche Revolutionen im Innern des Landes, die Bevölkerung und die Maſſe des baaren Vermögens der Einwohner beträchtlich verringert. Souverains und Indiſche Privatperſonen haben große Summen verſcharrt, die Engländer vielleicht noch größere nach China und Europa geſchleppt. Das Erpreſſungs- und Betrugsſyſtem der Engliſchen Compagniebedienten würde allen Glauben überſteigen, wenn es nicht durch unläugbare Thatſachen erhärtet wäre. Es ſind alljährlich etwa 60 Engländer, die eine Maſſe von 50 Millionen Franken aus dem Lande ſchleppen, um daheim an der Themſe gleich Indiſchen Nabobs zu ſchwelgen. Der Hauptort aller Engliſchen Beſitzungen in Indien iſt Calcutta, eine der ſchönſten Städte der Erde und der Mittelpunkt des Indiſchen Handels, der ſich über alle Welttheile erſtreckt. Nächſt Calcutta iſt bemerkenswerth die Inſel und die Stadt Bombay mit einem vortrefflichen Hafen. Surate, Tellichery, Anjengo und beſonders Mangalor, mit einem 60 Quadrat-Meilen großen, an Reis, Sandel und Bithholz ſehr fruchtbaren Gebiet, ſind gleichfalls treffliche Beſitzungen. Am äußerſten Ende der Halbinſel beherrſchen die Engländer auch jetzt Zeylon, welche Inſel vermöge der Bai und des Hafens von Trinquemale der Schlüſſel von Indien iſt. Die Zimmetpflanzungen und die Perlenfiſchereien daſelbſt ſind von unendlichem Werth. Das den Holländern abgenommene, gut befeſtigte Comptoir Negapatnam auf der Küſte von Koromandel beherrſcht die Fürſtenthümer: Tanſchaur, Madura und Marava; auch können die im dortigen Hafen ſtationirten Kriegsſchiffe alle Fahrzeuge, welche zur Zeit der Sommer-Monſons an den Küſten herunter kommen, genau beobachten. Nicht minder wichtig iſt das Comptoir von Gondelur, aber noch weit wichtiger Madras, der Hauptort der zweiten Engliſchen Präſidentſchaft. Dieſe Stadt zählt 800,000 Einwohner, und hat gegenwärtig eine ſolche Ausdehnung gewonnen, daß ſie ſich bis zum ehemaligen Portugieſiſchen Comptoir St. Thomas hin erſtreckt. Auf der Küſte von Koromandel ſind die militäriſchen Poſten: Ongal, Maſulipatnam, Viſagaptnam und Ganjam in der Engländer Gewalt. Alle Franzöſiſche Beſitzungen, als: Pondichery, der Hauptort der Franzöſiſchen Etabliſſements in Indien; das Comptoir von Karikal; die Diſtrikte Kandavit, Petav Raje, Mindri und Sikokol nebſt den Faktoreien zu Chandernagor, Daktapatna, Kaſſimbazan und Balnſare, ſind in ihre Hände gefallen. Auch haben ſie ſich aller Holländiſchen Beſitzungen dieſſeit des Ganges bemächtigt. Die Summe der diſponibeln Streitkräfte der Engliſch-Oſtindiſchen Compagnie beträgt (nach des Miſſionair Rapi Bericht vom J. 1801) nur 16,000 Europäer und höchſtens 70,000 Seapoys. Damit muß eine Bevölkerung von faſt 70 Mill. Einwohnern im Zaume gehalten werden. zz.

Hinken, das, ein Fehler im Gehen, vermöge deſſen der Leib ſich bei je einem von zwei Schritten auf die Seite des vorgeſetzten Fu-

ßes hinneigt. Hiedurch entſteht ein ganz ungleicher Gang, um ſo mehr, da der Hinkende meiſtens den einen Schritt geſchwinder macht, und mit dem andern um etwas zögert. Die nächſte Veranlaſſung des Hinkens wird durch alles das geſetzt, was ein Unvermögen veranlaßt, bei einem Schritte wie beim andern den Schwerpunkt des Leibes mit der Achſe deſſelben parallel und dadurch den Körper im Gleichgewicht zu erhalten. Jeder Körper nämlich (bloß als Maſſe betrachtet) hat einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt, in welchem gleichſam ſein ganzes Gewicht vereinigt iſt; ſo lange dieſer unterſtutzt wird, kann der Körper nicht fallen. Bei dem Hinken neigt ſich der Schwerpunkt des Leibes vorzüglich nach einer Seite hin von der Achſe des Beckens zu weit ab, daher bei dem Gehen des Hinkenden die Neigung des Falles nach dieſer einen Seite hin vorzüglich ſichtbar wird. Die Urſache davon iſt entweder, daß der eine Fuß durch irgend eine Veranlaſſung, angeboren oder durch Krankheit oder Gewöhnung, kürzer als der andere iſt, oder die untern Gliedmaßen der andern Seite in den Gelenken ſteif ſind, folglich beim Vorſchreiten ſich nicht, gleich dem andern Fuße, durch Krümmungen verkurzen können, oder daß ein Schmerz in den untern Gliedmaßen der einen Seite den Fuß verhindert, die ganze Laſt des Körpers beim Gehen abwärts abwechſelnd zu tragen, ſo daß der Hinkende dieſe Laſt ſchneller dem andern überträgt und länger auf ihm ruhen läßt. Die veranlaſſenden Urſachen können ſehr mannigfaltig ſeyn. Das Hinken an und für ſich betrachtet, iſt zwar nicht gefährlich, jedoch das urſprüngliche Uebel, aus welchem jenes erſt entſtand, kann um deſto gefahrvoller ſeyn. In dieſer Hinſicht zeichnet ſich eine Art des Hinkens aus, welches unter dem Namen der Coxalgie oder des freiwilligen Hinkens der Kinder bekannt, neuerlich aber erſt genauer (von Albers und Ficker vorzüglich) beobachtet und unterſucht worden iſt. Die Krankheit ſelbſt kannte man zwar ſchon in den fruheſten Zeiten, doch wurde ſie ſtets verkannt und falſch beurtheilt. Sie kann in jedem Lebensalter vorkommen, vorzüglich aber iſt ſie bei den Kindern von 3 bis 12 Jahren beobachtet worden, und beſteht in einer allmählich ausgebildeten kranken Beſchaffenheit einzelner oder aller Gebilde des Huftgelenkes. Die Bänder-, Drüſen-, Knorpel-, oder Knochenſubſtanz dieſes Gelenkes ſchwillt an und wird entzündet. Die Entzundung geht in Eiterung über; allmählich wird die Gelenkpfanne von den angeſchwollenen Theilen und dem ergoſſenen Eiter verengert, der Schenkelkopf hervorgedrängt, und dadurch die kranken Gliedmaßen verlängert. Zuweilen wird der hervorgetriebene Schenkelkopf durch das Gewicht des Korpers u. ſ. w. an den obern Rand der Pfanne gedrückt, und die anfangs verlängerten Gliedmaßen etwas verkürzt. In der fruheſten Periode dieſes Uebels klagt der Kranke über eine ungewöhnliche, Morgens beim Aufſtehen bemerkbare Steifigkeit des Schenkelgelenkes, Stiche in der Tiefe deſſelben, die Abends wiederkehren, ein Gefühl von Ermudung und Lähmung, welches den Kranken oft während des Gehens auszuruhen und den kranken Schenkel etwas nachzuſchleppen nöthiget. Dieſe Periode wird bei jungen Kindern meiſt verkannt, und man wird oft erſt aufmerkſam auf das Uebel, wenn die zweite Periode eintritt, in welcher die Leiſtendrüſen ſchmerzhaft anſchwellen, die Schmerzen im Gelenke, beſonders auch im Knie heftiger und anhaltender werden, die Abmagerung des Schenkels und das Hinken zunimmt. Der Eiter bahnt ſich endlich einen Weg nach außen. Wenn die Heilung nicht gelingt, ſo erfolgt zuletzt Abzehrung, welche den Tod herbeiführt. Es iſt demnach von der größten Wichtigkeit, die-

ſem Uebel wo möglich in ſeiner erſten Periode zu begegnen, und ſobald ein Kind von ſelbſt einen ungleichen und hinkenden Gang bekommt, die Hilfe des Arztes zu ſuchen. H.

Hintergrund, ſ. Grund, Landſchaftsgemälde, Perſpektive.

Hiob iſt der Held eines ſehr alten Lehrgedichts, das der Kanon des alten Teſtaments bis auf unſre Zeiten gebracht hat. (S. Hebräiſche Literatur). Der Gegenſtand iſt eine Theodicee, wie ſie ein frommer Sinn, der die Unfähigkeit des menſchlichen Verſtandes über die göttlichen Motiven der Vorſehung und des Menſchenſchickſals abzuurtheilen und die Nothwendigkeit, ſich den Fügungen Gottes glaubig zu unterwerfen, anerkennt, was die Hauptideen betrifft, noch heut nicht anders geben würde. Dieſem Thema und der religiöſen Tendenz des Gedichts gemäß, iſt ſeine Handlung im Himmel und was die Menſchen, die ſich gegen den Herrn des Schickſals nicht anders als leidend verhalten können, dabei thun, nur Reflexion und Ausdruck des Gefühls. Aber in dieſen Reflexionen und Herzensergießungen zeigt ſich ein Leben, eine Kraft und Innigkeit, in dieſen Dialogen ein Wettkampf mit den ſtärkſten Waffen des Geiſtes um die höchſten und die heiligſten Wahrheiten der Menſchheit, der das Geſpräch wieder zur lebendigſten Handlung macht. Stärker als irgendwo werden wir hier belehrt, es ſey Vermeſſenheit, die Rathſchlüſſe Gottes beim Glück und Unglück der Menſchen ergründen zu wollen, ſein Rath ſey wunderbar und er führe alles herrlich hinaus. Eine bis jetzt in Arabien und Syrien erhaltne Tradition beweiſt eben ſo wie die unverkennbaren Spuren wahrer Natur in dem Gedichte ſelbſt, daß es hiſtoriſchen Grund hat, und ein angeſehener und frommer Emir Namens Hiob oder Jobab, der in wenigen Stunden aller Reichthümer, die er beſeſſen, ſogar ſeiner Kinder beraubt und ſelbſt mit der furchtbarſten Krankheit heimgeſucht ward, in Idumäa gelebt haben möge; ja an einigen Orten, wie bei Damask, will die Sage noch ſein Grabmal nachweiſen. Wie viel die Phantaſie des Dichters hinzugethan und umgebildet hat, läßt ſich nicht ausmitteln; daß er aber den vorzüglichſten Dichtern aller Zeiten an die Seite geſetzt zu werden verdient, zeigt die Größe und Originalität ſeiner Compoſition, die lebendige Natur und Friſche ſeines Colorits, die ergreifende Stärke und Wahrheit ſeiner Situationen und Darſtellungen der Empfindung, die Prägnanz und Fülle ſeiner Sentenzen, die Hoheit und Lauterkeit ſeiner Geſinnungen und jene himmliſche Würde bei aller Einfalt der Natur, die niemand erkünſteln kann, dem Gott nicht mit dem Lichte des Genies zugleich den Funken der frommen Begeiſterung verlieh. E.

Hippel (Theodor Gottlieb von); einer der originellſten Deutſchen, welche exiſtirt haben, war aus einem alten, aber geſunkenen adelichen Geſchlechte, zu Gerdauen in Oſtpreußen (1741) geboren, wo ſein Vater Schulrector war. Als Knabe zeigte er einen großen Hang zur Einſamkeit und religiöſen Schwärmerei, wohin ihn ſeine lebendige Einbildungskraft führte. Den Unterricht ſeines Vaters und des dortigen Predigers und Schulinſpectors Keber, vorzüglich in Sprachen, nahm er ſchnell auf, und ging, erſt 15 Jahre alt, auf die Univerſität Königsberg, um da nach ſeines Vaters Willen Theologie zu ſtudiren; daneben trieb er noch Philologie, Mathematik und Philoſophie. Großen Einfluß auf ſein künftiges Leben hatte die Bekanntſchaft des Holländiſchen Juſtizraths Voigt, eines berühmten Juriſten, welcher den intereſſanten, geiſtreichen Jüngling in ſein Haus aufnahm und

vielfach unterſtützte. Durch ihn erhielt er Kenntniß der Holländiſchen Sprache und einige Neigung zur Jurisprudenz. Noch bedeutender wurde ihm die Bekanntſchaft des zu Königsberg ſich aufhaltenden Ruſſiſchen Lieutenants von Keyſer, den er dort kennen lernte, und mit welchem er 1760 eine Reiſe nach Petersburg machte; durch welche er zuerſt in die Kreiſe der Vornehmen eingeführt und ſein Talent als Weltmann entwickelt wurde. Denn er fand nicht nur in dem Hauſe des Viceadmirals von Keyſer die wünſchenswertheſte Aufnahme, ſondern es ward ihm auch vergönnt, einen Blick auf den Glanz des Ruſſiſchen Hofes und in das Leben der Großen zu thun, und die männliche Herrſcherin, Catharina II., zu ſehen, deren Anblik ihn ſtets begeiſterte. Ungeachtet ſich ihm herrliche Ausſichten eröffneten, trieb ihn doch die Liebe ſeines Vaterlandes zurück nach Königsberg. Hier übernahm er in einer ſehr gebildeten adelichen Familie, die ſich im Sommer in der Nähe von Königsberg aufhielt, eine Hauslehrerſtelle, und benutzte die hier ſich darbietende Gelegenheit, verſchiedener Menſchen Sitten und Charaktere kennen zu lernen und ſich in ihrem Umgange auszubilden. Dadurch wurde er ſich zugleich ſeiner Beſtimmung und ſeines einzigen Strebens und Wünſchens, in einem hohen Geſchäftskreiſe als angeſehner und geachteter Mann in dem vollen Genuſſe der Güter des Lebens ſeine hohen Geiſteskräfte wirkſam anzuwenden, immer mehr bewußt. Noch mehr brachte dieſen Plan die Liebe zur Reife, indem der Gegenſtand ſeiner Neigung an Stand und Vermögen über ihm erhaben war, und er nur durch das angeſtrengteſte Bemühen des Verdienſtes, demſelben näher zu kommen, hoffen konnte. Zum Mittel wählte er die Rechtsgelehrſamkeit, deren Studium er ſich nun ganz widmete, weil ſie ihm eine ſchnellere Bahn zu hohen Ehrenſtellen und Gütern verſprach, und eine umfaſſendere Sphäre des Geſchäftslebens eröffnete. Schon 1762 verließ er daher jene Familie wieder, indem er nun mit der unglaublichſten Reſignation ſelbſt in Hinſicht der äußeren Lebensbedürfniſſe, und mit dem muthigſten, angeſtrengteſten Eifer das unverrückte Ziel ſeiner Leidenſchaft — Würden und Reichthum — verfolgte und ſchnell erreichte. Als er es errungen — entſagte er dem Beſitze der Perſon, die er geliebt hatte, um im eheloſen Stande ſeinem Streben nach immer ausgebreiteterer Thätigkeit und Würde ganz zu leben. Zuerſt machte er ſich als Rechtsconſulent (von 1765 an) durch ſeine Kenntniß, Klugheit und Beredſamkeit geachtet und bekannt. Sein Anſehn ſtieg, und damit die Vortheile ſeiner Lage. Er ſchritt von einem Poſten zum andern. Seine Pünktlichkeit und Leichtigkeit als Geſchäftsmann beſiegte jede Schwierigkeit und ertheilte den Aemtern, die er bekleidete, eine noch höhere Würde. 1780 wurde er endlich dirigirender Bürgermeiſter in Königsberg und Polizeidirector mit dem Charakter eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräſidenten. Als ſolcher ließ er den Adel ſeiner Familie vom Kaiſer erneuern. Bei der Beſitznahme von Danzig wurden ihm Geſchäfte übertragen, welche er wie immer mit der größten Betriebſamkeit und Geſchicklichkeit verwaltete; darauf kehrte er nach Königsberg zurück und endete den 23. Apr. 1796 ſein thätiges und nützliches Leben. Sein hinterlaſſenes Vermögen betrug 140,000 Rthlr. Sein Leben und Charakter war übrigens voller Sonderbarkeiten und Widerſprüche: Schwärmerei, Neigung zum Aberglauben bei einem hellen, aufgeklärten Verſtand, eine an Andächtelei grän=

zende Frömmigkeit und warmer Tugendeifer bei ſtarker Leidenſchaft und Sinnlichkeit, eine faſt ſchwärmeriſche Freundſchaft bei Verſchloſſenheit ſelbſt gegen ſeine liebſten Freunde, Herrſchſucht und Strenge bei Heiterkeit und einem feinen Betragen, waren ihm vor allem eigen. Alles aber war bei ihm jenen Triebfedern ſeines Lebens untergeordnet. Daher Kant ihn einen Plan= und Centralkopf nennt, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwerfen und eben ſo ſchnell und ſtandhaft ausführen konnte. Eben ſo geniell iſt er in ſeinen Schriften, in welchen er, ſo lange er lebte, ein ſtrenges Incognito liebte. (S. Borowski über die Autorſchaft des Verfaſſers des Buchs über die Ehe. Königsberg, 1797). Sie gehören zu den geiſtreichſten und geleſenſten Werken der Deutſchen Literatur, und nehmen den erſten Rang in der ſeltenen Klaſſe humoriſtiſcher Geiſtesprodukte ein. Eine reiche Ader des Witzes und der Laune ſtrömt in ihnen. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernſt und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantaſie aber ſpielt in leichten kühnen Sprüngen und Abſchweifungen ihr ungezügeltes Spiel. Auch ſind ſeine Werke noch durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menſchenkenntniß und daraus hervorgegangene Charakteriſtiken bekannter Zeitgenoſſen ſehr intereſſant, wie überhaupt ſein freundſchaftlicher Umgang mit mehreren geiſtreichen Menſchen (z. B. mit Hamann und Kant, der aber erſt in der letzten Zeit ſeiner Univerſitätsſtudien auftrat) ihm einen Reichthum mannigfaltiger Ideen für ſeine Schriften lieferte. Seine wichtigſten und berühmteſten Schriften ſind 1) über die Ehe; zuerſt 1774, 4te A. 1793. Hieran ſchließt ſich 2) eine ſpätere Schrift: über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber. Berlin, 1792 und 3) ſein Nachlaß über weibliche Bildung. Berlin, 1801. 8. Dieſe Schriften enthalten eine Menge trefflicher Reflexionen, welche das Reſultat eines lebendigen, mehr praktiſchen Denkens und einer feinen Beobachtungsgabe ſind. Uebrigens iſt es ſonderbar, daß Hippel in ſeiner erſten und geleſenſten Schrift den größten Lobreiſer der Ehe macht, und doch ſelbſt ehelos blieb. Nicht minder bekannt, obwohl weniger verſtanden, ſind 4) ſeine „Lebensläufe nach aufſteigender Linie“ nebſt Beilagen A. B. C. in 3 Theilen. Berlin, 1778 — 81. Ein origineller Humor, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitsſinn haben gleichen Antheil an dieſem Werk. Unter dem glänzenden, oft blendenden Gewande kühner Bilder und witziger Ausſprüche werden hier die Grundſätze einer ernſten Philoſophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Beſonders ſuchte er in dieſem Werke, Kants phil. Ideen, deſſen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er ſie früher aus ſeinen Heften und aus perſönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den ſeinigen gemacht hatte, auf ſeine ihm eigenthümliche, d. h. unſyſtematiſche, aber geiſtvolle Weiſe mitzutheilen und zu verbreiten. In dieſem Werke hat er ſich ſelbſt und ſeine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verſchiedenſten Seiten kennen. Einen Commentar zu dieſen Lebensläufen liefert in dieſer Hinſicht 5) Hippels Selbſtbiographie, welche Schlichtegroll in ſeinen Nekrolog (1796 2r Bd. u. 1797 1r Bd. mit Hippels Bildniß im Umriß) aufgenommen, berichtigt (denn Hippel hatte in derſelben ſich ſehr idealiſirt) und ergänzt hat (denn ſie ging nur bis zu dem Jahre 1761). Das letzte Werk, welches er ſelbſt herausgab, waren die Kreuz= und Querzüge des

Ritters A bis Z. (2 Bände. Berl. 1793 u. 94), in welchem er, wie 7) in ſeinem „Zimmermann I. und Friedrich II. v n Joh. Heinr. Fried. Quittenbaum, Bildſchnitzer in Hannover. London gedruckt in der Einſamkeit 1790, viele politiſche Gegenſtände und Zeitereigniſſe ernſt, aber mit ſcharfer Satyre berührt. Auch einige Luſtſpiele, geiſtliche Lieder (Berlin, 1722) und andere poetiſche Verſuche ſind von ihm bekannt geworden, unter welchen ſeine idylliſchen Handzeichnungen nach der Natur, Berl. 1790 ein wirklich poetiſches Intereſſe gewähren.

Hippias, Beherrſcher der Athener, Sohn des großen Piſiſtratus, nach deſſen Tod er mit ſeinem Bruder Hipparch die Regirung Athens gemeinſchaftlich beſorgte, bis dieſer am Feſte der Panathenäen auf dem heiligen Zuge nach dem Minerventempel, beim Ausbruch einer von zwei jungen Griechen, Harmodius und Ariſtogiton, geleiteten Verſchwörung, ermordet wurde. Jetzt nahm Hippias die Zügel allein in ſeine Hand, und rächte den Tod ſeines Bruders an dem Volke durch Auflagen, Verkauf der Aemter und Hinrichtungen Aller, die nur einigermaßen ſich ihm verdächtig machten, nachdem er durch die ſchrecklichſten Foltermartern ſie zu Geſtändniſſen gezwungen hatte. Dies Loos traf ſogar mehrere ſeiner beſten Freunde, da Ariſtogiton, voll Wuth, und nur, um dem Tyrannen wehe zu thun, jene als Mitverſchworne nannte. Die Athener, müde dieſe Despotie und Grauſamkeit länger zu ertragen, ſannen auf ein Mittel, ſich davon zu befreien. Die Liſt mußte ſiegen über die Gewalt. Man fand den goldenen Schlüſſel zum Allerheiligſten des Delphiſchen Orakels, und dieſes befahl den Spartanern, ſie von der Herrſchaft der Piſiſtratiden zu erlöſen. In unbefangenem Glauben an die göttliche Pythia, deren Beſtechlichkeit ſie freilich wohl nicht ahnen mochten, zerriß Sparta das freundſchaftliche Band zwiſchen ſich und dem Herrſcher Athens, der nun dem vereinten Angriff auf ſich unterlag; Hippias ward aus der Stadt und ihrem Gebiete vertrieben (J. d. W. 3474) und Athen athmete freier. Aber ſeine Mittel, mit denen es die Stimme des Orakels für ſich gewonnen hatte, blieben kein Geheimniß, und voll Verdruß über dieſen Betrug, verlangten die Spartaner die Wiedereinſezzung des Hippias, welches aber nicht gelang. Hippias ſuchte jedoch nun Schutz und Hilfe bei Artaphernes, Perſiſchen Statthalter in Sardes; er erlangte, daß Darius, der ohnehin auf die Athener, wegen des Beiſtandes, den ſie den Aſiatiſchen Griechen gegen ihn geleiſtet hatten, noch ſehr erbittert war, von ihnen die Aufnahme des Hippias foderte. Die categoriſche Verweigerung dieſes Verlangens entflammte den erſten Krieg der Perſer gegen die Griechen Europa's. Aber die Schlacht bei Marathon (3. J. d. 71ſten Olympiade, 29. Sept. 490 v. Chr. Geb.) vernichtete mit des Darius Heer zugleich des Hippias Wünſche und Hoffnungen; er ſelbſt blieb an dieſem heißen Tage unter den Gefallenen mit dem Schwert in der Hand.

Hippocentauren. Nach den Mythologen Zwittergeſchöpfe, aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entſtanden. Nach der Etymologie höchſtwahrſcheinlich der Name eines Reiters, der vom Pferd herab einen Stier durchbohrt, da dieſe Benennung aus den Worten ἱππος, κεντειν und ταυρος zuſammengeſetzt iſt. (vgl. Centauren.)

Hippocrates, ein berühmter Griechiſcher Arzt, Stifter einer eigenen Schule der Arzneikunde, ja des erſten Verſuchs einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der In=

ſel Cos, in der Stadt gleichen Namens, 156 v. Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geſchlechts der Asclepiaden, welche ihren Urſprung von Aeſculap herleiteten, ſo daß Hippocrates in der Reihe der ſiebenzehnte geweſen wäre. Sein Vater war Heraclides, auch Arzt, der ſeinen Sohn ſelbſt unterrichtete. Seine Erziehung und ſein Unterricht ſind ſehr ſorgfältig, und denen der vornehmen Familien der damaligen blühendſten Epoche Griechenlands gleich geweſen. Wahrſcheinlich iſt es, daß er den Unterricht der damaligen Philoſophen in Athen, beſonders auch Heraclits, mitgenoſſen hat. Die meiſte Zeit ſeines Lebens brachte er außerhalb ſeiner Vaterſtadt in verſchiedenen Städten Griechenlands zu, um in ſeiner Kunſt ſich immer mehr zu vervollkommnen. Am meiſten hielt er ſich in Thracien und Theſſalien, beſonders in der Thraciſchen Inſel Thaſus auf; reiſte aber auch weiter, und hat wahrſcheinlich einen großen Theil von Aſien durchreiſt. Er ſtarb im 90ſten Jahre ſeines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Namen der Hippocratiſchen noch vorhanden ſind, können dieſem einzigen zugeſchrieben werden. Es haben mehrere dieſes Namens gelebt. So hieß z. B. der Großvater unſers Hippocrates gleichfalls ſo, wiederum ein Enkel von ihm hatte denſelben Namen, ſo wie mehrere in Cos, auch in Athen. Einige der Hippocratiſchen Schriften ſind auch ſpäter geſchrieben, und ihm, beſonders zur Zeit der Alexandriniſchen Schule, untergeſchoben. Andere ſind zwar echt, aber von ſeinem Sohne Theſſalus, oder von andern ſeiner Nachkommen geſammelt, verändert, erklärt, mit Zuſätzen vermiſcht worden. Die als echt anzuſehenden Schriften des Hippocrates ſind: das erſte u. dritte Buch von den Landſeuchen; die Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der Luft, den Waſſern und der Ortsbeſchaffenheit; von der Vorherſagung; einige chirurgiſche Bücher; die Eidesformel; das Geſetz. Hippocrates war ein eifriger, unermüdeter Beobachter der Natur, und ſah die Krankheiten mit einem freien Geiſt, ohne Befangenheit irgend eines Syſtems, daher wir die ſchönſte Beſchreibung des weder durch Arzneimittel noch durch irgend ein ungeſtümes und voreiliges Einwirken geſtörten Verlaufs derſelben von ihm haben. Er konnte daher die Heilkraft der Natur, und die Wege, auf welchen ſie die Heilung der Kranken bewirkt, auch die Mittel, welche ſie in ihrem Geſchäfte unterſtützen, am beſten kennen lernen. Ein Lebensprincip nahm er zwar als Grundkraft des lebenden Körpers an (Enormon), von welchem Leben, Geſundheit und Krankheit abhängen ſollten; allein er erklärte ſich hierüber nicht deutlicher, ließ ſich auch auf viele Hypotheſen und Unterſuchungen über das Weſen der Krankheiten nicht ein. Deſto mehr Rückſicht nahm und empfahl er auf die äußern Einflüſſe, als entfernte Urſachen der Krankheiten, beſonders Luft, Nahrungsmittel, Klima, Wohnort, ſelbſt die Verhältniſſe des Kranken. Er beobachtete, daß die Natur ſich im Verlauf der Krankheiten ſich an gewiſſe Perioden des Wachsthums und der Abnahme hielt, und wurde dadurch auf ſeine Lehre von den kritiſchen Tagen geleitet, die wir noch bis jetzt wahrnehmen. In ſeiner Heilmethode nehmen die diäteriſchen Vorſchriften den vornehmſten Platz ein, die er nach Beſchaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging ſein Beſtreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verſtärken oder zu mäßigen. Im Wachsthume der Krankheit unternahm er nicht gern etwas entſcheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilſamen Bearbeitung (Kochung) der Krankheitsſtoffe nicht zu ſtören; er kam aber in und nach der Entſcheidung (Kriſis) der Abſonde-

rung und Ausleerung des Krankheitsſtoffes der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hilfe. Hippocrates eigentliches Verdienſt um die Heilkunſt beſtand alſo vorzüglich darin, daß er ſie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philoſophiſchen Sekten befreite, aus dem bisherigen beinah ausſchließlichen Beſitz der Prieſter zum gemeinſchaftlichen Gute jedes Andern, der ſie erlernen wollte, machte, daß er ohne Hypotheſenſucht den Gang der ungeſtörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiſte beobachtete, und ſeine Erfahrungen mit gewiſſenhafter Treue wieder gab; daß er auf die Wichtigkeit der äußern Einflüſſe, auf die heilenden Kräfte der Natur, und auf die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Diät aufmerkſam machte, und die Lehre von den Zeichen und von der Vorherſagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeten, den großen Scharfſinn und ſein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte, beurkundenden Schätzen bereicherte. (S. die Art. Aderlaß, Arzneikunde, Arzt.) H.

Hippocrene, ein Quell, welcher von dem Helicon, dieſem den Muſen heiligen Berg in Böotien, mit begeiſterndem Waſſer herabſprudelte, und deshalb ſelbſt den Muſen und dem Apollo heilig war. Wer aus ihm trank, fühlte ſich zu Geſang begeiſtert. Seinen Namen hat er von ſeiner Entſtehung durch den Hufſchlag eines Roſſes (von Hippos, Pferd, und Krene, Quell. S. Pegaſus).

Hippodromus (von Hippos, Pferd, und Dromos, Lauf, Roßlauf), hieß bei den Griechen und Römern der öffentliche Platz, wo die Wettrennen zu Roß und Wagen gehalten wurden; Rennbahn. Unter allen Hippodromen Griechenlands war der zu Olympia, von welchem ſich eine Beſchreibung bei Pauſanias findet, der merkwürdigſte. Nächſt ihm iſt wohl keiner denkwürdiger, als der zu Conſtantinopel, welcher noch jetzt den Wanderer mit Erſtaunen erfüllt. Severus begann den Bau dieſes prachtvollen großen Platzes, und Conſtantin ließ ihn nach dem Modell des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabſehbar lange Reihen von geſchmackvollen Säulen, die ſich über einander erhoben und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgaben, und eine außerordentliche Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze, von Menſchen und Thieren, Kaiſern und Athleten, verzierten ihn. Unter andern merkwürdigen Kunſtgebilden ſtanden hier auch die vier bronzenen Pferde des Lyſippus, die aus Griechenland nach Rom, aus Rom nach Conſtantinopel, aus Conſtantinopel nach Venedig, und aus Venedig nach Paris gewandert ſind, wo ſie jetzt am Eingange der Tuilerien ſtehen. Die Türken nennen dieſen Platz gegenwärtig Atmeidan, d. i. Roßplatz, und errinnern dadurch noch an ſeine ehemalige Beſtimmung. Er iſt gegenwärtig 400 geom. Schritte lang, 100 breit, und, manche kleine Unregelmäßigkeit abgerechnet, faſt viereckig, und noch befinden ſich hier, wenn ſchon vom Zahne der Zeit etwas benagt, einige koloſſale Alterthümer, die zu den merkwürdigſten gehören. Wer über die alte Beſchaffenheit mehr Belehrung verlangt, dem gibt ſie Heyne (Comment. S. R. G. über die Kunſtdenkmale in Conſtantinopel); wer das Gegenwärtige damit verglichen will, der leſe Murhards Gemälde von Conſtantinopel. dd.

Hippogryph, Roßgreif, iſt der Name eines fabelhaften Thieres, das man ſich als einen Greif dachte, deſſen Körper in ein Roß endigte. Es war ein Symbol Apollo's, man weiß nicht genau ob des Muſen- oder Sonnengottes. Buonarotti meint, die Griechen

hätten dieſes Symbol mit dem Cultus Apollo's vom Orient aufgenommen, ohne deſſen Bedeutung eigentlich zu kennen; und dies iſt nicht unwahrſcheinlich. Wenn das Symbol urſprünglich dem Sonnengott gehörte, ſo gab es doch hin und wieder ein Dichter auch dem Muſengotte ſtatt des Pegaſus, und ſo ruft unſer Wieland im Oberon: Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen, ihr Muſen, zum Ritt ins alte romantiſche Land. dd.

Hippolythus a Lapide iſt ein angenommener ſchriftſtelleriſcher Name von Bogislav Philipp v. Chemnitz, welcher 1605 geboren ward, und 1678 als Schwediſcher Hiſtoriograph auf ſeinem Gute Hallſtädt in Schweden ſtarb. Durch ſeine 1640 erſchienene Schrift de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico wurden die bisher gemißbrauchten kaiſerlichen Gerechtſame in ihre Gränzen zurückgewieſen, und dem Statsrecht eine freiere Behandlungsweiſe vorbereitet. Ungeachtet man ſich, dieſer gern für aufrühreriſch erklärten Tendenz halber, alle Mühe gab, das Werk zu unterdrücken oder gar zu vernichten, ſo konnte man doch die Wirkung davon nicht aufheben, und es trug zu den Folgen, welche aus dem dreißigjährigen Kriege für die Gerechtſame der Stände hervorgingen, nicht wenig bei. dd.

Hippolytus, Sohn des Theſeus und der Amazone Antiope oder Hippolyte II. Ueber ſein tragiſches Schickſal ſ. Phädra.

Hirſchberg, nächſt Breslau die vornehmſte Handelsſtadt Schleſiens, beſonders in Anſehung des Leinwandhandels, liegt im Fürſtenthum Jauer, wo die Flüſſe Bober und Zacke ſich vereinigen. Merkwürdig ſind die Bleichen bei der Stadt, wo die Leinwand, die Schleier, und andere Weberarbeiten weiß gemacht werden. In guten Jahren beträgt die Ausfuhr dieſer Artikel über 2000,000 Thaler, und in den ſchlechteſten doch über die Hälfte dieſer Summe. Außerdem hat Hirſchberg bedeutende Tuchmanufakturen, eine Zuckerſiederei u. ſ. w. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 6500; ſie ſind theils katholiſch, theils lutheriſch. Eine Meile von der Stadt liegt Warmbrunn mit ſeinen berühmten Bädern. Der Hirſchberger Kreis enthält auf 21 Q.M. 4 Städte, 82 Dörfer und gegen 80,000 Einwohner, die großen Theils von der Leinwandfabrikation leben, denn der Boden iſt wenig fruchtbar.

Hirſchfeld (Chriſtian Cay Lorenz), Profeſſor der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften zu Kiel, mit dem Titel als Däniſcher Juſtizrath, wurde geboren zu Nüſchel, einem Dorfe bei Eutin, wo ſein Vater Prediger war, den 16. Febr. 1742, ſtudirte ſeit 1756 auf dem Halleſchen Waiſenhaus und nach 4 Jahren auf der daſigen Univerſität, nach dem Wunſche ſeiner Verwandten Theologie, nach ſeiner eignen Neigung Philoſophie, Aeſthetik, Geſchichte und Alterthümer. Nach ſeiner Zurückkunft ins väterliche Haus wurde er als Lehrer einer Prinzeſſin und zweier Prinzen von Holſtein-Gottorp angeſtellt, ging mit den letzteren im J. 1765 auf Reiſen, gab aber nach 2 Jahren dieſe Stelle auf, und lebte einige Jahre privatiſirend in Leipzig. Dieſe Muße widmete er der Ausarbeitung mehrerer Schriften, und in dem Zeitraum von 4 Jahren erſchienen von ihm: Das Landleben; Verſuch über den großen Mann; der Winter; Briefe über die vornehmſten Merkwürdigkeiten der Schweiz; und alle dieſe Schriften zeigten ihn als einen philoſophiſchen Kopf und geſchmackvollen Darſteller, welcher durch lautere Philoſophie des Lebens, ſeinen moraliſchen Sinn, reizende Natur-

ſchilderungen und treue Sittengemälde des Beifalls ſich verſicherte. War auch ſein Stil noch nicht gediegen, ſo zeigte er doch überall den Sinn für das Schöne. Wärme des Gefühls und blühender Ausdruck gaben ihm ein poetiſches Colorit. Nachdem ihn dieſe Schriften dem Publikum vortheilhaft bekannt gemacht hatten, wurde Hirſchfeld 1770 zum Sekretär des akademiſchen Curatel-Collegium und außerordentlichen Profeſſor zu Kiel, im J. 1773 aber zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften ernannt. Mehrere kleine von ihm erſchienene Schriften athmen denſelben Geiſt, wie die genannten; zwei derſelben aber gelten ganz eigentlich als Vorläufer des großen Werks, womit er ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal geſtiftet hat. Dieſe zwei Schriften ſind ſeine Anmerkungen über die Landhäuſer und die Gartenkunſt, und ſeine kleine Theorie der Gartenkunſt. Ungeachtet Hirſchfeld das ganze Gebiet der ſchönen Kunſt zu umfaſſen, und in keinem Theile derſelben ein Fremdling zu bleiben ſtrebte; ſo wollte er doch ſeine ganze Kraft einem eigenthümlichen Felde widmen, um hier ſo eher etwas von vorzüglicher Bedeutung leiſten zu können. Er wählte ſich hiezu das noch wenig angebaute Feld der ſchönen Gartenkunſt, und that alles Mögliche, um ſeinen Vorſatz auf eine gelingende Weiſe auszuführen. In ſeinen Anmerkungen über die Landhäuſer ſuchte er zuvörderſt die mancherlei Vorurtheile, die in Anſehung der Gartenkunſt herrſchten, aufzudecken, und dem falſchen Geſchmack einige Grundſätze entgegenzuſtellen. Was nach dieſem Verſuch übrig blieb, nämlich eine genauere Entwickelung der Regeln, nach welchen man bei Anlegung ſchöner Gärten überhaupt zu verfahren habe, ſuchte er in der andern Schrift zu leiſten. Wie geſagt aber, beide waren nur Vorläufer ſeiner in 5 Quartbänden erſchienenen, mit Kupfern verzierten und Riſſen begleiteten, großen Theorie der Gartenkunſt (Lpz. 1779 — 1785), eines Werkes, welches auch jetzt noch den Ruhm des vorzüglichſten in ſeiner Art behauptet. Iſt auch die Theorie darin noch nicht erſchöpft, und bedarf gleich das Geſchichtliche darin noch mancher Ergänzung und neuen Erforſchungen; ſo brach es doch zu dieſem allem die Bahn, gibt viele treffliche Anſichten, und zeichnet ſich durch ſeine Darſtellung unter den theoretiſchen Werken über ſchöne Kunſt ſo ſehr aus, daß man es in dieſer Hinſicht allerdings den klaſſiſchen beizählen muß. Dieſe Darſtellung ſelbſt und die reizende Mannigfaltigkeit des Inhalts haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für ſchöne Gartenkunſt mehr zu wecken und zu beleben, und Hirſchfeld iſt keiner der Letzten unter den Schriftſtellern, welche zur Verfeinerung unſerer Empfindungen und zur Veredlung unſerer Genüſſe gewirkt haben; ein ſchönes Verdienſt, das ihn eines Monuments in jeder ſchönen Gartenanlage wohl würdig gemacht hat. Zum Behuf ſeiner Theorie machte er mehrere größere Reiſen nach Dänemark, Deutſchland und der Schweiz, wodurch er ſich zugleich in Verbindung mit vielen Freunden und Kennern dieſes Fachs ſetzte, welche ihm möglich machte, ſeinen von 1782 — 1789 herausgegebenen Gartenkalender, und ſeine Kleine Gertenbibliothek (Kiel, 1790) ſo reichhaltig auszuſtatten. Auf Befehl und Koſten ſeines Königs legte er 1784 zu Düſternbrok bei Kiel eine Fruchtbaumſchule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkommenheit gedieh. Die Reſultate ſeiner hier und anderwärts gemachten Beobachtungen über Baumcultur theilte er in ſeinem Handbuch der Fruchtbaumkunſt

(Braunſchw. 1788. 89.) mit. Nachdem er 6 Jahre lang in der ſchönſten, erwünſchteſten Wirkſamkeit zu Düſternbrok zugebracht hatte, gern beſucht von Freunden und Fremden, und geliebt von allen, die in ſeine freundliche Nähe gekommen waren, fing ſeine Geſundheit an zu wanken, und am 20. Febr. 1792 entſchlief er ſo ſanft als ſein Leben geweſen war. dd.

Hirt (A.), königl. Preuß. Hofrath, ordentl. Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften, Profeſſor bei den Akademien der bildenden Künſte und der Baukunſt, und ſeit Errichtung der Univerſität in Berlin, auch Profeſſor der Archäologie; einer der berühmteſten, jetzt lebenden Archäologen, vorzüglich aber als Kenner der alten Baukunſt und Theoretiker im Fache der Architektur bekannt, welches auch ſeine Schriften über den Laocoon (in Schillers Horen, 1797. X u. XII. St.), ſein Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunſt, von welchem ſeit 1805 nur der erſte Heft (Berlin, 4.) erſchienen iſt, ferner ſeine als Mitglied der genannten Akademie gehaltenen und einzeln herausgegebenen Vorleſungen über den Tempel der Diana zu Ephesus, über den Tempel Salomons, über das Pantheon zu Rom (in Wolfs und Buttmanns Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft), ſeine Anfangsgründe der ſchönen Baukunſt (Berl. 1804) u. a., vorzüglich aber ſein großes Hauptwerk: die Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten mit 50 erläut. Kupfertaf. (Berl. Realſchulb. Fol. 1809) beweiſen. Uebrigens hat Hirt in mehreren kleinen Aufſätzen, z. B. über das Kunſtſchöne im X. u. XII. St. der Horen 1797, in einem andern, überſchrieben Charakteriſtik als Hauptgrundſatz in den bildenden Künſten, im Archive der Zeit 1798 und im Freimüthigen No. 137, 1805, das Kunſtſchöne aus dem Charakteriſtiſchen zu erklären und die Charakteriſtik zum Princip und Zwecke der bildenden Künſte zu erheben geſucht, welcher äſthetiſchen Behauptung von Fernow, in ſeinen Römiſchen Studien I. Bd., und von deſſen Beurtheilern gründlich widerſprochen worden iſt. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nur bekannt, daß er, aus Schwaben gebürtig, früh Gelegenheit fand, nach Italien zu reiſen und dort in Begleitung mehrerer berühmter Perſonen, deren Führer er wurde, eine lange Zeit die berühmteſten Werke alter Baukunſt zu ſtudiren. Er reiſte dann in Geſellſchaft der Gräfin Lichtenau nach Deutſchland zurück, wurde Lehrer des Prinzen Heinrich von Preußen, und erlangte dann ſeinen gegenwärtigen, oben angeführten Wirkungskreis.

Hirtenbrief, der Brief eines geiſtlichen Hirten, das Kreisſchreiben eines Biſchofs an die ihm untergebenen Geiſtlichen, kirchliche Gegenſtände betreffend.

Hirtengedicht, ſ. Idylle.

Hirzel (Hans Caſpar), Oberſtadtarzt und Mitglied des großen Rathes zu Zürich, war geboren daſelbſt den 21. März 1725, und ſtarb den 19. Febr. 1803. Die Zeit ſeines Aufſtrebens fällt in die erſte Blüthe unſerer ſchönen Literatur des 18. Jahrhunderts. Unter Bodmers Leitung wurde er mit derſelben zuerſt bekannt, und nachher befreundete ihn das Schickſal mit mehreren von denen, die damals am meiſten für den Ruhm dieſer Literatur wirkten. Mit Sulzer machte er eine Reiſe durch die Schweiz; in Berlin wurde er mit Gleim, Ramler, Spalding und Sack bekannt; Kleiſt lebte einige Wochen bei ihm, und als Klopſtock ſich zu Zürich aufhielt, leitete Hirzel die angenehmſten ſeiner Vergnügungen, auch die berühmte

Fahrt auf dem Züricher See, die der Dichter in einer ſeiner ſchönſten Oden beſang und Hirzel in einer anmuthigen Beſchreibung darſtellte. In die Reihe der Schriftſteller trat Hirzel übrigens erſt in ſpäterer Zeit, und zeichnete ſich da vornehmlich aus durch: Die Wirthſchaft eines philoſophiſchen Bauers (Kleinjogg). Zürich, 1761. Das Bild ſeines wahren Patrioten (Blaarer von Wartenſee). Daſ. 1767. Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweiſen. Daſ. 1779. u. a. m. Ungemein gelang ihm die Sprache für Philoſophie des Lebens. Alle ſeine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Enthuſiasmus für ſein Vaterland, republikaniſchen Geiſt und menſchenfreundliche Geſinnungen. Wahr und ſtark dachte und ſchrieb er. Der Fluß ſeiner Rede ſtrömt rein und ohne wildes Geräuſch; ſeine Worte ſind gewählt, ohne weit geſucht zu ſeyn, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend. Dieſes Urtheil Küttners wird jeder, der die Schriften dieſes wahren Weiſen kennt, gewiß unterſchreiben. dd.

Hiſpanien nannten die Römer die ganze Pyrenäiſche Halbinſel, mithin das Land, das öſtlich von den Pyrenäiſchen, ſüdlich vom Iberiſchen Meere, der Herculiſchen Meerenge und dem Ocean, weſtlich und nördlich aber von dem Cantabriſchen und Luſitaniſchen Meere begränzt ward. Die Griechen bezeichneten es mit dem Namen Iberien; den Namen Heſperien (Abendland) aber gaben ihm die Römiſchen Dichter. Spanien wurde in den früheſten Zeiten bevölkert, zugleich mit dem ganzen Weſten und Süden von Europa. Die erſten Einwanderer waren die Cyneter oder Cyneſier an der Südküſte, die Tarteſſier, hinter den Säulen des Hercules, und die Sicaner und Siculer. Die erſten beiden Völker vertrieben wahrſcheinlich die Iberier aus Gallien nach Spanien, und die beiden letztern wurden wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern, die ein freiheitliebendes, kriegeriſches, aber auch grauſames Volk waren, folgten die Celten, von denen ein Theil unvermiſcht unter dem Namen Celticer blieb, ein anderer Theil aber ſich mit den Iberiern vereinigte, und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier bildete. Später kamen auch Phöniciſche und Griechiſche Coloniſten und endlich auch Römer hinzu. Jene Coloniſten wohnten beſonders an der Meerenge, zeichneten ſich durch Cultur aus, trieben ausgebreiteten Handel. Die erſten Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem erſten Puniſchen Kriege (um das J. 516 nach Erb. Roms), zuerſt unter Hamilcar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova anlegte. Die Römer ſetzten den Carthagern den Iberfluß zur Gränze; doch Hannibal überſchritt ihn, eroberte Sagunt und gab dadurch die Loſung zum zweiten Puniſchen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager, allein die Völker jenſeit der Gebirge, die Celtiberier, Carpetaner, Vaccäer u. ſ. w., blieben frei, und die nördlichern und weſtlichern kannte man noch nicht. Dieſe, die bisher von dem Solde der Carthager und von der Beraubung der ſüdlichen Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erſt nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato (557 Roms) war zuerſt glücklich gegen ſie und T. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die Habſucht, Treuloſigkeit und Grauſamkeit der Römiſchen Feldherren reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Luſitanier ergriffen unter Viriathes die Waffen, unterwarfen ſich aber, als die Römer ihren tapfern Feldherrn durch Liſt aus dem Wege geräumt

hatten. Gleich darauf brach der Numantiſche Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampfe Scipio Africanus durch Numantia's Eroberung endigte (620 Roms.) Seitdem waren die Römer im ruhigen Beſitz der Oſt- und Südküſte, und wußten die Völker im ſüdlichen Mittellande in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Luſitanier ganz, nöthigte ſie, römiſche Sitten und Kriegszucht anzunehmen, und nach ſeinem Tode kamen ſie unter Roms Botmäßigkeit. Die Nordländer unterwarf erſt Auguſt in dem berühmten Cantabriſchen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vasconen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hiſpanien in Hispania citerior und ulterior, nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Tarraconensis; und zuletzt in ſieben verſchiedene Provinzen. Das Land war ſchon in den älteſten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Ueberfluß an edeln und unedeln Metallen, welche die Phönicier von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe, und war fruchtbar an Wein, Oel und Getraide.

Hiſtorie, die durch die Lateiniſche Sprache erhaltene, aus der Griechiſchen entlehnte Benennung der Geſchichte im eigentlichen Sinne (ſ. in Hinſicht auf deren Begriff, Umfang und Eintheilung den Art. Geſchichte) deutet zugleich darauf hin, daß die neueren chriſtlichen Geſchichtforſcher und Erzähler die wahre Geſchichtsdarſtellung bei den Griechen und ihren Nachfolgern, den Römern, kennen lernten, und dieſe als Muſter der Geſchichtſchreibung anzuerkennen ſich genöthigt ſahen. Uebrigens wird der Ausdruck Hiſtorie, wie der Ausdruck Geſchichte, eben ſowohl von den Gegenſtänden, als ihrer (ſchriftlichen oder mündlichen) Darſtellung gebraucht. Ja in erſterer Hinſicht bezog man ihn ſonſt überhaupt auf alle (durch den innern oder äußern Sinn) wahrnehmbare Dinge (daher auch die Benennung Naturgeſchichte oder Hiſtorie), dann vorzugsweiſe auf menſchliche Thaten, Schickſale, Begebenheiten und Naturereigniſſe, ſo weit ſie mit dieſen in unmittelbarer Verbindung ſtehen. Da nun aber dieſe Gegenſtände nicht inſofern ſie wirklich in der Zeit vorhanden ſind oder ſich ereignet haben, ſondern nur in ſofern ſie als etwas Geſchehenes dargeſtellt werden können, zu Gegenſtänden der ſchönen Kunſt erhoben werden, ſo erklärt ſich hieraus eine beſondere Bedeutung des Worts Hiſtorie oder Geſchichte, als Kunſtausdruck im Felde der Malerei. Man nennt nämlich hier eine Hiſtorie, ein hiſtoriſches Gemälde ein ſolches, in welchem Menſchen in gewiſſen (erdichteten oder hiſtoriſchen) Handlungen und Zuſtänden dargeſtellt werden (oft auch nur deſſen Sujet); und redet daher auch von Hiſtorienmalerei, Geſchichtsmalerei, im Gegenſatze der Thier- und Landſchaftsmalerei. Doch braucht man auch dieſe Ausdrücke noch in ſpecielleren Bedeutungen, von welchen unter dem Artikel Hiſtoriſch geredet werden ſoll. T.

Hiſtorienmaler, Hiſtorienmalerei, ſ. d. Art. Hiſtoriker und Hiſtoriſch.

Hiſtoriker. Dieſer Titel kommt jedem zu, der ſich durch ernſtes Studium und Bearbeitung der Geſchichte auszeichnet, und umfaßt alſo den Geſchichtsforſcher, wie den Geſchichtsſchreiber (ſ. d. Art.), oder mündlichen Erzähler. Auch nennt man einen Hiſtoriker im Gegenſatze des Philoſophen oft im beſchränkten Sinne denjenigen, welcher Gegenſtände hiſtoriſch (oder empiriſch), d. h. wie ſie in der Wirklichkeit ſind und erſchei-

nen, auffaßt und betrachtet. In noch beſchränkterer Bedeutung wird in der Malerei ein Hiſtorienmaler (ſiehe Hiſtorie), beſonders ein ſolcher, welcher wirklich geſchichtliche Gegenſtände darſtellt oder dargeſtellt hat, Hiſtoriker genannt. T.

Hiſtoriſch, heißt 1) im allgemeinen und dem Urſprunge des Worts angemeſſenen Sinne, alles, was man durch äußere oder innere Wahrnehmung kennen lernt, was zur Erfahrung gehört, oder ſich auf dieſelbe bezieht. In dieſem Sinne wird es dem Empiriſchen gleich= und dem Philoſophiſchen — was durch bloßes Nachdenken oder reine (mathematiſche) Anſchauung gewonnen wird, — entgegengeſetzt. Man redet daher von hiſtoriſcher Erkenntniß, d. h. derjenigen, welche aus Sinnesanſchauung mittelbar oder unmittelbar entſpringt, und ſich mithin auf Daſeyn und Beſchaffenheit einzelner Gegenſtände und Thatſachen bezieht, und von hiſtoriſchen Wiſſenſchaften (in einem allgemeineren Sinne), d. h. ſyſtematiſchen Ganzen der Erfahrungserkenntniſſe, welche ſich mit Beſchreibung der Gegenſtände oder Erzählung der Thatſachen beſchäftigen (Erfahrungswiſſenſchaften), z. B. Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte; im Gegenſatze der philoſophiſchen oder Vernunft=Erkenntniß und der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Allgemeinen. Aber nicht bloß in Hinſicht der Quelle der Erkenntniß, und der dadurch beſtimmten Gegenſtände derſelben, ſondern auch 2) in Hinſicht der Auffaſſung und Wiederholung der Erkenntniſſe ſetzt man das Hiſtoriſche dem Philoſophiſchen entgegen, und verſteht dann unter letzterem, was mit Selbſtthätigkeit des Verſtandes aufgefaßt und wiederholt wird (rationales, philoſophiſches Wiſſen), unter erſterem aber, was nach fremder Einſicht, ohne Selbſtthätigkeit des Denkens, gedächtnißmäßig aufgenommen wird (hiſtoriſches Wiſſen). Wie nun der Ausdruck Hiſtorie und Geſchichte insbeſondere auf die Darſtellung wichtiger Veränderungen des Menſchenlebens beſchränkt wird, ſo nennt man ferner auch 3) Hiſtoriſch und einen hiſtoriſchen Gegenſtand alles das, was in dieſem beſtimmten Kreis von Veränderungen, und mithin zum Stoffe der Geſchichte, als Darſtellung gedacht, gehört, oder ſich auf dieſe Darſtellung bezieht; daher hiſtoriſche Wiſſenſchaften in einem eigenen Sinne diejenigen, welche ſich nicht mit der Beſchreibung des Vorhandenen (wie die Naturgeſchichte, Botanik) und periodiſch wiederkehrender Naturerſcheinungen, ſondern mit Erzählung der Veränderungen des Menſchenlebens beſchäftigen, die eigentliche Geſchichte, Hiſtorie, und ihre Hilfswiſſenſchaften. Nun aber können Begebenheiten und Veränderungen des Menſchenlebens auch bloß als geſchehen dargeſtellt und berichtet werden; mithin iſt in dem Kreiſe dieſer Darſtellung genau zu unterſcheiden 4) das ſtreng Hiſtoriſche, was durch glaubwürdige Zeugniſſe als wirklich geſchehen erwieſen werden kann, mithin Thatſache im ſtrengen Sinne des Worts iſt, von dem, was nicht reine Thatſache iſt, ſondern entweder nur auf einer Thatſache beruht und durch die Denk= und Anſchauungsweiſe eines Volks faſt unwillkührlich verändert und ausgebildet worden iſt (Sage, Mythe), oder willkührlich, — um zu täuſchen, erdichtet, oder zu einem rein poetiſchen Zweck erdacht (gedichtet) worden iſt (Dichtung im eigentl. Sinne, Phantaſie), letzteres möge nun geſchehen ſeyn können, oder nicht (wie das phantaſtiſche Mährchen). Es wird daher das Hiſtoriſche nicht nur a) dem Mythiſchen und der Volksſage entgegengeſetzt,

obwohl in der Geſchichte des Urſprungs der Menſchen und Völker beides faſt unzertrennbar verſchmilzt und die mythiſche Zeit überall gleichſam als Morgendämmerung der hiſtoriſchen vorangeht; ſondern auch b) dem rein Poetiſchen. Eine vollkommene Entgegenſetzung findet aber auch hier nicht Statt; denn das Weſen der Poeſie beruht ja nicht auf Erdichtung, vielmehr bedient ſie ſich häufig hiſtoriſcher Stoffe, oder ſtellt die erdichtete Begebenheit als wirklich geſchehen dar; ſo wie umgekehrt vieles Einzelne in der Geſchichte poetiſch iſt, indem der Stoff zur anſchaulichen und harmoniſchen Darſtellung gebildet worden zu ſeyn ſcheint, ja das Leben der Menſchheit ſelbſt, nach ſeinem vollendeten Umfang einen poetiſchen Geiſt in ſich tragen muß. Daß aber bei der Bearbeitung der Geſchichte, als einer treuen Darſtellung menſchlicher Vergangenheit in ihren bedeutendſten Zügen, die Einbildungskraft das geſchichtliche Bild nur aus dem gegebenen, und nach ſeiner Glaubwürdigkeit genau geprüften Stoffe, unter chronologiſchen und geographiſchen Beziehungen zuſammenſetzen (componiren) kann, indem der Geiſt des Hiſtorikers in den vorhandenen Materialien die vormals lebendigen Glieder einer vergangenen Wirklichkeit entdeckt, und aus ihnen durch Betrachtung den zum Grunde gelegenen Geiſt derſelben entwickelt, welcher ihn fähig macht, die Wirklichkeit gleichſam lebendig nachzubilden; daß dagegen in der Poeſie die freie Phantaſie, welche einzig zum Zwecke des Schönen erfindet, oder den hiſtoriſchen Stoff, ungebunden durch eine Prüfung der Gegenſtände nach ihrer Wirklichkeit (d. h. ob, wann und wie ſie ſich wirklich zugetragen haben), nach einer ſelbſtgeſchaffenen, dem Gegenſtande verwandten Idee anordnet und anſchaulich dargeſtellt: das iſt es, was Hiſtorie, hiſtoriſche Kritik, hiſtoriſche Kunſt, und (worin dieſe ſichtbar iſt) eine hiſtoriſche Compoſition, von Poeſie, poetiſcher Kunſt und Darſtellung genauer unterſcheidet. Von dieſer Unterſcheidung hängt auch die Unterſcheidung des poetiſchen und hiſtoriſchen Stils ab. Denn die beſondere Art und Weiſe, ein Ganzes von Gedanken durch die Sprache zu bezeichnen, wird durch die Natur der Gegenſtände und den Zweck der Darſtellung beſtimmt. Bildlicher, idealiſirender, affectvoller, kühner und ausgewählter iſt immer der poetiſche, ruhiger, beſtändiger, gemäßigter und belehrender der hiſtoriſche Stil. Dieſer wird durch den gegebenen Stoff nothwendig beſtimmt; jener mit dem Stoffe oder deſſen Behandlungsart erfunden. Hiedurch wird auch das Epiſche (als eine beſondere Art des Poetiſchen), welches in anderer und ſelbſt hiſtoriſcher Hinſicht unter allen poetiſchen Gattungen am nächſten an das Hiſtoriſche gränzt, vorzüglich da beide erzählende Darſtellungen ſind, von dieſem hinlänglich unterſchieden werden können. (S. Wendt de confinio poeseos epicae atque historicae. Lpz. 1811. 4.) Weil jedoch die Poeſie auch hiſtoriſche Stoffe bearbeiten kann, ſo pflegt man in dem Gebiete der Poetik das Hiſtoriſche (z. B. hiſtoriſches Schauſpiel) auch dem rein Poetiſchen (obwohl nicht immer dem Geiſte nach), der Originaldichtung, und inſofern die Allegorie größtentheils, und in ihrer wahren Bedeutung, nur auf Erfindung beruht, dem Allegoriſchen (ſ. d. Art.) entgegenzuſtellen. Letztere Unterſcheidungen und Beſtimmungen gelten auch von den Werken der bildenden Kunſt, namentlich Sculptur und Malerei. In letzterer Kunſt aber wird der Name des Hiſtoriſchen auch noch 5) in einer weitern Bedeutung gebraucht. Denn hier wird ein

hiſtoriſches Gemälde und Hiſtorienmalerei der Thier- u. Landſchaftsmalerei oft entgegengeſetzt, und darunter die maleriſche Darſtellung menſchlicher Figuren in beſtimmten Zuſtänden oder Handlungen verſtanden, ſo daß auch mythiſche, allegoriſche, eigentlich hiſtoriſche oder Phantaſiedarſtellungen, ja ſelbſt Converſationsſtücke und Portraits, letztere jedoch mit Unrecht (denn in allen dieſen, außer dem bloßen Portrait, werden Handlungen und Zuſtände als wirklich dargeſtellt), dazu gerechnet werden, und der Ausdruck hiſtoriſcher Maler, oder beſſer Hiſtorienmaler mit einem Figurenmaler gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht wird. Es iſt aber das hiſtoriſche Gemälde in dieſem Sinn, beſonders wenn es Handlungen darſtellt, unter allen übrigen Gattungen der Gemälde vom wichtigſten Inhalt und größten Umfange. Denn das Menſchliche wird hier bald zu dem Göttlichen erhoben, bald das Göttliche in menſchlicher Geſtalt dargeſtellt, und kein anderes Gemälde trägt in ſich dieſe Mannigfaltigkeit, weil die menſchliche Figur die ſprechendſte und bildſamſte iſt. Wo aber die Malerei a) durch Verbindung mehrerer Figuren eine zuſammengeſetzte Handlung darſtellt, und dadurch die Benennung der hiſtoriſchen vorzüglich verdient, weil wir hier eigentlich etwas geſchehen ſehen, und Veränderungen im Menſchenkreiſe auf eine täuſchende Weiſe zu erblicken glauben, da iſt es eigentlich doch nur der feſtgehaltene Moment einer Handlung, welcher durch dieſelbe dargeſtellt werden kann. Es ſoll aber ein ſolcher ſeyn, welcher gleichſam den Mittelpunkt der Handlung enthält, und welcher das Vorher und Nachher dem ſinnigen Zuſchauer geſchickt und leicht andeutet, mithin der ſprechendſte iſt, und übrigens eine freie Mannigfaltigkeit maleriſcher Formen gewährt. Und darin beſteht das Weſen des eigentlichen hiſtoriſchen Gemäldes. Endlich wird das Hiſtoriſche b) als rein hiſtoriſch auch von den genannten Arten maleriſcher Gegenſtände und ihrer Darſtellungen, beſonders dem Allegoriſchen, dem Idylliſchen, dem komiſchen, oder ernſten Charakter- und Converſationsſtücke, ja ſelbſt c) die hiſtoriſche Landſchaft, welche die Copie einer wirklichen iſt, von der idealen (beſſer erfundenen) Landſchaft unterſchieden. T.

Hiſtoriſche Compoſition, Hiſtoriſche Kritik, Hiſtoriſche Kunſt, Hiſtoriſcher Stil, Hiſtoriſches Gemälde, } ſ. Hiſtoriſch, Hiſtorie und Hiſtoriker.

Hiſtrionen. Als in Rom (391 nach Erbauung der Stadt) eine heftige Peſt wüthete, und ſchon viele Mittel fruchtlos zur Verſöhnung der Götter angewendet worden waren, fiel man darauf, zu dieſem Zweck auch Schauſpiele, d. i. Bühnenſpiele, welche in dem ganzen Alterthume eine religiöſe und feierliche Beziehung hatten, anzuſtellen. In Rom waren dieſe damals noch nicht üblich; die kriegeriſchen Römer hatten ſich bisher nur an Spielen im Circus, d. i. Wetrennen und Wettkämpfen ergötzt. Man ſchickte alſo zu den Etruriern, von welchen die Römer überhaupt viele religiöſe Gebräuche und Ceremonien annahmen, und ließ von dorther Tänzer holen, welche auf einer dazu eingerichteten Bühne, unter der Begleitung der tibia, ihre, wahrſcheinlich mimiſchen, Tänze aufführten. Die Römiſche Jugend fand an dieſem neuen Schauſpiel Gefallen, ahmte dieſe Tänze nach, und declamirte dazu ſcherzhafte Verſe. Die Sache wurde durch einheimiſche Künſtler ausgebildet, und ihnen der Name

Hiſtrionen (von einem Etruriſchen Worte, welches einen Tänzer oder Spieler bedeutet) beigelegt. Dieſe trugen nun allerhand komiſche Gedichte (Saturae, Satyren) declamirend und geſticulirend mit Muſikbegleitung vor. Bald aber wurde die Declamation wiederum von der Mimik getrennt. Durch Livius Andronicus der aus dieſen Satyren (im alten Sinne) die erſten förmlichen Comödien bildete (240 v. Chr.), und wie damals gewöhnlich war, ſelbſt aufführte, kam nämlich auf zufällige Veranlaſſung der Gebrauch auf, daß eine andere Perſon neben dem Hiſtrio den Text des Gedichtes declamirte, welchen dieſer durch Mimik darzuſtellen ſuchte. Nur im Dialog mußte der Hiſtrio mitſprechen. Und ſeit dieſer Zeit wird der Ausdruck Hiſtrio ziemlich gleichbedeutend mit Pantomime, d. h. einem ſolchen Künſtler, der bloß durch Geberdenſprache darſtellt, gebraucht, nur daß dieſe Mimik oft nur begleitend, und mehr mit Tanz vermiſcht war. So berichtet Livius VII. 2. Die eigentlichen (declamirenden) Schauſpieler blieben von den Hiſtrionen getrennt. Ihre Kunſt kam bald ſo in Aufnahme, daß die größten Männer, vorzüglich Redner, bei ihnen (wie Cicero bei dem berühmten Roſcius) Unterricht nahmen. Daher wurden aber auch in der Folge die Ausſchweifungen der Römer theils durch ihre unſittlichen Darſtellungen, theils auch durch Unruhen und bedeutende Factionen, welche ihre öffentliche Aufnahme veranlaßte, ſo befördert, daß ihnen nicht nur unter den Kaiſern mehrmals das Auftreten auf der Bühne unterſagt werden mußte, und nur Privatdarſtellungen erlaubt wurden, ſondern dieſelben auch einige Mal (z. B. unter Nero) aus der Stadt vertrieben und durch Geſetze auf mannigfaltige Weiſe beſchränkt wurden. T.

Hitze bezeichnet in der gewöhnlichen Sprache des Umgangs einen höhern Wärmegrad; in der Phyſik, wo gewöhnlich eine genauere Beſtimmung des Wärmegrades verlangt wird, iſt es meiſtens gleichbedeutend mit Wärme.

Hobbes (Thomas). Einer der ſcharfſinnigſten, aber auch wegen ſeiner paradoxen und dem religiöſen und politiſchen Glauben ſeiner Zeit durchaus widerſprechenden Anſichten ſehr verrufener Mann, war der Sohn eines Predigers, geboren zu Malmesbury in England 1588. Er beſuchte die Schule daſelbſt bis in ſein 14tes Jahr, wo er, ausgerüſtet mit ausgezeichneten philologiſchen Kenntniſſen, die Univerſität Oxford bezog. Hier ſtudirte er von 1603 an mit vielem Eifer die damals herrſchende ariſtoteliſche Philoſophie und Phyſik. Dann wurde er 1610 Hofmeiſter eines jungen Baron Hardwick, mit welchem er eine Reiſe durch Frankreich und Italien machte. Nach ſeiner Zurückkunft in ſein Vaterland kehrte er mit neuem Eifer zu den Alten zurück; denn es gehörte zu ſeinen Eigenheiten, nur wenig von den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen zu leſen, und überhaupt mehr zu denken als zu leſen. Auch wurde er durch dieſe Lektüre der Scholaſtik immer abgeneigter. Damals überſetzte er auch nicht ohne Bezug auf ſeine Landsleute, welche vielen Hang zur Demokratie zeigten, und um dieſe durch ein Bild der Unordnungen und Factionen, welches die Griechiſchen Freiſtaten gewähren, abzuſchrecken, das geſchichtliche Werk des Thucydides in ſeine Landesſprache (herausgegeben 1628). Im J. 1629 ging er zum zweiten Mal als Hofmeiſter nach Frankreich, und benutzte ſeinen Aufenthalt daſelbſt zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe in der Mathematik, durch welche ſeine ſtrenge conſequente Denkweiſe noch mehr ausgebildet wurde. Auch

ſtand er ſchon in Verbindung mit einigen berühmten Denkern der damaligen Zeit, namentlich Baco, deſſen kräftiger Empirismus nicht ohne Einfluß auf ihn und alle Engliſche Philoſophen blieb, obgleich Hobbes denſelben mit noch ſtrengerer Conſequenz verfolgte; ferner mit de Cartes, Gaſſendi, Galilei u. A. Von 1631 an wurde er Hofmeiſter eines jungen Grafen von Devonſhire, mit welchem er 1634 ſeine dritte Reiſe nach Frankreich machte, von wo er mit ihm nach Italien reiſete. Von dieſen Reiſen brachte er eine Menge von phyſiſchen Kenntniſſen, welche er ſich in Paris ſowohl durch eigenes Studium, als durch Unterhaltungen mit berühmten Naturforſchern (z. B. einem P. Merſenne) erworben hatte, ſo wie überhaupt eine reiche Erfahrung und Menſchenkenntniß zurück. Letztere war auch der Faden, an die er ſeine eigenen Unterſuchungen, welche er durch Zeitumſtände im Gebiete der Politik und des Statsrechts anzuſtellen ſich veranlaßt fand, knüpfte. Er wurde nämlich 1637 nach England zurückgerufen. Hier fand er alles in politiſcher Gährung, und verſuchte, da er ſelbſt durch ſeine Reiſen von den Gräueln der Anarchie überzeugt worden war, ſeine Landsleute von einer Revolution gegen Carl I., ſo viel dem Privatmann möglich war, abzuziehen; fand es aber bald für ſeine Studien und ſeine eigene Sicherheit angemeſſener (1640), ſich abermals nach Paris zu begeben. Hier ſchrieb er ſein berühmtes Buch de cive, welches zuerſt (noch unvollſtändig) 1642, dann in verbeſſerter Geſtalt mehrere Male herauskam und die erſte abgeſonderte Bearbeitung des Statsrechts enthält, daher auch Einige Hobbes den Vater des Statsrechts genannt haben. Er begründet hier den Stat ganz empiriſch, nämlich auf gegenſeitige Furcht der Menſchen, und die Nothwendigkeit, dem Elende des Naturſtandes, welchen er als Krieg aller gegen alle ſchildert, zu entgehen. Sein Stat iſt daher Sicherheitsanſtalt, auf Verträge gegründet; die beſte und ſicherſte Form deſſelben die Monarchie, deren Weſen er in eine unbegränzte Regentengewalt ſetzt, wobei überdies einestheils die democratiſchen Geſinnungen der Parlamentsfreunde in England, gegen welche er Partei nahm, und der hieraus entſpringende bürgerliche Krieg, anderntheils ſeine Anhänglichkeit an das königliche Haus und an ſein Vaterland, den Ausgewanderten zu äußerſter Härte verleiteten. Mit dieſen Grundſätzen ſtand es in engſter Verbindung, daß er auch der Geiſtlichkeit und der Kirche die Gewalt entzog, welche ſie in den Zeiten der Finſterniß ſich zugeeignet hatte, und ſie der weltlichen Gewalt zurückgab; um ſo mehr, da er von ſeinem politiſchen und empiriſchen Standpunkt aus ſelbſt die Religion für ein Produkt der Furcht, und ein wirkſames Mittel bürgerlicher Ordnung in der Hand des Regenten, in ihrer äußern Geſtalt lediglich von der Regirung abhängig, die Gottheit aber nur für die, uns verborgene, erſte Urſache aller Bewegung hielt, welche man nur glauben müſſe. Dieſelben Grundſätze trägt er auch in ſeinem größern politiſchen Werke, welches er kurz nachher in Paris ſchrieb (wo er zugleich den aus England geflüchteten Prinzen von Wallis in der Mathematik unterrichtete), nämlich in ſeinem in Engliſcher Sprache geſchriebenen, aber bald von ihm ſelbſt in Lateiniſcher mit einem Anhang herausgegebenen Leviathan, vor. Er ließ dieſes Werk noch in ſeiner Abweſenheit 1651 in England drucken. Vorzüglich der letzte Abſchnitt dieſes Buchs, welchen er das Reich der Finſterniß überſchrieb, und in welchem er von den geheimen Triebfedern und Künſten des Papſtthums und

von der Verfälſchung der Religion durch die Geiſtlichen handelte, reizte die Geiſtlichkeit ſo gegen ihn auf, daß ihm, als Urheber gottloſer, ketzeriſcher Grundſätze, und Vertheidiger Cromwelliſcher Maximen und Handlungen, der Hof Carls II., welcher ſich damals noch in Begleitung mehrerer Engliſchen Geiſtlichen in Frankreich aufhielt, verboten wurde. Dieſes, und weil er ſich überhaupt vor den Päpſtlichen in Frankreich nicht ſicher glaubte, bewog ihn mitten im Winter 1652 nach England zurückzugehen, wo er ſich ganz eingezogen einige Zeit bei dem Grafen von Devonſhire aufhielt, ſo wie er überhaupt unter den Engliſchen Großen viele Freunde hatte, ja ſelbſt bei Carl II., welcher ſeit 1660 den Thron in England wieder einnahm, beſtändig in Gnaden ſtand. Letzterer ertheilte ihm auch eine jährliche Penſion. Von dieſer Zeit an gab er mehrere Schriften heraus, unter dieſen auch eine Ueberſetzung der Iliade und der Odyſſee des Homer, begleitet von einer Abhandlung über die Natur des heroiſchen Gedichts. Auch beſchrieb er ſein eigenes Leben in elegiſchen (jedoch nicht vorzüglichen) Verſen unter dem Titel: Historia ecclesiastica carmine elegiaco concinnata, welche erſt nach ſeinem Tode erſchienen (1688). Späterhin hat (wahrſcheinlich Warburton) ſeine Werke in Engliſcher Sprache vollſtändig herausgegeben unter dem Titel: The moral and political Works of Th. Hobbes etc. London, 1750. Fol. (überſ. Halle, 1793 u. ff.) Seine Schriften, namentlich de cive und der Leviathan, fanden ſchon bei ſeinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendſten Scharrok und Cumberland ſind. Unter den neuern ſind vorzüglich Mendelsſohn (in ſeinem Jeruſalem) und Feuerbach (in ſeinem Antihobbes, Erlang. 1798) als ſeine Gegner aufgetreten; andere, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen ſuchte, ſpäter Maimon (in Niethammers phil. Journal. I. Bd. 2. Heft.) u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch ſein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch ſchildern ihn ſeine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtſchaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und ſelbſt ſeine Feinde mußten wenigſtens ſeinem ſelbſtdenkenden, eigenthümlichen Geiſte und ſeinem unermüdeten Fleiße Gerechtigkeit widerfahren laſſen, mit welchem er überall, obwohl auf eigenem Wege, die Wahrheit ſuchte. Er ſtarb unverheirathet im J. 1679 in ſeinem 92ſten Jahre. Sein Leben (von J. Aubery) iſt 1681 Carlopoli und mehrmals erſchienen: eine andere Biographie findet ſich in der Engliſchen Ausgabe ſeiner Werke. T.

Hoboe ſ. Oboe.

Hochamt, iſt die feierliche Meſſe, welche in katholiſchen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Feſttagen, auch bei beſondern Solennitäten, z. B. bei der Feier eines Siegesfeſtes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch hohe Meſſe oder Hochmeſſe genannt. S. Meſſe.

Hoche (Lazare). Dieſer durch ſeine Thaten berühmt gewordene General der Franzöſiſchen Republik war im J. 1768 zu Verſailles von armen Aeltern geboren, und blieb nach dem frühen Tode derſelben ganz ſich allein überlaſſen. Für das Geld, das ihm von Zeit zu Zeit eine Baſe Obſthändlerin ſchenkte, kaufte er ſich Bücher, und befriedigte ſo einigermaßen, wiewohl ſehr dürftig, ſeinen Durſt nach Kenntniſſen. Siebzehn Jahre alt trat er unter die Franz. Garden, und war beim Ausbruch der Revolution Corporal. Der Kriegsminiſter Servan, der ihn auszeichnen wollte, machte ihn zum Lieutenant im Regiment Rouer-

gue. Jetzt fing Hoche an, mit ganzem Eifer und glücklichem Erfolg die Taktik zu ſtudiren. Der Schlacht bei Honſcote wohnte er als Generaladjutant bei, und zeichnete ſich ſo aus, daß er in kurzer Zeit Brigadegeneral, dann Diviſionsgeneral, und endlich General en Chef der Moſelarmee wurde. Sein Talent machte ihn zum Sieger in den Ebenen von Weißenburg; Landau ergab ſich und Worms öffnete ſeine Thore. Ein Opfer der Tyrannei der Decemvirn ward Hoche eingekerkert, und ſchmachtete mehrere Monate im Gefängniß bis zum 9 Thermidor. Der Krieg der Vendee verheerte die Weſtgegenden Frankreichs. Hoche trat an die Spitze der Küſtenarmee von Breſt, griff die vereinigten Emigranten und Engländer an, ſchlug ſie bei Carnac, zwang ſie, Aurai zu räumen, ſchloß Quiberon ein, bemächtigte ſich des Forts Penthievre, erzwang endlich den Frieden, und gab ſo einem Lande, das fünf Jahre lang der Schauplatz der Gräuel und Verbrechen geweſen, Ruhe und Hoffnung wieder. Sein Unternehmen auf Irland war nicht ſo glücklich, aber der Sieg folgte ihm bei Neuwied, wo die Oeſtreicher tauſend Todte und neuntauſend Gefangene, nebſt 27 Kanonen und 7 Fahnen verloren. Man behauptet, daß ſich das Direktorium ſeiner bei der Revolution des 18. Fructidor bedient habe; wenigſtens hat er ſich verdächtig gemacht, und verlor plötzlich ſein Anſehn. Der Kummer darüber endigte ſein Leben im J. 1798. Die Sambre- und Maasarmee hielt ihrem Anführer eine angemeſſene Todtenfeier, und ſein Leichnam ward mit Pomp von Wetzlar nach Coblenz geführt. Lefebre ſprach an ſeinem Grabe, und begann ſeine Rede mit den ſchönen Worten: Cameraden, der Tod, der uns nie furchtbar geſchienen, zeigt ſich uns in ſeiner ſchrecklichen Geſtalt; er vernichtet mit Einem Streich Jugend, Talent, Tugenden: Hoche iſt nicht mehr! Die Todesparze hat ſein Leben geendigt, und bald wird nichts mehr von ihm übrig ſeyn, als das Andenken an ſeine Thaten.

Hochheim, ein anſehnlicher Flecken mit 1800 Einwohnern, viertehalb Meilen von Frankfurt. Hier wächſt der berühmte Rheinwein, der unter dem Namen des Hochheimer bekannt iſt. Vormals gehörte Hochheim dem Domkapitel zu Mainz, jetzt zu Naſſau-Uſingen.

Hochkirch oder Hochkirchen, ein Dorf in der Oberlauſitz, unweit Bautzen auf der Straße von da nach Löbau und Zittau gelegen, berühmt durch zwei dort vorgefallene Schlachten. Als im 7 jährigen Kriege Friedrich nach der Schlacht von Zorndorf nach Sachſen geeilt war, und dort mit dem Prinzen Heinrich ſich vereinigt hatte, um dem Oeſtreichiſchen General Daun eine Schlacht zu liefern, und durch ſie ſein Schleſien zu befreien, ſah er ſich genöthigt, ein feſtes Lager zu beziehen, weil er Daun, der in einem verſchanzten Lager ſtand, nicht zum Schlagen bringen konnte. Friedrich wollte ſeinen Feind, indem er ihm die Zufuhr abzuſchneiden ſuchte, nach Böhmen hineindrücken; allein Daun änderte ſeine Stellung, und Friedrich that ein gleiches, indem er ein Lager bei Hochkirch bezog, das aber höchſt kühn war, da die Oeſtreicher die darum liegenden ſogenannten Steinberge beſetzt hatten. „Wenn uns die Oeſtreicher hier ruhig laſſen, Ew. Majeſtät, (ſagte General Keith zu dem ſichern König), ſo verdienen ſie gehenkt zu werden!" Friedrich lächelte darüber; hatte ſich aber diesmal in ſeinem Gegner geirrt. Am 14. October 1758 früh 5 Uhr wurde die Preußiſche Armee durch die in geſchloſſenen Colonnen einbrechenden Oeſtreicher aus dem Schlafe geweckt. General Daun hatte ſeine Truppen von allen Seiten anrücken laſſen; die brennend gebliebenen Wachfeuer im Oeſtreichiſchen Lager und arbeitende Holzhauer mußten das

Ausrücken der Truppen unwahrſcheinlich machen, und das dadurch veranlaßte Getöſe verdecken; aber ſelbſt als die Preußiſchen Vorpoſten Unrath merkten, und dem König Meldung davon thaten, auch Ziethen und Seidlitz ihn baten, die Soldaten wecken zu laſſen, nahm er noch keine Rückſicht darauf. Allein ſchon waren ſeine Vorpoſten überwältigt, ſeine Batterien genommen und auf ſein eigenes Lager gerichtet, ſchon ein Theil ſeiner Preußen ſchlafend dem Tod überliefert worden, als er endlich die unumſtößlichſte Gewißheit davon erhielt, daß er überfallen ſey. Schnell ſuchte er nun die Truppen zu ordnen, die noch halb entkleidet zu den Waffen griffen; doch nirgends war ein Zuſammenhang, nur einzelne Regimenter fochten gegen die dichten Oeſtreicher: **Hochkirch** ging in Flammen auf; hier war der Kampf am hartnäckigſten, doch der Tapferkeit der Preußen, die wie Verzweifelte fochten, wegen eines undurchdringlichen und ungewöhnlich anhaltenden Nebels aber ſich durchaus nicht ordnen konnten, nicht möglich, Widerſtand zu leiſten. Da gab Friedrich Befehl zum Rückzug unter Salderns Schutz, und benutzte den erſten Augenblick, wo der Nebel fiel, um ſein Heer in Schlachtordnung zu ſtellen. Noch wäre es Friedrichs Feldherrntalent vielleicht möglich geweſen, der Schlacht eine andere Wendung zu geben, wenn nicht, unter Begünſtigung des Nebels, ſein linker Flügel vom Herzog von Ahremberg umgangen geweſen wäre; eben war der König mit der neuen Diſpoſition beſchäftigt, als Ahremberg dem linken Flügel in die Flanke fiel, dieſen ſchlug, und ſo die Preußen zum förmlichen Rückzug nöthigte, der jedoch in möglichſter Ordnung geſchah. Friedrich hatte an dieſem unglücklichen Morgen großen Verluſt erlitten; ſeine ganze Artillerie und Bagage war verloren gegangen; mehrere tauſend Preußen waren geblieben und untauglich gemacht; dem Prinzen von Braunſchweig hatte eine Kanonenkugel den Kopf weggenommen, und des Königs achtungsvoller Warner, ſein Keith, blieb, von einer Kugel in die Bruſt getroffen, todt auf dem Schlachtfelde. Beinahe alle Generale, Kleiſt und Moriz am ſchwerſten, waren verwundet, ſelbſt der König, der faſt gefangen worden wäre; noch auf dem Rückzuge zerſchmetterte ein Schuß den einen Fuß ſeines Pferdes. Daun's Triumph war groß. Doch waren die Folgen dieſer Begebenheit bei weitem nicht ſo wichtig, als ſie es hätten ſeyn können. — Von einem gleich wichtigen Ereigniſſe, nur verſchieden von jenem in ſeinem Gang und Reſultate, war **Hochkirch** Zeuge im Mai 1813. Nachdem die verbündete **Ruſſiſch-Preußiſche Armee** durch den Ausgang der Schlacht von Lützen (am 2. Mai 1813) ſich veranlaßt gefunden hatte, über die Elbe zurück zu gehen, wählten ihre Feldherrn die von jenem Unfalle Friedrich's berühmte Stellung von Bautzen und **Hochkirch**, um dort den Franzoſen eine zweite Hauptſchlacht zu liefern. Die durch die Natur ſchon feſte Lage der Poſition wurde von ihnen durch Verſchanzungen und Redouten (deren Anzahl der Franzöſiſche Bericht auf 300 angibt) faſt unangreifbar gemacht. Doch es war den Franzoſen gelungen, in der Schlacht von Wurſchen am 21. Mai 1813 ihren rechten Flügel zu umgehen, und ſo vermochte der linke Flügel, der an **Hochkirch** ſich anlehnte, nicht, den vereinten Angriffen der beiden Corps Raguſa und Tarent zu widerſtehen; er mußte dem Rückzuge, der nun für die ganze Armee angeordnet wurde, folgen. S. übrigens den Artikel **Bautzen** und **Wurſchen**. I.

Hochmeiſter, ein Titel der Oberhäupter des ehemaligen Deut-

ſchen und Maltheſer-Ordens. Erſterer hieß auch **Hoch- und Deutſchmeiſter**. (S. dieſ. Orden.)

Höchſtädt. Dieſe kleine Stadt, gelegen im Königreich Baiern (3 Stunden von Donauwörth im Herzogthum Neuburg), hat einen großen Namen in der Geſchichte des Spaniſchen Erbfolgekrieges durch das Treffen gegen das Ende des Jahres 1703 und die große Schlacht im Jahre 1704, welche bei ihm vorfielen, erhalten. Von jenem Treffen führen wir nur an, daß darin der kaiſerliche General Styrum durch den Kurfürſten von Baiern geſchlagen, und damit die frühere Hoffnung auf eine Verſöhnung der Parteien vernichtet wurde. Doch unendlich wichtiger an und für ſich und in ihren Folgen war die Schlacht bei Höchſtädt (von den Engländern bei Blenheim genannt), wo am 13. Auguſt 1704 die verbündete Franzöſiſch-Baierſche Armee unter Tallard und dem Kurfürſten von Baiern von den Oeſtreichern und ihren Allirten unter Marlborough und Eugen geſchlagen wurde. S. Spaniſcher Erbfolgekrieg. I.

Hochverrath ſollte man insbeſondere nur dasjenige öffentliche oder Statsverbrechen nennen, vermöge deſſen ein Bürger die ihm vom State zum Beſten deſſelben anvertrauten Mittel (Gewalt, Geheimniſſe oder Güter) zur Zerſtörung oder Vernichtung deſſelben anwendet, oder einem fremden und feindlichen Stat in die Hände liefert. Denn dieſes iſt der größte wichtigſte Verrath im State, und ſetzt voraus, daß der, welcher ihn begeht, auf irgend eine Art an der Statsverwaltung Theil nehme. Hiedurch würde ſich auch der Hochverräther vom Landesverräther, welcher abſichtlich die Unternehmungen einer fremden, feindlichen Macht durch Unterſtützung jeder Art (z. B. Spionerie) befördert, unterſcheiden. Oft jedoch treffen dieſe Begriffe in dem Begriffe des Statsverrathes und Statsverräthers zuſammen, ſo daß man unter Hochverrath überhaupt ein Verbrechen gegen den Stat im engern Sinne verſteht, d. i. jedes Verbrechen eines Unterthanen, welches unmittelbar gegen den Stat, gegen die ſelbſtſtändige Exiſtenz und Verfaſſung deſſelben gerichtet iſt, mithin die Fortdauer des Stats, überhaupt und in ſeiner beſtehenden Form, aufzuheben ſtrebt. Immer aber ſetzt es einen Unterthanen voraus, der der Regirung zur Treue verpflichtet iſt. In dieſem Sinne gehört auch der Verſuch zur Revolution, d. h. der Verſuch einzelner Bürger, die geſetzliche Regirung oder Verfaſſung umzuändern oder umzuſtürzen, unter den Begriff des Hochverraths. Dieſer aber unterſcheidet ſich dadurch zugleich noch von jedem andern Statsverbrechen, nämlich von der gewaltſamen Widerſetzung gegen die Ausübung der Statsgewalt ſchlechthin (Aufruhr u. ſ. w.), von den Verbrechen gegen einzelne Zweige der Verwaltung und einzelne Handlungen und einzelne Handlungen der Regirung (z. B. Polizeiverbrechen), ſo wie von dem Verbrechen gegen die Perſon des Regenten (im eigentlichen Sinne Majeſtätsverbrechen), welches letztere jedoch mit Hochverrath in ſofern wieder zuſammenläuft, als die Regirung und Verfaſſung an ſeine Perſon geknüpft iſt. Dieſes Verbrechen wird übrigens im erſten und beſondern Sinn eben ſowohl durch Mißbrauch und Ueberlieferung der dem Bürger verliehenen, oder nur bekannten Güter und Erhaltungsmittel des Stats (z. B. Magazine, Vertheidigungsmittel und Anſtalten), und alle andere thätige Unterſtützung des Feindes oder Unterhandlung mit demſelben, als auch durch Nichtgebrauch der-

ſelben begangen, und nach Beſchaffenheit mit Entehrung, lebenslänglichem Gefängniſſe oder dem Tode beſtraft. T.

Hodiz (Albert Joſeph Graf von), ein durch ſeinen ſeltſamen, überall nach phantaſtiſchem Schimmer jagenden Kunſttrieb bekannter Mähriſcher Güter-Beſitzer. Er war 1706 geboren. Mit mannigfaltigen und ausgebreiteten Kenntniſſen durch frühen Unterricht ausgeſtattet, mit einer empfänglichen und lebendigen Phantaſie durch Natur begabt, ging er nach Italien, wo die herrliche Kunſtwelt, von einer idealen Natur umgeben, einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn machte. Nachher fand er auch als kaiſerl. königl. Kämmerer an dem Hofe Carls VI. mannigfaltige Nahrung für ſeine glühende Einbildungskraft. Vielleicht war es auch dieſe, welche den jungen, wohlgebildeten und liebenswürdigen Mann zum Anbeter der zwar 22 Jahre ältern, aber geiſtreichen, und auch in ſpätern Jahren noch anmuthigen Sophia, Wittwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth, machte, welche als Stifterin der berühmten Eremitage bekannt iſt. Sie gab ihm 1734 ihre Hand, nachdem ſie vorher zur katholiſchen Religion übergegangen war, und lebte mit ihm auf ſeinem Landgute Roßwalde, welches er zu einem zauberiſchen Sitze aller Luſt, und alles durch Kunſt, Phantaſie und geſelligen Umgang erdenklichen Vergnügens umzuſchaffen den Plan gemacht hatte. Um dieſen Plan auszuführen, ſuchte er mit dem größten Eifer die Kunſttalente ſeiner zahlreichen Leibeigenen zu entwickeln, ſo daß es keine Art von Künſtlern gab, die man nicht unter ſeiner Dienerſchaft gefunden hätte. Der weitläuftige Park mit ſeinen Gebäuden und Verzierungen, ſeine Theater, Werke der bildenden Kunſt, welche er nach ſeinen originellen Angaben ausführen ließ, die Maſchinerien, Feuerwerke, Waſſerkünſte, welche er zu ſeinen Feſten gebrauchte, waren größtentheils das Werk ſeiner Bedienten. Die geſchickteſten unter denſelben aber waren ſeine Muſiker, Schauſpieler, Tänzer, Sänger und Sängerinnen, welche letztere er zugleich für den Umgang in der großen Welt bilden ließ. Diejenigen aber, welche er zu dieſen Hauptrollen nicht gebrauchen konnte, ja ſelbſt Kinder, Alte u. ſ. w., brauchte er wenigſtens als Statiſten und Figuranten, in vielen Verkleidungen und Geſtalten bei ſeinen originellen Feſten und Luſtbarkeiten. Sein Schloß war der Sammelplatz aller Vergnügen der Natur und bildenden Künſte. In der ſeltſamen Zuſammenſtellung derſelben jedoch, ſo wie in ſeinen, im verſchiedenſten Geſchmack ausgeführten Gartenanlagen, in welchen 4000 Waſſerkünſte, ein großer Kanal und viele Seen angebracht waren, äußerte ſich eine herrſchende Neigung zu dem Pikanten und Bizarren. Selbſt auf Wirthſchaftsgebäude, Ställe, Krippen und Butterfäſſer hatte ſich dieſer phantaſtiſche Hang zu idealiſiren erſtreckt. Ueberall glaubte man ſich von Decorationen umgeben. Unter mehreren, den Deutſchen Vorfahren geweihten Denkmälern und Tempeln befanden ſich hier auch Monumente ſeiner großen Zeitgenoſſen, dem König Friedrich II. und der Kaiſerin Maria Thereſia, deren Gebiete ſeine Beſitzungen berührten, gewidmet. In einer andern Gegend des Parks war eine Liliput'ſche Stadt, in der die meiſten Häuſer nicht über drei Fuß in der Höhe hatten, äußerſt proportionirlich und mit allen möglichen Plätzen, Promenaden, Thoren, Brücken u. ſ. w. ausgebildet. Die ſchönſte Anlage aber war ſein Arkadien. Kurz, überall wurde die regſte Neugierde nicht erſchöpft und doch befriedigt. Kein Wunder, daß der durch dieſe phantaſtiſche Mannigfaltigkeit berühmte Landſitz mehrmals, ſelbſt in

einer gelehrten Lateiniſchen Abhandlung des Dr. Tralles (adumbratio amoenitatum Roswaldensium), beſchrieben worden iſt. Doch geſtehen Viele, welche dieſen Ort beſucht haben, die feine, angenehme und äußerſt mannigfaltige Unterhaltung des originellen und wohlwollenden Wirths noch intereſſanter gefunden zu haben, der bis in das ſpätere Alter, ja ſelbſt auf dem Krankenbett, einen Cirkel ihn umgebender Menſchen durch leichten Humor und immer neue Erfindungen zu erheitern wußte, und durch Mahl, Geſang, Schauſpiel und Naturbeluſtigungen für das Vergnügen unzähliger Menſchen ſorgte. Selbſt Friedrich der Einzige, mit welchem er durch ſeine Gemahlin verwandt war, und welcher ſeine Unterhaltung liebte, beſuchte ſeinen Feenſitz, und ſeine Erwartungen wurden übertroffen. Er dankte dem Grafen durch ein anſehnliches Geſchenk, noch mehr aber durch eine poetiſche Epiſtel (7ter Thl. der Oeuvres posthumes, S. 27), in welcher er ſeines Aufenthaltes in Roßwalde mit Vergnügen gedenkt. Indeſſen hatte dieſes Schauſpiel im Großen, welchem er ſich, als Virtuos allzu ausſchweifend hingegeben hatte, eine nachtheilige Wirkung auf ſeine Oekonomie hervorgebracht, und verurſachte ihm nach dem Tode ſeiner Gemahlin immer mehrere Sorgen. Der König, davon unterrichtet, entriß ihn denſelben, indem er ſich erbot, ihn in Potsdam bei ſich aufzunehmen. Schwer ward es ihm, ſich von ſeinem geliebten Roßwalde und ſeinen verlaſſenen Dienern zu trennen. Aber des Königs Gnade und zuvorkommendes Wohlwollen bereitete ihm, von ſeiner Kapelle begleitet, einen erfreulichen Aufenthalt daſelbſt. Doch quälte ihn in manchen Stunden ein herber Unmuth der in Begleitung qualvoller Steinſchmerzen 1778 ſein Leben in Potsdam endete. Friedrich ehrte noch nach ſeinem Tode (1784) ſein Andenken dadurch, daß er den Theil der Jägerſtraße in Potsdam, in welcher der Graf gewohnt hatte, Hoditzſtraße nennen ließ. (S. den Biograph, Halle 1805 3ter Bd. 4tes Stck.)

Hof, eine Stadt in Bayreuth, an der Saale gelegen. Sie hat gegen 5000 Einwohner und anſehnliche Baumwollenſpinnereien, Leinwandwebereien, Gerbereien, Wollenzeug- und Zitzmanufakturen. In der Nähe der Stadt wird ſchöner Marmor gebrochen.

Hof, bezeichnet in der Naturlehre gewiſſe, bald weiße, bald farbige, bald lichte Kreiſe, die zuweilen um den Mond, um die Sonne und andere Himmelskörper erſcheinen. Daß dieſes Phänomen durch die Brechung der Lichtſtrahlen in den Dünſten der Atmosphäre entſteht, läßt ſich aus mehreren Gründen beweiſen; man kann es im Kleinen an einem Lichte nachahmen, das man auf ſolche Weiſe hinter ſiedendes Waſſer ſtellt, daß zwiſchen dem Lichte und dem Auge die Dämpfe aufſteigen. Auch geht daraus, daß dieſelbe Erſcheinung nur auf einem kleinen Raume der Erdoberfläche ſichtbar iſt, hervor, daß die Urſache ihrer Entſtehung nicht hoch über der Erde liegen muß. Die Art indeß, wie ein ſolcher Hof durch Brechung und Zurückwerfung der Lichtſtrahlen in den Dünſten eigentlich entſteht, iſt immer noch nicht deutlich gezeigt. Huygens nimmt dazu kleine durchſichtige Kügelchen mit undurchſichtigem Kern an, welche vermittelſt der Bewegung auf feinem Schnee entſtünden. Weidler meint, daß nur kleine Regentropfen das Phänomen hervorzubringen im Stande wären. Daß die Geſtalt der Höfe ſehr verſchieden iſt (denn manche umſchließen den Himmelskörper ziemlich dicht, andere dagegen haben einen Durchmeſſer von 40 bis 90 Graden, noch andere erſcheinen als mehrere concentriſche Ringe u. ſ. w.), und daß ſie gewöhnlich Vorboten einer Wetterveränderung ſind, was aus ihrer Entſtehung leicht erklärlich wird, iſt bekannt.

Hof bedeutet unter andern den Siz eines großen Herrn, des Landesherrn mit Einſchluß ſeiner Familie und ſeiner Beamten und Bedienten; oft auch verſteht man darunter den Landesherrn, oder überhaupt einen großen Herrn ſelbſt, ſeine Familie und ſeine vornehmſten Beamten. — **Hofamt**, beſonders das Amt des Kämmerers, Marſchalls, Truchſeſſen und Schenken, womit gewiſſe Perſonen von Furſten, Stiftern u. ſ. w. beliehen werden. Sind dieſe Aemter erblich, ſo heißen ſie **Erbhofämter**. — **Hofdame**, eine adeliche Dame, welche entweder zum Dienſt oder zur Geſellſchaft der Fürſtin beſtimmt iſt. An den meiſten Höfen ſtehen die Hofdamen in engerer Bedeutung den Kammerfräulein nach, gehen aber den Kammerfrauen vor. — **Hofgericht**, ein hohes Landesgericht, welches unter keinem andern Gerichte ſteht, und deſſen Entſcheidung und Ausſpruch die Stände und andere befreite Perſonen ihre Streitigkeiten unterwerfen. Ehemals führte wohl der Landesherr ſelbſt, jezt aber ein Hofrichter den Vorſiz. Das kaiſerliche Hofgericht war das Gericht, welches ſich an dem jedesmaligen Hoflager des Kaiſers aufhielt, von ihm unmittelbar abhing, und in welchem in ältern Zeiten der Pfalzgraf den Vorſiz hatte. Aehnliche Gerichte legten ſpäterhin die Reichsſtände in ihren Ländern an. In manchen Landſchaften iſt das Hofgericht ſo viel als das Landgericht, und die Beiſizer deſſelben heißen Landräthe. In den Schleſiſchen Hofgerichten hat der Hofrichter 4 oder 5 Erbſcholzer oder Hofſchöppen zu Beiſizern. In Sachſen ſind Hofgerichte zu Wittenberg und Leipzig, von welchen das am leztern Orte **Oberhofgericht** heißt, ohne darum jedoch eine Gerichtsbarkeit über das am erſten Orte zu haben. — **Hofgraf** hieß im alten Deutſchen Statsrechte der Graf oder Richter im kaiſerlichen Gerichtshofe, der Hofrichter, auch Erbpfalzgraf. Späterhin, beſonders unter Carl IV., waren die Hof- und Pfalzgrafen von weit geringerem Range, und zulezt ſank ihre Würde zum leeren Titel herab. — **Hofmarſchall**, einer der vornehmſten Hofbedienten, von dem die innere Haushaltung des Hofes abhängt, und der, falls er keinen Oberhofmarſchall über ſich hat, die Gerichtsbarkeit über die Hofbedienten ausübt. Das Gericht heißt das **Hofmarſchallamt**.

Hofer (Andreas) war 1765 im Poſſeyer Thale in Tyrol, zwiſchen dem Eiſack- und Etſchkreiſe, von wohlhabenden Aeltern geboren. Er ſelbſt trieb Wirthſchaft und Handel mit Wein, Getreide und Vieh, wodurch er ein nicht unbeträchtliches Vermögen erwarb. Er hatte ſich verheirathet, war Vater von 4 Kindern, und beſaß 2 Wirthshäuſer. Eins lag am **hohen Jaufen**, und diente zur Herberge für Maulthiere und Saumroſſe mit ihren Treibern; das andere ſtand auf einem Flecke, den man unter der Benennung: **am Sande**, kannte, weswegen Hofer unter ſeinen Landsleuten auch allgemein der **Sandwirth** hieß. Hofers Geſtalt war unterſezt, von mehr als mittelmäßiger Größe, und verrieth ſtarken Knochenbau. Er trug einen langen Bart, als Folge einer Wette mit einem ſeiner Bekannten: einen längern Bart, als dieſer, tragen zu wollen. Die Italiener nannten ihn darum nur: il Barbone. Sein röthliches Geſicht, ſeine Stumpfnaſe, ſein kühner Blick, konnten keinen Anſpruch auf geiſtreiches Aeußeres geben, drückten aber doch Kraft und Gutmüthigkeit aus, und flößten Zutrauen ein. Sein gewöhnlicher Anzug in der frühern Periode ſeines öffentlichen Lebens war nur die Tracht der wohlhabenden Einwohner ſeines Thals.

Später legte er ſich einen ſehr großen ſchwarzen Hut zu, ſeitwärts aufgeſchlagen, mit dem Bildniß der Mutter Gottes auf der Krempe und mit einer Wildfeder geſchmückt. Um den Kopf des Hutes lief ein Band, worauf mit goldenen Buchſtaben die Worte geſtickt waren: Andre Hofer, proviſoriſcher Commandant in Tyrol. An ſeiner Seite hing ein großer Officierſäbel, am Hals ein glänzendes Schild und ein Kreuz. Hofers geiſtige Bildung blieb ſtets ſehr dürftig. Er war ein guter Römiſch=katholiſcher Chriſt, und dabei aus Unwiſſenheit höchſt orthodox; er redete nur ſchlechtes Deutſch im gröbſten Tyroler Dialekte, las ſchlecht, ſchrieb und rechnete noch ſchlechter, und hatte von Völker= und Geſchichtskenntniß, wie von dem Verhältniß der herrſchenden Politik, oder der Statskräfte Frankreichs gegen Oeſtreich u. ſ. f., kaum einen halben Begriff. Stärke des Charakters, hohen Geiſt, Ausdauer und Muth im Drange der Gefahr, kann nur der Fanatism Hofern zuſchreiben. Er war nichts, als ein ſchwacher, gutmüthiger, für ſeines Vaterlandes alte Verfaſſung enthuſiasmirter, aber unwiſſender Menſch, den die geheimen Agenten des Tyroler Aufruhrs an deſſen Spitze ſchoben, weil ſie ſelbſt ſo feig waren, voran zu treten. Schon im J. 1799 war Hofer unter ſeinen Landsleuten ſo vorzugsweiſe als ein kühner, rechtlicher und für das Vaterland begeiſterter Mann bekannt, daß man ihm beim damaligen Landſturme die Führung ſeiner Gemeinde als Hauptmann anvertraute, in welchem Poſten er ſich ganz die Zufriedenheit der Oeſtreichiſchen Regirung erwarb. Tyrols Aufwiegler hielten ihn alſo auch ſpäter für den rechten Mann, um an die Spitze der projectirten Inſurrection zu treten; ſie bearbeiteten zu dem Zwecke alle ſeine Verwandte, und dem Kapuziner Pater Joachim gelang es endlich, den redlichen Hofer dahin zu ſtimmen, daß er ſich öffentlich im J. 1809 als Haupt und thätigſten Beförderer der Tyroler Inſurrection aufſtellen ließ. Seine Partei erhob ihn jedoch erſt im Juli 1809 zur Würde eines kaiſerl. königl. Oeſtreich. Obercommandanten. Ob der Oeſtreichiſche Kaiſer Hofern ſelbſt dazu erhoben habe? iſt wenigſtens nicht officiell bekannt geworden. Hofer verſtand den Tirailleurkrieg und hatte Lokalkenntniß ſeines Vaterlandes, daher lieferte er den ſchwächern Baiern einige ſehr glückliche Gefechte. Das war aber auch ſein ganzes militäriſches Verdienſt, denn ſeine letzte elende Stellung auf dem Iſel beweiſt, daß er von wahrer Stellung= oder Vertheidigungskunſt ſo gut als nichts wußte. Verdienſtvoller iſt Hofer durch die Humanität, womit er die wüthenden ſiegenden Tyroler von Mord und Brand, von unmenſchlichen Ausſchweifungen oder Plünderungen abhielt, oftmals unſchuldigen Schlachtopfern das Leben rettete, das Loos der Hauptſtadt des Landes milderte, und die Gier des Volks nach Herrenblut beſchwichtigte. Im Gefecht blieb er faſt immer hinter der Linie, und ſeine Feldherrnmanieren waren erbärmlich; denn oftmals ſchickte er durch ſeine Ordonnanzen allenthalben Befehle hin, des Inhalts: Meine lieben Waffenbrüder! morgen wollen wir die Feinde angreifen, haltet euch tapfer! Aber dabei war kein Tag bemerkt, keine Parole benennt, keine Dispoſition des Angriffs gegeben! Wie nun dergleichen Orders befolgt werden konnten, läßt ſich errathen! Hofers Kampfgenoſſen wußten nichts von Disciplin; machten ſie es zu arg, ſo ſchrie Hofer wohl: Hab ich nicht zu befehlen? Müſſet ihr mir nicht gehorchen? Aber dabei blieb's, und der unglückliche Mann hatte nicht Kraft genug,

die Mordbrenner und Diebe, welche unter der Aegide der Inſurrection im Lande hauſeten, exemplariſch zu beſtrafen. Er ſelbſt war mäßig in ſeinen Genüſſen. Auf Mittag und Abend ließ er ſich nur für 1 Fl. 16 Kr. Eſſen holen, und trank dazu ein halbes Maß Wein. Hofer hatte höchſt wahrſcheinlich nach geſchloſſenem Frieden (da er nun einſah, wie die Sachen für Tyrol laufen würden) den redlichen Willen, ſich zu unterwerfen und den Aufruhr im Lande zu ſtillen. Der unglückliche letzte Kampf auf dem Iſel machte ihn vollends furchtſam, und er gab alles verloren; aber die wahren Agenten des Aufruhrs beherrſchten ihn ſelbſt, drohten ihm mit der ſchrecklichſten Rache des Volks, und ſo erſchien am 15. November 1809 ſein neues Aufwiegelungsproclam. Bald nachher mußte er dennoch flüchten, und begab ſich mit einem ſeiner Adjutanten in eine Hütte, welche er ſchon lange vorher in den Gebirgen ſeines heimathlichen Thals, in der wildeſten und abgelegenſten Gegend hatte einrichten laſſen. Einer ſeiner vermeintlichen Freunde verrieth ihn für Geld, und ſo fanden in der Nacht vom 26. auf den 27. Jan. 1810 gegen 4 Uhr Morgens die Franzoſen ſeinen Zufluchtsort. Mit einem Degen und zwei Piſtolen bewaffnet, trat er in Geſellſchaft ſeines Sohns und eines Adjutanten den Franzoſen mit den Worten entgegen: „Ja, meine Herren Franzoſen, ich bin Andreas Hofer, geweſener Commandant von Tyrol.“ Geſchloſſen auf einem Wagen und umgeben von 500 Mann Escorte brachte man ihn nach Mantua. Das Volk ſtrömte haufenweiſe herbei. Thränen, Klagen, Ausrufe der wildeſten Verzweifelung über das Schickſal des hochverehrten Mannes, untermiſcht mit Verwünſchungen gegen ihn, begleiteten den Unglücklichen. Sein Proceß begann den 19. Febr. 1810. Er hoffte mit Gewißheit auf Rettung ſeines Lebens; ſie können, ſie werden mich nicht ſtecken laſſen ſagte er oft. Um deſto ſchrecklicher erſchütterte ihn das ausgeſprochene Todesurtheil, er berief ſich vergeblich auf die im Frieden verheißene Amneſtie, und als man ihn nicht hören wollte, bereitete er ſich als ein guter katholiſcher Chriſt zum Tode. Betend und mit Reſignation ging er am 20. Februar zum Richtplatze; die Augen wollte er ſich nicht verbinden laſſen, ſondern mit begeiſterten Blicken wandte er ſein Antlitz gegen Sonnenaufgang, und winkte ſelbſt, daß man nun ſchießen möge. Von mehreren Kugeln durchbohrt, lag er einen Augenblick nachher leblos am Boden. Hofer war als Menſch mehr werth, als alle Volksaufwiegler, deren Namen etwa die Geſchichte in Verbindung mit dem ſeinigen nennen könnte. zz.

Hoffmann (Chriſtoph Ludwig), Leibarzt des Kurfürſten von Mainz, machte ſich durch ein eigenes Syſtem der Medicin bekannt, welches von den bisher beinah allgemein angenommenen Syſtemen von Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stahl abwich, denn er ſuchte (1770) durch Vereinigung der Humoralpathologie und Nervenpathologie ein Ganzes hervorzubringen. Er nahm die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der feſten Theile und die Verdorbenheit der Säfte, als Reize, zu Grundprincipien ſeines Syſtems an. Die Grade der erregten Reizung ſetzte er auf zehn feſt. Die thieriſchen Säfte ſind nach ihm zwei Hauptverderbniſſen unterworfen, der Säurung und Fäulniß. Letztere findet am häufigſten Statt, und verurſacht die meiſten krankhaften Reizungen, z. B. alle anſteckende Fiebermaterien, alle thieriſche Gifte, alle Stoffe, welche Fieber und ſelbſt Entzündungen hervorbringen; die Krankheitsſtoffe in den Ge=

därmen bei der Hypochondrie, in den Knochen beim Skorbut, in den Gelenken beim Podagra u. ſ. w. Als Reinigungsmittel der verdorbenen Säfte dienen die Abſonderungen und Ausleerungen, durch Ausdünſtung u. ſ. w., beſonders auch durch das Ausathmen, indem die Lungen die vorzüglichſten Reinigungsorgane für das Blut von den ſauren und faulen Stoffen deſſelben ſind. Von der Zurückhaltung dieſer verdorbenen Stoffe im Blut entſtehen viele Krankheiten. Die Blatterkrankheit hat nach ſeiner Theorie ihren Sitz in unzähligen kleinen Drüſen in der Haut, dieſe ſondern eine gewiſſe Feuchtigkeit ab, welche durch ihren Uebergang in die faule Verderbniß einen Reiz auf die Ausführungsgänge jener Drüſen, und dadurch alle Erſcheinungen der Blatterkrankheit hervorbringen. Durch das Verwachſen dieſer Blatterdrüſen geht alsdann die Fähigkeit, ferner die Feuchtigkeit abzuſondern und eine Blatterkrankheit zu erregen, für immer verloren. H.

Hofmannswaldau (Chriſtian Hofmann von), geb. d. 25. Decbr. 1618 zu Breslau, wo ſein Vater kaiſerlicher Kammerrath war, geſt. daſ. d. 18. April 1679 als Präſident des Rathscollegiums und kaiſerlicher Rath. Auf der Schule ſeiner Vaterſtadt ſchon zeichnete er ſich durch ſeine Fähigkeiten aus, und zu Danzig, wohin er nachher aufs Gymnaſium kam, zeigte er auch Anlage und Liebe zur Poeſie. Unter Salmaſius, Voſſius, Boxhorn und Barläus ſtudirte er zu Leiden, reiſte nachher mit dem Fürſten von Fremonville durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien, kehrte über Wien in ſeine Vaterſtadt zurück, und erhielt hier ſogleich, ungeachtet er das erfoderliche Alter noch nicht erreicht hatte, die Stelle eines Rathsherrn. Seine Muße widmete er der Poeſie, und es gelang ihm, ſich dadurch, freilich auf Koſten des guten Geſchmacks, einen bedeutenden Namen zu erwerben. Er und Lohenſtein vertauſchten die Einfachheit und correcte Nüchternheit der Schleſiſchen Schule gegen die Marino'ſche Affectation und eine falſche Erhabenheit, die nur zu oft in lächerlichen Bombaſt ausartete. Daß ſie dem guten Geſchmack ſchadeten, liegt am Tage: indeß haben ſie doch auch kein geringes Verdienſt um die Bereicherung unſerer bildſamen Sprache. Hofmannswaldau war der erſte, welcher Heroiden in Deutſcher Sprache ſchrieb, die aber ſtatt inniger Empfindung Schlüpfrigkeit, ſtatt leidenſchaftlichen Ausdrucks Nonſens, ſtatt tiefer Kenntniß des Herzens nur Plattheiten haben.

Hofnarren. Im Mittelalter und bis in das 17. Jahrhundert herab hatte man an geiſtlichen und weltlichen Höfen für die Luſtigmacher ein ordentliches Amt, und dieſe hießen dann Hofnarren (Fou du roi en titre d'office), wenn ſie als Luſtigmacher wirkliche Beſtallung hatten, denn manche Luſtigmacher bekleideten Hof- oder Kriegschargen, und führten jenen Titel nicht. Bisweilen kommen ſie auch, zumal in Frankreich, unter der Benennung von Hofpoeten vor, oder werden auch luſtige Räthe, kurzweilige Räthe, Tiſchräthe genannt, wenn ihr Hofamt erfoderte, das Ceremoniel des Hofes zu reguliren. Es iſt nicht nöthig, uns über ihren Urſprung in lange Unterſuchungen einzulaſſen. Addiſon und Home leiten ihn aus dem Stolze, Shaftsbury aus dem Despotismus der Großen her, es iſt aber wohl natürlicher, ihn aus dem Hange zu Erheiterungen nach anſtrengenden Geſchäften abzuleiten. „Einige, ſagt Flögel, waren von grober Art, als Claus Narr, welche alles herausredeten, was ihnen einfiel, keinen Unterſch-

unter den Perſonen und Zeiten machten, ſich der gröbſten Poſſen, Unfläthereien und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal ein witziger Einfall mit vorkam, ſo wurde er doch von hundert einfältigen und dummen Einfällen verdrungen. Andere im Gegentheil waren witzige, ſinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, ſchlaue Hofleute von der feinſten Art. Sie nähern ſich in ihren Reden und Handlungen niemals der Grobheit, ſie befleißigen ſich der Höflichkeit und des Wohlſtandes in allen Sachen, ſind voll luſtiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Geſpräche, lächerlicher Sprüchwörter, und ihr Umgang iſt ſo annehmlich, daß man ſie muß lieb haben. Andere waren bloß Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die ſich verſpotten ließen, bloß um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürſten haben auch an einfältigen, blödſinnigen, melancholiſchen, Leuten und wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden, und ſie als Hofnarren gebraucht. Ja die häßlichen Zwerge, rachitiſche Ungeheuer, krumm und ſchief gewachſene Menſchen ſind oft als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich ſcheinen pedantiſche Gelehrte der rechte Wetzſtein zu ſeyn, an dem ſich der Witz der Hofleute ſchleifen kann, welches das klägliche Beiſpiel des Freiherrn Paul von Gundling bezeugt." Flögel hat in einer eignen Geſchichte der Hofnarren (Liegnitz, 1789) die vorzüglichſten derſelben bei den verſchiedenen Nationen aufgezeichnet, und wir verweiſen um ſo lieber auf dieſes intereſſante Werk, da wir uns auf das Detail hier nicht einlaſſen können. Ehedem zeichneten dieſe officiellen Narren ſich durch eine eigne Tracht aus, und dazu gehörte 1) der beſchorne Kopf. 2) die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogel, Koggel, Kagel (vom lateiniſchen Cuculus), eine, ſonſt beiden Geſchlechtern gemeine, Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Geſtalt, und bisweilen einem türkiſchen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel den Narren vielleicht nicht genug charakteriſirte, weil auch Gelehrte, Mönche und gemeine Leute ſolche trugen, ſo fügte man 3) Eſelsohren hinzu, welche ſeit dem 15. Jahrhundert ein Prädikat und Schmuck der Narren waren. 4) Daß aber auch ſchon im 15. Jahrhundert der Hahnenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen. 5) Der Narrenkolben (Marotte) gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, und war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben (Typha L.) führt, in Sümpfen wächſt, und erſt braune, dann ſchwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenſcepter. Nachher machte man ſie von Leder in Form einer Herculeskeule, mit einem Riemen, daß ſie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen laſſen, entweder damit zu necken, oder ſich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer den ſchlechten Narrenkolben hatte man aber auch ſehr zierliche und künſtlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befeſtigt war. 6) Auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7) die Schellen, die, ſo wie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz geweſen waren, weshalb es in dem bekannten halb Deutſchen und halb Lateiniſchen Kirchenliede des Petrus Dresdenſis von 1410 heißt: Da die Schellen klingen in regis curia. Etwa gegen die Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden ſie ein eigenthümlicher Putz der Narren, welche ſie theils am Ende der Eſelsohren, theils auf der Kappe, wo ſonſt der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils ſtatt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knien, dem Ellenbogen, den Schuhſpitzen

u. ſ. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, man habe den Narren deshalb eine ſo ſeltſame Tracht gegeben, damit ſie von Niemand beleidigt würden, wenn ſie etwas Närriſches ſagten, oder thäten, welches ſonſt einem verſtändigen Manne nicht ungeſtraft hingehen würde; die Schellen wären alſo gleichſam eine Warnungsglocke. Daß indeß in einer ſolchen Tracht nicht ſtets der größte Narr des Hofes ſtack; daß ſich bisweilen unter einer Kappe mehr Verſtand, Witz und Weisheit, als in einem ganzen geheimen Rathscollegium fand, und daß ſich oft unter die Schellen des Narren die geächtete Wahrheit flüchtete, bedarf wohl keiner Erinnerung. Dr. Lamprechter, Rath bei Carl V., pflegte zu ſagen: „Ein jeder Fürſt muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt." Vielleicht konnte man ſagen, an dem Narren erkenne man den Herrn; geiſtreiche Fürſten liebten auch geiſtreiche Narren, ſolche, wie jenen, welcher äußerte, wer ein guter Narr ſeyn wolle, müſſe zuvor klug geweſen ſeyn. Daß ſich in einer Geſchichte der Hofnarren des Sonderbaren mancherlei finden werde, läßt ſich erwarten; das Sonderbarſte darin iſt aber doch wohl die förmliche Organiſation der Hofnarren am Hofe Peters des Großen. Dieſer ſeltne und ſeltſame Fürſt hatte eine ſehr große Anzahl von Hofnarren, die in gewiſſe Klaſſen eingetheilt waren. In der einen Klaſſe waren die, denen von Natur Verſtand mangelte, und die aus Mitleid unterhalten wurden; in einer andern ſolche, die in ihren ehemaligen Bedienungen wirkliche Narrheiten ohne einen vernünftigen Zweck begangen hatten. Dieſe waren eben ſo zur Strafe Narren, als die dritte Klaſſe, die aus ſolchen beſtand, welche, um einer Strafe zu entgehen, ſich närriſch geſtellt hatten, und eine vierte, in welche bloß ſolche kamen, die in fremde Länder geſchickt worden waren, und nichts gelernt hatten. dd.

Hofwyl, ſ. Fellenberg.

Hogarth (Wilhelm), berühmter Maler und Kupferſtecher, wurde (ſeinen eignen Memorien zufolge) geboren zu London am 10. Nov. 1697. Sein erſter Auftritt in der Welt ſchien keinen glänzenden Erfolg zu verſprechen, denn der junge Hogarth wurde bei einem mittelmäßigen Silberſchmied in die Lehre gethan, wo er mit Eingrabung von Wappen, Namenszügen und unbedeutenden Figuren ſich beſchäftigte. Kaum aber war er der Lehre entlaſſen, ſo beſuchte er die Akademie von St. Martin's-lane, und beſchäftigte ſich eifrig mit Zeichnen nach der Natur, ohne jedoch mehr als mittelmäßige Fortſchritte hierin zu machen. Er ſchien nicht zum bloßen Copiſten der menſchlichen Geſtalt beſtimmt, ſein Genie machte ihn zum Maler der Charaktere, der Leidenſchaften, der Sele der Figuren, die er auf die Leinwand trug. Wurde daher Hogarth gleich kein großer Maler in Hinſicht auf Colorit, Helldunkel und was man ſonſt vom eigentlichen Maler rühmt, ja wurde er ſogar nicht einmal ein völlig correcter Zeichner; ſo gehört er doch durch Neuheit der Erfindungen, Reichthum der Gedanken, Wahrheit im Ausdruck, Geiſt und Witz der Compoſitionen zu den ausgezeichneteſten Künſtlern. Beſonders ſtark war er in komiſch-ſatyriſchen Darſtellungen, und hatte einen eigenen feinen Beobachtungsgeiſt für das Lächerliche, das er mit gleicher Leichtigkeit auffaßte und darſtellte. Oft entwarf er in Geſellſchaften unvermerkt die Hauptzüge einer Scene mit Bleiſtift auf dem Nagel ſeines Daumens, und trug ſie ſo nach Haus in ſein Collectaneenbuch. Caricatur wurde deshalb ſein Hauptfach, jedoch in einem edleren Sinne, als man dieſe gewöhnlich

nimmt. (S. Caricatur). In ſeiner früheſten Kunſtperiode ſah er ſich oft vom Mangel gedrückt. Seine Wirthin quälte ihn einſt um Bezahlung der geringen Summe ſeines Miethzinſes ſo ſehr, daß er ſich durch ein Caricatur-Portrait an derſelben rächte, und dieſes einzige Portrait würde hingereicht haben, zu beweiſen, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit er es in dieſer Gattung bringen würde. Wie lange er in dieſem Zuſtande dürftiger Dunkelheit geblieben, iſt nicht leicht zu beſtimmen; er beſchäftigte ſich während dieſer Zeit mit Wappengraben, verfertigte Adreſſen für Kaufleute, und in der Folge zeichnete und ſtach er Platten für Buchhändler. Dies geſchah in den Jahren 1726 — 1733. Keine dieſer Arbeiten kündigte ein beſonderes Kunſttalent an, nur die 17 Platten zu der Duodezausgabe des Hudibras ließen einen mehr als mittelmäßigen Künſtler ahnden. Hierauf legte ſich Hogarth auf Portraitmalerei, eine Gattung, die ſich für einen Mann, dem jede Schmeichelei fremd war, und der bei Auffindung lächerlicher Züge ſeinen Satyr nicht im Zaum halten konnte, wenig ſchickte. Dennoch verſchafften ihm ſeine Leichtigkeit zu treffen, und die eigne Art, wie er Familiengruppen und ganze Zirkel darſtellte, eine Zeitlang viel Arbeit. Im J. 1730 vermählte er ſich mit der einzigen Tochter des königlichen Malers Jakob Thornhill, und bezog kurz hierauf eine Sommerwohnung zu South-Lambeth. Da er damals mit Herrn Tyers eng verbunden war, ſo trug er zu den Verſchönerungen des Frühlingsgartens im Vaux-hall durch ſeine Malereien vieles bei. Von ihm ſind z. B. die 4 Tageszeiten, welche Haymann copirt hat. Tyers verehrte ihm zum Dank eine goldene Einlaßcharte für ſich und ſeine Freunde, mit der Aufſchrift: In perpetuam beneficii memoriam (zum beſtändigen Andenken einer Wohlthat). Im Jahr 1733 fing ſich jedoch der Ruf Hogarths erſt an zu verbreiten, vornehmlich durch das dritte Blatt aus dem Leben eines Freudenmädchen (The jew decoyed, or a Harlot's progreſs), wodurch er den Großen der Nation bekannt ward. Die Darſtellung dieſes Lebenslaufes fand ſolchen Beifall, daß der Künſtler über 1200 Subſcribenten erhielt. Jetzt hatte er beides, ſeine eigenthümliche Sphäre gefunden und ſeinen Ruf begründet. Nach dem Wunſche des Abbe Dubos ſtellte Hogarth ganze Folgen dar, eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten aus dem Leben einer Perſon von der Geburt bis zum Grabe. In jenen Blättern ſtellte er ein junges Mädchen dar, wie es in der Hauptſtadt ankommt, und führt es durch alle wechſelnden Scenen des Laſters bis zu einem frühzeitigen Tode. Was es heiße, für den Geiſt und das Herz zu malen, hat Hogarth hierin meiſterhaft gezeigt, und vielleicht hat noch nie ein Künſtler vor ihm ſeinen Pinſel ſo für den Nutzen der Moral verwendet. In gleichem Sinn und Geiſte ſind das Leben eines Lüderlichen, ſeine Heirath nach der Mode u. a. m. dargeſtellt, während andere ſeiner Werke, z. B. ſein Jahrmarkt von Southwark u. a. mehr humoriſtiſch ſind eine Gattung, in welcher Hogarth nicht weniger glänzend ſich hervorthat. Nicht zufrieden aber damit, ehrenvoll auf einer Bahn zu wandeln, welche vor ihm noch Keiner betreten hatte, wollte Hogarth ſich auch als Hiſtorienmaler auszeichnen. Im Jahr 1736 lieferte er für das Bartholomäushoſpital zwei Gemälde, den Teich von Betheſda und den barmherzigen Samariter; allein das Genie, das in Scenen des Laſters und Unglücks des gemeinen Lebens ſich auszeichnend bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Anmuth und Würde erheiſchten; auch bei den ernſteſten Gegenſtänden konnte er die komiſchen Züge nicht unterdrücken. So auch in ſeiner

Predigt des heil. Paulus, in ſeiner Tochter Pharao's; nur ſein Gemälde von Richard III. iſt frei davon. Im J. 1753 gab er ſeine *Analyſe der Schönheit* heraus (überſ. von Mylius unter des Verfaſſers Augen. Berl. 1754), worin er durch eine Menge von Beiſpielen zu beweiſen ſucht, daß die Wellen- oder Schlangenlinie die wahre Schönheitslinie ſey. Bei dieſer Arbeit half ihm bis zum neunten Kapitel der Dr. Benj. Hoaldy; nachher M. Ralph, mit dem ſich aber Hogarth nicht lange vertrug; das ganze Werk wurde endlich von dem Dr. Morell durchgeſehen, und von Townsley die Vorrede geſchrieben. Hogarth that ſich auf dieſe Entdeckung etwas zu Gute. Zuerſt trug er ſeinen Gedanken ohne weitere Erklärung vor, ſtach ſein eigenes Portrait, unten mit einer Malerpalette, auf welcher dieſe Linie dargeſtellt war mit der Unterſchrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, und als er ſich hernach weiter darüber erklärte, ſagte man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, das habe man längſt gewußt. Dieſes veranlaßte ihn, ein Blatt zu entwerfen, welches er gratis als Empfangſchein an die Subſcribenten auf ſeine Analyſe der Schönheit ausgab, Columbus darſtellend, wie er ein Ei auf die Spitze ſtellt, zur Widerlegung gegen jene, die die neue Welt auch wollten gekannt haben, bevor er ſie entdeckte. Um die Eier in der Schüſſel ſchmiegen ſich ein Paar kleine Aale her, das Symbol der Hogarthiſchen Schlangenlinie. Was der Künſtler nun damit wollte, liegt am Tage. Freilich iſt die Vergleichung ein wenig überſpannt, allein Hogarth war ein einfacher offener Mann, der nie heuchelte, und ſelbſt dann nicht, wenn es auf mündliche Würdigung eigner Verdienſte ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer Londonſchen Auction für 1624 Thaler wegging, ſagte er treuherzig: wenn mir jemand eben ſo viel Geld gibt, ſo will ich wohl noch etwas beſſeres machen! Lord Grosvenor hielt ihn beim Wort; er mußte eine Sigismunda malen und — mußte ſie behalten. Hogarth erlag in dem Wettſtreit, wie wohl leicht zu vermuthen war, aber bei weitem nicht ſo ſchimpflich, als manche haben vorgeben wollen. Sein Gemälde ſoll reelles Verdienſt haben, und wurde nach dem Tode ſeiner Wittwe von Boydell für die Shakeſpear-Gallerie gekauft. Im Jahr 1757 legte Thornhill ſeine Stelle als Maler des Königs zu Hogarths Gunſten nieder. Bald darauf aber wankte Hogarths Geſundheit. Er ſtarb d. 26. October 1764, im 67ſten Jahr ſeines Alters. Seine Werke wollen ſtudirt ſeyn, indem der geiſtreiche Künſtler faſt in jedes noch ſo kleine Beiwerk, in jeden einzelnen Zug, witzige, komiſch-ſatyriſche Bedeutung und Anſpielung legte. Man kann deshalb der Commentare zu ſeinen Werken nicht entbehren. Die vorzüglichſten darunter ſind: Hogarth illustrated by John Ireland. 3. Vol. 8. Lond. 1791. und *Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche, mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copien derſelben von E. Riepenhauſen*. 6. Bde. Gött. 1796. In der Franzöſiſchen Ueberſetzung der Hogarthiſchen Analyſe der Schönheit von *Janſen* (Par. 1805. 2. Bde) findet man eine ſehr ſchätzenswerthe Notice chronologique, historique et critique de tous les ouvrages de peinture et de gravure de Mr. Hogarth.
dd.

Höhe. In der Geometrie heißt die Höhe eines Punktes ſeine Erhebung über die *Horizontalebene*. Man denke ſich durch den erhabenen Punkt eine auf die Horizontalebene ſenkrechte Linie (Ver-

ticallinie) gezogen, ſo iſt die Länge dieſer Linie die Höhe des Punktes. In der Schiffarthskunde ſtehet Höhe ſtatt Polhöhe. Wenn ein Schiff, in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher geographiſcher Breite (Polhöhe) mit demſelben ſich befindet, ſagt man, es ſey auf der Höhe dieſes Ortes. Ferner auf der hohen See ſeyn; die See gehet hoch. —

Höhenkreis oder Almucantarath oder Almikanter. Der Himmel erſcheint uns als ein weites Kreisgewölbe, und die Sterne an demſelben unendlich weit von uns entfernt. Um die Lage der Sterne am Himmelsgewölbe zu beſtimmen, mißt man ihr Azimuth und ihre Höhe, d. i. ihren Hohenwinkel. Man denke ſich einen Kreis durch den Stern und durch das Zenith und Nadir unſers Beobachtungsortes, ſo iſt der Bogen dieſes Kreiſes, zwiſchen dem Stern und dem Horizonte, der Höhe des Sterns oder dem Höhenwinkel gleich. Denkt man ſich durch den Stern einen Kreis gelegt, mit dem Horizont parallel, ſo heißt dieſer der Höhenkreis des Sternes, ſo daß alle Sterne, die gleiche Höhe haben, auch in demſelben Höhenkreiſe liegen. L.

Höhenmeſſung, Höhenwinkel. Das einfachſte Mittel, die Höhe eines Gegenſtandes, z. B. eines Thurmes oder Baumes, zu meſſen, wäre offenbar durch Anlegung von Maßſtäben oder durch die Meßſchnur. Zu dieſer Art von unmittelbaren Höhenmeſſungen iſt noch das Nivelliren zu rechnen. (S. Nivelliren). Dazu würde aber erfodert, daß man überall zu dem Gegenſtande hingelangen könnte. Iſt nun dies nicht möglich, ſo muß man zu trigonometriſchen Hilfsmitteln ſeine Zuflucht nehmen. Kann man noch geradezu zu dem Fuße des Gegenſtandes gelangen, ſo meſſe man von hieraus in der Horizontalebene eine gerade Linie von gewiſſer Länge, und an dem Endpunkte dieſer Linie meſſe man in der Verticalebene, die man ſich durch den Gegenſtand gelegt denkt, den Winkel, den die Geſichtslinie zu der Spitze des Gegenſtandes mit der Horizontallinie macht, das heißt den Höhenwinkel; alsdann läßt ſich, nach den Lehrſätzen der Trigonometrie, in dem verticalen Dreieck aus der gemeſſenen Grundlinie und Winkel und dem rechten Winkel, die andere Seite des Dreiecks oder die Höhe des Gegenſtandes ſelbſt finden. Kann man aber von keiner Seite geradezu zu dem Fuße des Gegenſtandes ſelbſt gelangen, wie z. B. bei einem Berge, ſo meſſe man in einiger Entfernung davon eine gerade Linie, welche verlängert den eigentlichen Fuß treffen würde; an den beiden Endpunkten der gemeſſenen Linie meſſe man ferner die Höhenwinkel der Spitze des Gegenſtandes, und dann läßt ſich wieder aus dieſen gefundenen Größen, nach trigonometriſchen Sätzen, die Höhe ſelbſt berechnen. Kann man endlich auch keine gerade Linie meſſen, die verlängert den Fuß des Gegenſtandes ſelbſt träfe, ſo hat man nur irgend eine andere gerade Linie zu beſtimmen, an ihren beiden Endpunkten die Höhenwinkel zu meſſen, und nun noch an einem dritten Punkte, deſſen Lage gegen die beiden vorigen Punkte man kennt oder ſucht, wieder den Höhenwinkel zu beſtimmen, woraus ſich dann auch die Höhe ſelbſt berechnen läßt. Bei allen dieſen Meſſungen liegt aber die Vorausſetzung zum Grunde, daß man alle jene erwähnten Stücke in der Horizontalebene, die durch den Fuß der Höhe gehet, meſſen könne. Iſt dies nicht der Fall, ſo muß man bei den in einer andern Ebene gemeſſenen Linien und Winkeln erſt ihre Abweichung von der Horizontalebene beſtimmen, und daraus dann die Höhe des Gegenſtandes berechnen. Die Kenntniß

und Benutzung einiger phyſikaliſchen Geſetze macht aber die Höhenmeſſungen noch auf einem andern Wege als dem ſo eben angezeigten, rein geometriſchen, möglich. Da aus der Phyſik bekannt iſt, daß ein ſchwerer Körper in einer gewiſſen Zeit immer durch eine beſtimmte Höhe fällt, daß er in dem erſten Zeittheil von der Länge einer Secunde durch 15,015 Pariſer Fuß fällt, in der zweiten Secunde durch 4 Mal 15,015 gleich 60,060 Fuß, in der dritten durch 9 Mal 15,015 gleich 135,135 u. ſ. w., daß man, um die Höhe zu erfahren, durch welche ein Körper nach einer beſtimmten Zahl von Secunden gefallen iſt, das Quadrat der Secundenzahl mit 15,015 Pariſer Fuß multipliciren muß, ſo läßt ſich nun, wenn man die Zeit beobachtet, welche ein ſchwerer Körper, den man von einem Thurm oder in eine Grube fallen läßt, gebraucht, um zur Erde zu gelangen, aus der beobachteten Zeit die Höhe des Thurmes oder die Tiefe der Grube, jedoch nur ungefähr, berechnen. Eine andere Art von Höhenmeſſung iſt folgende. Indem es als ein in der Phyſik erwieſenes Geſetz gilt, welches von ſeinem Erfinder Mariotte das mariottiſche heißt, daß die Dichtigkeit oder Schwere der Luft genau ſich verhält, wie der Druck, unter dem ſie ſtehet; daß die Schwere der Luft alſo deſto mehr abnehmen muß, je höher man in der Atmoſphäre ſteigt, weil dann auch die Menge der Luft, welche auf die untere drückt, immer mehr abnimmt, ſo müßte es nur ein leichtes Mittel geben, in den verſchiedenen Höhen die Schwere der Luft genau zu beſtimmen, um dann aus dem Unterſchiede dieſer Schwere die Höhe der verſchiedenen Oerter übereinander gegenſeitig zu berechnen. Dieſes leichte Mittel nun, die Luft abzuwiegen, hat man in dem Barometer, da daſſelbe immer die Höhe der Queckſilberſäule anzeigt, welche einer Luftſäule von demſelben Umfange, die bis ans Ende der Atmoſphäre reicht, das Gleichgewicht hält, d. h. eben ſo ſchwer iſt, als dieſe. Kennt man nun das Verhältniß der ſpecifiſchen Gewichte der Luft und des Queckſilbers, ſo läßt ſich leicht berechnen, wie hoch man in der Atmoſphäre geſtiegen iſt. Weil indeß das Geſetz nicht genau bekannt iſt, nach welchem die Wärme der Luft in den großen Höhen abnimmt, ſo wird man ſehr zufrieden ſeyn müſſen, wenn man bei einer einmaligen Meſſung einer Höhe von 200 Fuß nur um etwa 1 Fuß fehlt, welches bei den größten uns bekannten Höhen, wie der des Chimboraſſo und den noch größern, welche Gay-Luſſac mit ſeinem Luftballon erreichte, von etwa 20,000 Fuß, doch nur den, bei einer ſo großen Höhe ſehr unbedeutenden, Fehler von 100 Fuß erzeugen würde. An von einander entlegenen Orten pflegt man Jahre hindurch täglich die Barometerſtände zu beobachten, und daraus das Mittel, oder den ſogenannten mittleren Barometerſtand für dieſe Orte herzuleiten, aus deren Unterſchied man dann den Unterſchied der Höhen der Orte ſelbſt und auch ihre Höhe über dem Meere berechnen kann, da genaue Beobachtungen den mittlern Barometerſtand an der Oberfläche des Mittelländiſchen Meeres zu 2818 Pariſer Zoll gegeben haben. Noch iſt eines andern Mittels zu erwähnen, welches dienen kann, die ungefähre Höhe eines Thurmes oder Hauſes zu beſtimmen, indem man bei Sonnenſchein die Länge des Schattens mißt, den der Thurm wirft, und zu gleicher Zeit die Schattenlänge eines ſenkrecht aufgeſtellten Stabes oder einer Mauer, deren Höhe bekannt iſt. Dann verhält ſich die Schattenlänge des Stabes zu der des Thurmes, wie die Höhe des Stabes zu der zu findenden Höhe des Thurmes. Hiebei muß man aber

auch zu dem Fuße des Gegenſtandes ſelbſt gelangen können, und die unſichere Gränze des Schattens läßt wenig Genauigkeit zu. L.

Höhenrauch oder Heerrauch, ein anhaltender, weit ſich verbreitender trockner Nebel, der aus ſchwefligen und andern Dünſten beſteht und die Luft trübe und weniger durchſichtig macht, ſo daß die Sonne bleich erſcheint. Er heißt auch Landrauch, Sonnenrauch.

Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte. Der Stat als eine nothwendige Verbindung der Menſchen unter äußerem Geſetz und einer höchſten Macht, iſt nicht denkbar ohne eine Oberherrſchaft, von welcher dieſes Geſetz ausgeht, und welcher dieſe höchſte Macht zur Aufrechthaltung des Geſetzes und zum Beſtehen des Ganzen zukommt. Dieſe Oberherrſchaft wird durch eine oder mehrere Perſonen, nach Verſchiedenheit der Verfaſſungen, ausgeübt, welche Regenten (Herrſcher) genannt werden. Ihre Würde nennt man Hoheit, und ihre Rechte Hoheitsrechte, insbeſondere ſofern ſie nicht erworbene ſind und auf einem beſondern Rechtsgrunde beruhen (wodurch man ſie von Regalien unterſcheiden will), ſondern in dem Begriff und Weſen der Statsgewalt begründet ſind. Statsgewalt aber nennt man überhaupt den aus dem Zwecke des Stats hervorgehenden Inbegriff der Rechte und Mittel, welche dem Regenten zur Beförderung des Statszweckes zukommen müſſen. So viele weſentlich verſchiedene Zwecke und Mittel es alſo in Beziehung auf den oberſten Zweck des Stats gibt, ſo viele Ausflüſſe der Statsgewalt oder Klaſſen der Hoheitsrechte gibt es, welche man Statsgewalten in der Mehrzahl, oder Hoheiten nennt; denn der Regent hat zur Ausübung aller ſeiner Rechte im Stat auch die nöthige Gewalt. Indeſſen braucht man die Ausdrücke Hoheiten und Hoheitsrechte oft gleichbedeutend, für einen Inbegriff der Rechte, welche dem Regenten zukommen. Auch werden die Hoheitsrechte in Hinſicht auf ihre Ausübung Regirungsrechte genannt, obgleich man unter letztern oft in einem engern Sinn die ſogenannten Regalien verſteht: denn in der Namengebung findet unter den Statsrechtslehrern in dieſem Punkt eine große Verſchiedenheit Statt. Man theilt ſie aber nach der doppelten Beziehung des Stats (zu ſeinen Bürgern und zu andern Staten) in innere und äußere Hoheitsrechte; die inneren wiederum a) nach den verſchiedenen zum Grunde liegenden oder von denſelben abhängigen Zwecken des Stats, zu welchen die Regirung hinwirken muß, in urſprüngliche (die Polizei- und Juſtizhoheit oder Gewalt) und abgeleitete Hoheitsrechte (Regirungsrechte im engern Sinn), z. B. das Recht der Aemter und Würden, die Finanzhoheit, Militärgewalt; b) nach der verſchiedenen Art und Weiſe, wie die Regirung zu dieſen Zwecken wirken muß, in geſetzgebende (legislative) und ausübende (executive) Gewalt, welche in der Oberaufſicht ſich verbinden. T.

Hohenlinden, ein Baierſcher Ort zwiſchen Ampfing und München, bekannt durch einen daſelbſt am 20. Sept. 1800 zwiſchen den Oeſtreichern und Franzoſen geſchloſſenen Waffenſtillſtand. Am 7. Nov. wurde der Befehl zur Aufkündigung ertheilt, und am 27. eröffnete Moreau durch eine Proclamation das Wiederbeginnen der Feindſeligkeiten, worauf am 2. Dec. die Schlacht bei Hohenlinden erfolgte, worin Moreau ſiegte. S. Moreau. Nur der abermalige Waffenſtillſtand von Steyer am 25. December 1800 konnte das weitere Vorrücken des Siegers von Hohenlinden gegen die kaiſerliche Hauptſtadt

Oeſtreichs, von der die Franzöſiſchen Vorpoſten nur noch zehn Meilen entfernt ſtanden, aufhalten. Man kann wohl ſagen, daß Moreau durch jenen Sieg den Frieden von Lüneville ſeinem Vaterland erobert habe. I.

Hohenlohe. Noch ſind in Franken, nicht fern von Hollach und Uffenheim, die Ruinen der Burg Hohenlohe zu ſehen. Dorther ſtammen die ehemaligen Grafen, nun Fürſten von Hohenlohe, die Nachkommen Herzogs Eberhard von Franken, Bruders des Deutſchen Königs Konrad I., deren erſter unter dem Namen Crato im 9. Jahrhundert vorkömmt. In zwei Linien blühete ehedem dies Haus, die ſich Hohenlohe-Brauneck und Hohenlohe-Hohenlohe nannten. Nachdem aber die erſtere (1390) beim Abſterben der Gebrüder Konrad und Gottfried erloſchen war, theilte ſich die Hohenlohiſche 1) in die Oberländiſche zu Weikersheim und Schillingsfürſt und 2) in die Unterländiſche zu Neuenſtein und Waldenburg; aber auch jene, die Oberländiſche, erloſch (1546) mit dem Grafen Wolfgang, ſo wie mit der Unterländiſchen der Zweig von Neuenſtein (1550) mit Graf Albrecht verblühete. Die drei Söhne des verblicbenen Grafen Georg zu Waldenburg theilten das ganze ihnen zugefallene Erbe; es erhielt der älteſte, Ludwig Caſimir, die Neuenſteiniſchen Lande, der zweite, Eberhard, die Waldenburgiſchen, und der jüngſte, Georg, Weikersheim und Schillingsfürſt; doch des letztern Leben war nur kurz, und Weikersheim fiel nun an Caſimir, ſo wie Schillingsfürſt an Eberhard, wodurch die noch beſtehenden beiden Hauptlinien, die Neuenſteiniſche oder Evangeliſche, und die Waldenburgiſche oder Katholiſche, gegründet wurden. Zu der Neuenſteiniſchen oder Evangeliſchen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Langenburg (Reſid. Langenburg), Hohenl. Ingelfingen (Reſid. Oehringen), Hohenl. Kirchberg (Reſ. Kirchberg); zu der Waldenburgiſchen oder Katholiſchen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Bartenſtein zu Bartenſtein, Hohenl. Bartenſtein zu Jartberg und Hohenlohe-Schillingsfurſt. Als die Kaiſer Karl VII. und Franz I. (1744 u. 1764) die Abſtammung der Grafen Hohenlohe aus dem Herzoglich-Fränkiſchen Geblüt anerkannt hatten, wurden ſie in den Reichsfürſtenſtand und ihre Lande zu unmittelbaren Fürſtenthümern erhoben. Der Reichsreceß vom Jahr 1803 verlieh ihnen auch drei Stimmen im Reichsfürſtenrathe; allein die Auflöſung des Deutſchen Reichskörpers, welche auch jenen Fürſtenrath vernichtete, und die Acte des Rheiniſchen Bundes machte die Fürſten von Hohenlohe zu Vaſallen, theils des Königs von Baiern, theils des Königs von Wirtemberg, welcher letztere (im Juni 1808) ihnen das Kron-Erb-Marſchallamt in ſeinem Königreich ertheilte. Die Succeſſion geſchieht in dieſem Hauſe nach dem Recht der Erſtgeburt, das bei den verſchiedenen Linien zu verſchiedenen Zeiten eingeführt worden iſt; ein Hausgeſetz gibt den älteſten Fürſten des Geſammthauſes das Seniorat. Der merkwürdigſte Prinz des Hauſes iſt der reſignirte Fürſt Friedrich Ludwig, von

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig Fürſt von), welcher als Preußiſcher Feldherr in der Geſchichte der Preußiſchen Armee eine denkwürdige Rolle geſpielt hat; er war 1746 geboren und ſuccedirte ſeinem Vater im J. 1796. Als Erbprinz, General der Cavallerie und Inhaber eines Infanterieregiments begleitete er den König von Preußen zu der berühmten Zuſammenkunft in Pillnitz, und commandirte 1792 eine Diviſion gegen die Franzoſen; ruhmvoll wa-

ten für ihn 1793 die Treffen bei Oppenheim, Pirmaſens, Hornbac und ſein Antheil an der Wegnahme der Weißenburger Linien; 179 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiſerslautern, wurde 1795 z einer Beredung mit dem Oeſtreichiſchen General Seckendorf über di Fortſetzung des Kriegs gegen Frankreich abgeſendet, und erhielt da Commando über den Neutralitätscordon an der Ems, ward auch Ge neralinſpecteur der Schleſiſchen und Fränkiſchen Truppen, und erhiel das Bürgerrecht der Stadt Frankfurt am Main. Im Februar 17 gelangte er durch den Tod ſeines Vaters zur Regirung, blieb aber i ſeinen Dienſtverhältniſſen zu Preußen, deſſen König ihm durch ein Ge ſchenk mit einem koſtbaren Degen ein Zeichen ſeines Wohlwollens gab 1798 ward er wirklicher General der Infanterie, ſodann (1804) Statt halter der Fränkiſchen Fürſtenthümer und Commandant von Breslau Als 1805 Preußen für gut fand, ſeine Armee über die Elbe gegen Fran ken vorrücken zu laſſen, commandirte der Fürſt ein Corps zwiſchen de Saale und dem Thüringer Walde, und als 1806 der Krieg mit Frank reich wirklich losbrach, ſtand er an der Spitze des Corps, deſſen Avant garde unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld geſchlagen wurde, das endlich an jenem verhängnißſchweren 14. Octbr. dem da mals noch nie beſiegten Gegner, deſſen Operationen von einem Zuſam mentreffen widriger Umſtände ſo ſehr zum Nachtheile des Fürſten be günſtiget wurden, ſelbſt unterliegen mußte. Auf dem Rückzuge nac jener Schlacht erhielt er das Generalcommando, und führte nun di Trümmer der großen Preußiſchen Armee, die unter ihm ſich bei Mag deburg wieder geſammelt hatten, der Oder zu, dem Könige nach, de die Preußiſchen Regimenter ſammeln und dann ſeine ganze Arme mit der allmählich anrückenden Ruſſiſchen vereinigen wollte. Doch de Fürſt konnte dem Schickſale nicht entgehen, das er ſelbſt ahnete; di Lage des von ihm entfernten Generals Blücher geſtattete dieſem nich den erhaltenen Befehl des Fürſten, „ſich mit ihm zu vereinigen,“ z vollziehen und ſo, ohne Cavallerie, außer Stand, mit einer durch Mär ſche und Mangel abgematteten Infanterie in einen Kampf mit dem i aller Hinſicht überlegenen Feind ſich einzulaſſen, ſah er ſich genöthigt, am vierzehnten Tage nach der Schlacht von Jena (am 28. Oct. 1806) mit 17,000 Mann zu capituliren. Er ſandte dem Könige ſeine Recht fertigungsſchrift wegen ſeines Schrittes, und ging auf ſein Ehrenwor auf ſeine Güter nach Schleſien, nachdem er alle bisher bekleidete Stel len, ſogar die Regirung ſeiner Lande in die Hände des Erbprinzen, de nunmehrigen Fürſten August, niedergelegt hatte. Nach einem ſpäter erfolgten unfreiwilligen Aufenthalt in Frankreich kam er nach Schleſien zurück, wo er noch auf dem Gute Schlaventſchütz in philoſophiſcher Abgeſchiedenheit lebt. Billig enthalten wir uns zur Zeit noch irgend eines Urtheils über einen Mann, der von Vielen verunglimpft worden iſt, dem nicht immer die reinſten Motive zu ſeinen Handlungen untergeſchoben wurden, den Maſſenbach aber einen „edeln Mann“ nennt. I.

Hohenſtaufen. In der Schlacht bei Merſeburg (1080) zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und dem Gegenkönige Rudolph von Schwaben, in welcher der letztere das Leben durch Gottfried von Bouillon verlor, zeichnete Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenſtaufen in Schwaben unweit Göppingen, der im Heere des Kaiſers diente, ſich unter den Augen ſeines Herrn ſo mannhaft aus, daß dieſer ihm das Herzogthum Schwaben verlieh, und ſeine Tochter Agnes zum ehelichen Gemahl gab. So ward der erſte Grund-

ſtein zur nachmaligen Größe eines Hauſes gelegt, deſſen Erhebung und Verloſchen die wichtigſten Epochen in der Geſchichte des Deutſchen Reichs bezeichnen. Als Herzog Friedrich (1105) ſtarb, hinterließ er zwei Söhne, Friedrich und Konrad; der erſtere folgte ihm als Herzog von Schwaben, und Konrad ward einige Jahre darauf (1116) von ſeinem Oheim, Kaiſer Heinrich V., mit dem neuen Herzogthum Franken ausgeſtattet, welches dieſer aus der ſchon 1057 heimgefallenen Nordbaierſchen Markgrafſchaft errichtet hatte. Des verſtorbenen erſten Herzogs Wittwe, Agnes, vermählte ſich wieder mit Leopold dem Heiligen, Markgrafen von Oeſtreich, und gebar ihm drei Söhne, Leopold, Heinrich und Otto (Biſchof von Freiſingen), welcher letztere in der Folge der Chroniſt von Kaiſers Friedrich I. Thaten wurde. Mit der Todesſtunde Kaiſers Heinrich V. (23. Juli 1125), der den Mannsſtamm des Fränkiſchen Kaiſerreiches beſchloß, begann ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte des Hauſes Hohenſtaufen, denn Herzog Friedrich II. (der Einäugige) von Schwaben ward von dem zur Kaiſerwahl verſammelten Ausſchuß als dritter Candidat (neben Markgraf Leopold IV. von Oeſtreich und Herzog Lothar von Sachſen) zum Deutſchen Throne vorgeſchlagen, und da jene ſich die Ehre wirklich verbaten, ſchien die Krone ihm gewiß, da ein neuer Concurrent kaum zu fürchten war. Allein ſeine Verwandtſchaft mit dem verſtorbenen Kaiſer und ſeine treue Anhänglichkeit an den Ohm ſtanden ihm noch im Wege, denn die beiden Directoren des Wahlgeſchäftes, Erzbiſchof Adalbert von Mainz und der päpſtliche Legat, Cardinal Gerhardt, konnten jene Verwandtſchaft und Treue zu dem verhaßten Heinrich ihm nicht verzeihen. So geſchah es, daß Lothar von Sachſen dennoch (1125) zum König ausgerufen wurde. Sowohl dies, als zunächſt auch des neuen Kaiſers Zurückfoderung der, unter der vorigen Regirung, an die Hohenſtaufen gekommenen Beſitzungen entzündete einen heftigen Krieg zwiſchen ihm und den Gebrüdern Hohenſtaufen. Faſt ganz würde Lothar in dieſem Kampf unterlegen haben, hätte er nicht durch enge Vereinigung mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, dem er ſeine Tochter und das Herzogthum Sachſen gab, ſich gerettet, denn nun konnte Friedrich II. der ihm überlegenen Macht Beider nicht mehr widerſtehen, da ſein Bruder Konrad von Franken nach ſeiner Rückkehr aus dem gelobten Land einen Zug nach Italien, wo er ſich (1128) zum König ausrufen ließ, unternommen und ſo ſeine Macht nicht mit der Friedrichs vereinigt hatte. Der Friede von Mühlhauſen (1135) machte endlich dieſer zehnjährigen Fehde ein Ende, Konrad verzichtete auch darin auf den Titel als Italieniſcher König, erhielt aber doch unter den Herzögen den erſten Rang und, ſo wie ſein Bruder, alle Länder zurück. Aber das achtbare Haus der Hohenſtaufen war zur Krone vom Schickſal beſtimmt, denn hatten nach Heinrichs V. Tode die Tiara und der Krummſtab dem Herzog Friedrich von Schwaben den Weg verſperrt, ſo waren dieſe dort ſo mächtigen Waffen diejenigen, welche nach Lothars erfolgtem Tode (1137) den Herzog Konrad von Franken auf Deutſchlands Thron erhoben (22. Febr. 1138 gewählt und 6. März d. J. gekrönt); Erzbiſchof Adalbert von Trier und der päpſtliche Legat, Cardinal Theodwin, vollbrachten dieſes Werk, denn Konrad, klug und gewandt, hatte die geiſtlichen Stände während Lothar's Regirung für ſich zu gewinnen gewußt, und ſchien ſelbſt den übrigen Ständen (wie der Kirche) — weniger gefährlich, als ſein Ne-

benbuhler — Herzog Heinrich der Stolze) von Sachſen und Baiern, deſſen große Macht man fürchtete. Hiemit war aber auch der ewige Haß der Welfen gegen die Hohenſtaufen, deſſen erſter Keim in jener Verbindung Herzogs Heinrich mit Lothar ſchon lag, entſchieden, welcher dadurch befeſtigt wurde, daß Kaiſer Konrad III. den Herzog Heinrich den Stolzen in die Acht erklärte, und ſeine geſammten Leben einzog und anderweit verlieh; weil dieſer ſeiner Verordnung, das Herzogthum Sachſen, Toscana und einige andere Italieniſche Beſitzungen abzutreten, weil es gegen die Deutſche Verfaſſung ſey, daß ein Fürſt zwei Herzogthümer beſitze," ſich nicht hatte unterwerfen wollen. Ueber 300 Jahre lang dauerte der mit dieſer Thatſache begonnene Zwiſt zwiſchen beiden Häuſern, worin Deutſchland und Italien ſo viele Leiden trafen. Das Vertrauen, welches man allgemein im Reiche zu den Hohenſtaufen hatte, leitete nach Konrads III. Tode (15. Febr. 1152) die Wahl auf ſeinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, Sohn Friedrichs II. (des Einäugigen), der nun in der Reihe der Deutſchen Könige Friedrich I., mit dem Beinamen Barbaroſſa, der Rothbart, hieß. Ihm haben wir ſchon einen eigenen Artikel gewidmet, ſo wie ſeinem Sohn und Nachfolger Heinrich VI. (1190—1197). Doch Friedrich I. hatte durch ſeine ſtets anwachſende Macht in Italien die Eiferſucht und den Haß des Papſtes ſich zugezogen; hierin lag wohl der wichtigſte Grund, daß Heinrichs VI. Bemühungen, die Deutſche Krone erblich an ſeine Familie zu bringen, ungeachtet der ſchon geſchehenen ſchriftlichen Einwilligung von 50 Reichsſtänden, ſcheiterten, daß er kaum die Ernennung ſeines zweijährigen Sohnes Friedrich zu ſeinem Nachfolger erlangte (1196). Der päpſtliche Widerwille gegen die Hohenſtaufen bewirkte denn auch nach Heinrichs VI. Tode (1197), daß dem, während der Minderjährigkeit des jungen, als König anerkannten, Friedrich II., zum Reichsverweſer ernannten Oheim deſſelben, Herzog Philipp von Schwaben, erſtlich Herzog Berthold von Zähringen, ſodann aber Graf Otto von Poitu (Otto IV.) gegenüber geſtellt wurde. Philipps Ermordung durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (21. Juni 1208) verſchaffte zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regirung; allein als er ſeine kaiſerlichen Rechte in Italien geltend machen wollte, und er den Unwillen des darüber erſtaunten Papſtes Innocenz III. ſo ſehr auf ſich, daß dieſer des jungen Königs Friedrich in Sicilien, den Otto IV. bekriegte, ſich annahm, den Kaiſer in den Bann that und eine große Partei in Deutſchland ſelbſt gegen ihn anſeuerte. König Friedrich I. zog nun nach Deutſchland, ließ ſich zu Aachen krönen, und ward nach Ottos IV. Tode (19. Mai 1228) Alleinherrſcher als Kaiſer Friedrich II. oder der Große (ſ. d. eigenen Art.). Noch bei ſeinem Leben hatte er (1237) ſeinen zweiten Sohn Konrad zum Römiſchen König wählen laſſen, nachdem ſein Erſtgeborner, Heinrich, in der Gefangenſchaft, die er durch Empörung gegen ſeinen Vater ſich zugezogen hatte, (1242) geſtorben war. Konrad IV. ward auch nach ſeines Vaters Tode von den mehreſten Deutſchen Ständen als König anerkannt, allein der Haß des Vatikans brach nun mit aller Macht über ihn allein los. Innocenz IV. that ihn in den Bann, erklärte ihn aller Länder verluſtig und verfolgte ihn mit unverſöhnlichem Haß. Doch ſchien das Glück den Hohenſtaufen nicht ganz verlaſſen zu wollen; die vom Papſt erwählten Gegenkönige, Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, hielt Konrad, der übrigens viele perſönliche Freun-

de in Deutſchland beſaß, im Zaume, die päpſtliche Armee ward von ihm geſchlagen, und ſchon wollte er in die Lombardei eindringen, als er im Lager bei Lavello (am 21. Mai 1254) ſtarb, man glaubt an Gift, das ſein unehelicher Bruder Manfred ihm beigebracht habe. Während Konrad in Italien den Papſt bekämpfte, hatte ihn der Gegenkonig Wilhelm ſogar ſeiner Erbguter, des Herzogthums Schwaben und aller übrigen Reichsländer entſetzt, doch ohne weitere Folgen, da er moraliſch und phyſiſch zu ohnmächtig war, um ſeinen Ausſprüchen den gehörigen Nachdruck geben zu können. Nach Konrads IV. Tode hatte der vorhin ſchon genannte Manfred der Königskrone von Sicilien ſich bemächtiget, allein er mußte ſie nach einem harten Kampf, worin er das Leben verlor, an Carl von Anjou, der vom Papſte 1266 zum Könige von Neapel und Sicilien gekrönt worden war, überlaſſen. Carls harte, grauſame Regirung aber erweckte wider ihn eine ſtarke Partei; die Erinnerung an die edeln Hohenſtaufen wachte mächtig wieder auf, und ſo ward Conradin, Konrads IV. hinterlaſſener einziger Sohn, von ſeiner Gemahlin, Eliſe von Baiern, aus Baiern, wo er bisher erzogen worden war, berufen, um den ihm rechtmäßig zukommenden Thron zu beſteigen. Conradin verpfändete, um die nöthigen Koſten zu einem Zuge nach Italien aufzubringen, gegen 2200 Mark Silber mehrere Schlöſſer und Beſitzungen, zog an der Spitze einer tapfern Armee, begleitet von ſeinem Freunde, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, nach Italien, ſchlug den Uſurpator Carl bei Aquila am 23. Auguſt 1268, hatte aber das Unglück, in der Hitze der Verfolgung mit Friedrich und mehreren Deutſchen Fürſten gefangen zu werden. Der ſchreckliche Carl ließ ihn nebſt ſeinen Begleitern am 29. Oct. 1268 zu Neapel öffentlich hinrichten. So fiel das theure Haupt des letzten Hohenſtaufen; das weltberühmte Geſchlecht war mit ihm erloſchen! Die Hohenſtaufiſchen Beſitzungen fielen an Baiern, Baden und Wirtemberg; die herzogliche Würde in Schwaben und Franken hörte auf, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Biſchof von Würzburg über. Unvergänglich iſt der Ruhm der Hohenſtaufen nicht nur in Hinſicht der politiſchen Größe, welche beſonders die Friedriche durch ihre Weisheit, Güte und ihre Kraft errungen haben, beſonders in ihrem Ringen nach Herſtellung der Unabhängigkeit des Deutſchen Thrones von der Deſpotie der Päpſte, nach Ordnung im Reiche unter allen Ständen, nach Emporbringung des Handels und aller Gewerbe: — ſondern auch wegen der unermüdlichen Sorgfalt, die ſie der Cultur der Wiſſenſchaften und Künſte, der ernſten und heiteren, widmeten. Dieſe Sorgfalt machte wohl einen integrirenden Theil der Entwürfe aus, welche dieſes Haus im Allgemeinen (vornehmlich aber in Beziehung auf Italien) hatte; Geſchichte und Dichtkunſt wurden vorzugsweiſe befördert und für beide war Italien im Mittelalter die beſte Fundgrube. In welchem Geiſte z. B. die Geſchichte von ihnen geſchätzt wurde, erhellt aus dem Briefe Friedrichs I., worin er ſeinen Vetter, den Biſchof Otto von Freiſingen, zu ſeinem eigenen Hiſtoriographen ernennt. Beide Friedriche, mit wahrem Sinn für Recht und Gerechtigkeit erfüllt, erwarben ſich unendliche Verdienſte um die Juſtizpflege, zu Bononien war für die Rechtswiſſenſchaft die vorzüglichſte hohe Schule, wohin die berühmteſten Rechtsgelehrten jener Zeit berufen wurden; die Gerechtſame des Unterthanen, ſelbſt gegen den Thron, ließen dieſe Kaiſer ſo wie ihre eigenen Rechte in bürgerlichen und geiſtlichen Dingen genau beſtimmen. Aſtrologie, Aſtrono-

mie, *Phyſik*, *Philoſophie*, *Erdbeſchreibung* und vorzüglich auch *Poeſie* waren die Gegenſtände, welche mitten unter den erhabenſten Plänen und ſelbſt im Getöſe der Waffen von den Friedrichen mit Eifer und Liebe beachtet wurden. Die berühmten poetiſchen Turniere wurden von ihnen zuerſt angeordnet, und von dem erfreulichſten Einfluſſe war die enge Verbindnug der Deutſchen Dichter mit den Sängern aus Neapel und Sicilien, ſeit dieſe Staten den Hohenſtaufen gehörten und ihre Krone mit der Deutſchen auf denſelben Häuptern vereinigt war. Friedrich II., der ohnehin für die Deutſche Sprachcultur ſehr beſorgt war, daher er auch die Reichstagsbeſchlüſſe in Deutſcher Sprache abfaſſen ließ, errichtete ſogar große Singſchulen für die damaligen Minneſänger und gab ein Geſetz, welches die jungen Studirenden auf ihren Reiſen nach den Univerſitäten vor jeder Gewaltthat in Schutz nahm. Daß aber die Cultur des Geiſtes und der Sitten in dem Hohenſtaufiſchen Zeitalter allerdings reißende Fortſchritte machte, das lag wohl hauptſächlich darin, daß dieſe Fürſten das Fortſchreiten des nicht aufzuhaltenden Zeitgeiſtes klar erkannten und die beiden großen Begebenheiten jener Jahrhunderte, die Kreuzzüge und die Errichtung der Hanſa, zu benutzen verſtanden, ſo daß aus der glücklichſten Wechſelwirkung Großes und Schönes wohl hervortreten mußte. 1.

Hohenzollern, H. Hechingen, H. Sigmaringen. Vom alten Bergſchloſſe Zollern oder Hohenzollern in Schwaben ſtammt das Grafengeſchlecht dieſes Namens, deſſen Urahn Thaſſilo genannt wird. Der nächſte Nachkomme deſſelben, Rudolph II. (1165), gab Friedrich IV. und Konrad das Leben, welcher letztere (1200) das Burggrafthum Nürnberg erhielt, womit (1275) ſein Urenkel Friedrich III. feierlich belehnt und dabei zugleich in den Reichsfürſtenſtand erhoben ward. Aus dieſer Linie entſtand in der Folge die Dynaſtie von Brandenburg und Preußen. Konrads Bruder dagegen, Friedrich IV., pflanzte als Beſitzer der väterlichen Erbgüter das Stammhaus Hohenzollern fort. Sein Nachkomme in der achten Generation, Graf Eitel Friedrich IV., geheimer Rath und Oberhofmeiſter, auch Kammerrichter zu Speier, ward 1507 von Kaiſer Maximilian I. mit dem Reichserbkämmeramte beliehen und vertauſchte an dieſen gegen die Herrſchaft *Haigerloch* die Herrſchaft Räzuns. Sein Enkel, *Carl I.*, den Kaiſer Carl V. in Spanien hatte erziehen laſſen, erhielt, nach dem Erlöſchen des Geſchlechts der Werdenberge (1529), die Grafſchaften *Sigmaringen* und *Vöhringen*. Dieſer Graf von Zollern ward Präſident des Reichshofraths und ſtiftete (1575) eine Erbvereinigung, nach welcher ſeine Söhne gemeinſchaftlich den Titel und das Wappen der Grafſchaften Hohenzollern, Sigmaringen und Vöhringen und der Herſchaften Haigerloch und Wöhrſtein führen ſollten, das Reichserbkammeramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauſes bleiben ſolle, wenn dieſes nicht ſelbſt ſich deſſen begeben würde. Seine Söhne, Eitel Friedrich VI. und Carl II., aber theilten ſich in das väterliche Erbe alſo, daß jener Hohenzollern und der jüngere Sigmaringen und Vöhringen erhielt; Friedrich VI. erbaute das Schloß Hechingen und hievon nahm ſeine Linie den Namen *Hohenzollern-Hechingen* an, dagegen die ſeines Bruders von nun an *Hohenzollern-Sigmaringen* genannt wurde. Graf *Johann Georg von H. Hechingen*, Friedrichs VI. Sohn, ward vom K. Ferdinand II. in den *Reichsfürſtenſtand* erhoben (28. März 1623), welche Würde in der Folge auch auf den älteſten der Sigmaringenſchen

Linie übertragen wurde; Kaiſer Leopold II. verlieh endlich (1692) auch, doch mit Ausnahme der Seitenlinie Haigerloch, den nachgebornen Söhnen den Fürſtentitel. Das Stammland Hohenzollern war alſo nun eine gefürſtete Grafſchaft, welche mit allen ihren Regalien, Nutzungen, Herrſchaften, Zöllen ein ganz freies Eigenthum und weder vom Kaiſer noch vom Reiche lehnbar ſey; nur den Blutbann ſollten die Fürſten vom Kaiſer zur Lehn tragen. Johann Georgs Nachkommen waren: Eitel Friedrich, Philipp Friedrich Chriſtoph, Friedrich Wilhelm (und deſſen Bruder Hermann Friedrich), Friedrich Ludwig, Joſeph Wilhelm, Hermann Friedrich Otto und der jetzt (ſeit 1810) regirende Fürſt Friedrich Hermann Otto. Unter deſſen Vater, Hermann Friedrich Otto, verlor das Haus die lehnsherrlichen Rechte in den Lüttichſchen Herrſchaften (Geule, Mouffrin und Boilonville) und erhielt dafür im Reichsdeputationshauptſchluſſe (1803) die Herrſchaft Hirſchlatt und das Nonnenkloſter Mariä Gnadenthal im Dorfe Stetten. Im J. 1806 ward der Fürſt von Hohenzollern-Hechingen Mitglied des Rheiniſchen Bundes; er erhielt die Souverainetät und im Collegium der Fürſten ſeine Stelle unmittelbar nach Naſſau; (die Bevölkerung ſämmtlicher Hechingiſchen Beſitzungen beträgt 14,000 Einwohner und das Areal 5½ Quadr. Meile.) Des Grafen Carl II., Stifters der Linie Sigmaringen, Sohn, Johann, erhielt 1638 die fürſtliche Würde und von dem Kurfürſten Maximilian von Baiern die Herrſchaft Schwobeck. Seine Nachfolger waren: Mainhardt I., Maximilian (deſſen Bruder Franz Anton in Haigerloch), Mainhardt II., Joſeph Friedrich Ernſt, Carl Friedrich, und der jetzt regirende Fürſt Anton Aloyſius Mainrad Franz. In Folge des Lüneviller Friedens verlor er die Feudalrechte in den Niederländiſchen Herrſchaften Bormeer, Berg, Dixmüde, Gendringen, Etten, Wiſch, Pannerden und Millingen und die Domainen in Belgien, wofür er die Herrſchaft Glatt und die Klöſter Inzighofen, Kloſterbeuren und Holeſchein erhielt. Auch er ward in den Rheinbund (1806) aufgenommen und erhielt außer der Souverainetät die Herrſchaft Achberg und Hohenfels, die Klöſter Kloſterwald und Habsthal und außerdem noch die Souverainetät über alle ritterſchaftlichen Beſitzungen innerhalb ſeines jetzigen Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, namentlich die Herrſchaften Gammertingen und Hettingen, die fürſtl. Fürſtenbergiſchen Herrſchaften, Trochtelfingen, Jungnau, einen Theil des Amtes Möskirch, und über die Thurn- und Tariſchen Herrſchaften Oſtrach und Straßberg die Oberhoheit. Das ganze Areal von Hohenzollern-Sigmaringen beſteht in 25 Quadr. Meilen, die Bevölkerung in 52,000 Einwohnern. I.

Hoherofen, Hohofen (Eiſenhütte), gehört unter den Schmelzöfen der Metalle in die Klaſſe der Schachtöfen, die ihren Namen davon haben, weil die innere Höhlung deſſelben, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Schächten, Schacht genannt wird. Gegenwärtig ſind ſie bei der eigentlichen Schmelzarbeit die gewöhnlichſten und heut zu Tage wird in ganz Deutſchland das Eiſenerz darin ausgeſchmolzen, nachdem man 1727 in der ehemaligen Grafſchaft Mansfeld dieſe Deutſche Erfindung zuerſt eingeführt hatte. Wenn der Hoheofen angehen oder angelaſſen werden ſoll, ſchüttet man den ganzen Schacht voll Kohlen und macht unten Feuer, deckt aber die Schachtmündung und alle andern Oeffnungen ſorgfäl-

tig mit eiſernen Platten zu, damit die Kohlen ſich nur langſam anzünden und den Ofen erwärmen, wo man bisweilen 10—14 Tage Zeit nöthig hat. Dann wird die Schachtmündung geöffnet und wenn die Kohlen ein wenig niedergebrannt ſind, fängt man an, Eiſenſtein, Kalk, Lehm und oft auch Fluß befördernde Zuſchläge einzuſchütten, und ſo wird mit Unterhaltung des Feuers und Eiſenſtein ꝛc. einſtürzen Monate lang fortgefahren. Man ſchmelzt in dieſen Oefen entweder über den Sumpf, wenn das Geſchmolzene ſich im Ofen auf der vertieften Spur ſo lange verweilt, bis es durch das geöffnete Loch abgeſtochen wird; oder über das Auge, wenn das Geſchmolzene ſogleich aus dem Ofen durch das Auge, d. h. die Oeffnung in einen äußern Augentiegel abfließt. X.

Hoherprieſter heißt in der Deutſchen Bibel das Oberhaupt der Jüdiſchen Prieſterſchaft. Moſes übertrug dieſe Würde ſeinem Bruder Aaron, in deſſen Familie ſie in ununterbrochner Reihenfolge forterbte; nach der Unterjochung des Jüdiſchen Volks durch die Seleuciden, Ptolemäer und Römer wurde ſie jedoch oft von den fremden Statthaltern nach Willkuhr ertheilt und ein Gegenſtand mancher Cabalen und Rivalitäten; zu den Zeiten Jeſu ſcheint ſie ſogar von mehrern wechſelweis amtführenden Prieſtern zugleich verwaltet worden zu ſeyn. Die Wichtigkeit dieſer Würde war ſchon durch die Pracht und Koſtbarkeit eines Ornates angedeutet, der unter die vorzüglichſten Kunſtwerke des Alterthums gehört. Berühmt iſt beſonders das Bruſtſchild des Hohenprieſters Urim und Thummim, d. i. nach Luther Licht und Recht, nach andern Auslegungen hellglänzende Edelſteine genannt, welches aus 12 in Gold gefaßten, mit den Namen der 12 Stämme bezeichneten und im Rechteck zuſammengefügten Edelſteinen beſtand. In dieſem Schmuck erſchien der Hoheprieſter als die heiligſte und höchſte Perſon im Volke bei ſeinen Amtshandlungen. Ihm ſtand die Anordnung und Oberaufſicht des Gottesdienſtes, die Verkündigung der Befehle Jehovas an das Volk, den nur er in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten befragen durfte, und die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obſchon die Juſtizpflege beſondern Richtern übertragen war, entſchied er in ſchwierigen Fällen doch auch weltliche Händel in letzter Inſtanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne ſeine Zuſtimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Er hieß vorzugsweiſe der Prieſter, der vor dem Herrn ſteht, und war im eigentlichſten Verſtande der Mittler zwiſchen Jehova und der Nation. Einmal im Jahre ging er allein in das Allerheiligſte der Stiftshütte (ſpäter des Tempels) und durch ſein Gebet und Opfer bei dieſer Feierlichkeit glaubte das ganze Judenvolk mit Gott verſöhnt und der Vergebung ſeiner Sünden theilhaft zu werden, eine Vorſtellung, deren Einfluß auf den chriſtlichen Lehrbegriff vom Mittleramte Jeſu leicht zu erkennen iſt. Wie die Römiſche Hierarchie jene Jüdiſchen Begriffe vom Prieſterthum zur Begründung ihres Anſehns zu benutzen und insbeſondere die Prärogativen des Hohenprieſters auf den päpſtlichen Stuhl überzutragen wußte, geben die Artikel Hierarchie, Klerus und Papſtthum näher an. E.

Hohes Lied oder Lied der Lieder iſt die Ueberſchrift einer Reihe von Liedern und Wettgeſängen der Liebe, die zwar im bibliſchen Kanon unter den Salomoniſchen Schriften ſtehen und auch, was Sitte, Colorit und Diction betrifft, alle Spuren der Weichheit, Pracht und Ueppigkeit des Salomoniſchen Zeitalters an ſich tragen, aber doch we-

gen der merkbaren Hinneigung ihres Hebräiſchen Idioms zum Aramäiſchen Dialekt von Eichhorn und andern für Produkte einer ſpäteren Zeit erklärt werden. Welcher Gattung poetiſcher Kunſtwerke die Aeſthetik dieſe Gedichte zurechnen ſoll, iſt ſchwer zu beſtimmen. Sie machen allerdings als verſchiedne Scenen und Situationen einer fortſchreitenden Handlung ein Ganzes aus, und als ſolches ſtreifen ſie näher an den Charakter der Idylle, als, wie einige behauptet haben, des Dramas; daß ſie aber ſicherlich nicht das Werk eines Dichters waren, der die Kunſtregel vor Augen ſich nur mit ſeiner Phantaſie in die Lage der darin handelnden Liebenden verſetzte, ſondern aus einem Herzen floſſen, das ſelbſt liebend und geliebt ſein eignes Liebesglück beſang, erhellt eben ſowohl aus der überall hervorſtechenden Individualität der Situationen und Wechſelreden, als auch aus der Innigkeit und Entzückung des Gefühls, das aus jeder Zeile mit einer Natur und Wahrheit ſpricht, die ſich weder verkennen noch erkünſteln läßt. Sey es denn, daß entweder Salomo dieſen Ausbund ſeiner Lieder der Liebe und Jugendfreude zur Erquickung für ſich und ſeine Sulamith ſelbſt geſchrieben, oder ein ſpäterer glücklich liebender Dichter unter den Hebräern ſeine Poeſie mit Salomoniſchem Coſtüm ausgeſchmückt habe; ein hohes Lied der Liebe bleibt es für alle, die es unbefangen leſen — religiöſe Beziehungen werden ſie darin nicht entdecken, alles ſpricht nur von der zärtlichen Liebe des Bräutigams und der Braut. Gleichwohl haben ſeit Origenes bis in das 17te Jahrhundert die Kirchenexegeten ſich angeſtrengt, dieſem Buch eine myſtiſch-religiöſe Deutung zu geben; über 1200 Jahre war in der chriſtlichen Kirche die Meinung herrſchend, das Hohelied beſchreibe die Vereinigung der gläubigen Seele mit Gott, Chriſtus ſey der Bräutigam und ſeine Kirche die Braut; die Küſſe, nach denen ſie lechzt, wären ein Bild ihrer Sehnſucht nach ihm, die ſehr ins Detail geſchilderten Reize ihres Körpers nichts andres, als ſinnliche Bilder von den inneren Reizen, durch welche die gläubige Kirche Chriſto wohlgefalle; die kleinen Füchſe, die Sulamith als Zerſtörer ihres Weinbergs fürchtet, müßten dann freilich die Ketzer und Irrlehrer ſeyn. Weiſer waren die Jüdiſchen Rabbinen der alten Zeit, die die Lektüre des Hohenliedes keinem vor dem dreißigſten Jahr erlaubten und es nie öffentlich in der Verſammlung vorleſen und erklären ließen; ja ſchon der Umſtand hätte die chriſtlichen Theologen von dem Wahn, hier eine religiöſe Allegorie zu ſuchen, zurückführen ſollen, daß das neue Teſtament nie von dieſem Buche Gebrauch macht. Auch kehrten ſich die Deutſchen Dichter des Mittelalters wenig an jene Deutungen und nannten es ohne Bedenken das Buch der Minne. Unter den Theologen wagte Erasmus den Thorheiten des Allegoriſirens mit dieſem Gedichte zuerſt ein Ziel zu ſetzen, auch Boſſuet nahm einen Wortverſtand an und hielt es für Salomons Hochzeitlied, die größten Verdienſte aber erwarb ſich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in ſeinen 1778 geſchriebenen Liedern der Liebe. (S. ſeine Werke zur Religion und Theologie, 7r Thl. 1807.) Niemand hat die Situationen dieſes Gedichts wärmer und wahrer durchempfunden und das Orientaliſche Colorit deſſelben unſerm Verſtändniſſe näher gebracht, als er, auch ſcheint uns ſeine Ueberſetzung den Geiſt und die Süßigkeit des Originals beſſer wiederzugeben, als andere Verdeutſchungen unſerer Zeit.

L.

Höhlen ſind gewiſſe, im Innern der Erde oder in Bergen befindliche leere Räume von verſchiedener Größe. Sie werden mehrentheils in Kalkgebirgen, ſelten oder nie auf dem platten Lande angetroffen. Gemeiniglich haben die Höhlen Gänge von verſchiedener Höhe und Richtung, welche in größere, mit Pfeilern und Figuren von Tropfſtein ausgezierte Klüfte und Gewölbe führen, auf deren Boden ſich mehrentheils Waſſer befindet. Nicht ſelten trifft man in dieſen Höhlen verſteinerte oder mit einer Steinkruſte überzogene Ueberbleibſel von Thieren, z. B. einzelne Zähne, ganze Kinnladen, ja vollſtändige Gerippe. Die meiſten Höhlen, beſonders die in Kalkgebirgen befindlichen, ſcheinen durch das Waſſer gebildet zu ſeyn. Dieſes erweicht nämlich bei ſeinem Durchſeihen durch die Zwiſchenräume des Geſteins die in Schichten oder Neſtern liegenden kalkartigen Materien nach und nach, und führt die aufgelöſten Theile mit ſich fort. Da, wo die Waſſertropfen hinfallen, ſetzt ſich die ihnen beigemiſchte Kalkmaterie an, und ſo bildet ſich der Tropfſtein oder Stalaktit, welchen man in den Höhlen als Eiszapfen, Säulen und andere Figuren findet. Noch jetzt wirkt die Natur auf dieſe Art. Das eindringende Regen- und Schneewaſſer ſpült in Kalkgebirgen ganze Lagen oder Schichten aus, und macht dadurch die Oeffnung, welche die Bergleute Kalkſchlotten zu nennen pflegen. Bisweilen ſtürzt dadurch ein Theil des darüberliegenden Bodens ein. Befinden ſich in den Kalkſchichten im Waſſer unauflösbare Körper, z. B. Muſcheln, Knochen u. dgl., ſo bleiben dieſe auf dem Boden der Höhle liegen. Außerdem aber erzeugen häufig auch Erdbeben und Vulkane Höhlen. Beſonders berühmt ſind die Baumannshöhle am Harze, die Geilenreuther und andere Höhlen im Bayreuthiſchen, die Elfenhöhle in Derbyſhire, die Hundsgrotte bei Neapel, die Grotte auf Antiparos, die Fingalshöhle u. a.

Hohlmünzen ſ. Bracteaten.

Holbach (Paul Thiry, Baron von), Mitglied der Akademien von Petersburg, Manheim und Berlin, war in der Pfalz geboren und ſtarb zu Paris 1789 in einem Alter von 66 Jahren. Als ein ſcharfſinniger Kunſtkenner und gelehrter Mineralog gehörte er zu den ausgezeichnetſten Männern der Franzöſiſchen Hauptſtadt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sein Charakter war heiter, wohlwollend und geſellig; was auch J. J. Rouſſeau in ſeinen Bekenntniſſen, nicht aus Uebelwollen, ſondern aus Vorurtheil und Irrthum gegen ihn anführen mag. Die Rolle, welche er zu ſeiner Zeit in den höheren Zirkeln von Paris ſpielte, war von Bedeutung, indem er einem Kreiſe von geiſtreichen Männern zum Vereinigungspunkte diente, und auf die Verhältniſſe derſelben einwirkte. Um die Naturgeſchichte und Chemie erwarb er ſich nicht unwichtige Verdienſte, beſonders durch Ueberſetzung mehrerer deutſchen Werke ins Franzöſiſche. Er bearbeitete für die Encyklopädie eine Menge naturhiſtoriſcher, politiſcher und philoſophiſcher Artikel; auch wird ihm das Systéme de la nature zugeſchrieben, ein Werk, in welchem der Atheismus zum Princip gemacht iſt. Noch größer waren vielleicht die Verdienſte, die er ſich rathend, helfend, fördernd um Andere erwarb. Seine geſelligen Talente werden von denen, die ihn kannten, ungemein erhoben. Er verſtand die Kunſt, ſich mit großer Beſtimmtheit, Klarheit und Anmuth mitzutheilen. Seinen Reichthum betrachtete er nur als Mittel, das Gute und Schöne ſchneller und ſicherer zu

befördern, und die Art, wie er dabei verfuhr, machte ihn nur noch liebenswürdiger und ließ ihn ſeinen Zweck um ſo ſicherer erreichen.

Holbein (Hans), gleich berühmt als Maler und Formſchneider, ward geboren 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg. Er lernte ſeine Kunſt bei ſeinem Vater, Joh. Holbein, einem guten Maler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweiſe von Kunſttalent, malte in Miniatur, mit Waſſerfarben und in Oel, Portraits und hiſtoriſche Gegenſtände ſo gut, daß er ſchon im Jünglingsalter ſich Ruhm erwarb. Um dieſe Zeit zog ſein Vater nach Baſel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntſchaft an Erasmus machte, der ſich eben daſelbſt aufhielt, um ſeine Werke drucken zu laſſen. Unſer Hans malte den berühmten Gelehrten, und verfertigte die bekannten Holzſchnitte zu deſſen Lob der Narrheit. Beide befreundeten ſich mehr und mehr, und als Holbeins Leben von einer böſen Frau verkürzt zu werden drohet war, gab Erasmus ihm den Rath, nach England zu gehen und ein Empfehlungsſchreiben an den Kanzler Morus dahin. Willig nahm dieſer ihn in ſein Haus auf, wo er ihn gegen 3 Jahre beſchäftigte. Nach dieſer Zeit lud Morus den König Heinrich VIII. zu ſich, und hing alle Gemälde Holbeins in einer Halle gut geordnet auf. Der König, überraſcht und entzückt von dem Anblick, rief aus: Lebt der Künſtler noch, und iſt er für Geld zu haben? Morus ſtellte denſelben vor, der König nahm ihn in ſeine Dienſte, und belohnte ihn reichlich. Wie ſehr er die Verdienſte deſſelben ſchätzte, beweiſt die Antwort, die er einem Lord gab: Ich kann aus 7 Bauern 7 Lords machen, aber keinen Maler Holbein. Der Künſtler ſtrebte aber auch mit allen Kräften, ſich ſolcher Gnade würdig zu beweiſen. Seine Portraits athmen Geiſt und Leben, ſeine hiſtoriſchen Darſtellungen zeichnen ſich durch erhabnen Ausdruck aus. Seine Ideen ſind gut geordnet, die Ausführung vollendet. Die Fehler der Altdeutſchen Schule, Trokkenheit und Härte, vermied er glücklich, hat ſchöne Formen, ein lebhaftes Colorit, weiche Gewänder und Figuren bis zur Täuſchung herausgearbeitet. Die Leidensgeſchichte Chriſti, den Leichnam deſſelben, eine heilige Familie und einige Köpfe rechnet man zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten. Seine meiſten Gemälde ſind zu Baſel, Venedig und London. Nicht aber bloß als Maler, ſondern auch als Formſchneider zeichnete ſich Holbein höchſt vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künſtler im Formſchneiden genannt werden. Auch dieſe Kunſt übte er ſehr frühzeitig aus; ſchon in ſeinem 16. Jahre ſchnitt er in Holz, und gab bis zu ſeiner Abreiſe nach England 1526 eine anſehnliche Sammlung kleiner Holzſchnitte heraus. Die vortreffliche Ausführung derſelben verſchaffte ihm viel Arbeit in dieſer Art. Nachdem er eine große Anzahl hiſtoriſcher Stücke gemalt hatte, zeichnete er dieſelben ins Kleine und ſchnitt ſie in Holz. Dies that er auch mit ſeinem zu Baſel gemalten, berühmten Todtentanze, wovon die Originalzeichnungen auf der Baſeler Stadtbibliothek aufbewahrt werden. Die Holzſchnitte davon ſind ein Meiſterſtück ſeiner Kunſt. (Man hat davon viele Ausgaben.) Auch ſeinen zu Baſel gemalten Bauerntanz ſchnitt er in Holz, und dieſe Blätter haben ſich ſehr ſelten gemacht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche hiſtoriſche Gegenſtände aus dem alten Teſtament vorſtellen, iſt die beſte Ausgabe zu Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Caspar Trechſel erſchienen. Wahrſcheinlich ſind dieſe noch vor dem Todtentanze verfertigt, denn ſie ſind minder vollkommen, als jener; die Figuren ſind zu kurz, und haben gezwungene und übertriebene Stellungen. Holbein ſtarb

zu London 1554 an der Peſt. Wenzel Hollar (ein Kupferſtecher aus Prag, geb. 1607, geſt. 1677, ein Schüler Merians) hat 61 Blätter nach ihm geſtochen. Von ſeinem Todtentanze hat Pavillon eine ausführliche Beſchreibung geliefert. Ueber ſein Leben ſ. den erſten Band von Füeßly's Geſchichte der beſten Künſtler in der Schweiz. dd.

Holberg (Ludwig Freiherr von), dieſer Vater der neuern Däniſchen Literatur und Liebling des Däniſchen Volks, war 1684 zu Bergen, in Norwegen, geboren, wovon er auch die beſte Topographie hinterlaſſen hat. Seinen Vater, der ſich im Kriegsdienſte bis zum Oberſten durch Tapferkeit und feſten Sinn emporgeſchwungen, verlor er als Säugling, ein nicht unanſehnliches baares Vermögen, welches dieſer hinterlaſſen, bald darauf durch den Brand; nur einige kleine Landgüter blieben der anſehnlichen Familie zu ihrer Erhaltung übrig. Obgleich er von Kindheit auf eine große Neigung zum Studiren zeigte, ſo ſchickte ihn doch ſein Vormund nach Seeland, um, unterſtützt durch ein kleines Stipendium, den Kriegsdienſt zu erlernen. Hier fand er einen Verwandten, deſſen Aufſicht er empfohlen wurde, welcher ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften thätigen Vorſchub leiſtete, und ihn mit ſeinen Kindern unterrichten ließ. Das gehoffte Stipendium bekam er nicht; letzterer ſah ſich daher genöthigt, ihn bald wieder nach Hauſe zu ſchicken. Hier lebte er in dem Hauſe ſeines Vormunds, und beſuchte die Stadtſchule in Bergen bis 1702, in welchem Jahr er die Univerſität Kopenhagen bezog, um die Theologie zu ſtudiren. Aus ſeiner Biographie leuchtet ein, daß er ſchon früh die Gabe beſaß, komiſche Züge der Menſchen aufzufaſſen, und ſatyriſch, ſowohl in Verſen, als in Proſa darzuſtellen. Seine Vermögensumſtände erlaubten ihm nicht lange auf der Univerſität zu verweilen; er kehrte alſo nach überſtandenem Examen in ſeine Heimath zurück, übernahm eine Hofmeiſterſtelle, mit der Bedingung, zuweilen für ſeinen Principal zu predigen, welche Stelle er, weil es ihm mit der Pädagogie nicht recht glücken wollte, nach einem Jahre wieder verließ. Er reiſte darauf zum zweiten Male, um das letzte Examen zu beſtehen, nach Kopenhagen, und zugleich noch die Franzöſiſche und Italieniſche Sprache zu erlernen. Abermals in ſein Vaterland zurückkehrend, übernahm er zum zweiten Mal (aber nur auf einige Monate) eine Hofmeiſterſtelle in dem Hauſe eines Geiſtlichen, welcher in ſeiner Jugend faſt alle Theile Europa's bereiſt hatte. Holberg, der deſſen Reiſejournal fand und durchlas, bekam dadurch ungemeine Luſt, in die Welt zu gehen. Er raffte, ſobald er mündig geworden war, alles zuſammen, was ſich zu Gelde machen ließ; doch brachte er nicht über 60 Thaler heraus. Mit dieſem Gelde ſegelte er muthig nach Holland, in der Hoffnung, auf den Nothfall durch Unterricht ſich fortzuhelfen. Schon nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Amſterdam fing dieſes Geld an bis auf weniges zuſammenzuſchmelzen. Ein Fieber quälte ihn fortdauernd, und ſchon gedachte er, wie er wieder nach Hauſe zurückkehren wollte. Aber ſein Arzt gab ihm den Rath, ins Bad nach Aachen zu reiſen. Dieſen Rath befolgte er. Bald nöthigten ihn aber ſeine Umſtände, zu Fuße nach Norwegen zurückzuwandern. Mit wenigem geliehenen Gelde kam er nach Chriſtianſand. Hier fand er Gelegenheit, vielen angeſehenen Perſonen in den neuern Sprachen Unterricht zu geben, und dadurch, wie durch einige muſikaliſche Kenntniſſe, viele intereſſante und vortheilhafte

Bekanntſchaften anzuknüpfen, wodurch er ſich in den Stand geſetzt ſah, im nächſten Frühling in Geſellſchaft eines Freundes nach England zu reiſen. Von London reiſeten beide zu Fuße nach Orford. Auf dieſer Univerſität verweilte Holberg 2 Jahre, anfangs in den kümmerlichſten Umſtänden; bald wurde er aber durch Sprach- und Muſikunterricht bekannter, und in einige Geſellſchaften gezogen, ſo daß er hiedurch die nöthigen Mittel fand, von London aus nach Kopenhagen zurückzukehren. Hier eröffnete er Vorleſungen in den Sprachen, gab Unterricht, verließ aber dieſe Beſchäftigungen bald, als ſich neue Gelegenheit fand, ſeine Reiſeluſt zu befriedigen, und einen jungen Mann nach Deutſchland zu begleiten. Dieſen führte er nach Dresden, verweilte einige Zeit in Dresden, Leipzig, Halle, Braunſchweig, Hamburg, und kehrte von da nach Seeland zurück. Nachdem er hier abermals ein Jahr lang Erzieher geweſen war, wurde er in das Collegium Mediceum aufgenommen, und gab als Mitglied deſſelben ſein erſtes Werk, eine Einleitung in die Europ. Geſchichte, und bald darauf ſeinen Anhang zur allgemeinen Geſchichte heraus, von welchem letztern nur der erſte Theil erſchienen iſt. Dann widmete er dem König von Dänemark im Manuſcript ein Werk über die Thaten Chriſtians IV. und Friedrichs III. unter dem Titel: Einleitung zur Däniſchen Geſchichte des vorigen Jahrhunderts. Bald darauf erhielt er eine außerordentliche Profeſſur, und wurde dadurch veranlaßt, ſich wiederum mehr der alten Geſchichte und Philologie zu widmen. Vermöge einer öffentlichen Unterſtützung, mit welcher die Bedingung verbunden war: die evangeliſchen Univerſitäten zu bereiſen, begab er ſich zum zweiten Male nach Holland, und reiſte von da nach Paris, wo er ein Halbjahr, anfangs ſehr eingeſchränkt und eingezogen, lebte, vorzüglich Geſchichte ſtudirte und die dort befindlichen Bibliotheken benutzte, ſpäter in der Geſellſchaft einiger Landsleute einheimiſcher daſelbſt wurde. Nach Verlauf dieſer Zeit ſpürte er wieder ein ungemeines Verlangen, nach Italien zu reiſen. Auch dieſe gefährliche Reiſe, welche er bald zu Fuße, bald zu Waſſer machte, trat er mit äußerſt beſchränkten Mitteln und dem Paſſe eines in Paris zurückgelaſſenen Landsmanns 1715 an. Von Marſeille fuhr er nach Genua, wo er gefährlich krank wurde. Als er wieder hergeſtellt war, fuhr er nach Rom, und hatte auch dabei große Gefahren zu beſtehen. Den Winter verweilte er daſelbſt, und war eben ſo oft in den Bibliotheken, wie vor den Bühnen des Volks zu finden. Im Februar verließ er Rom, und reiſte über Florenz, Bologna, Parma, Piacenza, Turin, welches er für die ſchönſte Stadt hielt, die er auf ſeinen Reiſen geſehen, durch Savoyen, die Dauphiné, nach Lyon, von da zurück nach Paris, wo er ſich noch einen Monat aufhielt, und von hier nach Amſterdam. Hier verließ ihn endlich das feindliche Fieber, welches ihn durch Frankreich und Italien hartnäckig verfolgt hatte. Von Amſterdam reiſte er nach Hamburg und von da zu Fuße nach Kopenhagen zurück. So hatte Holberg, ungeachtet der großen Hinderniſſe, welche ſich ihm entgegenſtellten, die gebildetſten Länder und Völker Europa's kennen gelernt, und auf dieſen beſchwerlichen Reiſen, welche damals unter ſolchen Verhältniſſen noch etwas ſeltenes waren, einen Schatz von Kenntniſſen und Erfahrungen eingeſammelt, welcher ſich in ſeinem lebhaften muntern Geiſte reichlich wuchern ſollte. Nach ſeiner Zurückkunft lebte er zwei Jahre in ſehr dürftigen Umſtänden, und gab in

dieſer Zeit eine **Einleitung in das Naturrecht** in Däniſcher Sprache heraus. 1718 wurde endlich eine Profeſſur der Metaphyſik erledigt, und da ſich niemand anders zu derſelben fand, ihm übertragen. 1720 wurde er Conſiſtorialaſſeſſor und Profeſſor der Beredſamkeit, mit einem Einkommen, welches ihm eine ruhige Lage gewährte. Bisher hatte ſich Holberg vorzüglich der Jurisprudenz, Geſchichte und dem Sprachſtudium gewidmet, und bis in ſein 30ſtes Jahr noch keinen Vers verſucht. Jetzt verſuchte ſich ſein bewegliches Talent zum erſten Mal in dieſem Gebiete, und zwar in der **Satyre**, in welcher ihm anfangs Juvenal als Muſter vorſchwebte. Als er dieſe Verſuche, welche ſpäterhin gedruckt erſchienen, gelingen ſah, und ſich ſchon einige Fertigkeit in der Däniſchen Proſodie erworben hatte, ſchrieb er ſein großes „heroiſch komiſches“ Gedicht in jambiſchen Verſen, den **Peder Paars**. Durch dieſe **nationaldäniſche Satyre**, in welcher eine Menſchenklaſſe geſchildert wird, welche im Nichtsthun und Schreiben ſehr geſchäftig iſt, und das ans Licht zu bringen ſtrebt, was im Dunkeln bleiben und mit Stillſchweigen übergangen werden ſollte, begründete Holberg ſeinen Ruhm nicht nur unter ſeinen Landsleuten, ſondern auch im Auslande, wohin dieſe Satyre durch viele Ueberſetzungen gelangte. Holberg lernte dadurch ſein Talent kennen; er achtete nicht der ſtumpfen Schmäher, ſondern gab bald darauf wiederum 5 Satyren heraus, die ebenfalls in der Däniſchen Literatur nicht übertroffen worden ſind. Darauf wendete ſich ſein reger Sinn, der die Abwechſelung vorzüglich liebte, auf ein anderes, ſchon früher angefangenes hiſtoriſches Werk zurück, welchem er die nöthige Vollendung zu geben bemüht war, nämlich ſeine **Beſchreibung des kirchlichen und bürgerlichen Zuſtandes in Dänemark**. Während er damit beſchäftigt war, hatten einige ſeiner Freunde, worunter ſelbſt Männer von erſtem Range waren, den Einfall, Schauſpiele in Däniſcher Sprache zu veranſtalten, und da ſie zu ſeinem komiſchen Talente mit Recht hofften, er werde die Däniſche Literatur auch mit dieſer Gattung bereichern; ſo drangen ſie täglich in ihn, zu dieſem Plane mitzuwirken. — Sein vorzüglichſtes Streben war nun in den Luſtſpielen, die er dichtete, neue, von andern Dichtern noch unberührte und ſeiner Nation eigenthümliche Thorheiten auf die Bühne zu bringen. Mit einer großen Leichtigkeit ſchrieb Holberg, der hier ſein Talent in ſeinem wahrem Gebiete ſah, in einem kurzen Zeitraume, (ſeit 1722) 24 Luſtſpiele des mannigfaltigſten Inhalts, welche er einer Schauſpielergeſellſchaft, die bisher nur Franzöſiſche, beſonders Molieriſche Stücke aufgeführt hatte, übergab, und welche abwechſelnd mit dieſen mit dem größten Beifalle von ſeinem Volke geſehen wurden. So wurde alſo Holberg in jedem Sinne **Stifter der komiſchen Bühne der Dänen**. Ja nicht dieſes allein; die lebendige, kräftige Laune, der kernhafte Scherz und die originellen Charaktere, mit welchen Holbergs Muſe die komiſche Familie vermehrte, ſichern ihm überhaupt auf immer in der kleinen Reihe echter Luſtſpieldichter unter den Neuern einen ehrenvollen Platz. War auch vieles nur auf ſeine Zeit und die damalige Culturſtufe ſeines Volks berechnet, ſo zeigt es doch von dem echt komiſchen Leben ſeiner Luſtſpiele, daß ſelbſt in neuerer Zeit, und bei den Fortſchritten der Cultur, ſo manche ſeiner Luſtſpiele in Bearbeitungen mit und ohne Namen auf fremde Bühnen verpflanzt worden ſind. Die vollſtändige Sammlung ſeiner Luſtſpiele, worunter auch mehrere geiſtvolle Nachbildungen, z. B. des Moliere, ſind, führt den Titel **Däniſcher Schauplatz**; und wuchs nach-

ker zu 7 Bänden an, von welchen die erſteren das Vorzüglichſte enthalten. Durch angeſtrengte Beſchäftigung erſchöpft, beſchloß er, eine Erholungsreiſe nach Aachen zu machen. Er reiſte daher 1725 über Hamburg nach Amſterdam; hier änderte er ſeinen Plan, und beſchloß, den Winter in Paris zuzubringen, welchen er auch durch einige Bekanntſchaften mit Gelehrten, z. B. Montfaucon, ſehr angenehm verlebte. Nach einer unangenehmen Rückreiſe vollendete er ſeine Metamorphosis, ein weniger bekanntes komiſches Gedicht. Zuweilen wurde er in ſeinen Arbeiten durch anhaltende Kränklichkeit unterbrochen, welcher er durch Abwechslung der Beſchäftigungen zu begegnen ſuchte. Von jetzt an wurden auch ſeine Satyren milder, zu welchen ihn überhaupt natürliche Lebhaftigkeit, komiſche Laune, zuweilen erweckte Unluſt an andern, gereizte Heftigkeit und Eigenliebe, nicht Haß und Bitterkeit hintrieb. Auch ſchrieb er mehrere philoſophiſche, beſonders moraliſche Abhandlungen; indeſſen zeigen ihn dieſe nicht als einen tiefen Denker, wenn man gleich die Belesenheit bewundern muß, welche Holberg in jedem Gebiete der Literatur bewies. Darauf ging er zu ſeiner längſt begonnenen (1729 erſchienenen) Beſchreibung der Königreiche Dänemark und Norwegen zurück; nach Suhms Urtheil dem erſten brauchbaren Buche dieſer Art, welches zwei Mal Däniſch, ein Mal in einer Deutſchen Ueberſetzung in einem Zeitraume von 2 Jahren erſchien, und ihn als angenehmen Hiſtoriker zeigte. Die Aufnahme dieſes hiſtoriſchen Werks ermunterte ihn nun, die ganze Däniſche Geſchichte zu bearbeiten. Er kannte wohl die Größe dieſer Arbeit, beſonders da er ſich hierin ohne Vorgänger ſah; dennoch arbeitete er mit unabläſſigem Fleiße, durchſuchte alle Winkel des Reichs, wo ſich Urkunden und Denkmäler finden ließen; und ſo erſchien ſchon 1732 der erſte Band ſeiner Geſchichte Dänemarks; der dritte, welcher die Regirung Friedrichs III. enthält, 1735. Der verdienſtvolle Geſchichtſchreiber Suhm, welcher Holberg ohne Zweifel noch übertroffen, erklärt beſcheiden dieſes Werk nicht nur wegen ſeines weiten Umfangs, ſondern auch wegen ſeiner angenehmen Darſtellung, für die beſte Geſchichte ſeines Landes in Däniſcher Sprache. Außerdem hat er in dieſem Gebiete ſich auch noch durch eine Kirchengeſchichte, durch eine jüdiſche Geſchichte, durch ein Lateiniſches Compendium der Weltgeſchichte, welches auch ins Engliſche überſetzt wurde, endlich durch zwei Sammlungen Biographien verdient gemacht. Was ihn aber nicht minder als ſeine Luſtſpiele und der Peder Paars berühmt gemacht hat, iſt ſein ſatyriſch-humoriſtiſcher Roman: Nic. Klimm's unterirdiſche Reiſe, in Lateiniſcher Sprache geſchrieben, unzählige Mal in Dänemark (zuerſt 1741) und im Ausland aufgelegt, und in 7 Sprachen überſetzt. Hieran ſchließen ſich ſeine Lateiniſchen Epiſteln, welche durch die Beſchreibung ſeiner Reiſen, eine ſehr angenehme Lektüre gewähren. Weniger glücklich war er in ſeinen (V Bücher) Lateiniſchen Epigrammen u. Fabeln (moralske Fables 1751). — Durch dieſe vielſeitigen und höchſt verſchiedenen Arbeiten, welche zugleich die Freiheit ſeines Geiſtes beurkunden, erlangte er nicht nur großes Anſehen in ſeinem Vaterlande, — ſo daß er um 1727 Profeſſor der Geſchichte, 1737 Quäſtor der Univerſität zu Kopenhagen, 1747 zur Belohnung ſeines Patriotismus in den Freiherrnſtand erhoben wurde, — ſondern erwarb ſich auch ein anſehnliches Vermögen. Dennoch lebte er ſo mäßig und enthaltſam wie zuvor. Ueberhaupt war er gewandt, affectvoll, lebhaft, unterhaltend, an jedem Vergnügen theilnehmend, ohne Pedanterie, ein

großer Freund des ſchönen Geſchlechts, weshalb man ihm mit Unrecht Vorwürfe gemacht hat, die er in einem der angeführten Briefe ſehr unbefangen widerlegt; doch eben ſo eingezogen, anhaltend fleißig, wenn es galt, reizbar aus Hypochondrie, ehrgeizig, aber ohne Mißgunſt, Heuchelei und Uebelwollen, freidenkend, aber nicht irreligiös. Er ſtarb 1754, und vermachte den größten Theil ſeines Vermögens an die Ritterakademie zu Sorøe in Seeland.

Holland, ein moraſtiges, größtentheils aus Haide und Sandboden beſtehendes, ſehr ebenes und an vielen Stellen niedriger als das Meer liegendes Land, wird gegen des Meeres Fluthen und der Flüſſe Ueberſtrömungen nur durch koſtbare Dämme oder Deiche geſchützt. Mit unzähligen Gräben und Kanälen, aus welchen das Waſſer durch Windmühlen und Schleuſen in die Flüſſe geführt wird, iſt der Boden durchſchnitten, die Luft feucht und veränderlich, das Klima daher überhaupt ungeſund. Vier Provinzen: Seeland, Holland, Friesland und Gröningen, liegen unmittelbar an der Nordſee; Utrecht, Geldern und Oberyſſel haben damit durch die Süderſee Gemeinſchaft. Der Rhein, die Maas und die Schelde ſind des Landes vornehmſte Flüſſe. Erſterer theilt ſich in mehrere Arme, welche den Namen Waal, Yſſel und Leck annehmen. Auch mit der Maas und Schelde iſt es derſelbe Fall; erſterer heißt bald die Maas bald die Merve; letzterer theilt ſich in die Oſter- und Weſter-Schelde und dieſe wird auch — Hond genannt. Lange nicht ſo viel Getreide, als die Bewohner bedürfen, liefert das Land; aber der guten fetten Weide wegen iſt die Viehzucht beträchtlich. Auch fehlt es nicht an Gartengewächſen, und einige Gegenden haben Ueberfluß an Baumfrüchten. Holz zum Brennen mangelt faſt ganz; man muß ſich mit Torf und Steinkohlen behelfen. Noch größer iſt der Mangel an Metallen, an Steinen und an Salz; höchſt unbedeutend ſind die Eiſengruben in Geldern und Oberyſſel. Dennoch iſt Holland verhältnißmäßig mehr als irgend ein Europäiſcher Stat bevölkert; auf etwa 620 Deutſchen Quadrat-Meilen leben zwei Millionen Menſchen in 113 Städten und 1400 Flecken und Dörfern, deren Holland ſo treffliche und bevölkerte hat, als irgend ein Land der Erde. Hollands vormalige Reichthumsquellen, Handel, Schiffahrt und Manufakturen, ſieht man jetzt verſiegt; doch ſind Kunſtfleiß, unermüdete Gewerbthätigkeit und ſparſame Genügſamkeit dem nüchternen Volke geblieben. Sein Charakter verläugnete ſich ſelbſt unter dem Drucke der ſchweren eiſernen Zeit nicht. Doch dieſes kunſtfleißige, gewinnſüchtige Volk iſt auch in ſchönen Künſten und ernſten Wiſſenſchaften nicht zurückgeblieben hinter ſeinen Europäiſchen Brüdern. Berühmt iſt die Holländiſche Malerſchule, berühmt ſind Hollands treffliche Kupferſtecher, und berühmte Namen glänzen unter den Holländiſchen Gelehrten. Wie das Klima, der Boden und die ganze Naturbeſchaffenheit mit dem Charakter des Volks in Holland ihr eigenthümliches Colorit behaupten; ſo findet der Geſchichtsforſcher auch in Hollands Geſchichte einen eigenthümlichen Gang, und wird zu ſeltſamen Reſultaten über das Treiben und Thun der Menſchen dadurch geleitet. In den Zeiten, als Mela ſeine Länderkunde ſchrieb, hatten Hollands Flüſſe ganz andern Lauf und andere Mündungen. Noch im 13 Jahrhunderte waren Nordholland und Friesland durch den ſchmalen Strom Flevo geſchieden, und da grünte feſtes Land, wo ſich jetzt ein weitläuftiger Meerbuſen bis zu den Inſeln der Süderſee ausgebildet hat. Einzelne Fiſcherhütten lagen einſam auf den Sanddünen am Meer umher, bis die wachſende

Menſchenmenge, erſt dem Waſſer den Boden, dann dem Boden durch mühſame Arbeit kärgliche Nahrung abdrang. Ueberhaupt zwang im Niederland die Natur des elenden Bodens Bewohner, ein hartes, ausdaurendes, gewerbſames, erfinderiſches und genügſames Volk zu werden; kühn auf dem Meer, unermüdet in der dürftigen Heimath. Nachdem Roms Macht verſchwunden, die Völkerwanderungskriege geendet waren, ſproßten im Niederland einzelne Mächtige und Große empor. So entſtanden Grafen und Herren, die größere oder kleinere Gebiete ſchützten, regirten, ſich zinsbar machten, und wieder Mächtigern zinsbar wurden. Schon im 13 Jahrhundert erwarben die Städte Municipalrechte, und die meiſten Niederländiſchen Gebiete gehorchten dem mächtigen Hauſe Burgund, deſſen letzter Herzog, Carl der Kühne (1477) unter der tapfern Schweizer Schwertern fiel. Seine, dem Kaiſer Maximilian vermählte, Tochter Maria brachte die Niederlande an Oeſtreich, und Carl V. vereinigte ſie unter dem Namen des Burgundiſchen Kreiſes mit dem Römiſchen Reiche Deutſcher Nation. Immer hatten die Landesherren, ſelbſt der nach Univerſalmonarchie ringende Carl V., die Rechtſame und alten Freiheiten geehrt, wodurch Niederland blühend, und für ſeine Beſitzer eine unerſchöpfliche Quelle reicher Beiſteuern geworden war; der kalte Tyrann Philipp II. warf des klugen Vorgängers Grundſätze zur Seite. Die alten Rechte, die heilige Verfaſſung der Provinzen, taſteten ſeine Stellvertreter, beſonders der grauſame Granvella, freventlich an; denn ausgerottet ſollte werden jede freiere Religionsmeinung, und das bluttriefende Ungeheuer, Inquiſition, ſollte auch im Niederland morden und durch Mord bekehren zum allein ſeligmachenden Glauben! Da erwachte des freien Volks innerſter Grimm, der Adel trat zum Schutz ſeiner Rechte zuſammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotz angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienſt öffentlich. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es ſchon zu ſpät, den von ihm angefachten Brand ſanft zu löſchen. So ſollte er denn durch Blut und Thränen gedämpft werden! Philipp ſandte den blutgierigen Alba, und unter ſeinem Henkersbeile fielen die Häupter der Edelſten des Volks: Egmont und Horn. Nur der kluge Oranien war frühzeitig entwichen, um mit gewappneter Hand zur Rache wieder zu erſcheinen, während Alba durch den Blutraad der Beroerten viele tauſend Opfer ſeinem blutdürſtigen Fanatism ſchlachten ließ, ja Niederlands geſegnete volkreiche Städte zu öden Wüſten zu machen drohte. Selbſt ſeines weiſen Nachfolgers Don Zuniga y Requeſens Mäßigung konnte, ſchlecht unterſtützt vom Spaniſchen Tyrannen, die empörten Gemüther nicht wieder beruhigen, und der ſtatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geſchlagen von Don Juan d'Auſtria und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländiſches Recht. Früher wäre ſicher der Kampf beendigt worden, hätten nicht der Niederländiſchen Provinzen verſchiedene Lokalität, die Eiferſucht der Großen, deren jeder nur ſeine Zwecke erreichen wollte, und der unglücklich angefachte Religionsargwohn der Katholiken gegen die Proteſtanten und dieſer gegen jene, den Sieg unendlich erſchwert. Erſt im J. 1579 ſchloſſen die 7 nördlichen Provinzen, das nachmalige Holland, die Union zu Utrecht, durch welche ſie bis zum Jahre 1806 ein Freiſtat blieben. Als Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord (der Tyrann Philipp II. hatte 25,000 Rthl. auf ſeinen Kopf geſetzt) im J. 1583 fiel, trat Moritz als Statthalter in des Vorgängers Fußtapfen.

Seine Siege bei Neuport und im Brabantiſchen, der Niederländiſchen Admirale kühne und ſiegreiche Thaten gegen Philipps II. Seemacht, Frankreichs und Englands Kriege zu ſelbiger Zeit gegen Spanien, und Philipps III. Schlaffheit führten im J. 1609 den ruhmvollen Antwerper Frieden herbei. Doch mußten die Holländer, bevor ſie zur Freiheit gelangten, den furchtbaren dreißigjährigen Krieg zuerſt noch mit durchfechten. Aber der Grad von Macht, den ſie trotz ſo vieler innerer Unruhen während jener ſchrecklichen Zeit errangen, ihre Siege auf ſo vielen Schlachtfeldern und Meeren und ihre reichen Eroberungen in fernen Welttheilen beſtätigten nach ſiebzigjährigem Kampfe, worin ſie oft am Rande des Abgrundes geſchwebt, im Münſterſchen Frieden 1648 ihre Freiheit und Unabhängigkeit von der Spaniſchen Tirannei. Holland bot, während Religionswuth faſt alle Europäiſche Staten zerrüttete, jedem Unterdrückten ein ſicheres Aſyl. Alle Religionen wurden geduldet, und bald fehlte der ſich ungeheuer anhäufenden Einwohnerzahl Boden zu Wohnungen, zum Erwerb und zum Betrieb an den moraſtigen Geſtaden der Nordſee. Alſo mußte das alles jenſeits des Weltmeers geſucht werden. Aus Noth erſt glückliche Korſaren gegen des Spaniſchen Tyrannen Geſchwader, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchſchwärmten und denen kein Gewinn zu entfernt, keine periodiſche Heimath zu weit entlegen war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Liſſabon fiel in ihre Hände, und ſo wurde Holland in der Mitte des 17 Jahrhunderts der erſte Handelsſtat und die erſte Seemacht der Erde; denn mit etwa hundert Kriegsſchiffen trotzte es damals jeder nebenbuhleriſchen Gewalt, während England ſowohl als Frankreich, kurzſichtig für ihren eignen Vortheil, über die Demüthigung des allgemein gefürchteten Spaniſchen Rieſenreichs frohlockten. Die Oſtindiſche Geſellſchaft eroberte Inſeln und Königreiche in Aſien mit einem Fonds von nur 6 Mill. 459,840 Gulden. Mit etwa 200 Schiffen betrieb ſie den Handel nach dem ſonſt unzugangbaren China und ſogar nach Japan. Mit allen aromatiſchen Produkten der Gewürzinſeln verſorgte ſie allein Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelſteine des Orients gingen gleichſam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die Weſtindiſche-Compagnie nicht gleich kommen; denn als dieſe geſtiftet wurde, waren Englands und Frankreichs Eiferſucht ſchon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange ſein altes Uebergewicht zur See; Tromp und Ruyter fochten ſiegreich, und ſelbſt jener ſtolze Ludwig XIV., der den Plan zur Demüthigung der kühnen Republikaner ſo ernſt und tief angelegt hatte, mußte endlich erſchöpft den Frieden erbitten. Aber dieſe Kämpfe, bald mit England, bald mit Frankreich, und die wirklich unpolitiſche zu thätige Theilnahme am Spaniſchen Succeſſionskriege erſchöpften Holland, während republikaniſche Eiferſucht gegen das Streben des Hauſes Oranien zur Herrſchaft im Lande ſelbſt unzählige Funken der Parteiwuth und des Bürgerkriegs anfachte. Darum konnte die Regirung nie zur Einheit, nie zur Conſequenz und Energie echt-politiſcher Grundſätze gelangen. Endlich ſiegte Oranien in der Mitte des 18. Jahrhunderts über die republikaniſche Partei. Es gelang ihm, die Statthalterwürde in blutigen Volksunruhen für alle Provinzen erblich auf männliche und weibliche Nachkommen zu machen. Allein der Gährung Keim war dadurch nicht erſtickt, die Patrioten oder Antioranier verſuchten i. J. 1786 noch einmal ihr Heil, und die ärgerli-

chen Händel mit Ludwig von Braunſchweig (der für den unmündigen Statthalter das Regiment führte) waren nur Vorſpiele des wüthendern Kampfs, der nun entſtand. Des Statthalters Gemahlin, König Friedrich Wilhelms II. von Preußen Schweſter, rief, ſelbſt beleidigt von wüthenden Patrioten, des mächtigen Bruders Schutz an, und der Held der Zeit, Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunſchweig, Preußens erſter Feldherr, erſchien mit einer Preußiſchen Armee von 25,000 Mann, um den Hohn zu beſtrafen und Wilhelms V. Rechte zu ſichern. Vergeblich war der Patrioten Widerſtand. Nach dem Sturm auf Amſtelveen fiel des Landes Hauptſtadt in des Herzogs Gewalt. Das Uebergewicht der ſtatthalteriſchen Partei war entſchieden und in noch größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauſes Oranien beſtätigt. Hätte Preußens Politik ſich damals zu der energiſch-entſcheidenden Maßregel erhoben: das eroberte Holland als Preußiſche Provinz zu behalten, vielleicht würde Frankreichs Revolution ganz andre Reſultate, als die bekannten, gehabt haben. Allein die antioraniſche Partei war nur eingeſchüchtert, nicht aufgelöſet. Noch weniger war ihr alter Haß beſchwichtigt. Als daher 1794 die Fahnen des republikaniſirten Frankreichs ſiegreich an Hollands Gränzen wehten, erhoben ſich alle Mißvergnügte mit Ungeſtüm. Pichegru eroberte Holland leicht durch den ſtrengen Winter und durch die, den Franzoſen günſtige, Volkspartei unterſtützt. Oranien ging unter und es entſtand die **Bataviſche Republick**. Die 7 Provinzen wurden nun in einen einzigen Freiſtaat verſchmolzen, die Macht der Geſetzgebung nach Franzöſiſchem Muſter einer ſtellvertretenden Verſammlung, und die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Unter dem Namen eines republikaniſch freien Volks waren jetzt die Holländer nur willenloſe Diener der Franzoſen. Sie verſpendeten ihr Gold zu Frankreichs Dienſten und halfen deſſen Laſten tragen, ohne deſſen Siege zu genießen. Die ſo unbeſonnen gegen des Landes Lokalität und die Denkart ſeiner Bewohner aufgedrungene Verfaſſung mußte nach ſechsjährigem Beſtande ſchon wieder geändert werden. Man theilte die Republik zurück in ihre alten ſieben Provinzen, und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regirungsperſonale, reducirte die geſetzgebende Verſammlung auf 35 Deputirte und erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Statsbewind von zwölf Männern. Allein trotz dieſer Verbeſſerungen ſahe die Bataviſche Republik, unfähig mit dem geringen Ueberbleibſel eigner Kraft nach eignen Zwecken zu handeln, ihre Flotten durch Großbritaniens Seemacht verdrängt, ihre Colonien verheert, ihren Commerz auf bloße Küſtenfahrt und Landhandel beſchränkt, und die Bank von Amſterdam bis zur Vernichtung erſchüttert. Ueberdem raubte ihr der Friede von Amiens (1802) die reichſte ihrer Colonien, Ceylon. Kaum war die Hoffnung einiger Genesung belebt, als Holland wieder in den neu beginnenden Krieg Frankreichs gegen Großbrittanien fortgeriſſen wurde. Surinam und das Cap fielen in der Britten Hände, Brittiſche Schiffe blokirten Hollands Küſten, und ſo ſchien der letzte Nerv des Holländiſchen Wohlſtandes zerſchnitten zu ſeyn. Zum dritten Male (1805) mußte die Holländiſche Statsverfaſſung reformirt werden. Nun ſollten acht Departements und ein geſetzgebendes Corps von 19 hochmögenden Herren mit einem auf fünf Jahr erwählten Rathspenſionair, der die vollziehende Gewalt handhabte und die Souverainität repräſentirte, beſtehen; ihm

beigegeben ward ein Statsrath von 5-9 Mitgliedern, und 5 Miniſter beſorgten die Geſchäfte. Der Penſionair erhielt eine unbeſtimmte Summe, über deren Verwaltung er keine Rechenſchaft abzulegen brauchte. Doch war ſelbſt Schimmelpenninks Tugend in dieſem Sturm unvermögend, ein Vaterland zu retten, welches durch den Verluſt ſeiner alten Selbſtſtändigkeit und ſeiner mannigfaltigen Hilfsquellen ſchon an den Rand eines unabwendbaren Verderbens gebracht war! In ſolcher Noth ſchien einzige Hilfe zu ſeyn die gänzliche Einverleibung in Napoleons Reich und durch ſie Theilnahme an ſeiner Siegesbeute und an den Handelsvortheilen ſeiner Unterthanen. Der Schritt, lange vorbereitet, geſchah endlich proviſoriſch im J. 1806. Man trug dem Bruder des Kaiſers von Frankreich, dem Prinzen Louis Napoleon, Hollands Beſitz unter dem Titel eines ſouverainen Königreichs an, und der Antrag ward nicht von der Hand gewieſen. Der Traktat beſagte: Louis Napoleon ſolle erblicher conſtitutioneller König von Holland, und ſeiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenſchaft der Thron geſichert ſeyn; doch dürften nie die Kronen von Frankreich und Holland auf einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich und mit allen ſeinen Kindern dem Franz. kaiſerl. Familienſtatut unterworfen. In Holland beſaß er ohne Einſchränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militärſtellen, das Begnadigungsrecht und die ausſchließliche Regirung der Colonien. Auch wurde ein Statsrath errichtet von 15 Mitgliedern, worunter vier Statsminiſter. Das geſetzgebende Corps beſtand aus 30 Mitgliedern, und dabei war feſtgeſetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Statsgebiets vermehrt werden könne. Aber der Königskrone Glanz verblendete kein Auge über des Landes ſchmähliges Elend; denn Holland war ausgeſchloſſen von Frankreichs Handelsvortheilen, und mußte doch allen Kriegen Napoleons folgen. Die Statsſchuld wuchs auf 1200 Mill. F.; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Alle Quellen des ehemaligen Wohlſtandes waren jetzt verſtopft, und als Napoleons Dekret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erſchien, als der Tarif von Trianon mit ſeinen ſchrecklichen Folgen eintrat, da war Holland vollends verloren. Es erhielt 1807 zwar Oſtfriesland und Jever, mußte aber dafür das zwiſchen der Franzöſiſchen Gränze und der Maas gelegene Gebiet nebſt einem Theile von Seeland mit den Feſtungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbuſch, Gertrudenburg, Middelburg und Vließingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oeſtreich i. J. 1809 brachte jene bekannte Invaſion der Engländer auf Seeland hervor, die Hollands Verderben nur beſchleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Januar 1809 ſtand die ganze Gegend von Emmerich an bis Dordrecht und Rotterdam, ein Strich von 50 Quadr. Meilen Landes, unter Waſſer, über 300 Menſchen verloren ihr Leben in den Fluthen, und mehrere tauſend Stück Vieh, viele Häuſer und Mühlen, ja ganze Dörfer wurden weggeſchwemmt. Umſonſt waren die Anſtrengungen des guten Königs, das allgemeine Elend zu mildern! Um ſo mehr nach der Engliſchen Invaſion, da er die Freundſchaft ſeines Bruders, des Lenkers von Europa, verlor! Die Spannung wuchs, und der Pariſer Traktat vom 16. März 1810 hielt den letzten Schlag nur wenige Wochen auf. Ludwig, um nicht ſein Volk in des Souverains mißliche Lage zu verwickeln, oder einen unſeligen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, deſſen Reſultate ſich mit Gewißheit vorherſehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gun-

ſten ſeines unmündigen Sohnes nieder, und zog ſich ins Oeſtreichiſche Gebiet als einfacher Privatmann zurück. Napoleon erkannte des Bruders Verfügung nicht an; ſeine Politik gebot vielmehr, den Grundſatz des conſtitutionellen Statuts, welches ausdrücklich beſtimmte: nie ſolle Hollands Krone mit der von Frankreich auf einem Haupte vereinigt ſeyn, zu vergeſſen, und Holland dem großen Kaiſerreich einzuverleiben. Dies geſchah durch das aus Rambouillet vom 9. Juli 1810 datirte kaiſerliche Dekret, welches Holland mit dem Reiche vereinigte, Amſterdam zur dritten Stadt des Reichs erhob, die Zahl der Senatoren auf 6, die der Deputirten im Statsrathe gleichfalls auf 6, die der Richter im Caſſationshofe auf 2, und die der Deputirten im geſetzgebenden Körper auf 25 beſtimmte. Die Officiers der Land= und Seemacht traten, wie das ganze Militair, in kaiſerlich=Franzöſiſche Dienſte; die Zinſen der öffentlichen Schuld wurden auf $\frac{1}{3}$ reducirt, und der Erzſchatzmeiſter des Reichs Herzog von Piacenza, erſchien als des Kaiſers Lieutenant in Amſterdam, um bis zum erſten Januar 1811, wo die ganze Verfaſſung nach Franzöſiſchem Muſter geformt ſeyn ſollte, das Land proviſoriſch zu verwalten. Die Holländiſchen Departements, welche früher ſchon unterm Königthum geſchaffen waren, bildeten nun 2 neue Militairdiviſionen, die Conſcription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobenen Mannſchaft zum Land=, die andere Hälfte zum Seedienſt beſtimmt. Dabei verkündigte man: die Holländer könnten jetzt, dem abendländiſchen Kaiſerreich einverleibt, unter Napoleons Adlern die ſchöne Rolle wiederholen, welche ihnen gehörte, da ſie noch einen Theil von der Monarchie Carls V. ausmachten. Dieſer Zuſtand dauerte, bis am Ende des Jahres 1813 die Heere der Verbündeten gegen Frankreich vornehmlich durch die Schweiz und Holland vorrückten, und nun die Holländer auch ihre Waffen gegen die mächtigen Unterdrücker wendeten. Der Prinz von Oranien=Naſſau kehrte den 2. Dec. aus England zurück als Wilhelm (Friedrich) I. ſouverainer Fürſt der vereinigten Niederlande, und wurde mit Enthuſiasmus empfangen. Im März des Jahres 1814 berief er die Notabeln zuſammen, um gemeinſchaftlich mit ihnen die neue Grundverfaſſung des States zu überlegen. Noch aber iſt auch hier nicht alles entſchieden; vielleicht daß unter dem Art. **Niederlande** der weitere Erfolg gemeldet werden kann. zz.

Holländiſche Schule ſ. **Niederländiſche Schule.**

Holländiſche Sprache, Literatur und Poeſie. Die Sprache der Niederlande, nichts anders als eine Mundart der Deutſchen, ſtammt von der alten Sächſiſchen oder Saſſiſchen ab, deren Töchter die Angelſächſiſche waren, von welcher das Engliſche ſtammt, und die Niederſächſiſche oder Plattdeutſche und Holländiſche. Als die 17 Provinzen unter dem Namen der Niederlande vereinigt wurden, hieß die Sprache derſelben die Flämiſche; als nachher 7 Provinzen von den übrigen zu neuem Verein ſich losriſſen, neigten die 10 Provinzen der Niederlande zu dem Franzöſiſchen hin, die 7 vereinigten Provinzen aber behielten ihre Deutſche Mundart bei, unter dem Namen der Holländiſchen Sprache. Hiemit iſt zugleich der Anfangspunkt ihrer Cultur und einer in ihr möglichen Literatur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts war die Holländiſche Sprache zur Bücherſprache erhoben, durch zahlreiche Bibelüberſetzungen, Volks= und Streitſchriften und Dichterwerke mannigfaltig ausgebildet, beſonders aber ſeit dem 17ten Jahrhundert hat

ſich der Eifer für ihre Cultur ſehr lebhaft gezeigt, und die Nationalliteratur um dieſe Zeit die beträchtlichſten Fortſchritte gemacht. Durch Grammatiken erwarben ſich um dieſe Sprache Lam ten Kate, W. Sewels, Zeydelaar, Kramer und van Moerbeek, durch Wörterbücher Kramer, Sewels, Halma, Moerbek und Weiland beſondere Verdienſte. Daß überhaupt die Holländer an literariſcher Cultur hinter ihren Nachbarn nicht zurück bleiben mochten, bezeugen eine Menge von Anſtalten, die ſie zur Beförderung derſelben errichteten. Man denke nur an ihre Univerſitäten zu Leiden (1575), Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1648); an ihre gelehrten Geſellſchaften zu Haarlem, Vließingen, Rotterdam u. a.; an ihre Bibliotheken zu Leiden, Utrecht, Franeker u. a. O. Und wem wären die Namen ſo ausgezeichneter Gelehrten, als Hugo Grotius, Erasmus von Rotterdam, Daniel und Nicolaus Heinſius, Lipſius, Broukhuyſen, Perizonius, Gronov, Burmann, Pierſon, Oudentorp, Staveren, Wyttenbach, Tib. Hemſterhuis, Schultens, Rhunken, Meermann, Boerhave, Camper, van Swieten, Commelyne, Beverryk, Deventer und viele Andere mehr, unbekannt! In der Philologie, Geſchichte, Geographie, Mathematik, Phyſik und Medicin haben ſich Holländer durch Talent, Gelehrſamkeit und Fleiß aufs rühmlichſte ausgezeichnet, um Civil- und Statsrecht ſich entſchieden große Verdienſte erworben. Indeß geben Werke dieſer Art noch keine Nationalliteratur, zumal wenn ſie, wie hier meiſt der Fall war, in einer fremden Sprache geſchrieben waren. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt nun freilich den Holländern Originalität, denn ſie bildeten ſich meiſt nach den Deutſchen, Engländern und Franzoſen; allein ſie bildeten ſich in der That, und haben Werke aufzuweiſen, deren ſie ſich gegen andere Nationen zu ſchämen nicht Urſache haben. Im 17ten Jahrhundert ſtand ihre Poeſie in einer ſchönen Blüthe; ihre naive Volkspoeſie ſteht keiner andern nach, und andere poetiſche Werke zeichnen ſich durch Energie, Fülle und Schönheit der Darſtellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640 bis 1750 ihr Nationalſchauſpiel ausgebildet, und erreichte durch mehrere talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die Holländiſche Bühne an Originalen weit reicher, als die Deutſche, und die Stücke eines van der Goes, Rotgans, Duyk, Leſcailje, Bernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die Gottſchediſche Periode geliefert hat. Indeß ſind viele jener Holländiſchen Stücke bloß Franzöſiſchen nachgebildet. Unter den Dichtern, die ſich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan van der Doos (Janus Douza) aus Norwic (ſtarb 1604), rühmlich bekannt als Philolog, Hiſtoriker und Lateiniſcher Dichter, hier aber hauptſächlich als einer der Erſten namhaft, welche poetiſche Verſuche in der Mutterſprache wagten, worin ihm Dan. Heinſe (aus Gent, ſtarb 1655) mit glücklicherem Erfolg nachging. Peter Cornelisz van Hooft aus Amſterdam (ſtarb 1647), geachtet als Hiſtoriker durch ſeine Geſchichten K. Heinrichs IV., Belgiens und eine treffliche Ueberſetzung des Tacitus, war in ſeinen Trauerſpielen und andern Gedichten zu gekünſtelt, und ſeine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten von Jakob Cats aus Brouwershafen in Zeeland (ſtarb 1660), einem der fruchtbarſten und geiſtvollſten der Holländiſchen Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein origineller Geiſt der Heiterkeit; Lebensklugheit und Religioſität. Die Gedichte von Jan

Antonides van der Goes (ſtarb 1684) haben den Ruhm der Correctheit und Eleganz. Jooſt van der Vondel aus Cöln, ſtarb 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer correcten, doch kräftigen und reichen Sprache, metriſche Ueberſetzungen der Pſalme, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satyren, Lobgedichte, viele Trauerſpiele, auch eine Epopöie Adam und Lucifer u. a. m. geliefert, und ſich den Ruhm des zweiten klaſſiſchen Dichters der Holländer erworben. Unter ſeinen Trauerſpielen iſt auch eine Maria Stuart. Eine vollſtändige Sammlung dieſer Trauerſpiele erſchien 1720 zu Amſterdam in 2 Bänden. Conſtantin Huygens (ſtarb 1687) wurde durch Sinngedichte, Jakob Weſterbaan (ſt. 1670) und Joh. Adolph Dans (ſt. 1674) durch erotiſche Gedichte rühmlich bekannt. Als ſcherzhafte Dichter thaten ſich Joh. van der Veen (ſt. 1660) und Joh. Decker (ſt. 1664) hervor. Nach den alten Klaſſikern bildete ſich Lucas Rotgans aus Amſterdam (ſt. 1710) und ſein epiſches Gedicht in 8 Geſängen Wilhelm III., ſo wie ſeine Trauerſpiele, zeugen hinlänglich von ſeinen Muſtern. Jan van Broekhuyzen aus Amſterdam (ſt. 1707), als Kritiker und Lateiniſcher Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in Holländiſcher Sprache Oden, Idyllen und andere Gedichte. Die lyriſchen Gedichte vor Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht überſehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwout bei Delft (ſt. 1733), und ſehr geachtet ſind Adrian van der Vliet, welcher außer bibliſchen Gedichten ein Gedicht in 3 Geſängen: die Spanier in Rotterdam, ſchrieb (ſt. 1780); Piet. Niewland (ſt. 179) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erſchien 1780 ein Heldengedicht in 16 Geſängen: Germanikus. Schon aus dieſen kurzen Angaben ſieht man, wie ſehr man ſich bemüht hat, die Holländiſche Sprache zu edlerem Gebrauch auszubilden, und in welchem hohen Grade dieſes gelungen ſey, beweiſt vielleicht nichts beſſer, als der Umſtand, daß keine andere Nation eine ſo gelungene Ueberſetzung von Klopſtocks Meſſias aufzuweiſen hat, als die Holländiſche von Groeneveld, Amſt. 1784, 1785, auch 1791. 2 Bde. 8., in Hexametern. Eine andere gleich ſchätzbare in Proſa erſchien zu Amſterdam 1798. Die Proſa der Holländer hat indeß auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Anſprüche zu machen; iſt jedoch in ihrem ſchlichten Weſen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverſtändlich darzuſtellen. Unſtreitig würden die Holländer, die man des Mangels an philoſophiſchem Geiſt nicht beſchuldigen wird, auch hierin noch größere Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philoſophiſchen Proſaiker ſich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipſius, Grotius, Wyttenbach u. A. ſchrieben aber Lateiniſch, und Franz Hemſterhuis, dieſer liebenswürdige ſokratiſche Philoſoph und eben ſo geſchmackvolle als geiſtreiche Schriftſteller Franzöſiſch. Wie mit der Philoſophie, ſo mit der Geſchichte. Es iſt kein Zweifel, daß die Holländiſche Proſa durch die, zumal in neuerer Zeit ſo häufigen, Ueberſetzungen ausländiſcher klaſſiſcher Geiſteswerke, vornehmlich der Deutſchen, nicht anders als gewinnen kann, wenn anders der Holländiſche Sprachgenius nicht dem Franzöſiſchen erliegt. Am gutem Willen, ernſter Thätigkeit und mehreren gelungenen Werken mangelt es den Holländern nicht. Von dem gegenwärtigen Zuſtand ihrer Literatur liefert Herr Dr. Zimmermann von Zeit zu Zeit in der Leipziger Literatur-Zeitung intereſſante Berichte, auf welche wir hier der Kürze halber verweiſen müſſen. dd.

Holländer, ein nach Holländiſcher Art eingerichtetes Mühlwerk in den Papiermühlen, welches die Lumpen vermittelſt einer mit eiſernen Schienen beſchlagenen Walze vollkommener zermalmt und reinigt, als es durch Stampfen geſchehen kann. — Holländerei, ein auf Holländiſche Art eingerichtetes Landgut, wo die Hauptwirthſchaft in Viehzucht beſteht. Oft verſteht man aber auch nur diejenigen Gebäude und Anſtalten auf einem Gute darunter, wo man die Milch zu Butter und Käſe verarbeitet. Der Name kommt daher, weil ausgewanderte Holländer ſich zuerſt ein beſonderes Geſchäft daraus machten, den Gutsbeſitzern ihr Vieh abzupachten.

Hölle, die, von hohl und Höhle, bedeutet urſprünglich einen hohlen, verborgenen und verſteckten Ort. Beſonders führt dieſen Namen der gemeiniglich enge und dunkle Raum zwiſchen dem Ofen und der Wand in den Häuſern gemeiner Leute. Danach wird dieſes Wort auch von den unterſten, tiefſten Räumen der Erde im Gegenſatze des Himmels gebraucht. So wie ſich der Menſch das Göttliche, das Reine und Vollkommene als über ſich und die Erde erhaben, als im Himmel und im Lichte wohnend, denkt, ſo verſetzt er das Ungöttliche, das Unreine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgrund, in die Nacht und Finſterniß, und daher iſt es gekommen, daß man ſich den Wohnort der böſen Geiſter als ein unterirdiſches, entweder in den innern nächtlichen Schlunden der Erde, oder in den Tiefen, über welchen die Erde ſchwebt, befindliches Behältniß vorgeſtellt und die Hölle genannt hat.

Höllenſtein oder Silberätzſtein, Lapis infernalis, Causticum lunare (Chirurgie), beſteht aus den ſalpeterſauren Silberkryſtallen, aus welchen man durch die Schmelzung ihr Kryſtallwaſſer verjagt hat. Die Silberkryſtallen ſchießen aus der Silberauflöſung in Salpeterſäure abgeraucht von ſelbſt an. Der fertige Höllenſtein iſt ſchwarzbraun von Farbe, höchſt ätzend und ſcharf, beſteht inwendig aus kleinen Nadeln oder Strahlen, die aus dem Mittelpunkte nach der Oberfläche zulaufen, wird an der Luft etwas feucht und löſt ſich ganz im Waſſer auf. Soll der Höllenſtein gut ſeyn, ſo muß er aus reinem Capellenſilber bereitet werden: denn der kupferhaltige ſieht grünlich aus und zerfließt ſehr leicht an der Luft. Man braucht ihn in der Chirurgie zum Wegnehmen des wilden Fleiſches. X.

Holm bedeutet im Niederdeutſchen einmal einen Hügel, dann eine kleine Inſel, beſonders in einem Fluſſe, See ꝛc. Dieſe Bedeutung hat es auch in dem Namen Bornholm, Stockholm. Dann ein Platz auf einer ſolchen kleinen Inſel, und in weiterer Bedeutung überhaupt ein Platz an der Küſte, wo man Schiffe baut, daher ein Schiffsholm ſo viel als ein Schiffswerft.

Holſtein, jetzt zum Königreich Dänemark als ein integrirender Theil gehörig, beſteht aus den alten Landſchaften Holſtein, Stormarn, Ditmarſen und Wagrien. Das Land wird gegen Norden durch die Eyder und Levensau (den Holſteiniſchen Kanal) von Schleswig abgeſondert, gränzt gegen Oſten und zum Theil auch noch gegen Mitternacht an die Oſtſee; gegen Süden an das Hanſeatiſche Gebiet, und gegen Weſten an die Elbe, Nord- und Weſtſee, ſo, daß ſeine größte Ausdehnung von Abend nach Morgen etwa 17 bis 19, und von Mitternacht gegen Mittag 12 bis 13 geographiſche Meilen beträgt. Einwohner rechnet man über 300,000. Die Marſchländer an der Nordſee und Elbe ſind äußerſt fruchtbar an Weizen, Bohnen, Erbſen, Gerſte und Roggenſaat, treiben auch vortreffliche

Rindviehzucht, doch iſt die Pferdezucht in neuern Zeiten minder ergiebig, als vormals geworden. Eigentliche Berge hat das Land gar nicht. Seine innern Flüſſe ſind: die Eyder, Stör und Trave. Man zählt in Holſtein (die Herrſchaft Pinneberg und die Stadt Altona mit gerechnet) 14 Städte und 18 Flecken. Sonſt waren viele Bauern leibeigen, jetzt iſt die Leibeigenſchaft verſchwunden. Der Adel hat noch einige Vorrechte, aber ſie ſind keineswegs der allgemeinen Gleichheit vor dem Geſetze nachtheilig. Die herrſchende Lehre im Lande iſt die evangeliſch-lutheriſche, doch ſind zu Glückſtadt und Altona reformirte und katholiſche, ja in letzterer Stadt Kirchen faſt aller chriſtlichen Religionsparteien. Für die Wiſſenſchaften ſind die Univerſitäten zu Kiel, und das Pädagogium zu Altona, die merkwürdigſten Anſtalten. Holſteins älteſte Geſchichte iſt dunkel, licht wird es darin erſt nach den Zeiten Carls des Großen, der das Land, damals Nordelbingien genannt, bezwang, und über 10,000 Familien jenſeit des Rheins verſetzte. Die Urbewohner waren unſtreitig Saſſen, auch kam in der Folge das Land wieder unter das Großherzogthum Sachſen. Lothar machte Holſtein und Stormarn zu einer Grafſchaft, und belehnte damit 1106 den Grafen Adolph I. zu Schauenburg, deſſen Sohn, Adolph II., auch Wagrien damit vereinte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachſen. Nach mancherlei Beſitzern kam das Land 1460 unter Chriſtian I., König von Dänemark, der es vom Kaiſer Friedrich III. zu einem Herzogthum erheben ließ. König Chriſtian III. und Herzog Adolph ſtifteten die beiden Hauptlinien: die königliche und die fürſtliche oder Gottorfiſche; auch wurde zu ihrer Zeit (1533) die berühmte Union geſchloſſen, welche auf beiderſeitige Hilfleiſtung abzweckte. Der unglückliche Peter III., Catharinens Gemahl und Kaiſer von Rußland durch die Wahl der Kaiſerin Eliſabeth, war der letzte Sprößling der Gottorfiſchen Linie. Als 1806 der Rheinbund entſtand, wurden am 9. Septbr. d. J. durch eine königliche Declaration das Herzogthum Holſtein, die Herrſchaft Pinneberg, die Stadt Altona und die Grafſchaft Ranzau mit der Däniſchen Monarchie als ein völlig integrirender Theil vereinigt, das Oberdikaſterium zu Glückſtadt unter der Benennung des königlich Holſteiniſchen Obergerichts zur höchſten, dem König allein untergeordneten Juſtizbehörde erhoben, und das adeliche Landgericht bis zur fernern Beſtimmung in Anſehen gelaſſen. Doch deutete man damals ſchon auf das neue allgemein einzuführende und fürs ganze Land giltige Geſetzbuch hin. Die unglücklichen Maasregeln, welche in der großen europäiſchen Kriſis von 1813 der König von Dänemark ergrif, indem er ſich zur Partei Napoleons ſchlug, zogen den Krieg auch nach Holſtein. Unter dem General Wallmoden hatte bis zur Schlacht von Leipzig das Obſervationscorps der Niederelbe gegen die mit Davouſt vereinigte Macht der Dänen operirt. Nach der Schlacht von Leipzig aber kam der Kronprinz von Schweden mit einem Theil der Nordarmee, und Davouſt ſah ſich genöthigt, ſein Lager bei Ratzeburg zu verlaſſen, aus ſeiner Poſition an der Steckenitz herauszugehen, und ſich auf Hamburg zu beſchränken. Am 7. Dec. ſetzte ſich die Armee unter dem Kronprinzen gegen das Innere von Holſtein in Marſch, und ſchon am 9. ging der Vortrab unter Tettenborn über die Eyder, den Gränzfluß zwiſchen Schleßwig und Holſtein, welches ſomit ohne großes Blutvergießen erobert und bis zum Friedensſchluß am 15. Jan. 1814 behauptet wurde. Des Landes vorzüglichſte Stadt iſt Altona (ſ. dieſes), welche in Anſehung der

Größe und Wichtigkeit folgen: **Glückſtadt**, in einer tiefen moraſtigen Gegend an der Elbe, und **Kiel** an einem Meerbuſen der Oſtſee mit einer trefflichen, vom Herzoge Chriſtian Albrecht 1665 geſtifteten Univerſität. Städte von minderer Bedeutung ſind: Plön in einer höchſt anmuthigen Gegend, Itzehoe an der ſchiffbaren Stör, Krempe, Wilſter, Segeberg und Oldesloe. Die einzige, aber ſehr ſtarke Feſtung iſt Rendsburg, auf der alten Gränze des Deutſchen Reichs, an der Eyder. Sie gewährt als Centralpunkt zwiſchen der Eyder und dem Holſteiniſchen Kanal eine faſt unangreifbar feſte Poſition zur Vertheidigung des eigentlichen Dänemarks, und verdankt ihre Entſtehung der alten Feſte Reinholdsburg, welche Graf Adolph III im J. 1200 und Graf Gebhard der Große im J. 1320 wieder herſtellten. zz.

Hölty (Ludwig Heinrich Chriſtoph). Dieſer echt lyriſche Dichter, vorzüglich in der Elegie und Idylle ausgezeichnet, war zu Marienſee bei Hannover 1748 geboren, wo ſein Vater Prediger war. Als Knabe war er munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Der Verluſt ſeiner Mutter aber und die Blattern, die ihn in ſeinem neunten Jahr entſtellten, raubten ihm dieſe natürliche Munterkeit. Dazu wirkte auch wohl ſein angeſtrengtes Studiren, welches er oft bis in die tiefſte Nacht fortſetzte. Doch ſicherte ihn der häusliche Umgang mit einer Familie, deren Freude er war, die heitere Stille des Landlebens und ſein lebendiges Gefühl gegen die Erſtarrung der Leſeſucht. Oft belauſchte er in der Einſamkeit das Wirken der Natur, oder las im düſtern Gehölz. Früh entwickelte ſich ſein Hang zum Schauerlichen, eben ſo früh das Talent der poetiſchen Darſtellung: überall fielen ihm Reime ein, und ſeine rege Einbildungskraft führte dem lebendigen Gefühl den wahren Ausdruck zu. 1765 ſchickte ihn ſein Vater auf die öffentliche Schule in Zelle, wo er drei Jahre blieb; 1769 nach Göttingen, um auf dieſer Univerſität Theologie zu ſtudiren. Er lernte gewiſſenhaft, ohne jedoch die Lektüre der Alten und Neuern und ſeine Poeſie darüber zu vergeſſen. Seit 1769 hatte er, durch viele in Sammlungen und einzeln gedruckte Gedichte, den Ruf eines geiſtreichen Jünglings erlangt; daher nahm ihn auch **Käſtner** in ſeine Deutſche Geſellſchaft auf. Um 1771 aber erlangte er **Bürgers** und **Millers** Bekanntſchaft; von Oſtern 1772 an lernte er Voß, Boie, Overbeck, Hahn, Leiſewitz und die Grafen Stollberg kennen. In dieſem traulichen Kreiſe fühlte Hölty ſich ganz glücklich. Bei kleinen vertraulichen Schmäuſen war er ſo fröhlich, als ſeine Natur es verſtattete; bei anziehenden Geſprächen lebhaft-ſchnell; einen drolligen Einfall brachte er ganz trocken vor. Seine liebſten Unterhaltungen aber waren bouts rimes oder gemeinſchaftliche Parodien, u. a. dgl. Gegen Unbekannte aber war er zurückhaltend und verſchloſſen. Die beſten Gedichte Höltys, ſelbſt aus jener Gattung, die ihm **eigen** war, ſind aus der Zeit, wo jene Freunde ſich um ihn verſammelten, und ihn durch geiſtige Unterhaltung vielfach aufregten. Noch mehr ſcheint dieſer Einfluß ſich zu zeigen in Hinſicht ſeiner Balladen, wovon die Nonne und Adelſtan und Röschen in dem von **Bürger** wiedererweckten Geiſte der Ballade geſchrieben ſind. Sonſt ſcheint er gerade nicht für dieſe Gattung geeignet geweſen zu ſeyn, auch eine vorurtheilige Meinung über dieſelbe gehegt zu haben. Mehr Neigung empfand er zur ſchauervollen Romanze; jedoch war er über den Unterſchied beider nicht ganz im Klaren. Das Lob ſeiner Gedichte von ſeinen Freunden nahm er ganz kindlich und freundlich an, und ihren

Tadel achtete ꝛc. Dagegen war er bis zur Aufopferung gegen ſie gefällig, unterrichtete ſie in den fremden Sprachen, deren er damals ſechs inne hatte. Ungern mochte er ſich von ihnen und Göttingen trennen. Als daher die gewöhnlichen akademiſchen Jahre verfloſſen waren, erhielt er auf ſein Bitten von ſeinem Vater noch eine halbjährige Verlängerung ſeines Aufenthaltes. Um noch länger bleiben zu können, ſuchte er ſich auch einen Freitiſch und eine Stelle im philologiſchen Seminar zu verſchaffen. Auch fing er im Herbſte 1773 an, um ſeinem Vater einige Erleichterung zu verſchaffen, Unterricht für Geld zu übernehmen, und Vieles zu überſetzen, z. B. den Kenner aus dem Engliſchen des Town, Hurds Dialogen, ſpäter Shaftesburys Charakteriſtiken, wovon nur der erſte Theil durch ihn vollendet wurde. Nicht wenig ſcheint ihm auch die Liebe ſeinen Aufenthalt in Göttingen theuer und werth gemacht zu haben. Denn er lernte, wie Petrarca, deſſen Lektüre überhaupt auf ſeine Dichtungs- und Empfindungsweiſe ſehr gewirkt haben muß, eine Laura kennen (1773). Doch verſchwieg er ihr ſeine glühende Neigung. Sie wurde nachher bald verheirathet, und er mußte ſein Gefühl unterdrücken. Im Herbſte begleitete er Miller'n nach Leipzig. Schon damals war ſeine Geſundheit untergraben. Denn ſein angeſtrengtes Studiren, welches ſich beſonders durch eine unbegränzte Lektüre und vieles Ueberſetzen, womit er ſeinen Unterhalt erwarb, äußerte (noch in dem letzten Jahre lernte er Spaniſch), hatte ſeinen reizbaren Körper ſehr geſchwächt, das ſtete Sitzen ihm ſchon längſt Hypochondrie zugezogen und den Keim zur Schwindſucht gelegt. Dazu kam 1775 ſeines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte, und bewog, auf einige Zeit nach Marienſee zurückzukehren, wo er auch ſeine Kur unter Zimmermanns Anleitung fortſetzte und ſehr geachtet lebte. Im Herbſte 1775 ging er nach Hannover, um eine kleine Nachkur zu gebrauchen; aber vergebens. Im Vorgefühle des nahen Todes dichtete er hier mehrere ſchwermüthige Elegien, und war mit der Sammlung ſeiner Gedichte beſchäftigt. Er ſtarb auch daſelbſt, für die Deutſche Poeſie viel zu früh, den 1. Septbr. 1776, ohne das Glück der Liebe und Italiens Boden geſehen zu haben, wohin ſein jugendliches Herz ſich ſehnte. Seinem Aeußern nach war er groß, unbehilflich, niedergebückt, blaß, blatternarbig, „ſchien auf den erſten Blick etwas einfältig; aber in ſeinen hellblauen Augen ſchimmerte ein treuherziges, mit etwas Schalkhaftigkeit vermiſchtes Lächeln.“ Sein Körper aber ſchloß eine fromme, gute Seele ein, welche, trotz alles Studiums und aller Lektüre, treu der Natur, einfach und kunſtlos in dem Ausdruck ihrer Gefühle blieb. Er war, ſagt Voß vortreflich, ein Jüngling, deſſen Geiſt unter der Laſt eines ſiechen Körpers ſo aufſtrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poeſie (?) unter den erſten Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Verſuche höher zur Vollkommenheit ſtieg, und ſelbſt ſein Vollkommenſtes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er ſtellte nicht mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zuſammen, worüber man mit ſich einig geworden iſt, ſie ſchön zu finden. Voll warmer, allumfaſſender Liebe blickte er in die Natur umher, und ſang, was ſein Herz empfand.“ Ueberhaupt charakteriſirt ſich Hölty in ſeinen Gedichten durch Weichheit des Gefühls, das gleichſam aus der Bruſt in den Vers überfließt, und ſelbſt in der metriſchen Form mit ſanfter, kunſtloſer Grazie uns anſpricht, durch liebliche Schwärmerei und Wehmuth, Innigkeit und liebenswürdige Naivetät, durch

eine ruhige und mehr ſchmückende, als erfindungsreiche Phantaſie, die in dem Kreiſe ſchmerzlichſüßer Gefühle und innerer Entzückungen weilt. Tiefe, ſtille Liebe und heißer Sinn für Freundſchaft, ſüße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erſcheinungen der Natur und des Lebens, bilden die Hauptbeſtandtheile ſeiner Idyllen und Elegien. Seine Munterkeit beſteht nur in Einfällen, und wo er ſich daher zur Luſtigkeit zu ſtimmen pflegte, iſt ſeine Bemühung natürlich vergebens. Auch geſtand er ſelbſt ein, daß die komiſche Poeſie ſein Fach nicht ſey, lieber überlaſſe er ſich der ländlichen Poeſie und der fröhlichen, empfindungsvollen Ode; dieſe Gattung macht auch den größten Theil ſeiner Sammlung aus. In der höhern Ode ſcheint er die Engländer vor Augen gehabt zu haben; das ſanfte, elegiſche oder idylliſche Lied iſt ihm aber eigenthümlich, und nach ihm mit dieſem Glücke kaum wieder geſungen worden. Die echte Ausgabe ſeiner Gedichte wurde durch Voß und Stollberg (1783) beſorgt (zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß 1804). T.

Holzanbau iſt die Anwendung der durch geprüfte Erfahrungen aus den Wirkungen der Natur gefolgerten richtigen Grundſätze, nach welchen jede Holzart in möglichſt kurzer Zeit in Zuwachs und mit dem zu befriedigenden Holzbedürfniß in ein ausdauerndes gerechtes Verhältniß gebracht werden ſoll. Will man den Zweck des Holzanbaues erreichen, ſo muß man theils auf das Klima, die Lage und den Boden, nebſt ihrem Einfluß auf die Forſtwirthſchaft, theils auf die Auswahl des Bodens und Standorts für jede Holzart, und auf die Urbarmachung des Bodens Rückſicht nehmen. In Anſehung des Klima's, worin die Wälder liegen, iſt zu unterſuchen, 1) ob es warm, 2) ob es gemäßigt, 3) ob es kalt ſey. Nicht weniger wichtig iſt die Lage eines Waldes. Denn es iſt nicht für jede Holzart gleichgiltig, ob ſie in der Ebene, auf Gebirgen, oder in welcher andern Lage nach der Himmelsgegend ſie angebaut wird. Dieſe wirkt immer ſtärker oder ſchwächer auf die verſchiedenen Holzarten, und hat beſonders einen großen Einfluß auf die Beſchaffenheit des Bodens. Ganz anders zeigt ſich das Wachsthum und Gedeihen der Holzarten in ebener hohen und ebener niedern Lage, als in einer ſchrägen öſtlichen, ſüdlichen, weſtlichen und mitternächtlichen Lage. Nach allen dieſen zu beachtenden Erforderniſſen hat der Boden ſelbſt einen eben ſo großen Einfluß auf das Wachſen der Holzarten, weil er den Nahrungsſtoff zum Wachſen der Hölzer theils ſelbſt erzeugen, theils aufnehmen, vorbereiten, aufbewahren und endlich mittheilen muß. Die allgemeine und beſondere Kenntniß der Erdarten iſt daher bei jedem Holzanbaue vorauszuſetzen, weil ohne dieſelbe der rechte Standort für jede Holzart nie gewählt werden kann, da doch auf dieſer Wahl der Holzanbau vorzüglich mit beruht; indem das Laubholz nach ſeinen verſchiedenen Arten einen ganz andern Boden verlangt, als das Nadelholz mit ſeinen Arten. Iſt die Auswahl des Bodens und des Standorts für jede Holzart geſchehen, ſo muß nun noch vor dem wirklichen Holzanbau, beſonders von dem künſtlichen, die Räumung und Urbarmachung des Bodens geſchehen. Denn kein Holzanbau kann gedeihen, wenn der Samen nicht im Sande iſt, auf friſchen Erdboden zu fallen, darin ſchnell zu keimen, Wurzeln in dieſem Boden zu treiben und die erfoderlichen Nahrungsſäfte zu ſeinem Wachsthum aus demſelben zu ziehen. Bei der natürlichen Beſamung iſt der Platz, worauf das Holz abgetrie-

ben worden iſt, ſofort von dem gefälleten Holz zu befreien, die Stöcke ſind auszuroden, die Löcher auszuebnen, und alles andere abzuräumen, was den ausfliegenden Samen hindern könnte, in friſchen Erdboden zu kommen. Sollte der Boden gar beraſet ſeyn, ſo muß derſelbe wund gehauen, oder auch wohl gar geſtürzet und aufgelockert werden, die Beſamung mag von der Natur oder durch den Forſtmann geſchehen. Fände man den mit Holz zu beſamenden Boden endlich gar moorigt und ſumpficht, ſo iſt ſolcher Boden zuvor auszutrocknen, wenn man keine Bäume und Sträucher anbauen will, die außerordentlich viele Feuchtigkeit erfodern. Der Holzanbau ſelbſt zerfällt in den natürlichen und in den künſtlichen. So gewiß und ſicher auch der naturliche Holzanbau zum Zwecke führt, wenn wir ihn nicht in ſeinen Wirkungen hindern, ſondern vielmehr befordern, ſo iſt es dennoch oft nicht möglich, ohne den künſtlichen Anbau einen Waldgang mit Holz in Beſtand zu ſetzen. Natur und Kunſt müſſen hier meiſtentheils mit einander vereinigt werden, wenn man das vorgeſetzte Ziel ganz erreichen will. Der künſtliche Holzanbau kann geſchehen a) durch Ausſtreuung oder Ausſäung des eingeſammelten Holzſamens; b) durch Verpflanzung junger, entweder in Baumſchulen erzogener, oder aus den Dickungen der Wälder genommener Holzſtämme; c) durch Steckreiſer, Setzangen, Wurzeln und Ableger; indeß gehört das Vermehren der Waldbäume, mit Ausnahme der ausländiſchen Holzarten, durch Ablegen, ſo wie auch durch Pfropfen, Okuliren und Kopuliren mehr für den mit dieſen Bäumen und Sträuchern handelnden Forſtmann und Gärtner, als für den praktiſchen Forſtmann, der ſich nur mit der Erziehung der Bäume und Sträucher zu Bau-, Nutz- und Brennholz zu beſchäftigen hat. Weitläuftiger findet man dieſen Gegenſtand beſchrieben in der Anweiſung zur Holzzucht für Förſter von G. L. Hartig u. ſ. w. 4te Aufl. Marburg, Akadem. Buchhandl. 1804. 8. X.

Holzbrand oder Feuerſchaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt, iſt das größte Hinderniß und Verderbniß einer guten Forſtwirthſchaft, indem den Waldungen kein größerer Schade zugefügt werden kann, als durch Feuer. Sollte der Feuerſchaden auch nur ein ſogenannter Erdholzbrand ſeyn, der nur auf der Erde fortginge, ſo wird doch auch dieſes Feuer und der Rauch Urſache, daß die Bäume aufhören zu wachſen, wenn ſie nicht gar abſterben. Ueberdies ſind die Brandplätze ſehr ſchwer wieder mit Holz in Beſtand zu bringen, und der Schaden wird dadurch noch um ſo groſſer. Es wird daher in jedem Staate höchſt nöthig ſeyn, die Urſachen aufzuſuchen, woraus dieſer Schaden entſtehen kann, und Anſtalten dagegen zu treffen, um wenigſtens den Schaden ſo viel als möglich abzuwenden und weniger fuhlbar zu machen. Die Urſachen, welche einen Waldbrand herbeiführen können, ſind theils poſitive oder vorſetzliche, theils negative oder aus Nachläſſigkeit entſprungene. Nach jenen wird das Feuer mit Vorſatz von Leuten, z. B. Holz- und Wilddieben, angelegt. Solche Waldbrände kann die beſte Forſthuth nicht ganz verhindern, und nur die allerſtrengſte, öffentlich bekannt gemachte Beſtrafung eines ſolchen entdeckten, ſo muthwilligen als boshaften Frevels, kann allein am ſicherſten von ähnlichen Unternehmungen abſchrecken. Nächſtdem werden Waldbrände veranlaßt durch die Kohlenbrenner, Aſchenbrenner, Heidekrautabbrenner, Hirten, Holzhauer, Tabaksraucher, Vagabonden, Räuber,

Diebe, Bettler und Fuhrleute; denn die von einigen behauptete Selbſtentzündung der Wälder durch die Sonnenſtrahlen iſt noch nicht erwieſen, ſondern gründet ſich zur Zeit noch auf die bloße Möglichkeit. Allein durch den Blitz kann allerdings ein Waldbrand entſtehen, deſſen Folgen man nur zu vermindern, die Entſtehung des Brandes ſelbſt aber nicht zu verhindern im Stand iſt. Damit nun ein Waldbrand ſo ſelten als möglich, oder niemals entſtehen kann, muß jede Forſtordnung darüber feſtſtehende Vorſchriften enthalten, über deren Befolgung jeder Forſtbediente die gewiſſenhafteſte und ſorgfältigſte Aufſicht zu führen hat. X.

Holzconſumtion, die, oder der Holzverbrauch, iſt der wichtigſte Gegenſtand für den Forſtwirth, indem der nachhaltige Beſtand der Waldungen ſich darauf gründet. Die Kenntniß der Holzconſumtion bezieht ſich nicht bloß auf das Brennholz, ſondern auch auf das Nutz- und Bauholz. In Anſehung des letztern muß der Forſtwirth die Eigenſchaften des Holzes und die Gegenſtände ſelbſt genau kennen, damit er zu jedem die brauchbarſte und dauerhafteſte Holzart anweiſet, um der Holzverſchwendung dadurch vorzubeugen und ihr Gränzen zu ſetzen. In Beziehung auf das Brennholz muß der Forſtwirth die Eigenſchaften des Holzes in Rückſicht ſeines Brennſtoffs eben ſo genau kennen, um das Verhältniß der Brennbarkeit der Holzarten nach ihren höchſten Graden und ihrer längſten Dauer der Hitze zu beſtimmen, damit zu jedem Feuerbedürfniß, z. B. für Zimmer, Küchen, Brauerei, Brennerei, Schmelzerei, Ziegelbrennerei u. ſ. w. die zweckmäßigſte und beſte Holzart verbraucht, und dadurch zugleich der Holzverbrauch vermindert wird. Bei dieſen Beſtimmungen kommt es auch vorzüglich mit auf den Umſtand an, ob das Holz in oder außer der Saftzeit gehauen, und ob daſſelbe grün oder trocken verbrannt und angewendet wird. X.

Holzflößen nennt man die wohlthätige und vortreffliche Einrichtung, wodurch man holzarmen Gegenden das unentbehrliche Bau-, Nutz- und Brennholz auf dem Waſſer wohlfeiler als zu Lande zuführen läßt. Das Bau- und Nutzholz wird entweder nur in einzelnen Stämmen ins Waſſer geworfen und vom Strom abwärts getrieben; oder man legt mehrere Stämme neben einander, und verbindet ſie mit Floßband und Floßwieden zu einem feſten flachen Fahrzeug ohne Borde, womit die Flößer ſtromabwärts nach dem Ort ihrer Beſtimmung fahren. Dergleichen Fahrzeuge erhalten auch die Namen Bauflöße, Zimmerflöße, Langholzflöße. Auf dieſen Flößen ſchafft man auch Diehlen oder Breter, Latten, Faßdauben und anderes kleines Nutz- und Schirrholz, nebſt vielen verfertigten Holzwaaren fort. Allein das Brennholz wird in mittlern und kleinen Flößen, oder eigentlich zum Flößen erbauten Graben einzeln in das Waſſer geworfen, und heißt alsdann Scheitholzflöße; hingegen in großen Flüſſen und Strömen bringt man daſſelbe theils auf Langholzflößen, theils in Kähnen oder kleinen Booten an Ort und Stelle. So einfach auch die Erfindung der Scheitholzflößen ſcheint, ſo ſind nach dem Zeugniß der Geſchichte die Langholzflößen dennoch ältern Urſprungs, und haben die größte Aehnlichkeit mit den erſten Fahrzeugen der Alten. Als das Floßweſen in Europa völlig eingerichtet war, entſtand bald darauf im 16ten Jahrhundert als ein Ausfluß des Eigenthums der Flüſſe auch das Floßrecht oder die Floßgerechtigkeit (Jus ratium seu grutiae),

worunter man das Recht verſteht, Holz ohne Schiffe durch den bloßen Lauf des Waſſers hinabzuführen. X.

Holzhandel wird in waldreichen Gegenden im Großen nur mit Vortheil auf dem Waſſer mittelſt der Flöße und Schiffe getrieben; denn der Landtransport iſt dazu zu theuer, und vermindert den Abſatz. Ein ſolcher Handel iſt der einzige Weg in holzreichen Ländern, die Nutzungen der Wälder einträglich zu machen, beſonders wenn der Landesherr vermöge des Forſtregals dieſen Handel nicht ausſchließlich treibt, ſondern alle Waldbeſitzer daran Theil nehmen läßt. Allein auf jeden Fall muß von dem Forſtdirektorium zuvor mit reifer Ueberlegung ein Forſtwirthſchaftsetat auf wenigſtens 150 Jahre in Anſehung des jährlichen eigenen Holzbedürfniſſes entworfen und feſtgeſetzt werden, damit es nicht zuletzt für das eigene Bedürfniß am Holz fehlt, und die Waldungen forſtwidrig angegriffen werden müſſen. Zu dieſem Handel zieht man nicht bloß die rohen höchſtens bewaldrechteten Baumſtämme, weil dieſe Handlungsweiſe einen geringen Vortheil abwirft, ſondern man bearbeitet alles Bau- und Nutzholz aus dem Groben dazu, ſchneidet Breter, Latten, Schiffsplanken, Faßdauben u. ſ. w., um dadurch ſowohl den Holzpreis, als auch das Arbeitslohn und den Abgang für die Feuerung dem State zu gewinnen. Der ſtärkſte Holzhandel wird auf dem Rhein, dem Main, der Weſer und der Elbe getrieben. Auf den beiden erſtern Strömen ging das Holz vorzüglich nach Holland, und dieſer Handel hieß daher der Holländerhandel, auf den letztern beiden aber zogen vorzüglich die Engländer ihr Holz zum Schiffbau. Zum Glück für die Deutſchen Waldungen hat ſich der Holländerhandel vermindert, und die Engländer ziehen kein Holz mehr aus Deutſchland, weil ſie es aus dem Norden von Europa, und aus Oſt- und Weſtindien, ſo wie auch aus Nordamerika wohlfeiler erhalten können. X.

Holzſparkunſt, beſteht im eigentlichſten Sinne darin, die Wärme oder den Wärmeſtoff aus den Körpern, die dergleichen enthalten, auf die zweckmäßigſte und vortheilhafteſte Weiſe zu entbinden, zu entwickeln oder herauszuziehen, und ihre Entweichung auf die beſtmögliche Art zu verhüten. Dieſes wird erfolgen, wenn man a) bei der Anwendung des Holzes als Feuerungsmittel nur völlig trockenes, und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig klein geſägtes und geſpaltenes Holz braucht; b) ſowohl dieſes als jedes andere Feuerungsmittel durch den Zutritt der atmoſphäriſchen Luft, oder richtiger durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmoſphäriſchen Luft, welcher die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus ſich hergibt, auf die ſchnellſte und vollkommenſte Weiſe verbrennt. Allein das ſchnelle und vollkommene Verbrennen kann nur dadurch bei allen unſern Feuerungen erhalten werden, wenn man die Schornſteine, Stubenöfen, Küchenherde, Keſſelfeuerungen in Haushaltungen, Bier-, Branntweinbrennerein, Salzſiedereien u. ſ. w., die Kamine, Backöfen, Bratöfen, Bratſpießfeuer u. ſ. w. zweckmäßig erbaut. X.

Holzſchneidekunſt, Holzſchnitt (Gravure en bois). Um einen Holzſchnitt zu verfertigen, nimmt man eine glatte Holzplatte, trägt auf dieſe die Zeichnung, ſchneidet mit ſcharfen Inſtrumenten von verſchiedener Form alle Umriſſe, Schraffirungen und Züge ſo, daß die, welche ſich auf dem Papier abdrucken ſollen, erhaben ſtehen bleiben, beſtreicht ſie dann mit Oelfarbe und drückt ſie auf Papier ab. Dieſe Art von Platten hat viel Aehnliches mit den beweglichen Schriftplatten

zum Bücherdruck, auf denen ſich die Flächen der Buchſtaben eben ſo wie bei jenen die Flächen der Züge, abdrücken. Die Abdrücke ſelbſt nennt man Holzſchnitte. Eine beſondere Art von Holzſchnitten nennen die Italiener chiaroscuro, die Franzoſen camayeux, clair obscur, wir Helldunkel. Dieſe drückt man mit 3 und 4 Holzplatten ab. Auf der erſten werden die Umriſſe gegraben, die zweite iſt für die ſtarken Schatten, die dritte und vierte für die Mitteltinten. Dieſe verſchiedenen Platten machen ein Ganzes aus, und der Künſtler muß Sorge tragen, daß, wenn ſie nach einander auf daſſelbe Blatt abgedruckt werden, alles gehörig zuſammenpaſſe. Die Italiener nennen Hugo da Carpi als Erfinder dieſer Kunſt; ein alter Deutſcher Meiſter aber, Johann Ulrich Pilgrim, hat ſich früher darin ausgezeichnet, und bekanntlich gab Albrecht Dürer mehrere Blätter in dieſer Art, und Lukas Cranach eins mit der Jahrzahl 1500. Die Deutſchen nennen übrigens die Holzſchneidekunſt überhaupt auch Formſchneidekunſt, wiewohl dieſe Benennung allgemeiner iſt, als jene. Der Grund liegt in der Entſtehung dieſer Kunſt, welche ihren Urſprung von der Verfertigung der Spielkarten (die man in Deutſchland ſchon gegen 1300 hatte) ableitet, deren Formſchneiden die nämliche Behandlung erfodert. Statt der grotesken Kartenfiguren fing man an, Bilder der Heiligen zu verfertigen, dergleichen auch die Geiſtlichkeit unter ihre Verehrer austheilte. Nach dieſen in Holz geſchnittenen Heiligenbildern verfertigte man auch hiſtoriſche Gegenſtände, denen man eine ebenfalls in Holz geſchnittene Erklärung beifügte, und hiedurch entſtanden die erſten durch Holzplatten gedruckten Bücher, welche Guttenbergen nachher auf die Erfindung der Buchdruckerkunſt mit beweglichen Lettern führten. Gleich nach Erfindung dieſer Buchdruckerei bediente man ſich der Holzſchnitte zur Verzierung der Bücher. Der größte Theil der hiezu gebrauchten Formſchneider iſt uns unbekannt geblieben, oder mit den Druckern verwechſelt worden; durch ihre Werke kennen wir nur Joh. Schnitzer, Sebald Gallendorfer, Hans von Culmbach und Michel Wolgemut, den Lehrmeiſter Dürers. Im 16ten Jahrhundert nahte ſich die Holzſchneidekunſt dem höchſten Grad ihrer Vollkommenheit. Viele Künſtler beſchäftigen ſich mit ihr, unter denen Hieronymus Reſch, Albrecht Dürer, Holbein, Altorfer u. A. ſich beſonders auszeichnen; viele Großen unterſtützten und ermunterten ſie. In eben dieſem Zeitraume gewann aber auch die Kupferſtecher- und Aetzkunſt an Anſehn und Vollkommenheit. Da nun dieſe viel ſchneller und mit ungleich weniger mühſamer Anſtrengung zu erlernen war, ſo fand ſie bald mehr Schüler, als jene, und in dieſem Umſtand iſt wohl die erſte Urſache von dem Verfall der Holzſchneidekunſt zu ſuchen. Ungeachtet die Formſchneider es ſich ſehr angelegen ſeyn ließen, die Kupferſtecherkunſt herabzuſetzen und zu unterdrücken, ſo gelang es ihnen doch nicht, die Nebenbuhlerin, die ſich im Ausdruck des Sanften und Weichen dem Auge ſo gefällig machte, zu verdrängen, ja man vergaß, daß die Holzſchneidekunſt in der Kraft und Energie, womit ſie ihre Gegenſtände darſtellt, von der Kupferſtecherkunſt nicht erreicht wird. So wie dieſe ausgebreiteten Beifall erhielt, verminderte ſich die Anzahl der Holzſchneider. Viele von dieſen gaben ihre Kunſt auf, und beſchäftigten ſich entweder mit jener gangbarern, oder vereinigten ihre Kunſt mit der Buchdruckerei, bei welcher ſie ihre Geſchicklichkeit noch immer zeigen konnten. Als jene Künſtler nach und nach ausſtarben, wurde ihre

Kunſt beinahe mit ihnen begraben, denn es war leichter, durch einen mittelmäßigen Kupferſtich, als ſelbſt durch einen gut gearbeiteten Holzſchnitt das Auge zu beſtechen. Der Umſtand jedoch, daß ſich von einem Holzſchnitt weit mehr Abdrücke machen laſſen, als von einer Kupferplatte, verhinderte den gänzlichen Untergang, bis man endlich zu Ende des 18ten und Anfang des 19ten Jahrhunderts die Holzſchneidekunſt auch in ihre äſthetiſchen Rechte wieder einzuſetzen verſuchte. Und geſtehen muß man, daß ſie in neueſter Zeit wieder einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Die Sueurs, Jackſon, Moretti, Canoſſa, Roger, Caron, Papillon, Beugnet, Dugoure haben ſich mit Glück in ihr verſucht, Zanetti ſuchte die Manier des Hugo da Carpi wieder einzuführen, die Gebrüder Unger aber und Gubitz haben ſie bis zu einem Grade vervollkommt, über den man auch in England nicht hinaus gekommen iſt. dd.

Homann (Johann Baptiſt), berühmt als Begründer der nach ſeinem Namen benannten Landchartenofficin, war 1664 in dem Mindelheimiſchen Dorfe Kamlach geboren, und von ſeinen Aeltern für den Kloſterſtand beſtimmt. Ein ſo einförmiges Leben verſprach jedoch ſeinem thätigen Geiſte wenig Befriedigung. Homann beſchloß, ihm auf alle Weiſe zu entgehen, trat in Nürnberg zur lutheriſchen Religion über, wurde 1687 Notar, beſchäftigte ſich aber ganz beſonders mit dem Kupfer- und Landchartenſtechen. Sein Eifer für Arbeiten, die damals einem allgemeinen Bedürfniß abhalfen, ſtieg mit dem Beifall, der ihnen zu Theil ward. Im J. 1702 eröffnete er zu Nürnberg einen formlichen Landchartenhandel, und lieferte nach und nach gegen 200 Charten, die ſich im Allgemeinen durch Brauchbarkeit, beſonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten. Dabei verfertigte er kleine Sphäras armillares und Taſchengloben, eine künſtlich eingerichtete Univerſal-, Zeig- und Schlaguhr, und andere mechaniſche Kunſtwerke. Bei dieſer raſtloſen Thätigkeit brachte er ſein Inſtitut in großen Flor, und erwarb ſich ſelbſt die allgemeine Achtung, in deren Genuß er 1794 ſtarb. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutſchland hat das Homanniſche Inſtitut, das von den Erben fortgeſetzt wurde und noch jetzt beſteht, im Allgemeinen große und wichtige Verdienſte, beſonders bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. In neueren Zeiten hat es durch den Wetteifer ähnlicher Anſtalten natürlich bedeutend verlieren müſſen. Zu erwarten iſt, daß es unter dem neuen Beſitzer (Gr. Chro. Franz Fembo) mit erneuter Lebenskraft aufblühen werde.

Home (Henry), als philoſophiſcher Denker und klaſſiſcher Schriftſteller der Engländer, beſonders im Gebiete der Aeſthetik, Moral und Religionsphiloſophie ausgezeichnet. Er ſtammte von demſelben Schottiſchen Geſchlechte, von welchem der berühmte Skeptiker David Hume herſtammte, und ſtand zwar hinter deſſen philoſophiſchem Scharfſinn zurück, übertraf ihn aber wiederum durch Feinheit des Geſchmacks und warmes Gefühl für Schönheit. Letzteres iſt um ſo mehr zu verwundern, da er ein ſo bedeutender Geſchäftsmann war. Denn er verwaltete als ein angeſehner Rechtsgelehrter mehrere Aemter zu Edinburgh mit ſolchem Ruhme, daß er zuletzt zum königlichen Richter über Schottland erhoben wurde, und den ehrenvollen Beinamen Lord Kaimes (1752) erhielt. In dieſer Sphäre ſchrieb er auch ſein erſtes Werk: Verſuch über verſchiedene Gegenſtände der Brittiſchen Alterthümer (1746), in welchem er durch Erinnerung an die Vorzeit ſeine Mitbürger zur bürgerlichen Eintracht ent-

ſtammen wollte. Aber es verband auch dieſer große Mann mit einer ausgebreiteten, gründlichen Kenntniß der Geſetze ein fortgeſetztes Studium der Wiſſenſchaften, namentlich der Philoſophie und der alten und neuern poetiſchen Literatur; daher auch ſeine eben ſo beſtimmte als geſchmackvolle Darſtellung. Im Jahre 1751 erſchienen zu Edinburgh ſeine Verſuche über die Prinzipien der Sittlichkeit und der natürlichen Religion (Deutſch von Rautenberg, Braunſchw. 1768. 2 Thle. 8.), in welchen er das von den Engliſchen Philoſophen vorzüglich angenommene Prinzip, des moraliſchen Sinnes, weiter verfolgte. In den darauf folgenden Schriften: Historical law (1759. 8.) und the principes of equity (1760. Fol.) ſuchte er die Principien der Philoſophie und Politik auf die Rechtswiſſenſchaft anzuwenden. Was ihn aber am meiſten berühmt gemacht hat, ſind ſeine Elements of criticism (1762. 3 Voll. 8. und öfterer; Deutſch: Grundſätze der Kritik, von Meinhard, Leipz. 1765 und in mehrern Auflagen). Das Werk enthält freilich nur eine Summe von pſychologiſchen Beobachtungen über das Schöne in Beziehung auf die Gemüthskräfte, durch welche wir daſſelbe auffaſſen und darſtellen, welche durch die eingewebten Beiſpiele aus Engliſchen Dichtern und Schriftſtellern ſehr intereſſant werden; dagegen finden ſich nur wenige allgemeine Bemerkungen über den guten Geſchmack und die Grundſätze, von welchen die Kritik ausgehen ſoll, am Schluſſe des Werks; ja der Geſchmack ſelbſt wird weniger ſeiner Natur nach und in Beziehung auf das Schöne unterſucht, als vielmehr mit dem geſunden Menſchenverſtande verglichen und dadurch vorausgeſetzt. Aber auch ſo und in dieſem Gebiet iſt dieſes Werk noch von ſolchem Werthe, daß wir ihm mit Recht das Anſehn zugeſtehen, welches ſich daſſelbe als eine vollſtändigere, wenn gleich mehr pſychologiſche als philoſophiſche Theorie des Geſchmacks, im Geiſte ſeines Zeitalters und der philoſophiſchen Schule in England erworben hat. Auch bei den Deutſchen hat es lange Zeit als Canon gegolten. Neben ſeinen übrigen Werken, welche wir hier übergehen, verdienen auch ſeine Scetches on the history of Man (London, 1774. 2 Voll. 4. Deutſch: Entwürfe zu einer Geſchichte des Menſchen, Leipzig, 1775 und 1783. 2 Bde. 8.), womit er ſeine literariſche Laufbahn ſchloß, einer günſtigen Erwähnung. Er ſtarb 1782. T.

Homer, Homeriden. Sehr wenig iſt es, was wir von dem Leben des größten aller Dichter wiſſen, und auch das Wenige iſt höchſt unſicher. Nach der gewöhnlichen Sage war ſein Vater Mäon, ſeine Mutter Kritheïs, und er ward, als ein Kind der Liebe, am Fluſſe Meles unfern Smyrna geboren. Daher wurde er nach ſeinem Vater der Mäonide, nach der Stelle ſeiner Geburt Meleſigenes (der am Meles Geborne) genannt. Andere geben ihm Mentorn, der Pylier König, zum Vater, und Klimene oder Themiſto aus Cypern zur Mutter. Ungewiß, wie ſeine Aeltern, iſt aber auch ſein Geburtsort. Bekanntlich ſtritten ſich im Alterthum ſieben Städte um die Ehre, Homers Geburtsort zu ſeyn: Smyrna, Kolophon, Chios, Argos, Athen, Rhodos und Salamis, ſtatt deren zwei letzten andere Kumä und Pylos nennen. Sucht man in ſeinen Gedichten Auskunft über ſeinen Geburtsort, ſo liefern dieſe manchen Beweis, daß er in Kleinaſien, wahrſcheinlich Jonien, oder einer der nahe gelegenen Inſeln gelebt habe (ſ. Wood über d. Originalgenie Homers S. 52—60); nach dem Hymnus auf Apollon, den auch Thucydides anführt, auf Chios. Smyrna dürfte indeß das Meiſte für ſich haben,

Fragt man nun weiter: wann Homer gelebt? ſo begegnet uns dieſelbe Unſicherheit, denn es iſt nicht entſchieden, ob er im zehnten, neunten oder achten Jahrhundert vor Chriſtus gelebt. Die mittlere Angabe iſt die wahrſcheinlichere. (S. Mannert Geogr. d. Griech. u. Röm. 6, 456). Bei ſolcher Ungewißheit über die Entſtehung u. das Zeitalter des Dichters iſt es aber wohl nicht zu verwundern, wenn nun auch von ſeinen Schickſalen nur wenig bekannt iſt. Man nennt als ſeine Lehrer den Phemios und Pronapides, nach einer ſpäten, unverbürgten Biographie. Die vielen Reiſen, die er, nicht bloß durch Griechenland, ſondern auch durch Phönicien und Aegypten gemacht haben ſoll, dürften wohl bloß aus der Erd- und Schiffarhtskunde in ſeinen Gedichten gefolgert ſeyn. Wäre er wirklich blind geweſen, wie man erzählt (Pausan. 4, 33), ſo war er doch gewiß nicht blind geboren, denn ein Blindgeborner hätte ſolche Schilderungen von ſichtbaren Gegenſtänden, wie wir in den Homeriſchen Gedichten finden, nie entwerfen können (Cic. Tusc. Qu. 5, 39.). Nicht aber bloß zu einem Blinden, ſondern bald zu einem blinden Schulmeiſter, bald gar zu einem blinden Bettler hat man ihn machen wollen, der aus Armuth ſein Brot mit Abſingen ſeiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte (Pausan. 2, 33.). Dieſe Nachricht iſt gegen alles, was wir von den alten Aöden der Griechen und ihrem Zuſtand wiſſen. Wenn nicht reich und mächtig, waren ſie doch ſehr angeſehen und geehrt, bei Opfern und Feſten, in Verſammlungen der Bürger und den Paläſten der Fürſten gleich willkommen. War daher Homer, wie es wahrſcheinlich iſt, ſolch ein umherwandernder Sänger, ſo war er doch gewiß kein Bettler, und Schulmeiſter in einem ganz andern Sinn, als wir damit zu verbinden pflegen. Von ſeinem Tod erzählt man, daß Fiſcherknaben ihm folgendes Räthſel aufgegeben: Was wir gefangen, haben wir zurückgelaſſen, was wir nicht gefangen, bringen wir mit. Aus Verdruß, dies Räthſel nicht löſen zu können, ſey er geſtorben. Sein Grabmal will der Graf Paſch von Krienen auf der alten Inſel Jos, einer der Sporaden, gefunden haben. (Breve descrizione dell' Arcipelago e specialmente del sepolcro d' Omero. Livorno, 1775. 8. Björnſtahl Briefe auf ſeinen ausländ. Reiſen 2, 469.) So wenig alſo wiſſen wir von Homer. Wie aber wenn gar ein Homer niemals exiſtirt hätte? Wir wollen bei dem, was bereits Hedelin d'Aubignac und Perrault hierüber geſagt haben, nicht verweilen, können aber nicht umhin, der Genealogie des Hiſtorikers Charax bei Suidas (ed. Küster. 2. 682.) zu gedenken. Nach dieſer ſtammt unſer Dichter im vierzehnten Gliede von einem Thraciſchen Sänger; der Name von Mutter, Vater und Großvater haben Beziehung auf Poeſie: wie alſo, wenn in dieſer Genealogie eine Geſchichte der Poeſie läge, die von Thracien über Theſſalien nach Griechenland, und von da nach Kleinaſien kam? Homer wäre dann, wie auch Ilgens Scharfſinn aus dem Namen entwickelte (in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Hymnen Homers) eine Geſammtſtimme der Geſangesvorwelt, ein Vereiniger der Geſänge. Der Name Homer würde auf dieſe Weiſe zu einem Collektiv-Namen, und deutete eine Joniſche Sängerſchule an, in der man die Poeſie zugleich fortpflanzte und erlernte. (S. Fr. Schlegels Geſch. d. Poeſ. der Griechen, S. 155. über das Wie? S. 69—79.) Auf ſolche Weiſe dürften ſich die widerſprechenden Nachrichten von Homer entwirren laſſen. Beſtimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte ſelbſt, die wir unter dem Namen Homers beſitzen. 24 werden uns genannt, die wir nicht mehr beſitzen. Ohne dieſe verlorenen

aber weiter zu berückſichtigen, halten wir uns bloß an die noch vorhandenen: Ilias, Odyſſee, Batrachomyomachie, Hymnen und Epigramme. Hier hat die Kritik entſchieden, daß nicht alles dem Homer könne zugeſchrieben werden. Der Fröſche- und Mäuſekrieg, dieſes komiſche Epos, iſt offenbar nichts anders als ein, und zwar nicht eben mißlungener, Verſuch, die Ilias und Odyſſee zu traveſtiren, und verräth durch Darſtellung, Sprache und neuere Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homeriſche. Die Hymnen, meiſt zur Gattung der epiſchen gehörig, und von den Orphiſchen weſentlich verſchieden, zum Theil nur Bruchſtücke alter cykliſcher Geſänge und Proömien der Rhapſoden, ſind von genauerer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgeſetzt und dem Joniſchen Sänger abgeſprochen worden. Es blieben alſo, da die Epigramme von keinem Gewicht ſind, nur die zwei großen epiſchen Gedichte, Ilias und Odyſſee, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen können. Um zwei Mittelpunkte vereinigte ſich hier die Maſſe der Sage und des Geſanges. Die eine iſt ein großes, gemeinſames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwieſpalt, der Ruhm des Tapferſten; der andere die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandteſten Klugheit, wie ihr endlich die erſchwerte Heimkehr dennoch gelingt. Schon die Alten fühlten, daß die Odyſſee in einem andern Geiſte gedichtet ſey, als die Ilias, welche viel mehr Erhabenheit hat. Auch die Darſtellung in beiden iſt verſchieden. In der Ilias ſind oft in Einem Geſange 40 Gleichniſſe, während die ganze Odyſſee nur 20 enthält. Longin (K. 33.) handelt ausführlich von dem Unterſchied der Ilias und Odyſſee, und ihm zufolge hat man den Sänger der Ilias mit der aufgehenden, den Sänger der Odyſſee mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der Odyſſee häufig vorkommenden Klagen ſollen Beleg zur Behauptung des Alters ſeyn. Alexandriniſche Grammatiker dagegen behaupteten, beide Gedichte ſeyen nicht von Einem Verfaſſer. Dieſe Grammatiker erhielten daher den beſondern Namen Chorizonten, d. i. die Trennenden, wovon in den alten Scholien und Commentaren des Euſtathius mehrere unverkennbare Spuren vorkommen. Gewiß iſt es, daß in der Odyſſee andere Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der Ilias Iris, verrichtet Hermes in der Odyſſee. Kein Gott und keine Göttin ſind in beiden Gedichten ganz dieſelben; die Geſtalten haben ſich verändert. Auch der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Coſtüme der Götter in ihrem Umgange mit den Menſchen ſind anders; Lebensart, Sitten, ſittliche Begriffe, Kunſt und Kenntniſſe der Menſchen fortgerückt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder Einem Verfaſſer, noch Einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug, und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wolf in ſeinen Prolegomenen zu Homer ging aber noch weiter, und behauptete, daß weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyſſee Einen Verfaſſer haben, ſondern daß jede urſprünglich eine Reihe von mehrern Sängern fortgeſetzter Geſänge ſey. Die Beweiſe für dieſe Behauptung ſind folgende: Zur Zeit Homers war die Schreibkunſt, wenn auch erfunden, doch nicht im allgemeinen Gebrauch. Wenn aber Homer nicht ſchreiben konnte, ſo konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von ſolchem Umfang zu dichten. Die Griechen waren auch zur Zeit Homers noch nicht ſo cultivirt, als zur Abfaſſung eines ſo kunſtvollen Ganzen erfoderlich geweſen wäre: denn iſt dieſes

gleich, zumal in der Ilias, nicht ſo vollkommen organiſirt, als man öfters gemeint hat, ſo iſt ſie doch auf jeden Fall eine ſehr künſtliche Compoſition, und die Odyſſee in dieſer Hinſicht noch weit vollendeter. Zudem findet man aber auch in dieſen Gedichten ſelbſt manche Ungleichheit, beſonders zwiſchen den erſtern und letztern Geſängen. In der Ilias enthalten Geſ. 19—22 Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Geſänge fremden Tons und Charakters in Denkweiſe und Sprache. Vom achten Buch der Ilias an bemerkt man Reſte von Kitt, wodurch die Rhapſodien verbunden wurden. Zur Zeit Homers endlich war die Sprache noch nicht ſo vollkommen und grammatiſch gebildet, als ſie in beiden Gedichten erſcheint, und nach Hermann (edit. Orph. p. 687) iſt ſich auch die Metrik nicht gleich, indem zwiſchen dem 13ten und 23ſten Geſange z. B. ſich in dieſer Hinſicht ein ſehr bedeutender Unterſchied zeigt. Das Reſultat aller dieſer Forſchungen nun iſt, daß keins dieſer beiden Gedichte weder von Einem Verfaſſer noch aus Einer Zeit ſey. Man kann mehrere kleine Ganze darin unterſcheiden; wie den z. B. Geſang 7, 8, 9. Eine Rhapſodie ausmachen: die Siege Hektors. Andere Stücke machen eben ſolche Ganze, manche derſelben ſind offenbar, und zum Theil auch ſchon von dem Alterthum anerkannte, ſpätere Einſchiebſel, z. B. das Schiffsverzeichniß, die Wettſpiele u. a. m. Es fragt ſich nun, wie aus dieſen an ſich verſchiedenen kleineren Ganzen endlich zwei große wurden? Jahrhunderte lang erhielten ſich dieſe Stücke durch den Geſang der Rhapſoden (daher ſie Rhapſodien hießen), und waren die Lieblingsgeſänge der Joniſchen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menſchenalter nach Homer, von ſeinen Reiſen nach Kreta und Aſien die erſte Sage von den Homeriſchen Gedichten in das Griechiſche Mutterland. Drei Jahrhunderte ſpäter fingen die Piſiſtratiden an, die Werke Homers zu ſammeln, und veranſtalteten, daß ſie alljährlich an dem Feſte der Panathenäen von den Rhapſoden öffentlich vorgeleſen wurden. Nach ihrer ſchriftlichen Bezeichnung und Zuſammenordnung wurden ſie nun zu mehreren Malen überarbeitet, ergänzt, fortgeführt, und erhielten zuletzt durch die Bemühungen der Alexandriniſchen Kritiker die Geſtalt, aus welcher ſich der gegenwärtige Text gebildet hat. (Man ſ. die hiebei zu unterſcheidenden Perioden bei Wolf S. 22 fg. u. vgl. Schlegel a. a. O. S. 175—178.) Die hiebei thätigen Gelehrten heißen Diaſkeuaſten, d. i. Zubereiter, welche auch das Ganze in 24 Geſänge nach den Buchſtaben des Alphabets abtheilten, was ebenfalls auf eine ſpätere Zeit deutet, indem es früher nur 16 Buchſtaben gab. (S. Griechiſche Sprache und Schrift.) Vor dieſen Diaſkeuaſten darf man demnach keine Ilias und Odyſſee annehmen. Schwerlich alſo haben dieſe ihre urſprüngliche Geſtalt, indem auch bei der treueſten Ueberlieferung in einem ſo langen Zeitraum allmählige Abweichungen unvermeidlich ſcheinen. Dieſe wurden noch größer durch die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Verwerfen einzelner Stellen war ſo häufig, daß wohl auch Bücher dagegen geſchrieben wurden. (Schol. Ven. ad 1, 424.) Nicht aber bloß einzelne Stellen, ſondern ganze Rhapſodien erklärte die Kritik für unecht. Aus dieſem allen urtheile man nun ſelbſt, wie viel wir von dem urſprünglichen Homer wiſſen können und haben mögen. Die ſogenannten Homeriſchen Werke erſcheinen zum großen Theil als zuſammengefügte Bruchſtücke mehrerer Verfaſſer, und der Eine Homer verwandelt ſich in mehrere Homeriden, d. h. in Sänger aus derſelben Joniſchen Schule (ſ. Griechiſche Literatur), aus wel-

cher Homer ſelbſt hervorging, oder der er wohl gar ſelbſt vorſtand. Homeriden aber, gleichſam Abkömmlinge Homers, werden dieſe Sänger mit Recht genannt, weil ihre Geiſter das Gepräge der ſchönen moraliſchen und äſthetiſchen Form Homers, des Meiſters der Joniſchen epiſchen Sängerſchule, an ſich tragen. Wenn wir nun dennoch von Homeriſchen Gedichten reden, ſo geſchieht es theils nur aus Gewohnheit, theils weil man annehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, deſſen Exiſtenz wir doch nicht geradezu abläugnen mögen, der Grund zu dieſen Gedichten gelegt, und vielleicht auch der größere Theil gegeben ſey. Wie dieſem aber ſey, dieſe ganze kritiſche Anſicht (die an Harleß, Wiedeburg, Waſſenbergh, Ste. Croix, Mannert, Hug, Bouterweck, Schloſſer — ſ. deſſen Homer und die Homeriden, Hamb. 1798 — u. A. auch ihre Gegner gefunden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu ſeyn), ſpricht den Homeriſchen Gedichten nur den Charakter kunſtgerechter Epopöien ab, in denen eine urſprüngliche künſtleriſche Einheit, mit ſtrenger Unterordnung aller einzelnen Theile unter einen alles in dem Gedicht umfaſſenden Plan, das Ganze beſtimmt, und es ſieht demnach eigentlich mit nichts mißlich aus, als mit den Regeln, welche gewiſſe Aeſthetiker aus jenem vermeinten Ganzen ableiteten. Eine dem Epos fremdartige, mechaniſche und dramatiſche Einheit hat man ihm aufgedrungen, welche füglich in der Homeriſchen Poeſie wegfallen kann, ohne daß ſie ihren poetiſchen Werth und ſelbſt die echt-epiſche Form verlöre. Ungeachtet hier keine einfache, untheilbare Handlung iſt, ſondern eine Mehrheit des Dargeſtellten, welche Vermehrbarkeit und Verminderung zuläßt; ſo iſt doch Handlung überhaupt das Leben der Homeriſchen Poeſie. Nirgend iſt Darſtellung des Ruhenden oder ſogenanntes poetiſches Gemälde, alles iſt in beſtändigem Fluß, im bewegenden Fortſchritt, es wird vor unſern Augen. Aber nicht jeder Ausdruck des Handelns verträgt ſich mit epiſcher Form; ein leidenſchaftliches Handeln griffe in das lyriſche und dramatiſche Gebiet. Homers Helden mögen daher von den gewaltigſten Leidenſchaften bewegt werden, die Darſtellung davon erſcheint ſtets leidenſchaftslos. Was der Dichter erzählt, muß jedem fühlenden Herzen Theilnahme einflößen, er ſelbſt aber tritt nie mit der ſeinigen hervor, zeigt weder Neigung noch Abneigung. Ganz in ſeinen Gegenſtand verſunken, verliert er ſich in ihm, und in dem Grade, wie ſeine Subjektivität untergeht, tritt die Objektivität reiner hervor. Deshalb thut er keiner ſeiner Perſonen Unrecht. Selbſt Grieche, intereſſirt er ſich doch ungemein für die Troer und ſtellt ihr Gutes mit höchſter Unpartheilichkeit ins Licht. So bleibt er immer in Ruhe, feſſelt uns überall an eine lebendige Gegenwart und hält uns feſt. Hier iſt nichts die Aufmerkſamkeit auf einen letzten Effekt Spannendes. Gleichmäßige Entfaltung im ſtetigen Fortſchritt iſt der Charakter des Homeriſchen Epos. Mit Recht rühmt Herder von Homer: „Die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenſtände ſeiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feſte Umriß jeder ſeiner Züge in jeder Perſon ſeiner unſterblichen Gemälde, die ungeſtrengte ſanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, die Charaktere ſieht, und ihre Tugenden und Laſter, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, ſie ſinds, die in der Geſchichte der Menſchheit den Homer zum einzigen ſeiner Art und der Unſterblichkeit würdig machen.“ Das Große liegt bei Homer in den Ideen, nicht im Ausdruck, der ſich nie ungewöhnlich erhebt. Seine Darſtellung charakteriſirt ſich durch

die treuſte Anſchauung und ſinnlichſte Wahrheit, iſt ſchlicht und einfach wie die Natur, hat aber bei aller dieſer Einfachheit zugleich die ſinnlichſte Mannigfaltigkeit. (S. Garve's Abhandl. I. 103.) Jeder Gegenſtand hat ſeinen eigenthümlichen Ton und Farbe. Und wie abwechſelnd ſind die Scenen, wie mannigfaltig die Charaktere, wie reich die Gemälde, wie ausgeführt das Detail ohne Künſtelei und Aengſtlichkeit! Hätte man die Gedichte Homers ſtets nur mit natürlichem Sinn, mit reinem Natur- und Kunſtgefühl geleſen, wie anders würde das Urtheil über ſie ausgefallen ſeyn, wie viel unnöthigen Theorienkram würde man ſich erſpart haben! Faſt überall aber ſuchten die Aeſthetiker die Schönheit dieſer Poeſie und das Weſen des Epos in der Einheit, Künſtlichkeit, Oekonomie, dem Gebrauch des Wunderbaren und der Maſchinen, woran Homer gewiß nicht dachte, in der Einmiſchung des Himmels in die Erde, in einer Encyklopädie alles Wiſſenswürdigen, und wer weiß worin noch, nur eben da nicht, wo es wirklich lag. Das Beſte hat hierüber A. W. Schlegel geſagt in ſeiner Recenſion von Göthe's Hermann und Dorothea, und nicht ohne vielfache Belehrung wird man leſen, was Herder, zuerſt in den Briefen zur Beförderung der Humanität, über die Humanität Homers ſchrieb. Das Deutſche Publikum hat das Glück, Ilias und Odyſſee in einer vortrefflichen Ueberſetzung von J. H. Voß zu beſitzen, welche alle vorhergehenden, zum Theil ſehr ſchätzbaren, Verſuche von Damm, Küttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter ſich gelaſſen hat, und welche ganz vollkommen ſeyn würde, wenn ſie auch die Homeriſche Einfalt völlig erreicht hätte. (Der Scholiaſt zum Deutſchen Homer, des erſten und letzten Bandes erſtes und letztes Stück. Jahr VI der Voßiſchen Sprachumwälzung. 1798. — Von Radloff. —) Den Froſch- und Mäuſekrieg haben mit ungleichem Erfolg überſetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eſchen; die Hymnen Stolberg, und zum Theil Seckendorf und Eſchen. Von den Ausgaben nennen wir bloß die von Clarke und Erneſti, von Wolf und Heyne; von der Batrachomyomachie haben wir einzelne Ausgaben von Schier und Vorheck, von den Hymnen von Ilgen, Matthiä und Hermann. Zur Erklärung des Homer iſt ſo viel geſchrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Boſch, Köppen, Goeß, Seidenſtücker, Grodbeck, Drück, Seybold, Schlegel, Jeniſch, Schelle u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in dieſen Gedichten geſchrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeiſt Homers beſitzen wir Feiths homeriſche Alterthümer, de Marées Verſuch über die Cultur d. Griechen zur Zeit Homers, Halbkarts homeriſche Pſychologie; mehrere Schriften über Moral und Theologie Homers von Heyne, Harleß, Delbrück, Hermann, Voß, Wagner, ſo wie über die Geographie Homers Werke von Schönemann, Schlichthorſt, A. W. Schlegel und Voß. Selbſt über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyklopädie Homers fehlt es nicht an eigenen Schriften. Statt aller dieſer nennen wir nur Ein Werk noch, welches den Freunden der Homeriſchen Dichtungen gleich viel Vergnügen als Belehrung gibt: Homer nach Antiken gezeichnet von W. Tiſchbein, mit Erklärungen von Heyne. dd.

Homilie, die älteſte, und den Bedürfniſſen des größeren Publikums angemeſſenſte Predigtgattung, iſt ein analytiſcher Religions-

vortrag über den bibliſchen Text, deſſen Inhalt er mit ſeinem Ideengange Schritt vor Schritt verfolgt. Die Homilie macht entweder 1) den Text ſelbſt zum Thema, und bringt, ohne ſich an eine ſtreng logiſche Coordination der Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, Situationen und Bilder deſſelben, wie er ſie gibt, nach einander zur Sprache, um ſie zur religiöſen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden; oder ſie faßt 2) die einzelnen religiöſen Momente des Textes unter einen allgemeinen praktiſchen Hauptgedanken, dem ſie ſich füglich ſubordiniren laſſen, zuſammen, und behandelt ſie als Theile des den ganzen Text reflektirenden Themas mit unmittelbarer Anwendung auf die religiöſen Bedürfniſſe der Zuhörer. Die Predigten der älteren Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgeleſener oder recitirter Bibelabſchnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, und weil man dieſe Vorträge ſeit dem vierten Jahrhunderte **Homilien** (aus dem Griech.), d. i. Unterhaltungen, Geſpräche nannte, erhielt auch die wiſſenſchaftliche Anweiſung, chriſtliche Religionsvorträge oder Predigten abzufaſſen und zu halten, den Namen **Homiletik**. T.

Hommel, dieſen Namen führt eine alte und angeſehene Sächſ. Familie, welche durch mehrere große Rechtsgelehrte berühmt geworden iſt. Am meiſten ausgezeichnet unter ihnen ſind: 1) **Ferdinand Auguſt**, geboren zu Leipzig 1691, ſtudirte ſeit 1713 Philoſophie und Jurisprudenz, letztere auch zu Halle, wo er 1719 Doctor der Rechte wurde. Darauf eröffnete er in Leipzig ſeine juriſtiſchen Vorträge mit großem Beifall, welche er mit einer thätigen Praxis verband, wurde Beiſitzer des Schöppenſtuhls, bald darauf öffentlicher Profeſſor des Rechts und Appellationsrath, und ſtarb 1766. Er war ein ebenſo vortrefflicher Lehrer als praktiſcher Rechtsgelehrter. Seine Schriften zeugen von mannigfaltiger Gelehrſamkeit; beſonders aber verband er Philoſophie mit Jurisprudenz. Vorzüglich hat er ſich um die Referirkunſt verdient gemacht durch ſeine *Anleitung, Gerichtsacta geſchickt zu extrahiren und eine Sentenz darüber abzufaſſen* (6. Aufl. Halle, 1795. 8.). Sein Andenken hat J. A. Erneſti gefeiert: Memoria D. Ferd. Aug. Hommelii (Opusc. Orator. nov. Vol. 1000. Lips. 1791. Er ſah mit Vergnügen, wie ſein noch berühmterer Sohn 2) **Carl Ferdinand** beſtändiger Decan und Ordinarius derſelben Facultät wurde (1763), in welcher er ſelbſt wegen körperlicher Schwäche ſeinen dritten Platz behielt. Carl Ferdinand war zu Leipzig 1722 geboren, ſtudirte früher Medicin, vertauſchte aber dieſe Wiſſenſchaft bald mit der Jurisprudenz, welche er unter ſeines Vaters Anleitung in Leipzig und in Halle ſtudirte, wurde 1744 Doctor, ſeit 1750 öffentl. Lehrer der Rechte zu Leipzig, ſeit 1756 ordentl. Profeſſor der Decretalen, in dem genannten Jahre erſter Lehrer dieſer Wiſſenſchaft, Kurſächſiſcher wirklicher Hof- und Juſtizrath u. ſ. w., und ſtarb 1781, eben ſo angeſehen als begütert. Er verfolgte die ruhmvolle Bahn ſeines Vaters; ja er übertraf ihn noch, denn er war eben ſo einheimiſch in der theoretiſchen als in der praktiſchen Rechtsgelehrſamkeit, bearbeitete alle Theile derſelben mit Scharfſinn und Gründlichkeit, und gehörte zu den erſten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wiſſenſchaft Geiſt und Leben brachten, und alle Art von Barbarei und Pedantismus aus dem Kreiſe derſelben zu verdrängen ſuchten. Hieher gehört nicht nur, daß er mehrere Gegenſtände der philoſophiſchen Rechtslehre in ſeinen Schriften bearbeitete, ſondern auch das Poſitive mit ſeltenem philoſophiſchen Scharfſinn behandelte, und daher beſonders zur Ver-

breitung einer menſchlicheren, und dem Geiſte der Zeit angemeßnern Anſicht des Criminalrechts ſowohl in ſeinen Schriften, als in ſeinem umfaſſenden Lehr= und Geſchäftskreiſe thätig wirkte; ferner nicht nur in ſeinen Werken, ſelbſt in denen, welche die Literatur der Jurisprudenz betreffen, einen, bei ſocher Gelehrſamkeit ſeltenen Witz überall beurkundet, ſondern auch eine reinere, zweckmäßigere und geſchmackvollere Schreibart in den Deutſchen Gerichten einzuführen ſuchte, wozu er ſelbſt durch mehrere in Deutſcher Sprache verfaßte juriſtiſche Werke das Muſter aufſtellte. Uebrigens ſetzte er die Jurisprudenz auch mit Kritik, Geſchichte, Alterthumskunde und aller Art der Gelehrſamkeit in vielſeitige Verbindung, wovon z. B. ſeine bibliotheca juris Rabbinica et Saracenorum Arabica, ſeine jurisprudentia numismatibus illustrata, und ſeine mannigfaltigen akademiſchen Schriften zeugen. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind vorzüglich ausgezeichnet ſein Teutſcher Flavius, d. i. Anleitung ſowohl bei bürgerlichen, als peinlichen Fällen Urtheile abzufaſſen (4. Ausgabe, vermehrt und verbeſſert von Dr. E. F. Klein, Baireuth, 2 Bde. 1800. 8.), Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc. Vol. VII. Edit. IV. Lips. 1783—1787. 4., wovon der ſiebente Band, von Rößig herausgegeben, das Leben Hommels enthält; ferner ſeine Ueberſetzung des Beccaria von Verbrechen und Strafen nebſt Anmerkungen, Breslau, 1778. 8, und ſein Buch (unter dem angenommenen Namen Alexander von Joch) über Belohnungen und Strafen nach Türkiſchen Geſetzen, 2. Ausg. 1772., Oblectamenta juris feudalis, Lips. 1755. 4. T.

Homocentriſch, was einerlei Mittelpunkt hat. Zwei Kreiſe ſind homocentriſch, wenn ſie aus einerlei Mittelpunkt gezogen ſind.

Homogen, ſ. Heterogen.

Honderkoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Maler berühmten Egidius Honderkoeter, war geboren zu Utrecht 1636 und ſtarb ebendaſelbſt 1695. Mit bewundernswürdiger Kunſt malte er Thiere, beſonders Vögel, deren Gefieder er auf das täuſchendſte nachahmte. Seine Hintergründe ſind wohlgeordnete Landſchaften. Sein Pinſel iſt weich und voll, ſein Strich feſt und breit. Die Holländer bezahlen ſeine Gemälde zu hohen Preiſen.

Hontheim (Johann Nicolaus von). Aus einem alten patriciſchen Geſchlecht in Trier, geb. 1701, und auf den Jeſuiterſchulen daſelbſt unterrichtet, wo er auch das Römiſche und Kanoniſche Recht fleißig ſtudirte. Nachdem er mit ſeinem Bruder auch einige Jahre die Univerſität Löwen und Leiden beſucht hatte, kam er zurück und wurde 1724 zu Trier Doctor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er ſeine lateiniſche Abhandlung über die natürliche Rechtswiſſenſchaft und die höchſte Gewalt ſchrieb. Er wählte aus Vorliebe für ſeine Studien, und Hang zur Einſamkeit den geiſtlichen Stand, deſſen er ſich mit frommen Eifer annahm. Bald darauf machte er eine Reiſe nach Rom. Dort lernte er die Römiſche Curialpraxis, die Politik des päpſtlichen Hofes, und die Mißbräuche der Hierarchie durch den Augenſchein kennen. Er wurde, als er zurückkam, von dem gelehrten Kurfürſten Franz Georg zum geiſtlichen Rath des Conſiſtoriums zu Trier und bald darauf zum Profeſſor der Pandekten und des Codex ernannt. Letzterer lernte ſeine Verdienſte immer mehr kennen und ſchätzen, und gebrauchte ihn daher zur Beſorgung mehrerer wichtiger Landes= und Kirchengeſchäfte, durch deren eifrigſte Verwaltung ſeine Geſundheit ſehr zerrüttet wurde. Daher übertrug ihm der Kurfürſt

eine ruhigere Stelle an dem Conſiſtorium in Trier, und erhob ihn 1748 zum Weihbiſchof des Erzbiſchofthums, welche Stelle er bis in ſein ſpätes Alter bekleidete. Als ſolcher ſchrieb er ſeine diplomatiſche Geſchichte von Trier (in lat. Sprache 1750. 3 Voll. Fol. denen noch zwei Bände unter dem Titel eines Prodromus 1760 folgten), ein Werk tiefer und fleißiger hiſtoriſcher Forſchung. Mehr als durch dieſes aber hat er ſich durch den Febronius, oder vielmehr durch ſein Buch über den Zuſtand der Kirche und die geſetzmäßige Gewalt des Papſtes, ein Buch zur Vereinigung der ſtreitenden Parteien in der chriſtlichen Kirche, welches er 1763 4. unter dem erdichteten Namen des Justinus Febronius in Lateiniſcher Sprache herausgab, als einen kühnen Gegner der päpſtlichen Anmaßungen und muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche berühmt gemacht, und, obwohl er von den Jeſuiten erzogen und ein aufrichtiger Verehrer des katholiſchen Glaubens war, den heiligen Stuhl durch ſeinen Angriff ſo erſchüttert, daß ihm der Papſt, dem er ſelbſt aus reinem Eifer das Werk gewidmet hatte, zornig überall nachſpüren und ſein Buch durch verſchiedene Breve's an die geiſtlichen Kurfürſten und andere Geiſtliche ſtreng verbieten ließ. Allein es wurde deſto allgemeiner bekannt, in mehreren Auflagen verbreitet, überſetzt und in allen chriſtlichen Staten Europa's mit Beifall geleſen. Gegen die Einwürfe und Widerlegungen, welche dieſes Buch fand, vertheidigte er ſich in mehreren folgenden Theilen bis 1774 unter angenommenen Namen, und verfertigte (1777) auch einen lateiniſchen Auszug daraus. Bald hatte der Römiſche Hof den Verfaſſer ausgeſpürt, ohne ihm jedoch wegen des mächtigen Schutzes, deſſen er genoß, etwas weiter anhaben zu können. Indeſſen ermüdete man doch durch ununterbrochene Neckereien den ſchon 80jährigen Greis dergeſtalt, daß dieſer ſich endlich 1778 zu einem ſchriftlichen Widerruf ſeines Syſtems überreden ließ, über welche verbrauchte Formalität man ſich in Rom höchlichſt freute, obgleich die Wirkungen ſeiner Schriften nicht mehr zu ändern ſtanden. Auch erklärte er ſich über dieſen Widerruf (1781) in einer beſondern Lat. Schrift, aber natürlich ſehr unbeſtimmt. Hontheim verrichtete ſeine Geſchäfte unausgeſetzt bis an das Ende ſeines edeln, frommen und wohlthätigen Lebens (1790), ſtand mit den wichtigſten Gelehrten der verſchiedenen Religionsparteien in Verbindung, und genoß überall den Ruf einer unbeſcholtenen Tugend und Frömmigkeit. (S. über ihn und ſeine Werke Schlichtegrolls Nekrolog f. d. J. 1790, 1. Bd. u. 1791 2. Bd. und die Kirchengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts von Schlegel, und v. Einem.) T.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, war 1505 zu Aigueperſe in Auvergne geboren. Sein Vater war Arzt, und, wie ſeine Feinde behaupteten, ein Jude, entſagte aber der Medicin und trat in die Dienſte Carls von Bourbon, Connetables von Frankreich, deſſen Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorſtand, und der ihn reichlich dafür belohnte. Seinen Sohn erzog er mit Sorgfalt und ließ ihn auf den berühmteſten Univerſitäten Frankreichs und Italiens ſtudiren. Michel de l'Hopital entwickelte die ausgezeichnetſten Talente ſowohl für die Wiſſenſchaften, als für die Geſchäfte. Nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien beendigt hatte, ward er Auditeur der Rota zu Rom, dann Parlamentsrath zu Paris und 1554 Surintendant der Finanzen. Mit unbeſtechlicher Treue und äußerſter Strenge gegen diejenigen, die ſich Unterſchleif erlaubten,

verwaltete er den königlichen Schatz, der durch Verſchwendung, Veruntreuungen und Kriege völlig erſchöpft war. Als nach Heinrichs II. Tode (1559) der Cardinal von Lothringen unter Franz II. an der Spitze der Geſchäfte ſtand, trat l'Hopital in den Statsrath, folgte bald darauf Margarethen von Valois als Kanzler nach Savoyen, kehrte aber ſchon nach 6 Monaten nach Frankreich zurück, wo man ihn in der Hoffnung zum Kanzler ernannt hatte, daß er den Uebeln, welche das Reich zerrütteten, abhelfen würde. L'Hopital zeigte ſich in dieſem neuen Amte mitten unter den Parteien des Hofs und der allgemeinen Gährung des Reichs als einen unverzagten Weiſen. Er ſah ein, daß nur durch Mäßigung die vernichtete Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen ſey. Daher rieth er, als 1560 die unglückliche Verſchwörung von Amboiſe ausbrach, denen zu verzeihen, die falſcher Religionseifer irre geleitet hatte. In demſelben Jahre gab er das Edikt von Romorantin, um die Einführung der Inquiſition in Frankreich zu verhindern. Mit Schmerz ſah er das Feuer des Bürgerkriegs ſich in ſeinem Vaterland entzünden, und bot alles auf, daſſelbe zu unterdrücken, bevor es allgemein um ſich gegriffen. Kein Preis ſchien ihm zu hoch für dieſen Zweck. Als aber ſeine Bemühungen fruchtlos waren, bemühte er ſich, wenigſtens die Uebel zu mildern, und zu heilen, die er nicht hatte verhindern können. Dieſen Grundſätzen der Weisheit gemäß, durch die er ſich bei den Katholiſchen in den Verdacht brachte, ein Anhänger des Calvinismus zu ſeyn, ſprach er in der Verſammlung der Stände zu Orleans, zu St. Germain-en-Laye 1561, bei dem Colloquium zu Poiſſy und in der Verſammlung zu Moulins 1566; das nach der letzten Stadt benannte Edikt war ſein Werk. Aber eben dieſe Mäßigung ſtimmte zu wenig zu dem Charakter der berüchtigten Catharina von Medicis; die Königin ließ ihn von dem Kriegsrath ausſchließen. L'Hopital zog ſich in dem Bewußtſeyn ſeiner redlichen Abſichten 1568 auf ſein Landhaus zu Vignai bei Eſtampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Muſen und einigen Freunden eines unerwarteten Glücks, das nur von Zeit zu Zeit durch den Anblick der Zerrüttungen und Gräuel ſeines Vaterlandes geſtört wurde, und ſtarb 1573. Raſtlos thätig und ohne Furcht als Statsbeamter, ein treuer Unterthan und aufgeklärter Philoſoph, folgte er nur den Grundſätzen der Vernunft und Tugend, und opferte für dieſe ſelbſt den Ruhm auf. Mitten unter dem heftigſten Fanatismus ließ er die Stimme der Menſchlichkeit hören, und im Schooße der Anarchie und des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Anſehn des Königs und die Rechte der Nation. Um ſeine Handlungsweiſe gehörig zu beurtheilen, muß man ſie mit dem Gange der Ereigniſſe vergleichen; dann wird man finden, daß das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich ſtrebte, die Erhaltung des innern Friedens und gegenſeitige Duldung war. Er konnte es nicht erreichen, aber ſeine edeln Bemühungen verdienen von der Nachwelt anerkannt zu werden.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus, wurde geboren zu Venuſium oder Venuſia, einer Municipalſtadt in Apulien, den 7. Decbr. des Jahres 689 der Stadt Rom, 67 vor Chriſti Geburt. Sein Vater, ein Freigelaſſener, aber, wie der Sohn ſagt, reines Lebens und Herzens, beſaß ein kleines Grundſtück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich an dieſem Talente, deren Ausbildung er nicht verabſäumen wollte, und ſo zog er denn nach Rom, wo er entweder Mäkler oder Auctionseinnehmer ward; und nach ſei-

nem geringen Vermögen das Aeußerſte für die Erziehung ſeines Sohnes that. Nicht die Künſte des Wuchers, ſondern die edlen, des wahren Freien würdigen, Künſte ließ er ihm lehren, hielt ihn wie einen Jüngling aus den beſten Häuſern, und war ihm ſelbſt ein wackerer Sittenaufſeher und der Tugend Muſter. So rühmt es der dankbare Sohn ſelbſt (Satyren B. 1. Sat. 6, 66—92). Orbilius Pupillus, ein Grammatiker, der die Gedichte Homers und des Livius Andronikus erklärte, war der erſte Lehrer des jungen Horaz, der, höchſt eifrig auf das Studium der Griechiſchen Literatur, ſchon in frühen Jahren bedeutende Fortſchritte darin machte. Wahrſcheinlich im Jahr Roms 705 erhielt er die männliche Toga, und vier Jahre darauf, im zwanzigſten ſeines Lebens, ging er nach Athen, um dort ſeine Studien fortzuſetzen. Während dieſer Zeit ereigneten ſich in Rom die wichtigſten Veränderungen. Julius Cäſar ward ermordet, Brutus und Caſſius, die letzten Stützen der ſinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, ruſteten ſich dort zum Kriege, und nahmen die Römiſchen Jünglinge, die ſich des Studirens halber hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen auch Cicero's Sohn und Horaz, der im J. R. 711 mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während zu Rom M. Lepidus, M. Antonius und L. Cäſar Octavianus ſich auf 5 Jahre zu Triumvirn der Republik erklärten, und die Provinzen unter ſich theilten. Horaz ward in dem Heer des Brutus Tribun, d. i. Oberſter einer Legion. (S. Wieland Einleitung zum erſten Briefe des Horaz im zweiten Buch). Gegen Ende des folgenden Jahres wurde bei Philippi in Macedonien die letzte Schlacht für die Römiſche Freiheit gekämpft, Brutus und Caſſius fielen, und Horaz rettete ſein Leben durch die Flucht. Leute, die ſich auf Scherz, Urbanität und Feinheit nicht verſtanden, haben aus einer Ode des Horaz ſelbſt (B. 2. Od. 7) ſchließen wollen, der Dichter ſey auf ſchimpfliche Weiſe geflohen; ſiegreich aber hat ihn Leſſing gegen dieſen, wie gegen andre Vorwürfe gerettet. (Rettung des Horaz ſ. Leſſings ſämmtl. Schr. Bd. 3. S. 191 fgg.) Den Beſiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente ſich derſelben. Sein Vater aber war indeß geſtorben, ſein väterliches Erbgut eingezogen worden; Armuth, ſagt er ſelbſt (Briefe B. 2. Br. 11, 49 fgg.), trieb mich an, Verſe zu machen. Ob es mit dieſer Aeußerung ſo ernſtlich gemeint ſey, als manche glauben, bleibe dahin geſtellt; genug, Horaz machte ſchwerlich jetzt zum erſten Mal Verſe (ſ. Satyren 1, 10, 31.), und machte ſie auch jetzt nicht etwa, um Brot damit zu verdienen, welches ihm, wenn auch nur mäßig, die erlangte Stelle eines Quäſturſchreibers gewährte. (S. Wieland zu Horaz Satyren 2, 6, 36.) Wie hätte er ſeine Muße edler verwenden können, als indem er das Talent gebrauchte, welches die Natur ihm in ſo reichem Maße verliehen hatte, und das mit einem unwiderſtehlichen Drange nach Aeußerung verbunden zu ſeyn pflegt? Und wie konnte er das, was, beim Anblick der Zeitbegebenheiten, ſein innerſtes Weſen gewiß noch oft genug gewaltſam aufregte (ſ. die dreizehnte ſeiner Epoden, und was Wieland darüber ſagt in Horazens Briefen Bd. 1. S. 20) beſſer beſänftigen, als durch die Poeſie? Nicht aber durch Poeſie allein, auch durch Philoſophie that er das, welche beide ſich in ihm aufs innigſte durchdrangen. Er wählte deshalb auch zunächſt eine Gattung der Poeſie, die vornehmlich dem philoſophiſch-dichteriſchen Geiſte eignet, die didaktiſche; denn wer zweifelt, daß die Satyre zu dieſer gehöre? Die ſiebente

Satyre des erſten Buchs iſt das erſte Horaziſche Gedicht von denen, die er aufbewahrt hat. Daß Horaz für dieſe Gattung von Poeſie ein vorzügliches Talent beſaß, wird niemand läugnen, wenn er auch nur Einiges von ihm geleſen hat, und es konnte ihm daher nicht fehlen, Aufmerkſamkeit auf ſein Talent und die Produkte deſſelben zu erregen. Zwei Dichter des erſten Ranges, Virgil und Varius, ſchenkten ihm ihre Freundſchaft, und dieſer Freundſchaft verdankte er die erſte Bekanntſchaft mit Mäcenas, jenem feinen Weltmann, der, ohne jemals aus ſeinem Privatſtand herauszutreten, der Freund und Vertraute des Cäſar Auguſtus war, und als Liebhaber des Schönen ſeinen Reichthum gern zu Verſchönerung des geſelligen Lebens durch die Künſte anwendete. Nach neun Monaten nahm Mäcenas den Horaz in ſeinen vertrauteren Kreis auf, und beſchenkte ihn nach einigen Jahren, in denen er ſein Herz gewonnen hatte, mit dem Sabiniſchen Landgut, deſſen Horaz in ſeinen Gedichten ſo oft gedenkt. Wenn der Dichter nicht ein weit glänzenderes Glück machte, ſo lag die Schuld bloß an ihm, in deſſen Herzen die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik und die Partei, der er gedient, allzutreu fortlebte, als daß er es leicht über ſich gewonnen hätte, die Gnade des mächtigen Uſurpators zu ſuchen. Ja er wich dieſer vielmehr aus, wie die drei Billets des Auguſtus an ihn, welche Sueton uns in der Biographie des Dichters aufbewahrt hat, und deren eins nicht ohne Empfindlichkeit iſt, unwiderſprechlich beweiſen. Selbſt den Antrag, welchen Auguſtus ihm durch Mäcenas thun ließ, in ſeine Dienſte zu treten, und die Beſorgung ſeiner Privat-Correſpondenz zu übernehmen, lehnte er unter dem Vorwand ſeiner ſchlechten Geſundheitsumſtände von ſich ab, und ein an Auguſt gerichtetes Gedicht mußte Auguſt ihm im eigentlichen Sinn abdringen. Uebrigens war Horaz, der ſo große Beiſpiele von dem Unbeſtand der menſchlichen Dinge erlebt hatte, weiſe oder klug genug, ſich vom geſchäftigen Leben zu Rom zu entfernen, und die Einſamkeit in ſeinem Sabinum einem ſcheinbar größeren Glücke vorzuziehen, was vielleicht auch ſeinen Neigungen am meiſten zuſagte. Faſt alle ſeine Gedichte an Mäcenas drücken Liebe zur Freiheit, Gleichgiltigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Anderer abhängt, und ſeine Zufriedenheit mit einer Armuth aus, worin er ſich noch immer über ſeine Wünſche reich befand. Indeß affektirte er eben ſo wenig eine Ruſticität, als ihm ſtrenges, mürriſches Weſen zur Tugend nothwendig ſchien; veilmehr zeigte er überall jene echte Urbanität, welche in jedem Verhältniß den eigenthümlichen Ton findet, und ohne den Anſtand jemals zu verletzen, oder ſich ſelbſt unähnlich zu werden, den Anfoderungen des Augenblicks und der Umſtände genügt. Nichts wird leichter verkannt, als ein ſolcher Charakter, und darum iſt auch Horaz oft genug verkannt worden. Er zeigte verſchiedene Geſtalten, und man wußte ſeine wahre nicht herauszufinden. Las man aber nicht den einen ſeiner Briefe an Mäcenas (B. 1. Br. 7.), worin er alles Ernſtes ſich erbietet, alles, was er von Mäcenas empfangen, zurückzugeben, wofern ihn dieſer nicht *auf ſeine Weiſe* wolle glücklich ſeyn laſſen? Dieſes Glück auf ſeine Weiſe beſtand aber in nichts anderem, als in ruhiger Zurückgezogenheit auf dem Lande, Genuß der Natur, Freiheit über ſeine Zeit und Laune ſelbſt zu ſchalten, und ſich ſelbſt zu leben. Hätte Horaz nicht ſo viel Selbſtſtändigkeit des Charakters gehabt, ſo würde er ſchwerlich ſo ſchöne und vollkommene Werke hinterlaſſen haben, denn er würde theils

durch ernſtes Studium ſich nicht ſo ausgebildet, theils den dringenden Anfoderungen ſeiner hohen Freunde nachgegeben, und mehr und anderes gedichtet haben, als wozu ihn ſein Genius antrieb, welchem der Dichter allein folgen ſoll. Dies wußte Horaz zu gut, um jemals aus der Sphäre der lyriſchen und didaktiſchen Poeſie herauszutreten, wie ihm oft genug zugemuthet ward. Dann entſchuldigte er ſich wohl gar damit, er ſey eigentlich überhaupt kein Dichter, er treibe die Poeſie nur ſo nebenher gegen die Langeweile. Daß dies ſein völliger Ernſt nicht war, läßt ſich leicht daraus ſchließen, weil er die Poeſie wirklich mit allem Ernſt trieb und ſtudirte, und in beiden gewählten Gattungen das Höchſte zu erreichen ſtrebte, nicht immer zur Zufriedenheit ſeiner Zeitgenoſſen, die gegen ſeine Neuerungen in Darſtellung und Sprache oft ein gewaltiges Geſchrei erhoben, wafür er ſie gelegentlich bei den dicken Ohren zupft. Er hat uns hinterlaſſen vier Bücher Oden und Lieder, ein Buch ſogenannter Epoden, die von den Oden ſich nicht bloß im Metrum unterſcheiden, indem der zweite Vers immer kürzer iſt als der erſte, ſondern auch durch den Inhalt, vermöge deſſen man ſie zu den Satyren rechnen kann, in denen er den Archilochus zum Muſter nahm, zwei Bücher Satyren und zwei Bücher Briefe, deren einen man öfters als ein eigenes Werk unter dem Titel der Poetik anführt. (Man ſehe darüber die Ausgabe der ars poetica von Schelle, Lpz. 1805, und was Eichſtädt darüber theils in der A. L. Z. 1802, theils in Haberfeldts Ausgabe geſagt hat. In beiden findet man die richtigſte Anſicht, zu welcher Wieland den Standpunkt angewieſen hatte. Uebrigens verdienen die Ausgaben von Hurd und Regelsperger noch einer Beachtung.) Will man den Horaz als Lyriker würdigen, ſo vergeſſe man nicht, daß er unter den Römern der Erſte war, welcher die Römiſche Sprache für die lyriſche Poeſie ausbildete, und ſie, mit nicht geringer Mühe, für die ſchweren Griechiſchen Sylbenmaße ausarbeitte. Dem anhaltenden Studium und der Beharrlichkeit des Dichters gelang es, einen meiſterhaften Versbau zu Stande zu bringen; der Wohlklang und die Harmonie ſeiner Verſe ſind bezaubernd für jedes empfängliche Ohr. Doch iſt dies keineswegs das einzige Verdienſt des Dichters, denn an Empfindung und Darſtellung iſt er nicht zurück. Hier ſagt man nun freilich, und es läßt ſich nicht läugnen, daß der größte Theil der lyriſchen Gedichte des Horaz nichts ſeyen als Nachahmungen Griechiſcher Muſter, des Archilochos, Alkäos, Steſichoros, der Sappho u. A., und darum auch ſo voll von Griechiſchen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, ja ſtellenweiſe bloß Uebertragungen aus dem Griechiſchen. Dieſer Inſtanz hat ſich mancher bedient, um den dichteriſchen Ruhm des Horaz zu verunglimpfen, welchen Klopſtock ungleich gerechter einen Nachahmer nennt, wie Nachahmer nicht ſind. Zugegeben aber, daß man Horaz dem Lyriker Originalität nicht zugeſtehen könne, ſo wird ſie doch niemand Horaz dem Satyriker abſprechen. Wie die Satyre überhaupt als didaktiſches Gedicht eine Römiſche Erfindung war, ſo war Horaz der, der ihr nach Ennius, Pacuvius und Lucilius, durch welche Form und Zweck beſtimmt waren, einen eigenthümlichen Ton gab, wie nur Er ihr denſelben geben konnte. Die Satyren des Horaz, zu denen man ſeine Briefe gleich mitzählen darf, weil ſie ſich von jenen nur durch Aufſchrift und durch die Richtung an eine Perſon unterſcheiden (ſ. jedoch Morgenstern, de satyrae et epistolae Horatianae discrimine.

Lpz. 1801), haben mehr oder weniger ein Colorit des Komiſchen, und dürfen nur aus dieſem Geſichtspunkt beurtheilt werden. Horaz will weniger die Laſter züchtigen, als die Narrheiten in ihrer lächerlichen Bloße zeigen, denn er ſieht mehr Narren als Schurken in der Welt, und ſpricht auch ſich ſelbſt von einer Portion Narrheit nicht frei. Indeß ſuchte er nach Möglichkeit davon zu heilen, wenn er ſie für verderblich hielt. Den Vorurtheilen und Irrthümern ſetzt er darum ſeine Philoſophie des Lebens entgegen, die, weit entfernt den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter ſtellt, und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß theils gar unmöglich iſt, theils ganz verbittert wird. Die leichte gefällige Art, womit er, ohne es zu ſcheinen, philoſophirt, das Salz, womit er ſeine Gedanken würzt, die Feinheit und Leichtigkeit, mit denen er ſie mittheilt, verhindern alle Einförmigkeit, und gewähren die intereſſanteſte Unterhaltung. Nun ſtellt er aber die eigenen und fremden Thorheiten mit dieſer Weisheit in Contraſt. Man weiß nicht, was man hiebei am meiſten bewundern ſoll, ob ſeine genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens und der verſchiedenen Menſchenklaſſen, oder ſeine Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Offenheit, oder den guten Ton, die Urbanität, die er in Ernſt und Spott nie verläugnet, oder die Geſchicklichkeit, jeden Gegenſtand ſo zu ſtellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewieſen zu werden, auffällt, oder die Kunſt, jeden Charakter ſo zu ſchildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur ſelbſt. Oft ſcheint er auf die Narren gar nicht Jagd zu machen, oder wo er es thut, iſt ſein Spott weder bitter noch giftig, und mit ſo viel Bonhomie begleitet, daß der Belachte, wenn er geſcheut war, ſelbſt dazu lächelte; daß ſein Spott alſo wohl empfindlich, aber nicht beleidigend war. Der Vortrag war der leichteſte und ungezwungenſte, und Horaz wußte den Hexameter ſo dafür zu bearbeiten, daß er durchaus den natürlichen Schritt der Converſation zu gehen ſcheint. Wer wird ihm nicht gern folgen, und wer ihm gefolgt iſt, kann ſagen, daß er ihn, ohne Wirkung zu ſpüren, verlaſſen habe? Nach Jahrtauſenden noch ſind dieſe ſeine Darſtellungen nicht ohne Anwendbarkeit und Intereſſe, und der Dichter iſt darum auch ſtets der erwählte Liebling aller Männer von Geiſt geblieben, deren Sittlichkeit die feine Lebensart nicht ausſchließt. In ſeinem Leben ereignete ſich ſonſt nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß er auf des Auguſts ausdrücklichen Befehl den ſäkulariſchen Geſang zur Feier der hundertjährigen Spiele verfertigte. Er ſtarb plötzlich im Jahr Roms 746, dem 9ten v. Chr. Geb. und 57ſten ſeines Alters, nicht lange nach dem Tode ſeines Gönners und Freundes Mäcenas, neben deſſen Grabmal auf den Esquilien er beerdigt wurde. Den Auguſtus ſetzte er zu ſeinen Erben ein. Niemand wird erwarten, daß wir alle die Commentare, Erklärungen, Ausgaben und Ueberſetzungen der Werke des Horaz namhaft machen. Von ſeinen älteren Erklärern nennen wir bloß den Acron, Porphyrion und den Scholiaſten des Cruquius, von ſeinen neueren Herausgebern wollen wir bloß Sanadon, Bentley, Baxter, Jani, Böttiger, Mitſcherlich, Döring, Haberfeld, Eichſtädt, Preiß und von den Ueberſetzungen nur die von Schmidt, Ramler und Voß anführen. Wer das Ausführliche wiſſen möchte, der ſehe Mitſcherlich vor dem erſten Bande ſeiner Ausgabe, und Degens Literatur der Ueberſetzungen Römiſcher Schriftſteller nach. Nur der Ueberſetzung der Briefe und Satyren des Horaz von

unſerm Wieland müſſen wir beſonders gedenken, weil wir erſt durch die beigefügten Einleitungen und Erläuterungen über den Geiſt des Horaz und ſeines Zeitalters und die Eigenthümlichkeiten dieſer Werke eine Belehrung erhalten haben, welche den Genuß an dieſen Werken um vieles erhöht. Ueberſetzer der ſtrengen Art werden Wielands Ueberſetzung eine bloße Paraphraſe nennen, und können Recht haben; gewiß aber iſts, daß Horaz dadurch an Verſtändlichkeit gewonnen hat, und daß von dem Geiſte des Horaz nichts iſt verloren gegangen. Eine ſehr intereſſante Erſcheinung iſt der Verſuch einer Ueberſetzung der Briefe des Horaz von Wolf, mit Scholien, die keinem unbekannt bleiben darf, der hier das Echte erkennen will. dd.

Horatier, drei Brüder unter den Römern, welche unter Tullus Regirung und auf Tullus Vorſchlag mit eben ſo viel Brüdern (den Curiatiern) von Albaniſcher Seite gekämpft haben ſollen, um den Streit beider Völker im Zweikampf zu entſcheiden. Sie ſollen, ſetzt Dionyſius von Halicarnaß hinzu, um das Wunder voll zu machen, beiderſeits die Söhne zweier Schweſtern und zu gleicher Zeit geboren ſeyn. Auch war überdies einer der Curiatier an eine Schweſter der Horatier verlobt. Allein beide Theile vergaßen ihre Familienverhältniſſe über der Sache des Vaterlandes. Als Tullus der Horatier Willen vernommen, welchem der Vater derſelben, als dem ſeinigen, beiſtimmte, ließ er die Brüder, umringt von dem Römiſchen Heer, feierlich einſegnen und der Götter Schutz empfehlen. Daſſelbe geſchah auch von Seiten der Albaner. Hierauf wurde von beiden Theilen auf einer großen Ebene der Kampfplatz abgeſteckt, zuvor aber an dem gemeinſchaftlichen Opferaltar die Uebereinkunft beſchworen, daß die Partei der Beſiegten der ſiegenden ohne Ausflucht unterwürfig ſeyn ſollte. Darauf traten die Kämpfer in den Kampfplatz, und aller Erwartung war auf den entſcheidungsvollen Kampf geheftet. Heiß war der Streit: denn es wurde von beiden Seiten tapfer gefochten. Aber bald fielen zwei der Römer zu den Füßen ihrer Sieger. Die Albaner jauchzten, die Römer ſprachen dem übriggebliebenen Horatier Muth ein. Ungleich war der Kampf, aber Liſt erſetzt die Kraft. Der Horatier ſieht, daß ſeine Gegner alle ſchon durch Wunden ermüdet ſind. Er ſelbſt iſt noch unverwundet. Um ſie daher noch mehr zu entkräften und von einander zu trennen, ergreift er zum Schein die Flucht, und da ſie nun, wie er gewünſcht, ſo weit es jedem ſeine Wunden verſtatten, ihn verfolgt haben, kehrt er plötzlich um, ſtreckt die getrennten Gegner, einen nach dem andern todt zu Boden, und entſcheidet dadurch den Sieg und die Oberherrſchaft ſeines Vaterlandes über die Albaner. Unter lautem Jubel der Römer zieht er dann mit den Waffen der Erſchlagenen beladen in die Stadt zurück. Aber er befleckte die ſiegreiche That durch übereilten Schweſtermord. Denn als er ſich der Stadt näherte, ſah er unter dem Volk ſeine Schweſter in Thränen über den Tod ihres Bräutigams ſtehen. Sie brach in Verzweiflung aus, und nannte lautklagend den Namen des Geliebten, da ſie den Waffenrock, welchen ſie dem Geliebten ſelbſt verfertigt, als blutige Trophäe über den Schultern des Bruders hängen ſah, den ſie als Mörder betrachten mußte. Dieſer aufgebracht, daß Klagen über den Geliebten in den Jubel des Vaterlandes und ſeinen Sieg ſich miſchen, ſtößt in dem Rauſch des Sieges zürnend der Schweſter den Dolch in die Bruſt. Nach ſtrenger Gerechtigkeit, welche die Römer ſtets übten, ſollte er zum Tode verurtheilt werden. Dies geſchah auch, ohne Rückſicht auf jene That, durch welche er ſich um ſein Vaterland ſo

verdient gemacht hatte. Schon ſollte das ſtrenge Urtheil vollzogen werden, als der Horatier auf Tullus Rath an das Volk appellirte. Das Volk ertrug des alten Vaters Thränen nicht, der, vor kurzem noch von blühenden Kindern umgeben, durch ſchimpflichen Tod des letzten ſeiner Söhne beraubt werden ſollte. Der Befreier des Vaterlandes wurde alſo von der Todesſtrafe losgeſprochen; doch mußte er zuvor, um den Geſetzen Genüge zu leiſten und den Mord zu verſühnen, nach angeſtelltem Opfer mit verhülltem Haupt unter einem quer über die Straßen gezogenen Balken (gleichſam unter dem Joche) hinweggehen; welches bei den Römern für eine ſchimpfliche Strafe geachtet wurde. T.

Horatius Cocles. Als der Etruriſche König Porſenna, zu welchem die aus Rom vertriebenen Tarquinier geflüchtet waren, im J. 507 vor Chr. Geb. gegen Rom furchtbar vordrang, ſoll nach der hiſtoriſchen Sage ein muthiger Mann jenes Namens dem Feind faſt allein ſich entgegengeſtellt, und ihn durch lange, tapfere Gegenwehr ſo lange aufgehalten haben, bis hinter ihm und auf ſein Zurufen die Tiberbrücke abgebrochen war. Dann ſtürzte er ſich, ermattet von Wunden, mit ſeiner ganzen Rüſtung in den Strom, und erreichte, trotz der ihm folgenden Pfeile des Feindes, glücklich das gegenſeitige Ufer der Tiber. Das Vaterland belohnte ihn durch eine Ehrenſäule, und ſeine Mitbürger nannten ihn dankbar den Retter des Vaterlandes. Er ſoll ein Abkömmling der bekannten Horatier (ſ. dieſ. Art.) geweſen, und den Beinamen Cocles daher empfangen haben, daß er im Kampf ein Auge verlor. T.

Horeb, eine Spitze deſſelben Gebirges in Nordarabien, auf dem nicht weit davon der Sinai liegt, iſt durch die Geſchichte Moſis merkwürdig. Die Sinaitiſchen Mönche zeigen noch jetzt am Horeb, den die Araber Dſjablel Muſa nennen, den Fels, wo auf Moſis Schlag Waſſer hervorſprang. Nach ihm nannte eine kleine Partei der Huſſiten einen Berg zwiſchen Ledez und Lipnicze in Böhmen, wo ſie ſich verſammelten, Horeb, und ſich ſelbſt Horebiten.

Horen ſind bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pförtnerinnen des Himmels. Der alte Joniſche Sänger gibt keine Anzahl und keine Namen von ihnen an, eine alte Sage aber berichtet, die Athener hätten deren zwei gekannt. Thallo, die Hora der Blüthe und des Frühlings, und Karpo, die Hora des fruchtbringenden Herbſtes. Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Grazien genannt, die indeß eine Zeitlang mit den Horen wenn nicht als einerlei, ſo doch als eng verſchwiſterte, Göttinnen gegolten haben. Beide waren da aber nicht als bloße Pförtnerinnen des Himmels, ſondern Göttinnen der Jahreszeiten; der Begriff von den Horen hatte ſich alſo verändert, aber doch noch nicht ſo, daß ſich die ſpätere Bedeutung nicht mit Leichtigkeit aus der früheren ableiten ließe. Selbſt der Begriff von Schönheitsgöttinnen, welcher mit den Chariten und Horen in der Folge der Zeit verbunden wurde, entwickelt ſich ungezwungen daraus. Hora bedeutete nämlich urſprünglich Luft, mit dieſem Begriff verband ſich aber 2) der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (hora, bei den Römern die Stunde); hiernächſt 3) das Jahr. Immer iſt hier noch von keiner Jahreszeit die Rede, und wenn Homer dieſe bezeichnen will, ſetzt er hinzu: die Hora des Frühlings, Winters ꝛc. Sodann aber findet ſich in engerer Bedeutung 4) Hora als Jahreszeit des Frühlings oder Sommers, und weil dieſe die ſchönſte iſt, 5) als die Zeit der Blüthe,

des Menſchen, der Jugend, Schönheit, Wie die Horen und Chariten gemeinſchaftlich als Göttinnen der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt ſich leicht einſehen, wenn man weiß, daß die Chariten der Etymologie nach die Erfreuenden, Freude ſpendenden, bedeuten. Nur muß man auch hier nicht an die ſpäteren Chariten denken, ſondern an die früheren Attiſchen, Hegemone, die Führerin, nämlich des Jahres, und Auxo, die Vermehrende, Wachsthum Befördernde. Mit dieſen beiden wurden die Attiſchen Horen oft vermengt, und man unterſchied beide nachher ſo, daß man die Horen als die Jahreszeiten überhaupt herbeiführend, die Chariten als die Annehmlichkeiten derſelben ertheilend, dachte. Bis hieher iſt die Schwierigkeit, dieſen Mythus zu entwickeln, nicht zu groß, ſie vermehrt ſich aber, wenn man die ſpätere Ausſage von den Horen bei Heſiodus hinzunimmt. Bei dieſem Dichter ſind der Horen drei, Töchter der Themis, und heißen: Dike, Gerechtigkeit; Eunomia, geſetzliche Ordnung, und Eirene (Irene), Friede. Daß dieſe mit den Pförtnerinnen des Himmels, mit den Göttinnen der Jahreszeiten nichts gemein haben, daß bei jenen eine phyſiſche, bei dieſen eine moraliſche Idee zum Grunde liege, ſpringt in die Augen. Es ging den Horen wie den Chariten. Wie bei dieſen die Idee von dem phyſiſch Wohlgefälligen auf das geiſtige Schöne übergetragen wurde, ſo bei jenen die Idee von dem phyſiſch Geſetzlichen auf das geiſtig Geſetzliche, wobei ſie immer noch als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen gedacht wurden. Nur fragt ſich, wie es möge gekommen ſeyn, daß drei politiſch-ſittliche Abſtracta als Horen ſo an die Stelle der Zeit- und Jahresgöttinnen traten, daß dieſe darüber faſt in Vergeſſenheit geriethen? Ohne Zweifel trat Themis hier als vermittelnde Idee ein. Die Horen als Zeitgöttinnen wurden deren Töchter, inſofern man früher unter ihr phyſiſche Ordnung und Geſetzlichkeit dachte, beſonders im Laufe der Zeit. Dieſe Töchter mochten anfangs ganz andere Namen haben. Da man nachher Themis als moraliſche Ordnung dachte, legte man ihr jene moraliſchen Abſtracta als Töchter bei, und dieſe verdrängten entweder die früheren Attiſchen, oder traten an die Stelle der noch namenloſen Homeriſchen. Auch auf dieſe Weiſe erhält man aber Schönheit wieder als das Letzte bei den Horen, ſo daß ſie Schönheitsgöttinnen als Göttinnen der Geſetzlichkeit, d. i. der Wohlordnung und des Maßes ſind. Daß man oft genug alle dieſe Ideen mit einander vermiſcht habe, und daß der Mythus von den Horen dadurch ſehr verwickelt worden ſey, erhellt aus der doppelten Namenreihe derſelben bei Hygin, welcher zwei Mal eilf Horen namhaft macht. Und zwar ſind die Namen der ſpäter genannten von den früher genannten durchaus verſchieden. Alle Namen aber ſind bedeutende, und unterſucht man ſie, ſo findet man in dem erſten Namenverzeichniſſe lauter Töchter der Themis als Jahreszeiten und Urheberinnen des bürgerlichen Wohlſtandes, in dem zweiten aber die Horen in der engeren Bedeutung als Zeiten des Tages und des Lebens zuſammengetragen. Nach der gewöhnlichen Angabe blieben indeß drei Horen,

Welche dem Menſchengeſchlecht vollzeitigen alles Beginnen,

wie Heſiodus ſagt. Die bildende Kunſt ſtellte in den älteſten Zeiten auch nur zwei dar, z. B. am amykläiſchen Throne. Drei hingegen

waren am Throne des Olympiſchen Jupiter. Auf der Baſis eines Leuchters in der Albaniſchen Villa ſieht man ſie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelſt einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erſte Figur trägt eine Fruchtſchale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbſtes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten ſteigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen ſie Kronen von Blättern. (Winkelmann Monum. ined. N. 47. 48.) Als vier Figuren erſcheinen ſie auf der vierſeitigen Baſis eines Leuchters im Farneſiſchen Palaſte (Ebendaſ. 2, 58), vorzüglich ſchön und charakteriſtiſch aber auf einem Sarkophag in der Albaniſchen Villa. (Ebendaſ. N. 111.) dd.

Hören; ſ. Gehör.

Horizont (von ὁρίζειν, begränzen) oder Geſichtskreis, auch Horizontalkreis genannt, iſt im Allgemeinen der Kreis, in welchem ſcheinbar der Himmel von der Erde begränzt wird. Er iſt unter den größten Kreiſen einer der wichtigſten. Aufgang, Untergang und Höhen der Geſtirne werden bloß auf ihn bezogen, überdies gibt er mit andern größern Kreiſen der Himmelskugel merkwürdige Durchſchnittspunkte. Er theilt die ganze Himmelskugel in die obere und untere Halbkugel, die, wie aus dem Folgenden erhellen wird, als gleich zu betrachten ſind. Seine beiden Durchſchnittspunkte mit dem Meridian beſtimmen die Mittags- und Mitternachtspunkte, deren Entfernung von einander die Mittagslinie ausmacht. Mit dem Aequator geben ſeine Durchſchnittspunkte den Morgen- und Abendpunkt. Dieſe 4 Punkte zuſammengenommen theilen den Horizont in 4 Quadranten, Viertel. Man unterſcheidet in der Aſtronomie den ſcheinbaren Horizont von dem wahren. Jener iſt die ebene Fläche des ſichtbaren Kreiſes, welche die gekrümmte Oberfläche der Erdkugel an der Stelle berührt, wo der Beobachter ſich befindet, dieſer aber die ebene Fläche, die durch den Mittelpunkt der Erde und mit dem ſcheinbaren Horizont parallel geht. Erweitert man beide bis zur ſcheinbaren Himmelskugel, ſo iſt ihr Abſtand von einander das Maaß von einem Winkel im Mittelpunkt der Erde, welcher die Horizontalparallaxe genannt, und deſto kleiner wird, je mehr man die Himmelskugel erweitert. Daß bei den Firſternen keine Horizontalparallaxe Statt finde, iſt unter Aſtronomie und Firſtern angeführt worden. Die Erde iſt in Beziehung auf ſie nur ein Punkt, und es iſt einerlei, ob man den ſcheinbaren oder wahren Horizont als den Ort annimmt, von dem aus man ſie betrachtet. Bei Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten kommt aber dieſer Umſtand allerdings in Erwägung, und man muß dieſelben auf den wahren Horizont reduciren. Da die Horizontalebene allemal ſenkrecht auf der lothrechten Linie ſteht, ſo wird horizontal für gleichbedeutend mit wagerecht gebraucht. Horizontalwinkel iſt ein Winkel, der in der Horizontalebene gemeſſen wird.

Horn, Waldhorn (Cor de chasse, Corno dil Caccia), ein blechernes Blasinſtrument ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre beſtehend, die ſich in einen weiten Schalltrichter endigt, wird mittelſt eines metallenen Mundſtücks mit einem koniſchen Keſſel und ſchmalen Rand intonirt. Wegen der Länge ſeines

Rohres ſteht es um eine Octave tiefer, als die Trompete, hat aber ſonſt mit dieſer vieles gemein, aber einen weiteren Umfang und keine ſo grellen Töne. Um die Töne b, fis, a, welche auf dem Horn mit unſerm temperirten Tonſyſtem nicht völlig übereinſtimmen, nach dem Tonſyſtem zu verbeſſern, und überhaupt Töne anzugeben, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin beſteht, daß der Horniſt bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinſchieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Zum Ausdruck des Großen iſt es nicht geeignet; aber ſanfte, ſüße, zärtlichklagende und die Lücken der Saiteninſtrumente ganz ausfüllende Töne liegen im Umfang des Horns. Das Studium deſſelben iſt mithin dem Componiſten ſehr wichtig. Agrikola, Jomelli und beſonders Gluck gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung. Die Deutſchen haben es zur höchſten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen gegeben, die Mitteltöne durch das Stopfen erfunden, ja ſogar Maſchinenhörner gemacht, wo man bloß durch Einſätze in allen Tönen der Muſik auf der Stelle begleiten kann.

Horne (John), mit dem von einem ſeiner Freunde angenommenen Beinamen Tooke, berühmt als Mitglied des Unterhauſes im Engliſchen Parlament, iſt der Sohn eines reichen Einwohners von Weſtminſter, der bei dem Spital von Middleſer die Stelle eines Schatzmeiſters bekleidete. Geboren 1736, ſtudirte er mit Auszeichnung auf der Univerſität zu Cambridge, erhielt, da er dem geiſtlichen Stande beſtimmt war, ein anſehnliches Beneſiz, und würde mit Hilfe ſeiner Gönner zu den erſten Würden der Engliſchen Kirche emporgeſtiegen ſeyn, wenn ſein Hang zur Unabhängigkeit ihn nicht auf die Seite der Oppoſition geführt und ſomit vom Hof entfernt hätte. Dies geſchah beſonders durch die eifrige Vertheidigung von Wilkes, der es Horne's Bemühungen zu verdanken hatte, daß er 1767 triumphirend als Repräſentant von Middleſer in das Parlament trat. Auf ſo große Freundſchaftsbezeigungen folgte aber bald ein öffentlicher Bruch. Horne beſchuldigte Wilkes der Undankbarkeit; ihr Zwiſt wurde öffentlich, und Horne Tooke 1771 von dem berühmten Junius in einem Brief an den Herzog von Grafton der religiöſen und politiſchen Abtrünnigkeit beſchuldigt. Als die Amerikaniſchen Streitigkeiten anfingen, ward er der Anwald der Colonien, behauptete die Gerechtigkeit ihres Widerſtandes, und ging ſo weit, für ſie eine Subſcription zu eröffnen. Dabei erklärte er ſich entſchieden gegen den Krieg. Da ſich ihm alle Ausſichten auf ein geiſtliches Amt verſchloſſen zeigten, gab er ſeine Beneſize auf und trat in den weltlichen Stand zurück. Beim Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution fiel er in den Verdacht ſtrafbarer Einverſtändniſſe mit den Jacobinern, und wurde auf Befehl der Miniſter arretirt. Erskine vertheidigte ihn mit großer Beredſamkeit, und die Jury ſprach ihn zur Genugthuung des Volks, das ſich in den Straßen zuſammengerottet hatte, los. Im J. 1801 wählte ihn die Grafſchaft Wilt zu ihrem Deputirten im Unterhauſe. Lord Temple griff ſeine Wahl als eines Geiſtlichen lebhaft an, allein eine im Hauſe der Pairs ſanctionirte Bill erlaubte ihm, für die Dauer des gegenwärtigen Parlaments im Unterhauſe Sitz zu nehmen, ſchloß aber für der Zukunft jeden aus, der zum geiſtlichen Stande gehöre. Auch als Philolog hat ſich Horne Tooke

rühmlich bekannt gemacht, beſonders durch ſeinen Brief an John Dunning und durch ſeine Feierſtunden von Purley.

Hornemann (Friedrich). — Eines Tages, im Sommer 1795, kam zu dem ehrwürdigen Hofrath Blumenbach in Göttingen ein junger Mann von Hannover, der ehedem Theologie auf der dortigen Univerſität ſtudirt hatte, und vertraute ihm, daß er ſeit 4 Jahren ſchon keinen größern angelegentlichen Wunſch hege, als eine Gelegenheit zu finden, das innere Afrika bereiſen zu können. Dieſer junge Gelehrte, gebildet, hoffnungsvoll, war Friedrich Hornemann. Er wünſchte, der African Association zu London empfehlen zu werden. — Als Blumenbach nach genauer Prüfung fand, daß dies ein wohlüberlegter, reifdurchdachter, und ſelbſt von Hornemanns Mutter, einer würdigen Predigerwittwe zu Hildesheim, deren einziger Sohn er war, genehmigter Plan ſey, und nachdem er nach Hornemanns Rückkehr nach Hannover nähere Erkundigungen über dieſen eingezogen, und das Reſultat gezogen hatte, daß derſelbe zu einem Unternehmen, wie er es vorhabe, gleichſam geboren ſey: ſchrieb er deshalb wirklich nach London. — „Wenn der Herr Hornemann das iſt, was Sie ſagen, ſo iſt er der Mann, den wir ſuchen," war die Antwort aus London, die Blumenbach auf der Stelle ſeinem Schützlinge mittheilte. In einer Nacht entwarf er einen kernigten, durchdachten Aufſatz über ſeinen Plan für die Societät, den Blumenbach ſogleich nach London abſchickte, und kurz darauf von einer Committée der Aſſociation die beifälligſte Reſolution für ihn erhielt. Hornemann, dem Ziele ſeines größten Wunſches ſo nahe, kam im Sommer 1796 wieder nach Göttingen, um noch einige Zeitlang die dortigen öffentlichen gelehrten Anſtalten, den Unterricht und nähern Umgang einiger der daſigen Lehrer zu ſeiner weitern wiſſenſchaftlichen Vorbereitung, zur Uebung in der Arabiſchen Sprache u. ſ. w. zu benutzen, und ging dann im Februar 1797 nach London ab, wo er mit Auszeichnung von der Societät, die über die getroffne Wahl mit ſich ſelbſt und Blumenbach ſehr zufrieden war, aufgenommen wurde. — Da ihm viel daran liegen mußte, mit einigen Gelehrten in Frankreich ſich beſprechen zu können, ſo beſchloß er, über dieſes Land ſeinen Weg zu nehmen. Baronet Banks verſchaffte ihm einen Paß vom Franzöſiſchen Directorium; im Juli (1797) ging Hornemann von London nach Paris ab, wo vornehmlich Lalande ſich für ihn intereſſirte; ohnehin war der Ruf ſeiner Beſtimmung ihm vorausgegangen und mehrere Empfehlungsſchreiben unterſtützten ihn. Lalande ſtellte ihn dem Nationalinſtitute, wo er viel Gutes von ihm ſprach, vor, und man erzeigte ihm, als einem jungen Manne, von dem man Vieles erwarte, große Aufmerkſamkeit. Die zufällige Anweſenheit mehrerer Franzöſiſchen Conſuls von der nördlichen Küſte Afrika's war von großem Vortheile für ſeine Abſicht: durch Brouſſonet, damals beſtimmten Conſul für Mogadore, kam er mit dü Roché, Generalconſul zu Tanger, und mehrern merkwürdigen Männern in Berührung; die Bekanntſchaft mit einem Türkiſchen Kornlieferanten aus Tripoli ward ihm, außer deſſen guten Rathſchlägen, auch noch beſonders dadurch nützlich, daß er ihm ein Empfehlungsſchreiben in Arabiſcher Sprache an einen bedeutenden Freund in Cairo mitgab. In Marſeille, wo er mit einem Schreiben von Lalande an den Aſtronomen Thullis ankam, ſchiffte er ſich (am 11. Aug. 1797) nach Cypern ein, und ging von da über Limoſol und Alexandrien (angekommen daſ. den 13. Septbr.) nach Cairo (am 27. Septbr.), wo er vorläufig ſo viel Nachrichten als

möglich vom innern Afrika einſammeln wollte, bis er mit den Negergeſellſchaften, die jährlich von Caſhna dahin kommen, um vorzüglich mit den Damascenern zu handeln, in ihre Heimath gelangen konnte. Während ſeines zehntägigen Aufenthalts in Alexandrien ſtellte er, trotz der nahe ſchwärmenden Araber aus den Wüſten, mineralogiſche Unterſuchungen an, fand auch durch einen ſonderbaren Zufall in einem dortigen Kloſter einen alten freundlichen Mönch, Pater Chriſtianus genannt, einen gebornen Deutſchen, der auch im Begriff ſtand, nach Cairo zu reiſen. — Als Hornemann in dieſer Stadt ankam, traf er darin einen Bekannten ſeines Protektors Blumenbach, den Major Schwarz, mit welchem er gemeinſchaftlich den Plan entwarf, die Pyramiden bei Gize oder Dſjiſe näher zu unterſuchen. Noch war er in Cairo, als die Franzöſiſche Armee daſelbſt einruckte; er wurde nebſt allen übrigen dort befindlichen Franken ſogleich in die Feſtung gebracht, um vor der Wuth der aufgebrachten Einwohner ſicher zu ſeyn. Nach wieder erlangter Freiheit ward er bald mit Monge und Berthollet bekannt, und durch dieſe dem General Bonaparte vorgeſtellt, der ihm viele Achtung erwies, ihm ſeinen Schutz in Cairo, und wenn er reiſen wolle, Päſſe und ſogar Geld anbot. Nun eilte Hornemann, ſeinen frühern Plan, in der Rolle eines muhamedaniſchen Caravanen-Kaufmanns mit der Fezzan-Caravane zu reiſen, auszuführen; er vereinigte ſich mit ſeinen Fezzaner Freunden, zog auf die Aſſociation ſo viel Geld als er nöthig hatte, um als Kaufmann mit Kameelen, Pferden und Waaren ſich zu verſorgen, zugleich aber auch mit der Vorſicht, daß er immer der Unbemittelſte unter allen ſchien, damit er nicht die Habſucht ſeiner Gefährten reizen möge. Am 12. Sept. 1798 brach die Caravane auf. Aus einem Briefe Hornemanns an den Baronet Banks aus Cairo vom 11. Decemb. 1798, erſieht man, daß er damals den Plan hatte, von Fezzan nach Caſhna zu gehen, und dann aus dem Herzen von Afrika mit der beſten Gelegenheit, ſey's weſtlich über Senegambien oder öſtlich durch Aethiopien zurückzukehren. Zugleich nahm er einen Renegaten, Joſeph Freudenburg, einen gebornen Deutſchen, als Diener mit ſich, der jedoch in Murzuk, Fezzans Hauptſtadt, ſchon ſtarb. — Von Murzuk aus ging Hornemann nach Tripoli, ordnete dort ſeine Papiere und ſchickte ſie nach England. Von dieſem in Deutſcher Sprache geſchriebenen, Tagebuche, das jedoch nur eine vorläufige Skizze ſeiner geſammelten Kenntniſſe und Erfahrungen ſeyn ſollte, veranſtaltete die Afrikaniſche Geſellſchaft eine Engliſche Ueberſetzung, die im Jahre 1802 als Schluß des zweiten Bandes der „African Researches, or Proceedings of the Association for promoting the Discovery of the interior parts of Africa, London. 4.“ erſchien, aus der deutſchen Handſchrift des Verf. in demſelben Jahre von Carl König Deutſch herausgegeben worden iſt, und im 7ten Bande der Sprengel'ſchen Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen ꝛc., mit Zuſätzen von Rennel, ſich befindet. Am 1. December 1799 trat Hornemann ſeine Rückreiſe nach Fezzan an. Ehe er Tripoli verließ, händigte ihm der Baſcha, bei dem er jenen Türkiſchen Lieferanten, den er in Paris hatte kennen lernen, wieder fand, einen Paß, worin er ihm einen angenommenen Türkiſchen Namen beilegte und für einen ſeiner Geſchäftsleute ausgab, in einer öffentlichen Audienz, wo er ihn bei ſeinem Türkiſchen Namen aufrief, ein. Von zwei Kameelen, die er mit ſich nahm, trug das eine ſein Gepäck, Waffen, Lebensmittel, Waſſervorrath, Inſtrumente und Bücher; das andere aber

war mit allerlei kleinen Waaren beladen; ſeine profanen Bücher übergab unſer Reiſender vorher den Wellen des Nils, und verſah ſich dagegen ſehr vorſichtig mit dem Koran und einigen andern heiligen Büchern. Am 20. Jan. 1800 kam er glücklich wieder in Murzuk an, von wo aus er am 20. Februar und am 6. April an den Baronet Banks ſchrieb; ein Brief von 24. März, auf den Hornemann in ſeinem vom 6. April ſich bezog, war leider nicht angelangt; dieſer letztere widerlegte jedoch das ſchon dort einmal ſich verbreitete Gerücht ſeines Todes. — Von Murzuk aus ging er mit einer Caravane nach Burnu ab (am 7. April 1800), und ſeit der Zeit ſind keine ſichern Nachrichten über ihn wieder eingelaufen, denn die eine, welche (am 24. Auguſt 1804) die Hamburger Zeitung von ſeiner Rückkehr nach London mittheilte, ward als falſch ſpäterhin widerrufen. I.

Hornhaut, die durchſichtige, aus feinen Platten beſtehende hornartige Haut, welche vorn den kleinen Kugelabſchnitt des Augapfels bildet. (S. unter Geſicht.) — Die Hornhautfiſtel iſt eine fiſtelartige Krankheit an der Hornhaut. Die vollkommene Hornhautfiſtel hat an der äußern und innern Oberfläche der Hornhaut eine Oeffnung; die unvollkommene hat nur auf Einer Fläche eine Oeffnung; die einfache hat keinen harten Rand an der Oeffnung, welchen dagegen die zuſammengeſetzte hat. — Hornſtein, ein Name verſchiedner Steinarten, welche in Anſehung ihrer Farbe, der Durchſichtigkeit oder ihres Gewebes Aehnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchſcheinende Steinarten, welche im Bruch muſchelförmig ſind, Hornſteine genannt. Dahin gehören der Achat mit ſeinen Unterarten, der Korallenſtein, auch der gemeine Feuerſtein, welcher vorzugsweiſe Hornſtein genannt wird. — Hornwerk im Feſtungsbau, iſt ein aus zwei halben Bollwerken und einem Zwiſchenwalle beſtehendes Außenwerk, deſſen zwei Bollwerke die äußerſten Enden oder Hörner ausmachen.

Horoſcop, ein mit den Tages- und Nachtlängen bezeichnetes mathematiſches Inſtrument. Die Aſtrologen bedienten ſich deſſelben, um die Stellung der Geſtirne bei der Geburt eines Menſchen zu beſtimmen. Sie nannten dies Nativitätſtellen, und hielten es für einflußreich auf die Handlungen und Schickſale der Menſchen.

Horrohr, ſ. Gehörwerkzeuge (künſtliche).

Horſt iſt in der Jägerſprache das zwiſchen die Aeſte aus Holzreiſern, Erde, Grashalmen und Moos gebaute und frei ſtehende Neſt der Raubvögel; und beim Landwirthe theils ein im Moorlande liegender erhabener Platz oder Hügel, der auch in naſſen Jahren trocken bleibt; theils bei Verbeſſerung des Sandbodens die ausgegrabenen Klumpen darunter liegenden Thons, wenn derſelbe vitrioliſche Theile enthält. Um dieſe vitrioliſchen Thonklumpen zur Verbeſſerung des Sandbodens brauchbar zu machen, wird Kalk darunter gemiſcht, ehe ſie den Sandboden beigemengt werden.

Horus, ein Sohn der Iſis, der gewöhnlich als Kind ihr im Schooße ruhend und an ihrer Bruſt ſaugend abgebildet wird. (S. Typhon). Außerdem iſt Horus, Horus Apollo oder Horapollo der Name eines angeblichen alten Schriftſtellers der Aegypter, der über die Hieroglyphen geſchrieben haben ſoll.

Hoſe, ein urſprünglich Aſiatiſches Kleidungsſtück, das ſchon bei den Babyloniern eingeführt war, und bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertrat. In Europa finden wir die Hoſen zuerſt bei den Galliern, an denen ſie den Römern ſo auffallend waren, daß

daß dieſe einen Theil von Gallien deshalb das behoſete Gallien (Gallia bracata) nannten. Bei den Römern ſelbſt wurden ſie erſt in den ſpätern Zeiten allgemein; die Strümpfe trennte man aber nur vor einigen Jahrhunderten davon. Man trug ſie bald eng, bald weit, wie die Mode wechſelte. Die Pluder-Hoſen waren beſonders den Krummbeinigen willkommen. Man ging aber darin ſo weit, daß man wohl 200 Ellen Zeug zu einem Paar ſolcher Hoſen verwandte. Unbegüterte ſtopften ſie aus. Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg, der ſie verboten hatte, ließ einſt einem, den er in dergleichen Hoſen erblickte, dieſelben aufſchneiden, da denn einige Scheffel Kleien herausfielen. Gegen dieſen Unfug eiferten Oſiander in ſeinem Hoffahrtsteufel und Musculus in ſeinen Hoſenteufel. Erſt unter Ludwig XIV. wurde die heutige Art von Hoſen eingeführt. Im Orient tragen noch jetzt auch die Weiber Hoſen.

Hoſe, ſ. Waſſerhoſe.

Hoſeas, der erſte unter den kleinen Propheten des Alten Teſtaments, in deſſen Kanon ſein Buch erſt nach dem Babyloniſchen Exil eingetragen wurde, trat im Reiche Iſrael um 770 v. Chr. Geb. auf, um die Sittenloſigkeit ſeiner Zeitgenoſſen zu rügen und ihnen mit göttlichen Strafen zu drohen. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott kleidet er in den erſten drei Kapiteln ſeines Buchs in die den Hebräiſchen Dichtern wegen des Bundes, den Jehova mit den Iſraeliten geſchloſſen hatte, ſehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm ſein Weib gebrochen. Die übrigen Kapitel behandeln denſelben Gegenſtand in abwechſelnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorher verkündigt, und die tröſtliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebeſſerten Volks mildert das Ende dieſes prophetiſchen Buchs. Sein poetiſcher Charakter iſt Eile von Bild zu Bild, von Sentenz zu Sentenz; nirgend verweilt der Dichter lange, der Strom eines gewaltig aufgeregten Gefühls reißt ihn fort. Daher findet man bei ihm die Rundung, Anmuth und Harmonie, die andere Propheten auszeichnet, in geringerem Grade; das öftere ſchnelle Abbrechen, die Prägnanz ſeines Stils, und die ſchroffe Eigenheit ſeiner Bilder machen ſein Buch an mehrern Stellen dunkel, und die nackte Derbheit ſeines Ausdrucks verletzt nicht ſelten das Zartgefühl. Deſſenungeachtet wird er durch ſeine unverkennbare Originalität, durch die Tiefe und Wahrheit ſeiner Empfindung und durch die Kraft und Fülle ſeiner Diction, wenn ſchon als eine wilde Blume, immer einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern des Hebräiſchen Alterthums behaupten. E.

Hoſenbandorden, ſ. Orden.

Hoſianna (Hebr.), d. i. Heil ihm! Hilf ihm (o Gott)! war ein bei den Juden gebräuchlicher feierlicher Glückwunſch für Könige und Helden der Nation, wie unſer Vivatrufen. E.

Hoſpitäler, eigentlich öffentliche Anſtalten, wo mehrere kranke, ſieche und alte Perſonen zur Heilung, Pflege und Verſorgung aufgenommen werden. Sie unterſcheiden ſich von Lazarethen dadurch, daß die letztern bloß zur Aufnahme kranker Perſonen, jene aber auch zur lebenslänglichen Verpflegung Armer beſtimmt ſind. Dieſer Unterſchied wird indeß jetzt im gemeinen Leben wenig geachtet, man nimmt Hoſpital, Spital und Lazareth in einerlei Bedeutung als öffentliche Anſtalt zur Aufnahme von Kranken und der im Kriege Verwundeten. Die Hoſpitäler entſtanden in Deutſchland nach den Zeiten

der Kreuzzüge, wo der aus dem Orient nach Europa und auch nach Deutſchland gebrachte Ausſatz ſie nothwendig machten. Da der Ausſatz ſehr anſteckend war, und ſich deshalb immer mehr verbreitete, ſo wurden die damit Behafteten in Ausſatzhäuſer gebracht und von den übrigen Menſchen abgeſondert. In der Folge wurde zwar der Ausſatz in Deutſchland ſeltener, dieſe Anſtalten blieben jedoch, und wurden zur Verpflegung und Heilung auch anderer Kranken gebraucht. Hoſpitäler ſowohl, als Verſorgungs- und Krankenhäuſer haben ihre Vortheile, aber auch große Nachtheile. Als Vortheile führt man an das leichtere Unterbringen armer und kranker Perſonen, mehrere Bequemlichkeit und Wohlfeilheit in ihrer Pflege und Wartung, größere Folgſamkeit der Kranken in Rückſicht ihres Verhaltens. Dagegen ſtehen folgende Nachtheile: die Wartung und Pflege für die Kranken ſelbſt iſt mangelhafter und oberflächlich, die Bequemlichkeit derſelben geringer, als wo ſie vereinzelt ſind, die Koſten zu gut eingerichteten und gut unterhaltenen Hoſpitälern ſind verhältnißmäßig viel zu groß. Der bedeutendſte Nachtheil iſt der, daß jede Anhäufung vieler, vollends kranker, ſiecher und alter Perſonen in einem engen Raum, eine Verderbniß der Luft verurſacht, welche nicht nur von dem Mangel an gehöriger Reinlichkeit, von den Ausdünſtungen dieſer Menſchen, ſondern auch von dem ſchnellern Aufzehren des zum Leben nothwendigen Sauerſtoffgaſes in der atmoſphäriſchen Luft, und der Anhäufung anderer zum Athmen untauglicher Gasarten in derſelben, beſonders des Kohlenſtoff-, Stickſtoff- und Waſſerſtoffgaſes, herrühren mag. Dieſe ganz eigene Verderbniß der Luft macht ſolche Anſtalten nicht nur im wörtlichen Sinne zu Siechhäuſern, ſondern auch zu Brutneſtern bösartiger und anſteckender Krankheiten. H.

Hoſpitalfieber, ein eigenes bösartiges Fieber, welchem man jenen Namen deswegen beilegte, weil es gemeiniglich in Hoſpitälern, beſonders in den Militärſpitälern und andern großen Krankenhäuſern, wo viele Menſchen in engem Raum und eingeſchloſſener Luft leben müſſen, entſteht. Beinah jedes andere Fieber kann in ſolchen Spitälern einen bösartigen Charakter annehmen und einen anſteckenden Stoff erzeugen, wodurch alsdann dieſelbe oder eine ähnliche Krankheit auch bei andern Perſonen entſtehen kann. Die Urſachen der Entſtehung und Eigenheit dieſes Hoſpitalfiebers ſind theils vorhergegangene Strapazen, Mangel an geſunder und guter Nahrung, Sorge und Angſt, beſonders aber die eigenartige Verderbniß der Luft vom Beiſammenleben vieler Menſchen in einem engen Raum, oder ſelbſt nur weniger in einem verſchloſſenen engen Behältniſſe, daher ein ähnliches Fieber bei den in Kerkern eingeſchloſſenen, auf Schiffen oder in engen dumpfen Hütten lebenden Menſchen entſtehen kann. Man hat es häufig mit Nervenfieber, Typhus u. a. m. verwechſelt, welche jedoch niemals ganz ſeinen Charakter ausdrücken, obgleich es von jedem etwas annehmen kann. Das Hoſpitalfieber aber iſt ſeinem Urſprunge nach in hohem Grade das, was man ſonſt unter dem Faulfieber und faulichtem Nervenfieber begriff, nämlich ein Fieber mit geſunkener Lebenskraft und Verletzung der Verrichtungen des Nervenſyſtems. Die Urſachen nämlich, welche es hervorbringen, vermindern nicht nur die Energie des arteriellen und nervöſen Syſtems, ſondern verändern ſelbſt die normale Miſchung zunächſt des Blutes und dann der übrigen Flüſſigkeiten, woher die Zufälle, ſchneller, aber ſchwacher und kleiner Puls, Schwäche in allen willkührlichen und unwillkührlichen Verrichtungen, ſchlechte Eiterung der Geſchwüre, Ge-

neigtheit zu Brand, zu Blutungen, übermäßigen Schweißen und andern Ausleerungen, das eigene Gefühl von Mattigkeit, Irrereden und Verluſt des Bewußtſeyns, entſtehen. Der vom Hoſpitalfieber erzeugte anſteckende Stoff erregt auch in andern Menſchen ein Fieber, welches jedoch von dem urſprünglichen ſich verſchieden darſtellen kann. Hier kommt es nämlich auf Einflüſſe der Witterung und Jahrszeit, und auf individuelle Conſtitution des befallenen Subjekts an, welchen Charakter und welche Form die Krankheit annehmen wird. Bei kraftvollen, jugendlichen, gutgenährten und vollblütigen Perſonen, bei denen das arterielle Syſtem vorherrſchend, oder durch erhitzende Getränke geſteigert iſt, bei trockner, kalter Luft, in einer zu Entzündung disponirenden Witterung und Jahreszeit entſteht ein entzündlicher Zuſtand des Nervenſyſtems, welcher bis zur Höhe einer Gehirnentzündung ſteigen kann, mit ſchnellem, aber vollem und ſelbſt etwas härtlichem Puls und mit heftigem Phantaſiren begleitet iſt, und die ſogenannte antiphlogiſtiſche Heilmethode, Mittelſalze, vegetabiliſche Säuren, ſelbſt zuweilen Blutausleerung erfodert. Bei andern Subjekten hingegen, deren Unterleibsorgane ſchon vorher gelitten haben, oder geſchwächt ſind, bei fehlerhafter Diät, feuchter, gelinder oder warmer Witterung und Jahreszeit wird der entzündliche Zuſtand mehr das Nervenſyſtem des Unterleibes, beſonders die großen Nervengeflechte deſſelben befallen; es entſteht dann das ſogenannte gaſtriſche Nervenfieber, welches mit Zufällen einer geſtörten Verdauung, belegter trockner, ſchwarzer Zunge, Uebelkeit, Würgen u. ſ. w. erſcheint, welche ſcheinbar den Gebrauch der Brechmittel anzeigen, und oft zur wirklichen Anwendung derſelben verführen. Ergreift aber das anſteckende Gift ſolche Subjekte, bei welchen die oben genannten und andere die Arteriellität herabſetzende, das Nervenſyſtem verletzende, die Säfte ſelbſt verändernde Einflüſſe Statt gefunden haben, ſo entſteht aus dem urſprünglichen Hoſpitalfieber ähnliches Fieber, welches man das typhöſe, fauliche, oder auch asthenische nennen konnte. Es zeigt ſich indeß ſelten eine Form dieſes Fiebers ganz rein, indem bei jedem Kranken dies Uebel in unterſchiedlichen Graden, in mannigfaltigen Verbindungen ſich darſtellt, bald der, bald jener Theil vorzüglich angegriffen iſt, eine Form in die andere übergeht. Daher iſt leicht begreiflich, daß weder einerlei Methode, noch weniger ein allgemeines Mittel dagegen anzuwenden iſt, ſondern daß der Arzt auf den Urſprung und die Entſtehungsart, auf die Natur der äußern Einflüſſe, auf den Charakter und die Form, auf die vorzüglich leidenden Organe, auf den Verlauf der Krankheit und die in demſelben ſich ereignenden Veränderungen genau Acht haben, und die Behandlung darnach einrichten muß. Die Behauptung, daß von dem Hoſpitalfieber nur ein Mal ein Menſch angeſteckt werden könne, gilt nur von derjenigen Form deſſelben, als Petechialfieber, welches wahrſcheinlich, wie mehrere andere Ausſchlagsfieber, ſich nur ein Mal im Körper erzeugt. (S. Petechien.) Zur Verhütung der Entſtehung des Hoſpitalsfiebers trägt am meiſten die Vermeidung der daſſelbe begünſtigenden Urſachen bei, Erneurung der Luft, Verbeſſerung der Nahrungsmittel u. ſ. w., vor allem aber, daß man die Kranken nicht zuſammenſchichtet, ſondern ſo viel als möglich abſondert und vereinzelt. Die Anſteckung hat man durch mineralſaure Dämpfe zu vermeiden, oder doch zu vermindern gehofft, indem das anſteckende Gift, welches man von ammoniakaliſcher Natur vermuthet, durch die ſauren Dämpfe zerſtört werden ſoll. Allein, da man die Natur jenes Stoffes noch nicht hin=

länglich kennt, ſo iſt die Wirkſamkeit jener Dämpfe noch immer zweifelhaft. Vermeidung der Atmoſphäre ſolcher Kranken und der Berührung ſolcher Dinge, welche den anſteckenden Stoff von ihnen aufgenommen haben, bleibt das ſicherſte und wahrſcheinlich einzige Verhütungsmittel der Anſteckung. H.

Hoſpodar, im Slaviſchen ſo viel als Herr, iſt der Titel der Fürſten der Moldau und Walachei. (S. d.)

Hoſtien heißen die kleinen, runden, dünnen, weißen, von ungeſäuertem Weitzenmehle gebackenen Scheiben, die man in der lutheriſchen und Römiſchen Kirche bei der Communion anſtatt des Brodes zu brauchen pflegt. Vor dem 4ten Jahrhunderte wurden bei dem heil. Abendmahle gewöhnliche Brode gebraucht, bald darauf aber beſondere, und eigends zu dieſem Gebrauche bereitete Brote üblich, bis im 4ten Jahrhundert runde große Oblaten aufkamen, welche man nach geſchehener Conſecration in ſo viel Stücken zu zerbrechen pflegte, als nach der Anzahl der Communicanten nöthig waren. Seit dem 12ten Jahrhunderte wurden die hier beſchriebenen Hoſtien, auch Oblaten genannt, eingeführt. — Von der Römiſch-katholiſchen Kirche wird das Brod im Abendmahle darum Hoſtie genannt, weil ſie die Verwandlung deſſelben in den Leib Chriſti annimmt, und ſich des Ausdrucks bedient, der Leib Chriſti werde von dem Meßprieſter als ein unblutiges Opfer (hostia) dargebracht.

Hottentotten, die Urbewohner des ſüdlichſten Afrika, durch die Holländiſche Colonie (welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auf Vorſtellung eines Holländiſchen Wundarztes, Johann Vankisbek, der 1652 aus Indien nach Amſterdam zurückkam, und durch denſelben angelegt wurde) durch Liſt allmählich unterjocht und getrennt. Sie ſind in viele Horden, Geſchlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienſtboten in den Häuſern der Coloniſten, oder in der Nähe von den Höfen der Coloniſten in einiger Abhängigkeit von ihnen, andere in weit entlegenen Dörfern. Die erſten nennt man Cap- oder Coloniehottentotten, die letztern wilde oder Schakalshottentotten. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen beſondern Namen. Zu den bekannten Arten der Hottentotten gehören: die Chonaquacs- oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Kaffernlandes wohnen, und ſtärker, größer und ſchwärzer als die übrigen Hottentotten ſind; dieſe ſind es vorzüglich, welche Vaillant ſchildert; ferner die Buſchmänner (Boſchmannen), welche in den buſchigen und gebirgigen Gegenden der ſüdlichen Spitze von Afrika vom Raube leben, und den Coloniſten, welche dieſelben verdrängt haben, ſehr gefährlich ſind. Meiſterhaft hat ihre eckelhafte Thierheit Lichtenſtein in ſeiner Reiſe in das ſüdliche Afrika geſchildert. Die durch Vermiſchung der Weißen mit den Hottentottinnen entſtandne Race nennt man Meſtizhottentotten. Sie ſind frei wie dieſe.

Hottinger, der Name einer Schweizeriſchen Familie, welche durch mehrere Gelehrte, vorzüglich Theologen, berühmt geworden iſt. Unter ihnen ragt am meiſten hervor 1) Johann Heinrich, der Aeltere *), geboren zu Zürich im J. 1620. Schon in der Schule zu

*) Der zweite dieſes Namens war ebenfalls Profeſſor der Orientaliſchen Sprachen in Zürich, und ſtarb 1692; deſſen Sohn, der dritte dieſes Namens, als myſtiſcher Theolog durch mehrere aſcetiſche Schriften bekannt, war theolog. Profeſſor an mehrern Univerſitäten; endlich zu

Zürich zeigte er glückliche Anlagen für die Wiſſenſchaft, und machte ſolche Fortſchritte in den alten Sprachen, daß man ihn auf öffentliche Koſten einige auswärtige Univerſitäten beſuchen ließ. Er reiſte daher zuerſt 1638 nach Genf, von da nach Frankreich und Holland. Hier ſtudirte er in Gröningen unter Math. Paſor, und nachher unter einem Jac. Golius mit dem unermüdetſten Eifer orientaliſche Sprachen. Mit einem reichen Schatze von Kenntniſſen kehrte er über England 1641 in ſein Vaterland zurück. Im folgenden Jahre wurde ihm die Profeſſur der Kirchengeſchichte, für welche er, wie überhaupt für Geſchichte und Sprachen, ein ungeheures Gedächtniß beſaß, in ſeiner Vaterſtadt übertragen; im J. 1643 die Profeſſur der der Katechetik und der orientaliſchen Sprachen. In letzteren war er ſo bewandert, daß er Hebräiſch, und, ſo lange er ſich in Leiden aufhielt, auch Arabiſch ſprach. Seine lehrreichen Vorträge und praktiſchen Uebungen fanden großen Beifall und belebten das Studium der orientaliſchen Literatur ſehr. Noch mehr verbreitete ſich ſein Ruhm durch ſeine zahlreichen Schriften über dieſelbe, welche er ſeit 1644, mithin ſeit ſeinem 24ſten Jahre in die Welt ſchickte. Sein vorzüglichſtes Verdienſt in dieſem Fache beſteht darin, daß er mit ungemeinem Fleiße die innere Verwandtſchaft der Morgenländiſchen Sprachen erforſchte, und auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könne, aufmerkſam machte, z. B. in ſeiner Grammatica quatuor linguarum hebr., chald., syr. et arab. harmonica, Zürich 1649, 4.; in ſeinem etymologicum orientale, Frankfurt, 1661, thesaurus phil. s. clavis scripturae Tig., ed. III. 1696. 4., (durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der orientaliſchen Literatur am meiſten beigetragen hat,) u. a. m.; ferner, daß er mit dieſem Studium das Studium der orientaliſchen Geſchichte und Archäologie in enge Verbindung ſetzte, und über die Geſchichte der Juden und Muhamedaner, wie überhaupt über die Geſchichte der Religionen und Secten des Orients, die erſte genauere Kunde gab, z. B. in ſeiner historia orientalis, Tig. 1651 und 1660. 4., promtuarium s. bibliotheca oriental. Heidelb. 1658. 4. u. a., ſo wie in ſeiner, bis auf die Geſchichte der Reformation gehenden, historia ecclesiastica N. T. Tig. 1651—1667. Voll. IX. 8. einem ſehr geſchätzten Werke, welches nach authentiſchen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiöſen Vorurtheilen, in der Ordnung etwas locker und rauh im Vortrag iſt. Vorzüglich bemühte er ſich auch den Zuſtand der orientaliſchen Kirchen kennen zu lernen, und theilte in ſeinen Schriften manches Reſultat dieſer Forſchungen mit. Sein Anſehn in der gelehrten Welt war ſo geſtiegen, daß der Kurfürſt von der Pfalz ſich durch einen eigenhändigen Brief an den Rath zu Zürich die Erlaubniß auswirkte, ihn auf einige Jahre nach Heidelberg kommen zu laſſen, um durch ſeine Wirkſamkeit dem geſunkenen Flore dieſer Univerſität wieder aufzuhelfen, welches auch Hottinger (1653 bis 1661) mit dem glücklichſtem Erfolg und zur größten Zufriedenheit des Kurfürſten erſtrebte. Seinem Beſtreben aber zur Vereinigung der proteſtantiſchen Religionsparteien, welche der Kurfürſt zu bewirken wünſchte, ſtellten ſich die gewöhnlichen Hinderniſſe in den Weg. 1658 begleitete er den Kurfürſten auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er die bedeutendſten Männer Deutſchlands kennen lernte, und mit dem großen

Heidelberg, und ſtarb 1760 daſelbſt. S. Strieders Heſſiſche Gel. Geſchichte.

Orientaliſten Ludolf Freundſchaft ſchloß. Beide faßten damals den Plan, einige in der Orientaliſchen Literatur erfahrne junge Leute auf fürſtliche Koſten zur Erforſchung des Zuſtandes der Afrikaniſchen, beſonders der Aethiopiſchen Kirchen nach Afrika reiſen zu laſſen. Als er nach Heidelberg zurückgekehrt war, bat der Kurfürſt den Rath zu Zürich um Verlängerung ſeines Urlaubs, und erhielt ihn auch. Mit vielen Ehrenbezeigungen überhäuft, kehrte er endlich 1661 nach Zürich zurück. Hier wurde ihm bald die Würde eines beſtändigen Rectors der Univerſität, nebſt mehrern ehrenvollen Aemtern, ja einige Mal ſelbſt Statsgeſchäfte, z. B. eine Geſandtſchaft nach Holland, denn auch in dieſen zeigte er eine große Gewandtheit, übertragen. 1667 wollte er endlich einem wiederholten Rufe der Univerſität Leiden folgen, aber das Schickſal hinderte ihn, ſein Vaterland zu verlaſſen, indem er am 5. Juni d. J. mit dreien ſeiner Kinder bei einer Fahrt auf der Limmat ſein frühes, allgemein betrauertes Ende fand. 2) Sein Sohn Joh. Jacob, geb. zu Zürich 1652, begann unter ſeines Vaters Anleitung ſeine Studien, bekleidete nachher mehrere geiſtliche Aemter, wurde 1698 Profeſſor der Theologie zu Zürich, und ſtarb 1735. Sein Leben hat J. Jac. Lavater beſchrieben (tempe Helvetica, T. II., S. 7 u. ff., wo auch ein Verzeichniß ſeiner meiſtens theologiſchen Schriften [an der Zahl 114] gegeben wird). Unter ſeinen Schriften wird, des Inhalts wegen, am meiſten geſchätzt ſeine Helvetiſche Kirchengeſchichte (Zürich, 1708 — 1720. 2 Bde. 4.), durch welche er die Würde ſeiner Kirche zu behaupten bemüht war, und einige eben ſo viel Verſtand, als Mäßigung verrathende Unionsſchriften. Ueber Vater und Sohn ſiehe Meiſters berühmte Züricher, 2r Thl., S. 10. u. f., u. S. 239 u. f. — Mit letzterm iſt nicht zu verwechſeln 3) der erſt 1750 geborne Johann Jacob, ein durch die Herausgabe mehrerer Klaſſiker, z. B. des Cicero de divinatione (Leipzig, 1793. 8.), des Salluſt, der Ueberſetzungen von Cicero's Werk über die Pflichten, der Charaktere Theophraſts, in Wielands Att. Muſeum u. a. m. rühmlichſt bekannt. Nicht aber blos als Philolog, ſondern auch als Aeſthetiker und Literator hat dieſer eben ſo ſcharfſinnige als geſchmackvolle Gelehrte ſich bedeutende Verdienſte erworben. Seine vortreffliche Preisſchrift: Verſuch einer Vergleichung der Deutſchen Dichter mit den Griechen u. Römern. (Mannh. 1789.) gehört zu dem Vorzüglichſten, was wir in dieſer Art beſitzen. Außerdem verdienen bemerkt zu werden ſeine Bibliothek der neueſten theologiſchen, philoſophiſchen und ſchönen Literatur (Zürich, 1784 — 1786. 3 Bände); über Bodmer (acroama de I. I. Bodmer. Zürich, 1785. 8.), Salomo Geſner (Zürich, 1706. 8.) Mit Wieland und Jacobs vereinigte er ſich zur Herausgabe des Neuen Attiſchen Muſeum. T.

Houdart (Antoine de la Motte) — einige ſchreiben ihn auch Houdard de la Mothe — ein Franzöſiſcher Kritiker und Dichter, welcher zu ſeiner Zeit durch einige Talente Aufſehn zu erregen, ſich alle Mühe gab. Er war 1672 zu Paris geboren, ſtudirte früher die Rechte, aber vertauſchte ſie bald aus Redlichkeit und Neigung mit den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften. Schon in früher Jugend äußerte er große Liebe für das Theater, und führte mit mehreren Knaben ſeines Alters molieriſche Luſtſpiele auf. Daher verſuchte er ſich auch als Dichter zuerſt im Luſtſpiel. Sein erſtes Produkt, les Originaux, ou l'Italien, fiel durch, worüber er ſich ſo ärgerte, daß er ſich vornahm, in den Orden de la Trappe zu gehen. Allein der Abt dieſes Ordens nahm

ihn wegen ſeiner Jugend nicht auf. De la Motte kam wieder nach Paris zurück, und widmete ſich von neuem dem Theater, vorzüglich der Oper. Dieſe gelang ihm beſſer, als ſeine lebloſen Trauerſpiele, weil er hier mehrere Kunſtgriffe, ſeine Produkte zu heben (z. B. die Verbindung mit figurirten Ballets), anbringen konnte. Den poetiſchen Geiſt, der ſeinen Produkten fehlte, ſuchte er durch Nachahmung fremder Stile, worin er, weil ſein eigner charakterlos war, es weit gebracht hat, durch affectirtes Pathos und erkünſtelten Enthuſiasmus, mit welchem er ſeine nüchternen Reflexionen übertünchte, endlich durch Abweichung von willkührlichen Regeln ſeiner Vorgänger, welche er Kabalen nannte, zu erſetzen. Ueberhaupt war ſein Beſtreben, in ſeinen Gedichten, wie in ſeinen kritiſchen Werken, der Poeſie durch Raiſonnement nachzuhelfen. Man leſe ſeine langweiligen Oden. Aber kein franzöſiſcher Kritiker verbreitete über die Poeſie oberflächlichere und ſchiefere Begriffe, als de la Motte, nebſt ſeinem Geiſtesfreund Fontenelle. Am meiſten hat er die Franzöſiſche Kritik proſtituirt durch ſeine Ueberſetzung oder Umarbeitung der Iliade des Homer (erſchien 1714), welche er mit einem faden discours begleitete. In dieſem hat er die ernſte Abſicht, zu zeigen, wie leicht es einem Franzöſiſchen Kritiker ſey, den Homer zu verbeſſern. Viele behaupten überdies, er habe kein Wort Griechiſch verſtanden. Die gelehrte Dacier ſuchte dieſen Schimpf in einer Abhandlung über die Urſachen des verderbten Geſchmacks zu rächen. In ſeinen wohlgeſchriebenen reflexions sur la critique antwortet er derſelben, und ſucht ſich mit Feinheit etwas zurückzuziehen. Der Streit wurde damals mit allgemeinem Intereſſe geführt und veranlaßte viele Schriften. Zu ſeinen kritiſchen Paradoxien gehört auch, daß er in ſeiner ſpätern Zeit allen Verſen in der Poeſie den Krieg erklärte. Bei den Satyren, welche deshalb und ſonſt auf ihn erſchienen, behauptete er ein gelaſſenes und kluges Stillſchweigen. Seine Fabeln und ſeine anakreontiſchen Liedchen werden noch für das beſte gehalten. Ueberhaupt kommt ſein Verdienſt zuletzt auf einen feinen, leichten und correcten Stil und einen fließenden Vers zurück, welchen er durch gehaltene Bilder und manchen guten Einfall auszuſchmücken wußte. Immer war die Leichtigkeit zu bewundern, mit welcher er über die verſchiedenſten Gegenſtände raiſonnirte. Der Charakter ſeiner Schriften iſt jene unterhaltende Mittelmäßigkeit des guten Kopfs, welche durch geſchickte Anwendung äußerer Reize eine Zeitlang mehr Glück macht, als die originellſte, tiefſte Bildung, wenn ſie mit Incorrectheit verbunden iſt. Sie ſind geſammelt zu Paris 1754 in 11 Theilen in 12 erſchienen. Er ſtarb, als Menſch geachtet, zu Paris 1731.

Houris hießen die Jungfrauen von feinerem Stoff, als der irdiſche iſt, welche in Mohameds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen ſollen. Sie ſind, nach der Schilderung des Korans, von blendender Schönheit, denn Rubinen und Perlen werden beſchämt durch ſie; keiner Unreinigkeit unterworfen, von keinem Menſchen oder Geiſte je der Jungfrauſchaft beraubt; haben die ſüſſen, ſchmachtenden Blicke ihrer großen ſchwarzen Augen nur für den einzigen Geliebten. In unaufhörlich grünenden Gärten findet man ſie in Lauben auf grünen Kiſſen und die ſchönſten Teppiche hingegoſſen, und eine Fülle des ſüßeſten Genuſſes erwartet den Seligen in ihren umſchlingenden Armen. Wie oft aber auch ſie den ſüßeſten Genuß gewährten, werden ſie doch nie aufhören jungfräu-

ſich zu ſeyn. Man ſieht, Mohamed hat nichts geſpart, den üppigen Orientalen auch von dieſer Seite ſein Paradies reizend zu malen. Er hatte aber ein Vorbild hiezu in dem Parſismus, in deſſen Paradies, Behisht und Minu genannt, die ſchwarzäugigen Nymphen, **Hurani behisht**, deren Obhut dem Engel Zamyad anvertraut iſt, ebenfalls nicht in Schatten geſtellt ſind. Es verſteht ſich nun aber wohl von ſelbſt, daß hier bloß ein **Männerparadies** gemalt iſt, in welchem die Weiber ſich eben nicht zum beſten befinden dürften. Sie ſollen aber an einen beſondern Ort der Glückſeligkeit gelangen, wo es ihnen an allen Arten von Vergnügungen nicht mangeln ſoll. Die von ihren Männern recht innig geliebten Weiber haben eine Hoffnung mehr, denn dem Manne ſteht es frei, ſtatt der Houris ſeine Gattin zurückzufodern. dd.

Howard (John) — ausgeſprochen Hauerd — ein Name, mit welchem ſich das ſegnende Andenken eines edelmüthigen Menſchenfreundes verknüpft, der mit uneigennütziger, unermüdeter Sorgfalt ſein ganzes Leben der Verringerung des menſchlichen Elends widmete, war der Sohn eines reichen Kaufmanns, geboren zu Hackney, nach andern zu Enfield in England 1726, wurde in ſeiner Erziehung ſtreng gehalten, und ſcheint ſich frühzeitig mit jenen Kenntniſſen bereichert zu haben, die er ſpäterhin ſo trefflich anwendete. Er ſollte erſt in London die Handlung erlernen, verließ ſie aber, als er ſich nach ſeines Vaters Tod im Beſitz eines großen Vermögens ſah, auch wegen ſeiner Schwächlichkeit zu dieſem Geſchäfte wenig geeignet war, und machte eine Reiſe nach Frankreich und Italien. Nach ſeiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London, und beſchäftigte ſich daſelbſt vorzüglich mit Phyſik und Medicin. Schon damals zeigte ſich ſein hoher Edelmuth in Unterſtützung der Armen thätig. Die Pflege und Behandlung, welche er von einer Wittwe, bei welcher er wohnte (Sara Loidorn), erfuhr, rührte ihn ſo, daß er ihr, ob ſie gleich ſchon 60 Jahr alt war, ſeine Hand gab (1753) und ſie zärtlich liebte. Aber er verlor ſie ſchon drei Jahre hernach. 1756 wurde er zum Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften in London aufgenommen. Als das Unglück, welches Liſſabon durch das furchtbare Erdbeben betroffen, bekannt worden war, war er entſchloſſen, nach Portugal zu reiſen, ſchiffte ſich auch 1756 ein; allein das Schiff wurde von einem Franzöſiſchen Kaper genommen und nach Breſt gebracht, wo er einige Monate in der drückendſten Kriegsgefangenſchaft lebte, und Gelegenheit hatte, das Loos der Gefangenen mit eigenen Augen kennen zu lernen. Das lebhafte Intereſſe, welches ihm hier ſeine eigene Erfahrung für daſſelbe einflößte, ſcheint den **großen und edelmüthigen Plan, das Schickſal der Gefangenen zu lindern**, in ihm vorzüglich zum Bewußtſeyn gebracht zu haben. Als er es durch ſein Betragen bewirkt hatte, daß er auf ſein Ehrenwort nach England zurückkehren durfte, machte er den erſten glücklichen Verſuch durch Vorſtellung bei ſeiner Regirung, den Zuſtand der Gefangenen in Frankreich zu verbeſſern. Dann kaufte er ſich ein kleines Landgut zu Lymington und verheirathete ſich (1758) zum zweiten Male. Der nachherige Tod ſeiner zweiten Gattin, welche ihm einen Sohn hinterließ, bewog ihn wiederum, ſeinen Aufenthalt zu verändern. Er ließ ſich in der Nähe von Bedford, auf einem väterlichen Gütchen Cardington, nieder, wo er, wie überall als liebevoller Wohlthäter der Armen und Unglücklichen verehrt wurde. Auch wurde er hier in die Verſammlungen der Diſſi=

denten gezogen. Im J. 1773 wurde er zum Sheriff der Grafſchaft Bedford gewählt. Die Verwaltung dieſer Stelle ſetzte ihn in den Stand, das Elend der Gefangenen ganz kennen zu lernen, und alle Gefängniſſe im ganzen Königreiche beſuchen zu können. Sein redlicher Eifer zog die Aufmerkſamkeit des Hauſes der Gemeinen ſo ſehr auf ſich, daß man von ihm einen Bericht über dieſen Gegenſtand verlangte, welcher nicht nur zwei Bills bewirkte (eine die Erhaltung der Geſundheit der Gefangenen, die andere die Loslaſſung und Unterſtüzzung derer betreffend, welche zwar freigeſprochen, aber dennoch ungebührender Weiſe im Gefängniß feſtgehalten wurden), ſondern ihm auch eine öffentliche Dankſagung des Unterhauſes zuzog. Dieſes munterte ihn auch auf, die Unterſuchung der Gefängniſſe in England zu vollenden. Bald aber erſtreckten ſich ſeine menſchenfreundlichen Abſichten auf ganz Europa. Zwölf Jahre verwendete er zur Ausführung dieſes Plans, und reiſte in dem Zwiſchenraume von 1775 bis 1787 vier Mal nach Deutſchland, fünf Mal nach Holland, zwei Mal nach Italien, durchflog auch Spanien und Portugal, die Nordiſchen Staten und die Türkei. Ueberall war ſein Hauptzweck, die Hoſpitäler und Gefängniſſe zu beſichtigen, und er ſcheute weder Koſten noch Gefahr, um dieſe Gemächer des Jammers zu unterſuchen; ja er ſoll ſich ſogar um ſeine menſchenfreundliche Wißbegierde zu befriedigen, in Valladolid erboten haben, einen Monat ſelbſt im Kerker zu bleiben. Ueberall aber fand der einfache, liebreiche und edelmüthige Mann Achtung, und ſelbſt an vielen Höfen (z. B. beim Kaiſer Joſeph II.) eine ausgezeichnete Aufnahme. Doch ſchlug er die glänzendſten Einladungen und Vergnügungen aus, um nicht den Beſuch eines Krankenhauſes zu verſäumen. Das erſte Reſultat ſeiner Reiſen war ſein bekanntes Werk über die Engliſchen und ausländiſchen Gefängniſſe und Zuchthäuſer, welches zuerſt zu Warrington 1777 erſchien, und durch ſeine folgenden Reiſen in den ſpätern Ausgaben, z. B. 1784, eine größere Verbeſſerung und Vollſtändigkeit erhielt. (Es iſt auch, im Auszuge, Deutſch von Köſter überſetzt worden. Leipz. 1780. 8.) Selten hat ein Buch ſo ſegensreiche Folgen, wie dieſes gehabt; denn es hat zur Errettung vieler Tauſende, welche troſtlos im tiefen Kerker ſchmachten, mit allerhand Krankheiten kämpfen, und ſo körperlich und geiſtig ſich verzehren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerkſamkeit der Regirungen in den gebildeten Staten Europa's auf dieſen wichtigen Gegenſtand der Menſchheit, auf eine zweckmäßige Verbeſſerung der Gefängniſſe und Correctionshäuſer, zuerſt hingeleitet, und dadurch zur Beſſerung und einer menſchlichern Behandlung der Gefangnen, beſonders in England, Frankreich und Deutſchland, beigetragen. (Nach ſeinen Vorſchlägen iſt auch ſpäterhin [1793] das Correctionshaus in Philadelphia eingerichtet worden.) Damit war jedoch ſein Eifer nicht zufrieden. Er wollte nun, nachdem er das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, auch den Fortſchritten der verheerenden Peſt ſich entgegenſtellen. Hier hatte er mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen, welche mit dem Beſuch der Lazarethe und Quarantainehäuſer verbunden waren. Er nahm in dieſer Abſicht den Charakter eines Engliſchen Arztes an, welches zu behaupten ihm nicht ſchwer wurde, da er früher eifrig die Arzeneikunſt ſtudirt hatte, überall den Kranken unentgeldlich Hilfe leiſtete, und mit wichtigen Empfehlungen verſehen war. So reiſte er 1785 zuerſt nach Marſeille. Nachher durchwanderte er die Peſthäuſer und Lazarethe in Italien und in der Türkei, wobei er ſich oft der äußerſten Gefahr

ausſetzte, wie z. B. bei ſeiner Rückkehr, auf welcher er abſichtlich in Venedig die Quarantaine aushalten wollte. Ueberall befriedigte er nicht bloß ſeine Wißbegierde, ſondern half und wirkte, wo er nur helfen konnte. Nachdem er ſich alſo von der Natur der Peſt und den wirkſamſten Mitteln gegen die Seuche unterrichtet hatte, gab er 1789 ſeine wichtige Schrift über die vorzüglichſten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Peſt heraus (aus dem Engliſchen, Leipz. 1791); kündigte aber am Schluſſe dieſes Werks eine noch größere Reiſe in den Oſten an, um auch in Aſien die Peſt kennen zu lernen, und die ihm bekannten Mittel gegen dieſelbe zu verſuchen. Man muß dieſe Ankündigung ſelbſt leſen, um von dem rührenden, von Vertrauen auf die Vorſehung unterſtützten Eifer, der ihn beſeelte, ergriffen zu werden. Faſt ſcheint es, als habe er geahnet, daß er ſein Vaterland nicht wieder ſehen werde. Er verließ daſſelbe noch 1789, wurde bei einem Krankenbeſuch in Cherſon in der Krim von einer epidemiſchen Krankheit angeſteckt, und ſtarb den 20. Januar 1790, ein Opfer ſeiner warmen Menſchenliebe. Sein treuer Diener begrub ihn auf ſein eignes Verlangen in den Garten eines Landhauſes, welches einem ſeiner Freunde, einem Franzoſen, daſelbſt angehörte. Einſtimmige Trauer erweckte durch ganz Europa die Nachricht ſeines Todes; das ſicherſte Zeichen ſeines Verdienſtes und ſeiner Uneigennützigkeit. Seine Schriften, wozu auch noch eine Ueberſetzung der „hiſtoriſchen Bemerkungen und Anekdoten die Baſtille betreffend," aus dem Franzöſiſchen 1780 (Deutſch Berl. 1789), eine Engliſche Ueberſetzung des peinlichen Geſetzbuchs des Großherzogthums Toskana (1789) und mehrere phyſikaliſche Abhandlungen in den Schriften der genannten Societät kommen, zeigen ihn auch als einen Mann von vielem Beobachtungsgeiſt, der den Charakter der Nationen, die er beſuchte, trefflich zu beurtheilen wußte. Er hat einen Sohn hinterlaſſen, der wahnſinnig iſt. Auch in ſeinem Teſtamente ſoll Howard den Hauptgegenſtand ſeines Wirkens nicht vergeſſen und eine große Summe zur Verbeſſerung der Gefängniſſe und Tollhäuſer vermacht haben. (Nachrichten über ſein Leben erſchienen ſchon zu London 1790; ſ. Schlichtegrolls Nekrolog 1790, 1ſten Band; nachher hat Dr. Aikin, einer ſeiner vertrauteſten Freunde, ſein Leben beſchrieben, überſ. Leipz. 1792). Sein Vaterland hat dem Manne, der ſich um die Menſchheit ſo verdient gemacht, und mit Verläugnung feinerer Empfindungen einen mühſamen Beruf dem ruhigen Genuſſe ſeiner Güter vorzog, ein würdiges Denkmal in der St. Paulskirche zu London errichten laſſen.

Huarte (Juan), der einzige Spaniſche Schriftſteller, welcher über das Gebiet ſeines Vaterlandes hinaus als Philoſoph berühmt geworden iſt. Er war in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zu S. Juan del pie del Puerto (St. Jean) in Navarra geboren, und lebte noch 1580 als practicirender Arzt; welcher Beruf ihn bei Einſammlung ſeiner pſychologiſchen Beobachtungen ſehr begünſtigte. Das Werk, welches ihn bei allen philoſophirenden Völkern in Europa berühmt gemacht hat, und in viele Sprachen übertragen worden iſt, führt den Titel: Examen de ingenios para las ciencias. Huarte verbeſſerte es bei jeder neuen Auflage, die es in ſeinem Vaterland erlebte. Der ſcharfſinnige Leſſing hielt dieſes an mannigfaltigen Erfahrungen und geiſtreichen Beobachtungen über die geiſtige Verſchiedenheit der Menſchen reichhaltige Werk einer Verdeutſchung vorzüglich würdig, welche auch unter dem Titel

Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften 1752, dann aber in einer verbeſſerten Auflage von Ebert (Wittenberg, 1785. 8.) erſchien. In der Vorrede zu dieſer Ueberſetzung hat Leſſing den Verfaſſer, der noch jetzt bei ſeiner Nation in ehrenvollem Andenken iſt, trefflich gewürdigt. Man machte ihm übrigens den Vorwurf, einen untergeſchobenen Brief des Proconſuls Lentulus an den Römiſchen Senat, in welchem der Heiland nach ſeinem Aeußern beſchrieben wird, als authentiſch bekannt gemacht zu haben.

Huber. Dieſer Name errinnert uns in der literariſchen Welt an vielfache Verdienſte, z. B. in der Medicin an den berühmten Anatomen und Prof. der Anatomie zu Caſſel Joh. Jak. Huber (1707—1778) in der Schweiz geboren: in der Jurisprudenz an den berühmten Statsrechtslehrer Ulrich Huber, Prof. der Rechte zu Francker, geb. zu Dukum in Friesland 1636, geſt. 1694, deſſen Werk de jure civitatis (Lugd. 1667. 4.) für dieſe Wiſſenſchaft bedeutend iſt, und deſſen Sohn Zacharias (1669—1731); in der Philoſophie an eine geniale Schriftſtellerin Maria Huber (1694 zu Genf geb., geſt. zu Lyon 1759), welche durch einige deiſtiſche Schriften, beſonders durch ihre Letres sur la religion à l'homme (1739 und 54), welche ins Engliſche und Deutſche überſetzt worden ſind, viel Aufſehn erregte. Auch endlich einen berühmten Maler (Johann Jakob 1668—1748) kennen wir, welchen Füeßli in ſeiner Geſchichte der Schweizer Maler den Tintoret der Schweizer nennt. Wir zeichnen aber noch folgende beſonders aus.

Huber (Joh. Ludwig), ein von keinem Deſpotismus gebeugter, freimüthiger Vertheidiger des unterdrückten Rechts und gewiſſenhafter Verwalter ſeines Berufs. Er war 1723 zu Großheppach, einem Wirtembergiſchen Dorfe geboren. Sein Vater, Prediger daſelbſt, gab ihm eine ſehr religiöſe und verſtändige Erziehung. Er ſtudirte erſt Theologie auf dem theologiſchen Stifte zu Tübingen und wurde 1744 Magiſter der Philoſophie. Eine kränkende Zurückſetzung und die lange Erwartung einer Stelle bewogen ihn, dieſes Studium mit der Rechtswiſſenſchaft zu vertauſchen. Bald wurde er Advokat. Sein Schwiegervater, ein ſelbſt unbegüterter, aber von dem Miniſterium geachteter Mann, unterſtützte ihn, und verſchaffte ihm 1750 die Oberamtei zu Nagold. Von da wurde er 1756 zum Oberamtmann in Bebenhauſen, und 1762 wegen ſeiner Brauchbarkeit zum Regirungsrath und Oberamtmann in Tübingen ernannt. Der damals in Wirtemberg regirende Herzog Carl, bekannt durch den harten Deſpotismus, mit welchem er allen Rechten der Verfaſſung Hohn ſprach, und die rohe Willkühr, mit welcher er ſeine Unterthanen behandelte, ließ, um die immer wachſenden Bedürfniſſe ſeines ausſchweifenden Hofes zu befriedigen, eine allgemeine Steuerveränderung in Vorſchlag bringen. Unter den Oberamtleuten, welche er als Werkzeuge ſeiner Bedrückungen gebrauchte, hatte Huber allein den Muth, dem berüchtigten Miniſter von Montmartin, welcher ihnen das neue Finanzprojekt vorlegte, freimüthig zu widerſprechen; ja er blieb nicht nur ſtandhaft bei ſeiner Meinung, als ihm dieſer ſchimpflich mit Caſſation drohte, ſondern er drang auch in die Vorſteher der ihm untergebenen Landescorporation, welchen er, der erhaltenen geheimen Inſtruction gemäß, dieſen Gegenſtand vorlegte, das Anſinnen des Fürſten, ohne Rückſicht auf ſein eigenes Wohl zu nehmen, ſtandhaft zu verweigern. Letztere thaten dies auch im Angeſicht des Fürſten. Durch dieſes Beiſpiel bewogen, traten auch andere Aemter wieder zurück; die folgenden Re-

ſcripte bewirkten nichts. Eine anſehnliche militäriſche Execution rückte nun in Tübingen ein und beſetzte die Stadt. Huber, den man als die Urſache jener Weigerung anſah, und welcher eben an einem hitzigen Fieber danieder lag, blieb unerſchüttert. So wurde er ohne Verhör, Urtheil und Recht, unter ſtarker militäriſcher Bedeckung (1764) auf die Feſtung Aſperg geſchleppt. Von allen Seiten aber erhielt er die rührendſten Beweiſe der ausgezeichneten Dankbarkeit, mit welcher ſeine Mitbürger den aufopfernden Patriotismus ehrten. Auf Verwendung des kaiſerlichen Miniſters und der Landſtände wurde er nach 6 Monaten, jedoch mit Verluſt ſeines Amtes, wieder befreit; letztere beſtimmten ihm auch eine jährliche Penſion von 600 Gulden. Ungeachtet der ehrenvollſten Anträge, welche er von mehreren Orten her erhielt, beharrte er nun in dieſem Privatleben, in dem er jedoch nicht aufhörte, durch rechtliche Gutachten und andere Dienſtleiſtungen ſeinen Mitbürgern nützlich zu ſeyn. Im J. 1788 zog er, ſeinem Freunde, dem Regirungspräſidenten von Gemmingen zu Liebe, nach Stuttgart, wo er auch, geſegnet von ſeinem Vaterlande, ſeinem Freunde nachſtarb. Mit dem Verdienſte, welches ſich Huber um letzteres erwarb, verbindet ſich auch ein allgemeines Verdienſt um die Deutſche Literatur, welches er ſich als religiöſer Schriftſteller und Dichter erworben hat. Vorzüglich bekannt ſind ſeine (in der zweiten Auflage 1787 erſchienenen) Verſuche in Reden mit Gott, ferner ſeine Oden, Lieder und Erzählungen (Tüb. 1751) und ſeine vermiſchten Gedichte (Erlang. 1783.). Viele ſeiner geiſtlichen Lieder ſind in mehrere Anthologien u. Geſangbücher (z. B. in das neue Wirtembergiſche) aufgenommen worden. Ueber ſein Leben hat er ſelbſt geſchrieben unter dem Titel: Etwas von meinem Lebenslaufe, und etwas von meiner Muße auf der Feſtung; ein kleiner Beitrag zu der ſelbſterlebten Geſchichte meines Vaterlandes. Tüb. 1798. 8.

Huber (Michael), als Literator und Ueberſetzer berühmt, machte die Franzoſen mit den beſſern Werken ſeiner Nation, in ihrer Sprache, die er gleich der ſeinigen handhabte, zuerſt bekannt. Zwar waren ſeine Ueberſetzungen nur proſaiſch, und es mußte daher den Originalen gar viel von ihrer poetiſchen Kraft entgehen; allein auch ſo, und begleitet von ſeinen kritiſchen Bemerkungen über dieſelben, zeigen ſie, wie ſehr er ſeine Originale verſtanden, und knüpften das Band zwiſchen Franzöſiſcher und Deutſcher Literatur feſter an. Eben ſo nützte er durch ſeinen Unterricht. Außer den Ueberſetzungen mehrerer Gedichte Geßners und hernach ſeiner Werke (Zuric. 1768—1772); gab er auch Choix de poësies allemandes in 4 Bänden, (Paris, 1766. 12.) heraus; die erſte Franz. Anthologie Deutſcher Gedichte, in welcher Sammlung er ſelbſt Poeſien von Klopſtock, Wieland, Leſſing, Kleiſt u. a. überſetzte, und eine nützliche Ueberſicht der Geſchichte der Deutſchen Dichtkunſt gab. Ferner überſetzte er in derſelben Sprache Thümmels Wilhelmine (ſehr glücklich gewählt), ausgewählte Briefe von Gellert u. Rabner, Meiners phil. Briefe über die Schweiz, Campe's neuen Robinſon, die Baſedowſchen Erziehungsbücher, vorzüglich aber Winkelmanns Kunſtgeſchichte (3 Bde. Lpz. 1781. 4.). Außerdem gab er auch notices générales de graveurs, divisés par nations et de peintres rangés par écoles; précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours et suivies d'un Catalogue raisonné et d'une collection choisie d'estampes à Dresde et Leipsic. 1787; und einen Cata-

logue raiſonné du Cabinet d'eſtampes de feu Mr. Brandes T. I. et II Leips. 1793 et 94, endlich die Mannſteiniſchen Memoires ſur la Ruſſie heraus, und war Mitarbeiter mehrerer gelehrten Journale. — Was ſeine Lebensumſtände betrifft, ſo haben wir noch hinzuzuſetzen, daß derſelbe 1727 zu Frankenhauſen in Niederbaiern geboren war, und 1766 die Stelle eines Lectors der Franzöſiſchen Sprache auf der Univerſität Leipzig erhielt, wo er auch 1804 geſtorben iſt.

Huber (Ludwig Ferdinand) geb. in Paris 1764, geſtorben in Ulm 1804 als königl. Baieriſcher Landesdirectionsrath, der Sohn des Vorigen. Er ward mit einer unzerſtörbaren Harmonie des Weſens geboren, in der ſich alle Mißtöne, früh oder ſpät, auflöſten, ſo daß ſein Daſeyn endlich in einen ſanften Accord zu verhallen ſchien. Er war mit Schwächen behaftet wie andere Menſchen aber einer getrübten Quelle gleich bedurfte der Strom ſeiner Seele nur mit der Zeit fortzuſchwimmen, ſo ſetzte er das Fremdartige ab, und die klare Fluth floß in urſprünglicher Helle dahin. Er lebte ſorglos mit Menſchen, die ſeiner nicht werth waren, in Verhältniſſen, für die er viel zu gut war; aber wie der Schwan ſchwamm er durch die trübe Fluth und entſtieg ihr mit ſilberweißem Gefieder. Die Stürme der Zeit, die Gewaltſamkeit einiger Lagen ſeines Lebens, wirkten nie zerſtörend auf ſein Inneres, weil er es nie mit den Zufälligkeiten verband; er fand überall ſeinen Heerd, weil er ſeine Laren: Begnügſamkeit, Treue, Vertrauen, in ſeinem Innern mit ſich führte. So kindlich, ſo einfach wie er war, meinte es aber auch das Schickſal gut mit ihm, daß es ihn in Lagen verſetzte, wo der Reichthum ſeines Herzens, die Klarheit ſeiner Seele in Thätigkeit geſetzt wurde. In ruhigen, alltäglichen, wohllebigen Verhältniſſen wär' ein ſo empfänglicher, genießender, leichtlebender Menſch vielleicht zum Epikuräer geworden. Sein Vater, ein geborner Baier, gerieth im ſiebzehnten Jahre nach Paris, blieb dort bis nah ans vierzigſte und heirathete eine Pariſerin, mit der er ſich endlich in Leipzig niederließ. Der Baier war im langen Umgang mit den geiſtreichſten Gelehrten und Schriftſtellern jener Zeit zum liebenswürdigen Franzoſen geworden, und ſeine Frau hatte bei ihrem Tode, nach einem faſt vierzigjährigen Aufenthalt in Leipzig, noch nichts von einer Deutſchen annehmen können. Michael Hubers Sohn war auch ſichtlich eine fremde Miſchung. Ihr vielleicht hatte er die Harmonie und Klarheit ſeines Weſens zu danken. Leicht beweglicher galliſcher Sinn mit Deutſcher Innigkeit waren in ihm aufs ſchönſte vereint. Allein der Gediegenheit ſeines Unterrichts mochte das Fremdſeyn in Deutſcher Gelehrſamkeit von Seiten des Vaters geſchadet haben, ſo wie ihm hingegen durch ſeine Franzöſiſche Nationalität die Urbanität des Betragens, beſonders im häuslichen Verhältniß, die durch kein Alter aufgehobne kindliche Ehrfurcht gegen ſeine Aeltern, und die Leichtigkeit, das Leben zu verſchönern, zu Theil geworden war. Die Klarheit ſeiner Seele und ſein vortreffliches Gedächtniß hätte ihn zu ſtrengen, ſchulgerechten Studien geſchickt gemacht, ob ſich aber dabei ſein Geiſt ſo frei und eigenthümlich ausgebildet hätte, ob er ſo partei- und vorurtheilslos die Verhältniſſe und Schickſale der Menſchen aufgefaßt hätte, iſt wohl ſchwer zu entſcheiden. Geiſt, Güte, Lebensluſt waren die Hauptzüge ſeines Charakters; nur auf kurze Zeit, nur gewaltſam konnte ſeine innere Harmonie getrübt werden, ſo daß uns ſein Leben wohl wie das Flattern eines bunten Schmetterlings vorkommen kann, der von hellen zu dunkeln Blumen, auf die Myrthe wie auf die Zypreſſe vom leich-

ten Fittig ſich trauen läßt. Rufte aber das Schickſal ernſt, ſo war in der heitern, genießenden Seele eine unbegreifliche Feſtigkeit des Willens, Theilnahme und Ausdauer. Allein er trug dann einen und andrer Kummer eben ſo anſpruchlos, war hilfreich in einem ſo kindlichen Unbewußtſeyn ſeines Verdienſtes, wie er unberechnend das Gute genoß und mittheilte. Seine ganze Lebenszeit war eine fortſchreitende Entwickelung dieſes Charakters; aber die Fortſchritte hatten keine andre Merkzeichen, als die ins Unendliche wachſende Liebe ſeiner nähern Umgebungen. Wie daher der Tod ihn ſo unerwartet ergriff, trat ihnen allen das Bewußtſeyn vor die Seele voll Jammer; er mußte zum Engel werden, denn er war als Menſch nun vollendet. So ſchmeichelnd der Ton, ſo freundlich die Farben im Bildniß dieſes innigen, kindlichen, geiſtvollen Menſchen ſind, ſo viel Gewaltſames und dauernd Trübes miſchte ſich in ſein Schickſal. Er war ſeiner Aeltern einziger Sohn. Die Gunſt des Sächſiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten beförderte ihn im drei und zwanzigſten Jahre zum Legationsſekretair bei der Sächſiſchen Geſandtſchaft in Mainz. Bald reiſte ſein Geſandter ab und er verwaltete in den drei letzten Jahren vor dem Einbruch der Franzoſen in Deutſchland die Geſandtſchaftsgeſchäfte allein. Mit mildem klaren Sinn erlebte er dieſe wichtige Zeit. Unerachtet der Nähe der Parteien, ſeines genauern Umgangs mit den Geiſtreichern und Unterrichteten, ward ſeine Anſicht nie durch Perſönlichkeit verwirrt, ſelten durch ſeinen edeln Enthuſiasmus exaltirt. Die Verbindung, die er damals mit dem Gatten ſeiner nachherigen Frau ſchloß, beſtimmte ſein Schickſal. Um der Beſchützer einer Familie zu werden, welche ihm ihr Haupt kurze Zeit vor ſeinem Tode übergab, verließ er im Jahre 1793 ſeine vortheilhafte Anſtellung im Sächſiſchen Dienſt und wagte es mit dem Vertrauen ungetheilter Liebe, einzig auf ſeine eigne Kräfte beſchränkt, die Stütze verlaßner Menſchen zu werden. Zehn Jahre lang erfüllte der junge, ſchöne, lebensfrohe Mann dieſen ſchweren Beruf. Mehrere Jahre in einem kleinen Dorfe der Franzöſiſchen Schweiz als politiſcher und belletriſtiſcher Schriftſteller, dann vom J. 1798 bis 1808 in Tübingen und Stuttgart mit der Redaction der allgemeinen Zeitung beauftragt, ernährte er allein durch den Ertrag ſeiner Feder eine zahlreiche Familie. Krankheiten und theure Zeit machten die Aufgabe noch ſchwieriger. Zwei Kinder aus der erſten Ehe ſeiner Frau waren der Gegenſtand ſeiner, zur Religion erhöhten Liebe, ernſter geliebt, als er glücklich liebend ſeine eignen ins Herz ſchloß. Den ſtrengen Schmerz des allgemeinen Looſes, häusliche Beſchränktheit, und den eiſernen Fußtritt des Todes, der manche Blüthe ſeines Lebensgartens zertrat, wußte ſeine unendliche Liebe, ſeine Begnügſamkeit, mit Blumenkränzen des Genuſſes zu ſchmücken. Endlich lächelten ihm auch ſeine äußern Verhältniſſe. Zu der Achtung, die ſein Geiſt und ſein Wandel einflößte, zu der allgemeinen Zuneigung, die ſeine Liebenswürdigkeit ihm erwarb, ward ihm eine angenehme, ehrenvolle, ſichre Lage im Baierſchen Statsdienſt. Er ſahe nun einer lohnenden Wirkſamkeit entgegen. Sein angewieſenes Fach, in dem er unter einem vortrefflichen Vorſtand mit würdigen Beiſitzern arbeiten ſollte, forderte zuerſt Erfahrung, Innigkeit, Glauben an die Menſchheit, Zuverſicht zu unſrer eignen göttlichen Abkunft — es war das des öffentlichen Unterrichts, der Erziehung — und er durfte hoffen zu nützen. Da legte der Tod langſam und unabläſſig ſeine Hand an ſein ſtarkes, weiches Herz und riß es unerbittlich von ſeinem ge-

liebten Weib und vier blühenden Kindern. Mit Engelheiterkeit litt er, mit Männerkraft ergab er ſich in ſein Schickſal und der graue Würger erſchien bald ſeinem liebenden Kinderauge wie der Genius, der ſchwingend ſeine Fackel hinabſenkt. Er ward unendlich beweint, aber ſein Schatten umſchwebt die Weinenden mit den Zügen des Lebenden und deutet heiter auf eine Welt hin, wo ſein Glaube, daß alles Menſchliche göttlich, und alles Göttliche menſchlich iſt, gelohnt ward. H. g. H.

Zu dieſer Schilderung von einer edeln Hand fügen wir nur noch Einiges über die literariſche Thätigkeit Hubers hinzu. Der gebildete Umgang mit in- und ausländiſchen Gelehrten, welchen Huber in ſeinem väterlichen Hauſe täglich genoß, hatten auf die Entwickelung Hubers, namentlich auf ſeine äſthetiſchen und politiſchen Anſichten, den entſchiedenſten Einfluß und erweiterten ſeine Kenntniß der neueren Literatur, welche er in großem Umfange beſaß. Seine Schriften charakteriſirt daher auch jene geiſtreiche Leichtigkeit, die das Talent allein durch lebendigen Umgang, nicht durch Bücher erwirbt. Dennoch hat ſich Huber weniger durch Werke von poetiſcher Eigenthümlichkeit, als vielmehr durch glückliche Bearbeitungen u. geiſtreiche Kunſtkritiken rühmlich ausgezeichnet. Schon früher intereſſirten ihn vorzuglich die klaſſiſchen Werke der Engliſchen Literatur, und aus dieſer Quelle floß ſeinem Talente reichhaltiger Stoff. So gab er ſchon 1785 Ethelwolf, oder: der König kein König; ein Schauſpiel in 5 Aufzügen, nebſt vorläufigen Anmerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere Engl. Theater überhaupt heraus. Dann bereicherte er auch die Deutſche Bühne mit mehreren guten Bearbeitungen der beſten Franzöſiſchen Luſtſpiele, wozu vorzüglich das beliebte Luſtſpiel offene Fehde (Mannheim, 1788), der tolle Tag oder Figaros Hochzeit, aus dem Franzöſiſchen des Beaumarchais (Leipzig, 1785), die Abenteuer einer Nacht (Mannheim, 1789), und andere in ſeinem Neueren Franzöſiſchen Theater (3 Bände Lpz. 1795—97) gehören. Auch machte er die Deutſchen mit mehrern andern Produkten der neuern Franzöſiſchen und Engliſchen Literatur bekannt, z. B. Düclos geheimen Memoiren zur Geſchichte der Regirungen Ludwig XIV. u. XV., mit Einleitungen und Anmerkungen 3 Thle. [Berl. 1791—93]. Unter ſeinen Originalſchauſpielen hat nur das heimliche Gericht (neue Aufl. Berl. 1795) Aufſehn gemacht, ſo lange der Stoff deſſelben in der Mode war. Glücklicher war er in ſeinen Erzählungen (drei Sammlungen Braunſchw. 1801 u. 2 und in mehreren Almanachen und Zeitſchriften, die er herausgab), welche zu den beſten Erzählungen der Deutſchen gehören. In der Kunſtkritik nahmen ſeine Recenſionen in der Allgemeinen Literaturzeitung, welche auch in ſeinen vermiſchten Schriften (2 Thle. Berl. 1793), begleitet von einer trefflichen Abhandlung über Kritik, hauptſächlich in Beziehung auf den Zuſtand und nationellen Charakter der ſchönen Literatur in Deutſchland wieder abgedruckt worden ſind, einen ehrenvollen Rang ein. Nicht minder geſchätzt ſind ſeine übrigen Schriften, z. B. Friedenspräliminarien, 10 Bde. (Berl. 1793—96), und die politiſchen Zeitſchriften, Clio, die Europ. Annalen, die Allgem. Zeitung unter ſeiner Redaction u. m. a.

Hubertsburg. Dies königl. Sächſiſche Schloß, im Leipziger Kreiſe, ehemals prächtig, jetzt in einem faſt unbewohnbaren Zuſtand, iſt in der Geſchichte durch den daſelbſt am 15. Febr. 1763 zwiſchen Preußen, Oeſtreich und Sachſen geſchloſſenen Frieden, welcher den ſogenannten ſiebenjährigen Krieg, oder den dritten Schleſiſchen, beendigte, berühmt geworden. S. Siebenjähriger Krieg.

Hübner (Johann), ein ſehr verdienter Schulmann des vorigen Jahrhunderts, durch ſeine in allen Schulen gebrauchten hiſtoriſchen und geographiſchen Werke, und durch ſeine zweckmäßige Erfindung, die Landcharten methodiſch zu illuminiren von welcher der berühmte Homann in Nürnberg, ſeit 1702, den erſten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um ſeine Verdienſte gerecht zu beurtheilen, muß man ſich in ſeine Zeit verſetzen, denn in manchem Irrthum ſeines Zeitalters war auch unſer Hübner befangen. Doch läßt ſich aus der auffallenden Menge der Auflagen, welche ſeine Schriften erlebten, auf das Bedürfniß derſelben zu ihrer Zeit mit Recht ſchließen. So erhielten z. B. ſeine kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie noch bei ſeinem Leben (ſeit 1693) 36 Auflagen, und wurden in die meiſten der neuern Sprachen überſetzt. Auch wurden ſeine kurzen Fragen aus der politiſchen Hiſtorie bis zum Ausgang des ſiebzehnten Seculi 10 Bände 12. (1697—1702); ſeine ganze Hiſtorie der Reformation in funfzig Reden 1730. 12., ſeine ſehr brauchbaren Genealogiſchen Tabellen und kurze Fragen aus der Genealogie 1708, u. 46 Bände Supplemente zu den übrigen Werken 1708 — 1752, ferner ſein kleiner Atlas scholasticus, Nürnberg b. Homann 1719 Fol., ſeine ausführl. Nachricht von dem Hamburg. Museo geographico (1722), und endlich Hamburgiſche bibliotheca historica, 10 Thle 1715 u. f. welche er mit Fabricius und Richey bearbeitet hat, mit vielem Beifall gebraucht; wozu gewiß auch der treuherzige einfache Ton derſelben beitrug, mit welchem er ſelbſt Mährchen, wie Geſchichte, faßlich und angenehm erzählte; denn er hatte die meiſten ſeiner Schriften für den Schulunterricht beſtimmt, und wollte in denſelben eine leichte, zugleich belehrende und unterhaltende Ueberſicht deſſen geben, was ihm für ſeine Zeit wiſſenswürdig ſchien. Er ward geb. zu Tyrgau, ohnweit Zittau, (nicht wie andere berichten in Torgau) im J. 1668, ſtudirte ſeit 1689, und lehrte darauf öffentlich Geographie und Geſchichte auf der Univerſität Leipzig, ward 1694 Rector in Merſeburg, dann 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg und ſtarb als ſolcher 1731. Auch in der Poetik und Rhetorik iſt er durch ſein Reimwörterbuch (erſchienen 1696 8., wiederholt und mit einer kurzgefaßten Anleitung zur Deutſchen Poeſie unter dem Titel J. Hübners neu vermehrtes poetiſches Handbuch, Lpz. 1712) und durch ſeine oratoriſchen Fragen (5. Aufl. Lpz. 1709), noch mehr aber in den ältern Deutſchen Schulen durch ſeine beliebten bibliſchen Hiſtorien (ſeit 1714 in mehreren Auflagen, Ueberſetzungen und Bearbeitungen) bekannt. Das reale Stats-Zeitungs- und Converſationslexikon aber, wie auch einige andere Werke, welchen man zur Empfehlung ſeinen Namen vorgeſetzt hat, ſind nicht von ihm, ſondern nur die Vorreden zu denſelben. Sein Sohn, Johann Hübner, Advokat in Hamburg, † 1753, hat mehrere ſeiner Schriften revidirt, fortgeſetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das Museum geographicum, welches ein brauchbares Verzeichniß der beſten Landcharten iſt. Hamb. 1746. Letzterer gab auch ſelbſt einige nützliche hiſtoriſche und

geographiſche Werke, z. B. Bibliotheca genealogica Deutſch Hamb. 1729. 8., und eine vollſtändige Geographie 3 Thle. Hamb. 1745 heraus, welche mehrmals aufgelegt worden iſt. T.

Hudſon 1) (John), ein berühmter Engliſcher Philolog, geb. 1662 zu Wedehop in der Provinz Cumberland, ſtudirte zu Oxford Humaniora, wurde nach 1684 Profeſſor der Philoſophie und der ſchönen Wiſſenſchaften, ſeit 1701 Bibliothekar der Bodlejaniſchen Bibliothek zu Oxford, und ſeit 1712 Vorſteher des Mariencollegiums, ſtarb 1719. Von ihm ſind mehrere treffliche in Oxford erſchienene Ausgaben Griechiſcher Klaſſiker mit kurzen Anmerkungen, z. B. des Thucydides (1696), des Dionys von Halikarnaß (2 Vol. 1704 fol.) des Longin (1710 und 1718 8.), beſonders aber der ſog. kleineren Geographen (1698 — 1712. Vol. IV. 8.), der zum erſten Mal herausgegeben Atticiſmen des Moeris (1712, 8.), und des Flavius Joſephus. Letztere Ausgabe wurde nach ſeinem Tode von ſeinem Freunde Hall vollendet (erſchien 1720. 2 Bde. Fol.), welcher derſelben auch das Leben Hudſons vorſetzte. Auch hat er den Velleius Paterculus (1693 u. 1711. 8.) zwei Mal, und ein Mal die Aeſopiſchen Fabeln (1718) herausgegeben. Die chronologiſchen Tabellen zu den Ausgaben der genannten Hiſtoriker ſind von Heinrich Dodwell geliefert worden, doch wird ihm ſelbſt eine introductio in chronographiam s. ars chronologica in epitomen redacta (1691. 8.) zugeſchrieben. 2) Thomas, ein Engliſcher Portraitmaler (geb. 1691, † 1775), Lehrer des berühmten Reynolds. 3) Henry, ein berühmter Engliſcher Seefahrer, welcher vier große Reiſen in die Nordſee unternahm, um einen Weg nach Japan und China zu entdecken: die erſte 1607, die andere im folgenden Jahre. Ohne ſich von dem ungünſtigen Erfolge ſeiner Forſchungen abſchrecken zu laſſen, unternahm er dieſelbe Reiſe auf Koſten der Holländiſchen Compagnie zum dritten Male 1609. Er reiſte von Amſterdam aus, und nahm ſeine Richtung nach Nova Zembla, aber das Eis hinderte ihn, ſeinen Plan weiter zu verfolgen; 1610 lief er auf gemeinſchaftliche Koſten einiger Partikuliers von neuem aus, um zu unterſuchen, ob es nicht in Weſten der Davisſtraße einen Weg ins Südmeer gebe. Er kam auf dieſer Fahrt bis an den Eingang des an der nördlichen Küſte von Canada gelegenen Meerbuſens, welchen die Engländer nach ihm die Hudſonsbay nannten, und gab der ganzen umliegenden Gegend den Namen Neubrittanien. Hudſon faßte den Entſchluß, im ſüdlichen Punkte dieſer Gegend zu überwintern, um im folgenden Frühlinge ſeine Entdeckungen weiter zu verfolgen, hatte aber nicht genug für Vorrath an Lebensmitteln geſorgt, um in dieſer öden Gegend ſo lange verweilen zu können. Er würde auch wahrſcheinlich mit ſeiner ganzen Mannſchaft umgekommen ſeyn, wenn ihm nicht die Vorſehung unerwartet durch einen Zug von Seevögeln zu Hilfe gekommen wäre. Mit Wiederkehr des Frühlings ſetzte er ſeine Forſchungen einige Zeit fort, ſah ſich aber endlich genöthigt, ſeine Unterſuchung aufzugeben, und nach Europa ſchnell zurückzukehren. Mit Thränen im Auge vertheilte der unglückliche Hudſon den geringen Vorrath, der noch übrig war; ließ aber in der Verzweifelung über ſeine Lage die unvorſichtige Drohung hören, er werde einige ſeiner Leute im Lande zurücklaſſen. Die Verſtocktesten unter dieſen bemächtigten ſich daher ſeiner bei der Nacht, banden ihm die Hände auf dem Rücken und gaben ihm ſo, nebſt ſeinem Sohne und den ſieben kränkſten ſeiner Leute, die ihm

anhingen, in ſeiner Schaluppe der Willkühr der Wellen oder den Anfällen der Wilden Preis. Vergebens waren die Nachſuchungen, welche die Engländer ſpäter um ſeinetwillen anſtellten. Schon im J. 1712 wurde der Capitain Thomas, um ihn aufzuſuchen, ausgeſchickt, welcher Hudſons Entdeckungen weiter verfolgte.

Hudſonsbay (ſ. den vorigen Artikel No. 3.). Dieſer nach Hudſon benannte Meerbuſen wurde nach ihm durch mehrere Seefahrer, z. B. Capitain Thomas Button, Robert Bylot und Thomas James, weiter entdeckt. Zu einer feſten Niederlaſſung und Beſitznahme der an der Küſte derſelben gelegenen Länder war der Boden nicht einladend genug. Doch lernten zwei Franzoſen von Canada aus einen Weg dahin kennen; durch welchen ſich ein einträglicher Pelzhandel einrichten ließ. Sie wendeten ſich daher nach England, und fanden bei einer Geſellſchaft reicher Privatleute Unterſtützung. Carl II. ſchenkte dieſer Geſellſchaft 1669 die ganze Hudſonsbay nebſt den daran gelegenen Küſtenländern zum Eigenthum. Die Eiferſucht der Franzoſen machte mehrere Verſuche, die Hudſonsbaygeſellſchaft, deren Handel immer ausgebreiteter wurde, zu zerſtören, und ſchickte (1685) mitten im Frieden den Ritter de Troyes aus Quebek zu Lande gegen ihre Factoreien, welcher die Engländer von allen ihren Beſitzungen daſelbſt, dem Port Nelſon ausgenommen, vertrieb. Erſt Wilhelm III. konnte der Geſellſchaft (1693) den erbetenen Beiſtand leiſten und in dem Utrechter Frieden entſagten die Franzoſen allen Anſprüchen auf die Hudſonsbay. Seitdem iſt der Handel daſelbſt ſehr emporgekommen, ſo daß das urſprüngliche Capital der Geſellſchaft von 10,500 Pfund Sterling ſeinen 90 Intereſſenten jährlich auf 200,000 reinen Gewinn tragen ſoll. Die Beſitzungen der Engländer beſtehen jedoch nur in einzelnen an dem Ausfluſſe der größten Flüſſe angelegten und gegen die Angriffe der Wilden befeſtigten Factoreien, zu welchen im Frühlinge die Amerikaner in großen Schaaren des Handels wegen ziehn. Die Wilden, von welchen die Canadiſchen Handelsleute ihre Pelzwaaren erhalten, ſind die Nehethaawalden, die zahlreichſte Nation dieſer Gegend, die Aſſinpretue- und die Fallwilden, oder die Wilden an den Waſſerfällen.

Hufeland (Chriſtoph Wilhelm), königl. Preuß. Statsrath, in Langenſalza den ...... geboren. Sein Vater war Hofrath und Leibarzt des Herzogs von Weimar. Der Sohn war gleichfalls erſt praktiſcher Arzt in Weimar, wurde dann (1793) Rath u. Prof. in Jena, bekam in der Folge den Titel als herzogl. Weimar. Hofrath und Leibarzt, und (im J. 1801) den Ruf als Leibarzt des Königs von Preußen, Director des Colleg. med. chirurg., und erſter Arzt der Charité mit dem Titel eines königl. Preuß. Geheimen Raths. Er zeichnete ſich gleich vom Anfang ſeiner Laufbahn durch Gründlichkeit und großen Umfang ſeiner Kenntniſſe, durch Selbſtdenken und ſcharfſinnige genievolle Anwendung der Wiſſenſchaft auf die Praxis aus. Er kannte genau den Geiſt der alten und neuen Syſteme, und nahm als ſinnvoller Eklektiker das Gute und Praktiſchbrauchbare, wo er es fand. Er lieferte eine Monographie als gekrönte Preisſchrift über die Skrofelkrankheit und verbeſſerte ihre Behandlung, brachte auch ein neues wirkſames Mittel, die ſalzſaure Schwererde, dagegen in Aufnahme. Blatternimpfung, ſo wie die Behandlung der geimpften und natürlichen Blattern, gewann ſehr durch ſeine Bemerkungen über die natürlichen und künſtlichen Blattern (1789). Auch hat er das Verdienſt ſich erworben, auf die Ungewißheit der Zeichen des Todes und auf die Ge-

fahr, Scheintodte lebendig zu begraben, aufmerkſam gemacht zu haben. Als Lehrer der Medicin bildete er viele junge Aerzte, welche ſein annehmlicher und lehrreicher Vortrag, noch mehr aber ſeine echt humane menſchenfreundliche Behandlung an ihn feſſelten. Durch die Anlegung und Herausgabe des Journals der praktiſchen Medicin erwarb er ſich ein wahres Verdienſt um die Heilkunſt, indem es nicht nur große Aufklärung über nähere Kenntniß und Unterſcheidung vieler Krankheiten verſchaffte, ſondern auch manchen Aufſchluß über die Wirkung und Anwendbarkeit der Heilmittel gab. Die Verbreitung des Brown'ſchen Syſtems verwickelte ihn in literariſche Fehden, da er zu ſehr ſelbſtſtändiger Denker war, um mit dem großen Haufen eine einſeitige und lückenhafte Theorie anzuſtaunen und zu adoptiren, und zu aufrichtiger Wahrheitsfreund, um ſeine Meinung zurückzuhalten, und die Mängel jenes Syſtems und deſſen Unbrauchbarkeit für die Praxis zu zeigen. Er that jedoch dieſes mit ſeiner gewohnten Humanität, mit Mäßigung und Gleichmuth. Auch verkannte er das wahrhaft Gute, was die Browniſche Lehre hat, nicht, und nahm ſelbſt in ſeinen Ideengang mehreres davon auf. Er trug zur Begründung der wiſſenſchaftlichen Heilkunſt ſehr viel bei durch ſeine pathogoniſchen Unterſuchungen und durch das in der Folge herausgegebene Syſtem der praktiſchen Heilkunde (angefangen 1800). Auch um die Erhaltung der Geſundheit erwarb er ſich ein großes Verdienſt, indem er noch als akademiſcher Lehrer über Diätetik öffentliche Vorleſungen hielt, aus welchen in der Folge die Makrobiotik entſtand, die eine Aufnahme fand, welche in neuerer Zeit ſelten einem Buche zu Theil geworden; es warde nicht nur in wiederholten Auflagen verbreitet, ſondern auch in mehrere Sprachen überſetzt. H.

Hugdieterich iſt einer der Helden im zweiten Theile des ſogenannten Heldenbuchs, und als Vater des Haupthelden von beſonderer Wichtigkeit. Er war ein mächtiger König zu Conſtantinopel, Sohn des Attenus, Königs in Griechenland, welcher auf ſeinem Todbette dem Herzog Bechtung die Erziehung ſeines Sohnes anbefahl. Dieſer verlangte, als er erwachſen war, daß Bechtung ihm eine Gemahlin vorſchlage, und Bechtung ſchlug Hilburg, die Tochter des Königs Waligund zu Salneck vor, eine Prinzeſſin von ausnehmender Schönheit und Tugend. Da leider aber ihr Vater, um ſie keinem Könige zu geben, ſie in einen hohen, ſtark vermauerten Thurm eingeſperrt hatte, und der Prinz noch zu jung iſt, als ſie mit Gewalt zu befreien; ſo nimmt man zu Liſt ſeine Zuflucht. Hugdieterich läßt ſich im Spinnen und Wirken unterrichten, nimmt dann weibliche Kleidung und zieht mit einem Gefolge von 50 Rittern, 400 Kriegern und 36 ſchön gekleideten Jungfrauen nach Salneck, wo er ſich für eine von ihrem Bruder, Hugdieterich, vertriebene Griechiſche Prinzeſſin ausgibt, und den König um Schutz und Aufnahme fleht. Er wird aufgenommen, und, ungeachtet des Argwohns der Königin, als Prinzeſſin Hiltgund der ſchönen Königstochter zur Geſellſchafterin und Lehrerin gegeben. Zwölf Wochen lebt er bei dieſer in dem Thurm, ohne ſich zu entdecken; nun aber hält er ſich nicht länger, umfängt die Prinzeſſin und bekennt ſeine Liebe. Ein Jahr lang dauert ihr ſüßes Geheimniß, bis die Prinzeſſin ſich Mutter fühlt. Um eben die Zeit kehrt Bechtung mit ſeinem Gefolg zurück, die vermeinte Hiltgund gibt vor, ihres Bruders Zorn ſey geſtillt, und Bechtung ſolle die Schweſter zurückbringen. Von der Geliebten aber nimmt er Abſchied, und verabredet mit ihr, ſie ſolle

insgeheim gebären, wenn's ein Sohn ſey, denſelben heimlich taufen laſſen, Dietrich nennen, und zu ihm ſenden; er werde dann kommen, die Geliebte befreien und als Gemahlin heimführen. Der Wächter des Thurms wird ins Geheimniß gezogen. Ein Jahr vergeht dem Liebenden in Sehnſucht und Trauer, und die Geliebte theilt beide mit ihm, bis ſie von einem Knaben entbunden wird. Bis hieher ging alles gut. Als aber eines Tages die Königin ihre Tochter zu beſuchen kommt, iſt die Verlegenheit groß, wohin man das Kind einſtweilen bringen ſolle. An ein Seil gebunden läßt es der Wächter in den Burggraben hinab. Da die Prinzeſſin Krankheit vorſchützt, bleibt die Mutter den ganzen Tag bei ihr; in dieſer Zeit aber kommt ein Wolf, findet das Kind, trägt es in den Wald, und wirft es ſeinen Jungen vor, die indeß zum Glück noch blind ſind, und von der Milch der alten Wölfin hinlängliche Nahrung erhalten. Jetzt kommt der Wächter, das Kind zu holen, und findet es nicht. Er bleibt die Nacht aus, und gibt am Morgen bei der Prinzeſſin vor, er habe es einer Amme übergeben. An eben dieſem Morgen aber geht der König auf die Jagd, trifft auf den Wolf verfolgt ihn bis in ſeine Höhle, findet dort den Knaben, und bringt ihn der Königin, die ihn einer Amme übergibt. Bei einem Beſuch erzählt ſie den Vorfall ihrer Tochter, welche aufmerkſam und unruhig wird. Sie dringt in den Wächter; dieſer geſteht, fügt aber die Vermuthung bei, das gefundene Kind möge wohl das ihrige ſeyn. Die Prinzeſſin bittet ihre Mutter, das Kind zu ſehen, und an einem kleinen Kreuz erkennt ſie es. Nicht länger vermag ſie nun, der Mutter das Geheimniß zu verſchweigen, die der Entdeckung froh, es auch dem Könige mittheilt, welcher, anfangs ungläubig, bald überzeugt iſt. Da ſeine Räthe ihn des Eides, ſeine Tochter keinem Könige zu geben, entbinden, ſo ſorgt er zuerſt für die Taufe, in welcher das Knäblein **Wolfdieterich** genannt wird. An den Vater werden Boten geſandt, daß er komme, ſeine Braut heimzuholen. Mit zahlreichem Gefolge zieht Hugdieterich nach Salneck, führt ſeine Braut nach Conſtantinopel, wo die Hochzeit mit großem Gepräng vollzogen wird. Im folgenden Jahre gebar Hildburg dem Gemahl noch zwei Söhne, **Bogen** und **Waßmut**; Bechtung ward Lehrer und Erzieher aller drei Brüder, die ſich ſchon frühzeitig hervorthaten, doch keiner mehr als Wolfdieterich, der eigentliche Held des ganzen Geſanges, deſſen romantiſche Abenteuer wir aber in einem eignen Artikel erzählen werden. dd.

Hugenotten. Dieſer Name, den die Katholiken ſpottweiſe den Calviniſten in Frankreich gaben, wird verſchieden abgeleitet. Nach einigen iſt er von dem Worte egnots (das aus dem Deutſchen Eidgenoſſen ſich gebildet hatte) entſtanden, womit im Anfange des 16. Jahrhunderts die proteſtantiſchen Bürger in Genf, welche mit dem Biſchof und den Katholiken in Streit lagen und dieſe endlich vertrieben, ſich bezeichneten. Mehrere Franzöſiſche Schriftſteller von der entgegengeſetzten Partei haben andere, zum Theil gehäſſige, Ableitungen dieſer Benennung verſucht; z. B. die Ableitung von dem König **Hugo**, einem Popanze, womit man die Kinder in Tourraine ſchreckte; der ſollte des Nachts in einer außerhalb der Stadt Tours gelegenen Gegend, wo die Proteſtanten ihre nächtlichen Zuſammenkünfte hielten, herum reiten. **Caſtelnau Mauviſſiere** will, das Wort ſtamme von dem Namen einer alten geringhaltigen, ſehr kleinen Scheidemünze aus **Hugo Capet's** Zeit ab, als hätte man

ſagen wollen, die Proteſtanten waren nicht ſo viel werth, als dieſe ſchlechte Münze und gleichſam auch eine Münze von geringem Schrot und Korn. Schon unter Franz dem Erſten (1515—1547) hatte ſich der Proteſtantismus, als noch Luther und Zwingli ihn lehrten, Eingang in Frankreich verſchafft. Noch mehr aber verbreitete ſich daſelbſt die von Calvin aufgeſtellte Glaubenslehre, obgleich Franz I. durch Bücherverbote, Strafverordnungen und einzelne Hinrichtungen ſie zu unterdrücken ſuchte. Unter Franzens Nachfolger, Heinrich II., machte ſie noch ſchnellere Fortſchritte, wie heftig auch gegen ſie gewüthet ward. Die Geſinnungen und der Einfluß der Königin Margaretha hatten nicht wenig Antheil an dieſer Ausbreitung, und die damaligen Parteiungen am Hofe gewannen großen Einfluß auf die blutigen Verfolgungen der Anhänger des Proteſtantismus. Die Einen wollten ſich mit den Gütern der hingerichteten und vertriebenen Ketzer bereichern, die Andern durch die Beſtrafung derſelben in der Gunſt des Volks ſich feſtſetzen. Die Factionen der Bourbons und der fünf Prinzen von Guiſe, welche ſich während der Regirung des ſchwachen Franz II. in planmäßig handelnde Parteien abſonderten, benutzten zum Unglücke für das Land den Meinungszwiſt der verſchiedenen Religionsparteien, um ihre politiſchen Abſichten durchzuſetzen. Die Bourbons gehörten zur Partei der Proteſtanten, und um ihre Gegner zu ſchwächen und wo möglich zu vernichten, ſetzten die Guiſen die Verfolgung der Ketzer mit wilder Grauſamkeit fort. In jedem Parlament wurde eine beſondere Kammer angeordnet, welche die Proteſtanten verhören und beſtrafen ſollte, die brennende Kammer (chambre ardente) genannt weil alle des Proteſtantismus Ueberwieſene ohne Barmherzigkeit verbrannt wurden. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, und die zurückgebliebenen Kinder waren dem Elende Preis gegeben. Ungeachtet dieſes Druckes aber würden die Proteſtanten dennoch nicht daran gedacht haben, ſich zu empören, wenn nicht ein Prinz vom königlichen Hauſe durch das Verſprechen ſeines Schutzes ſie aufgemuntert hätte. J. J. 1560 ſpann ſich die Verſchwörung an. Die Mißvergnügten fragten verſchiedne Rechtsgelehrte und Theologen, ob man mit gutem Gewiſſen gegen die Guiſen die Waffen ergreifen könnte. Die Gutachten der proteſtantiſchen Gottesgelehrten in Deutſchland erklärten es für erlaubt, ſich gegen die unrechtmäßige Herrſchaft der Guiſen aufzulehnen, wenn es unter der Leitung eines Prinzen vom königlichen Hauſe und mit Beiſtimmung des größern Theils der Stände geſchähe. Die Unzufriedenen beſprachen ſich darauf über die Wahl eines Anführers, und alle Stimmen entſchieden für den kühnen Prinzen Ludwig von Condé, der die ganze Angelegenheit geleitet hatte, und mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ſich durch den Beiſtand der Hugenotten furchtbar zu machen. Der Name des Anführers blieb indeß noch ein Geheimniß, und es ward zum Stellvertreter deſſelben ein proteſtantiſcher Edelmann aus Perigord, Johann du Barry, Herr de la Renaudie, ernannt. Eine Anzahl von Calviniſten ſollte ſich, ſo ward verabredet, an einem beſtimmten Tage nach Blois zu dem Könige begeben, um eine Bittſchrift zu überreichen, worin um freie Religionsübung gebeten ward, und wofern dieſes Geſuch, wie ſich vorausſehen ließ, verweigert würde, ſollte eine erleſene Schaar bewaffneter Proteſtanten ſich der Stadt Blois bemächtigen, die Guiſen aufheben und den König zwingen, den Prinzen von Condé zum Oberſtatthalter des Reiches zu ernennen. Der Anſchlag wurde verrathen. Der Hof ver-

ließ Blois und es wurden Kriegsvölker aufgeboten. Der größte Theil der Proteſtanten, die ſich zur Ausführung des Unternehmens bewaffnet hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Hofes fielen, fanden Gnade und gegen 1200 mußten mit dem Leben büßen. Die Guiſen drangen jetzt auf die Einführung der Inquiſition, der weiſe Kanzler, Michael de l'Hopital, aber gab, um dieſes größere Uebel zu verhüten, den Rath, die Unterſuchung des Verbrechens der Ketzerei den Biſchöfen zu überlaſſen und den Parlementen das gerichtliche Verfahren in Glaubensſachen zu unterſagen. So verfügte es auch der König (1560) durch das Edikt von Romorantin. Unter der Regirung ſeines Nachfolgers, Carls IX., während deſſen Minderjährigkeit die Königin Mutter, Katharina von Medici, die Regentſchaft führte, ward der Kampf der Parteien noch heftiger und verwickelter, und das ſtreitende Intereſſe der Glaubensgegner immer mehr ohne Scheu zum Vorwande gebraucht, ſehr unheilige Zwecke durchzuſetzen, und es war keineswegs die Folge weiſer Beurtheilung der Religionsverhältniſſe im State, ſondern der Erfolg einer klugen Berechnung, was den Proteſtanten eine geſicherte Religionsfreiheit verſchaffte, welche die Königin, um das Gleichgewicht der Parteien herzuſtellen, ihnen durch das ſogenannte Edikt vom Januar (1562) ertheilte. Die Proteſtanten erhielten dadurch neuen Muth, aber ihre Glaubensgegner, unzufrieden mit jener Verordnung, ſtörten ohne Scheu die freie Religionsübung der Hugenotten. Es kam bald zu blutigen Auftritten, die den erſten bürgerlichen Krieg entzündeten, wozu beſonders das ſogenannte Blutbad zu Vaſſy (1562), bei welchem viele Proteſtanten das Leben verloren, die nächſte Veranlaſſung gab. Es iſt hier nicht der Ort, die Geſchichte der Religionskriege zu erzählen, welche Frankreich während einer langen Reihe von Jahren, faſt bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, verheerten, und nur zuweilen durch Friedensſchlüſſe, womit es von Seiten des Hofes am wenigſten aufrichtig gemeint war, unterbrochen wurden. Die Schuld des vielfachen Unglücks, das dieſe Kriege über das Volk brachten, trug die Unbeſtändigkeit und die falſche Politik der Königin Katharina von Medici, welche ſowohl auf den elenden Carl IX., als den nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entſchiedenſten Einfluß behauptete. Sie war den Hugenotten im Herzen nicht gewogen, ſondern wünſchte die Ausrottung derſelben, und es war blos die Eingebung einer ränkeſüchtigen Politik, was ſie bewog, die Proteſtanten, zum Aerger der Gegenparthei, von Zeit zu Zeit zu begünſtigen und ihnen die Gewiſſensfreiheit zu geſtatten. Immer ſchwankend zwiſchen beiden Parteien, ſchmeichelte ſie ſich mit der Hoffnung, beide während des Friedens im Gleichgewichte zu halten, oder während des Krieges eine durch die andre aufzuſchieben. Beide Parteien waren daher gewöhnlich unzufrieden mit dem Hof und folgten nur ihren Anführern. Ein wilder Glaubenseifer ergriff das Volk. Die erhitzten Gemüther trachteten nur dahin, ſich einander aus Religionshaß zu verderben, und wenn man einige Parteihäupter ausnimmt, welche dieſe fanatiſche Gährung zur Befriedigung ihrer Ehrſucht benutzen wollten, ſo waren die Uebrigen nur darauf bedacht, ihrem Glauben mit Feuer und Schwerd die Oberhand zu verſchaffen. Die ſchrecklichſte Wirkung von Katharina's Hinterliſt war die Pariſer Bluthochzeit (157), wozu ſie und ihr Sohn, in tückiſcher Verſtellung ihr folgſamer Schüler, mit ihren Vertrauten den tief angelegten Entwurf gemacht hatten. Kurz vorher, ehe mit Heinrich III. der Stamm der Könige aus

dem Hauſe Valois ausſtarb, und dem Hauſe Bourbon, deſſen Haupt der proteſtantiſche Heinrich, König von Navarra, war, der Weg zu dem Throne eröffnet wurde, verwickelten ſich noch mehr die Verhältniſſe der beiden Parteien. Der ſchwache König ſah ſich gezwungen, ſich mit dem tapfern König von Navarra gegen die gemeinſamen Feinde zu vereinigen, als die Ränke der ehrgeizigen Guiſen, welche unverhohlen nach der Krone ſtrebten, das Volk ſo ſehr gegen ihn empört hatten, daß man im Begriff war, ihn vom Throne zu ſtoßen. Nach Heinrichs III. Ermordung, mußte der König von Navarra einen harten Kampf um die ihm eröffnete Thronfolge beſtehen, und erſt als er ſich, ſelbſt auf den Rath von Sully, 1593 entſchloſſen hatte, zum katholiſchen Glauben überzutreten, konnte er eines ruhigen Beſitzes der Krone ſich erfreuen. Fünf Jahre nachher ſicherte er die ſtatsbürgerlichen Rechte der Hugenotten durch das berühmte Edikt von Nantes, welches ihnen völlig freie Religionsübung geſtattete und ihnen gleiche Anſprüche mit den Katholiken auf alle Aemter und Würden gab. Auch behielten ſie die Feſtungen, welche ihnen als ſogenannte Sicherheitsplätze waren eingeräumt worden. Dies ließ ihnen alſo fortdauernd das Mittel, eine Art von Freiſtat im State zu bilden, und eine ſolche mächtige Partei, die man ſeit langer Zeit in die Nothwendigkeit geſetzt hatte, gegen die Regirung argwöhniſch und mißtrauiſch zu ſeyn, mußte den unruhigen Großen ſtets einen willkommenen Stutzpunkt und eine Ausſicht auf gewiſſen Beiſtand darbieten. Ludwig XIII., der entartete Sohn, der eben ſo ſchwachſinnig und bigott, als ſein Vater, Heinrich IV., geiſtvoll und großherzig war, ließ ſich durch ſeinen herrſchſüchtigen Günſtling de Luines und durch Geiſtliche gegen die Hugenotten aufreizen, welche deſto kräftigern Widerſtand leiſten konnten, da ſie in mehrern Landſchaften ſehr mächtig waren. Schon in dem erſten Religionskriege, welcher 1621 ausbrach, verloren die Proteſtanten die meiſten Sicherheitsplätze, durch die Treuloſigkeit oder Feigheit der Befehlshaber. Aber außer einigen andern blieb ihnen nach dem Frieden, welchen ſie, unter ſich uneinig und des Krieges müde, bald abſchloſſen, auch das feſte Rochelle, das ihnen eine Verbindung mit England erleichterte. Richelieu, welcher ſich die Ausführung des großen Entwurfs vorgeſetzt hatte, die königliche Gewalt, die er unter Ludwigs Namen ausübte, unumſchränkt zu machen, bot alles auf, den Proteſtanten jenes Bollwerk ihrer Freiheit zu entreißen, und ſo jeden Ueberreſt eines Verhältniſſes zu vernichten, das an Zeiten erinnerte, wo innere Parteiungen die Kraft der Königsgewalt ſo oft gelähmt hatten. Rochelle fiel 1629 nach einer langen hartnäckigen Vertheidigung in Ludwigs Gewalt, die bezwungenen Hugenotten mußten alle feſten Sicherheitsplätze übergeben und hingen von nun an, wehrlos und unvermögend ſich dem Hofe furchtbar zu machen, ganz von des Königs Willkühr ab. Zwar ward ihnen vollkommene Gewiſſensfreiheit verſprochen, und Richelieu ſowohl, als ſein Nachfolger Mazarin, ſtörten ſie nicht in dem Genuſſe derſelben, als aber Ludwig XIV. von dem wollüſtigen Leben zur Frömmelei überging, ließ er ſich von ſeinen Hofgeiſtlichen und der Maintenon zu ungerechter und empörender Bedrückung gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen verleiten, um ſie in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Er nahm ihnen ſchon 1681 die meiſten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewaltthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, geſtorben war, folgte der König ganz der Leitung ſeiner verfolgungs-

füchtigen Rathgeber, des Kriegsminiſters Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jeſuiten la Chaiſe. Es wurden in die mittäg gen Landſchaften, wo die meiſten Proteſtanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern geſandt, welche die Unglücklichen mit Gewalt zur Abſchwörung ihres Glaubens bringen ſollten. Um das Auswandern der Proteſtanten zu verhindern, wurden die Gränzen ſorgfältig bewacht, aber dennoch gelang es ſchon damals mehr als 500000 fleißigen Hugenotten, nach der Schweiz, nach Deutſchland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieſes Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlaſſen. Man ſandte darauf Verzeichniſſe von den angeblich bekehrten Proteſtanten an den König, und es ward ſeinen ſchmeichelnden Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er ſich den Ruhm erworben, die Zahl der Proteſtanten in Frankreich bis aufs Unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher (1685, 22. Oct.), in dieſer irrigen Vorausſetzung, eine Verordnung, durch welche das Edikt von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million proteſtantiſcher Unterthanen, und der eben ſo ungerechte als unweiſe Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunſtfleiß, ihrem Vermögen und ihren wiſſenſchaftlichen Talenten im Ausland eine willkommene Aufnahme fanden. R.

Hugo Capet, der Sohn Hugo des Großen, eines mächtigen Herzogs in Frankreich, deſſen Hauptſtadt Paris war. Die letzten Carolinger hatten faſt alle Beſitzungen, und damit ihre Macht, an ihre unruhigen Vaſallen verloren. Ein einziger war noch übrig, Herzog Carl von Niederlothringen. Dieſer wurde bei der Königswahl übergangen; und Hugo, durch Klugheit und Tapferkeit berühmt, bemächtigte ſich 987 des Thrones. Jener wollte zwar ſeinen Anſpruch auf die Krone durch die Waffen geltend machen, wurde aber bald von Hugo gefangen, und ſtarb ſchon im J. 992. So herrſchte nun Hugo, und ſtiftete die dritte Dynaſtie der Franzöſiſchen Regenten, welche in 3 Hauptlinien der Capetinger, 987—1328, Valois bis 1589, und Bourbon bis auf Ludwig XVI., 1793), 800 Jahre lang den Thron beſeſſen hat, und 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, wieder erhielt. Die Familiengüter Hugo's wurden zu königlichen Domainen, nur das Herzogthum Burgund wurde durch ſeine Brüder Otto und Heinrich auf deren Nachkommen vererbt. Hugo ſuchte durch Macht und Klugheit ſeinen Thron zu gründen, ohne ſich an ſeinen früheren Feinden zu rächen. Den Namen Capet ſoll er nach einigen wegen ſeines ſtarken Kopfes, nach andern wegen ſeiner Klugheit erhalten haben, noch andere halten ihn für einen Familiennamen. Hugo ſtarb 996. Durch ihn wurde Paris Hauptſtadt des Königreichs. T.

Huldigung, die ausdrückliche Anerkennung fremder Vorzüge mit wohlwollender Unterordnung verbunden. In juriſtiſchen Verhältniſſen verſteht man darunter gewöhnlich: die feierliche und eidliche Gelobung, ſeinem treu, hold und gewärtig zu ſeyn; beſonders aber die Landeshuldigung, d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorſams von Seiten der Unterthanen gegen ihren Fürſten und Landesregenten. Die Landeshuldigung gilt alſo dem Statverein überhaupt, und unterſcheidet ſich dadurch von der Huldigung im Lehnsverhältniſſe (Lehnseid), im ſtädtiſchen oder Gemeindeverhältniſſe (Bürgereid), im gutsherr-

lichen (Erbeid, Erb= oder Gerichtspflicht) und im Amts= aber Dienſtverhältniſſe (Amts= oder Dienſteid). Sonſt huldigten einander auch gegenſeitig beigeordnete Corporationen. Die (Landes=) Huldigung aber iſt zwar das äußere Zeichen der Landeshoheit auf der einen und der Landesunterthänigkeit auf der andern Seite, nicht aber die Bedingung derſelben; mithin werden beide ſchon vorausgeſetzt, und man iſt nicht darum Unterthan (ſagt Bunz Grundſätze der Huldigung in Deutſchland. Tüb. 1794), weil man huldiget, ſondern man huldiget darum, weil man Unterthan iſt. Der Begriff der Unterthänigkeit kann ohne Huldigung, aber der Begriff der (Landes=) Huldigung nicht ohne Unterthanſchaft beſtehen; ſo wie der Landesherr ein ſolcher nicht darum oder dadurch iſt, weil man ihm den Huldigungseid leiſtet, ſondern darum die Huldigung fodert, weil er Landesherr iſt. Vor dem Erwerbe der Landeshoheit kann ſie daher auch nicht gefodert, vor dem Eintritt in den Statsverein darf ſie nicht geleiſtet werden; und ſie iſt alſo auch kein Erwerbmittel, ſondern nur das zuverläſſigſte Beweiſesmittel der Landeshoheit. Nur letzteres mangelt, wo ſie nicht vorhanden iſt; doch kann ſie immer noch gefodert werden. Ihr Zweck iſt nur, die ſchon vorhandene Pflicht durch feierliche Anerkennung zu verſtärken, und ins deutliche Bewußtſeyn zu rufen. Sie wird darum oft mit einer gottesdienſtlichen Handlung verbunden und ſollte wegen ihrer Wichtigkeit von dem Regenten ſtets in eigner Perſon angenommen werden. Doch wird ſie auch in fremdem Namen gefodert. Uebrigens wird ſie, mit Recht nur von Unterthanen und anſäſſigen Ausländern, und zwar in Maſſe, oder nach Klaſſen und Ständen geleiſtet. Mit dem feierlichen Huldigungsacte der Landesunterthanen pflegt gewöhnlich eine Beſtätigung der Freiheiten und Privilegien des Landes von Seiten des Landesherrn verbunden zu ſeyn.

Human und Humanität. Human heißt menſchlich, was dem Menſchen angemeſſen und ſchicklich für ihn iſt, daher Humanität Menſchlichkeit, das was uns den Charakter der Menſchheit gibt im Gegenſatze der Beſtialität und Brutalität. Schon Cicero verbindet mit dieſem Grundbegriffe die Nebenvorſtellungen von Leutſeligkeit, Menſchenfreundlichkeit, Feinheit und Artigkeit im Betragen, und weil dieſe Eigenſchaften nur durch eine der Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes angemeſſene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Beſitz aller der Kenntniſſe und Fertigkeiten an, welche Anſpruch auf Bildung geben und vorzugsweiſe nur dem Menſchen vorbehalten ſind. Als die Griechiſche und Lateiniſche Sprache ſich in die neuern verloren und die Ideenſchätze des klaſſiſchen Alterthums aus dem wirklichen Leben in die Bibliotheken der Gelehrten übergingen, blieben ſie in den erſten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung noch allein Anhalt und Norm der Bildung für diejenigen, die ſich über die Roheit und Barbarei ihres Zeitalters erheben wollten. Wenn die Alten durch Verkehr mit der Welt und philoſophiſche Studien unmittelbar zur feineren Bildung gelangten, ſo konnte es nun nicht ohne Vermittlung des Sprachſtudiums geſchehen. Der Schlüſſel zu den Quellen der klaſſiſchen Cultur, die man bis ins vorige Jahrhundert, ja hin und wieder noch bis heut für die einzig echte hielt, die Philologie machte ſich nun zur Bedingung aller wiſſenſchaftlichen Bildung, und da dieſe für den höchſten Grad der menſchlichen galt, ſo glaubte man mit Recht den Be-

griff der Humanität auf die Kenntniß der alten Sprachen ausdehnen zu müſſen, und nannte die philologiſchen Studien in dieſer Beziehung Humaniora, das pädagogiſche Syſtem aber, das alle Bildung auf die Erlernung der alten Sprachen baut, den Humanismus. Seit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occident war dieſes Syſtem das herrſchende, das im 15. und 16. Jahrhundert neuangeregte Studium der klaſſiſchen Literatur und Sprache wurde der Grund der modernen gelehrten Bildung, und die Humaniſten, d. h. die Kenner und Lehrer dieſes Studiums blieben ſeitdem bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts im ungeſtörten Beſitze der Alleinregirung über die gelehrte Welt. Daß nun, wie öfters, auch auf dieſem Wege zur Bildung der Zweck über der Beſchäftigung mit den Mitteln oft aus den Augen geſetzt; daß die Reduction des vielumfaſſender Begriffs der Humanität auf den zu verſchiednen Zeiten engeren und weiteren Horizont der Philologie allmählig zur Gewohnheit und durch manche unvermeidliche Folge verderblich wurde; daß der philoſophiſche Pedantismus der Scholaſtiker mit allen ſeinen Kleinlichkeiten in den grammatiſchen und kritiſchen der Humaniſten überging; daß ſie nicht ſelten über dem todten Buchſtaben den milden, vielſeitigen Geiſt der Alten verloren, und ſich durch ihre bisweilen abſichtliche Inhumanität, Arroganz und Rauhigkeit nicht weniger als durch ihre ſtupende Erudition berühmt, aber, verſteinert in den Formen des Alterthums, zur lebendigen Wirkſamkeit auf das gegenwärtige Geſchlecht, das ſie verachteten, immer untüchtiger machten; das alles waren Verirrungen des Humanismus, bei denen ſeine Humanität verdächtig und ein Ziel der Satyre werden mußte. In offne Fehde wider die Humaniſten trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Philanthropinismus, deſſen Wortführer Baſedow und Campe im Verein mit den Mitarbeitern ſeines Reviſionswerks der Menſchheit durch die Verdrängung des Lateiniſchen und Griechiſchen aus den Schulen der Nichtgelehrten einen Dienſt zu leiſten glaubten. Die Mehrzahl der Gelehrten blieb jedoch, da die Philanthropen ſich nicht ohne Grund den Vorwurf der Uebertreibung und Seichtigkeit in ihren Rügen der Fehler des Humanismus zuzogen, auf der Seite des letzteren, obgleich der Stoß, den ſeine Herrſchaft in dieſem Streit erlitt, an den Reformen der Deutſchen Schulen und in der Geſchichte des neuern Deutſchen Buchhandels merkbar wurde. Neuerdings hat der Begriff der Humanität die ihm gebührende Sphäre wieder gewonnen; nichts, was zur harmoniſchen Ausbildung des Menſchen dienen und ihn der ewigen Beſtimmung ſeines Geiſtes näher führen kann (vergl. d. Art. Bildung), iſt von der Humanität, die Herder in ſeinen berühmten Briefen befördern will, und von dem pädagogiſchen Syſtem des Humanismus, wie es Niethammer in ſeinem Streite des Humanismus und Philanthropinismus Jena 1808 aufſtellt, ausgeſchloſſen, und der Vorzug, daß die Humanitätsbildung ihren Endzweck eben in dieſe Erziehung des Menſchen für ſeine ewige Beſtimmung ſetzt, mußte ihren immer merklicher werdenden Sieg über den Philanthropinismus, der mehr die Brauchbarkeit für irdiſche Zwecke beabſichtiget, herbeiführen. Bei alledem verdankt es der Humanismus den Angriffen der Philanthropen, daß er ſeine Verirrungen erkannt, ſich aus ſeiner früheren Einſeitigkeit herausgearbeitet, und das Princip der allgemeinen Menſchenbildung angenommen hat, das unter allen Erziehungsprincipien dem Begriffe der Humanität am meiſten entſpricht; und wenn auch noch nicht alle Pädago-

gen und Schulmänner unſrer Zeit in dieſe Anſicht eingehen mögen, ſo wollen doch die meiſten und beſten nichts anders ſeyn, als humane Lehrer der Humanität. E.

Humboldt (Wilhelm Freiherr von), Königlich preußiſcher Statsminiſter, (geb. zu Berlin 17..), empfing früh in ſeiner Vaterſtadt die vielſeitigſte Unterweiſung in Sprachen und Wiſſenſchaften, von mehrern trefflichen Männern. So mannichfach dadurch die Tendenz ſeiner Wißbegierde wurde, zeigte ſich doch bald, daß die Gründlichkeit im Wiſſen ihm die höchſte ſey. Dieſer Charakter iſt ihm geblieben im Fortgang ſeiner Studien; und wenn ſeinem Bruder Alexander eigen ward, ungeheure Strecken der menſchlichen Kenntniſſe zu durcheilen, ſo entſtand ihm die Gewohnheit, ſich irgend wo im Gebiete derſelben auf eine Zeitlang feſt anzuſiedeln, und alles, was es dort gab, auf das genaueſte und tiefſte zu erforſchen. Er richtete auf einem kleinen Raum immer ein großes Werk des Studiums auf. Welche umfaſſende Betrachtungen über Poeſie hat er an ſeine Betrachtung des kleinen Epos, Herrmann und Dorothea, geknüpft. Seine Unterſuchungen über die vaskiſche Sprache werden als ein tiefgegründetes und weitſchichtiges Gebäude mit der Zeit daſtehen, und ſeine Ueberſetzung des Agamemnon von Aeſchylus iſt das Reſultat der ſchwierigſten Unterſuchungen über Sprache und Versmaß der Griechen. Dieſes ungemeine Streben nach Gründlichkeit und Vollendung iſt nicht die einzige Urſache, warum ſo wenige ſeiner Forſchungen und Produkte öffentlich erſchienen ſind. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß Humboldt nach einem privatiſirenden Leben zu Jena, wo ihn Schillers Freundſchaft und täglicher Umgang einige Jahre feſſelten, ſeine diplomatiſche Laufbahn im Dienſte ſeines Vaterlandes begann, nämlich als königl. preuß. Reſident zu Rom. Dieſer Ort, wo er ſpäterhin von ſeinem Hofe als Miniſter und außerordentlicher Geſandter bevollmächtigt wurde, gab freilich ſeinem Studium des Alterthums neuen Eifer und Schwung; ward aber auch für ihn eine Stätte, von welcher aus er die Welt diplomatiſch zu beobachten wußte. Vielleicht war er einer der erſten Politiker, welche über den wahren Zuſtand der Dinge in Spanien nach der Entthronung der Bourbons daſelbſt hinlänglich unterrichtet waren, und einen Strahl von Hoffnung für das bedrängte Deutſchland, das gefeſſelte Preußen, von dort her anbrechen ſahen. Wie ſehr indeß ſeine diplomatiſchen Talente und Beobachtungen von ſeinem Hofe geſchätzt wurden, ſo glaubte man ſeine literariſche Kultur gleichfals für das Vaterland in Anſpruch nehmen zu müſſen, und ernannte ihn zum Chef von der Section für den Kultus und die öffentliche Erziehung. So reiche Mittel ſelbſt der erſchöpfte, niedergebeugte preußiſche Stat für die geheiligten Zwecke und Geſchäfte dieſer Section aufgebracht hatte, fühlte ſich das Haupt derſelben doch dadurch gehemmt, daß es vom Miniſter des Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger beſtimmen durfte, mit welcher Summe es für ſeine Abſichten und Ideen ſchalten durfte. Dies fiel um ſo läſtiger, da es ſonſt wegen des freien Geiſtes im Preußiſchen ſich in keiner Anſicht und Ausführung derſelben beſchränkt ſah. Einzig aus dieſem Grunde ſcheint Humboldt den ihm ſonſt werthen und intereſſanten Poſten aufgegeben und ſeine diplomatiſche Laufbahn fortgeſetzt zu haben. Mit dem Range eines preußiſchen Statsminiſters ging er als Geſandter ſeines Hofes nach Wien, in jener wichtigen Periode, wo der Norden und Oſten Europa's einer Schneelavine glich, die nur noch einiger Erſchütterung bedurfte, um über die Weltherrſchaft von Weſten her

vernichtend hinabzuſtürzen. Wie gut er die edle Politik Oeſterreichs und ihre mit der rückſichtsvollſten Weisheit geleitete Entwickelung einſah, ſicher auf ſie vertraute, und ihr Vertrauen gewann, ergiebt ſich ſchon daraus, daß er von ſeinem Könige zum Bevollmächtigten bei dem Friedenscongreß zu Prag ernannt wurde, auf welchem, einer augenblicklichen ſchwachen Hoffnung nach, eben jene Politik das leitende Princip zu ſeinem Weltfrieden werden ſollte. Die neue glorreiche Epoche, welche für Preußen angegangen iſt, und die bedeutende Stimme, die es nun wieder in den großen europäiſchen Angelegenheiten führen wird, gibt uns keine Hoffnung, daß Humboldt für ſeine Studien, und beſonders für Vollendung ſeiner reichen Sprachforſchungen, bald hinreichende Muße finden werde. Er war, ſeit der letzten großen politiſchen Wendung der Dinge, bei dem Congreß zu Chatillon und dem Frieden zu Paris beſchäftigt; befindet ſich gegenwärtig auf dem Congreß zu Wien, und iſt für die Zukunft zum Kön. Preuß. bevollmächtigten Geſandten am franzöſiſchen Hof ernannt. Mögen ihm wenigſtens Stunden vergönnt ſeyn, wo er über einzelne philoſophiſche und politiſche Gegenſtände, über Erfahrungen des Lebens, ſich vernehmen laſſe. Außer ſeiner Tendenz zur Gründlichkeit iſt ſein weſentliches Talent, eine Sache von den vielſten und verſchiedenſten Seiten anzuſehen, und die gewandteſte Discuſſion darüber zu führen. In ſeinen ehemaligen Aufſätzen in Schillers Thalia und Horen ſchadet die Gründlichkeit mitunter der Leichtigkeit der Wendungen, und einer klaren, gefälligen Entwickelung. Darum fehlt auch die eigentliche Oekonomie des Styls. Nach ſolcher Fortſetzung der Studien und ſolcher praktiſchen Thätigkeit, iſt gewiß an die Stelle jener Mängel die entgegengeſetzte Tugend eingetreten, und darum wünſchten wir ihn wiederum in der Reihe der Autoren zu ſehen.

Humboldt (Friedrich Alexander von) iſt zu Berlin d. 14. Sept. 1769 geboren. Von ſeiner Kindheit, Erziehung und Unterricht iſt uns nur ſo viel bekannt, daß der nachherige Kön. Preuß. Geheimerath Kunth und der O. C. R. Zöllner ſeine Lehrer geweſen. Nachdem er in Göttingen und Frankfurt a. d. O. ſtudirt hatte, beſuchte er in Hamburg die Handelsakademie bei Büſch, und machte im Frühjahr 1790 mit G. Forſter und van Geuns eine Reiſe an den Rhein, nach Holland und England, wovon ſeine 1793 zu Braunſchweig erſchienenen Beobachtungen über die Baſalte am Rhein eine Folge ſind. J. J. 1791 kam er auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er nicht nur die Bergwerkswiſſenſchaften, hauptſächlich unter Werner, ſondern auch für ſich die Botanik ſtudirte, wovon ſein Specimen Florae Fribergensis subterraneae (Berl. 1793) ein rühmlicher Beweis iſt. Durch ſeine Kenntniſſe, ſeinen intereſſanten und lehrreichen Umgang, ſeinen Witz und Humor, ſeine Herzensgüte und Wohlthätigkeit, erwarb er ſich in Freiberg allgemeine Achtung und Liebe. Im Febr. 1792 ging er nach Berlin zurück, wo er als Aſſeſſor bei dem Berg- und Hütten-Departement angeſtellt, und bald darauf nach Baireuth als Oberbergmeiſter der Fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth verſetzt wurde. Dieſe Stelle, in welcher er viele treffliche Einrichtungen getroffen, unter vielem andern Guten, die Bergſchule in Steben geſtiftet und eine unbegränzte Ehrfurcht und Liebe ſeiner Untergebenen ſich erworben hatte, legte er 1795, aus Liebe für ſeine Reiſeprojecte, freiwillig nieder, machte vorerſt mit dem Hrn. v. Haften eine Reiſe nach Italien, dann im Herbſt mit ſeinem Freunde, dem Sächſ. B. C. R. Freiesleben durch einen Theil der Schweiz. Seit Oſtern 1797

ging er in Geſellſchaft ſeines Bruders und des jetzigen Kaiſ. Ruſſ H. R. Fiſcher über Wien und Salzburg nach Paris, wo er mit Alexander Aimé Goujon Bonpland, einem Zöglinge der Arzneiſchule und des botaniſchen Gartens zu Paris, bekannt wurde, welcher den Capitän Baudin auf ſeiner Reiſe um die Welt begleiten ſollte. Allein da der wieder aufflammende Krieg dieſe Reiſe verhinderte, beſchloß Humboldt, der ſeit 1792 den Vorſatz gefaßt hatte, auf eigne Koſten eine Reiſe nach den Wendezirkeln zu unternehmen, den nach Aegypten beſtimmten Gelehrten ſich anzuſchließen und ſich von Aegypten über den Perſiſchen Meerbuſen nach Hindoſtan zu begeben. Auch dieſem Plan legte die Schlacht bei Abukir, ſo wie der bald darauf zwiſchen Frankreich und den Barbaresken ausgebrochene Krieg und die Unruhen im Orient unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Humboldt, welcher hoffte, unter Spaniſcher Flagge leichter von Carthagena aus nach der Levante zu gelangen, ging nach Madrid, wo er ſo ungünſtige Nachrichten aus dem Orient erhielt, daß er ſich gezwungen ſah, ſein Vorhaben über Aegypten nach Hindoſtan vorzudringen, aufzugeben. Dafür entſchädigte ihn im März 1799, der Madrider Hof durch die ausgedehnteſte Erlaubniß, die Spaniſchen Colonien beider Amerika's zu bereiſen. Dem zufolge verließ Humboldt im Junius 1799 Europa. Zu ſeinem Gehilfen wählte er ſich den genannten Bonpland, der mit ſchätzbaren Kenntniſſen in der Botanik und Zoologie eine glühende Liebe für die Wiſſenſchaften verband. Beide waren entſchloſſen, in Zeit von fünf Jahren eine Reiſe von 9000 Meilen zu machen, die umfaſſendſte, welche je ein Privatmann unternahm. Eine ausführliche Beſchreibung dieſer Reiſe kann ſchwerlich jemand hier erwarten; wir berichten daher blos, daß die Reiſenden im Auguſt 1804 glücklich in Europa wieder anlangten. Dieſe Reiſe aber durch die, früher noch von keinem Europäer mit ſolcher Ausbeute beſuchten Tropenländer des neuen Continents, die Forſchungen und Unterſuchungen, welche H. daſelbſt angeſtellt, hat die Erd-, Völker-, Menſchen- und Naturkunde und überhaupt den Kreis menſchlicher Wiſſenſchaft ſo weſentlich erweitert, daß Humboldt durch ſie allein der Unſterblichkeit gewiß iſt. Die reichen Sammlungen, welche er mit ſich brachte, ſind einzig in ihrer Art und von unſchätzbarem Werth; ſie enthalten allein 6000 Arten Pflanzen. — Die Beſchreibung dieſer Reiſe und ihrer wichtigen und reichhaltigen Reſultate liefert Humboldt in dem zu Paris ſeit 1810 erſchienenen Prachtwerke, deſſen Titel iſt: Voyage de Humboldt et Bonpland; gr. Fol., deſſen erſte Abtheilung der generellen Phyſik gewidmet iſt und den eigentlichen Reiſebericht enthält. Der erſte Theil dieſes Reiſeberichts iſt in den bis jetzt erſchienenen Lieferungen, welche auch den beſondern Titel führen: Vues des Cordilléres et monuments des peuples de l'Amerique, und mit 50 bis 60 Kupfertafeln begleitet ſind, enthalten. Die zweite Abtheilung ſoll die Zoologie und vergleichende Anatomie betreffen, die dritte einen politiſchen Verſuch über Neuſpanien enthalten, die vierte der Aſtronomie, die fünfte der Mineralogie und dem Magnetiſm, die ſechſte endlich der Botanik gewidmet ſeyn. Die ganze Collection, welche zuſammen aus 12 Bänden in Quart, drei Bänden in Folio, zwei Sammlungen geographiſcher und einer Sammlung pittoresker Zeichnungen beſtehen wird, nennt ein Kenner mit Recht „ein Rieſenwerk an innerm und äußerm Umfang und Gehalt, dem die neueſte Literatur Europens nur wenige ähnliche an die Seite ſtellen kann." Eine gedrängte, aber doch erſchöpfende Inhaltsangabe

dieſes wegen ſeiner reichhaltigen Ausbeute für höhere Geographie und Geſchichte, ſeines Reichthums an gelehrten Kenntniſſen, genialen Anſichten, des darin überall ſichtbaren philoſophiſchen Scharfſinns in Auffindung und Durchführung glänzender Hypotheſen, Eleganz der Schreibart und hohen äußern Pracht eben ſo merkwürdigen, als wegen ſeiner Koſtbarkeit für viele unzugänglichen Werkes findet man in der Jenaiſchen Literaturzeitung, Jahrg. 1812, No. 99—101 und 251—252.

Hume (David), als ſcharfſinniger Skeptiker und erſter klaſſiſcher Geſchichtſchreiber der Engländer berühmt. Er ſtammte aus der vornehmen, aber nicht reichen Familie der Grafen Home oder Hume ab, war geboren zu Edinburgh in Schottland 1711 und verlor ſeinen Vater ſchon als Kind. Seine Mutter, eine ſehr gebildete und zärtliche Frau, widmete ſich ſeiner Erziehung mit größter Sorgfalt. Er ſollte ſich nach dem Rathe ſeiner Verwandten, welche ſchon früh ſeine Neigung für die Wiſſenſchaften bemerkten, der Jurisprudenz widmen; allein ein ſtärkerer Trieb zog ihn zur Philoſophie hin. Seine Vermögensumſtände und ſeine durch anhaltenden Fleiß geſchwächte Geſundheit nöthigten ihn jedoch 1734 nach Briſtol zu gehen und die Handlung zu ergreifen. Als er ſich aber zu derſelben gar nicht geeignet fand, ging er nach Edinburgh zurück, und bald darauf nach Frankreich, um daſelbſt in ländlicher Einſamkeit unabhängig und mit der möglichſten Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe, bei welcher ihn ſein ruhiges Temperament unterſtützte, der wiſſenſchaftlichen Ausbildung ſeines Geiſtes einzig leben zu können. Dort ſchrieb er ſeine treffliche pſychologiſch-kritiſche Abhandlung über die menſchliche Natur, welche er nach ſeiner Rückkehr (1737) in London (1738—40, 3 Bde.) herausgab (Deutſch von L. H. Jacob mit kritiſch. Verſuchen 1790—92). Wider ſein Erwarten erregte dieſelbe damals auch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit. Sein dadurch ſehr verletzter Ehrtrieb bewog ihn, in die Einſamkeit zu ſeinen Studien zurückzukehren. Er ſtudirte nun deſto eifriger die Griechiſche Sprache, und ſchrieb ſeine Verſuche und Abhandlungen, wovon er zu Edinburgh 1742 den erſten Theil herausgab. In dieſen führte er mehrere politiſche und moraliſche Gegenſtände ſehr geiſtreich aus; weniger glücklich war er in Sachen des Geſchmacks, wozu ihm ein warmer Sinn für Poeſie und Kunſt fehlte. Dieſes Buch wurde beſſer aufgenommen. Von 1745 bis 1747 wurden ſein Studien dadurch unterbrochen, daß er zuerſt Aufſeher des jungen Marquis von Annandola wurde, dann den General Saintclair auf ſeinem Zuge an die Franzöſiſche Küſte, und endlich auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Wien und Turin begleitete. Zu Turin arbeitete er den erſten Theil der obengenannten Abhandlung um, um beſonders durch einen vollendeteren Stil die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſie zu ziehen. Dieſe Umarbeitung (1748 London, 8., Deutſch überſetzt von Tennemann, nebſt einer Abhandl. über den phil. Skepticismus von Reinhold. Jena, 1793. 8. und in mehreren Sprachen erſchienen) unter dem Titel: Unterſuchungen über den menſchlichen Verſtand, erreichte aber dieſen Zweck eben ſo wenig, als eine zweite Ausgabe der Verſuche. Nach dem Tode ſeiner Mutter (1759) ging er nach Schottland und arbeitete dort auf dem Landhauſe ſeines Bruders unverdroſſen fort; ſchrieb auch daſelbſt den zweiten Theil der Verſuche, unter dem Titel; politiſche Reden, worin er vorzüglich über

Handel und Geld tiefere Unterſuchungen anſtellte. Jetzt fingen erſt ſeine Schriften an, Aufmerkſamkeit zu erregen, vorzüglich da er mehrere Gegner fand, denen er aber, aus Grundſätzen, nie antwortete. 1752 gab er zu Edinburgh jene Reden, und eine Unterſuchung über die Grundſätze der Moral heraus, welche er ſelbſt für die beſte unter allen ſeinen Schriften hielt. Er entwickelte darin das Princip des moraliſchen Sinnes genauer als ſeine Vorgänger. Die Stelle eines Aufſehers der Bibliothek der Advokaten in Edinburgh, welche, ohne großen äußern Vortheil, ihm viele Gelegenheit gab, die hiſtoriſche Literatur ſeiner Nation kennen zu lernen, wurde die zufällige Veranlaſſung, daß Hume Geſchichtſchreiber wurde. Er faßte den Plan, die Engliſche Geſchichte ſeit der Thronbeſteigung des Hauſes Stuart zu ſchreiben, und dadurch zugleich dieſen, nach ſeiner Anſicht ſehr entſtellten Theil der Geſchichte aufzuklären. 1754 gab er den erſten, 1756 den zweiten Theil dieſes Werks heraus, welches ihn als philoſophiſchen Geſchichtſchreiber der neuern Zeit ſo unſterblich gemacht hat. Es machte großes Aufſehn, aber die Unparteilichkeit, wonach er ſtrebte, brachte alle politiſchen Parteien in England gegen ihn auf. Ueberall hörte er Tadel. Mißmuthig, arbeitete er doch raſtlos fort, gab zu London 1757 ſeine natürliche Geſchichte der Religion heraus, (von Reſewiz überſ. Quedlinb. 1789), eine Schrift, in welcher ſein religiöſer Skepticismus durch die Geſchichte ſehr fein entwickelt iſt, welche aber nur durch Hurds Gegenſchrift bekannter wurde, 1759 die Geſchichte des Hauſes Tudor, und 1761 ſein Werk über die frühern Perioden der Engliſchen Geſchichte, welches er, ſchon kälter gegen das Urtheil des Publikums, in ſeiner literar. Muße zu Edinburgh, in ſorgenfreieren Umſtänden ausarbeitete. (Seine hiſtoriſchen Werke ſind mehrmals, z. B. von Duſch, zuletzt von Timäus ins Deutſche überſetzt worden). Unerwartet bekam er, noch in ſeinem funfzigſten Jahre, vom Grafen v. Hertford, dem er nicht perſönlich bekannt war, den Antrag und die wiederholte Einladung, ihn in den Geſchäften eines Geſandtſchaftsſekretairs nach Paris zu begleiten, nahm ſie endlich an, und wurde in Paris mit ſo ausgezeichneten Höflichkeitsbeweiſen und Ehrenbezeigungen empfangen und überhäuft, daß er ſich denſelben nicht genug entziehen konnte. Doch gefiel ihm der Aufenthalt dort ſehr wohl. 1765 kehrte er nach England zurück, nachdem er ſeit dem Abgange des Grafen die Geſchäfte der Geſandtſchaft, als Chargé d'affaires beſorgt hatte. Es iſt bekannt, daß er in Frankreich mit Rouſſeau in Verbindung trat, ihn bewog, mit nach England zu gehen, und dort eine Penſion für ihn auswirkte; aber es war vorauszuſehen, daß eine Verbindung zwiſchen dem Charakter des reizbaren und ſchwärmeriſchen Rouſſeau und dem ruhigen Skeptiker Hume, deſſen Zweifel wohl oft die Farbe des kalten Spottes trug, und der durch ſeinen gründlichen Scharfſinn überhaupt mehr abſtieß, als an ſich zog, nicht lange dauern konnte, und ſich auf unangenehme Weiſe endigen mußte. 1767 erhielt Hume die Stelle eines Unterſekretärs, 1769 verließ er die politiſchen Beſchäftigungen, kehrte nach Edinburgh mit einem noch größern Einkommen zurück, und lebte in ruhigem Genuſſe des Erworbenen und ſeines wachſenden Ruhmes noch im ſpäten Alter ganz den Wiſſenſchaften. Von 1775 an ſah er ſeinem Tode ruhig und heiter entgegen, verbeſſerte noch mehreres an ſeinen Schriften zum Behuf neuer Ausgaben, und ſtarb mit der größten Heiterkeit

im J. 1776, unverheirathet und mit Hinterlaſſung eines anſehnlichen ſelbſterworbenen Vermögens. Er hat ſeine eigene Biographie kurz aufgeſetzt, welche 1777 zu London erſchien. Er ſelbſt ſchildert darin ſich als einen Mann von ſanfter, ruhiger Gemüthsart, vieler Selbſtbeherrſchung und Mäßigung, Offenheit und Geſelligkeit, mit herrſchender Begierde nach literariſchem Ruhm. Dieſer Charakter hatte eben ſowohl auf ſeine Philoſophie, als auf ſeine Geſchichtſchreibung großen Einfluß: überall war er unbefangener Beobachter und kalter Kritiker. In ſeinen ſcharfſinnigen und gründlichen **philoſophiſchen Werken**, auf welche man erſt durch ſeine hiſtoriſchen Werke aufmerkſamer wurde, namentlich in ſeinen Unterſuchungen über den menſchlichen Verſtand, welche ſeinen Skepticismus am vollkommenſten entwickeln, der auf die Lockiſche Erfahrungsanſicht gegründet war, machte er den erſten bedeutenden Angriff auf die neuere dogmatiſche Metaphyſik; ſie waren es daher, welche auch ſeines großen Nachfolgers, Kant's, Geiſt zu ſeiner **Kritik** aufregten, und ſo einen neuen Charakter der Philoſophie durch alle gebildete Länder Europas verbreiteten. Sie ſind auch, mit Ausnahme der erſt nach ſeinem Tode (1777) erſchienenen **Geſpräche über die natürliche Religion** (Deutſch von Schreiter, nebſt einem Geſpräch über den Atheismus von Platner 1781. Leipz.) in einer Sammlung: Essays and treatises on several subjects. London, 1755 4 Bde. 8., und mehrmals, Deutſch von Piſtorius, Hamb. 1755—1756 erſchienen. Sein philoſophiſcher Skepticismus hatte aber wiederum den größten Einfluß auf ſeine hiſtoriſchen Werke. Ruhe, Streben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, feſter Zuſammenhang der Thatſachen und politiſcher Scharfſinn ſind ihre Hauptvorzüge, dagegen Mangel an Phantaſie und Wärme in der Schilderung der Begebenheiten und Charaktere, Fehler in der **Anordnung** ſeines Stoffes, Anhäufung von Reflexionen und einſeitige Vorliebe für die Schilderung der Könige, die vorzüglichſten Mängel derſelben. Seine Geſchichte der Regenten des Hauſes **Stuart** wird für den ausgezeichnetſten Theil derſelben gehalten, denn an dieſem Hauſe nimmt er den innigſten **Antheil**, und die Kritik dieſer Geſchichte, mit welcher die Brittiſche **Freiheit** beginnt, hat ihm ſehr vieles zu verdanken. Weniger einheimiſch war er in der früheren Geſchichte. Doch hat gegen ſeine Unparteilichkeit der berühmte **Fox**, in ſeiner 1808 erſchienenen (Deutſch von **Soltau** überſetzten [1810]) Geſchichte der früheren Regirungszeit James des Zweiten, große Zweifel erhoben. Uebrigens iſt Hume's Stil in beiden Gattungen gleich ernſt, beſtimmt, deutlich und von geſchmackvoller Correctheit. T.

Humor. Humoriſtiſch. Nicht leicht ſind über einen Gegenſtand Erklärungen und Urtheile verſchiedener ausgefallen, als über den Humor und das Humoriſtiſche. Der Grund davon dürfte weniger in der allzu großen Schwierigkeit, als in der Nichtbeachtung deſſen liegen, daß es hiebei eines drei Mal veränderten Standpunktes bedürfe. Man gebraucht den Ausdruck Humor nämlich in einer dreifachen Bedeutung, in der **phyſiologiſchen**, **pſychologiſchen** und **äſthetiſchen**, und es wird nie gelingen, hier zum reinen Verſtändniß zu gelangen, wenn man dieſe Bedeutungen nicht gehörig unterſcheidet. Bekanntlich heißt das Lateiniſche Wort Humor **Feuchtigkeit**; die gangbare Bedeutung aber iſt **Laune**, **Aufgelegt**-, **Aufgereimtſeyn** u. ſ. w. Man ſieht leicht, daß die

letztere Bedeutung die pſychologiſche, die erſte die phyſiologiſche iſt, und daß beide auf irgend eine Weiſe zuſammenhängen müſſen. Um dieſen Zuſammenhang zu erklären, müſſen wir bis auf Hippokrates und Galen zurückgehen. Als dieſe berühmten Aerzte ihre Syſteme entwarfen, waren Phyſik und Chemie, im Zurückgehen von dem Zuſammengeſetzten auf das Einfache, bis auf 4 Elemente gekommen, Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Aus dieſen 4 Elementen hatten ſchon ſehr alte Phyſiker eben ſo viele Ureigenſchaften der Dinge abgeleitet, aus dem Feuer die Wärme, aus dem Waſſer die Kälte, aus der Luft die Feuchtigkeit, aus der Erde die Trockenheit, und aus dieſen vier Ureigenſchaften aller Dinge erklärte man alle phyſiſchen Verſchiedenheiten derſelben, wofern dieſe eben vierfach waren, z. B. die Tags- und Jahreszeiten, die 4 Himmelsgegenden, die 4 Hauptwinde, die 4 Stufen des menſchlichen Alters. In dem menſchlichen Körper nahm man aber 4 Hauptſäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an, **Blut, Schleim, ſchwarze und gelbe Galle**; und dieſe 4 Hauptſäfte wurden auf die 4 Ureigenſchaften aller Dinge zurückgeführt, und durch beide der Grund auch von geiſtigen Verſchiedenheiten der Menſchen erklärt. Uebergewicht von Blut bewirkte im Körper warme Feuchtigkeit, von Schleim kalte Trockenheit, von gelber Galle trockne Wärme, von ſchwarzer Galle kalte Trockenheit. Hieraus leitete man nun die 4 **Temperamente** ab, deren Theorie Galen vornehmlich ausbildete. Da die Schule der Arabiſchen Aerzte des Mittelalters ſich auf ihn gründete, ſo pflanzte ſich ſeine Lehre durch Avicenna, Averroes u. A. fort, und dauerte bis ins 17te Jahrhundert. Die Benennungen der Temperamente weiſen noch darauf zurück, denn wir finden in ihnen jene 4 humores wieder, im ſanguiniſchen das Blut, vom Lateiniſchen Sanguis, im phlegmatiſchen den Schleim, vom Griechiſchen Worte Phlegma, d. i. Schleim. Choleriſch kommt her von dem Griechiſchen Worte Cholera, d. i. gelbe Galle; melancholiſch von den Griechiſchen Wörtern Meläna Chole, d. i. ſchwarze Galle. Man ſieht, welche wichtige Rolle nach dieſer Theorie die Feuchtigkeiten in der menſchlichen Organiſation ſpielten. Indem Galen auch bei der Heilkunſt eine vorzügliche Rückſicht auf dieſe 4 humores nahm, ward er Vater der **Humoralpathologie**, d. i. jener Krankheitslehre, welche, um die Geneſung zu bewirken, auf Verbeſſerung der Säfte ausgeht. Durch Boerhave und Gaubius kam ſie in neuerer Zeit, jedoch mit andern Modificationen, indem dieſe für jede Krankheit eine beſondere **Schärfe** annahmen, wieder in Flor. Genug aber, um zu zeigen, wie der phyſiologiſche Humor ſich nach jener, Jahrhunderte lang geltenden, Theorie als wirkliche Feuchtigkeit zu erkennen gibt, und angenommen, daß die Sache, wenn auch nicht ganz, doch nur auf ähnliche Art ſich ſo verhalte, wie dieſer Humor auch auf die Aeußerungen der Seele einen mächtigen Einfluß haben müſſe. Wenigſtens kann es jetzt nicht befremdend ſeyn, von einem pſychologiſchen Humor zu hören, und es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Ausdruck hier metaphoriſch genommen ſey. Die Franzoſen haben in dieſem Sinne das Wort humeur, die Engländer humour. Den Engländern ſagt man nach, daß ſie beſonders im humour ſich auszeichnen, und wirklich iſt vornehmlich durch Schriftſteller dieſer Nation der Ausdruck Humor und humoriſtiſch in neuerer Zeit in Gebrauch und Umlauf gekommen. Einer ihrer berühmten Schauſpieldichter, der ſelbſt in zwei Luſtſpielen den humour zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung gewählt hat, **Ben-Johnſon**, gibt uns in einem derſelben (Eve-

ry Man out of his Humour) die beſte Erklärung dieſes metaphoriſchen Ausdrucks. Er ſagt: „Humour, im phyſiſchen Verſtand genommen, beſteht aus Luft und Waſſer, und hat die Eigenſchaften der Näſſe und Flüſſigkeit. Gieße Waſſer auf den Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Eben ſo fließt auch die Luft, wenn man ſie durch ein Horn oder Trompete zwingt, augenblicklich hinweg, und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus zieh' ich den Schluß: dasjenige, was feucht und flüſſig iſt, und folglich keine Conſiſtenz hat, iſt Humour. Das Choleriſche, das Melancholiſche, das Phlegma im menſchlichen Körper werden alſo genannt, und ſo kann man durch eine Metapher auch der menſchlichen Seele Humour beilegen. Wenn z. B. eine beſondere Eigenſchaft einen Menſchen ſo beherrſcht, daß ſie alle ſeine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeiſter in ihrem Fluſſe einen und denſelben Weg zu nehmen zwingt." Leſſing war der Erſte, der das Wort Humor in dieſem Sinne durch Laune überſetzte, erklärte aber nachher (Hamb. Dramaturgie, No. 2., 308. Anm.), ſehr Unrecht daran gethan zu haben, „denn," ſagt er, „ich glaube es unwiderſprechlich beweiſen zu können, daß Humour und Laune ganz verſchiedene, ja in gewiſſem Verſtande ganz entgegengeſetzte Dinge ſind. Laune kann zu Humour werden; aber Humour iſt, außer dieſem einzigen Falle, nie Laune." Daß Leſſing hierin Recht gehabt, wird der Art. Laune zeigen, aus welchem ſich ergeben wird, daß Humor und Laune zwar in pſychologiſcher, nicht aber in äſthetiſcher Bedeutung ſich entſprechen. Dort werden wir finden, daß Laune zu Humor nur durch den Launigen wird. Bei dieſem finden wir jene Stimmung der Sele, jene eigene Wendung der Einbildungskraft, durch welche die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen, und unter einem hervorſtechenderen, ſeltſameren, originellen Charakter erſcheinen. Der Geiſt erhebt ſich über das Alltägliche, ſetzt die eingeführten Regeln hintan, treibt ſeinen Scherz mit ihnen, freut ſich ſeiner Unabhängigkeit. Mit Wohlgefallen und Leichtigkeit entwiſcht ihm der eben ſo aufrichtige als offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee in der individuellſten Tonart, womit ſie ihn ergriffen, und in der Ueberraſchung, welche dieſe Freimüthigkeit, dieſe Sorgloſigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt, liegt kein geringer Reiz. Hier wird alſo die Laune zu Humor, und wir würden einen ſolchen Charakter, wo wir ihn dargeſtellt fänden, für einen humoriſtiſchen erklären müſſen. Wie aber, auch die Darſtellung? Hier liegt's! Als man die Unterordnung der Laune unter das Lächerliche machte, dachte man bloß an humoriſtiſche Charaktere, nicht an humoriſtiſche Darſtellung und humoriſtiſche Dichter. Wie aber dieſe letzter vorzugsweiſe Humoriſten genannt werden, ſo ſollte, dies iſt Leſſings Meinung, der äſthetiſche Humor auch vorzugsweiſe den Namen des Humors behalten, und nicht, wie im Pſychologiſchen, mit der bloßen Laune verwechſelt werden. Daß dies keine willkührliche Foderung ſey, ſieht man ſchon daraus, weil der pſychologiſche Humor nur in Einem Falle ſich zugleich als äſthetiſcher zeigt, noch mehr aber daraus, weil, wie aus jenem folgt, der äſthetiſche ungleich mannigfaltiger iſt. Man nehme das erſte beſte wahrhaft humoriſtiſche Werk zur Hand, und man wird ſich leicht überzeugen, daß nicht bloß das Beluſtigende, das Lächerliche, das Sonderbare, ſondern auch das Ernſte, das Wehmüthige, das Erhabene, ja das Feierliche ſelbſt in demſelben uns begegnen. Es muß alſo wohl et-

was anderes ſeyn, als die bloße Ausführung der Laune, der durch ſie beſtimmten Charaktere, und ſelbſt launiger Einfälle und launiſcher Ausfälle, was ſolche Werke zu humoriſtiſchen macht. Daß es eine eigene Art der Darſtellung ſey, leuchtet jedem eben ſo bald ein, als daß in dieſer Art der Darſtellung der Grund liege, warum man bei ihr ſo ſehr an die Urſachen und Erſcheinungen des pſychologiſchen Humors erinnert wird, daß man kein Bedenken getragen hat, ſie mit demſelben Namen zu bezeichnen. Wie in aller Welt aber, ſo muß man fragen, kommt ein Dichter dazu, der mit der kühnſten Imagination den lebhafteſten Witz, Tiefe des Geiſtes, Zartheit des Gefühls, ſo viel Vernunft und Wahrheitsſinn vereinigt, — denn dies alles, und mehr noch findet man in den echten Humoriſten, — auf eine in Stoff und Ausdruck ſo ſonderbare und ungewöhnliche Weiſe darzuſtellen, daß ſeine Darſtellung und er ſelbſt faſt thöricht ſcheinen? Man hat oft genug geſagt, und Garve ſagt es auch, daß dies nichts als Folge des, ſolchen Dichtern inwohnenden, pſychologiſchen Humors ſey, daß ſie in dieſer Stimmung ſeltſame und außerordentliche Gedanken und Einfälle hervorbringen, Träume eines Wachenden, der aber ein vorzüglicher Kopf iſt, Ideen, welche durch ihre Abweichung von den Ideen anderer Menſchen in Verwunderung ſetzen, und daß dieſe Ideen und Bilder, wie ſie ſich wider Willen dem Dichter aufdrangen, ohne ſein Zuthun von ſelbſt ihren Fortgang, auf eine nicht minder ſonderbare und ſeltſame Weiſe, nehmen. Der poetiſche Humor ſoll alſo eben ſo unbewußt und unwillkührlich ſeyn, als der pſychologiſche. Aber, bemerkt Jean Paul Richter mit Recht, würde jener nicht von freier Abſicht erzeugt: ſo könnt' er nicht den Vater unter dem Schaffen ſo gut äſthetiſch erfreuen, als den Leſer; und eine ſolche geborne Anomalie müßte gerade alle vernünftigen Menſchen für Humoriſten nehmen, und wäre der wahnſinnigſte Schiffspatron des Narrenſchiffs ſelber, das er commandirte. Iſt nun aber die humoriſtiſche Darſtellung eine mit freier Abſicht erzeugte, ſo muß man um ſo mehr fragen, ob bloß Grille, oder, wie bei den andern Arten äſthetiſcher Darſtellung, ein nothwendiger Grund den Dichter beſtimmte. Läßt man ſich nur von den vielen hier herrſchenden falſchen Anſichten nicht irre leiten, und hält nicht das Zufällige für das Weſentliche, ſo wird man hierüber nicht in Zweifel bleiben. Wie überall, ſo wird auch hier die Darſtellung durch des Dichters Weltanſchauung bedingt; und wenn wir nun auf dieſe eine achtſame Rückſicht nehmen, ſo finden wir den Humoriſten in der Mitte zwiſchen dem Komiker und Satyriker. Beide ſtellen dar die, aus nicht befolgter objektiver Norm der Vernunft, verſcherzte Selbſteinigkeit des Menſchen. Zweierlei Gattungen von Menſchen verſcherzen ſie, die Narren und die Schurken. Beide haben die Verkehrtheit mit einander gemein, nur daß ſie bei dieſen abſichtlich und bewußt iſt, während jene ſich feſt einbilden, durchaus nicht verkehrt zu ſeyn. Dort liegt der Fehler in der Geſinnung und dem Willen, hier in dem Verſtand, und das macht die einen verabſcheuungswerth, die andern nur lächerlich. Jene ſind darum ein Gegenſtand für den Satyriker, dieſe für den Komiker, deren Darſtellung, wie an ſeinem Orte gezeigt werden ſoll, hiedurch beſtimmt wird. Der Humoriſt, wie geſagt, ſteht zwiſchen beiden, nähert ſich aber mehr dem reinen Komiker durch ſeine Dispoſition, auch da noch lächeln zu können, wo Andre das Geſicht in düſtre Falten ziehen. Der wahre Humoriſt,

der nichts ohne Menſchenliebe iſt, ſieht die menſchliche Natur als eine eigene Miſchung guter und ſchlimmer Eigenſchaften an, und im Ganzen mehr Schwachheit als Verbrechen, mehr Thorheit als Laſter. Er führt alle, auch die moraliſche, Verkehrtheit auf ein falſches Urtheil zurück, mit dem Unterſchied aber vom Komiker, daß er ſelbſt ſich mit allem anſcheinenden Ernſt unter die falſch Urtheilenden ſtellt, und zu der Klaſſe zu gehören ſcheint (daher die humoriſtiſche Subjektivität, die Rolle eines parodiſchen Ichs, wie Jean Paul ſagt), während der reine Komiker, auch wo er, ohne ins Didaktiſche überzugehen, nur das Factum darlegt, doch leicht als auſſerhalb der Klaſſe befindlich erkannt wird. Wie ſehr auch von der Hoheit überzeugt, zu welcher die menſchliche Natur ſich ſteigern läßt, hat der Humoriſt doch das befangene Menſchengeſchlecht, wenigſtens ſeinem jetzigen Zuſtande nach, losgeſprochen von der, alle Freuden des irdiſchen Daſeyns raubenden, Mühe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wiſſen, weil Wiſſenſchaften, Politik, Erziehung, Druck der Verhältniſſe u. a. m. ſchon am Fuße des Berges einen ſo dichten Verhau gemacht haben, daß oft auch der muthigſte Wille und die kühnſte Kraft ihn nicht durchbrechen können. Es gibt für den Humor, wie Jean Paul ſagt, keine einzelne Thorheit, keine Thoren, ſondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menſchen weder lächerlich noch abſcheulich, ſondern bedauernswerth, woraus ſich jene milde Empfindſamkeit erklärt, welche dem Humoriſten vor andern eigen iſt, und durch welche ſeine Stimmung bald bis zum weichen Elegiſchen herab, bald bis zum erhabenen Pathos hinaufſteigt, jenes, wenn er die Lage des Menſchengeſchlechts, dieſes, wenn er die Gegenſtände bedenkt, welche die Rolle des Schickſals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt ſich der Gedanke an beide zugleich ſeiner Seele, ſo entſteht jene Luſtigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme ſcherzt, und, gleichſam als wollte ſie den Schmerz betäuben, eine Ausgelaſſenheit affectirt, in welcher der lebhafteſte Witz ſarkaſtiſch lauter barocke Behauptungen ausſtrömt. Er erniedrigt, wie Jean Paul bemerkt, das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu ſetzen, und ſo beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit alles gleich iſt und Nichts. Dieſe Stimmung, welche den Humoriſten von ſeiner ernſten und erhabenen Seite zeigt, — denn er hat, wie Janus, ein Doppelgeſicht, — darf aber nicht die vorherrſchende ſeyn, weil er ſonſt nur verwunden würde, da er doch, menſchenliebend wie er iſt, vielmehr heilen, und aus der Entzweiung die Harmonie wieder herſtellen will. Darum kehrt er weniger ſein Geſicht mit dem Ausdruck des erhabenen Ernſtes nach den Menſchen hin, als das andere voll milden Lächelns. Sein Streben iſt dahin gerichtet, die Menſchen in eine mittlere Region zu führen, wo ſie, zwar nicht frei von den Stürmen und Dünſten, doch einen milden Himmel ſehen, und des Sonnenſcheins ſich freuen, Himmel und Erde zugleich genießen können. Welche Mittel ihm dabei zu Gebote ſtehen? „On voit sortir des traits d'une morale douce et sublime, et des aperçus profonds sur le coeur, dont il demêle le plus délicats mouvemens. Et puis il parait si disposé au bonheur! il le trouve si facilement. Quel plaisir on goûte dans cet abandon de son ame, dans cet innocent libertinage de son imagination, sur-tout dans ce sentiment de bonté, d'indulgence, de bienveillance universelle qui l'attache à tous

les hommes.“ Da ſind ſie beiſammen, dieſe Mittel, wie ſie Suard in einer feinen Charakteriſtik Sterne's verzeichnet hat. Wer ſagt ſich nun aber nicht ſelbſt, daß alles dies von weſentlichen Folgen für die Darſtellung ſeyn werde? Der Stil, das Colorit des Humoriſten können nicht weniger eigenthümlich ſeyn, als ſeine Weltanſchauung; dieſe wird ſich in jenen ſpiegeln. Die humoriſtiſche Schönheit wird daher kaum eine andere ſeyn können, als eine unregelmäßige, wobei der Willkühr der Laune oder des kleinen eigenſinnigen Geiſtes Capriccio, wie Wieland ihn nennt, ungleich mehr Einfluß verſtattet ſeyn wird, als in Werken von regelmäßiger Schönheit der Fall ſeyn kann und darf. Gebräche es hier nicht an Zeit und Raum, ſo ließe ſich an den Darſtellungen eines Sterne, Hippel, Jean Paul u. A. (ich nenne hier Viele nicht, weil ſie bloß komiſche, ſatyriſche, witzige, launige Schriftſteller ſind, aber keine humoriſtiſchen,) ausführlicher zeigen, worin dieſe Schönheit beſtehe und wie ſie entſtehe, vielleicht auch, wie man ſie verfehle. Hieraus würde man ſehen, daß humoriſtiſche Werke etwas Lyriſches an ſich haben, und daß die durchſcheinende, mehr oder weniger liebenswürdige, Subjektivität des Dichters keinen geringen Antheil an dem Vergnügen habe, welches ſie gewähren. Brauchts nun der Erinnerung, daß der Humor nicht zum Spleen werden dürfe? Daß der Humoriſt auch im Ton, in den Wendungen, Ausdrücken, dem ganzen Colorit alles vermeiden müſſe, was an dieſen böſen Dämon erinnert? Die feinſten Bemerkungen über humoriſtiſche Darſtellungsweiſe findet man bei Jean Paul (Vorſchule der Aeſthetik), dem Erſten, welcher auch den epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen Humor unterſchied. Dieſer ſelbſt vorzügliche Humoriſt erklärt Humour für das romantiſche Komiſche, das umgekehrte Erhabene, worin das Endliche auf das Unendliche, der Verſtand auf die Idee angewandt wird, und gibt 4 Beſtandtheile deſſelben an: Humoriſtiſche Totalität (wo nicht das Einzelne, ſondern das Endliche, durch den Contraſt mit der Idee, vernichtet wird), die vernichtende oder unendliche Idee, die humoriſtiſche Subjektivität und humoriſtiſche Sinnlichkeit. Der weitern Ausführung bedarf es nicht; man ſuche ſie bei ihm ſelbſt. Sollte man auch Bedenken tragen, ſeine Theorie unbedingt zu unterſchreiben, ſo wird man doch des Wahren und Tiefen hier mehr als ſonſt irgendwo finden. dd.

Humoral, was auf die Flüſſigkeiten Bezug hat, daher Humoralpathologie, in der Medicin, die Lehre von den Krankheiten, inſofern die Urſachen derſelben in Veränderungen der Flüſſigkeiten oder in Abweichungen der Säfte des Körpers von ihrer naturgemäßen Menge und Beſchaffenheit geſetzt werden. (S. Humor.) Ihr entgegen wird die Solidarpathologie geſetzt, welche die Urſachen der Krankheiten in Abweichungen der feſten Theile des Körpers und deren Verrichtungen ſuchte. Die Anſichten der ſogenannten Humoralpathologen waren jedoch ſelbſt verſchieden, nach dem jedesmaligen Stande ihrer Kenntniſſe von der Natur und dem menſchlichen Körper insbeſondere. (ſ. Arzneikunde. Hoffmann. Stahl u. A.). So einſeitig, irrig und zum Theil grob mechaniſch die Vorſtellungen waren, die ſich die Stifter und Anhänger der Humoralpathologie meiſt von der Beſchaffenheit der Säfte, ihrer Verderbniß und dem Antheil, den ſie an der Entſtehung der Krankheiten hatten, machten, ſo hatten ſie doch eine dunkle Ahndung der

Wahrheit, welche ſie nur auf einem falſchen Wege zu erreichen ſuchten. Sie irrten, aber die Solidarpathologen irrten eben ſo ſehr, wenn ſie die Säfte des Körpers von allem Antheil an der Entſtehung der Krankheiten ausſchloſſen. Die jetzige geläuterte Pathologie verwirft die gemäßigte Humoralpathologie nicht, indem die flüſſigen ſo wie die feſten Theile zum Ganzen unſers Organismus gehören, und beide von einander unzertrennlich ſind, ſo daß die Abweichung der feſten Theile in ihrer Function augenblicklich auch Abänderung der Säfte zur Folge haben muß. (S. Pathologie.) H.

Hundsrück, der Name eines waldigen Landſtrichs zwiſchen der ehemaligen Grafſchaft Sponheim, dem ſonſtigen Fürſtenthum Simmern, der Moſel und dem Rhein. Zuweilen dehnt man ihn noch über Simmern und einen Theil von Sponheim aus. Man leitet den Namen von den Hunnen ab, denen dieſe Gegend von den Römern eingeräumt wurde.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Juli bis zum 23. Auguſt, weil während derſelben der Hundsſtern (Sirius) zugleich mit der Sonne aufgeht. Man ſchrieb ſonſt dieſem Geſtirn und ſeiner Vereinigung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in dieſem Zeitraum am drückendſten iſt.

Hundswuth, eine meiſt bei den Hunden, auch bei Katzen, Wölfen u. a. m. (doch wahrſcheinlich bei dieſen ſeltener) vorkommende ſpecifiſche Krankheit, welche auf folgende Art ſich äußert: In der erſten Periode verliert der Hund ſeine ſonſtige Freundlichkeit und Geſelligkeit, trauert, ſucht die Einſamkeit, verſäumt das Eſſen, oder läßt es gar ſtehen, will nicht ſaufen, gehorcht ſeinem Herrn nicht, kennt ihn wohl gar nicht mehr, oder wedelt nur mit dem Schwanze, wenn er ihn ſieht, läßt ſich zwar noch von ihm ſtreicheln, auch wohl auf den Arm, mit zur Jagd oder zu andern Geſchäften nehmen, iſt aber dabei doch immer träg und mürriſch, beißt um ſich, wenn er nur ein wenig gereizt wird, iſt ſtille, verkriecht ſich an dunkle Orte, ohne zu ſchlafen, und läßt ſich ohne Murren nicht leicht anlocken. Seine Augen werden trübe oder fließend, er läßt die Ohren und den Schwanz hängen, und wirft ſich oft ſprungsweiſe auf alles hin, was ihm aufſtößt oder dargeboten wird. Sobald man ſolche Zeichen an dem Hunde gewahr wird, iſt die Krankheit ſchon im Entſtehen, und ſie geht in einigen Tagen, zuweilen aber ſchon nach 12 bis 24 Stunden in die wirkliche Wuth oder die zweite Periode über. In dieſer wachſen alle vorherigen Zufälle ſchnell an; das Thier ſchäumt vor dem Maule, das beſtändig offen ſteht, es läßt die bleifarbige Zunge heraushängen, die Augen ſehen roth, feurig, die Haare ſträuben ſich, und ſtehen empor, das Thier knirrſcht mit den Zähnen, hat eine heiſere Stimme, ohne zu bellen, ſucht immer zu flüchten, und läuft wild, ohne beſtimmtes Ziel, oft in krummen Linien, ohne ſich aufhalten zu laſſen, umher. Geſunde Hunde fliehen vor einem ſolchen, bellen ihn nicht einmal an, verfolgen ihn nicht, ſondern ſchmeicheln ihm eher ganz furchtſam. Alles, was ihm begegnet, wenn er es ſieht, fällt er an, ſchnappt und beißt nach allem, ohne zu bellen. Er wirft ſich zu Boden, ſteht ſchwach wieder auf, ſchäumt immer mehr, bekommt Zuckungen und fällt plötzlich tod nieder. Dieſe Periode kann 3 bis 4 Tage dauern. Die Krankhiet iſt eine von den ſpecifiſchen, deren eigene Natur noch nicht entdeckt iſt; ſie iſt tödlich, und erzeugt im Körper des kranken Hundes ein Gift, wodurch ſie ſich ſowohl auf andere Thiere, als auf Men-

ſchen fortpflanzt. Der Name Wuth iſt für die Krankheit nicht ganz paſſend, da die Wuth oder Tollheit nur ein einzelnes Symptom derſelben iſt, das nicht einmal jedesmal vorhanden iſt, indem manche Hunde nur die ſogenannte ſtille Wuth bekommen und plötzlich abſterben. Unter die veranlaſſenden Urſachen rechnet man beſonders große und anhaltende Kälte, große Hitze, ſchnelle Abwechslung von Hitze und Kälte, wenn z. B. die Hunde unter dem heißen Ofen liegen und dann wieder plötzlich in die Kälte kommen, zu vieles Fleiſch freſſen, beſonders von verdorbenem Fleiſch, unbefriedigten Geſchlechtstrieb, endlich und hauptſächlich die Anſteckung durch den Biß eines andern an dieſer Krankheit leidenden Thieres. Ob bloß der Speichel des wüthenden Thieres die Krankheit errege, oder ob ſelbſt das Belecken von demſelben, der Genuß des Fleiſches und der Milch (z. B. von Kühen, welche gebiſſen worden ſind), dies vermöge, darüber ſind zwar die Meinungen getheilt, allein der Vorſicht gemäß iſt es, auch jene Anſteckungsart anzunehmen und Maßregeln dagegen zu ergreifen. Schon wenn ſich die Zeichen der erſten Periode bei dem Hund einſtellen, muß man die äußerſte Vorſicht gebrauchen. Ein ſolcher Hund muß entweder ſogleich getödtet, oder doch ſehr ſorgfältig verwahrt werden, denn ſchon von dieſen iſt der Biß giftig und vermag dieſe ſchreckliche Krankheit zu erregen. Ueber die durch den Biß eines wuthkranken Hundes bei dem Menſchen erregte Krankheit ſ. unter dem Artikel Waſſerſcheu das Weitere. H.

Hunger. Durch den beträchtlichen Abgang, welchen der menſchliche, wie überhaupt jeder thieriſche Körper erleidet, wird das Blut ſo verdickt, daß es endlich gerinnen müßte, wenn jener Abgang nicht erſetzt würde. Daraus entſteht die Empfindung des Hungers und Durſtes, oder das Verlangen nach Speiſe und Trank (ſ. Durſt). Der erſte Grad des Hungers iſt die Eßluſt oder der Appetit, der, wenn er unbefriedigt bleibt, in den eigentlichen Hunger übergeht. Hält dieſer an, ſo verurſacht er anfangs Uebelkeit; wegen der ſich vermindernden Blutmaſſe nimmt die Leerheit der Gefäße zu, die Bewegung des Herzens und der Arterien aber, beſonders an ihren Endigungen, immer mehr ab. Der Puls wird ſchwächer, aber ſchneller; der Wärmeſtoff verfliegt; es entſteht Fröſteln und Gähnen: die Haut wird trocken, blaß, mager, ſchwindet, runzelt und faltet ſich, die Brüſte welken; das Blut und die daraus abgeſchiedenen Säfte zerſetzen ſich und werden ſcharf oder faulicht. Das aufgelöſete, verdorbene Blut quilt aus der Naſe und andern Oeffnungen. Die Oeffnungen der Nerven des Magens werden von den ſcharfen Säften angegriffen, erregen unerträgliche Schmerzen und unausſtehlichen Durſt. Die Blutgefäße des Magens werden zerfreſſen oder das aufgelöſte Blut dringt durch. Jetzt erfolgen Zuckungen, Schlafloſigkeit, Phantaſien und ſelbſt Raſerei, welche durch Selbſtmord oder ſchreckliche Convulſionen endigen. Je jünger, rüſtiger und geſunder der Menſch oder das Thier iſt, je mehr er ſich bewegt, je kälter die Witterung, je kräftiger der Magen iſt, deſto eher macht der Hunger dem Leben ein Ende. Manche Menſchen ſtarben ſchon am dritten, andere erſt am 28ſten Tage.

Hunnen, ein nordaſiatiſches, vielleicht zu den Finnen gehöriges Stammvolk, das nomadiſch an China's Gränzen wohnte. Erſt mit der Regirung des Me-te, eines Sohnes des Teu-Man, gegen deſſen Einbrüche die Chineſen 209 vor Chr. die große Mauer erbau-

ten, tritt die Geſchichte der Hunnen aus dem Dunkel hervor. Ein mächtiges, nicht uncultivirtes Volk, herrſchten ſie über die Mongolei und den größten Theil Nordaſiens, bis an das Caſpiſche Meer und die Gränzen Tibets, und waren lange den Chineſen gefährliche Nachbarn. Nachdem aber innere Unruhen ihre Macht geſchwächt hatten, gewannen die Chineſen eine, wiewohl zweifelhafte und oft unterbrochene Oberherrſchaft über ſie, und machten ihrem nördlichen Reiche ſchon im Jahre 93, ihrem ſüdlichen aber im 5. Jahrhundert ein Ende. Nach dem Untergange des alten Hunnenreiches im Norden zog ein Theil dieſes Volks nach Yuen=pan zu den Quellen des Jaiks, unfern der Wohnungen der Baſchkiren. Das Land ward in der Folge Tangu oder Großhungarien genannt. Allein ſchon zu den Zeiten Auguſts wohnten nach dem Zeugniß der Römiſchen Geographen Hunnen am Caſpiſchen Meere. Die neuen Ankömmlinge hatten gegen Südweſt die Alanen, und näherten ſich den Gränzen der Römer. Während ſie ſich nach Norden und Süden ausbreiteten, blieben ſie im Oſten durch Kriege mit den Chineſen in Verbindung. Als aber die To=pa oder So=ten, die anfangs am Amurfluſſe wohnten und ſich im Weſten von China verbreiteten, zu Anfang des 4ten Jahrhunderts die Sienpi aus ihren Beſitzungen trieben, drängten dieſe wieder die Hunnen nach Weſten dem Caſpiſchen Meere und Pontus Euxinus zu. Nach einem blutigen Kampfe mit den Alanen vereinigten ſie ſich mit denſelben, um über den Pontus Euxinus zu gehen und die Gothen anzugreifen (376), wodurch der Anfang zu der großen Völkerwanderung gemacht wurde. Mit ihnen kamen viele von ihnen überwundene Nationen; ſie unterwarfen ſich alle an der Nordſeite der Donau wohnenden Völkerſchaften. Mit den Römern kriegten ſie bald, bald dienten ſie hordenweiſe unter ihren Fahnen. Ruas zwang den Römern einen Tribut ab. Ihm folgten 433 ſeine Neffen Bleda und Attila, des Mandras (Munzuks) Söhne. Dieſe richteten ihre Waffen gegen die Deutſchen und Sarmaten. Bleda ſtarb, aber Attila ſetzte ſeine Eroberungen fort, und ſtiftete eins der ausgedehnteſten Reiche, das die Geſchichte kennt. (S. Attila.) Mit ſeinem Tode zerfiel das Reich; aber noch lange wohnten Hunniſche Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mäotis, bis endlich Volk und Name verſchwinden.

Hunter. Dieſer Name gehört zwei in der Geſchichte der Arzneikunſt berühmten Brüdern an. 1) William Hunter, geb. in Kilbridge in der Grafſchaft Lanerk in England 1718, bildete ſich ſchon früh zu einem der größten Anatomen, Wundarzt und Geburtshelfer, und ſtarb nach mehreren ehrenvollen Anſtellungen als Leibarzt der Königin von England 1783. Mit einem hohen Grade von Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt begabt, machte er mehrere für die Naturkunde des Menſchen ſehr wichtige Entdeckungen, z. B. über die Umbeugung des uterus, und die angebornen Leiſtenbrüche ꝛc. Eben ſo eifrig beſchäftigte er ſich mit andern Zweigen der Naturgeſchichte, und ſammelte von ſeiner Jugend an ein ſehr reichhaltiges Naturalienkabinet; ſo wie er auch ein ſchätzbares Münzkabinet beſaß, welches C. Combe beſchrieben hat. Mit jenen Eigenſchaften verband er eine große Kenntniß der alten Literatur, und dadurch ſcheint er auch in den Stand geſetzt worden zu ſeyn, ſich als Lehrer und mediciniſchen Schriftſteller auszuzeichnen. An ſeinen Schriften wird Beſtimmtheit, vielſeitige, ſcharfſinnige Beobachtung und ausgebreitete Gelehrſamkeit vorzüglich gerühmt. Hieher gehört

ſein Hauptwerk: Anatomy of the human gravid uterus, Lond. 1775. Fol., auch Lateiniſch; eine Reihe von Abhandlungen und Aufſätzen in den Philosophical Transactions und in den Schriften der mediciniſchen Geſellſchaft in London, Deutſch: W. Hunters medicin. chirurg. Beobachtungen und Heilmethoden aus dem Engliſchen geſammelt und mit Zuſätzen herausgegeben von C. G. Kühn. Leipzig, 1781. 2 Bde. 8., mit Kupfern, und Hunters Leben: welches auch Engliſch, Lond. 1783. 8. herauskam. 2) John Hunter, der jüngere Bruder des vorigen, geb. 1728, ſtudirte unter ſeines Bruders Anleitung in London Anatomie und Chirurgie; und zeichnete ſich nachher ebenfalls als einen großen praktiſchen Wundarzt aus, ſo daß er endlich 1789 Generalwundarzt und Oberaufſeher über die Engliſche Armee wurde, und als ſolcher 1793 ſtarb. Er iſt jedoch nicht blos als praktiſcher Arzt, ſondern auch durch ſeine geiſtreichen und glücklichen Naturforſchungen, ſelbſt im Auslande berühmt, welche er in mehreren Werken, z. B. in der natural history of the human teeth. 1771. 4. Suppl. 1778. 4. (Deutſch, Leipzig, 1780. 8. 2 Thle mit Kupf.): on the venereal disease, 1786. 4. (Deutſch Leipz. 1787. 8. mit Kupf.); a treatise on the blood, inflammation and Gun-Shoot Wounds, Lond. 1794. 4. (Deutſch von E. B. G. Hebenſtreit, Leipz. 1797. 2 Bde. 8. mit Kupf. nebſt ſeinem Leben) und in mehreren, auch in Deutſchen Journalen überſetzten Abhandlungen mittheilte. Auch beſaß er ein ſehr ſeltenes anatomiſches Muſeum, und wendete ſeine beträchtlichen Einkünfte mit vielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Verſuche in der Naturkunde.

Huronen, eine vormals zahlreiche Völkerſchaft, welche (um das Jahr 1650 von den Irokeſen aus ihren Wohnplätzen am Huronſee verdrängt wurden, und ſeitdem an dem ſüdweſtlichen Ende des Erieſees um den Fluß und See Sanduski wohnen. Auch befindet ſich von ihnen ein Stamm bei Quebec in Loretto und bei Detroit unter dem Namen der Tionnontaten, in Carolina und Virginien. Zu ihrem Stamme gehören die Irokeſen, welche jene ihre Väter nennen, und durch einen großen Krieg mit den Algonkinen, der noch bei der Ankunft der Franzoſen in Canada dauerte, in welchen die Huronen als Nachbarn der erſtern verflochten waren, ſehr in die Enge getrieben und geſchwächt wurden. Sie beſtehen aus fünf mit einander verbundenen Nationen, den Mohawks, den Oneideos, den Onondages, den Cayugas und den Senekas. Dieſen ſind ſeit 1711 die ſechſte Nation der Fuscarogas einverleibt, an deren Statt einige die Delawaren nennen, daher ſie jetzt die ſechs Nation heißen. Einige rechnen noch die ſiebente Nation der Niager oder Nicariager zwiſchen dem Huron- und Michiganſee, ingleichen die achte der Meſſiſaguer, gegen Nordoſt vom Huronſee dazu, welche beide von den Irokeſen beſiegt und mit ihnen vereinigt worden ſind. Ihre Beſitzungen außer dem erwähnten Gebiete, das ſie den Huronen abgenommen haben und als Jagdrevier brauchen, wiewohl andere dieſen Diſtrikt als die Wohnung der Nordirokeſen angeben, die von den ſechs Nationen als Ueberläufer und Abtrünnige angeſehen werden, liegen zwiſchen Neuyork, Penſylvanien, dem See Ontario und Lorenzfluß; gegen die Miamis begränzt ihr Land der gleich genannte Fluß und gegen die Cherokeſen der Cherokee- oder Hogehegeefluß. Das Land, das ſie ehedem am Sorelfluſſe bis an Oswego und den Delawar beſaßen, traten ſie gegen ein jährliches Geſchenk an die

Engländer ab, und es gehört jetzt zum Amerikaniſchen Freiſtate. Seit 1664 ſind ſie Unterthanen und Bundesgenoſſen der Engländer.

Huſaren, urſprünglich der Name der Ungariſchen Reiterei, welchen ſie 1458 erhielt, als Mathias I. den Prälaten und Edelleuten des Reichs befahl, ſich mit ihren Reitern in ſeinem Lager einzufinden. Damals mußte von 20 Häuſern ein Mann geſtellt werden; und ſo entſtand aus den Ungariſchen Worten Huſz zwanzig, und ar, die Löhnung, der Name Huſzar, Huſar. Später wurde dieſe leichte Reiterei von den übrigen Europäiſchen Mächten in Bewaffnung und Kleidung nachgeahmt.

Hußiten. Huß (Johannes), geb. den 6. Juli 1373 zu Huſſinecz bei Prachaticz in Böhmen, daher er ſich Huß oder Joh. von Huſſinecz nannte, ging von ſeinem Grundherrn und andern Gönnern unterſtützt, 1389 auf die Univerſität nach Prag, wo er bald durch Fleiß und gute Sitten ausgezeichnet war; als Famulus eines Profeſſors Zugang zu deſſen Bibliothek, und dadurch Gelegenheit bekam, ſich eine in jenem Zeitalter vorzügliche theologiſche Bildung zu erwerben. 1396 wurde er Magiſter, und fing 1398 an, öffentlich theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten. Der Umſtand, daß ihm 1402 das zufolge einer Privatſtiftung beſtehende Amt als Böhmiſcher Prediger an der Bethlehemscapelle zu Prag übertragen ward, begründete ſeinen Einfluß auf das Volk, das ſeine populären Predigten mit nicht geringerem Beifall hörte, als die Studenten, und da ihn die Königin Sophia bald darauf zu ihrem Beichtvater machte, gewann er auch Eingang bei Hofe. Um dieſe Zeit wurden ihm entweder durch ſeinen Freund Hieronymus oder durch einige Engländer, welche ſich in Böhmen die Verbreitung der Grundſätze Wiklefs angelegen ſeyn ließen, deſſen Schriften bekannt. Bei ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit der Bibel fühlte er bald die Wahrheit der Rügen dieſes kühnen Reformators über die Mißbräuche der Hierarchie, und wurde nun der eifrigſte Herold einer Reform, welche der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des ſchriftmäßigen Chriſtenthums wiedergegeben ſollte. Seine Freimüthigkeit blieb nicht unbemerkt, und da er in den häufigen Fehden der Deutſchen Akademiker mit den Böhmiſchen ſich der letzten thätig annahm, hatte er es bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun. Die Sachſen, Baiern und Polen behaupteten damals unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Deutſchen in Prag das Vorrecht, bei akademiſchen Wahlen drei Stimmen abgeben zu dürfen, dagegen die Böhmen nur eine hatten. Der Stiftungsbrief der Univerſität, worin Carl IV. das Muſter der Pariſer angenommen hatte, deutete aber das umgekehrte Verhältniß der Stimmen an, und Huß ſetzte es zu Folge deſſen beim König Wenzel durch, daß durch eine Reform den 13. Octbr. 1409 den Böhmen drei und den Ausländern nur eine Stimme zugeſprochen wurde. Dies machte den Zwiſt, der bisher nur ein Disput der philoſophiſchen Schulen des Realismus, wozu ſich Huß, und des Nominalismus, wozu die meiſten Deutſchen ſich bekannten, zur Sache der Nationen. Bei 5000 ausländiſche Profeſſoren und Studenten verließen Prag, und gaben den Univerſitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolſtadt, Roſtock und Krakau theils ihr Entſtehen, theils neuen Flor, ein Verluſt, den Prag, und Huß ſelbſt, obwohl nun Rector, empfinden mußte. Zwar konnte er in Böhmen jetzt noch nicht angegriffen werden; das große Schisma hatte die Blößen der Hierarchie aufgedeckt; Böhmen erkannte Benedict XIII. gar nicht, und ſeit

1409 auch Gregor XII. nicht mehr an, Adel und Volk waren durch einige helle Köpfe, die als Vorläufer der Huſſiſchen Lehre galten, gegen die willkührlichen Satzungen des Papſtthums eingenommen, und an freiere Urtheile gewöhnt, Wenzels lockre Regirung begünſtigte den antipapiſtiſchen Geiſt vieler im Volk aus politiſchen Gründen, und aus Neigung den allgemein geachteten Huß. Dieſer durfte daher die verwilderten Sitten der Prieſter und Laien öffentlich rügen und wider den Ablaß predigen, mit dem der Papſt damals in Böhmen Handel treiben ließ; er ſagte nichts neues, wenn er Seelenmeſſen, Bilderdienſt, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Faſten u. dgl. für Erfindungen des geiſtlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmahle für ſchriftwidrig erklärte. Der neue Papſt Alexander V. citirte ihn endlich nach Rom, und da er ſich nicht ſtellte, übernahm der Erzbiſchof von Prag, Sbynko, die unmittelbare Verfolgung des ohnehin gehaßten Lehrers der Wahrheit. An 200 Bände Wikleſitiſcher Schriften wurden 1410 im erzbiſchöflichen Palaſte verbrannt und das Böhmiſche Predigen in der Bethlehemscapelle verboten. Huß gehorchte aber weder dieſem Verbote noch der neuen Citation Johanns XXIII., ſondern appellirte, da ſeine Abgeſandten zu Rom verhaftet wurden, an ein allgemeines Concilium. Als Johann den Kreuzzug wider Ladislaw von Neapel auch in Böhmen predigen ließ, erklärte er ſich aufs heftigſte dagegen, und ſein Freund Hieronymus erlaubte ſich Gewaltſchritte, die der Papſt auf Huſſens Rechnung ſchrieb und ihn mit den Kirchenbann und Prag mit dem Interdikt belegte, ſo lange Huß darin wäre. Dieſer ging daher, mißtrauiſch gegen den Schutz des ſchwachen Königs, zu dem Grundherrn ſeines Geburtsortes, Nicolaus, nach Huſſinecz. Hier und in mehrern Gegenden des Bechiner Kreiſes predigte er mit vielem Beifall im Freien, und ſchrieb die merkwürdigen Bücher von den 6 Irrthümern und von der Kirche, worin er die Verwandlung der Hoſtie, den Glauben an Papſt und Heilige, die Kraft der Abſolution eines laſterhaften Prieſters, die unbedingte Obedienz gegen irdiſche Obere, und die herrſchende Simonie aufs ſtärkſte beſtreitet, und die heil. Schrift zur alleinigen Richterin in Glaubensſachen macht. Der Beifall, den dieſe Lehren bei Adel und Volk fanden, vermehrte Huſſens Anhang beträchtlich, und weil ihm nichts mehr am Herzen lag, als die Verbreitung der Wahrheit, folgte er der Einladung des Coſtnitzer Conciliums mit Freuden, um ſeinen Glauben vor den Theologen aller Nationen zu vertheidigen. Den Grafen Chlum und zwei andere Böhmen von Adel gab ihm Wenzel zur Bedeckung mit, Siegmunds kaiſerlicher Geleitsbrief verbürgte ſeine perſönliche Sicherheit, und Johann XXIII. verſprach ihm nach ſeiner Ankunft zu Coſtnitz den 4. Novbr. 1414 daſſelbe. Gleichwohl wurde er ſchon den 28. Novbr. bei einem Privatverhöre vor einigen Cardinälen verhaftet, und blieb trotz den mehrmaligen ſtarken Proteſtationen der Böhmiſchen und Mähriſchen Großen, im Verhaft und, obwohl krank, ohne Anwald. Beim öffentlichen Verhör am 5. Juni 1415 überſchrien die Väter des Conciliums ſeine Vertheidigungsrede mit tumultuariſchen Schmähungen; in den Verhören am 7. und 8. Juni durfte er ſich zwar im Beiſeyn des Kaiſers ausführlich verantworten, allein da auf ſeine Gründe gar nicht geachtet, und ein unbedingter Widerruf von Ketzereien, die er gelehrt und nicht gelehrt hatte, von ihm gefodert wurde, Huß aber bei alle dem feſt auf ſeinem Glauben blieb, ſo konnte das letzte Verhör den 6. Juli 1415 keinen andern Erfolg haben, als ſein einmal

beſchloſſenes Todesurtheil. Hier hatte Huß' noch den Muth, den Kaiſer an ſein ſicheres Geleit zu erinnern; und Siegmund konnte ſich dabei ſeiner flüchtigen Schamröthe nicht erwehren; doch die Erbitterung gegen einen Mann, der es gewagt hatte, die Wahrheit zu ſagen, war zu groß, als daß es noch eine Rettung für ihn gegeben hätte. Er wurde, ohne eines Irrthums überführt oder aus der heil. Schrift widerlegt zu ſeyn, noch an demſelben Tage lebendig verbrannt und ſeine Aſche in den Rhein geſtreut. Als man ihm auf dem Wege zum Scheiterhaufen an einem Platze, wo ſeine Schriften verbrannt wurden, vorüber führte, lächelte er, und verſchied unter den freudigſten Gebeten. Seine Feinde ſprechen mit Bewunderung von ſeiner unbeſcholtenen Tugend im Leben und ſeiner Standhaftigkeit im Tode. Sein gemäßigter, frommer Sinn würde die ſchreckliche Rache nicht gebilligt haben, die ſeine Böhmiſchen Anhänger nun in einem der blutigſten Kriege für ſeinen Tod an Kaiſer, Reich und Klerus nahmen. Die Anordnungen und Bannflüche des Conciliums wurden in Böhmen verlacht, und ſtatt die neue Lehre vernichten zu können, wurde das Autodafe, deſſen man ſich zu Coſtnitz als einer Heldenthat rühmte, die Loſung zum Verein einer Menge aus allen Ständen in Böhmen, die ſich nach ihrem Lehrer Huſſiten nannten. Wenzel mußte ihnen 1417 zur Feier des Abendmahls in beiderlei Geſtalt mehrere Kirchen einräumen, und da ihre Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten. Das zweideutige und immer feige Benehmen dieſes Königs († den 13. Aug. 1419) und die inquiſitoriſchen Gewaltthätigkeiten des Cardinallegaten, Joh. Dominico, entzündeten die Flamme des Aufruhrs. Die Anſprüche des verhaßten Kaiſers Siegmund auf die erledigte Krone konnten ſie nicht löſchen. Immer auf Ausrottung der Ketzer hinarbeitend, treulos in Verträgen, und mit ſeinen Armeen weder der Tapferkeit der Huſſiten noch dem Genie ihrer Feldherren gewachſen, mußte er einer 15jährigen Anarchie des ererbten Königreichs zuſehen. Den erſten Schritt zur Revolution thaten die Huſſiten durch eine blutige Rache an den Katholiſchen; die Klöſter, deren es in Böhmen mehr und prächtiger als irgendwo gab, wurden geplündert und eingeäſchert, die Kirchen der Katholiken abgebrannt, die Prieſter und Mönche ermordet. Johann Ziska von Trocznow, ein Böhmiſcher Ritter, der einäugig weiter ſah, als alle Feldherren des Kaiſers und Reichs, führte ſie an, bildete aus den ihm zuſtrömenden Haufen ein wohlberittenes, geübtes und in ſeiner Wagenburg unüberwindliches Kriegsheer, und erbaute zum Waffenplatz und Anhalt deſſelben auf einem durch Huſſens Feldpredigten geheiligten und von Natur feſten Berg im Bechiner Kreiſe die verſchanzte Stadt Tabor. Unter ihm commandirte Huſſens älteſter Freund, Nicolaus von Huſſinecz, bekannt durch den Muth, mit dem er ſich ſchon 1417 an die Spitze der Huſſiten geſtellt und den abtrünnig gewordenen Ulrich von Roſenberg ſammt ſeinem kaiſerlichen Heere 1420 von Tabor zurückgeſchlagen. Er widerſprach zuerſt aus warmem Patriotismus dem Plane der Prager, einen fremden Fürſten zum Könige zu wählen, ſtarb aber zu früh für Böhmens Wohl den 25. Decbr. 1420, mit dem Ruhme, mehr ein Vertheidiger des Huſſitiſchen Glaubens, als ein Verfolger der Katholiſchen geweſen zu ſeyn. In dieſer Verfolgung war Ziska der eifrigſte und grauſamſte, und nicht ohne Bedeutung führte er den Titel: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie ſich die Huſſiten unter ſeinen

Fahnen nach ihrer Feſtung nannten. Denn die Stärke ſeines Heeres und ſeine Siege über die Kaiſerlichen gaben ihm ein Uebergewicht in den Böhmiſchen Angelegenheiten, das dem Protectorat nahe kam. Als daher, weil das Morden, Sengen und Brennen ſeines Heeres und der kleinen Haufen, die unter der Aegide des Religionskrieges auf Beute gingen, immer weiter um ſich griff, die gemäßigter denkenden Huſſiten vom Adel und der Prager Bürgerſchaft, denen es zunächſt um den Kelch im Abendmahle (daher Calixtiner oder Prager) und um die Ruhe des Reichs zu thun war, erſt dem König Wladislaw von Polen, dann dem Großfürſten Viteldi von Litthauen, und endlich deſſen Neffen, Koribut, die Böhmiſche Krone antrugen, verweigerte Ziska mit den Taboriten ſeine Zuſtimmung, und der Unterſchied dieſer Parteien, die ſich ſchon in der Verſchiedenheit ihrer Foderungen an eine kirchliche Reform gezeigt hatte, wurde nun zur wirklichen Trennung. Nichts war der Sache der Huſſiten gefährlicher, als die Vervielfältigung der Secten und Factionen in Böhmen; jede handelte ſeit 1421 allein, und nur gegen den gemeinſchaftlichen Feind vereinigten ſie ſich, um, ſobald er vertrieben war, einander wieder zu befehden. Ziska, vor Raby zwar gänzlich erblindet, aber gegen einen dreifachen Feind, gegen die Kaiſerlichen, die er in der Hauptſchlacht bei Deutſchbrod 1422 und fortwährend in kleinen Gefechten ſchlug, gegen den Adel, der bei ſeinen Räubereien unermeßlich verlor, ohne ihnen ein Ziel ſetzen zu können, und gegen die Prager, die ihre Stadt nur durch den harten aber bald gebrochenen Frieden den 14. Sept. 1424 vom Untergange retteten, immer gleich ſiegreich, ſtarb den 12. Oct. d. J. an der Peſt. Mit ſeinem Tode zerfiel die furchtbare Maſſe, die nur ſein Feldherrntalent und Glück zuſammengehalten, in mehrere Parteien. Die Mehrzahl der Taboriten nahm den von Ziska empfohlnen Andreas Procopius, der, früher zum geiſtlichen Stande beſtimmt, der Geſchorne (Holy, rasus) hieß, zum Feldherrn. Koribut, ſeit 1422 ein Schattenkönig der Prager, war, ob er gleich den Buſſo von Vitzthum mit dem ſtärkſten Heere, das Sachſen jemals aufgebracht, den 16. Juni 1426 bei Auſſig geſchlagen, doch dieſen durch Verwilderung und Raubſucht furchterlichen Parteien der Huſſiten nicht gewachſen und mußte 1427 der Krone entſagen. Dafür zeigte ſich nun Procop ſeines Vorgängers würdig. Die entſcheidenden Siege, die er im Juli 1427 und den 14. Auguſt 1431 bei Mieß und Tachau über die, den Huſſiten an Maſſe weit überlegnen, Kreuzheere der Deutſchen Reichsvölker gewann, machten die Huſſitiſchen Waffen nicht weniger furchtbar, als die verwüſtenden Streifzüge, welche die einzelnen Parteien ſeit Anfang des Krieges faſt in jedem Jahre bis 1432 nach den benachbarten Ländern unternommen hatten. Oeſtreich, Franken, beſonders aber Sachſen und die dem Papſte noch ergebnen Böhmiſchen Länder Lauſitz und Schleſien wurden ein Schauplatz der empörendſten Greuelthaten und Räubereien. Alles ſehnte ſich daher nach Ruhe, und da die Deutſchen Waffen nichts gegen die Huſſiten ausrichteten, ſah die Basler Kirchenverſammlung ſich genöthigt, durch Siegmund, der unter dem Böhmiſchen Adel und den Pragern immer einen Anhang behalten hatte, Unterhandlungen mit dieſen Ketzern anzuknüpfen, und ſo kam es den 20. Nov. 1433 zu einem Vergleiche (Prager Compactaten), der aber nicht von allen Parteien angenommen wurde. Den Feindſeligkeiten, welche darüber aufs neue entſtanden, machte

ein vollſtändiger Sieg der Calixtiner und Katholiſchen unter Meinhard von Neuhaus bei Böhmiſchbrod den 30. Mai 1434 ein Ende. Die nun herrſchenden Calixtiner nahmen in Verbindung mit den katholiſchen Ständen den Kaiſer Sigmund zum König an, welcher die nach den Wünſchen der Calixtiner vom Concilium etwas gemilderten Compactaten den 5. Juli 1436 zu Iglau beſchwor, aber ſeinem Verſprechen wiederum untreu den 9. Dec. 1437 ſtarb, ohne Böhmen vollkommen beruhigt zu haben. Die ſehr geſchwächten Taboriten konnten ihre Sache nur noch in Landtagsunterhandlungen und theologiſchen Streitſchriften fortführen, wobei zwar ihr Glaubensbekenntniß eine Reinheit und Ausbildung gewann, die es den Confeſſionen der Proteſtanten des 16. Jahrhunderts in vielen Stücken ähnlich machte, aber ihre Religionsfreiheit immer mehr litt, bis ſie ſich in die 1457 aus ihrer Mitte entſtandenen und unter den härteſten Verfolgungen durch ihre Standhaftigkeit und Sittenreinheit ehrwürdige Böhmiſch-Mähriſche Brudergemeinde verloren. S. Böhmiſche Brüder. E.

Huſten, der, beſteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche ſogleich eine ſchnelle und ſtarke Ausſtoßung der Luft erfolgt, wobei wegen der zugleich verengerten Stimmritze des Kehlkopfes ein beträchtliches Geräuſch entſteht. Jeder fremdartige Reiz, welcher die den Luftwegen (Organen des Athmens) eigenthümliche Empfindlichkeit widrig berührt, erregt die ſtärkere Gegenwirkung derſelben, um jenen läſtigen Reiz wegzuſchaffen. Die zum Athmen gehörigen Organe haben ihr eigenthümliches Leben, welches theils von ihrem Bau, theils von der ſpecifiſchen Stimmung ihres Nervenſyſtems abhängt. Nur die atmoſphäriſche Luft iſt ihrem Leben befreundet, jedes andere iſt ihnen fremd, feindlich und beleidigend. Daher erregt ſchon ein Tropfen Waſſer, der in die Luftröhre ſchlüpft, einen heftigen Huſten, wodurch ſich die Natur des ihr läſtigen fremden Körpers entledigen will. Das plötzliche Ausſtoßen der Luft aus den Lungen wird durch die ſchnelle und heftige Zuſammenziehung des Zwerchfells und der Bruſt- und Rippenmuskeln, ſelbſt auch durch die krampfhafte ſchnelle Verengerung der Luftröhrenzweige bewirkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächſt die Nerven des Luftröhrenkopfes und der Luftröhre verletzt, wirkt durch die Verbindung der Nervengeflechte zugleich auf jene benachbarten Theile und zwingt ſie zur Mitleidenheit. In die Haut des Kehlkopfs verbreitet ſich nämlich anſehnlich der obere und untere Kehlkopfsnerve, beides Zweige der Stimmnerven. Andere Zweige derſelben umgeben die Luftröhre und deren Aeſte ſo zahlreich in der Nähe der Lungen, daß ſie ein vorderes und hinteres Nervennetz um dieſelben bilden, deren Veräſtelungen die Luftröhrenzweige tief in die Subſtanz der Lungen hinein begleiten, ihrer innern Fläche einen hohen Grad von Empfindlichkeit und das Vermögen, ſich mittelſt ihrer zarten Muskelfäſerchen zuſammen zu ziehen, mittheilen. Die nämlichen Stimmnerven gehen weiter herunter bis zum Zwerchfell, und verſehen dieſes mit mehreren Aeſten, welche ſich in ihm ausbreiten. Die letzten Zweige des Stimmnerven gehen durch das Zwerchfell zu dem Magen, und bilden um denſelben bedeutende Nervennetze. Wird der Huſten von äußern, in den Kehlkopf oder in die Luftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speiſe oder Getränk (beim ſogenannten Verſchlucken, durch das Einathmen von Rauch, Staub, ſcharfen Dünſten u. dgl., ſo hört er wieder auf, ſobald der fremde Körper ent-

fernt iſt; er wird aber eine anhaltende Krankheit, wenn das eigenthümliche Leben der Reſpirationsorgane in dem Grade geſtört, die Empfindlichkeit derſelben, beſonders der innern, den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, ſo erhöht wird, daß ſelbſt die ihr befreundete atmoſphäriſche Luft bei dem Einathmen, der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Aeſten verbreitet ſind, abgeſonderte Schleim, einen zu heftig wirkenden Reiz verurſachen und den Huſten erregen. Am öfterſten kommen die in dieſe Klaſſe fallenden Krankheiten in der Form von Katarrh, Lungenentzündung und Seitenſtechen, Bluthuſten und Lungenſuchten vor. Der Katarrh, welcher auch im gemeinen Leben oft ausſchließlich unter dem Namen Huſten begriffen wird, weil dieſer ſein vorzügliches und oft einziges Symptom iſt, wodurch er ſich äußert, beſteht in einer gelinden Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre mit erhöheter Empfindlichkeit dieſer Theile und vermehrter Schleimabſonderung. Gemeiniglich hält man dieſe Krankheit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzuſtand damit verbunden iſt, und oft ſogar beobachtet man weder eine paſſende Diät, noch braucht man die angemeſſenen Heilmittel dagegen. Allein jeder über 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Huſten iſt verdächtig; jeder Katarrh, wenn er vernachläſſigt wird, kann in Lungenentzündung übergehen, wenn z. B. durch erhitzende Getränke der entzündliche Zuſtand höher geſteigert wird, oder kann Veranlaſſung zu Knoten und Geſchwüren in den Lungen, und zu nachfolgender Lungenſucht werden. Auch ſolche Reizungen, welche zwar nicht unmittelbar auf die Reſpirationswege wirken, aber ſie doch mittelbar, durch den oben erwähnten Zuſammenhang der Nerven, afficiren, können Huſten erregen. So iſt ein in der Subſtanz der Lungen verſteckter und verſchloſſener Eiterſack, Waſſeranhäufung in der Bruſt u. ſ. w. oft mit Huſten begleitet; ſelbſt ſcharfe reizende Stoffe im Magen, z. B. ſcharfe Galle, Säure, alkaliſche ſcharfe Unreinigkeiten können, zumal wenn die Empfindlichkeit der Luftwege ſchon erhöht iſt, durch die Mitleidenſchaft der Theile Huſten erregen, daher der ſogenannte Magenhuſten, unter den erfoderlichen Bedingungen, nicht unter die leeren Einbildungen gehört. H.

Hutten (Ulrich oder Huldrich von), der edle, geiſtvolle, freimüthige Deutſche, den Herder den Deutſchen Demoſthenes nennt, iſt eben ſo berühmt durch ſeinen kräftigen Patriotismus, als wegen ſeines ungünſtigen Geſchicks. Den 21. April 1488 ward er auf dem Fränkiſchen Schloſſe Stakelberg geboren. Als er zu Fulda, Cöln und Frankfurt a. d. O. ſtudirt und ſeinen Geiſt beſonders durch die Römiſchen Klaſſiker genährt hatte, auch daſelbſt bei der allererſten Promotion, in ſeinem 18. Jahre, Magiſter geworden war, ſchloß er ſich, von tapferm Muthe glühend, dem Heer an, das Kaiſer Maximilian 1509 nach Italien führte, wo er aber durch eine jugendliche Unbeſonnenheit ſeine Geſundheit, ſeine Heiterkeit und die Liebe ſeiner Anverwandten verlor. Arm und kränklich (da von Natur ſchon ſein Körper ſchwach und nicht groß war) kam er nach Deutſchland zurück und lebte unſtät zu Roſtock, Frankfurt a. M., Braunſchweig und Wittenberg; dann in Böhmen und Mähren, wo er an dem Biſchof von Olmütz einen Gönner fand. Um dieſe Zeit trat er als Lateiniſcher Dichter auf. Darauf, 1514, beſuchte er wieder Italien, wo ihm aber das begonnene Rechtsſtudium nicht zuſagte; ver-

lor bei der Einnahme Pavias durch die Schweizer ſeine Habſeligkeiten und flüchtete nach Bologna und Rom, wo das unwürdige Leben des Klerus, und die Geringſchätzung, mit der er von ſeinem Deutſchen Vaterlande ſprechen hörte, ihn mit dem edelſten Unwillen erfüllte. Vom Erzbiſchof Albert nach Mainz eingeladen, kam er wieder in ſein Vaterland, und lebte wieder auf in der Verbindung mit mehreren edlen Deutſchen, einem Celtes, Reuchlin, Pirkhaimer, Dalberg, Agricola u. A., ging aber, empört durch den Mord, den Herzog Ulrich von Wirtemberg an ſeinem Vetter, Johann von Hutten, deſſen Hofmarſchall, begangen hatte, und betrübt durch den Tod ſeines väterlichen Freundes Eitelwolf von Stein, zum dritten Male nach Italien, wo ihn jedoch ſein ungeſtümer Geiſt beſtändig in Gefahren verwickelte, ſo daß er bald umkehrte. Jetzt ward er zu Augſpurg durch Kaiſer Marimilian eigenhändig als Dichter gekrönt, und zwar mit einem Kranze, den ſeines Freundes Conrad Peutingers Tochter, Conſtantie, das artigſte und ſchönſte Mädchen in dem damals an ſchönen Jungfrauen ſo reichen Augſpurg, gewunden hatte. Darum ließ er ſich mit Küraß, Schwert und Lorbeerkranz zugleich abbilden. In Bamberg ſchloß er ſich auch an Camerarius an, und wollte dann ruhig in ſeinem Geburtsorte Stakelberg den Muſen leben. Jetzt entdeckte er in einem benachbarten Kloſter die berühmte Schrift des Valla über die erdichtete Schenkung des Kaiſers Conſtantin an den Papſt, ließ ſie drucken, und hatte die Kühnheit, ſie mit vielen Complimenten — dem Papſt Leo X. zu dediciren, mit dem Verſprechen, mehr dergleichen nachfolgen zu laſſen. Sein unſtäter Sinn bewog ihn dann zu einer Reiſe nach Frankreich, worauf er in Mainz eine bleibende Stätte ſuchte, und von da den Kurfürſten zu dem Reichstag nach Augſpurg begleitete, wo er kräftig die Deutſchen Fürſten auffoderte, gegen die Türken zu ziehen. Doch das Hofleben zu Mainz war nicht für ihn; er zog daher lieber mit in den Krieg gegen Ulrich von Wirtemberg, kam 1519 zum Heer des Schwäbiſchen Bundes, und verband ſich vertraulich mit dem edlen, kräftigen Franz von Sickingen. Nach glücklich geendigtem Kriege beſchäftigte er ſich wieder mit ſchriftlichen Arbeiten, und nahm herzlichen und muthigen Antheil an dem großen Werke, das Luther jetzt begann, den er durch ſeine freiheitathmenden Schriften unterſtützte, und ſogar gern durch die Gewalt der Waffen als Held unterſtützen wollte, dem er unter dem Deutſchen Adel viele Freunde erwarb, und für welchen er ſogar eine Schrift an Kaiſer Karl V. richtete. Vom Papſte, den er freilich höchlich beleidigt hatte, bedroht und verfolgt, flüchtete er zu Sickingen nach Ebernburg, von wo er viele kräftige, furchtloſe, aufweckende Schriften, jetzt Deutſche, zum Theil in Verſen (herausg. v. Al. Schreiber, Heidelberg, 1810) ausgehen ließ. Doch nach Sickingens Tod, 1522, ward ſein Schickſal immer trüber; er flüchtete nach Baſel zu Oekolampadius, nach Mühlhauſen, und zu Zwingli nach Zürich; aber nun hatte er an Erasmus einen bittern Feind und Verfolger. Endlich begab er ſich auf eine kleine Inſel, Uſnau oder Ufnort im Züricher See, wo er bei einem armen Pfarrer, ſchon in ſeinem 36. Jahr, im Auguſt 1523, ſein unſtätes Leben beſchloß. Er war ein geiſtreicher Schriftſteller, Dichter ſowohl als Proſaiker. In ſeinen zahlreichen Schriften herrſcht theils Laune, aber auch beſonders viel Spott. Er ſchwang die Geißel der Satyre mit der größten Energie, Freimüthigkeit und Kühnheit, beſonders gegen die Gewalt des Rö-

miſchen Klerus und die Verderbenheit der Geiſtlichen ſeiner Zeit, und hatte keinen angelegentlicheren Wunſch, als das Freiheitsgefühl der Deutſchen Nation aufzuwecken und den Aberglauben zu bekämpfen. Freilich aber zog er ſich durch ſeine Freimüthigkeit viele Feinde zu. Doch blieb ſein Wahlſpruch: ich habs gewagt. Er iſt auch der Hauptverfaſſer der bekannten trefflichen und wirkungsreichen Nationalſatyre: Epistolae obscurorum virorum. Dieſer Titel iſt als Gegenſatz zu betrachten gegen die Epist. clarorum virorum, die ein Cölner Theolog, Ortninus Gratius, zuvor herausgegeben hatte. Dieſe in Mönchslatein geſchriebenen ſatyriſchen Briefe ſind zunächſt gegen Cölner Theologen gerichtet, die Verfolger ſeines Freundes Reuchlin, der, ſo wie ſein Jugendfreund Crotus Rubianus, auch Theil an ihrer Abfaſſung hat. F.

Hüttenkunde iſt diejenige Bergwerkswiſſenſchaft, welche die letzten Verfahrungs- oder Behandlungsarten lehrt, wodurch die gewonnenen Foſſilien und Erze von den Stoffen, welche ſie unbrauchbar machen, gereinigt und zum menſchlichen Gebrauch geſchickt gemacht werden. Sie iſt ein Zweig der Chemie, welcher Oryktürgie genannt wird, und eigentlich die Metallurgie im Großen. In Rückſicht ihres Umfanges theilt man die Hüttenkunde in die allgemeine und in die beſondere, je nachdem ſie ſich ohne Ausnahme über alle, oder nur ausſchließlich über ein einzelnes hüttenmänniſches Produkt ausdehnt. Im letztern Falle entlehnt ſie ihre Beinamen theils von dem Gegenſtande, z. B. dem Metalle der Steinart ꝛc., deſſen hüttenmänniſche Kenntniß darin abgehandelt wird, theils von dem Haupthüttenverfahren oder Proceſſe, welcher darin gelehrt und ausgeübt wird, in welchem Falle man ſie ſehr zweckmäßig in die Schmelz-, Amalgamir-, Deſtillir- und Sublimir-, Siede- und Cementirhüttenkunde abgetheilt hat. X.

Huygens (nach andern Huyghens), Chriſtian, ein Holländiſcher Gelehrter, durch mehrere wichtige Forſchungen und Entdekkungen in dem Gebiete der Mathematik, Phyſik und Aſtronomie unſterblich. Ihm verdankt man z. B. die Erfindung der Pendeluhr (1656), durch welche er auf die Entdeckung der Evoluten, oder derjenigen krummen Linien, welche ſich aus andern entwickeln, geleitet wurde, wie auch die Erforſchung der Eigenſchaften der Cykloide. Dieſe und andere geometriſche Entdeckungen wandte er ſehr glücklich auf die Mechanik an. Er unterſuchte die Bewegung ſchwerer Körper auf vorgeſchriebenen Wegen; gleichzeitig (1661) mit Wallis und Wren entdeckte er die Geſetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß, ſtellte die Theorie der Schwungsbewegung, in welcher er die Aufgabe von den Mittelpunkten des Schwunges löſte, und die Geſetze der Centralkräfte auf, ſo wie ihm auch die Entdeckung des von Jac. Bernoulli vervollkommneten Prinzips der Erhaltung der lebendigen Kräfte zugeſchrieben wird. Nicht minder zeichnete er ſich in der Optik aus; und ſtellte eine phyſiſchmathematiſche Theorie von der Bewegung des Lichtes auf (de lumine, Leiden, 1690. 4.), durch welche er die Stärke und Lebhaftigkeit des Lichts zu erklären verſuchte. Endlich erwarb er ſich auch um die Aſtronomie durch Feſterſtellung vieler Grundwahrheiten dieſer Wiſſenſchaft große Verdienſte; unterſuchte, mit von ihm ſelbſt verbeſſerten Teleſkopen (1655), genauer die Geſtalt und den Ring des Saturn, und entdeckte den ſechſten Trabanten dieſes Planeten u. ſ. w. Seine Schriften ſind in drei Sammlungen enthalten: Huygenii Opusc. posthu-

ma. Leiden, 1700. 4.; Opera varia ed. J. A. s'Graveſand mit dem Leben Huygens, ebendaſ. Voll. IV. 1724, und endlich Opera reliqua etc. Amst. 1728. Voll. II. 4. S. über ihn Montucla hist. des Math. T. II. Huygens war im Haag 1629 geboren; ſein Vater, Rath des Prinzen von Oranien, unterrichtete ihn früherhin. Die Rechtswiſſenſchaft, welche er zu Leiden ſtudirte, verließ er aus größerem Drange zu den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften, ſammelte ſich auf Reiſen viele Kenntniße, und lebte bald in Paris, bald in Haag als Privatmann ſeiner Wiſſenſchaft. Am letztern Orte ſtarb er auch 1695.

Huyſum (Hans von), der erſte Blumen- und Fruchtmaler der neuern Zeit. Er übertraf an Weichheit und Friſche, an Zartheit und Lebendigkeit der Farben, an Feinheit des Pinſels im Ausdruck des Saftigen und in den treffendſten Nüancen des Lichtes alle ſeine Vorgänger und Nachfolger. Er war 1682 zu Amſterdam geboren. Sein Vater, ein Gemäldehändler, und ſelbſt ein ſehr mittelmäßiger Maler, beſchäftigte ihn anfangs in allen Gattungen der Malerei. Aber er fühlte, als er in das reifere Alter trat, einen vorzüglichen Trieb zur Darſtellung der vegetabiliſchen Natur, und beſchränkte die ganze Kraft ſeines Pinſels darauf, alle Kunſt in der lebendigen Nachbildung derſelben zu erſchöpfen. Er ſonderte ſich daher von ſeinem Vater ab, und verheirathete ſich gegen das J. 1705. In der Landſchaft folgte er der Manier des Nicolas Piemont, eines in Holland ſehr geſchätzten Landſchaftsmalers. Aber das Höchſte erreichte er in ſeinen Blumen- und Fruchtſtücken, welche zuerſt eines angeſehenen Engländers Beifall fanden, der eine Anzahl derſelben in ſein Vaterland ſchickte, wo ſie ſehr geſucht und um einen hohen Preis gekauft wurden. Der Ruhm ſeiner Werke beſtimmte ihn, die Geheimniſſe der Natur immer tiefer zu ergreifen, die flüchtige Blüthe auf ihrem ſchönſten Momente zu feſſeln und durch zauberiſche Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Farben, wie das faſt Transparente der zarten Blumenkörper, das Aeußerſte in dieſer Gattung zu erſtreben. Er war der erſte Blumenmaler, der den Einfall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzuſtellen. Auch war er ſo eiferſüchtig in ſeiner Kunſt, daß er niemand, ſelbſt ſeinen Brüdern nicht erlaubte, ihn arbeiten zu ſehen, und außer der Tochter eines Freundes und ſeinem auch als Maler geſchätzten Bruder, Michel, keine Schüler annahm. Sein Ruhm wuchs täglich ſo ſehr, daß nur Fürſten und reiche Privatmänner ſeine Arbeiten zu bezahlen im Stande waren. Mehrere unglückliche Umſtände, beſonders die Koketterie und Verſchwendung ſeiner Frau, und die ſchlechte Aufführung ſeines Sohnes, machten ihn tiefſinnig; doch war an ſeinen Arbeiten keine Spur des abweſenden Geiſtes zu erblicken. Er zehrte ſich ab und ſtarb zu Amſterdam 1749, ohne ſeinen drei Söhnen Vermögen zu hinterlaſſen, obgleich jedes ſeiner Bilder mit 1000 und 1400 Gulden bezahlt wurden. Sein anderer Bruder, Juſtus, war Bataillenmaler, ſtarb aber ſchon in ſeinem 22ſten Jahre. Der dritte, Jakob, copirte ſeines Bruders Blumen- und Fruchtſtücke ſo täuſchend, daß ſeine Copien ſehr theuer bezahlt wurden. Letzterer ſtarb in England 1740. T.

Hyacinth, ein Edelſtein, welcher die Zirkonerde enthält, meiſtens orangegelb oder feuerfarben ausſieht, ſehr durchſichtig iſt und ſich gemeiniglich in rein kryſtalliſirten vielſeitigen Säulen findet, welche mit vier auf den Kanten aufſitzenden Flächen zugeſpitzt ſind.

Es gibt außerdem noch honigfarbige, auch braune Hyacinthe; manche ſind nur halb durchſichtig. Die feuerfarbenen werden am meiſten geſchätzt. Im Feuer verliert er die Farbe und ſoll ſogar bei einem hohen Grade von Hitze in Fluß kommen. Die vorzüglichſten Hyacinthe kommen aus Oſtindien, geringer ſind die Amerikaniſchen, Böhmiſchen und Schleſiſchen.

Hyacinthus, nach Einigen ein Sohn des lakoniſchen Königs Amyklas oder Oebalus oder des Pierus und der Muſe Clio. Der ſchöne Jüngling gewann die Liebe Apolls. Zephyrus aber war ſein Nebenbuhler und trieb die Wurfſcheibe des Jünglings ſo, daß ſie zurück auf ſeinen Scheitel fiel und ihn erſchlug. Der troſtloſe Apoll verewigte des Lieblings Andenken durch ein Wunder, denn aus ſeinem Blut erwuchs, wie die Dichter erzählen, die Hyacinthe, wobei ſie die inneren Striche der blauen Schwertlilie und des kleinen Ritterſporns AI bald für die Wehklage des Gottes, bald für die Anfangsbuchſtaben von Ajar erklären, von welchem man daſſelbe erzählt.

Hyaden waren gewiſſe Nymphen, deren Abſtammung eben ſo verſchieden, wie ihre Anzahl und Namen angegeben wird, und welche am Himmel verſetzt wurden, wo ſie das bekannte Geſtirn im Stiere bildeten. Am wahrſcheinlichſten haben ſie die Benennung von dem Griechiſchen Wort ὕειν, regnen, weil bei ihrem Auf- und Untergange gemeinlich Regen folgte. Bald werden ſie für Töchter des Oceans, bald des Atlas und der Pleione, bald des Hyas und der Böotia, oder des Atlas und der Hya (einer Okeanide) ausgegeben. Dieſe Nymphen erzogen den Jupiter (oder Bacchus nach Andern). Jupiter verſetzte ſie am Ende unter die Sterne, und ihr Geſtirn befindet ſich am Kopfe des Stiers; es führt auch den Namen Siebengeſtirn.

Hyde 1) (Eduard, Graf von Clarendon); ein berühmter Engliſcher Statsmann, geb. 1608, unter Carl I. und II. zu den höchſten Ehrenſtellen im Stat erhoben, ſeit 1667 aber verbannt und in königl. Ungnade, weil er, wie man ſagt, die Katholiken nicht begünſtigte, ſtarb 1674 zu Rouen. Ueber ſein Leben ſ. die Engl. Lebensbeſchreibung (Oxf. 1764. Vol. III. 8.). Seine Statspapiere (Clarendons State-Papers. Commencing from 1621 — 1660 Voll. III., Oxf. 1767-1786 fol.) ſind ſehr intereſſant; eben ſo wichtig iſt für die Geſchichte ſeiner Zeit ſeine History of the rebellion and civil wars in England (form 1641 to 1660), Oxf. 1702—1704. Voll. III. fol., auch ins Franz. überſ. à la Haye 1704—1709. Voll., VI. 12. 2) Thomas; einer der berühmteſten Orientaliſten, welcher ſich vorzüglich um die Perſiſchen Alterthümer verdient gemacht hat, geb. zu Billingsley in Shropſhire 1636, Prof. der Hebräiſchen und Arabiſchen Sprache, und endlich Kanonikus zu Oxford, geſt. 1703. Unter ſeinen Werken iſt noch unübertroffen ſeine Historia religionis veterum Persarum, Oxf. 1700. 4. und mehrmalen. Er unterſtützte auch den Walton bei Fertigung ſeiner Polyglotte, und überſetzte Vieles aus den Morgenländiſchen Sprachen. Seine kleineren Schriften ſind geſammelt in: Th. Hyde Syntagma dissertt. ed Gr. Sharpe, Oxon. 1767. Voll. II. 4., wo man auch ſein Leben findet. — S. Gatterers hiſt. Bibl. 13. Bd. 70 u. f.

Hyder Ali, Nabob von Myſore, einer der größten, thätigſten, gerechteſten, aufgeklärteſten und tapferſten Fürſten Aſiens, war 1728 geboren. Als der Sohn des Gouverneurs der Myſoriſchen Bergfeſte Bengelur führte er anfangs einen Reitertrupp an, ſchwang ſich aber,

nachdem er die Kriegskunſt von den Franzoſen gelernt hatte, bis zum Befehlshaber der ganzen Myſoriſchen Armee empor, und beſtieg endlich den Thron. Darauf eroberte er Calicut, Bednor, Onor, Cananor und andere benachbarte Staten. Zwei Kriege führte er mit abwechſelndem Glück gegen die Engliſch-Oſtindiſche Compagnie; in dem zweiten dieſer Kriege unterſtützten ihn die Franzoſen ſehr thätig. Hyder Ali zeichnete ſich unter den Aſiatiſchen Fürſten durch ungewöhnliche Milde aus, die ihm allgemeine Liebe erwarb. In ſeiner Regirung, wie in allen ſeinen Geſchäften, herrſchte die größte Ordnung; er beförderte thätig die Aufnahme der Cultur, der Künſte und des Handels, und ſchützte alle Religionsparteien, wenn ſie nur ſeine Geſetze befolgten.

Hydra von Lerna, ſ. Hercules.

Hydraulik oder Hydrodynamik und Hydroſtatik. Da die Schwere auf alle Körper ohne Rückſicht auf den Widerſtand der Luft, welcher ihrer Bewegung ein Hinderniß in den Weg legt, gleich ſtark wirkt, dieſer aber die Bewegung der Körper nur nach Maßgabe ihrer geringern oder größern Dichtigkeit mehr oder weniger hemmt, ſo würde es auch keine beſondere Statik (ſ. d. Art.) der flüſſigen Körper, d. i. Hydroſtatik, und Mechanik (ſ. d. Art.) derſelben, d. i. Hydraulik oder Hydrodynamik geben, wenn dieſelben ſich nicht durch die äußerſt leichte Verſchiebbarkeit auch ihrer kleinſten Theile von den feſten Körpern unterſchieden; daher denn eine flüſſige Maſſe unter ganz andern Bedingungen in Gleichgewicht oder in Bewegung ſich befinden muß, als eine feſte. Denn da die kleinſte Kraft ſchon hinreicht, den Zuſammenhang der Theilchen einer Flüſſigkeit aufzuheben, und jeder Tropfen von dem Gewicht aller ſenkrecht über ihm ſtehenden gedruckt wird, ſo müßte die ganze Maſſe zerfließen, wenn nicht jedes Theilchen von allen daſſelbe umgebenden, und dieſe wieder von den Wänden des Gefäßes zurückgehalten würden; daher denn auch die Seitenwände, und nicht bloß, wie bei feſten Körpern die Unterlage, ſo hier der Boden des Gefäßes, einen Druck erleiden, der mit der Höhe der darin enthaltenen Waſſerſäule in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehet. Eben daher folgt auch, daß eine flüſſige Maſſe nur in Ruhe ſeyn kann, wenn ſie eine wagerechte Oberfläche gebildet hat, indem im entgegengeſetzten Falle die an einem niedrigern Orte der Oberfläche befindlichen Theilchen von den höher liegenden gepreßt, und mithin, da die ſeitwärts noch tiefer liegenden ihnen kein Hinderniß entgegen ſetzen können, zerfließen würden. Aus demſelben Grunde nun, wie die Theile einer Flüſſigkeit gegenſeitig einer auf den andern drücken, müſſen ſie denſelben Druck auch auf einen fremden hinangebrachten flüſſigen (wenn dieſer ſich nicht mit jenem vermiſcht), oder feſten, völlig oder nur zum Theil darein eingetauchten Körper ausüben; und gerade das Schwimmen eines Körpers entſteht daher, daß er bei geringerer Dichtigkeit als das Waſſer, in daſſelbe eingetaucht, einen geringern Druck ausübt, als eine gleichgroße Maſſe von dieſem, und deswegen von demſelben, indem es das Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſtrebt, gehoben wird: während ein Körper von einer größern eigenthümlichen Schwere als das Waſſer, darein eingetaucht, auch einen größern Druck ausübt, als eine gleich große Waſſermaſſe, und nun mit dem Ueberreſte ſeines Drucks zu Boden ſinkt; daher wir gerade hiedurch ein Mittel erhalten, das ſpecifiſche oder eigenthümliche Gewicht eines Körpers, d. i. das Verhältniß ſeines Gewichts zu dem einer gleich großen Menge von Waſſer oder von

einer andern Flüſſigkeit zu beſtimmen. Wird nun das Gleichgewicht einer flüſſigen Maſſe, deſſen Bedingung zu unterſuchen, den Inhalt der Hydroſtatik auf die eben angezeigte Weiſe ausmacht, auf irgend eine Art geſtört, ſo müſſen die einzelnen Theile der Flüſſigkeit anfangen ſich zu bewegen nach einer Richtung und mit einer Stärke und Geſchwindigkeit, welche abhängt ſowohl von dem Drucke, dem ſie einzeln für ſich ausgeſetzt ſind, als auch von der Kraft, mit der die Schwere auf ſie wirkt, und dieſe Unterſuchung macht dann den Gegenſtand der Hydraulik oder Hydrodynamik aus. Wird z. B. nah am Boden eines bis zu einer beträchtlichen Höhe mit Waſſer angefüllten Gefäßes in deſſen Seitenwand eine kleine Oeffnung gemacht, ſo ſpringt das Waſſer, gedrückt von dem darüberſtehenden, in horizontaler Richtung durch die Oeffnung, und bringt man eine aufwärts gebogne Röhre daſelbſt an, ſo ſteigt es gerad in die Höhe, und würde, weil die Kraft, mit der es getrieben wird, gleich iſt dem Drucke der im Gefäß über der Oeffnung ſtehenden Waſſerſäule, eben ſo hoch ſteigen, als dieſe iſt, wenn nicht auf ſeinem Wege auch die Schwerkraft auf daſſelbe wirkte, und es dadurch, ehe es jene Höhe erreicht hat, wieder zum Fallen nöthigte. Sind ſchon in der Hydroſtatik die Unterſuchungen, die gleich anfangs ſtreng mathematiſch werden, nicht leicht, ſo ſind ſie dies noch weit weniger in der Hydraulik. Auch wird ihre Anwendung im gemeinen Leben noch dadurch erſchwert, daß, gegen die der Einfachheit wegen nöthige Annahme, beim Waſſer und andern Flüſſigkeiten immer noch einiger, wenn gleich geringer Zuſammenhang der Theile Statt findet, deſſen Wirkung nur durch die Erfahrung beſtimmt werden kann, da nur daraus die Stärke jenes Zuſammenhanges hervorgehet. Wie wichtig aber beide Wiſſenſchaften für das bürgerliche Leben ſind, zeigt ſich dadurch, daß ſie die nothwendige Grundlage der ganzen Hydrotechnik oder Waſſerbaukunſt ausmachen, und auch der Maſchinenlehre unentbehrlich ſind, indem ein großer Theil von höchſt nützlichen Maſchinen, wie Pumpen, Waſſermühlen u. ſ. w. auf einer zweckmäßigen Anwendung ihrer Lehren beruhet.

Hydriaden ſind in der Mythologie eine Art von Nymphen, (Waſſernymphen), welche zugleich mit den Hamadriaden die Töne von Pans Sirynx mit Tänzen begleiten.

Hydrocephalus, der Waſſerkopf, die Kopfwaſſerſucht (ſ. d.)

Hydrographie, ſ. Geographie.

Hydroparaſtaten, Waſſertrinker, wurden die Anhänger des Gnoſtikers Tatianus genannt, weil ſie aus übertriebener Enthaltſamkeit beim Abendmahle ſtatt des Weines Waſſer brauchten.

Hydrophobie, ſ. Waſſerſcheu.

Hygieia, Hygiea, die mildlächende Göttin der Geſundheit, war eine Tochter des Asklepios oder Aesculapius. Homer, Heſiodus und Pindar, welche dieſen noch nicht als Gottheit kennen, wiſſen natürlich auch noch nichts von einer Göttin Hygiea, die ſeine Tochter ſey. Wahrſcheinlich entſtand dieſer Mythus zu der Zeit, wo der Tempeldienſt des Asklepios begann. Da man in ſeinen Tempeln die Heilkunſt ſelbſt ausübte, ſo trat mit dem heilenden Gott auch die Göttin der Geſundheit in immer engere Verbindung, hatte ihre Tempel nahe bei den ſeinigen, und ihre Bildſäulen auch in dieſen. Sie wurde dargeſtellt als ein Mädchen von ſchlankem Wuchs in einen langen Talar gehüllt. Milde Jungfräulichkeit iſt ihr Charakter, ſie mag ſich nun traulich zu ihrem Vater halten, oder für ſich gebildet ſeyn. Eine Schale von Maza, einer Art Gerſtenbrot, hat ſie in der Hand, wor-

aus eine Schlange fraß, denn Schlangen gehörten zu den Symbolen der Heilkunſt. dd.

Hygin, ein Römiſcher Mythograph, für deſſen Heimath einige Spanien, andere Alexandrien halten. Eben ſo wenig iſt ſein Zeitalter zu beſtimmen. Er war nach Einigen ein Freigelaßner Auguſts, der ihm die Aufſicht über die Bibliothek im Palatium anvertraute; Andere ſetzen ihn in die Zeit der Antonine. Mehrere ſeiner Schriften ſind verloren gegangen. Zu den noch vorhandenen gehört ſein Liber fabularum und ſein Poëticon astronomicum. — Der Grammatiker Hygin, der unter Trajan lebte, iſt nicht mit ihm zu verwechſeln.

Hygrometer oder Notiometer, Hygroſcop. Da die Erfahrung lehrt, daß in der Luft eine große Menge von Waſſerdämpfen enthalten ſind, welche durch die unmerkliche Verdunſtung des Waſſers auf der Erde mittelſt der Wärme in die Höhe gehoben und zu Zeiten als Wolken, Nebel, Thau, Reif, Regen, Hagel, Schnee ſichtbar werden, wenn die Kälte wieder in tropfbares Waſſer oder in Eis ſie verwandelt: ſo ſcheint es für die Meteorologie von größter Wichtigkeit zu ſeyn, Mittel zu finden, um zu jeder Zeit die Menge des in der Luft enthaltenen Waſſers zu beſtimmen, und die Werkzeuge, welche dazu dienen ſollen, werden Hygrometer genannt. Nun zeigt die alltägliche Erfahrung, daß mehrere Körper eine große Fähigkeit beſitzen, die in der Luft ſchwebende Feuchtigkeit aufzunehmen, dadurch anzuſchwellen, und jeder nach ſeiner beſondern Conſtruction in der Richtung ſeiner Längen- oder Breiten-Faſern ſich zu verlängern oder zu verkürzen. So z. B. werden Stricke von Flachs oder Hanf und Darmſaiten durch Näſſe verkürzt, aber zugleich auch auseinander gedrehet. Wenn man alſo an einer der Luft ausgeſetzten Darmſaite auf eine zweckmäßige Art einen Zeiger befeſtigte, ſo würde dieſer mit den Theilen der bei naſſer Witterung feucht gewordenen Saite in derſelben Richtung wie dieſe ſich herumdrehen, während er, wenn trockene Witterung eintritt, mit der ſich nun wieder zuſammenwindenden Saite in der vorigen entgegengeſetzten Richtung ſich herumwenden wird. Auf dieſe Weiſe iſt das bekannte, von Lambert erfundene Lambertſche Hygrometer eingerichtet. Sollte dieſes Werkzeug aber nicht allein dazu dienen, Näſſe oder Trockniß bloß anzuzeigen (denn alsdann wäre es nur ein Hygroſcop und kein Hygrometer, wenn man nicht auch die größere oder geringere Menge der in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit dadurch meſſen kann), ſo müßte die Darmſaite und mit ihr der Zeiger, in demſelben Maße, als die Feuchtigkeit zu- oder abnimmt, auch um eben ſo viel in einer oder der andern Richtung ſich drehen. Da aber die Erfahrung zeigt, daß dieſe Bewegung der Darmſaite ziemlich unregelmäßig iſt, ſo ſuchten Sauſſure und De Luc andere Subſtanzen, welche mit Zu- oder Abnahme der Feuchtigkeit völlig regelmäßig ſich verlängerten oder verkürzten. Jener glaubte dieſe Eigenſchaft bei einem von ſeiner Fettigkeit durch Kochen in Lauge befreiten Menſchenhaare, dieſer bei einem ſehr dünnen, nicht der Länge, ſondern der Quere der Fibern nach geſchnittenen Fiſchbeinſtreifen zu finden. Sauſſure ſpannt nun das gehörig zubereitete und an einem Ende befeſtigte Haar über eine feine, leicht bewegliche Welle durch ein kleines Gewicht, während De Luc einen feinen Golddraht zur Anſpannung des Fiſchbeinſtreifens gebraucht; ſo daß, wenn das Haar durch Einwirkung der Feuchtigkeit oder Trockniß ſich verlängert oder verkürzt, die Welle und ein damit verbundener Zeiger herumgedre-

het werden muß, und dadurch Zu- oder Abnahme des in der Luft enthaltenen fein zertheilten Waſſers anzeigt. Damit man aber auch die Menge deſſelben angeben kann, muß noch der Punkt der größten Feuchtigkeit und Trockniß am Hygrometer beſtimmt werden. Zeigte dann die Beobachtung, daß der Zeiger den Weg von einem Punkte zum andern durchlaufen hätte, ſo wäre die Luft aus dem Zuſtande der höchſten Trockniß in den der höchſten Feuchtigkeit übergegangen oder umgekehrt, und Verſuche würden lehren, wie viel Waſſer eine beſtimmte Menge Luft dabei aufgenommen hätte; hat der Zeiger hingegen nur einen Theil jenes Weges durchlaufen, ſo wird auch eine um ſo geringere Waſſermenge in der Luft erhalten ſeyn, welche ſich zu der ganzen Menge, welche die Luft aufnehmen kann, verhält, wie der vom Zeiger zurückgelegte Theil des Weges zum ganzen Wege. Sauſſure beſtimmt von ſeinem Hygrometer den Punkt der höchſten Feuchtigkeit durch Setzen deſſelben unter eine mit Waſſer geſperrte und inwendig damit befeuchtete gläſerne Glocke; De Luc hingegen durch unmittelbares Eintauchen ſeines Hygrometers in Waſſer. Den Punkt der höchſten Trockniß aber beſtimmt jener unter einer gläſernen Glocke, die auf einem bis zum Glühen erhitzten, mit ausgeglüheter Potaſche bedeckten Bleche ſtehet; dieſer durch Aufhängen des Hygrometers aber in einem genau verſchloſſenen, mit friſch ausgeglühetem ungelöſchten Kalke zum Theil angefüllten zinnernen Gefäße. Am beſten würde man jetzt zu dieſem Austrocknen ſalzſauren Kalk anwenden, welcher unter allen Subſtanzen, die wir kennen, mit der größten Heftigkeit das Waſſer anziehet. Auch würde dieſes weit beſſer noch als der Lowitziſche Schieferthon von Aſtrachan, welcher das Waſſer, mit dem er in Berührung kommt, ebenfalls ſchnell verſchluckt, zum Hygrometer ſelbſt dienen können, indem man eine Portion davon eine gewiſſe Zeitlang einer beſtimmten Menge von Luft ausſetzte, um dann nach genauem Abwägen, welches freilich mühſamer iſt, als das bloße Beobachten eines Zeigers, aus der Zunahme ſeines Gewichts zu finden, wie viel Waſſer er angezogen hat. Es würde ſelbſt der Mühe werth ſeyn, zu unterſuchen, ob der ſalzſaure Kalk nicht auch fähig ſey, außer dem in einem gewiſſen Raum enthaltenen tropfbaren, nur ſehr fein zertheilten Waſſer, den darin befindlichen Waſſerdampf wieder zu Waſſer zu verdichten und einzuſaugen; denn daß dieſer durch die gewöhnlichen Hygrometer nicht angezeigt werden kann, darin beſtehet ein Hauptmangel derſelben, da es für meteorologiſche Beobachtungen eben ſo wichtig und faſt noch wichtiger wäre, die Menge des in der Luft zu gewiſſen Zeiten ſich noch als Dampf aufhaltenden, als des ſchon wieder zu Tropfen verdichteten Waſſers zu kennen.

Hylas, ein ſchöner Knabe, deſſen Aeltern ſehr verſchieden angegeben werden. Hercules, der ihn liebte, nahm ihn mit ſich auf dem Argonauten Zuge. Als er aber in der Gegend von Troja ans Land geſtiegen war, um Waſſer aus dem Fluß Aſcanius zu ſchöpfen, und die Nymphen ſein reizendes Bild durch die kryſtallenen Fluthen ſahen, wurden dieſe ſo entzückt von ſeiner Schönheit, daß ſie ihn hinabzogen und ſo der Erde entrückten. Hercules rief vergebens des Lieblings Namen an den Ufern und verſäumte darüber, zur Argo zurückzukehren, die ohne ihn die Reiſe nach Colchis fortſetzte.

Hymen, Hymenäos, heißt der Vermählungsgott der ſpäteren Griechen, von welchem die Vermählung ſelbſt und der Brautgeſang ebenfalls Hymenäos genannt ſeyn ſollen: wahrſcheinlicher iſt aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott ſeinen Namen von dem Brautgeſang

habe, weil man dieſen früher findet, als jenen. Nach der gewöhnlichen Meinung war Hymenäos ein ſo ſchöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechſelt hätte: allein er war arm, und liebte deshalb, obſchon nicht unerwiedert, doch unglücklich. Um der Geliebten nahe zu ſeyn, kleidete er ſich einſt am Feſt der eleuſiſchen Ceres in weibliche Tracht, und miſchte ſich in die Feier. Während dieſer drang eine Schaar Seeräuber ein, und raubte unter den ſämmtlichen Jungfrauen auch ihn. Als die Räuber auf einer wüſten Inſel gelandet und vor Müdigkeit entſchlummert waren, ermordete er ſie, eilte nach Athen zurück, und erbot ſich, die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, wofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, ſagt man, ſeine Ehe ſo glücklich war, ſo gedachte man ſeiner zuerſt in allen Brautgeſängen, bis er nachher vergöttert wurde. Indeß fehlt es nicht an mancherlei andern Sagen, deren Verſchiedenheit auch nichts gewiſſes über ſeine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Tonkünſtlers Magnes, bald des Bacchus und der Venus; bald Apollo's und einer Muſe; und zwar weiß man wieder nicht, ob der Urania, Terpſichore, Klio oder Kalliope. Claudian ſagt, daß Venus dem Sohn der Muſe Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn ſich nicht im bräutlichen Lager vereinigen, und nicht die hochzeitlichen Fackeln entzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amors Gefährten. Keine Vermählung fand Statt, wobei er, der Eheſtifter, nicht feierlich angerufen wurde: Hymen, o Hymenäos, o Hymen! Er erſcheint, um die Stirn die Blüthe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitſchleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldne Sandalen; Geſang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Bion ihm ſeine Fackel verlöſchen und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem ſchönen Hymnus Catulls an dieſen Gott, ſo hatte Hymen ſeinen Sitz auf dem Helikon bei den Muſen. dd.

Hymettus hieß ein Gebirg in Attica, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einſammelten. Jupiter, dem auf dieſem Gebirg ein eigner Dienſt geweiht war, führte davon den Beinamen **Hymettius**, der Hymettiſche.

Hymnus. Mit dieſem Griechiſchen Worte bezeichnete man vorzüglich die Lobgeſänge, welche zu Ehren der Götter bei feierlichen Opfern und Feſten mit Begleitung der Muſik, oft auch unter feierlichen Tänzen geſungen wurden und nach den Gottheiten ſelbſt verſchiedene Namen und Charakter erhielten, z. B. Dithyrambus, Päan ꝛc. Daher dann jedes Loblied, oder jede Ode, in welcher ein überſinnlicher oder vorzüglich erhabener Gegenſtand im erhabenen Schwunge der Dichtkunſt beſungen wird. Viele Pſalmen der Hebräer ſind in dieſer Rückſicht auch Hymnen zu nennen, und dem Morgenländiſchen Charakter und ihrer Religion zu Folge noch feuriger und religiöſer, als die Hymnen der Griechen. Letztere waren früherhin faſt ganz **epiſch** (wie die Homeriſchen); ſie erzählten die Mythen der Götter, und gaben von ihnen, wie von den Thaten der Menſchen, eine anſchauliche Schilderung. Die ſpäteren, wie die des Callimachus, wurden ſchon lyriſcher, und enthielten mehr Apoſtrophen an die Gottheiten. Unſere **chriſtlichen** Hymnen ſind größtentheils ganz lyriſch, und ſprechen das Gefühl des Menſchen aus, der ſich zu dem Unſichtbaren voll innern Dranges zu erheben

ſtrebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurirter Muſik geſungen: denn die langſame und gleichförmig fortſchreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus; daher auch die meiſten Lobgeſänge in unſern Geſangbüchern, welche ihren Gegenſtänden nach dem Hymnus angehören, wenn ſie für eine beſtimmte Melodie gedichtet worden ſind, in dem Tone des ſanftern, ruhigern und gereimten Liedes, zur Proſa herabſinken. Wenige von Klopſtock, Voß und einigen andern, z. B. diejenigen, welche auf die erhebende Melodie: Wachet auf, ruft uns ꝛc. gedichtet worden ſind, machen eine Ausnahme. T.

Hyperbel, die, eine Figur der Rede (ſ. **Figur**), welche eine Sache übertreibt, ſie in einem übertriebenen Licht oder Schatten darſtellt. Hyperboliſch übertrieben.

Hyperboräer, jenſeit des Boreas wohnend, nannten die Alten alle unbekannten Bewohner des Weſten und Norden, von denen ſie glaubten, daß ſie ſtets unter dem Einfluß eines günſtigen Himmels ſtünden. Früher ſetzte man in die weſtlichen Länder die Wohnung der Nacht und das Schattenreich und die in ewigem Dunkel wohnenden Cimmerier. Statt deſſen fand man glückliche und ziemlich geſittete Völker, die einen goldreichen Boden bewohnten, und nicht durch den kalten Nordwind Griechenlands beunruhiget wurden, gegen den die Alpen und Pyrenäen ſie zu ſchirmen ſchienen. Da entſtand die Sage von Völkern, die ſich einer ſteten Geſundheit und eines langen Lebens erfreuten, und als Lieblinge Apolls, dem ſie in fruchtreichen Ebnen mit Muſik und Opfern dienten, unter dem Schutze des Nordwindes das glücklichſte Leben führten. Bei ihnen herrſchte ewiger Frühling und ewige Jugend; ganze Jahrtauſende verlebten ſie in ſteten Feſten und Luſtbarkeiten. Nach und nach aber, als man die Weſtländer immer genauer kennen lernte, ward der Name Hyperboräer aus ihnen verdrängt und in den Norden verpflanzt.

Hyperion, einer der Titanen, ein Sohn des Uranus und der Gäa, der mit ſeiner Schweſter Thia den Helios, die Selene und die Eos zeugte.

Hypermneſtra, die älteſte Tochter des Danaus und Gemahlin des Lynceus, den ſie, als die einzige von ihren 49 Schweſtern wider den väterlichen Befehl, nicht umbrachte.

Hypnos, ſ. Somnus.

Hypochondrie (von dem Griechiſchen ὑπο unter, und χονδρος der Knorpel, daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt), der Proteus unter den Krankheiten. Ihr Sitz iſt im Unterleibe, beſonders in der Gegend unter den kurzen Rippen, allein wenn ſie zu einem gewiſſen Grad angewachſen iſt, äußert ſie ſich durch die mannigfaltigſten und veränderlichſten Zufälle in dem ganzen Körper. Man könnte, um das Bild der Hypochondrie darzuſtellen, den größten Theil der Pathologie abſchreiben, denn es werden wenige Krankheiten ſeyn, deren Zufälle nicht ein Hypochondriſt einmal klagt. Der Hypochondriſt fühlt alle Leiden, die er klagt, er fühlt auch noch die peinigende Angſt, die er nicht klagt, die er nicht beſchreiben kann; er fehlt nur in dem Zurückſchließen auf die Urſachen dieſer Zufälle. Bald fühlt er Drücken in der rechten Seite, und er glaubt, daß er Leberverhärtung habe; bald klagt er über Schmerz in der Bruſt, und fürchtet ſich vor Lungenentzündung; ein ander Mal wird ihm der Kopf ſchwer, eingenommen und ſchwindlich, und nichts iſt gewiſſer, als daß ein Nervenſchlag auf dem Weg iſt. Plötzlich ent=

ſteht ein Klingen, Sauſen und Brauſen vor den Ohren, und er erwartet einen Blutſchlagfluß, dann kommen Flecken vor den Augen, und der ſchwarze Staar ſoll eheſtens nachfolgen. Wenn er Herzklopfen bekommt, befürchtet er einen Herzpolypen: von etwas krampfhafter Beklemmung ſchließt er auf Bruſtwaſſerſucht. Eine unbedeutende Puſtel wird ihm zum unheilbaren Krebsgeſchwür, eine vorübergehende Verſtopfung des Leibes zum Miſerere, ein wenig Durchfall zur Ruhr, eine eingeſchloſſene Blähung zum Zentnerſtein. Alle dieſe Zufälle finden ihre Erklärung in dem Weſen und Sitz der Krankheit, ihren Urſachen und Veranlaſſungen. Die Hypochondrie iſt eine Verletzung der Function des Nervenſyſtems des Unterleibes, vorzüglich der großen Geflechte hinter dem Magen, als dem eigentlichen Centralnerven. Daher iſt die Empfindlichkeit des Nervenſyſtems krankhaft erhöht, ſein Wirkungsvermögen aber geſchwächt. Zugleich iſt die Gränze, welche im Organismus zwiſchen dem Nervenſyſtem des Unterleibes, oder den ſogenannten vegetativen Nerven, und dem zum höhern Syſtem gehörigen ſogenannten animaliſchen Nervenſyſtem der Bewegung, der Sinne und deren Centralpunkt, dem Gehirn, mittelſt der Nervenknoten oder Ganglien Statt findet, vermindert, ſo daß Gefühle des Unterleibes zur Perception gelangen, welche im geſunden Zuſtande nicht zum Gehirn kommen, und ſich Affectionen der Nerven des Unterleibes zu entferntern Organen fortpflanzen, welche eigentlich nicht bis dahin ſich erſtrecken ſollten. Die Störung in der Function des Nervenſyſtems des Unterleibes hat zunächſt eine Schwäche und Abweichung der Verdauung zur Folge, welche gemeinlich die erſten und meiſten Zufälle der Hypochondrie hervorbringen, von denen alsdann in der Folge alle übrige abſtammen, ſo wie ſich die krankhafte Mitleidenſchaft über den ganzen Organismus ausbreitet. Es entſteht alſo zuerſt Spannen, Drücken und Ziehen unter den kurzen Rippen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald in der Herzgrube; langſame oder ſtockende Ausleerung; Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Leibes; Mangel an Appetit, vermehrtes Drücken, überhaupt ſehr viel ſchlechteres Befinden nach dem Eſſen. In der Folge geſellt ſich dazu Beklemmung des Athems, unbeſchreibliche Angſt, Eingenommenheit des Kopfes. Auch bei nüchternem Magen entſteht zuweilen Magenſchmerz, Uebelkeit oder Erbrechen. Auf Augenblicke, zumal nach geendigter Verdauung, iſt dem Hypochondriſten leicht, wohl und heiter; ehe man ſich's vermuthet, wandelt ſich die Scene wieder um, die alten Beſchwerden treten plötzlich wieder ein, es geſellen ſich auch wohl neue dazu. Die Störung des Nervenzuſtandes hat auch auf das Gemüth der Kranken bedeutenden Einfluß. Sie ſind bald ſchwermüthig, bald übertrieben luſtig; mit ihrem körperlichen Zuſtand unaufhörlich beſchäftigt, achten ſie auf jede Kleinigkeit, auf jede Veränderung, eben weil ſich jedes Gefühl ihnen lebhafter aufdringt. Jeden kleinen Zufall wollen ſie erklärt wiſſen; jedem ſchieben ſie eine wichtige Krankheit unter; für jeden wünſchen ſie ein Arzneimittel zu haben. In den Stunden der Angſt ſind ſie furchtſam, verzagt, erwarten den Tod jeden Augenblick, werden fromm und ſogar abergläubiſch; fühlen ſie ſich wohl, ſo blaſen ſie, wie Unzer ſagt, ihre Sünden, wie kleine Federchen, von ſich ab. Manchmal überfällt ſie die Angſt ſo plötzlich, daß ſie aufſpringen müſſen und nirgends Ruhe finden. Andere verläßt ihr Gedächtniß zuweilen ſo plötzlich, daß ſie ſich nicht auf ihren Namen beſinnen können, und wenn es ihr Leben koſten ſollte. Mitten in den ernſthafteſten Geſprächen, ſelbſt im Gebete, kommen ihnen die lächer=

lichſten Dinge vor: andere bekommen plötzlich einen Trieb zu den ſeltſamſten Handlungen, deren ſie ſich nur mit Mühe enthalten können. Veranlaſſende Urſachen zu dieſer Krankheit können alle die Dinge werden, welche die Function des Nervenſyſtems des Unterleibes verletzen, die Empfindlichkeit deſſelben krankhaft erhöhen, die Verdauung ſchwächen, und die Iſolirungen des reproductiven Nervenſyſtems von dem animaliſchen vermindern. Dahin gehören vorzüglich übermäßige Anſtrengung des Gehirns, zu vieles Studiren, ſitzende Lebensart, ſchwelgeriſches, luxurioſes Leben, Uebermaß in reizenden Getränken, beſonders im Kaffee, und im Genuß der phyſiſchen Liebe; aber auch Mangel an Uebung der körperlichen und geiſtigen Kräfte, Müßiggang und Langeweile. Hypochondrie iſt zunächſt keine gefährliche Krankheit. Der Hypochondriſt glaubt zwar ſechs Tage der Woche hindurch, alle Tage zu ſterben, aber wenn der ſiebente kommt, iſt er noch immer am Leben. Indeſſen hat er doch ein elendes Daſeyn, iſt ſich ſelbſt zur Laſt, den Seinigen zur Plage, und für ſeinen Arzt das, was Paulus den Pfahl ins Fleiſch nennt, daß es ihm nicht zu wohl werde. Die Hypochondrie kann geheilt werden, allein ſehr ſchwer und langwierig, weil ſie ſelbſt am meiſten der Heilung entgegen ſtrebt. Der Hypochondriſt ſoll gute Diät halten, allein in den guten Stunden des Wohlſeyns fragt er nichts nach Arzt und Diät, und begeht täglich Fehler gegen letztere; er ſoll des überflüſſigen Medicinirens ſich enthalten, allein wenn der Poltergeiſt rege wird, möchte er lieber zehnerlei Mittel auf ein Mal nehmen; er ſoll ſeine Sinnlichkeit bezähmen, allein ſein empfängliches Nervenſyſtem kann den Lockungen Cupido's nicht widerſtehn; er ſoll ſein Gemüth beherrſchen, allein das iſt eben ein weſentliches Stück ſeiner Krankheit, daß ſein Gemüth vom Körper beherrſcht wird; er ſoll dem Sitzen, dem Studiren entſagen und ſich körperliche Bewegung machen, allein dies verbieten entweder Verhältniſſe, Neigung, Nahrungsſorgen oder Bequemlichkeit und Faulheit; er ſoll endlich nach einem feſten Plan einfache Diät jahrelang beobachten, ſeinem Arzte, zu dem er einmal Zutrauen hat, unbedingt folgen, und nur dann etwas Medicin nehmen, wenn es dieſer der Zufälle wegen für nothwendig hält; allein er will in drei Wochen geſund ſeyn, ſeine feſteſten Vorſätze ſind in acht Tagen vergeſſen, und er möchte lieber aller Welt ſeine Leiden klagen, und zehn Aerzte, die jedoch alle zuſammen nicht ſo klug ſind, wie er ſich ſelbſt dünkt, auf einmal um Rath fragen, um mit jedem zu disputiren und keinem zu folgen. So kommt es denn freilich, daß ſelten ein Hypochondriſt geheilt wird, ſondern daß er, nachdem er jahrelang ſich und alle, die das Unglück trifft, um ihn ſeyn zu müſſen, geplagt hat, entweder an hinzukommenden Krankheiten oder organiſchen Fehlern ſtirbt, oder im glücklichſten Falle ſich die Krankheit im Alter, wo ſich die übergroße Empfindlichkeit des Nervenſyſtems von ſelbſt legt, allmählich verliert, wie man Beiſpiele hat, daß Perſonen, welche in jüngern Jahren viel an Hypochondrie litten, ein ſehr hohes und glückliches Alter erreicht haben. H.

Hypocritiſch nannten die Griechen einen Theil ihrer praktiſchen Muſik, der eigentlich der Kunſt untergeordnet war, welche ſie unter Orcheſis und die Römer unter Saltatio kannten, und welche alles in ſich begriff, was auf Tanz, Geberden und Stellungen Bezug hatte. Die hypocritiſche Muſik war eine Art Mimik nach dem heutigen Sinn. Die Benennung Muſik aber für eine Kunſt, bei der eigentlich nichts muſikaliſches vorkam, iſt daher zu er-

klären, daß man damals unter Muſik überhaupt einen Inbegriff aller Wiſſenſchaften verſtand.

Hypothekenweſen, das, welches ſich auf gemachte Darlehne und die dem Darleiher zu leiſtende Sicherheit ſeines Eigenthums gründet, kannte man vor der Einführung des Römiſchen Rechts und anderer fremden Rechte in Deutſchland nicht. Nach der Einführung jener fremden Rechte aber kennen wir im Hypothekenweſen eine dreifache Art acceſſoriſcher Verträge bei jedem Darlehne: 1) Mutuum, verbunden mit einer wiederkäuflichen Abtretung nutzbarer Güter, nebſt dem Genuß eines geſetzlichen Zinsfußes, und der Ueberſchuß iſt nach denſelben Grundſätzen, wie bei der Römiſchen Antichreſis, entweder zu erſtatten oder an dem Hauptſtamme zu kürzen. 2) Mutuum, verknüpft mit einem Römiſchen Pfand- oder Hypothekenrechte, auch wohl einem antichretiſchen Vertrage, nach Einführung des Römiſchen Rechts. Durch den Hypothekenvertrag wird eine Sache ohne deren wirkliche Uebergabe an den Gläubiger zur Sicherheit dergeſtalt eingeſetzt, daß derſelbe hiedurch ein dingliches Recht an der verſchriebenen Sache erlange, vermöge deſſen er im Nichtbezahlungsfalle den Beſitz und die Abtretung der verhypothecirten Sache bis zu ſeiner Befriedigung des Darlehns nebſt Zinſen verlangen, und wenn ſie auch alsdann noch nicht erfolgen ſollte, den Verkauf dieſer verſchriebenen Sache in rechtlicher Ordnung fodern kann. 3) Mutuum in der Geſtalt eines Gülten- oder Rentenkaufs, welches ganz Deutſchen Urſprungs iſt. Gegenwärtig erhält der Darleiher durch die Hypothek ein Quaſieigenthum in des Borgers Grund und Boden zur Sicherheit ſeines dargeliehenen Capitals, deſſen nutzbares Eigenthum auf beſtimmte Zeit dem Borger gehört. Man leihe daher ſein Geld nur 1) auf gerichtliche Hypotheken. 2) Unter den gerichtlichen Hypotheken ziehe man die landesherrlichen den Privatgerichten vor. 3) Vor der Bewilligung des Darlehns und der Annahme der Hypothek laſſe man das zu verpfändende Grundſtück gerichtlich abſchätzen, und gebe alsdann ſein Darlehn nur bis auf ein Drittheil des abgeſchätzten Werths, ſo wird man nie bei Darlehnen auf Hypothek etwas verlieren können. 4) Man erkundige ſich vorher, ob der Borger mit ſeiner Ehefrau oder mit andern eine Gütergemeinſchaft errichtet habe, oder nicht. Auf jeden Fall aber laſſe man die Ehefrau die Schuldverſchreibung cum Curatore mit unterſchreiben und auf ihre weiblichen Vorrechte insgeſammt vor Gericht Verzicht leiſten. 5) Man unterſuche, ob auf der zu verpfändenden Sache etwa ſtillſchweigende Hypotheken haften, z. B. von milden Stiftungen — piis causis — für Geſindelöhne, Brod und Samengetraide, Mündelgelder, rückſtändige Steuern u. ſ. w. 6) Man laſſe den Endzweck, wozu das Anlehn nützlich verwendet werden ſoll, mit in den Schuldſchein ſetzen. 7) Wenn Zinſen im Rückſtand bleiben ſollten, ſo laſſe man ſich durchaus von dem Schuldner nicht überreden, ſolche zum Capital zu ſchlagen und wieder Zinſen davon zu nehmen, ſonſt läuft man Gefahr, ſeine ganze Foderung zu verlieren. Sollte aber der Schuldner wirklich außer Stand geſetzt ſeyn, ſeinen Zinsrückſtand abzutragen, ſo kündige man ihm entweder das Capital auf, oder, wenn noch Sicherheit vorhanden iſt, ſchieße man ihm unter Hypothek ein neues Capital baar vor und laſſe ſich davon die rückſtändigen Zinſen bezahlen. 8) Gebäude, ſind wegen Feuersgefahr ein gefährlicheres Unterpfand, als Grund-

und Boden, und unter letztern ſind Aecker und Wieſen wiederum den Gärten, Weinbergen und Forſten vorzuziehen, weil letztere durch eine unwirthſchaftliche Behandlung eher, wie erſtere, an ihrem Werthe verlieren können; auch ſelbſt unter den Aeckern und Wieſen haben diejenigen hinwiederum den Vorzug, und gewähren weit größere Sicherheit, welche entfernt von Militairſtraßen und Strömen liegen, die Ueberſchwemmungen verurſachen. 9) Die Sache, worein die Hypothek geſtellt wird, muß dem Borger eigenthümlich gehören und in deſſen Beſitz ſeyn. 10) Man laſſe ſich jederzeit eine allgemeine Hypothek in die Güter des Borgers ſtellen, weil man alsdenn jedem andern vorgeht, der von den Gütern des Borgers etwa ein Stück zur Hypothek erhalten hätte. So wie nun endlich 11) alles berückſichtigt, die Schuldverſchreibung ausgeſtellt und in das Gerichtsbuch eingetragen worden iſt, zahle man dem Borger vor Gericht das Capital aus, und laſſe ſich eine beſondere gerichtliche Quittung mit Benennung der Geldſorten ausſtellen, in welchen die Auszahlung geſchehen iſt, und laſſe den Schuldner noch beſonders auf die Ausflucht des nicht empfangenen oder nicht vorgezählten Geldes Verzicht leiſten. X.

Hypothenuſe heißt in einem rechtwinkligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite, im Gegenſatz der beiden Catheten.

Hypotheſe nennt man einen Satz, den man mit Wahrſcheinlichkeit annimmt, um etwas außerdem nicht Erweisliches daraus zu erklären. Man unterſcheidet phyſiſche und hyperphyſiſche oder transſcendentale Hypotheſen. Bei erſteren liegt das Angenommene im Felde möglicher Erfahrung, und hängt mit dem Gegebenen nach Naturgeſetzen zuſammen. Es wird dabei erfodert, daß ſie an und für ſich nichts Widerſprechendes enthalte, mit andern ausgemachten Wahrheiten, ſo wie mit den Umſtänden, übereinſtimme, die ſich bei der Sache, die man daraus erklären will, finden, unter allen andern über denſelben Gegenſtand möglichen Hypotheſen die fruchtbarſte und einfachſte ſey, und keiner neuen ſubſidiariſchen Hypotheſe, um ihre Wahrſcheinlichkeit ſelbſt erſt zu beweiſen, bedürfe. Hyperphyſiſche oder transſcendentale Hypotheſen ſind als ſich ſelbſt widerſprechend ganz unſtatthaft. Man will gegebene Erſcheinungen aus einer transſcendentalen Idee, d. h. aus einer Idee erklären, welche die Erfahrung dem Objekte oder dem Grade nach überſteigt, und deswegen in ihr keinen angemeſſenen Gegenſtand findet. Da man nun eigentlich von ſolchen gar nichts verſteht, ſo will man ein Unverſtändliches durch ein anderes Unverſtändliches erklären, welches doch der Natur einer Hypotheſe widerſpricht. Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur kann nur aus Naturgründen und Naturgeſetzen erklärt werden.

Hypſipyle, des Lemniſchen Königs Thoas Tochter, die, als die Weiber auf Lemnos ihre Männer im Schlaf ermordeten, weil ſich dieſelben Thraciſche Sklavinnen zu Beiſchläferinnen gewählt hatten, ihren Vater verſchonte und ſorgfältig auf der Inſel Chios verbarg. Als bald darauf die Argonauten auf Lemnos landeten, nahm Hypſipyle ſie wohl auf, und zeugte mit Jaſon zwei Söhne, den Thoas und Euneus. Später aber erfuhren die Lemnierinnen, daß Hypſipyle ihren Vater erhalten habe, und wollten ſie ermorden. Sie rettete ſich durch die Flucht; Seeräuber aber fingen ſie auf, brachten ſie nach Theben und verkauften ſie dem König Lycus (oder Lycurgus),

der ſie zur Wärterin ſeines Sohnes Opheltes machte. Als das Heer der ſieben Fürſten des Lycurgus Gebiet gen Theben durchzog, fanden ſie Hypſipyle allein in einem Gehölz mit dem Knaben an der Bruſt. Sie ſetzte den Knaben hin, um die Durſtigen zu erquicken. Dieſen aber tödtete unterdeß eine Schlange. Zu ſeinem Andenken ſtifteten die Griechen die Nemeiſchen Spiele. Hypſipyle aber ward ins Gefängniß geworfen, und würde den unglücklichen Zufall mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht ihre Söhne ſie befreit hätten.

Hyrcanien, eine rings von Bergen umgebene, aber im Innern an Wein und Obſt fruchtbare Provinz des alten Perſiens, welche jetzt die nördliche Hälfte des Landes Komis und ein weſtliches Stück von Khoraſan, längs dem See aber nach dem öſtlichen Abſchnitt von Maſanderan, das Land Korkau und einen Theil von Dahiſtan in ſich faßt. Die Bewohner Hyrcaniens ſtammten wahrſcheinlich von den nördlichern Scythen ab. Schon im erſten Jahrhundert gab es unabhängige Könige in Hyrcanien, die dem Parthiſchen Reich oft gefährlich wurden.

Hyſterie iſt dem Weſentlichen nach das bei dem weiblichen Geſchlechte, was Hypochondrie bei dem männlichen iſt, mit derjenigen Modification, welche die Eigenheit des weiblichen Körpers und Charakters mit ſich bringt. Eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervenſyſtems iſt auch hier die Quelle, aus welcher alle die mannigfaltigen Zufälle herzuleiten ſind, von welchen hyſteriſche Frauenzimmer befallen werden, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe Verſtimmung des Nervenſyſtems von den weiblichen Geſchlechtsorganen ſeinen Urſprung nimmt (daher der Name von dem Griechiſchen ὑστερα, die Mutter), und daß bei der natürlich größern Empfindlichkeit auch des höhern (animaliſchen) Nervenſyſtems die Zufälle leichter allgemein werden, und ſich ſchneller auch in andern Theilen des Körpers, beſonders im Muskelſyſteme zeigen, daher Krämpfe mancherlei Art, Zuſammenziehungen des Halſes, auch Kopfſchmerzen, Ohnmachten, Herzklopfen u. a. m. viel öfterer vorkommen und hartnäckig ſind, ſo daß ſolche Perſonen wirklich Anfälle dem Scheintod ähnlich bekommen können. Sonſt ſchrieb man dergleichen Zufälle den aus dem Magen aufſteigenden Dünſten zu, daher man ſie Vapeurs nannte, die bei den Damen ſehr Mode waren, jetzt aber durch die Krämpfe abgelöſt und außer Cours gebracht worden ſind. H.

Verzeichniß

der

im vierten Bande enthaltenen Artikel.

G	Seite 1
Gäa	—
Gabalis	—
Gabriel	2
Gabrieli	3
Gaeta	4
Gährung	—
Gaillarde	6
Galactit	—
Galatea	—
Galba	—
Galeere	7
Gälen	—
Galen	8
Galenus	—
Galiote	9
Galiani	—
Galiläa	10
Galilei	11
Galizien	14
Gall	16
Gall=Aepfel	17
Galle	18
Gallen, St.	—
Gallerie	—
Gallert	19
Gallicaniſche Kirche	20
Gallicismus	—
Gallien	—
Gallier	22
Gallimathias	26
Gallizien	27
Gallo	27
Gallus	28
Gallmei	—
Galuppi	—
Galvani	29
Galvanismus	—
Gama	32
Gambe	36
Gambia	37
Ganerben	—
Gang	—
Gangarten	41
Ganganelli	42
Ganges	—
Gang=Gebirge	42
Gangräna	—
Gant	—
Ganymedes	—
Ganz	—
Garamantit	—
Garantie	—
Garat	—
Garat	44
Garcilaſo	45
Gardel	—
Garrick	46
Gartenkunſt	—
Gärtner	52
Garve	53
Gas	54
Gasarten	55
Gasparini	58

Gaſſendi	58
Gaßner	59
Gaſtfreiheit	—
Gaſtmähler der Alten	61
Gaston de foix	62
Gaſtriſch	63
Gaſtromantie	—
Gatterer	—
Gau	64
Gaunerweſen	—
Gauſſin	68
Gaveaux	69
Gavinies	70
Gavotte	—
Gay	—
Gazometer	72
Gazopyrion	—
Gebälk	—
Gebäude	73
Geberde	—
Gebern	75
Gebet	—
Gebirgsarten	76
Gebirgshöhle	—
Gebläſe	76
Gebrochen	78
Geburt	—
Geburtshülfe	81
Gedächtniß	85
Gedächtnißkunſt	—
Gedackt	86
Gedanke	—
Gedärm	87
Gedicht	—
Gediegen	—
Gedike	—
Gedritter Schein	89
Gefäll	—
Gefäße	—
Gefolgsweſen	90
Gefrieren	91
Gefühl	92
Gefühls-Menſchen	93
Gefühls-Vermögen	94
Gegenbewegung	95
Gegenbeweis	95
Gegenfüßler	96
Gegenſatz	—
Gegenſchein	—
Gegenwirkung	—
Geheimeraths-Verordnung	97
Gehirn	98
Gehör	99
Gehör-Werkzeuge	100

Gährung	101
Geige	—
Geißelungen	—
Geiſt	102
Geiſt, Heiliger	104
Geiſt der Zeit	105
Geiſteskrankheiten	106
Geïſtik	107
Geiſtlich	108
Geiſtlicher Vorbehalt	—
Geiſtliches Gericht	—
Geiſtlichkeit	—
Geiz	—
Gekrönte Poeten	111
Gekünſtelt	—
Gekuppelte Säulen	—
Gelbes Fieber	—
Gelbſucht	—
Geld	112
Geldern	113
Geleckt	—
Gelée	—
Gelée, Claude	—
Gelehrſamkeit	114
Geleit	115
Gellert	—
Gellius	118
Gelon	119
Geltung	120
Gelübde	—
Gemälde	—
Gemappe	121
Gemarke	122
Gemein	—
Gemeingefühl	123
Gemeinheit	124
Gemeinheitstheil	126
Gemenge	130
Gemmen	—
Gemmingen	—
Gemſen-Jagd	—
Gemüth	131
Gemüthsbewegung	—
Gemüthskrankheiten	132
Genannte	133
Genealogie	—
General	134
General	135
Generalbaß	136
Generalitätslande	—
Generalitätsſtaten	—
Generation	—
Geneſis	—
Geneſung	—

Genethliacon 137
Genetiſch —
Genf —
Gengis-Chan 140
Genie —
Genien 142
Genlis 143
Genoveva 144
Gens d'armes 145
Generich —
Gent 148
Gentleman —
Gentry 149
Genua —
Genz 153
Geocentriſch 154
Geodäſie —
Geoffrin 155
Geogenie 157
Geognoſie —
Geographie —
Geographie Geſchichts. verſ. 159
Geologie 163
Geomantie —
Geometrie —
Georg 165
Georg I. —
Georg II. 166
Georg III. 167
Georges 168
Georgien 170
Georgien —
Georgika 171
Gera —
Gerode —
Gerard —
Gerber 172
Gerbert —
Gerberey —
Gerechtigkeit 173
Gerhard —
Gerichtliche Arzney-Wiſſenſch. 174
Gerichtshöfe der Liebe —
Gerichsordnung 175
Gerichs-Verfaſſung —
Germain 177
Germanicus —
Germanien 179
Germanismus 186
Gerona 187
Geronten 189
Gerſtenberg —
Geruch 190
Geryon 191
Ges 191
Geſamte Hand —
Geſandtſchafts-Weſen —
Geſang 193
Geſangſchule 194
Geſchäftsſtyl —
Geſchenkte Handwerke 196
Geſchichte —
Geſchichtsforſcher 200
Geſchichtſchreiber —
Geſchiebe 208
Geſchlecht 209
Geſchmack 211
Geſchütz 214
Geſchwader —
Geſchwornen Gericht —
Geſechsſter Schein —
Geſellſchaft —
Geſellſchaften, gelehrte 215
Geſellſchafts-König —
— — Vertrag —
Geſetz 217
Geſetzgebung —
Geſicht 218
Geſichts Punkt —
Geſims 219
Geſinde —
Geſpannſchaften 222
Geſpenſter —
Geſperrtes Handwerk —
Geſpilderecht —
Geſpräch —
Geßner, Conrad —
Geßner Joh. Matth. 223
— Salomo 224
Geſtalt 226
Geſtalt der Erde —
Geſtändniß 230
Geſtirn —
Geſundbrunnen —
Geſundheit —
Getraide 234
Getraide-Handel 235
Getränke 238
Geuſen —
Gewertſchein 239
Gewährleiſtung 239
Gewand —
Gewehr-Fabriken 240
Gewerbe 241
Gewicht —
Gewiß 243
Gewiſſen —
Gewiſſensfall —

Gewiſſensfreiheit und Zwang 242
Gewitter —
Gewohnheits-Recht 244
Gewürze —
Gewürz-Inſeln —
— — Nelken 248
Gezwungen —
Gibbon 249
Gibellinen 251
Gibichenſtein —
Gibraltar —
Gicht 253
Giebel 254
Gift 255
Giganten 257
Gilbert —
Gilde 258
Gilpolo 259
Gillies —
Gimle 260
Giordano —
Giornowich —
Giotto 261
Girande —
Girardon —
Giro 262
Girobank —
Girtanner 263
Gis —
Giſeke —
Glatis 264
Gladiatoren —
Glarus —
Glas —
Glasfenſter 267
Glasgalle —
Glasmahlerey —
Glastropfen 268
Glasgow —
Glas-Porzellan —
Glasſchleifen 269
Glaſur —
Glätte 269
Glatteis —
Glaube 270
Glaubenseid —
Glaubens-Norm 271
Glauber 272
Glaucha —
Glaucus —
Glayre 273
Gleichen 274
Gleicher 275
Gleichgewicht —
Gleichgewicht 275
Gleichgewicht, politiſches 276
Gleichheit 277
Gleichniß 278
Gleichung 279
Gleim —
Gletſcher 280
Gliedermann —
Glimmer —
Gliſſicato 281
Globoſiten —
Globus 281
Glocke —
Glockenſpeiſe 282
Glockenſpiel —
Glogau —
Gloſſe 283
Glover 284
Gluck —
Glück 285
Glückſeligkeit —
Glühen 286
Glyconiſche Verſe —
Gmelin —
Gnade 287
Gneis 289
Gnidus 290
Gnom —
Gnome 291
Gnomonik —
Gnoſis —
Goa 296
Gobelin 297
Godoi —
Gökingk 298
Golcondo —
Gold —
Goldader 300
Goldne Regel —
— — Zahl —
Goldne Vließ 301
Goldoni —
Goldſmith 302
Golgatha 304
Gonfaloniere —
Gonſalva —
Gonzaga, Prinz 306
Göpel 308
Gorani —
Gordian —
Gordiſcher Knoten —
Gordius 309
Gordon —
Gorgias —

Gorgonen	310
Görlitz	—
Görz, Graf	311
Gorſchi	312
Goſen	—
Goslar	—
Goſſec	—
Gotha	313
Gotha	314
v. Göthe	—
Gothen	333
Gothenburg	338
Gott	—
Götter	342
Götterlehre	343
Götterſpeiſe	—
Gottes = Dienſt	—
Gottes = Friede	345
Gottes Urtheil	—
Gottfried von Bouillon	—
Gotthardsberg	346
Göttingen	—
Gottlos	347
Gottorp	—
Gottſched Joh. Chſto.	—
Gottſched Luiſe Adelg. Vict.	349
Götz	350
Götze	—
Gouda	351
Gourmand	—
Gouvion St. Cyr	—
Göze Melch.	352
Göze J. A. Ephr.	—
Gozzi	353
Grabmahl	354
Gracchen	—
Gradation	361
Grade	—
Gradiren	362
Graf	363
Graff	364
Grafigny	365
Grammatik	366
Gramme	—
Grammont	—
Gran	367
Granada	—
Granat	—
— — baum	368
Granaten	—
Grandes	369
Granit	371
Gränze des menſchlichen Geiſtes	—
Graphit	372
Gras	372
Graſſi	—
Graſſini	—
Grau in Grau	—
Graubünderland	—
Graun	373
Grave	374
Graves Wein	—
Graviren	375
Gravitation	—
Grävius	—
Gray, Johanna	376
Gray, Thomas	—
Grazie	377
Grazien	—
Grätz	378
Grecourt	379
Greenwich	—
Gregoire	—
Gregor VII.	380
Greif	382
Greifenfeld	383
Greifenſtein	—
Grell	384
Grenoble	—
Grenville	—
Greſſet	386
Gretry	387
Greuze	388
Grey.	—
Griechenland	389
Griechiſche Arzneyk.	396
Griechiſche Kirche	—
Griechiſche Kunſt	401
Griechiſche Literatur	406
Griechiſche Sprache	416
Griechiſches Feuer	418
Griesbach	—
Grimm	420
Griphi	421
Griſaille	422
Grodno	—
Groningen	—
Grönland	—
Grönlandsfahrer	—
Gronov	—
Groſchen	423
Groß	—
Groß = Admiral	424
Großbritannien	—
Großgörſchen	—
Größe	433
Großgriechenland	434
Großmann	435

Grotius	435
Grotte	437
Grotesk	438
Grube	439
Grübel	—
Grubenlicht	—
Grumbach	440
Grund	—
Grund	442
Grund=Anſchlag	—
Grund=Baß	—
Grund=Kräfte	443
Grundriß	—
Grundſatz	—
Grundſteuer	445
Grünſpan	447
Gruppe	—
Gryph	—
Guadeloupe	449
Guarini	—
Gubitz	450
Guelfen	—
Guercino	—
Guerike	451
Guerillas	—
Guernſey	—
Guesclin	—
Guglielmi	452
Guibert	453
Guiccardini	454
Guido Reni	455
Guignes	—
Guillotine	456
Guinea	—
Guinea	457
Guiſchard	—
Guiſe	—
Guiſe, Franz	458
— — Heinr.	459
Guitarre	460
Gulden	—
Gülden	—
Güldene Zahl	—
Gummi	461
Gundling	—
Güſſefeld	—
Guſtav I.	463
Guſtav II.	465
Guſtav III.	468
Guſtav IV.	461
Gut, höchſtes	472
Gut und Böſe	—
Guthrie	47
Gutſchmid	—
Guttenberg	474
Guttural=Buchſtaben	—
Guy von Arrezzo	—
Guyana	—
Guyton Morveau	475
Gyges	—
Gymnaſium	—
Gymnaſtik	476
Gymnoſophiſten	477
Gynäceum	—
Gyps	—
Gyromantie	478

H.	479
Haag	—
Haare	—
Haarröhrchen	480
Haas (Wilh.)	—
Habakuk	481
Habeas=Corpus=Acte	—
Häberlin	482
Habeſch oder Habeſſinien	483
Habsburg	485
Hackbord	486
Hackert (Phil.)	—
Haddik (Andr. Graf von)	488
Hades oder Pluto	489
Hadrian (P. Aelius)	—
Hadſchi	490
Haff	491
Hagedorn (Fr. v.)	491
Hagel	492
Hageſtolziat	—
Hahnengefecht	493
Haimonskinder	—
Hain	494
Hakim	—
Halbe Farbe	—
Halber=Mond	—
Halberſtadt	495
Halber Ton	—
Halbgötter, ſ. Heroen	496
Halbkugel	—
Halbkugeln (Magdeburgiſche)	—
Halbmetalle	—
Halbſchaften	497
Halicarnaß	—
Halifax	—
Halle	497
Halleluja	498
Haller (Albr. v.)	—
Halley (Edmund)	500

Halljahr 501
Halloren —
Halsgerichtsordnung —
Haltung 502
Hamadryaden —
Hamann (Joh. Geo.) —
Hamburg 504
Hamilton (Ant. Graf von) 506
Hamilton (Sir William) —
Hamilton (Lady) 507
Hamilton (Alexander) —
Hamilton (drei Maler) —
Hammerwerk —
Hanaken 509
Hanau —
Händel (Geo. Fr.) —
Handel 511
Handelsſteuer od. Alcavala 517
Handlung —
Handwerk 518
Hanf 519
Hangematte —
Hangewerk —
Hannibal —
Hanno 523
Hannover 524
Hannover (Stadt) 527
Hans Folz 528
Hans Roſenblüt —
Hanſa od Hanſeatiſcher Bund 529
Hänſeln 532
Hanswurſt —
Harcourt (Henri de Lorraine d') 533
Hardenberg (C. Aug., Fürſt von) 534
Hardenberg (Fr. v.), genannt Novalis 536
Harduin (Jean) 538
Harem —
Häreſis 539
Harfe —
Harlekin 540
Harlem 541
Harmonia od. Hermione —
Harmonica —
Harmonie 542
Harmonik 543
Harniſch (Panzer, Panzerhemd) 544
Harpe (Jean Franç. de la) 545
Harpe (Amadeus Franziscus Emanuel de la) 546
Harpe (Friedr. Cäſar La) —
Harpeggio (Arpeggio) 549
Harpokrates —
Harpun 549
Harpien —
Harrington 550
Harris (James) —
Harriſon (John) 551
Hart 552
Härte —
Harvey. (Will.) —
Harwich 553
Harz (Gebirge) —
Harz (Vegetab.) 554
Haſenclever (Peter) —
Haſſan Baſcha 555
Haſſe (Joh. Adolph) —
Häßlich 557
Haſtings (Warren) —
Hatſcherif 558
Haubitze 559
Haugwitz (Chriſt. Heinr. C. Graf von) —
Hauptbuch 561
Hauptſatz —
Hauptton od. Grundton 561
Hauſen 562
Hausmittel —
Haut —
Hautkrankheiten 563
Hauteliſſe 564
Hautrelief, ſ. Basrelief —
Havana (S. Chiſtoval de la) —
Haverei, Haverie, ſ. Averie —
Hawkesbury (Robert Banks-Jenkinſon) —
Haydn (Joſeph) 565
Hayducken 568
Haylay (William) —
Hazardſpiele oder Glücksſpiele —
Hebe 570
Hebel J. P. —
Hebel 571
Heber 572
Hébert (Jacques René) 573
Hebezeug —
Hebräer 574
Hebraiſche Sprache und Literatur 575
Hebriden (oder Weſtern Island) 586
Hecate 587
Hecatombe —
Hecla —
Hector —
Hecuba 588
Heer (ſtehendes) —
Heerbann 590

Heergeräth 590
Heermeiſter, ſ. Johanniterorden —
Hegira —
Heidegger (Joh. Jak.) 591
Heidelberg —
Heiden 592
Heilig —
Heilkunſt 596
Heilmethode —
Hein (Peter Peterſen) 597
Heineccius (Joh. Gottlieb) —
Heinecke (Chriſt. Heinr.) 598
Heinicke (Samuel) —
Heinitz (Fr. Ant. Frhr von) 599
Heinrich —
Heinrich I. (Kaiſer) —
— II. 601
— III. —
— IV. —
— V. 603
— VI. 604
— VII. —
— I. Kön. v. Frankr. —
— II. 605
— III. —
— IV. —
— I. Kön. v. England 609
— II. —
— III. 610
— IV. —
— V. —
— VI. 611
— VII. 612
— VIII. —
— d. Löwe 614
— d. Jüngere 618
— d. Seefahrer 619
— Prinz v. Preußen 621
Heinſe (Wilh.) 621
Heinſius (Dan. u. Nikol.) 622
Heinſius 623
Hela, ſ. Nordiſche Mythologie —
Heldenbuch —
Heldengedicht, auch Epopöie genannt —
Helena 625
Helenenfeuer —
Helgoland —
Heliaden 626
Helicon —
Heliocentriſch —
Heliometer 626
Heliopt —
Heliopolis in Cöleſyrien, ſ. Balbeck 626
Helios —
Helioſcop 627
Hellas, Hellenen, Hellenismus —
Helldunkel 629
Helle —
Hellebarde 630
Hellespont —
Helm —
Helmintholithen —
Helmont (Johann Baptiſt von) 630
Heloiſe 631
Heloten —
Helſingör —
Helſt (Barthol. van der) —
Helvetien, Helvetier und Helvetiſche Republik 632
Helvetius (Claude-Adrien) 638
Helvoetsluys 639
Hemerodromen 640
Hemicranie —
Hemiſphäre, ſ. Halbkugel —
Hemſterhuis (Tiberius) —
Hemſterhuis (Franz) 641
Hendekaſyllaben 643
Hendel-Schütz, ſ. Schütz —
Henil, Henile —
Henke (Heinr. Phil. Conr.) —
Henrici (Chriſt. Friedr.) 645
Hephäſtion —
Hephäſtos, ſ. Vulcan —
Heptachord —
Herakliden —
Heraklit 646
Heraldik, ſ. Wappenkunde 647
Herbarium —
Herbelot (Barthelemi d') —
Herbſt 648
Herculanum —
Hercules 650
Hercules Schild 657
Herder (Joh. Gottfr. v.) —
Here ſ. Juno 661
Hermandad —
Hermann, ſ. Arminius 662
Hermann von Thüringen 664
Hermanſtadt —
Hermaphroditos —
Hermen 664
Hermeneutik 665
Hermes, ſ. Merkur —

Hermes Trismegiſtus 664
Hermes (Joh. Timoth.) 666
Hermione —
Hermode —
Hernia 667
Hero —
Herodes —
Herodian 668
Herodot —
Heroen —
Heroide 669
Heroiſch 670
Herold —
Heronsball 671
Heroſtratus —
Herrenbank —
Herera (Hernando de) 672
Hermann, ſ. Arminius —
Herrnhut u. Herrnhuter —
Herſchel (Wilh.) —
Hertha 674
Herz —
Herzberg (Ewald Friedr. Graf von) 675
Herzog 678
Heſiodus 679
Heſperiden 681
Heſperus 683
Heß (Ludw.) —
Heſſen —
Heſychiaſten 686
Heſychius —
Hetären 687
Heterodox und Heterodoxie —
Heterogen und Homogen 688
Heteronomie —
Heteroscii (Verſchiedenſchattige) —
Hettmann oder Attaman —
Hexameter 688
Hexapla 690
Hexe und Hexerei —
Heydenreich (Carl Heinrich) 691
Heyne (Chriſt. Gottlob) 693
Hiatus 696
Hibernien —
Hybridiſch 697
Hidalgo —
Hierarchie 698
Hieres und Hieriſche Inſeln 701
Hieroglyphe —
Hieronymus 703
Hieronymus von Prag 704
— Napoleon 705
Hierophant 707

Highwayman 707
Hildburghauſen —
Hildebrandismus 708
Hildesheim —
Hiller (Joh. Ad.) 709
Hiller (Gottlieb) 711
Hiller (Joh. Freiherr von) 712
Himmel und Himmelfahrt —
Himmel (Friedr. Heinr.) 713
Himmelskugel (künſtliche) —
Hindenburg 714
Hinduſtan 715
Hinken 720
Hintergrund, ſ. Grund, Landſchaftsgemälde, Perſpektive 722
Hiob —
Hippel (Theod. Gottlieb von) —
Hippias 725
Hippocentauren —
Hippocrates —
Hippocrene 727
Hippodromus —
Hippogryph —
Hippolytus a Lapide —
Hippolytus —
Hirſchberg —
Hirſchfeld (Chriſtian Cay Lor.) 728
Hirt (A.) 730
Hirtenbrief —
Hirtengedicht, ſ. Idylle —
Hirzel (Hans Caſper) —
Hiſpanien 731
Hiſtorie 732
Hiſtorienmaler, Hiſtorienmalerei, ſ. Hiſtoriker und Hiſtoriſch —
Hiſtoriker —
Hiſtoriſch 733
Hiſtoriſche Compoſition, Hiſtoriſche Kritik, Hiſtoriſche Kunſt, Hiſtoriſcher Styl, Hiſtoriſche Gemälde, } ſ. Hiſtoriſch, Hiſtorie und Hiſtoriker.
Hiſtrionen —
Hitze 736
Hobbes (Thomas) —
Hoboe, ſ. Oboe 738
Hochamt —
Hoche (Lazare) —
Hochheim 739
Hochkirch oder Hochkirchen —
Hochmeiſter 740
Hochſtädt 741

Hochverrath	741
Hodiz (Alb. Joſ. Graf v.)	742
Hof (Stadt)	743
Hof (Naturlehre)	—
Hof	744
Hofer (Andreas)	—
Hoffmann (Chriſtoph Ludwig)	746
Hoffmannswaldau (Chriſt. Hoffmann von)	747
Hofnarren	—
Hofwyl	749
Hogarth (Wilh.)	—
Höhe	751
Höhenkreis	752
Höhenmeſſung, Höhenwinkel	—
Höhenrauch oder Heerrauch	754
Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte	—
Hohenlinden	—
Hohenlohe	755
Hohenlohe-Ingelfingen (Fr. Ludw. Fürſt v.)	—
Hohenſtaufen	756
Hohenzollern, H. Hechingen, H. Sigmaringen	760
Hoherofen, Hohofen (Eiſenhütte)	761
Hoherprieſter	762
Hohes Lied	—
Höhlen	764
Hohlmünzen, ſ. Bracteaten	—
Holbach (Paul Thiery, Baron von)	—
Holbein (Hans)	765
Holberg (Ludwig, Freiherr von)	766
Holland	770
Holländ. Schule, ſ. Niederländ. Schule	—
Holländiſche Sprache, Literatur und Poeſie	775
Holländer	778
Hölle	—
Höllenſtein oder Silberätzſtein	—
Holm	—
Holſtein	—
Hölty (Ludw. Heinr. Chriſtoph)	780
Holzanbau	782
Holzbrand oder Feuerſchaden in Wäldern	783
Holzconſumtion	784
Holzflößen	—
Holzhandel	785
Holzſparkunſt	—
Holzſchneidekunſt	785
Homann (Joh. Bapt.)	787
Home	788
Homer, Homeriden	—
Homilie	793
Hommel	794
Homocentriſch	795
Homogen	—
Honderkoeter (Melch.)	—
Hontheim (Joh. Nic. von)	—
Hôpital (Michel de l')	796
Horaz	797
Horatier	802
Horatius Cocles	805
Horeb	—
Horen	—
Hören, ſ. Gehör	805
Horizont oder Geſichtskreis, Horizontalkreis	—
Horn, Waldhorn	—
Horne (John)	806
Hornemann	807
Hornhaut	809
Horoſcop	—
Hörrohr, ſ. Gehörwerkzeuge (künſtliche)	—
Horſt	—
Horus	—
Hoſe	—
Hoſe, ſ. Waſſerhoſe	810
Hoſeas	—
Hoſenbandorden, ſ. Orden	—
Hoſianna	—
Hoſpitäler	—
Hoſpitalfieber	811
Hoſpodar	813
Hoſtien	—
Hottentotten	—
Hottinger	—
Houdart (Ant. de la Motte)	815
Houris	816
Howard (John)	817
Huarte (Juan)	819
Huber	820
Huber (Joh. Ludw.)	—
Huber (Michael)	821
Huber (Ludw. Ferd.)	822
Hubertsburg	825
Hübner (Joh.)	—
Hudſon (John, Thomas und Henry)	826
Hudſonsbay	827
Hufeland (Chriſtoph Wilh.)	—
Hugdieterich	828

Hugenotten 829
Hugo Capet 833
Huldigung —
Human und Humanität 834
Humboldt, (Wilh. v.) 836
— (Alex. v.) 837
Hume (David) 839
Humor. Humoriſtiſch 841
Humoral 846
Hundsrück 847
Hundstage —
Hundswuth —
Hunger 848
Hunnen —
Hunter (William und John) 849
Huronen 850
Huſaren 851
Huß (Joh.) —
Huſten 855
Hutten (Ulrich von) 856
Hüttenkunde 858
Huygens —
Huyſum (Hans v.) 859
Hyacinth —
Hyacinthus 860
Hyaden —
Hyde (Eduard und Thomas) —
Hyder Ali —
Hydra von Lerna 861
Hydraulik od. Hydrodynamik 861
und Hydroſtatik —
Hydriaden 862
Hydrocephalus —
Hydrographie —
Hydroparaſtaten —
Hydrophobie, ſ. Waſſerſchen —
Hygieia, Higiea —
Hygin —
Hygrometer oder Notiometer,
Hygroſcop —
Hylas 864
Hymen, Hymenäos —
Hymettus 865
Hymnus —
Hyperbel 866
Hyperboräer —
Hyperion —
Hypermneſtra —
Hypnos, ſ. Somnus —
Hypochondrie —
Hypocritiſch 868
Hypothekenweſen 869
Hypothenuſe 870
Hypotheſe —
Hypſipyle —
Hyrcanien 871
Hyſterie —

Zu Seite 549. Die Nachricht von la Harpe's Tode war falſch. Den neueſten Nachrichten zufolge befindet er ſich als Kaiſ. Ruſſ. General-Lieutenant mit auf dem Congreſſe zu Wien.

Im Laufe des Jahrs 1814 ſind bei dem Verleger dieſes Lexicons folgende Werke und Schriften erſchienen, und in allen deutſchen Buchhandlungen zu erhalten.

Bibliothek neuer engliſcher Romane. Erſter Band, enthaltend: Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn, von Miß Edgeworth, überſetzt von Caroline von Woltmann. 8. 1814. 1 Thlr. 8 Gr.

— — 2r Band, enthaltend: Schleichkünſte von derſelben Verfaſſerin und Ueberſetzerin. 8. 1814. 1. Thlr. 8. Gr.

Briefe über Hamburg. Geſchrieben im Herbſt 1814. 8. 1 Thlr.

Converſations Lexicon, oder encyclopädiſches Handwörterbuch für gebildete Stände. 1.—5r Band. — Pränumerations-Preis auf alle 10 Thl., Druckpappier 12 Thlr. 12 Gr., Schreibpappier 18 Thl. 18 Gr.

Curths, C., die Bartholomäus Nacht 1572. Ein Fragment aus der Geſchichte der Vorzeit Frankreichs. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. 2r Theil: Das Fegefeuer. Ueberſetzt von Ludwig Hain und L. Kannegießer. 1 Thlr. 16 Gr. (1r und 2r Theil 3 Thlr. 8 Gr.)

Deutſche Blätter. 2—6r Band, jeder Band (von 40 Bogen) 1 Thlr. 6 Gr. 8.

Ersch, Prof. F., Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Iahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. In 2 Baenden. (cplet. 10 Thlr.) Zweyten Bandes 2r — 3r und 4r (letzte) Abtheilung, mit den General Registern, Vorrede u. s. w. 1r Band cpl. 4 Thl. 2r Band cpl. 6 Thlr. Einzeln sind diese 3 Abtheilungen zu erhalten.

— — — Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften (Geographie u. Statistik). Gr. 8. 2 Thlr.

— — — Literatur der schönen Künste. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — Literatur der vermischten Schriften. Gr. 8. 0 Gr.

— — — General Register zum ganzen Werk. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Gerning, J. J., die Heilquellen am Taunus. Ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen. Mit Erläuterungen, sieben Kupfern und einer Karte. 4. 5 Thlr.

— — Daſſelbe ohne die Kupfer, aber mit Karte 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Lüders, Ludwig, hiſtoriſche Anſicht vom Zuſtande Europa's am Vorabende vor der Schlacht bei Leipzig am 16.—19. October 1813. Mit einem Plane von der Schlacht bey Lützen am 2. May 1813. 8. 14 Gr.

Der Ruſſiſche Feldzug im Jahr 1812. Von Robert Ker Porter. Aus dem Engliſchen überſetzt von D. Paul Ludolph Kritz. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Salfeld, Friedrich, Geſchichte Napoleon Buonapartes. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Sprengel, Curt., Institutiones medicae. Tom. III.—IV. Pathologia generalis et specialis. gr. 8. 5 Thlr.

— — — Auch unter dem Titel.

— — — Institutiones Pathologiae generalis et specialis. 2 Vol. gr. 8. 5 Thlr.

De l'Allemagne par Mad. de Stael. Nouvelle edition prec. d'une Introduction par Charles de Villers et enrich. du texte original des morceaux poetiques traduits. 4. Vol. 3 Thlr., und auf geglättetem Velin Papier. 5 Thlr. 8 Gr. (Diese Ausgabe ist die eleganteste, die correcteste und die wohlfeilste von allen die erschienen sind.)

Traité (le) d'Utrecht: Manuel diplomatique sur la controverse entre l'Angleterre et la France ou Coup d'oeil sur le Systeme maritime de Napoléon Buonaparte. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Treitſchke, Carl, Heinrich der Erſte, König der Deutſchen und ſeine Gemahlin Mathildis. 8. 20 Gr.

— — — Geſchichte der funfzehnjährigen Freiheit von Piſa. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Urania, Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1815 mit 9 Kupf. (Unter den Beiträgen befindet ſich Werners 24. Febr.) 2 Thl.

Villers (Charles de) Constitutions des trois villes Libres — Anseatiques, Lübeck, Bremen et Hambourg. Avec un Memoire sur le rang, que doivent occuper ces villes dans l'organisation commerciale de l'Europe. orné d' une Carte illuminée 8. 20 Gr.

Werner Fredr. Ludw. Zach. Cunegunde die heilige, Römiſch, Deutſche Kaiſerin. Ein romantiſches Schauſpiel in 5 Acten. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wetzel, Prolog zum großen Magen. 8. (poetiſch humoriſtiſche Satire auf die Nützlichkeits-Tendenzen unſerer Zeit) 8 Gr.

— — — Vierzig Kriegs- und Siegeslieder. geſungen in den Jahren 1813 und 1814. 12 Gr.

Leipzig und Altenburg im December 181

F. A. Brockhaus.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 4

Leipzig ; Altenburg 1815

Enc. 256 y-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11003693-9